Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreizehnter Band.

(Mit den Porträts von Emile Zola, Alfred Meißner und Theodor Fontane.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Google

Inhalt des 13. Bandes.

April — Mai — Juni

1880.

Google

Inhalt des 13. Bandes.

Google

Dreizehnter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1880.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Band 13. — Heft 37.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

April 1880.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Emile Zola's, Radirung von Paul Halm in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIII. Band. — April 1880. — 37. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Emile Zola.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Google

Toni.

Novelle

von

Alfred Meißner.

— Bregenz. —

„Ach, die jungen Leute, die jungen Leute!“ rief der Rath Mangold, indem er mit dem Ausdrucke tiefsten Mißmuths den eben erhaltenen Brief wieder in's Couvert steckte. „Ich sage Ihnen: lieber sechs Töchter, als einen Sohn! lieber sechs Töchter!“

„Was? Ihr Sohn macht Ihnen Sorge?“ fragte der Doctor. „Der Student? Der vortreffliche junge Mann, der neulich hier war und so rasch unser aller Herz gewann?“

„Er hat wirklich die besten Anlagen —“ entgegnete der Vater, indem er aufstand. „Zuweilen wünsche ich mir allerdings, er wäre minder brav, ordentlich, gewissenhaft — dann —“ er verschluckte das Weitere, steckte den Brief in die Brusttasche und machte sich davon.

„Was ist unserm Herrn Rath?“ fragte der Major. „Er macht ein sonderbares Gesicht? —“

„Er hat mir theilweise sein Herz eröffnet“, sagte der Professor. „Sein Sohn macht ihm Sorgen. Er hat da eine Bekanntschaft gemacht — ein Mädchen aus der Arbeiterklasse, dem er täglich begegnete, wenn es aus der Fabrik kam — und nun — kurz, er spricht vom Heirathen — es ist allerdings für einen Vater, um sich die Haare auszuraufen!“

„Narrenspossen!“ rief der alte Major. „Nicht ein einziges graues Haar ließe ich mir darüber wachsen!“

„Sie haben gut reden“, sagte der Baron. „Die Sache ist nicht so unwichtig, als Sie sich denken. Ich habe vor Jahren in meiner Familie Aehnliches durchgemacht. Ein heranwachsender junger Mann bedarf eigentlich mehr der Aufsicht, als ein junges Mädchen. Die steht in der Familie da. So ein junger Mensch — allein in einer großen Stadt — doch ich sage,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

es sollte gar keine Universitäten in großen Städten geben, die Verführung dort ist gar zu groß. Die Engländer haben Recht. In ihren Colleges, gehörig überwacht, da können tüchtige junge Leute heranwachsen".

„Und doch können wirkliche Universitäten nur in großen Städten sein!" rief der Professor. „Aus hundert Gründen, die ich Ihnen an den Fingern herzählen wollte. Aber die Sache liegt anderswo. Mit dem jungen Mangold muß nicht alles in Ordnung sein. Ein junger Mensch, der ernstliche Liebe zu den Wissenschaften hat, ist gegen alle Verführungen geschützt! Die Arbeit, die Wissenschaft, das Studium — Sehr wahr sagt ein griechischer Dichter, daß vor dem Vogel der Minerva die Tauben der Venus die Flucht ergreifen . . ."

„Das ist zum Lachen!" rief der Major. „Sie können um einen jungen Mann eine ganze Mauer von Büchern bauen, das wird ihn nicht abhalten, den Mädchen nachzugehen. Da weiß ich was Besseres: militärische Erziehung. — Im Sommer um Fünf, im Winter um Sechs aus dem Bett heraus — ein paar Stunden täglich Exerciren — Feldübungen, als junger Officier Abrichtung der Soldaten — dabei wird man müde wie ein Jagdhund und denkt an nichts, als recht bald zu Tisch und Abends wieder recht bald ins Bett zu kommen. Da vergehen dem jungen Manne die Allotria . . ."

„Es ist lange her, Major, daß Sie jung waren", entgegnete der Baron. „Es täuscht Sie Ihr Gedächtniß. Ich erinnere mich, daß Sie mir voriges Jahr ein paar Geschichten aus Ihren jungen Jahren erzählt haben" . . . . . .

„Ich denke", mischte sich jetzt der Doctor hinein, „es ist nicht das Studium und nicht die körperliche Ermüdung, die junge Leute schützt. Der eigentliche Schutz vor Verirrungen ist eine edle Liebe. Das junge Herz muß durchaus seinen Roman haben, das ist nun einmal so. Ich sage mit Rousseau: wenn ein junger Mensch kein Wüstling werden soll, muß er lieben".

„Einverstanden", meinte ich, „aber es frägt sich nur: welche Wahl soll man ihm wünschen? Wir reden doch von einem jungen Manne zwischen Achtzehn und Zweiundzwanzig oder darüber. Er ist reif, aber noch lange nicht reif zum Heirathen. Zur Geschlechtsgemeinschaft und zur Familie darf es nicht kommen. Wer soll seine Geliebte sein?"

„Ei was — wenn es nicht ohne Geliebte geht — ein Philinchen".

„Oder noch besser, eine kluge Weltdame!" meinte der alte Major. „Die führt ihn sacht an den Klippen vorbei".

„Sie setzen mich in Erstaunen!" sagte der Doctor. „Die Jugend bedarf des Idealismus. Erste Liebe, erste Jugend sollten rein und klar sein. Mit Zweideutigkeit und Lüge ein Leben beginnen? Das wäre schnöde. Gönnen wir dem jungen Menschen die Liebe eines braven Mädchens und lassen wir es darauf ankommen, was daraus wird".

„Da sind Sie eine egoistische Natur", sagte ich. „Die erste Liebe eines jungen Mannes ist dem Untergange geweiht. Edler Stoff ist zu gut

Google

für Experimente. Sucht man für den Anfänger im Zeichnen das schönste Blatt Velin aus? Sie meinen es dabei auch Ihrem Sohn nicht gut, und haben doch nur das Wohl desselben im Auge. Wo der Idealismus sich hineinmischt, wird die Sache immer ernst. Denken Sie doch auch an das Mädchen, das Sie ihm als Geliebte bestimmen. Wird es nicht geopfert sein?"

„Sie möchten Recht haben, erwiderte der Doctor. „Diese Fragen sind so schwierig — man weiß wirklich nicht, auf welche Seite man sich schlagen soll . . ."

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her und nahm eine Wendung an, deren Mittheilung nicht für alle Leser paßt. Der Gegenstand wurde abgebrochen, ohne daß die Frage zu einer Lösung gekommen wäre.

Den zweiten Sommer schon hatten wir uns, — großentheils dieselbe Gesellschaft — auf ein paar Wochen an einem kleinen, wenig bekannten, aber wunderschönen See des österreichischen Alpenlandes zusammengefunden. Wir bewohnten zusammen dasselbe geräumige Gasthaus, wo wir einfache, aber gesunde Verpflegung gefunden hatten. Die Energischeren unter uns zogen morgens aus, heute in dieses, morgen in jenes entfernte Thal, bestiegen heute diesen, morgen jenen „Kogel". Abends brachten sie den Damen große Sträuße von Alpenblumen mit, die während des Abendessens von Gelehrten, die wir unter uns hatten, botanisch bestimmt wurden, wogegen diese, welche untertags mit der Zeichenmappe ausgezogen waren, Abrisse der oder jener Mühle, der oder jener Schlucht vorlegten. Noch andere unter uns beschränkten sich auf kleine Ausflüge und pflegten in den Schatten irgend ein Buch mitzunehmen. So verging ein Tag um den andern. Nur in den allzuheißen Nachmittagsstunden blieb die Herren-Gesellschaft regelmäßig bei Kaffee und Cigarre beisammen. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht. Von Politik zu reden, wurde vermieden, aber die Debatte über allerlei Lebensresultate ruhte nie: wir litten allesammt nicht an allzugroßer Jugendlichkeit.

Nur Einer aus unserer Gesellschaft hatte sich diesmal am Gespräche nicht betheiligt. Er war der Jüngste unter uns, ein Mann in den Dreißigen, den ich hier, wo ich seinen wirklichen Namen nicht nennen darf, als Armin Hammer einführen will. Er war ein Mann, zu dem man sich unwillkürlich hingezogen fühlte, für den man sich interessiren mußte. Sein schöner, dunkler Kopf, sein freundliches Wort, sein gefälliges Wesen hatte ihn in unserem Kreise rasch beliebt gemacht. Er war Jurist, hatte mehrere Jahre eine Docentenstelle an der Universität inne gehabt, hatte aber jetzt Urlaub genommen. Er schien nicht der besten Gesundheit zu genießen und gehörte zu Jenen, die nie einen „Kogel" bestiegen. Dafür saß er um so länger, eine Schreibtafel in der Hand, auf irgend einer einsamen Bank am Saume des Waldes.

Ich war ihm näher gerückt, hatte sein Vertrauen gewonnen. Er zeigte mir ein paar größere Gedichte, in welchen sich ein edles Gemüth, ein reicher Geist aussprachen. Sie überraschten mich wirklich. Eines derselben,

Google

„Requiem“ benannt, hatte solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer wieder Verse daraus citirte. Da erfuhr ich nun, daß er auch eine Anzahl Dramen daheim in seiner Schublade habe. Aber, fügte er rasch hinzu, das sei ein Privatluxus, den er sich gestatte, er gedenke nicht, mit denselben hervorzutreten.

Ich äußerte meine Verwunderung. Man wolle die Musik, die man niedergeschrieben, doch auch zu hören bekommen und ihre Wirkung sehen.

„Ich begnüge mich damit, sie mir selbst vorzuspielen“, war die Antwort. „Ich hatte wohl einst andere Absichten, aber ich habe sie aufgegeben. Denken Sie sich doch Jemanden, der sehnlichst wünschte, einem geräuschvollen Schauspiele beizuwohnen. Er macht sich auf den Weg, aber auf dem Flecke angelangt, wird er ein Gedränge gewahr, das ihn erschreckt. Es ist ein toller Andrang, wo Einer den Andern stößt und vorwärts schiebt; nur der kommt vorwärts, der tüchtig die Ellenbogen gebraucht. Der eine flucht, der andere seufzt, einem Dritten werden Injurien an den Kopf geworfen. Mein Jemand kehrt um und denkt bei sich: ich wäre auch gern dabei, aber Stoßen und Gestoßenwerden ist nicht meine Sache, es ist auch nicht meine Sache, in die hintersten Bänke zu kommen. Unter solchen Bedingungen verzichte ich lieber, bringe den Abend daheim zu und führe mir selbst mein Schauspiel auf. So ist meine Lage. Ich sehe, daß auf die Vorderplätze nur der gelangt, der sich tüchtiger Ellbogen erfreut — ich bleibe daheim . . .“

Ich konnte ihm Alles in Allem nicht so Unrecht geben. Es giebt Naturen, die sich im Kampfe aufreiben; er mochte fühlen, daß er zu diesen gehöre.

Mein junger Freund hatte einen sehr alten Mann bei sich, den man zuerst nach seiner einfachen Kleidung, seinem mehr als bescheidenen Auftreten und den tiefen Bücklingen, die er machte, für seinen Diener hielt. Er war es aber nicht, Armin behandelte ihn mit großer Rücksicht. Wir hörten ihn später den Mann als „seinen alten Freund“ bezeichnen. Er war auch kein Verwandter. Man merkte, daß irgend eine Beziehung zwischen dem geistig hochbegabten jungen Gelehrten und der traurigen, halbzerstörten Menschenruine bestehe, aber welcher Gattung sie sei, blieb unaufgeklärt.

Ich hatte mich, als unsere Debatte abgebrochen wurde, meinem Freunde genähert; es war die Stunde da, um die wir unseren gemeinsamen Spaziergang zu machen pflegten. Eine halbe Stunde später saßen wir auf unserem Lieblingsplätzchen, dem Altan eines kleinen Landwirthshauses. Ein Teller mit Obst und eine große Flasche rothen Tyrolers stand vor uns. Die Sonne näherte sich dem mächtigen Gebirgsjoche und färbte die tannenbewachsenen Felsterrassen mit rothbraunem Schimmer. Manche der ausgangslosen Thaleinschnitte lagen schon im Schatten. Wir waren ganz allein, aus dem weiten Thalkessel vor uns drang kein Ton herauf.

Ich war wieder auf den jungen Mangold zu sprechen gekommen; Hammer, der stumm dagesessen, den Blick vor sich heftend, fuhr empor.

Google

„Wir begegnen uns in unseren Gedanken“, sagte er. „Das heutige Gespräch hat mich ganz ernst gemacht. Es hat tausend Erinnerungen und Nebenvorstellungen in mir geweckt. Die Vergangenheit hat mich angesehen wie ein Gespenst. Ja wohl ist die erste Liebe einer der wichtigsten Momente unserer geistigen Entwicklung. Wie entscheidend über die Richtung, die wir einschlagen! Wie nachwirkend für's Leben! Doch was ist sie im Grunde? Ein ganzer Lenz von Blumen in einen Strom geworfen, der sie erbarmungslos verschlingt. Je köstlicher sie sind, desto mehr Schade um sie. Sie sind ja dem Tode verfallen. Wenn Sie mich so sehen, wie ich bin, da ich freudelos durch eine verödete Welt hinwandle, die erste Wahl, die ich traf, ist schuld daran. Manche Wege stehen dem jungen Menschen offen — auf jedem drohen eigenthümliche Gefahren —“

Endlich, wie von einer inneren Gewalt getrieben, sagte er, indem ein wehmüthiger Ernst seine Züge überstrahlte:

„Wollen Sie meine Geschichte — die Geschichte meiner Wahl hören?“

„Es steht bei Ihnen —“

„Mittheilung ist oft Wohlthat. Es wird mich erleichtern, mein Herz zu öffnen. Vielleicht höre ich auch ein Urtheil, das mich entlastet. Ich erzähle Ihnen die Ereignisse, die zwölf und mehr Jahre zurückliegen. Hören Sie zu?“

Ich nickte, und Hammer begann.

* * *

Ich bin ein Deutschböhme und stamme aus einer Fabrikanten-Familie. Mein Großvater hat einen in der Geschichte der böhmischen Glasindustrie wohlbekannten Namen, ein Onkel von mir lebt heute als reicher Mann in Batavia. Nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters zog meine Mutter mit mir in das alte, ruhmwürdige, romantische Prag. Wir besaßen ein Haus auf der oberen Neustadt, mit einem schönen Garten daran. Nichts fehlte mir von dem, was ein Leben geordnet und glücklich machen konnte. Ich hatte gute Lehrer, liebe Gespielen, ich war ein vielversprechender Knabe, ein Glückskind. Meine Mutter war die Güte selbst. Nie versuchte sie den Eigensinn des Knaben durch Strenge zu brechen, immer nur ihn durch Liebe zu leiten.

Sehr frühe war in mir ein ausgeprägter Sinn für die Kunst und alles Schöne erwacht. Ich las mit Leidenschaft, jeder Augenblick war mir kostbar. Bilder sprachen zu meiner Seele, ich vermochte nicht leicht Rührendes ohne Thränen zu lesen. Musik regte mein ganzes inneres Leben auf. Doch hinderte mich eine leidenschaftliche Unruhe, die mich planlos heute dies, morgen jenes treiben ließ, auf irgend einem Gebiete selbständige Fortschritte zu machen.

Ich übergehe den Aufenthalt am Obergymnasium, die romantische

Google

Periode der Flegeljahre, die Zeit, da der Kopf tausenderlei Gedanken über Lectüre, Umgang, Gesellschaft nachhing, während sich die Aufmerksamkeit auf die mit algebraischen Buchstaben beschriebene Tafel richten sollte; die Zeit, da die Reitschule schließlich zu manchem Malheur zwischen Hecken und Gräben führte, die Tanzstunde die ersten schuldlosen Mädchenbekanntschaften vermittelte. Noch immer hatte mir das Leben nichts Absonderliches gebracht. Ist's nicht blos einfach natürlich, daß sich in der Seele des jungen Menschen ein Gedankengewimmel regt, hier Lichter aufgehen, dort Schatten einfallen, Bezauberung durch Poesie, Entzauberung durchs Leben miteinander abwechseln? Der Kopf wagt sich an philosophische Fragen, die Phantasie baut Luftschlösser, deren Thurmspitzen bis an den Himmel gehen, die Debatte des nächsten Tages, ein überlegenes Wort, gehört, oder in einem Buche gefunden, wirft sie alle über den Haufen. Dann Zweifel, Zerfall, Pessimismus: die Welt liegt im Argen! Es hat nichts zu bedeuten, die junge Seele kommt schon wieder ins Gleichgewicht . . . Und weiter geht es, weiter durch Sommer und Winter, Sonnenschein und Dunkel, bis ein Ruck sich fühlbar macht. Was ist's? Eine Kleinigkeit. Die Parze, die am Rocken des Lebens jedes Einzelnen spinnt, hat etwas neues Werg hineingemischt . . . .

Und von da an wird das ganze Leben ein anderes.

Ich war zwanzig Jahre geworden und studirte Jura. Inmitten eines fremden slavischen Elements pflegten wir recht und treu deutsches akademisches Leben. Ach, der glücklichen Zeit, wo das fröhliche Herz meint, dem Studenten gehöre die Welt! Wir hatten Freude an unseren Liedern und an unseren Schlägern, pflogen unverbrüchliche Treue, hielten Begeisterung für deutsches Wesen hoch. Wenn etwas derber und roher Spaß mit unterlief, es hatte nichts zu sagen. Wir waren treue, biedere junge Leute, gesund an Leib und Seele und das dreifarbige Band hielt uns fest zusammen.

Dem weiblichen Geschlechte war ich bisher so gut als fern geblieben, da schlug eine Phantasieliebe mir in's Herz hinein. Seit ich im Theater Fräulein Sophie Wallberg gesehen, hielt ich mich für sterblich in sie verliebt. Ich wollte aber auch Dichter sein. Das erschien mir als das Höchste. Ich fing mit Leidenschaft an, Trauerspiele zu schreiben. Sophie Wallberg war eine sehr reife majestätische Jungfrau, welche mit Vorliebe in Gastrollen wie Judith, Medea, Phädra, Brunhild, gelegentlich auch als Lady Milford, auftrat. Ihr Kopf, die Büste nach der Antike geformt, die Augen, die jetzt glühende Leidenschaft, jetzt hohe Schwärmerei ausstrahlten, hatten es mir angethan. Ich ging stundenlang vor dem Gasthofe, in dem sie wohnte, auf und nieder und sandte ihr — natürlich anonym — ein Dutzend feuriger, himmelhoch gehender Sonette zu. Ich wollte nur solche Stücke schreiben, in denen sie eine Rolle fände, antike, hochpathetische. Als sie abreiste, war ich unglücklich, aber sie stand vor meiner Phantasie als meine tragische Muse. In meinem großen Drama „Arethusa“ hatte ich, wie ich meinte, die Hauptfigur ganz nach ihren Zügen geschaffen.

Google

Längst war meine Ungeduld groß, nebst der Stadt, aus der ich bisher nicht gekommen, noch ein weiteres Stück der Welt kennen zu lernen. Meine Mutter erlaubte mir, ihre jüngere Schwester zu besuchen, die über Sommer in einem der großen böhmischen Badeorte lebte. Das waren meine ersten außer dem Hause verlebten Ferien. Die Stadt in der anmuthigen Thalsenkung zwischen dem grünen Erz- und Mittelgebirge gefiel mir ungemein, In der Nähe waren historische Stätten, entscheidungsvolle Schlachtfelder, merkwürdige, durch abenteuerliche Persönlichkeiten berühmt gewordene Schlösser; romantische Ritterburgen lagen inmitten großer Waldungen, sagenreiche Wallfahrtsorte standen auf den Höhen — sie waren die Zielpunkte meiner weiteren Ausflüge. Blieb man im Orte selbst, so bot der herrliche Park mit seinen Jahrhunderte alten Alleen, seinen mächtigen Baumgruppen, die sich in stillen Teichen spiegelten, Gelegenheit genug zu träumerischen Spaziergängen. Man konnte im Grünen sitzen und lesen, konnte gelegentlich die Schwäne füttern, konnte die Rehe rudelweis aus dem thaugrünen Dickicht treten sehen. Riefen dann die Klänge des Brunnenorchesters zum Versammlungsplatz, so war man rasch wieder im buntesten Menschengewühle, in welchem es an glänzenden Frauenerscheinungen und allerlei die Aufmerksamkeit herausfordernden Persönlichkeiten nicht fehlte. Die „Saison" war eben auf ihrem Höhepunkt angelangt; ich bewegte mich in einem neuen, mich höchlich anmuthenden Kreise. . . .

Ich dünkte mich meinestheils nichts anderes, als ein Mann. Meine Tante, eine jugendliche Wittwe und nicht frei von harmloser Koketterie, schien meine hoch aufgeschossene Gestalt nicht ohne Vergnügen zu bemerken; an ihrer Seite herwandelnd, ihren Shawl über dem Arm, sah ich einem jugendlichen Verehrer gleich, und das war ihr lieb; sie war klein und nicht eben hübsch, hatte nie Verehrer gehabt. Im Uebrigen war sie der Ansicht, daß es mir an Weltgeläufigkeit und am rechten Benehmen mit Damen noch gar sehr fehle. Sie wünschte, daß ich mich abschleife, und wollte mir dazu behilflich sein.

Im ersten Stockwerk unseres Hauses wohnte Graf Greifenklau (Erlaucht) mit seiner Gemahlin. Er war ein schlanker, hagerer, sehr aufrecht gehender Herr mit glänzend schwarzem Backenbart, lachendem Munde, herrlichen Zähnen, immer jugendlich gekleidet. Dennoch hatte man das Gefühl, daß dieser junge Mann schon alt sei. Das war er in der That, er hatte bereits unter Metternich als Diplomat an italienischen Fürstenhöfen gedient. Seine Gemahlin war eine hohe Frau von gewaltigen Formen, mit großen leuchtenden Augen, für welche das berühmte homerische Beiwort in Anwendung gebracht werden konnte. Eine Frau, die, wenn das Werk der Toilette an ihr beendigt war, wie die königliche Juno im Pfauengespann daherkam. Nie noch hatte ich eine solche Fülle goldblonden Haares über einen üppigeren Nacken herabfließen sehen. Im Scheine ihrer Gegenwart erblaßte die Jugendlichkeit ihres Gemahls wie eine von der Sonne beschienene Theatermalerei.

Die stolze Schöne war schon mehrmals an mir vorübergerauscht; ich

Google

hatte jedesmal scheu die Augen niedergeschlagen. Aber wie wird mir, als ich einmal knapp an ihr vorüberkomme — ich erkenne in ihr Sophie Wallberg, die von mir so viel bewunderte! Aber wer erkennt auch sofort Judith, Medea, mit moderner Toilette angethan? Ich erkundige mich — alles ist richtig. Sie ist erst seit einem halben Jahre Gräfin Greifenklau. Und nun muß ich ihr näherrücken um jeden Preis! Ich lasse nicht nach, bis meine Tante Annährungsversuche macht. Diese finden das freundlichste Entgegenkommen.

Eines Tages sollte eine Landpartie nach Kranberg, einem malerisch gelegenen Bergstädtchen der Umgegend, unternommen werden. Eine zahlreiche Gesellschaft gruppirte sich um das gräfliche Paar, Medea insbesondere war von Anbetern umlagert. Mir Armen, schien nur Fidele bleiben zu sollen — das war der wunderliche Name der Gesellschafterin, der ehemaligen Zofe der Gräfin. Fidele war ein lustiges aufgewecktes Mädchen, mit mir etwa in gleichem Alter, dem das hochrothe Haar vortrefflich stand. Ein allerliebstes Kind, aber ich achtete ihrer kaum. Meine Blicke weilten auf der tragischen Heroine von ehedem, der ich mehr Verehrung zollte, als einer Königin.

Am Fuße des Berges, von dessen Gipfel die Trümmer zweier alten Burgen herabschauen, hatten wir den Wagen verlassen, um zu Fuß im Schatten der breitkronigen Ahorne hinanzusteigen. Die Gräfin, deren wohlwollender Blick einen Moment lang auf mir geweilt, wandte sich an mich.

„Ich höre mit Vergnügen“, sagte sie, „daß Sie sich dichterisch versuchen. „Werden Sie mir davon etwas mittheilen?“

Ich erwiderte, vor Freude über solche Annäherung ganz aufglühend, daß ich es mir zur hohen Ehre schätzen würde, mein Trauerspiel „Arethusa“ vorlegen zu dürfen.

„Arethusa!“ rief sie. „Ach, der Name schon ist so poetisch und verspricht das Schönste! Arethusa. Wohl eine griechische Königin?“

„Doch nicht, der Stoff gehört der Mythologie an“.

„Gleichviel. Schon der Name wird Ihnen Glück bringen. Ach, wie verstehe ich den Zug, der ein junges Gemüth zum Drama fortreißt. Das Theater ist ja das höchste, das potenzirte Leben. Wie glücklich war ich, als ich ganz der Kunst leben durfte! Die Lampen zu unseren Füßen — vor uns ein Publikum, das an unseren Lippen hängt — nein es geht nichts darüber! Der abscheuliche Mann dort“ — sie wies mit dem Sonnenschirm auf den Grafen — „wird nie begreifen, welches Opfer ich ihm gebracht“.

„Wir“, meinte ich „müßten das Opfer am meisten beklagen. Wer so durch Erscheinung und Naturell zur Darstellung von Heroinen berufen, sollte den Brettern nie entsagen“.

„Mindestens später als ich es gethan“ — setzte sie in sinnender Träumerei hinzu.

Fidele, die uns gefolgt war, schien uns beide zu verspotten. Ich schaute zufällig zurück und überraschte sie, als sie eine unendlich komische Fratze schnitt.

Google

„Gnädige Gräfin“, sagte ich, „es bleibt Ihnen der Genuß an den Leistungen Anderer“.

„Ein ärmlicher Trost!“ war die Antwort. „Selbst muß man wirken, selbst den Kranz für seine Leistungen ernten. Auf die Gefahr hin, Ihnen als eine schreckliche Egoistin zu erscheinen, gestehe ich: ich mag Andere gar nicht ansehen, vollends in Rollen, die ich einst gespielt. Kaum jemals besuche ich das Schauspiel — höchstens die Oper —“

„Es wird Ihnen eben schwer Jemand zu Danke spielen — keine andere Künstlerin Ihre Absichten treffen“.

In der Mitte dieses Geplauders, — wir hatten ein von einzelnen großen Bäumen bestandenes Hochplateau erreicht — schlug ein lautes Hundegebell und gleichzeitig der Aufschrei einer hellen Mädchenstimme an unser Ohr. Ich meinte, es müsse ein Unglück geschehen sein.

Es war minder groß, als ich gefürchtet. Als wir um eine Wendung des von Heckengebüsch umsäumten Pfades gekommen, sahen wir es mit einem Blicke. Neptun, der große schwarze Neufoundländer der Gräfin, war über ein zahmes Reh hergefallen, und stand nun mit bluttriefender Schnauze da. Das Thier, noch ganz jung, mit dem graziösesten Köpfchen, lag zuckend am Boden, das Blut troff aus der Halswunde und färbte das Gras. Ein Mädchen — halb noch ein Kind — war rasch herbeigelaufen, ein Stöckchen in der Hand, furchtlos vor dem Thäter — zwischen zwei Empfindungen getheilt: den Mord zu rächen und ihn zu betrauern.

Noch sehe ich den Platz vor mir. Ein Raum, von einem Rasenabhang umgrenzt, war von großen Buchen auf's Lieblichste beschattet. Ein Ziehbrunnen, von Farrenkraut und Kresse umwuchert, war in der Mitte, dort lag ein alter Kübel umgestürzt, dort war das Unglück geschehen.

Das Mädchen selbst war ein Wunder von Lieblichkeit. Es zählte kaum sechszehn Jahre. Die großen braunen Augen standen voll Thränen, das Gesicht mit den kindlichen Zügen war noch vom Ausdruck des erlebten Schreckens starr. Die Kleine war in der Tracht der Gegend, ärmlich, aber reinlich, gekleidet, in einem dunklen Mieder, einem roth und schwarz gestreiften Röckchen. Das blonde Haar hing in langen Strähnen herab über die noch magern Schultern. Unfern — auf dem Grase neben einem großen Steine — lag ein Klöppelkissen — sie hatte im Schatten der Bäume bei ihrer Arbeit gesessen, als sich das Unglück zutrug.

Die Gesellschaft war stehen geblieben und betrachtete den Todeskampf des Thieres, während das Mädchen vergebliche Versuche machte, das vorschießende Blut zu dämmen. Das Thier richtete mehrmals das Köpfchen mit den zierlichen schwarzen Hörnchen empor, sanft und traurig blickten die schönen braunen Augen die Herrin an. Immer wieder wollte es sich auf die zarten Füßchen stellen, wieder brach es zusammen.

Wedelnd, daß man ihm den Irrthum verzeihe und ihm die Strafe

Google

erlasse, kam Neptun an die Gräfin heran, fletschte aber gleichgiltig die Zähne dabei.

„Hui, was für ein böser Hund!“ rief das Mädchen, aus ihren Thränen heraus finster auf die Dame blickend. „Er ist wie ein Wolf über mein armes Hansel hergefallen . . . . “

Der Graf hatte sofort in die Tasche gegriffen. „Kind, Kind“, sagte er, „Rehe aufziehen ist recht hübsch — aber — Thierchen sind immer in Gefahr — früher oder später kommt ein Fleischerhund drüber! Diesmal war's ein Neufoundländer. Wohl selbst gefunden im Walde — im Winter dem Hause nahe gekommen — mit Brot und Milch aufgezogen — das Thierchen sehr liebgewonnen? Bedaure den Schaden, den Neptun angerichtet. Wie ihn taxiren? Wie vergüten? Wirklicher Werth sehr gering, aber pretium affectionis sehr groß! Nun, laß mit diesem Thaler den schnöden Mord gesühnt sein — morgen trägst Du Dein Reh in die Stadt zum Wildprethändler und erhältst auch etwas!“

„Behalten Sie Ihr Geld!“ entgegnete die Kleine zornig. „Mir ersetzen Sie damit das Thierchen nicht. „O, das brave, liebe, treue Ding!“ rief sie, das Rehlein noch leidenschaftlich liebkosend, indeß helle Thränen aus ihren Augen brachen.

Da hob das Thier noch einmal das zierliche Köpfchen — noch einmal läutete die kleine Schelle, die es am Halse trug, ein winziges Todtenglöcklein, dann streckte es sich; sein kleines Leben war entflohen. Das braune, seidenweiche Fell war mit Blut übergossen.

„Da Mädchen, nimm!“ wiederholte der Graf.

Aber das Mädchen fuhr empor.

„Geld kann nicht Alles wieder gut machen!“ sagte es und finster vor sich hersehend, eilte es einem unfern gelegenen Häuschen zu.

„Geld kann nicht Alles wieder gut machen!“ wiederholte die Gräfin. „Das hätte die größte Künstlerin nicht besser sagen können. Gehen wir, sonst kommen noch Vorwürfe von anderer Seite!“

„Dummer Stolz armer Leute!“ sagte der Graf und steckte sein Geldstück wieder ein.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung.

Ich aber zog in aller Stille ein Beutelchen, das ich bei mir trug, hervor, und legte es unbemerkt mit seinem allerdings nur mäßigen Inhalt neben das todte Thier. Ich wußte doch, daß das Mädchen es demnächst abholen werde . . . . .

An diesem Nachmittage wurde noch allerlei unternommen und sehr viel von Kunst gesprochen.

Aber Alles ging an mir vorüber. Mittendurch erschien vor mir immer wieder das Bild des stolzen, zornigen, weinenden Mädchens. Die kleine Idylle vom Waldkind mit dem Reh, die mir entgegengetreten, war echt und

Google

wahr. Was die großen Gefühle meiner Dame anbelangte, so sagte mir etwas, daß sie an- und abgelegt würden, wie ihre Haartracht und ihr sonstiger Putz.

* * *

Als ich am Morgen des nächsten Tages von einem Spaziergang heimkam, begegnete mir Fidele auf der Treppe.

„Nun?“ fragte sie nach rascher Begrüßung. „Werden Sie wirklich meiner Gräfin vorlegen, was Sie geschrieben und gedichtet haben?“

„Ich habe es bereits gethan“, war meine Antwort. „Vor einer Stunde habe ich ein Packet dem Diener zur Ueberreichung an die Frau Gräfin übergeben“.

„Wozu doch das?“ rief das Mädchen.

„Wozu? Wozu? Um von ihr ein Urtheil über den Werth der Sachen zu erhalten! . . .“

„Ja“, erwiderte Fidele, „wenn Ihre Verse Seidenstoffe oder Spitzen wären, dann hätten Sie sich an eine große Kennerin gewendet“.

„Fidele!“ rief ich zurückweisend, „die Gräfin war eine große dramatische Künstlerin. Sie hat vielleicht hundert große Rollen gespielt, viele Charaktere geradezu geschaffen — ich kann mir auf diesem Gebiete keine größere Autorität denken . . .“

„Nun, so thue, was Du nicht lassen kannst, thörichter Jüngling!“ rief die nette rothhaarige Hexe, indem sie ihr Näschen rümpfte und eine ihrer gewohnten Grimassen schnitt. Dann flog sie davon.

Wie wahr ist doch das Sprichwort, daß es vor dem Kammerdiener keine Helden giebt! dachte ich bei mir und ging kopfschüttelnd weiter.

Oben wurde mir ein Packetchen, in grobes Papier eingesiegelt, ohne Adresse übergeben; ich fragte, was das sei?

„Das hat heute ein junges Mädchen vom Lande bei der Hausmeisterin für Dich abgegeben“, erzählte meine Tante. „Sieh doch, was es ist“.

Ich wußte es, noch ehe ich das Siegel aufriß. „Ich habe gestern in Kranberg“, sagte ich, „unter der alten Burg ein Beutelchen mit etwas Geld darin verloren. Da wird es mir zurückgebracht“.

„Und das Mädchen ist davon gegangen, ohne einen Finderlohn zu beanspruchen!“ rief meinte Tante. „Merkwürdig, wie sie Dich finden konnte! Sie muß in der halben Stadt herumgelaufen sein. Es giebt doch noch brave Leute —“

Aergerlich steckte ich mein Beutelchen zu mir. Das Mädchen hatte doch nicht glauben können, daß ich es unabsichtlich dort gelassen, und so war diese Rückstellung, die sie einen mehrstündigen Weg in die Stadt kostete, der Act eines seltsamen, fast störrisch zu nennenden Stolzes. Doch — diesen Stolz hatte sie schon gestern gezeigt.

„Schade“, äußerte die Tante nach einer Weile, „daß man das Mädchen

Google

nicht zu mir heraufgeschickt hat. Ich hätte eine Frage an sie stellen können. Seitdem ich hier bin, will ich mich nach einem gewissen Maurer Erhardt in Kranberg erkundigen — ich hätte es jetzt gethan".

„Was hast Du mit ihm?"

„Dein Onkel, mein lieber Mann", war die Antwort, „hatte für einen Maurer, Namens Erhardt, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, ein gewisses Interesse gefaßt, und ihm eine ziemliche Summe, wofern mir recht ist, achthundert Gulden geliehen. Sie waren auf dessen Häuschen hypothecirt. Es ist dies vierzehn bis fünfzehn Jahre her. Eine Reihe von Jahren hindurch sind die Zinsen zu den Terminen richtig eingegangen, dann sind sie ausgeblieben, und ich höre gar nichts mehr von der Sache. Ist der Mann noch am Leben oder nicht? Ist er noch Besitzer des Häuschens oder ist es in andere Hände übergegangen? Warum zahlt er nicht?"

„Wenn ich Dir damit einen Dienst erweise, daß ich mich an Ort und Stelle erkundige, will ich gleich morgen nach Kranberg gehen", war meine Antwort.

Die Tante war mit diesem Anerbieten höchlich zufrieden.

Indem ich an diesen Gang dachte, trat die Kleine mit dem Reh wieder vor meine Erinnerung, sie erschien mir unendlich romantisch und grazienhaft. Ihr Stolz, von dem ich heute wieder eine Probe erhalten, stand ihr doch gut . . . Aber das alles flog mir nur so durch den Kopf, im Vordergrund meiner Gedanken stand die Gräfin. Ich sah sie im Geiste über meiner „Arethusa" sitzen und alle Intentionen meines dramatischen Gedichts in ihrer hohen Seele erfassen. Gewiß würde sie mir Winke geben, wie alles noch emporzuheben sei.

„Senden Sie mir morgen frühestens Ihre Dichtung", waren beim Nachhausegehen ihre letzten Worte gewesen. „Und abends zwischen Sechs und Sieben kommen Sie. Ich sorge dafür, daß wir ungestört lesen".

Zwischen Sechs und Sieben war es, auf die Minute, als ich schüchtern an die Thüre pochte.

Die schöne Frau saß in einem Schaukelstuhl am Fenster, dessen Jalousien leicht zugelehnt waren. Ihr zu Füßen lag der schwarze Neufoundländer. Im Hintergrunde deutete ein Theeservice an, daß ich bis zu ziemlich später Stunde werde bleiben dürfen.

Die Abendsonne blickte herein und spielte auf den goldenen Wellen des wunderbaren Haares.

„Schön, daß Sie so pünktlich sind", sagte die Gräfin mit dem freundlichsten Tone ihrer tiefen sonoren Stimme, indem sie ein Heft bei Seite legte, in welchem ich mit Stolz mein Manuscript erkannte. „Kommen Sie, nehmen Sie Platz. Sie finden mich noch unter dem vollen Eindrucke Ihrer Dichtung".

„Ist es möglich — Arethusa hätte Ihnen gefallen?" rief ich mit gepreßter Stimme.

Google

„Die Dichtung hat mich entzückt. Es ist Schwung darin — hinreißende Wärme. Als Stück könnte es vielleicht handlungsreicher sein — theilweise bühnengerechter — wie man es heutzutage wünscht — indeß — mein Gott wie jung müssen Sie gewesen sein, als Sie das schrieben!"

„Das Stück ist", erwiderte ich, „vor einem Jahre in Prag entstanden. Sie, Gräfin, haben einen Theil daran. Ihr Gastspiel — die Verkörperung von Gestalten, die mir bisher nur undeutlich vorschwebten und die ich nun so wunderbar vergegenwärtigt sah, hat an meinem Werke mehr mitgeholfen, als Sie wohl glauben".

„Ach, Prag! Prag!" seufzte die Gräfin. „Wenn ich meines dortigen Gastspieles gedenke — es war mein letztes — da geht mir das Herz auf! Die Aufnahme, die ich fand, war so enthusiastisch — so nachsichtig, sollte ich vielleicht sagen. — Der kunstsinnige Adel dort — das Publikum — die Kritik — alles kam zusammen, mich höher zu stimmen. „Meine Prager verstehen mich!" sagte schon Mozart — es ist und bleibt eine kunstsinnige Stadt. Dort" —, sie hielt inne und lächelte eine Weile — „dort bin ich auch noch besungen worden . . . Eine Zahl reizender Sonette kam mir zu — ach, wie begann doch das eine, das mich so sehr gefreut —?

Du tratst im Purpur aus des Schlosses Thüren,
An Wuchs und Gang den Königinnen gleich,
Du trugst — du trugst —"

Sie schwieg, das Weitere im Gedächtniß suchend, ich aber fuhr schüchtern fort:

„Die Zeichen nur, die dir gebühren,
In deiner Brust liegt auch ein Königreich!
Doch nicht blos Kön'gin bist du — es berühren
Uns Klagetöne wonnevoll und weich — —
Wenn du —"

„O, so kamen die Sonette doch von Ihnen!" rief die Gräfin, und es fehlte bei Gott nicht viel, sie wäre mir an den Hals geflogen. „Ich ahne es seit heute morgen. Ich errieth es — bei Ihrer Arethusa! Die Schrift jener Blätter — und dieses Manuscriptes — ist ja dieselbe! Liebster Hammer, was hüllten Sie sich doch in das Dunkel der Anonymität? Warum kamen Sie nicht vertrauensvoll — Ach, junge Leute!"

In diesem Augenblicke trat Fidele ein, wie es schien mit der Absicht, auf dem Nipptisch allerlei zu ordnen.

„Was?" rief die Gräfin aufsehend, „Du bist noch hier? Ich denke, Du wolltest schon um Fünf bei Deiner Freundin sein?"

„Ich gehe nicht hin. Es regnet. Da sind mir meine Kleider zu lieb —" war des Mädchens barsche, verdrießliche Antwort.

„So bändige wenigstens jetzt Deinen Thätigkeitstrieb!" entgegnete die Gräfin mit einer Handbewegung. „Herr Hammer, ich wünsche, daß Sie weiter lesen".

Ich hatte noch gar nicht begonnen.

Google

Fidele schoß zum Zimmer heraus.

„Sie sehen mein Talent mit allzu nachsichtigen Augen an —" begann ich nach dieser Unterbrechung. „Ich bin ein Anfänger —"

„Natürlich sind Sie das!" sagte die Gräfin. „Freuen Sie sich, daß Sie das sind! Aber — Sie bleiben es nicht lange — ich prophezeie Ihnen Glück, ein hohes Gelingen. Wäre ich noch Schauspielerin — Sie sollten mich bald als Arethusa sehen".

„Diese Hoffnung ist leider für immer dahin".

„Hm" — sagte die Gräfin und dieser langhingezogene Laut war unendlich vielsagend. Es war, als ob sie sagte: ich verschwöre es nicht, daß man mich noch einmal auf den Brettern sieht! . . .

Das brachte mich ganz außer Fassung, ich sah sie groß an. Sollte sie auf den Tod des Grafen warten? oder war sie gesonnen —

„Lesen Sie, lesen Sie!" rief die Gräfin, den Gedanken nicht weiter verfolgend. „Ich will die große Scene zwischen Arethusa und Myron von Ihnen selbst hören".

„Aber Sie kennen sie bereits".

„Ich will sie von Ihnen hören".

Und nun soll ich wirklich den Vortrag der Scene zwischen dem jungen Jäger und der mächtigen Nymphe beginnen, bei deren Niederschreiben ich mich als Myron, Sophie Wallberg als Arethusa gedacht! Das Blut schießt mir in die Wangen. Alles geht so gut, daß ich davor erschrecke — die Liebeserklärung steht vor der Thür.

Wirklich, ich begann, mit kurzem Athem und pochenden Herzen; aber ich kam nicht weit.

„Genug, genug!" hörte ich die Gräfin schon nach einer Weile sagen und sie hatte ihre Hand auf die meinige gelegt. „Es ist heute ein so unglücklicher Tag — es ist, als habe man es darauf abgesehen, uns zu stören . . . ."

Ich schwieg, es ward wieder still. Aber mein Herz hörte ich laut weiterpochen.

Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers. Graf Greifenklau zeigte sein Haupt. Auf seinem immer ernsten Gesichte war nichts weniger als gute Laune zu lesen.

„Ich bedauere", sagte er, „ein Tête-à-tête zu stören. Darf ich Dich bitten, Sophie — auf einen Augenblick —"

Die Gräfin erhob sich und flog in's anstoßende Zimmer hinüber, ich blieb allein mit meinem Manuscript.

Eine Zeitlang hörte ich die Gatten miteinander sprechen, eifrig in kurzen Sätzen, und da ich vermuthen mußte, daß es mich anging, war es wohl verzeihlich, daß ich mich der Thür näherte:

Der Graf sagte:

„Erinnern Sie sich unseres Vertrags nicht mehr? Keine Schauspieler

Google

mehr im Hause — keine Recensenten — keine Dichter? Dieser junge Mann — gestern, den ganzen Nachmittag haben Sie sich von ihm den Hof machen lassen. Heute laden Sie ihn zu sich. Ihre unbefangene Vorliebe für sehr junge Leute wird noch Sie und mich lächerlich machen. — Mit vierzig Jahren —"

Sie entgegnete leidenschaftlich, doch mit leiser Stimme; er fuhr drein:

„Er interessirt Sie nicht? Sie verhandeln mit ihm über die Aufführbarkeit seiner Trauerspiele? Das ist dumm. Ich weiß nicht, was mich abhält, ihm die Thür zu weisen —"

Ich fuhr zornig auf, in meinem Studentensinne entschlossen, dem Grafen entgegenzutreten und ihm derb meine Meinung zu sagen. — Doch schon legte sich eine nachdrückliche Hand auf die Klinke, ich hörte nur noch, als die Thür wich, die Worte:

„Bin Philosoph — schmeichle mich dessen — aber Augen immer offen — Augen immer offen —"

Ich hörte, wie er sich entfernte, die Gräfin trat ein.

„Unser Plauderstündchen", sagte sie leichthin, „erleidet eine unwillkommene Störung. Eben eingetroffene Briefe unseres Gutsverwalters haben meinen Gemahl verstimmt und aufgeregt. Ich eile zu ihm — verzeihen Sie, daß ich Sie in so brüsker Weise verabschiede. Auf Wiedersehn, lieber Armin, auf Wiedersehn . . ."

Ich nahm mein Manuscript und empfahl mich. Als ich aber über den Corridor ging, war mir, als hätten mir durch die halbgeöffnete Thür Fidelens blitzende Augen schadenfroh nachgesehn.

* * *

Der Morgen des nächsten Tages traf mich auf dem Wege nach Kranberg. Ich hatte wenig und unruhig geschlafen und fühlte jetzt, daß Bewegung mir wohlthat. Es war noch sehr früh am Tage, ein zarter Duft lag auf den Gebirgen. Die Büsche, die Wiesen funkelten von Thauperlen. Die Lerche sang über den Feldern, da und dort läuteten die Glocken zur Messe. Alles athmete Frieden und Freude . . .

Während ich so hinzog, gab mir die gestern erlebte Scene viel zu denken. Ich war von meiner Bewunderung der großen Tragödin sehr stark zurückgekommen. Sie war, bei Tageslicht besehen, doch eine ganz Andere, als ich sie mir gedacht. War sie wirklich die Hohepriesterin ihrer Kunst? Nie wäre Medea solch einem Jason gefolgt, trotz seines goldenen Vließes! Dieser Aufwand von Toilettenmitteln — die vierzig Jahre, die mir ihr Gatte verrathen — kurz, ich war entschlossen, mich sachte zurückzuziehen und der Eifersucht seiner Erlaucht keinen Vorwand mehr zu bieten . . .

Weit mehr als die große Tragödin gefiel mir heute ihre kleine Zofe. Das war doch unverfälschte Natur. Ihr pikantes Gesicht, die schelmischen

Google

Augen, das burleske Mienenspiel — alles an ihr war bizarr, grotesk, barock — aber auch alles verführerisch. Wie stand ich zu ihr? Offenbar hatte sie uns den Grafen über den Hals geschickt, nachdem sie zuvor ihren Verdruß auf jede mögliche Weise an den Tag gelegt. Welchen Schluß durfte ich aus diesen Prämissen ziehen? Daß sie eifersüchtig war und somit eine Neigung für mich habe?

Das alles ging mir gar sehr im Kopf herum.

Nach dreistündigem Marsch war ich bei den ersten zerstreut auseinanderliegenden Häusern des Bergstädtchens angelangt. Als ich auf das Plätzchen kam, wo Neptun gestern das zahme Reh überfallen hatte, stand das Bild davon mir wieder vor Augen. Da war der mit einer Hecke überwachsene Erdwall, da die breitgewipfelte Eiche, da der Ziehbrunnen — nur das Mädchen fehlte.

Ich hätte es gar zu gern wiedergesehen.

Wieder lockte es mich seitwärts und ab vom Wege. Von einem mächtigen Hügel, der wie ein Vorwerk in die anderen Gründe hineinragte, schaute mir ein uraltes, fast ganz verfallenes Gemäuer entgegen, nur stellenweise durch die Tannen, die den Bergeshang umkleideten, sichtbar. Ich wollte es in der Nähe betrachten, und stieg hinan. Die kleinen schmalen Felder, die hier der Landmann noch hatte, waren mit Steinmauern eingefriedet. Das Geröll der alten Burg hatte das Material dazu geliefert, lauter große, runde, mit rothen und gelben Flechten überzogene Blöcke. Ich überstieg und umging mehrere. Nun hatte ich einen alten Söller vor mir. Zu seinen Füßen, nicht allzu tief, zog sich, einen rechten Winkel bildend, eine niedere, fast ganz zerstörte, theilweise durchbrochene Wallmauer hin. In ihren Spalten waren alte Hollunderbäume emporgewachsen, Hagerosen und Weißdorn standen in Gruppen beisammen, hohe Farrenkräuter, Blumensterne aller Art leuchteten mir entgegen. Ueber herabgerollte Blöcke und Bruchsteine stieg ich aufwärts. Epheu, zu dicken Stämmen herangewachsen, umkleidete den Söller von allen Seiten. Seine saftig grünen Blätter bildeten eine feste, undurchdringliche Decke. Ich hatte eine alte Fensterbrüstung vor mir, und schwang mich zu ihr hinan. Der herabgefallene Kies, das Moos, die feinen, eben blühenden Gräser hatten für mich ein nicht gar zu hartes Bett bereitet; ich streckte mich nieder. Der Duft des Thymians, der Hagrosen, war köstlich. Kleine Heuschrecken schwirrten, alles schwelgte und lebte in der Sommergluth. Ich sog das alles in mich mit Aug' und Ohr, darüber bin ich, da der Tag sehr heiß war, eingeschlafen.

Was mich aus meinem Halbschlummer aufweckte, waren die ureinfachen Töne einer Mundharmonica. Sie kamen aus der Tiefe .... Ich blicke hinter meiner Epheugardine hervor und habe ein Bild vor mir, das ich nie vergesse. Unten, auf der zerstörten alten Mauer, läuft ein Mädchen, ein Dorfkind, dessen Gesicht ich von meinem Standpunkt aus nicht zu sehen bekommen, hin und her und treibt ihr Spiel mit einem Paar brauner Eidechsen,

Google

von denen es hier wimmelte. Die Thierchen scheinen das Mädchen gar nicht zu fürchten, vielmehr wohl zu kennen. Wenn es die Harmonica an die Lippen setzt, kommen sie näher und näher, halten endlich still und scheinen andächtig zuzuhören. Jetzt kauert das Mädchen nieder — bläst immer leisere Töne — verstummt — die winzigen Lindwürmer im braunen Panzer rücken ihr wieder näher, so daß sie mit der Hand zu greifen sind, dann springt das Mädchen unerwartet auf, schüttelt ihre Röckchen, oder klappert mit den Schuhen — die Thierchen verschwinden oder zucken in scharfen Windungen auseinander. Aber gleich sind sie wieder da. Wieder bläst das Kind einige Töne, dann springt es plötzlich in entgegengesetzter Richtung davon, macht einen Satz über eine Mauerlücke — die Eidechsen wieder dicht hinter ihr ....

Mir war es wie ein Märchen, das Mädchen so hin und herlaufen zu sehen auf der schmalen, rissigen Mauer, wo die gelbe Königskerze blühte und die Mauerwurz wucherte; mehrere Minuten sah ich ihrem Spiel mit den Eidechsen zu. Nun aber gedachte ich es mir aus der Nähe anzusehen. Ich wollte mich von der Brüstung aus herunterschwingen, aber das wäre ein gefährlicher Sprung gewesen, ich nahm meinen Weg durch den inneren Burgraum und trat durch einen Thürbogen in's Freie.

Das Mädchen, durch die Schritte eines Herannahenden gestört, hatte ihr Spiel aufgegeben, war heruntergesprungen, und stand neben mehreren Ziegen, die zwischen den Felsblöcken grasten. Sie strickte eifrig an einem Strumpf von grauem Garn. Und nun sah ich auch, daß es meine Bekannte von vorgestern, das Mädchen mit dem Rehe sei!

„Sie sind es!" rief ich freudig überrascht, indem ich näher trat. „Welches wunderliche Spiel haben Sie doch mit den Eidechsen getrieben, Ich habe Ihnen zugesehen wie einer Zauberin" ....

„Dabei ist gar keine Zauberei im Spiele", sagte das Kind, — „das geht ganz einfach zu"....

„Aber die Eidechsen sind doch so scheu — Sie schienen sie zu kennen ...."

„Gewiß kennen sie mich", sagte das Mädchen. „Und in dieser Mauer wohnen einige Paar, die sich von mir mit Händen greifen lassen. — Sie müssen nur wissen, daß man ihnen nichts thut — dann sind sie ohne Scheu, und lassen sich locken" ....

„Das glückt wohl nur Ihnen" ...

„Bewahre!" war die Antwort. „Diese Thierchen sind wohl sehr furchtsam und sehr gescheit — aber sie sind auch schrecklich neugierig und schrecklich naschhaft! Alles Auffällige lockt sie heran, sie wollen es ansehen, und wenn man ihnen ein paarmal einen kleinen Schmetterling hingehalten hat, oder eine Heuschrecke — nur lebendig muß sie sein —, da sind sie auch dankbar und werden zahm — beinahe zahm".

„Aber wie ich sehe, scheinen sie auch die Musik zu lieben?" meinte ich

Google

„Von den Schlangen habe ich gehört, daß man sie mit Musik zähmt und sogar zum Tanzen bringt. Von den Eidechsen ist es mir neu, lassen Sie mich doch Ihre Harmonica sehen. . . .“

„O, da ist nichts d'ran!“ lachte das Mädchen, indem es das ureinfache, kleine, blechbeschlagene Instrument aus der Tasche zog und an ihren Lippen vorbeiführte, daß die sieben Töne nacheinander erklangen. „Doch nun sagen Sie, wie kommen Sie wieder her? Zum Glück ohne den Hund? Die Hausbesorgerin wird Ihnen doch das kleine Beutelchen zurückgestellt haben, das Sie hier verloren hatten?“

„Ich hatte es nicht verloren, ich hatte es absichtlich zurückgelassen“, sagte ich. „Wir haben Ihnen Schaden verursacht und Leid — Sie sollten eine kleine Entschädigung annehmen“.

Das Mädchen erschien mir so schön, daß ich das Alles nur mit einer gewissen Befangenheit sagte.

„Wenn man ein Thier, das sonst so scheu ist, aufgezogen hat, und es Einem so zugethan ist, daß es uns auf Schritt und Tritt folgt, da thut es Einem leid, es so zu verlieren. Aber Geld ersetzt das nicht . . .“

„Ich weiß, wie man ein Thier liebgewinnen kann“, erwiderte ich. „Ich habe einst ein Windspiel ebenso geliebt. Es kam unter ein Wagenrad, und seitdem ich es verloren, mag ich keinen Hund mehr haben“.

„Der große Schwarze war also nicht Ihr Hund?“ rief das Mädchen. „Das freut mich! Wie kann man doch mit einem so blutgierigen Thier umgehen? Gehört er etwa der großen Dame, in deren Gesellschaft Sie waren?“

Ich bejahte es.

„Sie hat etwas Hartes im Gesicht, so schön sie auch sein mag“, sagte das Mädchen. „Schließlich hat sie ihn noch gestreichelt, den häßlichen Mörder!“

Das Kind ahnt richtig, dachte ich bei mir. Wie oft hat die Frau den tragischen Dolch geschwungen!

„Sie wohnen in der Nähe“, sagte ich nach einer Weile. „Darf ich bei Ihnen eintreten — das Steigen hat mir gewaltig heiß gemacht. — Ich wollte mich auch erkundigen —“

„Kommen Sie!“ erwiderte das Mädchen, „es sind nur wenige Schritte. Meine Mutter ist daheim“.

Sie ging voran; ich folgte.

Ein Häuschen, von Obstbäumen umgeben, stand in einer Senkung. Wir traten ein: meine Begleiterin wies mich in eine niedrige und ärmliche, aber äußerst sauber gehaltene Stube. Eine Frau in einfacher Kleidung, von ehrbarem Aussehen, etwa vierzig Jahre alt, doch an den Schläfen schon grau, saß am Fenster über ihr Klöppelkissen gebeugt. Es war ein eigenthümlich sorgenschweres fast hartes Gesicht mit tiefliegenden Augen, das mir entgegensah. Die Frau grüßte leichthin, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

„Also hat die Toni Sie gefunden, und Sie kommen sich bedanken, daß

Google

wir das Geld nicht behalten haben?“ ließ mich die Frau fast höhnisch an. „Das war doch wahrlich nicht nöthig!“

„Sie haben Schaden gehabt“, warf ich hin.

„Wie man es nimmt“, war die Antwort. „Wir hätten das Thier nicht lange mehr behalten können. Meiner Tochter hat es leid gethan — nun hat sie es schon halb verschmerzt. Aber so setzen Sie sich doch — Sie werden müde sein. . . .“

Unermüdlich warf sie die Klöppel hin und her.

„Und sehen Sie, Mutter“, sagte das Mädchen, indem sie einen Stuhl herbeibrachte, „der Hund gehört gar nicht dem Herrn. Ich habe es gleich errathen!“

Eine eigenthümliche Freude leuchtete, indem sie es sagte, aus ihren Augen.

„Kindisches Mädel“, sagte die Frau, während ein Lächeln über ihre Lippen pflog. „Dem Sprichwort zum Trotz — aber es ist gar nichts auf Sprichwörter zu geben — hat mancher brave Herr einen bösen Hund und umgekehrt“.

„Und wie heißt die Dame, der er gehört?“ fragte das Mädchen.

„Gräfin Greifenklau“.

„Was das für Namen sind! Daß man sich fürchten könnte. Sind Sie mit ihr verwandt, weil Sie im selben Hause wohnen?“

„O nein, Zufall. So ein Haus beherbergt im Sommer viel Parteien“.

„Eine schöne Dame!“ sprach das Mädchen mit großem Ernste.

„Sie ist eine berühmte Schauspielerin gewesen“, erläuterte ich.

„So, so, eine Schauspielerin! Jetzt weiß ich, warum ich vor ihr eine solche Scheu gehabt habe!“

„Warum Scheu?“ fragte ich.

„Nun ja“, sagte sie. „Wie kann man Zutrauen fassen zu Leuten, die nach Belieben lachen und weinen können und sich kunstvoll zu verstellen wissen, daß man ihnen immer glauben möchte, wenn man auch weiß, daß Alles nicht wahr ist? Da kann doch kein Verlaß sein“.

„Das Kind macht sich allerlei Gedanken über die Welt“, hob nun die Mutter an. „Und eines, was sie sagt, ist so wenig klug, wie das Andere. Diese Frauen werden nicht anders, als alle Damen sein!“ Ein Wink zu ihrer Tochter sagte: nun genug des Geschwätzes. Die Arbeit wartet.

„Ich bin auch darum nach Kranberg gekommen“, sagte ich, indem ich aufstand, „weil ich da zu thun habe. Können Sie mir vielleicht sagen, wo hier ein Maurer Erhardt sein Haus hat?“

Die Frau sah mich mit einem sonderbaren Blicke an und die Arbeit fiel ihr aus der Hand. „Der Maurer Erhardt“, sagte sie langsam, „das war ja mein verstorbener Mann“.

„Wunderliches Zusammentreffen —“

Google

„Und was wünschen Sie? Womit können wir dienen?" fragte die Frau.

„Ich komme in der Angelegenheit meiner Tante, Frau Binder".

„Da weiß ich Alles", sagte die Frau mit finster niedergeschlagenen Augen. „Wir haben da — in diesem Falle — nicht recht gehandelt. Wir hätten schreiben und der Dame unsere Lage vorstellen sollen . . . Früher oder später mußte es kommen, wie es jetzt kommen wird . . . ."

„Es wird nicht so arg sein", sagte ich, die ungewöhnliche Wirkung bemerkend, die der Name hervorgebracht.

„Doch, doch!" sagte die Frau. „Darlehn ist Darlehn, Schuld ist Schuld. Der verstorbene Rath Binder hat meinem Manne aufhelfen wollen. Ich bin eine ehrliche Frau und weiß, was Verpflichtungen sind — aber wenn ein Unglück nach dem andern kommt — eine Wittwe allein — wieder kam ein Termin und wieder einer — und der Zins war nicht beisammen — und die Arbeit geht nicht — man schämt sich zu bitten, aber es ist nicht recht . . . ."

„Ich komme auch nicht als harter Mahner oder Gerichtsvollstrecker" erwiderte ich. „Meine Tante ist gut, hätten Sie ihr ein paar Worte geschrieben" —

„Ja, das ist's, ich hätte schreiben sollen", sagte die Frau eifrig. „Habe mir's immer wieder gesagt. Aber der verdammte Stolz — wenn man vom Wohlwollen der Menschen so wenig gemerkt hat, fällt es so schwer daran zu appelliren — nnd mit der Feder ist unsereins gar so ungeschickt. Die Toni da hätte es freilich besser machen können, als ich. Die gnädige Frau ist wohl jetzt gegen uns recht aufgebracht? Ach, wenn sie uns das Häuschen wegnähme — sie wäre im Rechte — was wollten wir nur anfangen? Toni, Toni, Du weißt am besten, wie viel schlaflose Nächte ich der Sache wegen schon gehabt habe!"

Tonis schöne braune Augen richteten sich groß, wie um Vermittlung flehend, auf mich.

„Sie nehmen es zu ernst, die Sache ist nicht so arg", sagte ich lächelnd.

„Doch", erwiderte die Frau, „für uns ist die Summe schrecklich groß. Achthundert Gulden und die seit Jahren aufgewachsenen Zinsen! Wenn man uns Haus und Habe verkauft, wird kaum so viel gelöst. Reden Sie! Nicht wahr, Ihre Tante will nicht mehr warten?"

Ach, was hätte ich nicht alles zum Troste gesagt und zugesagt, während Toni, die sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, den Kopf auf die Hand gestützt, mich schwermüthig ansah. „Legen Sie doch ein freundliches Fürwort ein — Sie thun damit ein gutes Werk!" sagten diese Augen. Noch lebt der Moment in unverwischlicher Stärke in meiner Erinnerung.

„Besorgen Sie nichts Schlimmes!" rief ich. „So lange ich da bin, darf Ihnen gar nichts geschehen. Haben Sie auch der Geschichte wegen keine

Google

schlaflose Nacht mehr. Ich habe Sie kennen gelernt und kann ja bezeugen, daß nicht übler Wille die Schuld trägt. Ich verspreche Ihnen, die Tante zu bestimmen, daß sie wartet und Nachsicht übt".

Ich rief es nachdrucksvoll, wiewohl es mehr war, als ich versprechen konnte.

„Das wird Ihnen der Himmel lohnen!" sagte Frau Erhardt und der Tochter beredter Blick sagte das Gleiche.

„Sie werden sich wundern", hob die Frau nach einer Weile wieder an, wie Herr Binder dazu kam, meinem Manne so viel Geld zu leihen. Er hat es in der Absicht gethan, ein an ihm begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Wenn nur die Geschichte Sie nicht langweilt ... aber vorsetzen müssen wir Ihnen etwas ..."

Sie eilte hinaus, brachte eine Schüssel voll Kirschen, die im Gebirge so spät reifen und ich setzte mich dazu.

„Der Rath Binder", begann die Frau, „hatte jahrelang eine Vorliebe für meinen Mann, weil er bei der Arbeit immer heiter und guter Dinge war. Wenn eine Reparatur nöthig war, sagte er immer zu den Architekten: schicken Sie mir den Erhardt. Einmal — es sind nun viele, viele Jahre her, läßt Rath Binder Verzierungen mit Cement an der Vorderseite seines Landhauses anbringen und mein Mann, der ein gar geschickter Arbeiter in solchen Sachen war, hat es ganz allein auszuführen; nur ein Handlanger ist dabei. Es wird ein kleines Gerüst aufgeführt, knapp unter den Fenstern vom Herrn Rath Binder und hundertmal im Tage geht mein Mann da vorüber. Da geschieht einmal etwas Schreckliches. Aus einem Stübchen, das gelbe Cabinet genannt, wo ein Gast, ich glaube ein Anverwandter wohnt, kommt ein ungeheuer kostbarer Diamantring in Verlust — er war in einem Etui auf dem Schreibtisch gelegen — und der Rath, denken Sie nur —, der Rath Binder, beschuldigt meinen Mann, ihn genommen zu haben! Denken Sie nur — einen Menschen, den er seit Jahren kennt..." Sie hielt inne, ihr Gesicht veränderte sich und düster setzte sie hinzu: Reiche Leute! reiche Leute!"

Auch ich wurde seltsam ergriffen. Ich wußte von der Geschichte. Dort — im gelben Cabinet wohnte damals der Oheim, der alte, jähzornige Mann aus Java, unseren Sitten entfremdet, gewohnt über Halbmenschen zu commandiren. Sein Ring war fort, der große, fast unschätzbare Diamant — und wer konnte ihn gestohlen haben? Natürlich kein anderer als der Maurer, der Schützling des Hauses ... Der alte Herr wollte von keinem Bedenken hören — schimpfte auf unsere zahme, schläfrige Justiz, tobte — und Rath Binder wagte kaum einen schüchternen Widerspruch.

„Auf meinem Mann", fuhr Frau Erhardt fort, „hat das schrecklich gelastet, denn es bleibt immer etwas hängen und er wurde von seinem Architekten fortgeschickt. Dreiviertel Jahre später kam Alles an den Tag Ein vier- oder fünfjähriger Knabe aus dem Hause hatte den Ring vom

Google

Tische genommen, damit gespielt und ihn dann in eine Vase fallen lassen, die in einem anderen Zimmer ruhig auf dem Kamin stehen blieb. Der Besitzer des Ringes war abgereist. Da kommt Rath Binder aus freien Stücken zu meinem Mann gelaufen, erzählt ihm Alles, bittet ihn, ihm seinen Verdacht zu verzeihen, frägt ihn, was er für ihn thun könne? Mein Mann wollte in seine Heimat zurück, dort selbständig arbeiten, Rath Binder leiht ihm das Geld. Aber wir hatten wenig Glück vom Hause, das wir bauten. Mein Mann fällt vom Gerüst und bleibt jahrelang krank".

So ungefähr war's, was die Frau erzählte, ich hörte aber Alles nur undeutlich. Ich war ja selbst der Knabe, der den Maurer in den ungerechten Verdacht gebracht! Die Mutter hatte mir die Geschichte vom gelben Kabinette oft erzählt. Ein eigenthümliches Gefühl der Befremdung, in einer Beziehung zu diesen Leuten zu stehen, mit ihrem Schicksal verflochten zu sein, ergriff mich, gleichsam voll Furcht, daß meine Schuld, von der ich nur durch Erzählung etwas wußte, an den Tag kommen könnte, schwieg ich und senkte betroffen den Kopf.

Ich verließ das Häuschen unter den Bäumen und versprach wiederzukommen, sobald ich über die schwebende Angelegenheit mit meiner Tante Rücksprache genommen. Die Leute baten mich darum; wie gern sagte ich zu!

* * *

Meine Tante war, während ich in Kranberg weilte, auf andere Gedanken gekommen. Sie ließ zwar meist die Dinge so gehen, wie sie eben gehen wollten, doch von Zeit zu Zeit regte sich wieder in ihr eine Thatenlust, die aus den Vorwürfen entsprang, die sie sich über ihre Lässigkeit machte, und dann glaubte sie doppelte Energie entwickeln zu müssen. Ich traf sie jetzt lebhaft eingenommen gegen ihre säumigen Schuldner. Ihr Einnahme- und Ausgabebuch vor sich, berechnete sie, wie viel sie an Zinseszinsen verloren, selbst wenn ihr jetzt Capital und Zinsen zurückgezahlt würden. Nur ein Advocat konnte ihr rasch zu ihrem Gelde verhelfen, es handelte sich für sie nur darum, an wen sie sich wende.

Die Wittwe und ihre Tochter schienen mir jetzt von einer ernstlichen Gefahr bedroht. Ich aber fühlte einen leidenschaftlichen Drang, ihnen zu helfen. Wie ich jetzt zu den Leuten stand, schien es mir eine Pflicht, ich beschloß, die Angelegenheit ganz auf mich zu nehmen. Um ganz und radical zu helfen, waren, wie man sich denken mag, meine Mittel unzureichend, theilweise konnte ich ihnen doch zu Hilfe kommen. Ich schilderte also meiner Tante die Leute, wie ich sie getroffen, entschuldigte sie nach Möglichkeit, und sagte: sie bäten ihre Schuld ratenweise abtragen zu dürfen. Diese Raten wollte ich aus meinem Eigenen zahlen und zwar wollte ich so vorgehen, daß die Wittwe Erhardt vorerst Nichts erführe. Erst wenn ihre Schuld ganz getilgt, wollte ich ihr sagen oder schreiben, daß sie sich von aller Sorge erlöst betrachten dürfe.

Google

„Ja, wer sich durch Versprechungen vertrösten ließe!" war das letzte Wort meiner Tante und ich blieb im Ungewissen, was sie unternehmen werde.

Unmittelbar darauf gelang es mir eine namhafte Summe zusammenzubringen, theils durch Hergabe meines Taschengeldes, theils durch den Verkauf einiger Goldsachen. Ich legte das Geld, als käme es von der Wittwe, zusammen, um es am nächsten Tag meiner Tante zu überbringen, und eilte wieder nach Kranberg, den Leuten zu sagen, daß sie jetzt Nichts mehr zu befürchten hätten.

Ich sah Toni wieder. O, sie war schön! Noch heute, nach Jahren, denke ich mit zitternder Bewegung daran, wie sie mir an diesem Morgen erschien. Nicht eben groß für ihr Alter, war sie so schlank und zart gebaut, wie man sich vielleicht eine Melusine, eine Mignon denkt. Ihr Gesicht war nicht voll, doch von so sanften, edlen Linien wie das herrlichste Köpfchen einer antiken Gemme. Ihre Wangen, von zarter durchsichtiger Blässe, hatten sich geröthet, als ich eintrat. Ihre Augen, vom schönsten Braun, richteten sich so freundlich auf mich, wie auf den Helfer in der Noth. O dieser Glanz, der mit unbeschreiblicher Gewalt in's tiefste Gemüth drang! Oft, immer wieder denke ich dieses wunderbaren Glanzes und frage mich, aus welchen Tiefen der Seele er stammte?

Die Mutter, welche mich das erstemal so wenig entgegenkommend aufgenommen hatte, war diesmal freundlicher. Das Wohlwollen, das ich für sie empfand und an dem sie nicht zweifeln konnte, stimmte sie um und nahm ihr etwas von ihrer sonstigen Herbheit. Sie ließ sich über ihre häusliche Lage aus, sie öffnete den Kasten und ließ mich die Sachen sehen, die sie mit ihrer Tochter verfertigte und den Spitzenhändlern im Badeorte ablieferte. Ich erfuhr auch, daß Toni einen Bruder habe.

„Er ist fast in gleichem Alter mit Ihnen", sagte die Frau. „Seit fünf Jahren arbeitet er schon in einer großen Fabrik und hat eine gute Stellung für seine Jahre. Er ist talentvoll und voll Anlagen — wenn er nur zufrieden wäre! Wie er ist, kann er nur unglücklich werden . . . So großer Ehrgeiz thut nicht gut, wenn man arm geboren ist . . ."

Es schien mehr hinter diesen Andeutungen zu liegen, doch ich enthielt mich des Fragens.

Toni mischte dann und wann eine Bemerkung ein. Alles einfach und doch so klug! Die sanften Augen blickten mit durchdringender Klarheit in die Welt, der schöne Mund, der niemals Jemanden Uebles nachgeredet, sprach ohne Bitterkeit über die Menschen, von denen sie doch noch so wenig Gutes erfahren. Sie erschien zugleich stolz und bescheiden und hatte dabei die Züge einer Grazie . . . Ein ruhiger Ernst war der Grundzug ihres Wesens. Immer wieder mußte es sich mir aufdrängen, was aus dieser reichbegabten Natur hätte werden können, wenn ihr das Schicksal eine andere Stellung, andere Erziehung hätte zu Theil werden lassen. Wie es jetzt war,

Google

konnte sich ihre Auffassungsgabe nur auf den engen Kreis dörflicher Anschauungen beschränken, den kaum etwas außerhalb Liegendes durchbrochen hatte. Und doch hatte innerhalb dieser Umzäunung das Leben sie gereift.

An diesem Tage kam ich wie bezaubert nach Hause zurück. Die Gräfin und Fidele hatte ich vergessen; nur Toni, Toni allein war für mich auf der Welt. „Zwanzig Jahr!“ Das Herz ist so voll, die Lenzsonne hat es geschwellt und geschwellt, daß der Inhalt die Hülle zu durchbrechen droht. Da springt demnächst die Knospe wie mit einem Schlage.

Mit voller Ruhe brachte ich meine lange meditirte Nothlüge vor und überreichte meiner Tante mein gesammtes Geld als „erste Ratenzahlung der Frau Erhardt“, mir soeben in Kranberg übergeben.

Meine Tante sah es an, fand die Summe zu gering und erwiderte, daß sie bereits mit einem Advocaten gesprochen, der demnächst die Klage gegen Magdalena Erhardt, Wittwe des Tobias Erhardt, wohnhaft in Kranberg, wegen Rückzahlung eines Capitals und seit langer Zeit ausständiger Zinsen einbringen werde.

Eine Nacht verging mir in Folge davon schlaflos, dann beschloß ich unter einem Vorwand nach Hause zu fliegen. Ich hatte bereits durch Mittheilungen von Geldleuten erfahren, welche jungen Leuten eine theure Hilfe zuzuwenden gewohnt seien und gedachte einen derselben aufzusuchen, um der Familie Erhardt gründlich und für immer zu helfen.

An diesem Tage ging ich wieder nach Kranberg; brachte es aber nicht über mich, in das Häuschen einzutreten. Angesichts der Schritte, die meine Tante vorhatte, wagte ich gar nicht der Frau Erhardt entgegenzutreten. Ich hielt mich in einem Birkenwäldchen versteckt, aus dem heraus ich das Häuschen in Sicht behalten konnte. Schon senkte sich die Sonne, schon glaubte ich den Tag verloren, als ich Toni aus dem Hause treten und langsam über die Wiese gehen sah. Ich flog aus meinem Versteck hervor und hatte sie bald erreicht.

Sie sah mich groß an.

„Zürnen Sie mir, daß ich schon wieder da bin?“

„Nein, Sie sind gut“, erwiderte sie. „Sie meinen es gut mit uns. Ich weiß, daß Sie für uns wirken“.

„Davon reden Sie nicht, liebe Toni. Wissen Sie aber, warum ich da bin? Ich sehe Sie heute auf längere Zeit zum letzten Mal. Morgen reise ich heim.

„Was Sie sagen — morgen — das ist überraschend — es kommt so plötzlich. Ist es denn gar so nöthig, daß es morgen ist?“

„Wäre es nicht nothwendig, ich bliebe sicher noch. Ist es Ihnen recht, wenn ich bald wiederkomme?“

„Ach, das wissen Sie so schon“ —

Sie reichte mir die Hand.

„Aber wie spät es wird, bis Sie heimkommen heute“, sagte sie wieder. „Sie werden nicht vor elf Uhr zu Hause sein. Also — Sie kommen

Google

wieder — recht bald wieder? Wenn Sie da den Hügel hier hinuntergehen und dort um die Tannen herum, schneiden Sie ein großes Stück ab. Da kommen Sie gleich zur Brücke und auf die Straße. Ich zeige es Ihnen".

Wir gingen ein Stückchen Wegs schweigend nebeneinander her.

„Da — da hinunter, rechts der Pfad".

Nun stand sie wieder still, legte die Hand an die Stirn und sagte ernst, gleichsam aus einem beklemmten Herzen heraus: „Ich muß mich sammeln und nachdenken, wie das alles ist. Nein, es ist besser, ich sage Ihnen jetzt Lebewohl. Dort — sehen Sie dort zwischen den Tannen sieht man die Straße schon".

Sie gab mir die Hand ohne mich anzusehen, sagte noch einmal, also Adieu, Herr Armin, Adieu! und wandte sich rasch wie ein Gemslein der Höhe zu. Ich hörte ihre Schritte noch eine ganze Weile, dann war alles still.

Ich konnte nicht weiter. Ich setzte mich auf den nächsten Stein, während ein Sturm in meinem Herzen tobte.

Nun wollte ich ihr nacheilen, die ich bereits zu Hause dachte und ging den nächsten Weg durch Stock und Stein hinauf.

Ich war kaum dreißig Schritte aufwärts gegangen, als ich zusammenschrak. Knapp vor mir, zusammengekauert, als ob sie sich vor mir verbergen müsse, saß Toni auf der Erde.

Ich flog auf sie zu und kniete neben ihr hin.

„Liebe, liebe Toni!"

Ihr Haupt sank an meine Brust.

„Liebe, liebe Toni, wie muß ich Sie lieben . . ."

Ich drückte sie lange und heiß an mich und war selig. Wünsche, Ahnungen, Hoffnungen hoben mich, tausend unbekannte Gefühle stürmten auf mich ein und versetzten mich in einen Zustand süßer Auflösung. Bald fühlte ich mich wie von Schwingen emporgehoben, bald meinte ich unterzutauchen — indeß erhob sich ein Wind und wirbelte Blätter um uns her, in der Ferne wetterleuchtete es.

„Fort! Fort!" rief Toni mich abwehrend.

„Leb wohl, meine Geliebte! Leb wohl!"

Ich riß mich los und eilte lautklopfenden Herzens vorwärts. Die schwüle Nacht, das heraufziehende Wetter, die Hast der Wanderung peitschte mein Blut bis zum Fieber.

Zu Hause angekommen, versuchte ich mir alles Vorgefallene zu wiederholen. Es war wie ein süßer Rausch, aber etwas Grauen vor der Zukunft war doch mit dabei.

(Schluß folgt.)

Google

Balzac.

Par

Emile Zola.

— Paris. —

Je viens de relire la *Correspondance* de Balzac. En fermant ce livre, je suis tombé dans une grande rêverie. Quels singuliers chemins prend parfois la destinée pour faire un grand homme! Aujourd'hui, Balzac est mort, et nous n'avons plus que son monument sous les yeux; il nous étonne par sa hauteur, nous restons pleins de respect devant un aussi prodigieux travail. Comment un ouvrier a-t-il pu tailler à lui seul un pareil monde? Et, si nous fouillons l'histoire de cet ouvrier, si nous lisons ses lettres, voilà que nous découvrons qu'il travaillait tout simplement pour payer ses dettes. Oui, ce géant infatigable n'était qu'un débiteur traqué par ses créanciers, achevant un roman pour acquitter un billet, entassant les pages pour ne pas être saisi, faisant ce miracle de production superbe uniquement en vue de ses échéances de chaque mois. Il semble que, sous des nécessités toujours pressantes, dans ses effroyables embarras d'argent son cerveau se soit élargi et ait éclaté en chefs-d'oeuvre.

Qui sait quelle aurait pu être l'oeuvre de Balzac, s'il était né avec une fortune solide, dans une vie tranquille et réglée? On ne se l'imagine pas heureux. A coup sûr il aurait moins produit. N'étant plus traqué, il se serait peut-être mis à vouloir la perfection, soignant son style, écrivant à ses heures. Nous y aurions gagné des oeuvres plus mûries et mieux équilibrées; mais sans doute ces oeuvres auraient eu moins de flamme intérieure. Dans ce champ des hypothèses, on peut même aller jusqu' à supposer que Balzac aurait préféré l'action et que nous compterions un grand écrivain de moins. Il y avait en lui un homme d'affaires trop ardent, il se serait certainement lancé dans les entreprises, voyages, politique, industrie. D'ailleurs, je me contente d'indiquer ces éventualités possibles.

---

*) Auf Ersuchen der Redaction hat sich Herr Emile Zola, der berühmte Verfasser des genealogischen Romancyklus: „Les Rougon-Macquart", bereit finden lassen, unserer Zeitschrift die obige Würdigung Balzacs zu geben, welche den Schluß einer umfangreichen Studie über Balzacs Briefwechsel bildet. Wir haben diese collegialische und internationale Zuvorkommenheit um so höher anzuschlagen, als wir Herrn Emile Zola gegenüber kein Geheimniß daraus gemacht haben, daß wir bei aller aufrichtigen Hochachtung seines ungewöhnlichen und mächtigen Talents durchaus nicht zu den Anhängern jener naturalistischen Schule gehören, als deren Haupt der Verfasser des „Assommoir" und der „Nana" zu betrachten ist. — Unsere Leser werden jedenfalls die Charakterisirung des bedeutendsten Romanschriftstellers des vorigen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Balzac.

Von

Emile Zola.

— Paris. —

Ich habe soeben Balzacs „Briefwechsel" wieder durchgelesen. Während ich das Buch zuschlage, verfalle ich in tiefes Nachdenken. Was schlägt doch bisweilen das Schicksal für wunderliche Wege ein, um einen großen Mann hervorzubringen! Balzac ist nun todt, und wir haben nur noch sein Denkmal vor Augen. Es erregt durch seine Höhe unser Erstaunen, und wir stehen mit Ehrfurcht erfüllt einer so gewaltigen Arbeit gegenüber. Wie hat es nur ein einziger Arbeiter fertig bringen können, eine solche Welt herauszumeißeln? Und wenn wir nun die Geschichte dieses Arbeiters durchforschen, wenn wir seine Briefe lesen, so machen wir die Entdeckung, daß er ganz einfach gearbeitet hat, um seine Schulden zu bezahlen. Ja, dieser unermüdliche Riese war nichts als ein von seinen Gläubigern gehetzter Schuldner, der einen Roman fertig machte, um einen Wechsel einzulösen, der Seite um Seite füllte, um dem Executor zu entgehen, und das Wunder seiner herrlichen Production lediglich im Hinblick auf die am Ende des Monats fälligen Zahlungen vollbrachte. Fast scheint es, als ob sein Gehirn unter den unabweislichen Drangsalen und der schrecklichen Geldnoth sich erweitert und in Meisterwerken sich entladen habe.

Wer weiß, wie es um die Werke Balzacs bestellt wäre, wenn dieser unter soliden Vermögensverhältnissen in einem ruhigen und geregelten Leben seine Tage vollbracht hätte! Man kann ihn sich unter so glücklichen Verhältnissen gar nicht vorstellen. Sicherlich würde er weniger geschaffen haben. Er hätte sich, wenn er weniger abgehetzt gewesen wäre, vielleicht bestrebt, das Vollkommene in seiner Kunst zu erreichen, er hätte seinen Stil gepflegt und nur in guter Stimmung geschrieben. Wir hätten daraus den Vortheil gezogen, reifere und ausgeglichenere Werke von ihm empfangen zu haben, aber ohne Zweifel wären diese Werke weniger vom inneren Feuer durchglüht gewesen. Wenn man einmal dies Gebiet der Hypothesen beschreitet, so kann man sogar bis zu der Voraussetzung gehen, daß Balzac ein Gründer geworden wäre, und wir würden einen großen Schriftsteller weniger besitzen. In ihm steckte ein allzu eifriger Geschäftsmann, und er würde sich sicherlich in geschäftliche Unternehmungen, in Reisen, Politik und Industrie gestürzt haben. Im Uebrigen beschränke ich mich darauf, diese Eventualitäten lediglich als mögliche zu bezeichnen.

Geschlechts aus der Feder des merkwürdigsten unserer Tage mit wahrem Interesse lesen, wenn sie sich auch schwerlich mit einigen echt französischen Auffassungen und Behauptungen, wie z. B. der Bezeichnung Victor Hugos als des „ersten Lyrikers der Welt" und der Gleichstellung Balzacs und Shakespeares, werden einverstanden erklären können. Im Wesentlichen aber wird man den geistreichen und bedeutenden Auslassungen des französischen Dichters und Kritikers zustimmen; und jedenfalls hat die Redaction von „Nord und Süd" hier nur die angenehme Pflicht zu erfüllen, Herrn Emile Zola für die Artigkeit, mit welcher er unserer Einladung gefolgt ist, ihren Dank auszusprechen.

D. R.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

La vérité est que l'oeuvre de Balzac a été réellement faite de la vie abominable qu'il a menée. Des critiques, au nom du goût, peuvent commettre la faute de souhaiter un Balzac expurgé et corrigé. Il serait impossible de le modérer, de lui donner une invention plus nette et un style plus châtié, sans aussitôt l'amoindrir et le rabaisser à la taille des romanciers de second ordre. Il faut l'accepter dans son ensemble et l'aimer pour sa force. Quand il passait les nuits afin de faire honneur à sa signature, sa fièvre descendait dans ses doigts et ses phrases prenaient de sa volonté. Plus il entendait le fouet de la dette claquer sur ses épaules, et plus son effort devenait magistral. De là la puissance de tout ce qu'il a écrit. Il fait songer à un naufragé qui se noie et qui se transforme en héros, nageant des lieus, décuplant son effort, accomplissant le miracle de marcher sur la mer et de commander aux flots irrités. S'il avait eu le loisir d'être parfait, nous y aurions perdu cette coulée énorme qui charrie la vie dans la *Comédie humaine.* Ce sont ses tourments, sa propre existence de lutteur, qui roule ainsi au fond de son oeuvre, avec un fracas si retentissant et si profond.

Mais je veux être plus affirmatif encore. Seul un tel homme pouvait écrire l'épopée moderne. Il fallait qu'il eût passé par la faillite pour créer son admirable César Birotteau, qui est aussi grand dans sa boutique de parfumeur que les héros d'Homère devant Troie. Il faillait qu'il eût marché sur le pavé de Paris avec des souliers éculés, pour connaître les dessous de la vie Parisienne et mettre debout les types éternels des Goriot, des Philippe Bridau, des Marueffe, des Hulot, des Rastignac et des Rubempré. Un homme heureux, digérant à l'aise, coulant ses journées sans secousse, n'aurait jamais descendu dans cette fièvre de l'existence actuelle. Balzac, auteur du drame de l'argent, a dégagé de l'argent tout le pathétique terrible qu'il contient à notre époque; et il a analysé de même les passions qui font mouvoir les personnages de la vie contemporaine; il a peint admirablement son temps, parcequ'il souffrait de son temps. C'est le soldat, placé au centre de la bataille de la vie, qui voit tout, qui se bat pour son propre compte, et qui raconte l'action, encore fumant et haletant.

Il est venu à son heure, voilà encore une des raisons de son génie. On ne se l'imagine pas naissant au dix-septième siècle, dans lequel il aurait fait un auteur tragique bien médiocre. Il devait se produire juste au moment où la littérature classique se mourait d'anémie, où la forme du roman allait s'élargir et englober tous les genres de l'ancienne rhétorique, pour servir d'instrument à l'enquête universelle que l'esprit moderne ouvrait sur les êtres et sur les choses. Les méthodes scientifiques s'imposaient, les héros pâlis s'effaçaient devant les créations réelles,

Google

Die Wahrheit aber ist, daß die Schöpfungen Balzacs ein Ergebniß des erbärmlichen Lebens sind, das er geführt hat. Mögen Kritiker im Hinblick auf den guten Geschmack den Fehler begehen, den Wunsch nach einem geläuterten und verbesserten Balzac zu äußern; es wäre aber unmöglich, ihn zu mäßigen, ihm eine schärfere Erfindungsgabe und einen gesäuberteren Stil zuzuertheilen, ohne sofort seine Eigenschaften zu vermindern und ihn auf das Maß der Romanschriftsteller zweiter Klasse herabzudrücken. Man muß ihn in seiner Gesammtheit hinnehmen und ihn liebgewinnen um seiner Kraft willen. Wenn er die Nächte verbrachte, um einen acceptirten Wechsel zu honoriren, so drang ihm das Fieber bis in die Fingerspitzen, und seine Sätze nahmen aus seiner eigenen Willenskraft die Elemente in sich auf. Je vernehmlicher er das Klatschen der Peitsche seiner Schulden auf seinem Rücken verspürte, desto bedeutender und imposanter wurde sein Wille, seine Kraft zur Leistung. Daher auch das Gewaltige in allem, was er geschrieben hat. Man denkt dabei unwillkürlich an den Schiffbrüchigen, der in's Wasser stürzt und nun ein Held wird, wie dieser meilenweit schwimmt, seine Kraftanstrengungen verzehnfacht und das Wunder vollbringt, auf dem Meere zu schreiten und den zürnenden Wogen zu gebieten. Hätte er die Zeit darauf verwenden können, vollkommen zu sein, so würden wir dabei jene großartige Strömung verloren haben, die das Leben in seiner „Menschlichen Komödie" treibt. Seine eigenen Qualen sind es, sein eigenes Dasein voller Kampf, das im Grunde seiner Schöpfungen mit so dröhnendem und so tiefem Brausen dahinströmt.

Ich will indessen noch bestimmter sein. Nur ein Mann wie Er konnte das Epos des modernen Lebens schreiben. Er selbst mußte Bankerott gemacht haben, um seinen bewunderungswürdigen Cäsar Birotteau zu schaffen, der in seinem Parfümerieladen gerade so groß ist wie die Homerischen Helden vor Troja; er mußte auf dem Pariser Pflaster mit schiefgelaufenen Stiefeln sich herumgetrieben haben, um die Verborgenheiten des Pariser Lebens zu erkennen und die unvergänglichen Typen der Goriot, Philipp Bridau, Marneffe, Hulot, Rastignac und Rubempré aufzurichten. Ein glücklicher Sterblicher, der gemächlich verdaut, seine Tage ohne Erschütterung ruhig verbringt, würde niemals in jene fiebererfüllten Schichten des gegenwärtigen Daseins hinabgestiegen sein. Balzac, der in dem Gelddrama selbst eine Rolle spielt, hat diesem Gelde all jenes fürchterliche Pathos, das demselben in unserer Zeit anhaftet, abgestreift; er hat ebenso die Leidenschaften, welche die Personen des zeitgenössischen Lebens in Bewegung bringen, analysirt; er hat seine Zeit in wunderbarer Weise dargestellt, weil er die Leiden dieser Zeit selbst erduldet hat. Er gleicht jenem Soldaten, der in das Centrum der Schlacht des Lebens gestellt wird und alles sieht, der sich für seine eigene Rechnung schlägt und nun selbst noch dampfend und schnaufend die Geschichte erzählt.

Er ist zur richtigen Stunde gekommen. Und das ist noch eine Erklärung seines schriftstellerischen Genies. Man kann ihn sich als ein Kind des siebzehnten Jahrhunderts gar nicht vorstellen. Da wäre aus ihm ein recht mittelmäßiger Tragödiendichter geworden. Gerade in dem Augenblicke, da die klassische Literatur an Blutleere zu Grunde ging, da die Form des Romans sich erweiterte und alle Arten der früheren Dichtung in sich aufnahm, um bei dem allgemeinen Eroberungskriege, den der moderne Geist gegen Wesen und Dinge eröffnete, als Werkzeug zu dienen, — gerade in diesem Augenblicke mußte er kommen. Die wissenschaftlichen Methoden traten

Google

l'analyse remplaçait partout l'imagination. Balzac, le premier, était appelé à employer les outils nouveaux. Il créa le roman naturaliste, l'étude exacte de la société; et, du coup, par une audace du génie, il osa faire vivre, dans sa vaste fresque, toute une société copiée sur celle qui posait devant lui. C'était l'affirmation la plus éclatante de l'évolution moderne. Il tuait les mensonges des anciens genres, il commençait 'avenir. Ce qu'il y a de plus étonnant dans son cas, c'est qu'il a accompli cette révolution en plein mouvement romantique. Toute l'attention se portait alors sur le groupe flamboyant à la tête duquel trônait Victor Hugo. Les oeuvres de Balzac n'avaient qu'un très-mince succès. Personne ne paraissait soupçonner que le véritable novateur était ce romancier, qui jetait encore si peu d'éclat, et dont les oeuvres semblaient si confuses et si ennuyeuses. Certes, Victor Hugo reste un homme de génie, le premier poète lyrique du monde. Mais l'école de Victor Hugo agonise, le poète n'a plus qu'une influence de rhétoricien sur les jeunes écrivains, tandisque Balzac grandit tous les jours et détermine à cette heure un mouvement littéraire qui sera sûrement celui du vingtième siècle. On avance dans la voie qu'il a tracée, chaque nouveau venu poussera l'analyse plus loin et élargira la méthode. Il est à la tête de la France littéraire de demain.

M. H. Taine, dans une étude, qu'il a faite anciennement sur lui, a dû remonter jusqu'à Shakespeare pour lui trouver un égal. Et cette comparaison est juste. En effet, Shakespeare seul a enfanté une humanité aussi large et aussi vivante. Ce sont deux créateurs d'âmes de même puissance, nés dans deux sociétés différentes. Et l'un et l'autre nous ont laissé leurs oeuvres comme de vastes magasins de documents humains. Quand on compare Victor Hugo à Shakespeare, cela fait sourire, car lui n'a créé que des figures de bronze ou d'albâtre, où le sang ne circule pas. La véritable gloire de Balzac est au contraire dans la profonde humanité de sa création. D'autres écrivains, chez nous, ont pu écrire avec plus de correction et d'éclat, apporter un génie mieux équilibré; mais personne n'a fouillé l'humanité plus à fond et n'en a dit davantage sur l'homme. Imaginez un chimiste qui, tous les matins, s'enferme dans son laboratoire et qui y multiplie les expériences; ce chimiste découvre à chaque heure des vérités nouvelles et les note, au milieu de la fièvre du travail. Peut-être l'ordre manquera-t-il, mais il y aura là des matériaux d'un prix inestimable. Le savant qui aura, le premier, dégrossi la besogne, gardera l'éternel honneur d'avoir fondé une science. Eh bien! Balzac est ce chimiste du coeur et du cerveau humains, il a fondé une littérature.

Google

gebieterisch hervor, die Helden der Dichtung erbleichten und verschwanden vor den Geschöpfen der Wirklichkeit. Die Analyse verdrängte überall die Phantasie. Balzac war der Erste, der dazu berufen war, diese neuen Werkzeuge anzuwenden. Er schuf den naturalistischen Roman, die getreue Studie der Gesellschaft; und mit einem Schlage in genialer Verwegenheit wagte er es, in seinem großartigen Frescogemälde eine ganze Gesellschaft lebendig darzustellen, die ein getreues Abbild jener Gesellschaft war, welche ihm zum Modell gedient hatte. Dies war die glänzendste Bestätigung des modernen Umschwunges, er tödtete die Verlogenheit der bisherigen Dichtungsarten und begann die Zukunft. Was hier aber am meisten in Erstaunen versetzt, ist, daß er diese Revolution inmitten der romantischen Bewegung vollbracht hat. Damals richtete sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die strahlende Gruppe, an deren Spitze Victor Hugo stand. Die Werke Balzacs hatten nur einen sehr dürftigen Erfolg. Niemand schien zu ahnen, daß der wahre Bahnbrecher eben jener Romanschriftsteller war, der noch so wenig Glanz um sich verbreitete und dessen Werke so verworren und langweilig erschienen. Sicherlich, Victor Hugo bleibt ein Mann von Genie und der erste lyrische Dichter der Welt: aber die Schule Victor Hugos siecht dahin, und der Dichter hat auf die jungen Schriftsteller nur noch eine rhetorische Einwirkung, während Balzac mit jedem Tage wächst und schon zu dieser Stunde eine literarische Bewegung bestimmt, die sicherlich diejenige des zwanzigsten Jahrhunderts sein wird. Auf dem Wege, den er vorgezeichnet hat, schreitet man vorwärts, und ein jeder, der ihm folgt, wird in die Analyse noch tiefer eindringen und die Methode erweitern. Er steht an der Spitze des literarischen Frankreichs von morgen.

Herr Henri Taine hat in einer Studie, die er früher einmal über Balzac geschrieben, bis auf Shakespeare zurückgreifen müssen, um seinesgleichen zu finden; und diese Vergleichung ist richtig. In der That hat nur Shakespeare eine so breite und so lebendige Menschlichkeit gezeugt. Die Beiden sind gleichmächtige Schöpfer von Seelen, die nur in zwei verschiedenen Gesellschaften geboren sind, und der Eine wie der Andere hat uns seine Werke hinterlassen wie ungeheuere Aufspeicherungen der menschlichen Documente. Vergleicht man Victor Hugo mit Shakespeare, so überkommt einen das Lächeln. Denn dieser hat eben nur Gestalten aus Bronze oder Alabaster geschaffen, in denen kein Blut rinnt, während Balzacs wahrer Ruhm gerade der ist, daß seine Schöpfung so tief menschlich wahr ist. Andre unserer Schriftsteller haben correcter und glänzender schreiben mögen und sind mit ausgeglichenerem Genius an ihre Werke herangetreten, aber niemand ist tiefer in das Menschliche eingedrungen und hat über den Menschen mehr gesagt als er. Man denke sich einen Chemiker, der sich jeden Morgen in sein Laboratorium einschließt und nicht müde wird, zu experimentiren. Dieser Chemiker entdeckt zu jeder Stunde neue Wahrheiten, die er im Fieber der Arbeit verzeichnet. Es ist schon möglich, daß da die Ordnung fehlt, aber jedenfalls schafft er Materialien von unschätzbarem Werthe. Jenem Gelehrten, der zuerst die Arbeit aus dem Gröbsten herausgearbeitet haben wird, wird die unsterbliche Ehre zuerkannt werden müssen, eine Wissenschaft begründet zu haben. Nun, Balzac ist jener Chemiker des Menschenherzens und des Menschengeistes. Er hat eine Literatur begründet.

(Uebersetzung von P. L.)

Google

Emile Zola.

von

Ludwig Pfau.

— Paris —

I.

Es hat mich einige Ueberwindung gekostet, die Arbeit einer ernstlichen Studie an eine literarische Erscheinung zu wenden, welche, für sich betrachtet, diese Mühe nicht verlohnt, und ohne Zweifel nach kurzer Frist eben so tief in die Stille der Vergessenheit zurücksinken wird, als sie jetzt hoch in den Lärm des Tages emporsteigt. Aber wie es auch mit dem Werthe des Werkes bestellt sein mag, die Wirkung desselben ist nicht zu bestreiten; und indem die Romane Emil Zolas — denn von ihnen soll hier die Rede sein — in rascher Folge eine Reihe zahlloser Auflagen erleben, nehmen sie, als ein Zeichen der Zeit, die Aufmerksamkeit der Kritik in Anspruch, wenn diese auch weniger den Schriftsteller und sein Talent, als das Publikum und seinen Geschmack zum Ausgangs- und Zielpunkt hat.

Die Auflagen eines Buches sind leider kein Kriterium für dessen Vorzüge, und die Zeit ist noch fern, da der ästhetische Factor eine stärkere Anziehungskraft auf die Gemüther üben wird als der pathologische; so hat denn auch der Skandal einen größeren Antheil an der Zola'schen Berühmtheit als die Kunst. Es ist jene ungesunde Neugierde für das Grausame und Obscöne, mit der eine rohe Volksmasse an das Schaffott der Missethäter und eine feine Damenwelt in den Ballsaal der Courtisanen eilt; es ist jener geheimnißvolle Zug nach dem Abgrund, welcher dieser, mehr noch mit Schmutz als mit Blut besudelten Muse ihren Leserkreis zuführt. Um gerecht zu sein, darf man trotzdem nicht verkennen, daß — wenn überhaupt bei großen Erfolgen das Talent nicht abwesend zu sein pflegt — das Werk Zolas eine mit überlegter Absicht und energischer Consequenz durchgeführte Arbeit ist. Dasselbe läßt sich daher, trotz seiner bedenklichen Richtung und seiner ästhetischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Unzulänglichkeit, nicht mit ein paar Scheltworten abspeisen, sondern verlangt eine gründlichere Untersuchung — wie sehr auch die Kritik geneigt sein mag, einer Literatur, die nach allem eher als nach Moschus duftet, mit verhaltenem Athem die Thüre zu weisen.

Es ist erklärlich, daß die Schilderung von Personen, die es als ihre Lebensaufgabe betrachten, sich im tiefsten Pfuhle niedriger Begierden zu wälzen, kein günstiges Vorurtheil für die Moralität des Verfassers erweckte: man sagte sich, ein Erzähler solcher Dinge könne seine Studien nicht wohl am Kaminfeuer tugendsamen Familienglücks machen. Aber hierin täuschte man sich. Denn obwohl Zola bei seinen harten Lebensanfängen ohne Zweifel mit den tieferen Schichten der Gesellschaft in Berührung kam, und deren Thun und Treiben nicht blos als Studiensammler kennen lernte, so würde schon die ehrenwerthe Strebsamkeit, mit welcher er sich durch Fleiß und Ausdauer zu einem „selbstgemachten" Mann von einer gewissen literarischen Bedeutung emporrang, für seine moralische Tüchtigkeit zeugen, auch wenn er nicht in einem bürgerlich wohlgeordneten Familienleben gerade das Gegentheil von dem prakticirte, was er in seinen Romanen theoretisch in Scene setzt. Das Laster sitzt ihm nur Modell; und bei seinen Vivisectionen scheinen ihn die Lockungen so wenig wie die Wehklagen seiner Opfer aus dem Concept zu bringen.

Emile Zola ist 1840 in Paris geboren, verlebte jedoch seine Jugend, vom dritten bis zum achtzehnten Jahr, in der Provence. Sein Vater, ein italienischer Ingenieur aus Treviso bei Venedig, war nach Frankreich eingewandert, starb aber schon im Jahre 1847, nachdem er in Aix einen Canal erbaut hatte, der seinen Namen trägt. Der allzufrühe Tod des Bauleiters inmitten einer schwebenden Geschäftslage veranlaßte einen Proceß, dessen Verlust die Wittwe in beschränkten Verhältnissen zurückließ. Im Jahre 1858 siedelte sie mit ihrem Sohne nach Paris über, woselbst dieser seine in der Lateinschule zu Aix begonnenen Studien in Lycée Saint-Louis vollendete und sein Baccalaureat machte. Aber die Hilfsmittel der Mutter waren jetzt erschöpft, und die Familie lebte mehrere Jahre in den dürftigsten Umständen, bis der junge Zola 1862 in der Buchhandlung Hachette eine bescheidene Stelle fand. Es gelang ihm jedoch bald, seine Lage zu verbessern, indem er sich zum Secretair der Firma emporschwang. Längst mit literarischen Arbeiten beschäftigt, und nun mit den Berichten für die verschiedenen Zeitungen betraut, fand er Gelegenheit den namhaftesten Schriftstellern näher zu treten und im Kreise der Journalistik Fuß zu fassen. Nachdem er 1864 eine Sammlung von Erzählungen — „Contes à Ninon" — und 1865 einen Roman — „La confession de Claude" — veröffentlicht hatte, trat er 1866 aus seiner Stellung bei Hachette, um beim „Figaro" als literarischer Berichterstatter einzutreten. Daneben wurde er Mitarbeiter verschiedener Zeitungen: so des „Courrier de Lyon", für welchen er kritische Plaudereien unter dem bezeichnenden Titel, „Mes haines", sowie „Le Voeu d'une morte" und

Google

„Les Mystères de Marseille“ schrieb; ferner des „Événement“, der „Vie Parisienne“, des „Petit Journal“, der „Tribune“, des „Salut public“ und schließlich des „Corsaire“, der in Folge eines Artikels von ihm, „Le lendemain de la crise“, 1872 unterdrückt wurde. Seine journalistischen Arbeiten hatten ihn jedoch der erzählenden Gattung nicht abwendig gemacht, denn im Jahre 1867 erschien „Thérèse Raquin“, ein Roman, der Aufsehen erregte, und in welchem die charakteristischen Eigenschaften Zolas zum ersten Mal voll und ganz hervortreten. Die folgende Erzählung „Madeleine Férat“, die ein Jahr später erschien, trieb die Ungenirtheit bereits so weit, daß ihre Fortsetzung als Feuilleton verboten wurde. Dasselbe Schicksal erfuhr später „La Curée“ in der „Cloche“ und „L'Assommoir“ im „Bien Public“, zwei Romane des großen, auf zwanzig Bände berechneten Cyclus, „Die Rougon-Macquart“, welcher seit einem Jahrzehnt die Feder des Erzählers hauptsächlich in Anspruch nimmt, wenn auch die des Journalisten immer noch einige Zeit für ihre Thätigkeit zu finden weiß.

Nachdem nämlich Zola sich ganz dem schriftstellerischen Berufe gewidmet hatte, suchte er mit dem praktischen Instinct des Südfranzosen nach einem steten und ergiebigen Felde der Production, auf welchem er, gleichsam durch eine regelmäßige Bewirthschaftung, sowohl seinen geistigen Anforderungen als seinen materiellen Bedürfnissen eine gesicherte Befriedigung zu schaffen vermöchte. Ein solches erblickte er in einer umfassenderen Conception, welche einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Erzählungen herstellt, und die einzelnen Bände als die Fortsetzung eines größeren Ganzen erscheinen läßt. So entwarf er den Plan zu seiner „physiologisch-socialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“, deren Stammbaum vier Generationen umfaßt, wenn sich auch die eigentliche Handlung in einen Zeitraum von achtzehn Jahren zusammendrängt. Zur Ausführung dieses Unternehmens schloß er mit dem Verleger Lacroix einen Vertrag, der ihm vorerst eine monatliche Pension von 500 Frcs. sicherte. Die Herausgabe des ersten, 1869 geschriebenen Bandes, wurde durch den Krieg verzögert und erfolgte erst im Jahre des Friedens 1871. Kaum war jedoch 1872 der zweite Band erschienen, als eine neue Störung eintrat: das ausgedehnte Geschäft des Verlegers kam in Liquidation, und die gesicherte Existenz des Schriftstellers in Frage. Da übernahm die große Verlagshandlung Charpentier — welche auch Balzacs „Comédie humaine“ herausgegeben hat — nicht nur den Lacroix'schen Vertrag, sondern vereinbarte auch, nach den bald sich ergebenden glänzenden Erfolgen des Unternehmens, ein neues Uebereinkommen mit dem Verfasser, welches diesem, außer dem festen Honorar, noch einen jährlichen, wohl auf 20,000 frcs., und bei dem großen Absatz jetzt gewiß noch höher gestiegenen Gewinnantheil gewährt. Von den beabsichtigten zwanzig Bänden sind bis jetzt neun erschienen.

Nachdem wir die Geschichte des Schriftstellers, soweit nöthig, kennen gelernt, müssen wir nun dessen Hauptwerk etwas näher betrachten. Er selbst

Google

sagt in der Vorrede des ersten Bandes — die sich mehr durch Kürze, als durch Klarheit auszeichnet — er wolle zeigen, wie eine Familie in der Gesellschaft sich verhalte, indem sie sich zu einer kleinen Gruppe von Geschöpfen entwickle, deren innige Zusammengehörigkeit, trotz dem Anscheine gründlicher Verschiedenheit, vermittelst der Analyse zu Tag komme. Er werde, durch Lösung der doppelten Frage des angeborenen Temperaments und der umgebenden Mitte, den Faden zu verfolgen suchen, der mit mathematischer Genauigkeit von einem Menschen zu einem andern Menschen führe. Die Erblichkeit habe ihre Gesetze wie die Schwerkraft. „Die Rougon-Macquart“ — fährt der Verfasser fort — „die Gruppe, die Familie, welche ich zu studiren gedenke, hat zum Charakteristicum die Schrankenlosigkeit der Begierden, jene sinnliche Sturmfluth unserer Zeit, die sich auf die Genüsse stürzt. Physiologisch betrachtet, sind sie die langsame Folge der Zufälle im Blut- und Nervenleben, die sich aus einer ersten organischen Verletzung in einer Rasse entwickeln, und welche, je nach der umgebenden Mitte, bei jedem Individuum dieser Rasse die Gefühle, die Triebe, die Leidenschaften, alle die natürlichen und instinctiven Kundgebungen des Menschen bestimmen, deren Ergebnisse man Tugenden und Laster zu nennen pflegt. Historisch betrachtet, gehen sie vom Volk aus und verbreiten sich in die ganze zeitgenössische Gesellschaft; sie steigen vermöge jenes wesentlich modernen Impulses, den die unteren Klassen auf ihrem Wege durch den gesellschaftlichen Körper empfangen, zu allen Stellungen empor, und sie erzählen so, mit Hilfe ihrer individuellen Lebensdramen, die Geschichte des zweiten Kaiserreiches, von der Hinterlist des Staatsstreichs an bis zum Verrath von Sedan“. Die Genealogie der „physiologisch-socialen“ Sippe, sowie die Rollen der einzelnen Glieder werden nun gleich beim Beginn der Arbeit vermittelst eines regelrechten Stammbaums festgestellt.

Das Unternehmen, die socialen Zustände des zweiten Kaiserreiches in einer Reihe von Romanen zur Darstellung zu bringen, hat ohne Zweifel seine Berechtigung. Auch gegen den Plan, die verschiedenen Episoden dieser Reichsgeschichte durch das Familienband der einzelnen Helden zu einem epischen Ganzen zu verknüpfen, ist offenbar nichts einzuwenden, wenn auch, selbst bei der geschicktesten Composition, die Einheit der Verwandtschaft meistens nur einen äußerlichen Zusammenhang herzustellen vermag. Aber diesen Mangel der inneren Verbindung durch eine Naturgeschichte der Erblichkeit ersetzen zu wollen, ist eine starke Prätention. Es ist dies ein toll gewordener Darwinismus, der die Physiologie der Fortpflanzung in die Phantasmagorie der Romantik übersetzt und sich einbildet, einen wissenschaftlichen Realismus zu treiben, wenn er die Gesetze der Entwickelung, die sich nur aus dem Facit tausender von Generationen und ihrer Mischungen ergeben können, willkürlich erfindend, für die enge Zufälligkeit einer Familiengeschichte klein hackt. Die Thatsachen des Naturforschers beweisen etwas, die Phantasien des Fabulisten aber beweisen nichts; und die genaueste Protokollirung der Abstammungen, Temperamente und Verhältnisse begründet noch lange nicht

Google

die Nothwendigkeit, daß ein Individuum gerade so beschaffen sein muß und nicht anders. Jedes Gesetz beruht auf großen, allgemeinen Principien, läßt aber den kleinen Besonderheiten einen gewissen Spielraum, den man Zufall nennt; sonst müßten die Krystalle eines Stoffes alle congruent sein, und die Blätter eines Baumes sich absolut ähnlich sehen, was sehr langweilig wäre. Ohne Zweifel werden auch die Geheimnisse der Procreation mehr und mehr entschleiert werden; aber bis die Gesetze der Erblichkeit in einer Weise „analysirt“ und festgestellt sind, welche der Synthese erlaubt, dieselben mit „mathematischer“ Sicherheit dichtend aufzubauen, werden wohl noch verschiedene Generationen Zolas den Weg alles Fleisches gehen.

II.

Der erste Band der Reihenfolge, welcher die Anfänge der Rasse, die Entstehung der Familien Rougon, Macquart und Mouret erzählt, führt den Titel „La fortune des Rougon“, das Glück der Rougons, eine wörtliche Uebersetzung, die freilich den Sinn um so weniger vollständig wiedergiebt, als die deutsche Sprache für die Begriffe fortune und bonheur nur das eine Wort „Glück“ hat. Ferner heißt fortune zugleich Vermögen, auch selbsterworbenes, und schließt daher die Bedeutung eines Aufsteigens, Emporkommens in sich, so daß man im vorliegenden Falle vielleicht besser „Glücksweg“ oder „Glücksstern“ übersetzen würde.

Diese grundlegende Erzählung spielt in Plassans, einer Unterpräfectur der Provence von zehntausend Einwohnern. Zur Zeit des Staatsstreichs und bevor die Stadt eine Eisenbahn erhielt, stand sie mit dem umliegenden Lande nur durch die Straßen nach Nizza und nach Lyon in Verbindung. Ihre Industrie bestand in einigen übelduftenden Gerbereien, und ihr Handel in dem Verkauf der Landesproducte Oel, Wein und Mandeln. Dank ihrer Abgeschiedenheit hatte sie den fromm-aristokratischen Charakter der alten provençalischen Städte bewahrt. Wie der Ort, war auch die Bevölkerung in drei von einander abgeschlossene Gruppen getheilt: in das Quartier des Adels mit seinen großen Hotels Louis XIV. und Louis XV., seinen Klöstern und Jesuitenhäusern; in die neue Stadt, von der Bourgeoisie — den Kaufleuten, Rentnern, Advocaten und Notaren — bewohnt; und in die alte Stadt, das Viertel der Arbeiter und Handwerker, mit etlichen Kleinhändlern und größeren Handlungshäusern als Beigabe.

Hier vegetirte ums Jahr 1848 in Dunkelheit und Mißachtung eine Familie, deren Haupt, Peter Rougon, in nicht allzuferner Zukunft, eine bedeutende Rolle spielen sollte. Er war der Sohn eines Bauers. Die Familie seiner Mutter, die Fouque genannt, besaßen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein ausgedehntes Grundstück in der Vorstadt, hinter dem alten Kirchhof Saint-Mittre, und waren die reichsten Gemüsegärtner des Ortes. Der letzte Fouque starb wenige Jahre vor der Revolution, als Narr, und hinterließ eine achtzehnjährige Tochter, Adelheid, als einzige Erbin.

Google

Diese, ein großes, dünnes, bleiches, scheublickendes Geschöpf, schwachen Geistes, nervösen Temperaments, und nur nach der geschlechtlichen Seite gehörig entwickelt, heirathete ihren Gartenknecht, den ungehobelten Bauer-Rougon, welcher einen Sohn Peter zeugete, um nach kurzem Genusse der Vaterfreuden einem Sonnenstich zu erliegen. Ein Jahr widmete die Wittib dem Andenken des Verstorbenen, worauf sie ihm in der Person des Taugenichts Macquart, der ein altes, an das Fouque'sche Anwesen stoßendes Häuschen bewohnte, einen Nachfolger gab, zu um so größerem Skandal der Gerechten, als sie weder Pfarrer noch Schultheiß mit dieser Privatangelegenheit behelligte. Macquart, ein Schmuggler, Wilderer und Trinker, der wochenlang in Wäldern und Schluchten umherzog, kam nur periodisch zum Vorschein, bereicherte jedoch die Familie mit zwei kleinen Macquarts, einem Knaben, Anton, und einem Mädchen, Ursula. Diese beiden unberechtigten Existenzen wuchsen neben dem rechtmäßigen Dasein des kleinen Rougon wild und unwirsch empor wie das Krautwerk des Gartens. Denn Adelheid, mit heftigen Anfällen von Nervenzuckungen behaftet, lebte in den Tag hinein wie ein zärtlich liebkosendes Thierchen. Wenn sie, selber ein halbes Kind, mit ihren Kindern sich beschäftigte, so war es nur, um sie zu küssen und mit ihnen zu spielen. Sobald jedoch Macquart von seinen Streifzügen zurückkehrte, verschwand sie hinter dem Gemäuer der Sackgasse Saint-Mittre. Wenn sie wieder erschien, fand sie die Kinder in der Verfassung einer kleinen Räuberbande und das Haus im Zustande der Plünderung, was sie weiter nicht beirrte, da eine klare Idee von der Nothwendigkeit der Ordnung und dem Werthe der Dinge ihr abging.

Peter, in dem die väterliche Schwere des Bluts und die mütterliche Erregbarkeit der Nerven sich gegenseitig ausgeglichen hatten, wuchs allmählich zu einem berechnenden, hinterlistigen, herztrocknen Bengel heran. Er zeigte die unersättliche Gier und den neidischen Ehrgeiz des Bauernsohnes, den das Vermögen und die Constitution der Mutter zum Bourgeois machte. Seine Geschwister betrachtete er als eingedrungene Bastarde, die dem rechtmäßigen Erben sein Gut verzehren, und seine Mutter als eine Tollhäuslerin, die mit ihrer Schleuderwirthschaft das ihm zukommende Vermögen vergeude. Sein Dichten und Trachten war nur noch auf Mittel und Wege gerichtet, Mutter, Brüder, Schwester und Dienstboten vor die Thüre zu setzen. Er begriff, daß er sich vor Allem der schwachsinnigen Mutter bemächtigen müsse. Es gelang ihm leicht, sich ihr als stiller Richter und Rächer ihrer ehelichen Unordnungen furchtbar zu machen und die Verwaltung von Haus und Vermögen vollständig in die Hand zu bekommen.

Die Umstände begünstigten seine Pläne ganz besonders. Während er selbst, als der älteste Sohn einer Wittwe, militärfrei war, schaffte er sich seinen Bruder Anton, der bei der Ziehung verloren hatte, vom Halse, indem er dessen Loskauf verhinderte. Auf noch unerwartetere Weise ward er seiner Schwester Ursula ledig. Ein Hutmacher der Vorstadt, ein rechtschaffener,

Google

etwas beschränkter Arbeiter, Namens Mouret, verliebte sich sterblich in das zarte, weiße Geschöpf von sentimental-phantastischem Gemüth und hektisch-aristokratischem Aussehen. Sie gab ihre Einwilligung, um einem Leben zu entfliehen, das der Bruder ihr unerträglich zu machen wußte, und die jungen Leute etablirten sich in Marseille. Nun erwies dem Strebsamen überdies ein Gensdarm den Gefallen, den schmuggelnden Macquart an der Grenze zu erschießen, wodurch er auch die Mutter los wurde, die sich in das ihr hinterlassene Häuschen der Sackgasse Saint-Mittre zurückzog. Eiligst verkaufte nun Peter das Anwesen dem Besitzer eines großen anstoßenden Gutes, des Jas-Meiffren, um 50,000 Franken, und ließ seine Mutter, die er mit einer kleinen Rente abfertigte, einen Empfangsschein unterzeichnen; denn vorsichtige Erkundigungen hatten den Ueberraschten belehrt, daß der Codex einen schändlichen Paragraphen enthalte, welcher den unehelichen aber anerkannten Kindern einen Theil des elterlichen Vermögens zuspricht.

Jetzt erst konnte Peter Rougon aus seiner Jauchenatmosphäre in das ersehnte Land der Bourgeoisie auswandern. Er heirathete Felicitas, die Tochter des Oelhändlers Puech, eine kleine, schwarze rührige Grille, ebenso ehrgeizig als verschlagen, und trat in das Geschäft seines Schwiegervaters. Tapfer machte sich das junge Paar an die Eroberung der irdischen Herrlichkeit, aber vergeblich suchten sie ihren Durst nach Reichthum und Ansehen zu befriedigen. Auf dem undankbaren Boden der kleinen, seitwärts liegenden Stadt sich abmühend, in dem einen Jahre verlierend, was sie in dem andern gewonnen, führten sie einen dreißigjährigen Krieg mit dem Glücke. Das einzige Gedeihen, dessen sie sich rühmen konnten, bestand in einem Kinder-„Segen", der jedoch die pecuniären Schwierigkeiten keineswegs vermindern half. Peter brummte oft über die zehrende Brut, die aus drei Knaben und zwei Mädchen bestand; aber Felicitas, mit viel Intelligenz und noch mehr Zähigkeit ausgestattet, gab den Kampf um's Glück nicht so leicht auf. Je geringere Aussichten ihre eigene Lage darbot, desto größere Hoffnungen baute sie auf die Zukunft ihrer Kinder. Der Vater war vom Mistgeruch zum Oelduft avancirt, die Söhne sollten aus der Ladenstube ins Amtszimmer steigen: sie mußten studiren. Kein Opfer erschien zu groß, um sie ins Gymnasium zu Plassans und später auf die Universität nach Paris zu schicken. Als die Söhne jedoch, nach Hause zurückgekehrt, eine ziemlich bescheidene Rolle spielten und keine Anstalten machten, die glänzenden Träume der Eltern zu verwirklichen, fühlten sich diese in ihrem Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit zugleich getroffen. Grausam enttäuscht, und mit bittern Klagen über die Undankbarkeit der Kinder, zogen sie sich endlich mit einer kleinen Rente zurück, um wenigstens das Nöthigste für ihre alten Tage zu retten.

Eugen, der älteste Sohn, obwohl Jurist von nicht gewöhnlicher Intelligenz, hatte es in Plassans nur zu der Stellung eines mäßig beschäftigten Advocaten gebracht. Die Gier der Rougons hatte sich bei ihm zu einem höher gehenden Streben nach Macht und Stellung gesteigert. Er war nicht dazu angethan,

Google

in einer kleinen Provinzstadt sein Glück zu machen, und hielt, nach einer günstigen Gelegenheit spähend, die Augen auf Paris gerichtet. Einige Wochen vor den Februartagen wurde er unruhig; er witterte eine Krisis. Eines Morgens war er nach Paris verschwunden, keine fünfhundert Franken in der Tasche.

Pascal, der zweite Sohn, hatte Medicin studirt. Lernbegierig und uneigennützig, der Idealist der Sippe, lebte er der Wissenschaft, und kurirte die Armen unentgeltlich. Ein Fremdling in seiner Familie, interessirt ihn diese nur als physiologisches Problem.

Aristid, der jüngste der Söhne, ein leibarmer Schlau- und Wieselkopf, verbummelte seine Studienzeit im Quartier latin, ohne an irgend ein juristisches Examen zu denken. In der Hoffnung, ihn zu einem geordneten Leben zu bringen, behielt endlich der Vater den Thunichtgut im Geschäft und verheirathete ihn mit einer phlegmatischen Blondine, Namens Angela, der Tochter des pensionirten Hauptmanns Sicardot. Aber Aristid schleppte seine genußsüchtige Trägheit im väterlichen Geschäfte weiter und sah sich, als dies nicht länger gehen konnte, genöthigt, eine bescheidene Schreiberstelle auf der Kanzlei der Präfectur anzunehmen. Mit gierigem Grimme witterte auch er nach einer Katastrophe, bereit dem ersten besten Raubopfer den Hals umzudrehen.

Das wenigstens war den Eltern gelungen, die beiden Töchter an den Mann zu bringen, und zwar die ältere, Sidonie, nach Paris, an einen Händler mit Südfrüchten, die jüngere, Martha, an ihren Vetter Franz Mouret, Commis und hernach Theilhaber der Firma Rougon. Franz etablirte sich nach der Liquidation in Marseille, da er das Geschäft seines Onkels zu gut kannte, um zu dessen Uebernahme Lust zu bezeugen. Gerne hätten sich die Alten in die neue Stadt zurückgezogen, wo die angesehenen Leute residirten; aber in Anbetracht ihrer beschränkten Mittel wagten sie sich nur in die Grenzstraße, in der sie zwar noch auf der Seite der „Canaille“ logirten, aber doch die Aussicht ins gelobte Land hatten. Die Wohnung war bescheiden und die Einrichtung dürftig. Vergebens hatte Felicitas ihre ganze Kunst aufgeboten, dem alten Mobiliar einen trügerischen Schimmer zu geben. Von ungestillter Besitzgier verzehrt, spielten sie sich nun als Opfer des Schicksals auf und waren außer sich über ihr Mißgeschick. Die Rougons glichen zu dieser Zeit einer Familie von Wegelagerern auf der Lauer, bereit, den vorüberkommenden Ereignissen die Taschen zu leeren.

Als Anton Macquart, nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs, in die Heimath zurückkehrte, fand er das Fouque'sche Anwesen verkauft und das mütterliche Vermögen in den Händen seines Stiefbruders. Ein brutaler Taugenichts und Trunkenbold, wie sein Vater, aber dessen muthige Thatkraft durch feige Hinterlist ersetzend, fand er nirgends die Mittel, einen zweifelhaften Proceß anzustrengen, und verfolgte die Rougons, die ihm ein paar hundert Franken als Bettelpfennig hingeworfen hatten, mit Schmähungen

Google

und Verwünschungen. Ohne Unterstützung und von der öffentlichen Meinung als Faullenzer behandelt, sah er sich endlich genöthigt nach Arbeit zu suchen. Mit dumpfem Grimme lernte er das Korbflechten, zu dem er wenigstens die Weiden stehlen konnte. Beim Verkaufen seiner Körbe in der Halle machte er die Bekanntschaft einer gewissen Josephine Gavaudan, genannt Fine, welche dort, je nach der Jahreszeit, gekochte Früchte und Kastanien feil hatte. Ein großes, dickes Weibsbild von mächtigem Gliederbau und mannsstarken Fäusten, verband sie die Unverdrossenheit des Gauls mit der Sanftmuth des Lammes. Neben ihrem Handel fegte sie einigen Junggesellen die Haushaltung, spülte den Honoratioren an Galatagen das Geschirr und versah die durchgesessenen Stühle mit neuem Strohgeflecht. Anton fand, daß das just die Frau sei, die er brauche. Fine, an die sich noch kein Mann gewagt, war entzückt über den Antrag und fühlte sich trotz aller Warnungen unfähig, die ehelichen Freuden von sich zu weisen. Stillschweigenden Uebereinkommens arbeitete nun die Frau, den Mann zu ernähren; sie aß das Brot der Ehe im Schweiße ihres Angesichts. Aber keine Sonne ohne Flecken, und so hatte auch diese enorme Vollkommenheit ihre Schattenseite: sie liebte den Anisliqueur nicht weniger zärtlich als ihren Gatten, eine Nebenbuhlerschaft, die vollständig zu begreifen, zwar Macquart der Mann gewesen wäre, wenn dieselbe nicht den Uebelstand mit sich gebracht hätte, daß Fine in der Anisbegeisterung ihre Sanftmuth vergaß und die Rippenstöße des Berauschten mit wuchtigen Faustschlägen heimzahlte. In solchen Nächten der Trunkenheit pflegten sich daher die beiden Eheleute mit der gewissenhaftesten Gegenseitigkeit durchzuwalken.

Die Kinder, die zum Vorschein kamen, waren für Anton eine Ursache fortwährenden Aergers, da ihre Bedürfnisse seinen Theil Kuchen verringerten; als die Dreizahl erreicht war, erklärte er, daß es genug sei. Mit Bereitwilligkeit überließ er denn auch das älteste Kind, Lisa, einer Nachbarin, der Postdirectorin, die Gefallen an ihm gefunden hatte und es mit sich nach Paris nahm. Lisa war ein hübsches, gelassenes, vollsaftiges Mädchen, das der Mutter nachartete und später den wohlhabenden Schweinemetzger Quenu in Paris heirathete. Gervaise, die jüngere, ein Puppenköpfchen, schmächtig und etwas hinkend, war Wäscherin geworden; und Hans, der jüngste Sprößling, ein starker Bengel mit gutem Willen aber hartem Kopfe, hatte die Schreinerei erlernt. Als die Beiden etwas verdienten und die ersten Frankenstücke nach Hause brachten, fand Anton, daß die Kinder doch ihr Gutes hätten. Er ließ sich nun auch von diesen ernähren, wie schon vorher von der Muttter, und verbrachte seine Tage im Kaffeehaus mit Rauchen, Trinken und Spielen. Gervaise, ohne Erziehung auf der Straße aufgewachsen und von der Mutter mit Anisschnaps gestärkt, hatte schon im vierzehnten Jahre den achtzehnjährigen Gerbergesellen Lantier zum Liebhaber, ein Verhältniß, dessen Folgen nicht ausblieben. Lantiers Mutter, eine wackere Frau, nahm jedoch die Kinder zu sich, während Macquart seine Einwilligung zu einer

Google

Heirath verweigerte, um den Sohn seiner Tochter nicht zu verlieren. Aber seine Herrlichkeit nahm ein jähes Ende. Fine, nach einer übermäßigen Waschanstrengung, starb plötzlich an einer Brustentzündung; Gervaise, der schamlosen Ausbeutung müde, verschwand kurz darauf mit ihren zwei Kindern und Lantier, dessen Mutter gleichfalls gestorben war, nach Paris; und Hans zögerte nicht, dem Beispiel seiner Schwester zu folgen. Als sich Anton allein in seiner Wohnung sah, in der er sich zwanzig Jahre lang hatte füttern lassen, verfiel er in ein Wuthgeheul über die Ungerechtigkeit Gottes und die Undankbarkeit der Kinder. Die Angst, sein Brot selber verdienen zu müssen, machte ihn vollständig krank. Er verkaufte nach und nach die Haushaltung bis zum letzten Stück, und als gar nichts mehr übrig war, holte er, weinend vor Ingrimm und mit der düstern Resignation des Selbstmörders, ein seit einem Vierteljahrhundert in einer Ecke vergessenes Bündel Weiden hervor, um sein altes Handwerk wieder aufzunehmen,

Der wackre, fleißige Mouret hatte inzwischen gute Geschäfte in Marseille gemacht und war von seiner geliebten Ursula mit zwei Knaben und einem Mädchen beschenkt worden. Als dieselbe jedoch an der Auszehrung starb, verfiel er in Schwermuth, vernachläßigte sein Geschäft, verlor sein Geld und erhängte sich schließlich zwischen den hinterlassenen Kleidern der Verstorbenen. Sein ältester Sohn, Franz, der eine gute commercielle Erziehung erhalten, und den soliden Charakter des Vaters geerbt hatte, trat als Commis bei seinem Onkel Rougon ein und wurde, wie schon gemeldet, dessen Schwiegersohn. Die Tochter, Helene, ein physisch und geistig wohlgebildetes Geschöpf, war bereits mit Grandjean, dem Sohne einer reichen Fabrikantenfamilie, wenn auch gegen den Willen der letzteren, verheirathet. Der dritte Sohn Silvère, bei dem Tode des Vaters erst sieben Jahre alt, wurde von der Großmutter Adelheid aufgenommen.

Die Stammmutter der Sippe näherte sich jetzt der Mitte der Siebenzig. Ihr fahles, stets von einer weißen Haube säuberlich umrahmtes Gesicht glich dem einer Sterbenden; es hatte den Ausdruck ewiger Einkehr, endgiltiger Beruhigung; es trug den Schleier höchster Gleichgiltigkeit, absoluten Verzichts. Nur von Zeit zu Zeit erbebte dieser bleiche Leib, der keinen Blutstropfen mehr zu haben schien, unter Nervenzuckungen, welche ihn, wie elektrische Ströme, zu gewaltsamer Lebensthätigkeit, zu furchtbaren Kraftäußerungen galvanisirten. Das Lächeln des kleinen Silvère war für die alte Frau ein letzter Strahl. Sie faßte für ihn eine unaussprechliche Zärtlichkeit. Sie, die in ihrer Jugend vergessen hatte, Mutter zu sein, um Geliebte sein zu können, empfand die Wonnen einer Neuentbundenen, wenn sie ihn waschen, kleiden und überwachen konnte. Es war gleichsam der Todeskampf eines Herzens, das in den heftigsten Begierden gelebt hatte und in der Zärtlichkeit für ein Kind nun dahinstarb. Schmeichelnden Tones nannte der Knabe sie Tante Dide, ein Name, der ihr blieb. Das Wort Tante, so gebraucht, ist in der Provence ein Ausdruck der Zärtlichkeit. Anfangs

Google

nahm er weinend die Flucht, wenn die Großmutter ihre Anfälle bekam; später aber harrte er muthig bei ihr aus, umfaßte sie mit den Armen, um die Gewalt der Erschütterungen zu brechen, und betrachtete sie mit Augen voll tiefen Mitleids. Er liebte sie, die ihn aufgenommen, von ganzem Herzen, aber mit einer gewissen verschämten Heimlichkeit, denn er sah in ihr ein außergewöhnliches Geschöpf, von unbekannten Uebeln heimgesucht, das man beklagen und achten müsse. Gleich nach seinem zwölften Jahre ging er bei einem Nachbar, einem Wagner, in die Lehre und wurde bald ein vortrefflicher Arbeiter, froh, die arme Tante Dide unterstützen und ihr heimgeben zu können, was sie für ihn aufgewendet. Seine Schulbilduug war unter solchen Umständen eine beschränkte geblieben, und das Halbwissen, das er seinem Leseifer verdankte, war ganz geeignet, den lebhaften Edelmuth seiner Natur zur Schwärmerei zu steigern. Die Unwissenheit verwandelte sich in Begeisterung. Er war ein frommer Verehrer der großen Gedanken und der großen Worte, die er nicht immer verstand; ein naiver Gläubiger auf der Schwelle des Tempels, der von weitem die Kerzen für Sterne ansah. Sein energischer Kopf, mit der Adlernase und der vortretenden Stirne, barg den Muth eines Helden, geführt von der Einsicht eines Kindes.

Die Sackgasse Saint-Mittre, in der Adelheids Häuschen stand, bildete die rechtseitige Grenze eines freien, vorn gegen die Hauptstraße offenen Platzes, eines ehemaligen Kirchhofs, welcher, in einen Holzgarten und Zimmerplatz verwandelt, der Hof Saint-Mittre hieß. Links und hinten wurde er durch Mauern abgeschlossen, über welche die großen Maulbeerbäume des Jas-Meiffren emporragten. Stets mit Reihen von Stämmen und Balken, mit Beugen, von Dauben und Brettern bedeckt, bildete er den Spiel- und Tummelplatz der Vorstadtjugend. Adelheids Häuschen war hinten von einem kleinen Hof umschlossen, der an das ehemalig Fouque'sche, jetzt mit dem Jas-Meiffren vereinigte Anwesen grenzte und mit diesem einen gemeinschaftlichen Ziehbrunnen hatte. Auf der Fläche des ziemlich hochstehenden Wassers erglänzten die zwei hellen, von dem schwarzen Schatten der Zwischenmauer durchschnittenen Halbmonde der Brunnenöffnung wie zwei Spiegel. Als Silvère eines Morgens der Tante Dide ihren Wasservorrath holte und sich über die Einfassung beugte, bemerkte er auf dem Grunde des Brunnens den Kopf eines jungen Mädchens, das ihn lächelnd betrachtete. Als sie sich jedoch entdeckt sah, setzte sie plötzlich die Spiegelfläche mit dem Eimer in Bewegung und begrub ihr schelmisches Antlitz in den Ringen des tanzenden Wassers. Ein Zwiegespräch entspann sich aus dieser Begegnung, und aus dem Wiedersehen beim Wasserholen eine Neigung, die naturgemäß zu dem Wunsche führte, das Bild mit der Wirklichkeit zu vertauschen. Der Hof Saint-Mittre war wie gemacht für die Zusammenkünfte der beiden Liebenden. Silvère hatte sich nur nach den letzten Holzbeugen zu schleichen, hinter welchen der breite Rasengang, der längs des Jas-Meiffren frei blieb, ein bequemes Versteck bildete; die kleine Hexe aber erkletterte mit Hilfe der Maulbeerbäume die

Google

Mauer und war mit zwei Sätzen auf einem halbversunkenen Grabstein in der Ecke des Kirchhofs.

Und der Trost der Liebe war ihr wohl zu gönnen, der armen Miette, wie man sie nannte, obwohl sie Marie hieß; eines freundlichen Schutzes war sie wohl bedürftig, „die Chantegreil", wie die Straßenjodel der Vorstadt ihr hämisch nachriefen, um sie mit dem Namen ihres Vaters zu brandmarken, welcher auf den Galeeren war. Der Wilderer hatte einen Gensdarmen erschossen, der auf ihn zielte, und vor dem Schwurgericht behauptet, daß Nothwehr kein Verbrechen sei. Die kleine Miette war zu ihrem Onkel Rebufat gekommen, der — Bauer auf dem Jas-Meiffren und ein habgieriger geiziger Schollenpuffer — sie mit den härtesten Arbeiten überlud und wie ein Lastthier behandelte. Dazu kam, daß ihr Vetter Justin, ein feiger, tückischer Knirps, sie zu seiner Unterhaltung mißhandelte. Sie verrichtete jedoch ihr Geschäft in der Stille und rächte sich für die Verfolgungen durch schweigende Verachtung. Sie wußte, daß sie ihr Brot verdiene. Manchmal freilich suchte sie ein Versteck, um nach Herzenslust schluchzen zu können. Die Zurückstoßung, der sie, als Kind des Sträflings, in dieser rohen Umgebung fortwährend begegnete, hätte ihr Gemüth allmählich verbittern müssen, wenn nicht Silvère dem Liebesbedürfniß ihrer guten Natur zu Hilfe gekommen wäre. Die heitere Sorglosigkeit der Jugend erwachte wieder in ihr, seitdem sie sich nicht mehr allein fühlte in dieser gehässigen Einsamkeit.

Die beiden Kinder sahen sich fast jeden Abend. In der schlimmen Jahreszeit griff Silvère in die Holzvorräthe und baute einen kleinen Unterschlupf mit einer Bohle als Sitz und einem Bretterdach gegen den Regen. Miette erschien in dem braunen Kapuzenmantel, innen mit rothem Zeuge gefüttert, wie ihn die Provençalinnen tragen, und der weit genug ist für Zwei. Hat doch, nach der Landessitte, dieses Gewand selbst zur Sommerszeit den Beruf, die spazierenden Liebespaare aufzunehmen, um sie den Blicken der Neugierigen zu entziehen. Unter seiner Hülle pflegten denn auch die Beiden aus dem hohen Grase ihres Friedhofs die Mauer entlang zu schleichen auf die Hauptstraße, welche, die Vorstadt durchschneidend, sich langsam zu Thal senkt. Inmitten ausgedehnter Wiesengründe rauscht hier zwischen buschigen Ufern mit zerstreuten Baumgruppen die Viorne, ein kleiner Fluß, den die Straße auf einer Brücke überschreitet, um den entgegengesetzten Thalabhang emporzuklimmen. Dieser Naturpark war der Lieblingsaufenthalt der beiden Ausreißer. Hier tummelten sie sich zwei Sommer lang unter freiem Nachthimmel, in unschuldiger Kameradschaft spielend und kosend, während die Mahnungen der erwachenden Sinne ihre Liebe mit geheimnißvollen Schauern durchzuckten.

III.

So war es um die Familie Rougon-Macquart bestellt, als das Jahr 1848 herankam, und die Februar-Revolution ausbrach.

Google

In Plassans hatte die Politik nie ein öffentliches Leben geführt; die Dinge wurden zwischen Adel, Klerus und Bourgeoisie mit Hilfe unterirdischer Minen und heimlicher Salonsintriguen ausgefochten. Das Volk, gläubig und royalistisch, kam nicht in Rechnung. Nach 1830 wurden jedoch Arbeiterbevölkerung und Bourgeoisie der Sache des Glaubens und der Legitimität abwendig, um sich der großen demokratischen Bewegung anzuschließen. Als die Revolution von 1848 losbrach, waren Adel und Klerus die einzigen, welche an dem Triumphe Heinrich V. arbeiteten. Sobald sie jedoch sahen, daß die Begeisterung der Bourgeoisie nur ein Strohfeuer war, indem diese alsbald für ihre Kasse und ihre egoistische Existenz zu zittern begann, suchten sie die ehemaligen Bundesgenossen wieder zu gewinnen. Als 1849 die klerikale Reaction hervortrat, ging denn auch die gesammte Bourgeoisie von Plassans zu der conservativen Partei über, von der sie natürlich mit offenen Armen empfangen wurde. Nachdem es der geschickt operirenden Geistlichkeit, mit Hilfe der Weiber, gelungen war, sogar die Kleinhändler des alten Quartiers zu bekehren, wurde die Reaction die Herrin im Ort. Daß ihre Majorität sich aus Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten und Klerikalen zusammensetzte, that nichts zur Sache; es handelte sich ja vorerst um das Eine: die Republik umzubringen. Und diese lag in den letzten Zügen: ihr Anhang war auf etwa tausend Arbeiter zusammengeschmolzen.

Im Uebrigen witterten die leitenden Politiker von Plassans das Kaiserreich erst in der letzten Stunde. Sie hielten Louis Napoleon für unfähig, die Popularität seines Namens für vorübergehend, und betrachteten den Prinz-Präsidenten als ein leicht zu beseitigendes Werkzeug, wenn die Stunde des rechten Prätendenten gekommen sein würde. Die Zeit verstrich jedoch, und eine Ahnung, daß sie die Angeführten seien, stieg ihnen auf. Aber der Staatsstreich, der ihnen plötzlich über den Köpfen losging, ließ ihnen keine andere Wahl, als Beifall zu klatschen. Die Republik, dieses Scheusal, war wenigstens abgethan. Das war immerhin ein Triumph, bei dessen Einheimsung man sich für den Aufschub der eigenen Siegesfreuden durch die Vernichtung der letzten Republikaner, im Bunde mit den Bonapartisten, einstweilen entschädigen konnte. Die Benützung dieser Ereignisse gründeten das „Glück“ der Rougons, welche auf den Ruinen der Freiheit emporwuchsen, indem sie die Republik ausplündern halfen, nachdem sie ermordet war.

Gleich nach den Februartagen war Felicitas, welche die feinste Nase der Familie hatte, im Klaren, daß sie jetzt auf der rechten Fährte seien. Ein heruntergekommener Edelmann, der bei einem reichen Anverwandten wohnte, der Marquis von Carnavant, stattete den beiden Eheleuten öftere Besuche ab. Die bösen Zungen behaupteten, Felicitas, deren Mutter er sehr gekannt habe, sei ihm aus dem Gesicht geschnitten. Auch pflegte er ihr die Wange zu tätscheln, mit den Worten: „Kleine, wenn mir Heinrich V. mein Vermögen zurückerstattet, setze ich Dich zu meiner Erbin ein“. Der reiche Adel, der keine Lust verspürte, ein neues Exil zu riskiren, fand in Carnavant,

Google

der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, den eifrigsten Agenten der reactionären Bewegung. Dieser aber brauchte ein Operationscentrum. Auch konnte er den Arbeitern und Kleinbürgern nicht den Legitimismus predigen, ohne sich Verhöhnungen auszusetzen; Peter dagegen redete ihre Sprache und war der rechte Mann für diese Mission. Bald war die Familie Rougon royalistischer als der Roy, und ihr Haus der Versammlungsort eines Kerns von Conservativen, welchen der Marquis aus der Sacristei der unsichtbaren Staatsweisen von Plassans die politische Parole brachte. Sicardöt, Aristids Schwiegervater, Commandant der Nationalgarde und einer der glorreichsten Hohlköpfe der großen Armee, war der Kriegsheld dieser Bande dickhäutiger, kurzstirniger Philister. Rougon aber, hinter welchem der Marquis klug zu verschwinden wußte, galt für das Haupt, und sein gelber Salon für das Centrum der Reaction.

Im Frühjahr 1849 kam Eugen plötzlich auf vierzehn Tage nach Hause. Wahrscheinlich wollte er seine Vaterstadt wegen einer Abgeordnetenstelle sondiren, fand aber die Trauben noch nicht reif. Doch ließ er sich das nicht verdrießen, traf Vorbereitungen für die Zukunft und benutzte seinen Aufenthalt. Mit Sicardot hatte er abseitige Zwiegespräche, seit welchen der Commandant nie mehr ohne geheimnißvolles Lächeln von Napoleon sprach. Auch mit seinem Vater hatte er eine geheime Unterredung vor der Abreise. „In dieser Richtung gilt es zu arbeiten", sagte er, als sie aus dem Schlafzimmer kamen; „hier liegt unser Glück". Der über seine Heimlichkeit empfindlichen Mutter flüsterte er ins Ohr: „Zu viel Intelligenz würde jetzt schaden; wenn die Krisis kommt, sollst Du die Zügel führen". Und im Gehen sagte er noch: „Hauptsächlich nehmt Euch vor Aristid in Acht; er ist ein Querkopf und würde Alles verderben. Sorge braucht Ihr keine um ihn zu haben; der fällt immer auf die Füße, und wenn wir unser Glück machen, wird er uns seinen Theil schon zu stehlen wissen".

Aristid hatte sich nämlich bei Verkündigung der Republik auf gut Glück zur Partei der Sieger geschlagen und alle Beziehungen zu seiner Familie abgebrochen, was ihm wenigstens vorerst eine Aufbesserung von der Präfectur eintrug. Er wollte sich so theuer als möglich verkaufen; aber ohne Anzeichen und Compaß, lugte er in der Abgeschlossenheit seiner Provinz vergeblich nach dem Wind aus. Sein Pariser Aufenthalt hatte ihn hinlänglich gewitzigt, um Legitimisten und Orleanisten für aussichtslos zu halten, aber er vermochte nicht zu erkennen, welcher dritte Langfinger die Republik schließlich einstecken werde. So behielt er die Haltung eines begeisterten Republikaners bei und gründete, um eine Rolle zu spielen, ein demokratisches Blatt, in welchem er die Reactionäre und namentlich die Stammgäste des gelben Salons aufs Heftigste angriff. Als er die ganz entgegengesetzte Haltung Eugens inne ward, vor dessen Geschicklichkeit er allen Respect hatte, kam er vollends aus dem Gleichgewicht und in der Erbitterung seiner Blindheit warf er sich mit neuer Wuth auf die Conservativen.

Google

Nach Eugens Abreise schien im gelben Salon alles den alten Gang zu gehen; das Königthum war obenauf. Bei Gelegenheit der römischen Expedition jedoch fühlte sich Rougon bewogen, das Lob des Präsidenten zu singen, und Sicardot secundirte ihm. Napoleon allein, meinten sie, könne Frankreich vor der Anarchie retten. Von da an flocht Rougon von Zeit zu Zeit ein Wort zu Gunsten des Präsidenten ein, das der Marquis mit einem geheimnißvollen Lächeln begleitete. Dieser hatte eine viel zu feine Witterung, um nicht zu merken, wohin der Strom trieb. Da er jedoch Felicitas im Fahrwasser sah, tröstete er sich über den Schiffbruch der Legitimität und wurde der Vertraute „der Kleinen". Mochte sie von den Bonapartes sich geben lassen, was er ihr von den Bourbons hatte verschaffen wollen.

Inzwischen kamen von Paris die widersprechendsten Nachrichten. Der Widerhall der parlamentarischen Kämpfe drang bald verstärkt, bald abgeschwächt nach Plassans und verbreitete Furcht und Bestürzung. Die allgemeine Empfindung war, daß eine Lösung bevorstehe; aber eben die Ungewißheit derselben demoralisirte dieses Heer hasenherziger Philister und machte sie angstkrank. Sie wünschten nur noch ein Ende herbei, von wem es auch komme. Grüchte, der Präsident wolle einen Staatsstreich machen und sich zum Kaiser ernennen lassen, verbreiteten sich. „Wir werden ihn ernennen zu was er will", sagte ein dicker Oelhändler und Gemeinderath des Abends im gelben Salon, „wenn er nur diese Lumpen-Republikaner erschießen läßt".

Eugen, der zu Paris im Dienste des Staatsstreichs stand und mit seinem Vater correspondirte, kündigte die Katastrophe an. Jetzt galt es, der neuen Regierung sich nützlich zu machen. Wohl waren die Rougons Herren der Lage, denn von Adel und Geistlichkeit, welche bereit waren, dem siegreichen Bonapartismus gegen die gemeinschaftliche Feindin, die Republik, die Hand zu bieten, hatten sie keinen Widerstand zu gewärtigen; aber die Behörden konnten durch sofortige Unterdrückung des Aufstands ihnen weder Zeit noch Mittel lassen, sich hervorzuthun. Zum Glück für sie war auch von dieser Seite nicht viel zu besorgen. Die Beamten, furchtsame Legitim-Klerikale zeigten keinen großen Eifer; und nicht ein Mann fand sich in der Partei, der überzeugt oder bedürftig genug gewesen wäre, um einen entschiedenen Schritt zu riskiren. Die kluge Felicitas, die ihren plumpen, eingebildeten Eheherrn im Glauben seiner Führerschaft ließ, während sie mit ihrem Rathgeber die wichtigen Maßregeln vereinbarte und in Gang setzte, ohne daß Peter es merkte, war voll der besten Hoffnungen.

Sobald die Kunde vom 2. December anlangte, erklärte sich der gelbe Salon für den Staatsstreich. Die Stadt blieb verhältnißmäßig ruhig, aber die kleinen Städte der Umgegend, mit dem ganzen Süden des Departements, griffen zu den Waffen. Als am 7. die Nachricht nach Plassans kam, daß die Aufständigen, dreitausend Mann stark, sich der Stadt näherten und gefangene Reactionäre mit sich schleppten, fuhr das Entsetzen in den gelben Salon. Von den Leuten, die seit zwei Jahren jeden Tag die Republikaner

Google

zu füsiliren versprachen, war bald Niemand mehr zu sehen als der Marquis von Carnavant und der Commandant Sicardot; letzterer bereit, mit seiner Person zu bezahlen und sich an die Spitze der Nationalgarde zu stellen. Felicitas wußte es einzufädeln, daß auch Rougon den Commandanten allein ziehen ließ und den Schlüssel zum Waffenvorrath nebst einem Reservecorps von fünfzig Mann zur Verfügung behielt, um hinter den Insurgenten die Ruhe der Stadt wieder herstellen zu können. „Der Teufels-Commandant soll sich nur festnehmen lassen", sagte sie; „er hat gar zu viel Eifer". Sobald Rougon allein war, eilte er in die Sackgasse Saint-Mittre und versteckte sich bei seiner Mutter, die er seit Jahren nicht gesehen hatte.

Jede Partei hat ihre Caricaturen und ihre Hallunken. Anton Macquart, von Neid und Haß verzehrt, Rache gegen die ganze Welt brütend, empfing natürlich die Republik, die er als eine Aera brutaler Vergeltung betrachtete mit lautem Jubel. Müßiges Wirthshausleben und gedankenloses Zeitungslesen hatten einen furchtbaren Schwätzer aus ihm gemacht, der in Betreff der Politik die ungereimtesten Ideen von Stapel ließ. Da er jedoch viel sprach, gedient hatte und deshalb für einen „Mann der That" galt, war er der Mittelpunkt eines Kreises von Arbeitern geworden, welche seine eifersüchtigen Wuthausbrüche für die Entrüstung einer ehrlichen Ueberzeugung nahmen. Was ihn hauptsächlich zu einem wüthenden Republikaner machte, war die Hoffnnng, an den Rougons sich rächen zu können: und sein Grimm steigerte sich noch, als diese bei der conservativen Partei einen gewissen Einfluß gewannen. Stundenlang zog er über sie los, nannte den gelben Salon eine Räuberhöhle, seinen Bruder einen Galioten und suchte das Volk gegen die ganze Sippschaft aufzustacheln. Die Rougons waren über die immer unverschämteren Angriffe ihres Anverwandten, die ihrem Ansehen in der neuen Stadt großen Schaden brachten, ganz außer sich. „Man muß sich diese Canaille um jeden Preis vom Halse schaffen", sagte Peter. „Er wird zu unbequem".

Macquart, der sich in der eigenen Familie vergeblich nach Verbündeten umgesehen hatte, glaubte endlich einen solchen in dem jungen Silvère gefunden zu haben. Er suchte ihn durch eine übermäßige Bewunderung seiner Freiheitsideen zu ködern und ließ ihn in die geheime Gesellschaft der Montagnards aufnehmen. Aber seine Hoffnung, ihn auf die Rougons zu hetzen, schlug fehl. Der hochherzige Knabe war zwar stets bereit, gegen die Feinde seiner theuren Republik die Waffen zu ergreifen; aber sobald diese Feinde sich in Gestalt seiner Verwandten darstellten, hatte er Abscheu vor dem Blutvergießen. „Wenn diese Elenden uns beraubt haben", sagte er, „so ist das am schlimmsten für sie selber. Ich will ihr Geld nicht".

Als die Umgegend aufstand, machte sich auch Silvère bereit, mit den Montagnards in's Feld zu ziehen. Aus einem Abschieds-Stelldichein im Hof Saint-Mittre war ein letzer Spaziergang an die Viorne geworden, wo die beiden jungen Leute von der anmarschirenden Sturmcolonne über-

Google

rascht wurden. Silvère schloß sich den Männern von Plassans an, und Miette verlangte die Fahne zu tragen. Ihr weiter Mantel, dessen rothe Seite sich nach außen gekehrt hatte, hüllte sie in seine Purpurfalten, während die Kapuze ihren Haarknäuel mit einer Art phrygischer Mütze umgab. Ein kräftiger, eben zum Weib erblühter Backfisch, stand sie im vollen Mondlicht, in den Händen die Fahne, deren Stange sie fest an die Brust drückte. Ihr begeisterter Kinderkopf, mit seinen schwarzkrausen Haaren, seinen großen feuchten Augen, seinen strotzenden, lächelnd geöffneten Lippen drehte sich mit einem Schwung stolzer Entschlossenheit halb gen Himmel. Von der leuchtenden Fahne umflattert, von der Marseillaise umbraust, erschien sie ein jungfräulicher Genius der Freiheit. Ein ungeheurer Beifallssturm brach los. Diese Südfranzosen mit ihrer lebhaften Phantasie, waren gepackt von dem künstlerisch-symbolischen Zauber der Erscheinung. Mit tausendstimmigen Klängen des Revolutionsliedes wälzte sich die dunkle Masse der Stadt zu.

Auf dem Rathhaus in Plassans waren der Maire, drei oder vier Gemeinderäthe und Angestellte, sowie der Commandant Sicardot, der mit Mühe einige zwanzig Nationalgardisten zusammengebracht hatte, versammelt, als die Aufständischen einrückten. Sicardot wollte mit aller Gewalt sich schlagen, aber der Maire erklärte jeden Widerstand für unnütz. Im Nu waren die Thüren eingestoßen, die Nationalgardisten entwaffnet und die Beamten festgenommen. Diese hatten nicht einmal Zeit gefunden, die Gensdarmerie zu benachrichtigen, welche im Bett überrascht wurde. Bei Entwaffnung derselben hatte Silvère das Unglück, im Ringen um den Carabiner, dem langen Gensdarmen Rengade das Auge auszustoßen, was ihn mit nicht geringem Entsetzen erfüllte. Trotz des leichten Sieges hatten die Insurgenten natürlich nicht die Absicht, eine so reactionäre Stadt zu behaupten; nicht einmal ein demokratisches Comité gedachten sie einzusetzen wie anderwärts. Sie wären einfach abgezogen, wenn nicht Macquart, muthig aus Haß, sich erboten hätte, Plassans in Respect zu halten. Man ließ ihm zwanzig Entschiedene, mit welchen er sich im Triumph auf der Mairie installirte. Während er einen vergeblichen Versuch machte, seinen Bruder zu Hause zu finden, verließen die Insurgenten die Stadt und nahmen die Gefangenen mit sich, die sie übrigens mit der größten Schonung behandelten.

In Orchères wurden sie mit Jubel empfangen und strahlten von Zuversicht. Aber über Nacht erfüllten beängstigende Gerüchte die Luft, man wußte nicht woher. Jener unsichtbare Mund, dessen Hauch die Menge plötzlich in panischen Schrecken versetzt, hatte sie ausgestreut. Paris sei besiegt, hieß es, und die Provinz ducke sich. Die Männer, die gestern noch von patriotischer Opferlust glühten, fröstelten heute in der großen Kälte des feig sich niederwerfenden Landes. Sie hatten von einem heiligen Krieg, von der Erhebung eines Volkes, von Erkämpfung des Rechts geträumt; und nun waren sie zu Rebellen geworden, auf die man mit Flintenschüssen Jagd macht wie auf wilde Thiere. Aber trotz der Hoffnungslosigkeit gab es

Google

wenig Ausreißer. Sie wollten die Kugeln des Militärs abwarten und wenigstens zeigen wie Republikaner sterben. Nur über die Führer und deren Unfähigkeit waren sie aufgebracht. Der „General“, schwankend unter der Last der Verantwortlichkeit, entschloß sich endlich, die Höhe von Saint-Roure zu besetzen, — die mit ihrer Felsenterrasse eine Art Citadelle bildet. Die Stellung war uneinnehmbar, aber man hatte die einfachsten Vorsichtsmaßregeln unterlassen. „Die Soldaten! Die Soldaten!“ hieß es plötzlich. Der taktmäßige Schritt anmarschirender Truppen machte sich hörbar, und das Geknatter begann. Die Insurgenten feuerten ohne Plan und Ordnung. Rechts und links fiel Mann um Mann. Ein Theil ergriff die Flucht, ein anderer schloß die Glieder. Nach einiger Zeit standen noch zehn. Silvère lud und schoß immer zu wie ein Wüthender. Miette reckte die durchlöcherte Fahne höher und höher. Da fiel die Fahne plötzlich, und das Kind, die Fäuste an die Brust gedrückt, sank nieder auf das rothe Tuch. Der Knabe warf sich auf die Kniee und riß ihr das Kleid auf. Unter der linken Brust war ein kleines Loch mit einem einzigen Blutstropfen. Nachdem die Soldaten die Flüchtigen massacrirt hatten, fanden sie den knieenden Silvère, der verwirrten Sinns die todte Miette anstarrte, und schleiften ihn fort.

Als Rougon in aller Frühe sich klopfenden Herzens aus seiner Sackgasse hervorwagte, vernahm er mit großer Genugthuung, daß die Bande abmarschirt, die Behörde beseitigt, und das Kaiserthum nicht ohne ihn gemacht sei. Nach verschwundener Gefahr gelang es ihm, vierzig Getreue im Schopfe, wo die Reaction ihre Waffen verborgen hatte, zu versammeln. Zwar schlotterten sie noch immer, diese ehrsamen Philister, und einige begannen bereits von Weib und Kind zu sprechen, als die Nachricht, daß das Rathhaus höchstens noch zwanzig Republikaner beherberge, ihren Muth wieder aufrichtete. Vierzig gegen zwanzig schien eine mögliche Zahl, und sie beschlossen Plassans zu „retten“. Im Gänsemarsch zogen sie nach der Mairie, wo die unbesorgte Mannschaft auf ihrer Pritsche überrumpelt und Macquart im Kabinette des Maires verhaftet wurde. Einige unvorsichtige Gewehre waren losgegangen, ein Schuß hatte den Spiegel zersplittert, und Rougon hatte sogar eine Kugel pfeifen hören. Er war ein Held. Die ganze Reaction huldigte ihm. In Abwesenheit der Behörden an die Spitze des Gemeinderathes berufen, sagte er mit der Würde eines alten Römers, der seine Familie auf dem Altar des Vaterlands opfert: „Ich werde meine Pflicht erfüllen, meine Herren. Ich habe geschworen, die Stadt der Anarchie zu entreißen und müßte ich zum Henker meines nächsten Verwandten werden“.

Indessen kamen die sehnsüchtig erwarteten Truppen immer nicht zum Vorschein. Von den abgeführten Beamten erscholl keine Kunde. Der Präfect gab nicht das geringste Lebenszeichen. Die Post erlitt immer bedenklichere Störungen. Dunkle Gerüchte behaupteten, der Staatsstreich sei mißglückt, und der Prinz-Präsident sitze im Thurme von Vincennes. Und als vollends der Lärm sich verbreitete, ein Insurgentenhaufe sei im Anmarsch, da lagerte

Google

sich eine Atmosphäre dumpfer Verzweiflung über die Stadt. Die Reactionäre zitterten und das Rathhaus leerte sich. Rougon stürzte plötzlich von der Höhe seines Ruhmes in einen Abgrund von Mißgunst. Die Advocaten der neuen Stadt, ärgerlich über den Einfluß eines Halbknoten, arbeiteten an seinem Verderben. Ein feindlich gesinnter Volkshaufe versammelte sich höhnend unter seinen Fenstern. Er war an dem Unglück schuld, das der Stadt bevorstand. Eine saubere Heldenthat übrigens, ein offenes Thor einzustoßen! Von einem Kampfe nicht die Spur: Blut war keines geflossen, und den Spiegel hatte er offenbar selber zersplittert, der ehrgeizige Schlauberger. Eine saubere Familie, das! Und Schimpfworte gellten empor. Rougon, dem aller Muth abhanden gekommen war, dachte schon an Flucht.

Doch Felicitas raffte sich auf. Die schlimmen Gerüchte waren vielleicht nur Ausgeburten der Angst. Noch war die Partie nicht verloren; aber eine blutigere Heldenthat mußte das Ansehen Peters wieder herstellen: Plassans sollte lernen, die Rougons ernsthaft zu nehmen. Da meldete ein Brief Eugens das Gelingen des Staatsstreichs. Felicitas wußte das Postpacket einen Tag lang hintanzuhalten, um die Stadt in den Befürchtungen der Ungewißheit zu lassen. Nun begab sie sich zu dem gefangenen Macquart und bot ihm die Freiheit und tausend Franken zur Flucht, unter der Bedingung, daß er in der Nacht einen erneuten Angriff auf die Mairie veranstalte. Es waren das zwei Fliegen auf einen Schlag: so wie so konnte man diesen Hallunken nicht vor Gericht kommen lassen, wo er die ganze Familienschande ausgekramt hätte. Dieses abgemacht, ermuthigte sie ihren Mann zu seiner Heldenrolle auf dem Rathhaus. Ganz allein, zum bewundernden Entsetzen der davonlaufenden Gemeinderäthe, spielte er dort den letzten Retter. Nachdem es dunkel geworden, gab er seine Befehle und bereitete er den Hinterhalt vor. Um elf Uhr war der ganze Hof mit Nationalgardisten gefüllt, die in kleinen Gruppen heimlich geschlichen kamen. Er befahl nun, die Thore zu öffnen, die Lichter auszulöschen, absolute Stille zu halten und beim ersten Signale zu feuern. Macquart hatte keine Mühe gehabt, die röthesten der in Plassans zurückgebliebenen Arbeiter, welche die Insurgenten im Anmarsch und das Rathhaus verlassen glaubten, zur Besetzung der Mairie zu bestimmen. Beim Eindringen jedoch wurden sie von einem mörderischen Kugelregen empfangen. Ein Geheul stieg in die Nacht empor. Sie schoßen ihre Gewehre ab und ergriffen, „Verrath!“ schreiend, die Flucht. Drei der Ihrigen blieben todt auf dem Platze; aber auch ein Nationalgardist war gefallen. Die Vaterlandsretter stürzten nun zum Thore heraus und knallten noch eine Viertelstunde lang in die Nacht hinein. In der Stadt glaubte man, sie hätten sich mit einem ganzen Heere geschlagen.

Die Füsilade, welche die Rougons in Scene gesetzt hatten, um ihre Verdienste über alle Zweifel zu stellen, warf ihnen endlich die erschrockene und dankbare Stadt widerstandslos zu Füßen. Und als das erwartete Militär nun wirklich einzog, mit dem Präfecten des Departements an der

Google

Spitze, feierte Peter seinen großen Triumph. Sein Lohn war die Einnehmerstelle von Plassans, mit der Ehrenlegion und einem Einkommen von zweitausend Frcs. verziert. Der Siegeszug der Truppen ließ eine lange Blutstraße hinter sich. Damit das Entsetzen alle Lippen schließe, besäten sie ihren Weg mit Todten. An jeder Haltstelle wurden einige Insurgenten massakrirt. Man schlug ihnen einfach das Hirn mit dem Gewehrkolben ein. Um auch dem Reste Plassans, wo sie in der Vorstadt und im Hof Saint-Mittre sich gelagert hatten, den nöthigen Respect vor dem aufgehenden Kaiserreich einzuflößen, beschloß man, noch einen Gefangenen zu füsiliren. Doch die Soldaten waren des Mordens müde. Da erkannte der Gensdarm Rengade seinen Verstümmler unter den Gefangenen. Der Einäugige, noch blutrünstig und racheschnaubend, verlangte den Jungen als Opfer und lud seine Pistole. Silvère, am Kragen emporgerissen, schlug von selber den Weg zum hinteren Gange an der Mauer ein und sank an dem Grabstein, auf dem seine Miette, so oft gesessen, mit zerschmettertem Haupte zu Boden. Im letzten Augenblicke hatte er noch zwei Visionen, die ihm den Tod verbitterten. Ueber der Mauer des Jas-Meiffren erschien der grinsende Kopf Justins, des tückischen Kobolds; und in der Ferne, am Eingang der Sackgasse, glaubte er die Tante Dide zu erblicken, weiß und starr, wie versteinert von dem, was sie sah. — Die arme Alte wurde wahnsinnig.

Aristid war eben im Hofe Saint-Mittre, als sein Vetter zum Tode geschleppt wurde; er hütete sich aber weislich, zu seiner Rettung einzuschreiten. Man sei ihn wohl los, meinte er. Noch in letzter Stunde hatte er, von seiner Mutter auf die rechte Fährte gebracht, den Bonapartisten sich angeschlossen und in seiner Zeitung einen langen Artikel zu Gunsten des Prinzen losgelassen. Einige Tage nach dem Staatsstreich, mit der Witterung eines Raubvogels, der das Aas des Schlachtfeldes riecht, machte er sich eiligst gen Paris auf.

Das ist der Grundstock der Sippe, wie er im ersten Bande in Scene geht Zur Vervollständigung des Stammbaums sind noch die Glieder der vierten Generation zu verzeichnen. Aristid Rougon wird von seiner Angela Sicardot mit einem Sohne, Maxim, und einer Tochter, Clotilde, beschenkt. Lisa Macquart, verheirathete Quenu, hat eine Tochter, Pauline. Gervaise Macquart besitzt von ihrem Liebhaber, Lantier, zwei Söhne, Claude und Stephan; von ihrem nachherigen Manne Coupeau eine Tochter, Anna. Die Ehe Franz Mourets und Martha Rougons ist mit zwei Söhnen, Octav und Serge, und einer Tochter, Desirée, gesegnet. Helene Mouret, verehlichte Grandjean, hat eine Tochter, Johanna. Und sogar die fünfte Generation zeigt sich in einer verkommenen Frucht, welche Aristids frühreifes Lotterbürschchen Maxim mit der Kammerjungfer seiner Mutter vom Baume der Erkenntniß pflückt.

IV.

Von dem Personal der Rougon-Macquart'schen Familiengruppe ist ein Theil in den erschienenen neun Bänden bereits aufgetreten, der Rest soll

Google

in den noch ausstehenden auf die Bühne gelangen. Pascal Rougon, der Forscher und Idealist, führt indessen das Protokoll der sippschaftlichen Entwickelungsgeschichte. Denn im letzten Bande will Zola an der Hand dieser Actenstücke den Schlüssel der ganzen Wahlverwandtschaftlichkeit liefern — was einen hübschen Gallimathias anthropologischer Zoologie in Aussicht stellt.

Der zweite Band, der Aristid Rougon zum Helden hat, führt den Titel „La Curée": Das Hallali. Vollständig wird freilich das französische Wort vom deutschen um so weniger gedeckt, als die französische Sprache beide Wörter besitzt, die Anwendung des einen, also die Wahl derjenigen Sinnesschattirung voraussetzt, welche dem andern abgeht. „Curée", in seiner genauesten Bedeutung, heißt der Theil des von den Jägern erlegten Wildes, der den Hunden zum Lohne wird: also der Hundeantheil, und, in erweitertem Sinne, die Beute überhaupt. Es erinnert mehr an das Ausweiden und Aufzehren des Jagdopfers, während „Hallali" mehr an den festlichen Jägerruf und Hörnerklang des Jagdschlusses gemahnt, an das „sonner la curée".

In diesem Romane kommt die Gold- und Fleischorgie des Kaiserreichs zur Aufführung. Die Hauptrollen, neben dem Helden, haben dessen zweite Frau, Renée, und dessen Sohn erster Ehe, Maxim. Aristid verkörpert die abenteuernde und scrupelfreie Speculationswuth jener Epoche. Seine Schwester Sidonie, die, nachdem ihr Mann in Folge schlechter Geschäfte verschwunden ist, finanziellen Trödelkram und höhere Kuppelei in der Pariser Hautevolée treibt, kuppelt ihm am Sterbebett seiner ersten Frau ein reiches Mädchen aus vornehmer Familie, das die Folgen einer schwachen Stunde zu verbergen hat. Von seinem Bruder Eugen im Stadthause untergebracht, an den Thüren horchend und in den Schubfächern stöbernd, hat er die Projecte und Pläne des großen Demolirungswerks ausgekundschaftet und weiß nun bei den gewaltigen Bauunternehmungen der neuen Straßen und Boulevards durch zeitigen Ankauf und späteren Verkauf der betreffenden Häuser und Grundstücke, überdies mit Anwendung betrügerischer Schätzungen, sich Millionen zu erschwindeln. Renée, ein Typus jener Weiber, die sich, inmitten dieses Treibhauslebens von Luxus und Schande, im Uebermaß aller Genüsse wälzten, endigt, übersättigt und nach einer unbekannten Aufregung, nach einer höchsten Ausschweifung suchend — als die Geliebte ihres eigenen Stiefsohnes, um schließlich an einer Gehirnkrankheit zu sterben. Maxim zwischen den Röcken und Schleppen seiner Stiefmutter und ihrer Freundinnen in einer Atmosphäre lüsterner Ueppigkeit aufgewachsen, ist der „petit crevé" des Kaiserreichs jenes geschniegelte, tänzelnde, dirnenhaft verkommene Püppchen, das eine Feder und einen Blasbalg statt eines Herzens und einer Seele im Leibe zu haben scheint, und nur in dem faden Dufte des Boudoirs oder in dem animalischen Geruche des Stalles zu athmen vermag — die hermaphroditische Spottgeburt eines erschöpften Blutes.

Ein dritter Band führt den Titel: „Seine Excellenz Eugen Rougon", eine Ueberschrift, welche den Inhalt genügend bezeichnet. Wie „das Hallali"

Google

in der Person Aristids den Bonapartistischen Gründer vorführte, so kommt hier, in der Person Eugens, der imperialistische Streber zur Darstellung, wobei die Haupt- und Staatsactionen des Kaiserreichs in Scene gesetzt werden: die Festlichkeiten bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen, die Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung, die Einladungen nach Compiègne, die Handhabung der Gewalt im Ministercabinet, die Feierlichkeit einer Grundsteinlegung in der Provinz, ein Ministerrath unter dem Vorsitz des Kaisers und ein Wohlthätigkeits-Bazar der vornehmen Damenwelt in der Orangerie der Tuilerien. Außerdem bewegt sich die Handlung im Salon Rougons und im Hause einer zweideutigen ausländischen Gräfin und ihrer abenteuerlichen Tochter, welche einen reichen Deputirten, späteren Minister heirathet, die Gunst des Kaisers erbuhlt und den Einfluß der sittenlosen Weiber in der Napoleon'schen Wirthschaft personificirt. Zu diesen beiden Figuren haben Dame Montijo und Fräulein Eugenie mehr oder weniger Modell gesessen, während Eugen Rougon eine freie Copie Eugen Rouhers ist. Auch Morny bewegt sich unter dem Namen Marsy im Hintergrund. Der Roman zerfällt eigentlich in drei Acte, in welchen Rougon — nicht auf Gold und Weiber, sondern auf Herrschaft erpicht — inmitten der selbstsüchtigen Cabalen einer beutegierigen „Haute-Pègre“ die Machtleiter auf- und absteigt. Der erste Act beginnt mit der Taufe des kaiserlichen Prinzen und der Entlassung Rougons; den Mittelpunkt bildet die Periode des Orsini'schen Bomben-Attentats, wo Rougon, zu kräftigerer Handhabung der Repression wieder Minister wird, wegen allzuderber und parteiischer Anwendung der Gewalt aber auf's Neue stürzt, um sodann — nach dem Erstehen einer Opposition in der Kammer durch den Eintritt der fünf Republikaner — als Ministerpräsident ohne Portefeuille wieder zur Macht zu gelangen und die constitutionell-liberale Komödie zu insceniren, welche das Kaiserreich aufzuführen für gut fand. Damit hört der Roman auf, ohne zu schließen.

Ein vierter Band, „Die Eroberung Plassans'“, schildert die klerikalen Umtriebe des Bonapartismus in der Provinz und hat, neben Franz Mouret und seiner Frau, Martha, geborne Rougon, den Abbé Faujas zur Hauptfigur. Plassans war nach seiner „Rettung“ durch den Staatsstreich in seine alte Politik zurückgefallen und hatte vermittelst einer antibonapartistischen Coalition der Royalisten und Republikaner einen legitimistischen Abgeordneten nach Paris geschickt. Es galt daher, die Stadt mit Hilfe des Klerikalismus für den Bonapartismus zu „erobern“. Peter Rougon und die schlaue Felicitas, seit ihrer neuen Würde flott eingerichtet in der „neuen Stadt“, glaubten diese Eroberung weit besser durch geheime Machenschaften als durch offene Parteinahme betreiben zu können und hatten ihren Salon für neutralen Boden erklärt, auf dem die verschiedenen Parteien sich zusammenfanden. Der auf's Pflaster gefallene, wegen einer dunkeln aber unsaubern Geschichte von Besançon entfernte Abbé Faujas, der Plassans zugleich für seine Existenz und seinen Ehrgeiz zu erobern hatte, war von der Regierung insgeheim mit der geistlichen

Google

Rolle in diesem politischen Drama betraut worden. Er hatte bei Franz Mouret — einem antiklerikalen Republikaner, der mit seinem in Marseille erworbenen Vermögen als Rentier nach Plassans zurückgekehrt war — mit Mutter, Schwester und Schwager sich eingemiethet und begann die Eroberung der Stadt mit Eroberung dieses Hauses. Nachdem er die confessionell gleichgiltige Frau in religiöse Schwärmerei für die Kirche und in hysterische Leidenschaft für den Beichtvater getrieben, wurde er, mit der still sich einnistenden, unmerkbar um sich greifenden Gewaltthätigkeit des Priesters, wie der Kukuk im Drosselnest, zum unangefochtenen Herrn des Hauses. Martha, mit Herstellung der frommen, die Popularität des Abbé begründenden Werke beschäftigt, hatte in ihrer erotisch-mystischen Ueberspannung allen Sinn für Mann und Kinder verloren, und das Hauswesen verfiel, ausgeraubt von den jähhungrigen Verwandten des Pfaffen. Der älteste Sohn, Octav, wurde nach Marseille in ein Geschäft, der jüngere, Serge, vom Abbé bearbeitet, wider den Willen seines Vaters ins Priesterseminar, die kindische schwachköpfige Tochter Desirée zu ihrer Amme aufs Land geschickt. Franz, der sich aus dem Verfall des Familienlebens trübsinnig und gemüthskrank auf seine einsame Stube zurückgezogen hatte, wurde, um vor den Neuwahlen seinen Einfluß auf die Republikaner zu paralysiren, für wahnsinnig ausgegeben und in ein Irrenhaus gesteckt, wo er denn auch wirklich in Wahnsinn verfiel. Nicht minder geschickt als im Hause Mouret hatte der Abbé — von Felicitas, die ihren Schwiegersohn haßte, heimlich unterstützt — in der Stadt Plassans manöverirt und die Partie glänzend gewonnen. Der anscheinend neutrale in Wirklichkeit aber Bonapartistische Candidat wurde mit einer erdrückenden Majorität gewählt. Nach dem Siege jedoch kehrte Faujas die ganze Rücksichtslosigkeit seiner herrschsüchtigen Natur heraus. Die ausgebrauchte Martha, deren unbefriedigte Leidenschaft ihm schon lange lästig geworden, wies er nun mit einer Brutalität von sich, die bei der physisch und moralisch zerütteten Frau eine tödtliche Krisis hervorrief. Während sie sterbend bei ihrer Mutter lag, öffnete eine klerikale von der Umgebung des Bischofs ausgehende Gegencabale dem eingesperrten Mouret die Zelle. Dieser schlich sich des Nachts durch den Garten in sein verriegeltes Haus, und nachdem er sich überzeugt, daß Niemand als der Abbé und seine Sippschaft darin sei, thürmte er mit der berechnenden Um- und Vorsicht des Geisteskranken sämmtliche Reisig-, Holz-, und Kohlenvorräthe sowie das ganze Mobiliar des Hauses vor den Thüren der Schlafenden, in den Gängen und leeren Stuben, sowie auf der Gartenterrasse unter den Fenstern der Schlafzimmer empor. Sodann setzte er einen Scheiterhaufen um den andern in Brand, mit seinem flammenden Spahn hin und her, auf und ab rennend, bis das ganze Haus flackerte. Als die herausgetrommelte Feuerwehr auf den Platz kam, fand sie eine unnahbare Hölle, die keine Seele hatte entrinnen lassen. Der Beraubte war mit den Räubern verbrannt. Die arme Martha starb an demselben Tage in den Armen ihres herbeigerufenen Sohnes Serge, nicht ohne einen Schreckensblick auf sein Priestergewand geworfen zu haben.

Google

Ein fünfter und ein sechster Theil sind gleichfalls der Familie Mouret gewidmet. Hier vermittelt jedoch das verwandtschaftliche Band den Zusammenhang mit der „Geschichte des zweiten Kaiserreichs“ nur in oberflächlicher Weise; denn die erzählten Vorgänge könnten, in Beziehung auf Zeit und Personen, beliebig sich ereignen. Der eine Roman, mit dem Titel: „Der Fehltritt des Abbé Mouret“, hat den ebengenannten Serge zum Helden. Derselbe ist, nach empfangenen Weihen, Pfarrer in einem einsamen verkommenen Gebirgsdorf geworden, wo ihm seine geistesschwache Schwester Desirée, die in intimster Freundschaft mit Vieh und Geflügel lebt, Gesellschaft leistet. Ein sentimental-religiöser Schwärmer, zieht er sich in Folge von Enthaltsamkeitskämpfen ein Nervenfieber zu, das ihn an den Raud des Grabes und der Hirnzerrüttung bringt. Zur Genesung beim Wächter eines verschollenen Parks in einer Einöde einquartiert, wird er von dessen wild aufgewachsener, eben zur Jungfrau erblühten Nichte durch die Heilmittel der Liebe dem Leben und Denken heimgegeben. Auf seine Pfarre zurückgekehrt, stößt er jedoch, im Gefühl seiner Priesterpflicht und im Egoismus seines Jenseitigkeits-Glaubens, die Geliebte von sich, die aus Verzweiflung sich umbringt. Der andere Roman, „Ein Liebestraum“, befaßt sich mit Helene Grandjean, der Schwester von Franz und Silvère Mouret. Ohne Liebesdrang verheirathet und jung zur Wittwe geworden, hat sie eine Neigung zu ihrem Arzte gefaßt, der, obwohl beweibt, ihre Gefühle erwidert. Ihr Töchterchen Johanna, mit den Nervenanfällen der Urgroßmutter Adelheid behaftet, stirbt, wie die Großmutter Ursula, an der Schwindsucht, nicht ohne einiges Verschulden der Mutter, die in der Aufregung der Liebeskämpfe ihre zärtliche Sorgfalt für die Kranke einen Augenblick vergißt und eine Krisis herbeiführt. Der Tod des Kindes tritt trennend zwischen die Liebenden, und Helene geht eine zweite Vernunftehe mit einem älteren Rentier ein. — An diesem verschiedentlichen Unglück scheint nicht eben der Bonapartismus schuld zu sein.

Das Drama eines siebenten Bandes: „Der Bauch von Paris“, kehrt wieder in die politische Sphäre zurück und spielt in den Centralhallen und deren nächster Umgebung, im Wurst- und Fleischladen des Charcutier Quenu, des Mannes von Lisa Macquart, und in der Schankstube des Marchand-de-vin Lebigre, eines Affilirten der Polizeipräfectur. Zwischen der mehr als ausführlichen Beschreibung des großen Victualienmarkts — der Berge von Gemüsen, Blumen und Früchten, der Vorräthe von Fischen, Geflügel und Käsen — bewegt sich eine niederträchtige, von Polizeispionen und Provocationsagenten angesponnene Verschwörungs- und Denunciationsgeschichte, wie sie das Kaiserreich von Zeit zu Zeit aufführte, um den Schrecken vor dem „rothen Gespenste“ in Athem zu erhalten. Der Held dieser Geschichte ist ein Stiefbruder Quenu's, der, ein Opfer des 2. December, von Cayenne entflohen und nach Paris zurückgekehrt, im Hause seines schweinetödtenden Bruders ein heimliches Unterkommen gefunden. Ein ebenso unschuldiger als

Google

unpraktischer Idealist, hat ihn seine widerrechtliche Deportation zu einem jener Volksbefreier von Profession, zu einem jener Revolutionäre aus Pflichtgefühl und Gewissensdrang à la Blanqui gemacht, deren letzte Ueberbleibsel im Aussterben begriffen sind. Nach einer hirnlosen Zettelung bei Lebigre, in Gesellschaft eines gleichgesinnten Freundes und einer Bande von „Mouchards", wird er natürtich wieder nach Cayenne spedirt, nicht ohne vorher von seiner liebenswürdigen Schwägerin, der „schönen Charcutière", die für die Sicherheit ihres Mannes und das Gedeihen ihres Wohlstands fürchtet, denuncirt worden zu sein — eine Mühe, die sie sich freilich hätte ersparen können, da man ihr auf der Präfectur, außer dem vollständigen Dossier ihres Schwagers — von seiner Ankunft in Hâvre bis zu seiner letzten Brandrede — eine ganze Mappe voll Anzeigebriefe anderer ehrbarer Personen ihrer Bekanntschaft vorzulegen hatte. — Claude Lantier, ein Sohn der Gervaise Macquart und Neffe Lisas, ein angehender Maler und wüthender Realist, der in den Hallen Natur- und Farbenstudien machte, liefert die Schlußmoral der Geschichte mit dem Ausruf: „Was für ein Lumpenpack sind doch diese ehrsamen Leute!"

Der achte Roman der Reihenfolge, welcher so viel Staub aufgeworfen und im Buchhandel die sechzigste Auflage, auf der Bühne die zweihundertste Vorstellung überschritten hat, führt den Titel „L'assommoir". Es ist dies der Spitzname einer Branntweinschenke mit einem Destillirapparat im Hintergrunde, welcher das „edle", unaufhörlich herabträufelnde Getränk vor den Augen der Consumenten fabricirt, und läßt sich im Deutschen nicht wörtlich wiedergeben. Die Wurzel, das Wort somme, Summe, bedeutet zugleich eine materielle Anhäufung schwerer Dinge — wie z. B. in der Zusammensetzung bête de somme, Lastthier. Assommer heißt daher: mit ein. wuchtigen Gewaffen niederschlagen, betäuben; und Assommoir der Todtschläger, ein kurzer elastischer Stab mit einer Bleikugel. Aber die Wirkung — ähnlich wie beim entsprechenden deutschen Worte „niederschlagend" — kann auch eine moralische sein, und die Betäubung vom Leib auf die Seele übergehen. Außerdem bezeichnet Assommoir eine gewisse Art von Dachs- oder Marderfallen — vereinigt also hier mit dem Begriffe des physischen Todtschlags zugleich die Bedeutung einer geistigen Verheerung, sowie die Vorstellung einer tückischen Fanganstalt, und könnte daher mit Betäubungshöhle, Taumelbude, Destillirhölle, Branntweingrube, Fuselkrater, Schnapsfalle — u. s. w. — übersetzt werden. Die Hauptpersonen der Handlung sind die Wäscherin Gervaise Macquart — die mit ihren zwei Kindern und ihrem Liebhaber nach Paris gekommen, von diesem, dem ehr- und gewissenlosen Schmarotzer Lantier, schmählich verlassen wird — und der Zinkdecker Coupeau, der die Verlassene liebgewinnt und heirathet. In Folge eines Sturzes und einer längeren Arbeitsunfähigkeit geräth der früher geordnete Arbeiter in die schlechte Gesellschaft des Assomoir, ergibt sich dem Trinken und Faullenzen und stirbt am Säuferwahnsinn. Durch den ökonomischen Ruin des Haus-

Google

wesens und den sittlichen Verfall der Familie sinkt auch Gervaise tiefer und tiefer, um im grauenhaftesten Elend trunksüchtiger Liederlichkeit unterzugehen. Während von ihren beiden zugebrachten Knaben, die außerhalb des Hauses untergekommen, wenigstens Claude dem moralischen Verderben entrinnt, wird ihr drittes, eheliches, Kind, Anna, von dem schlimmen Beispiel der Umgebung angesteckt und verläßt das elterliche Haus, um sich in die Ausschweifungen der Pariser Vorstadtbälle zu stürzen.

Dieser Anna, genannt Nana, ist der neunte und neueste Roman des Cyclus gewidmet. Die Erzählung beginnt mit dem ersten Auftreten der Heldin auf einem Pariser Modetheater, zur Zeit der Ausstellung von 1867, in einer mythologischen, für ihre körperliche Schönheit eigens zugerichteten Rolle. Sie hat einen ungeheuern leiblich-weiblichen Erfolg und erobert alle Herzen, oder besser gesagt, entzündet alle Begierden. Unter ihren zahlreichen Verehrern aus der Pariser Genußwelt — Bankiers, Börsenspeculanten, Herrensöhne, und „Gommeux" aller Art — tritt bald ein vornehmer Graf aus einer legitimistischen Familie, Kammerherr der Kaiserin, mit Namen Muffat, auf den ersten Plan. Bei den Jesuiten in Frömmigkeit erzogen, von einer übertrieben keuschen und enthaltsamen Vergangenheit, kommt die sinnliche Leidenschaft plötzlich bei ihm zum Durchbruch. Wohl regt sich noch immer das Bewußtsein des Edelmanns und gläubigen Katholiken in seinem Herzen; aber zappelnd in Nanas Netzen, immer wieder bestrickt von dem Zauber ihres Körpers, auf's Raffinirteste ausgebeutet und auf's Rücksichtsloseste mißhandelt, sinkt er von Stufe zu Stufe, bringt jedes Opfer und begeht jede Niederträchtigkeit, nur um ihre Gunst zu bewahren. Geduldig sieht er zu, wie sie in ihrem glänzenden Hotel, seinem Geschenke, alle Sorten von Liebhabern empfängt — einen Offizier, der ihr zu Liebe Unterschleife begeht; einen Schuljungen, der ihretwegen einen Selbstmordversuch macht — und während eine unaufhaltsame Procession von Anbetern, Abenteuern und Gesindel aller Art durch ihr Schlafzimmer wallfahrtet, verheirathet er auf ihr Geheiß seine einzige Tochter an einen elenden Wicht, einen ihrer vielen Liebhaber. Seine Frau ergiebt sich inzwischen einem Journalisten, und er geht an solch doppelter Mißwirthschaft auch ökonomisch zu Grunde.

Diese Laufbahn Nanas wird jedoch von einer charakteristischen Episode durchbrochen. Bevor sie zum Besitz des Hotels gelangt, hat sie einen Anfall von Liebeslaune für einen Theaterkomiker, läßt alle Herrlichkeit im Stich und setzt sich mit ihrem neuen Adonis in eine Vorstadtwohnung. So lange ihre Kasse vorhält, herrscht das beste Einvernehmen in dem improvisirten Hauswesen; nachdem jedoch ihre kleinen Ersparnisse verzehrt sind, wird sie von diesem gemeinen „Cabotin" auf's Schmählichste mißhandelt. Sie aber treibt die stupide Hingebung so weit, daß sie bis zum Handwerk der Straßendirne niedersteigt, um den Elenden zu füttern. Ueberdies spielt — um das Maß der Sünden voll zu machen — neben all den Liebhabern eine Frauensperson der niedrigsten Kategorie, mit dem Spitznamen Satin, eine dämonische

Google

Rolle, indem sie, durch ihre lesbischen Künste, eine absolute Gewalt über Nana gewinnt. Das Alles, weit entfernt ihre Verehrer abzustoßen, wirkt nur noch berückender auf diese; und Muffat, im Paroxismus seiner Liebesbrunst, umgiebt sie jetzt mit einer fürstlichen Einrichtung.

Nanas Stern erreicht den Culminationspunkt an einem der großen Renntage des Longchamps. Ein nach ihr benanntes Pferd trägt, durch eine Verkettung von Betrügereien, den großen Preis davon, und ihr Name beherrscht acht Tage lang ganz Paris. Umgeben vom größten Luxus und scheinbar im Golde schwimmend, kommt sie jedoch bei der Liederlichkeit ihrer Wirthschaft zu keinem Genuß ihres Ueberflusses. Mitten in all dem Glanze hat sie die ärmlichsten Schulden. Der Bäcker drängt mit der Rechnung, und sie greift zum letzten der weiblichen Erwerbsmittel, um die Forderung zu berichtigen. Ihre Dienstboten und Pferde, ihre Wagen und Stallungen sind wie eine Fata Morgana, die jeden Augenblick zu verschwinden droht. Nur zum Vernichten geboren, zerrinnt ihr der Reichthum wie Hexengold zwischen den Fingern. Sie bleibt, inmitten ihres Besitzes, die Theaterprinzessin, die vergebens ihre Unterthanen auspreßt, da ihr Diadem zu Kupfer und Glas wird, sobald der Vorhang fällt.

Wie denn alles zuletzt ein Ende nimmt, verliert endlich auch der finanziell total ruinirte Muffat, als er eines Tages seinen Schwiegervater, einen alten dürren Marquis, im tiefsten Negligé bei Nana überrascht, seine letzte Illusion — allerdings lächerlich spät, nachdem er die beste Gelegenheit hierzu so oft verpaßt hatte. Er ist jetzt reif, den Jesuiten, welche während der ganzen Zeit auf ihn gelauert, in die Arme zu fallen. Mit Nana und ihrer Herrlichkeit geht es nun reißend bergab. Sie verschwindet auf eine Weile von Paris und wird der Gegenstand einer dunkeln Sage, der zufolge sie in Rußland, nach anderen in Egypten, neue Schätze erworben, und eine märchenhafte Ladung von Diamanten mit nach Paris gebracht haben soll. In der That ist sie zurückgekehrt, und erinnert sich, wie schon in anderen Perioden ihrer wahnwitzigen Laufbahn, eines schwächlichen Kindes, der Frucht ihrer ersten Verirrungen, des kleinen Louiset, den sie bei seiner Pflegemutter aufsucht. Am Bette ihres kranken Kindes holt sie sich die Pocken und stirbt in dem Augenblick, da das Kaiserreich an Deutschland den Krieg erklärt. Schrecklich entstellt von der grausamen Krankheit, liegt sie in einem Zimmer des Grand-Hotel auf dem Todtenbette, während die weißen Blousen Pietris mit dem Rufe: „à Berlin!“ auf dem Boulevard ihren Umzug halten.

Die Moral von der Geschichte ist, daß eine einzige derartige Person, die ihre zahllosen Opfer allen Ständen entnimmt, das Leben der ganzen Nation vergiften kann. Sie ist der Typus jener Vampyre, von welchen Gavarnis Bettelweib sagt: „Mein guter Herr, Gott bewahre euere Söhne vor unseren Töchtern“.

Google

V.

Aus der vorstehenden Inhaltsangabe der einzelnen Erzählungen, und namentlich aus der ausführlichen, mit möglichst viel Fleisch und Blut hergestellten Analyse des grundlegenden Romans: „La fortune des Rougon", wird der Leser bereits ersehen haben, daß die Begabung Zola's eine nicht gewöhnliche ist. Was freilich die Kunst des Stils betrifft, kann man ihn höchstens einen findigen Dilettanten nennen; doch hindert ihn sein etwas compilatorisches Verfahren nicht, für die Steigerungen des Pathos ein malendes Wort, einen einschneidenden Ausdruck zu finden, und in den Beschreibungen überrascht er oft durch die bemerkenswerthe Technik und das robuste Colorit seiner Darstellung. Worin er sich jedoch besonders auszeichnet, das ist die Composition. Die Fabel seiner Erzählung ist immer einfach, klar und folgerichtig. Keine künstlichen Intriguen, keine spannenden Verwickelungen suchen die Neugierde des Lesers zu reizen — eine natürliche, geraden und ebenen Weges fortschreitende Handlung entwickelt sich den gegebenen Charakteren und Situationen gemäß, ohne Zufälle und Eingriffe, mit innerer Consequenz, aus wohlmotivirten Vorgängen und oft in meisterhafter Durchführung. An der Architektur und baulichen Vollendung des Werkes ist nichts auszusetzen; da ist alles fest im Blei, wohlfugig gemauert und gewissenhaft ausgearbeitet. Auch an gut beobachteter Natur fehlt es nicht, und einzelner, trefflich gelungener Scenen hätte sich der größte Romandichter nicht zu schämen. Wenn es mit dem geistigen Inhalt bestellt wäre wie mit der technischen Form, mit den poetischen Motiven wie mit der Anordnung des Plans — dann würde man Zola zwar nie zu den großen Schriftstellern, müßte ihn aber zu den Meistern der Erzählung rechnen.

Von den bis jetzt erschienenen Erzählungen sind wohl die beiden, welche in der Provence spielen, „La fortune des Rougon" und „die Eroberung von Plassans", die vorzüglichsten. Die erstere zeichnet sich durch eine gewisse Frische und Innigkeit aus, die sie ohne Zweifel den Jugenderinnerungen des Verfassers zu danken hat. Das Gepräge des Erlebten und Empfundenen sticht hier von der handwerksmäßigen Beobachtung, die in den späteren Arbeiten mehr oder weniger fühlbar wird, vortheilhaft ab. Auch sind, neben dem im Hintergrund auftauchenden Onkel Pascal, Sylvère und Miette die einzigen wirklich sympathischen Naturen, welche die neun Bände aufzuweisen haben. Die Vermittlung ihrer gegenseitigen Bekanntschaft durch das Spiegelbild im Brunnen ist ein echt poetischer Fund; und ihre Begegnungen im alten Kirchhof Saint-Mittre, ihre Spaziergänge an den bebuschten Ufern der Viorne sind ein reizendes Idyll. Freilich ist auch hier, nach Zolas Weise, das sinnliche Moment mehr als nöthig hervorgekehrt; aber wenigstens hat diesen ersten Regungen der Geschlechtlichkeit die Naivität der Unschuld ihren Zauber geliehen. Auch das tragische Ende der armen Kinder, obwohl der objectiven Versöhnung ermangelnd, hat immerhin das subjectiv Rührende des jugendlichen Todes, des Hingehens als ewig Blühendes, dessen Andenken

Google

von keinem Welken mehr entstellt werden kann. Man findet wenigstens einigen Trost in dem Gedanken, daß die einzigen idealen Figuren der Sippschaft ihrer niederträchtigen Umgebung enthoben sind. Im Uebrigen hat der Verfasser auch die politischen Evolutionen dieser Bande gemeiner, beschränkter, feiger Spießbürger mit Kennerschaft und nach der Natur gezeichnet.

„Die Eroberung von Plassans" ist eine trefflich entworfene, in sich abgeschlossene Erzählung, welche die klerikalen Umtriebe und Erfolge, hauptsächlich durch die Herrschaft des Priesters über die Frauen, auf's Packendste darstellt. Der Jesuit Faujas, vor allem aber seine Mutter — eines jener Weiber aus dem Bauernstande, welche voll gläubigen Stolzes, einen „geistlichen Herrn" unter dem Herzen getragen zu haben, ihrem Sohne eine abgöttische Verehrung widmen und nur in ihm existiren — sind ausgezeichnete Charakterschilderungen. Namentlich ist die schreckliche Schlußscene, in welcher der irrsinnige Franz Mouret in seinem brennenden Hause mit den Räubern seines Heims und seines Friedens, nicht ohne einen letzten Kampf, zu Grunde geht, von shakespearischer Grauenhaftigkeit. Macht auch der Inhalt des Romans keinen sehr erbaulichen Eindruck, so giebt doch hier das großartige Strafgericht, das über diese krebsartig um sich fressende, alles corrumpirende Pfaffenbrut hereinbricht, dem Gerechtigkeitsgefühl die volle Genugthuung.

Ein ähnliches Lob muß man, trotz der Anhäufung von Widerlichkeiten, dem „Assommoir" zollen, das in seiner Art ein wahres Meisterstück einer bis in's Kleinste wohlmotivirten Handlung und folgerichtigen Entwicklung ist. Die erste Ursache von Coupeaus sittlichem Verfall, der Sturz vom Dache, in Folge einer durch das plötzliche Erscheinen seines Weibes und Kindes bewirkten Ueberraschung, wird verständig und geschickt herbeigeführt. Auch ist, unter anderem, die Scene, wo „Goldgosche" der Schmied, der geliebten Gervaise zu Ehren, mit seinem Kameraden einen Wettkampf in der Schmiedekunst aufführt, von homerischer Epik.

Noch manches Gelungene, so z. B. die pittoreske Auslassung des malenden Realisten Claude Lantier, im „Bauch von Paris", welche den politisch-socialen Kampf der Stände und Interessen als einen physiologischen Rassenkrieg der Fetten gegen die Mageren darstellt, könnte man erwähnen — doch die Medaille hat auch ihre bedeutende Kehrseite.

Vor allem haben selbst die erträglicheren Figuren des Cyclus unter dem Erdübel des krankhaften Blutes zu leiden. So kommt die gesund und blühend erscheinende Helene Grandjean mit all ihrem Liebelechzen nicht über das Bedürfniß der Sinne hinaus und bleibt unbefriedigt, weil sie die Zärtlichkeit des Herzens doch nur ihrer Tochter Johanna zuwendet. Diese dagegen, ein altkluges hektisches Kind, mit der Nervenzerrüttung der Ahnfrau behaftet, stirbt an der Eifersucht, die sie jedem Anbeter ihrer Mutter entgegenbringt. Objectiv betrachtet, trifft die Mutter kaum eine Schuld, denn sie ist nicht verpflichtet, ihr ganzes Herzensleben den Launen eines hysterischen Backfischs zu opfern. Freilich erregt in erster Linie die sterbende Tochter

Google

das Mitgefühl; aber hauptsächlich deshalb, weil der Liebesroman der Mutter zu wenig Gefühlstiefe und idealen Gehalt hat, um die Berechtigungen der Leidenschaft beanspruchen zu können. All diese Zärtlichkeitskämpfe sind in der Wurzel faul und deshalb trotz ihres anscheinenden Realismus von einer falschen unerquicklichen Sentimentalität. Ueberdies verlieren sich die Personen zwischen den landschaftlichen Decorationen, die fortwährend aufgezogen werden. Da ist Paris im Sonnenaufgang und Paris im Sonnenuntergang, Paris im Schnee und Paris im Nebel und vor Allem Paris im Regenwetter. Der Regen nimmt gar kein Ende, alle Arten, vom Spritzer bis zum Gewitterguß und vom Wolkenbruch bis zum Tröpfeln, werden in Scene gesetzt. Dabei spielen die Dächer und Rinnen, die Giebel und Monumentspitzen, namentlich aber die Horizonte von Kaminröhren eine große Rolle, so daß man zuletzt den Eindruck eines Panoramas mit Staffage hat.

Im „Fehltritt des Abbé Mouret“ ist der Held ein schwachköpfiger Fanatiker, der im Blödsinn langwieriger Convalescenz der Liebe in die Arme taumelt, um, genesen, sie mit brutal asketischem Pflichteifer von sich zu stoßen. Leidlich vernünftig, so lange sein Gehirn physisch krankt, wird er, sobald es gesundet, wieder moralisch verrückt. Albine, seine Geliebte, zeigt eine naive Schamlosigkeit, wie sie etwa auf den Inseln Australiens zu Hause sein mag. Der „Fehltritt“ ist eine Umschreibung des Sündenfalls, und der fabelhafte Wundergarten, genannt „le Pardou“, woselbst er vor sich geht, und wo die Blumen aller Zonen beisammen im Freien wachsen, ist eine Parodie des Paradieses, welche zeigt, daß Zola, der steifleinene Realist, der grimme Vertilger des Ideals, gelegentlich nicht verschmäht, sich mit den Pfauenfedern der Romantik zu schmücken. Der Blödsinn der Schwester Desirée giebt die geeignete Interpunction ab für diese hirnkranke, von einem zauberhaften Blumenwald umrankte Phantastik.

Wie schon die beiden vorgenannten Romane an einer Ueberfülle von Decorationsstücken leiden, so steigert sich dieser Uebelstand im „Bauch von Paris“ noch um ein Erhebliches. Die Beschreibungen all der in den Hallen aufgestapelten Victualien, wozu noch Fleischladen und Weinkneipe der Umgebung ihr Contingent liefern, sind endlos. Riesenbilder von Gemüsebergen und Wursthaufen, mit einem Hintergrunde von faulen Fischen und zerlaufenden Käsen, steigen im Colorit eines Rubens bis zum Horizont empor. Ein die Fleischküche des Schweinemetzgers Quenu feierndes Heldengedicht giebt eine Orgie darmfüllender Blutwurstbegeisterung zum Besten, gegen welche das „Lied von der Glocke“ als eine sehr matte Verherrlichung der Gießerkunst erscheinen muß. Und die Schilderung eines Käseladens, welche die ganze Tonleiter seiner schmierigen Farben und muffigen Gerüche aufbraucht, könnte man eine Symphonie des Gestanks nennen.

Auch im „Assommoir“ spielt der Schmutz und Gestank der schwarzen Wäsche eine Rolle, deren Wichtigkeit übrigens begreiflich ist, da nur eine

Google

solche Atmosphäre Geschöpfe beherbergen kann, welche die letzte Spur von Widerstandskraft verloren haben. Gervaise fällt dem niederträchtigen Lantier, der sie schmählich verlassen hatte, auf's Neue wehrlos in die Arme, nicht etwa aus Lasterhaftigkeit oder sinnlicher Begier, sondern aus absoluter Waschlappigkeit. Und Coupeau rollt gemüthlich in den Abgrund der „Schnapsfalle" ohne einen ernstlichen Versuch' aufhaltenden Anklammerns.

Das Delirium tremens, dem er schließlich verfällt, war natürlich für den Zola'schen Naturalismus eine Gelegenheit, sich in seinem Glanze zu zeigen. Und da werden nun alle Stadien und Krisen des Säuferwahnsinns mit einer erschöpfenden Gründlichkeit vorgeführt, als hätte man das Tagebuch des Spitalarztes unter den Augen. Es ist wohl nicht nöthig hervorzuheben, wie sehr eine Darstellung, die in einer medicinischen Pathologie am Platze wäre, in einem Romane den guten Geschmack verletzt, und wie wenig der Verfasser begreift, daß in der Dichtkunst die maßvolle Andeutung des Gräßlichen, welche die Ausführung der Phantasie überläßt, von weit höherer Wirkung ist, als die plumpe Einzelmalerei einer anwidernden Wirklichkeit. Die ganze Geschichte ist eine Anhäufung von Unflath, mit Schnapsduft und Waschdampf parfümirt.

Wohl zeigt „Nana" in manchen Einzelheiten die individualisirende Gestaltungskraft des Verfassers. So namentlich in mehreren großen Tableaux, wie z. B. das Souper bei Nana nach ihrem Triumph im Theater, besonders aber der große Renntag im Longchamps, der mit dem Blicke eines Malers geschildert ist und als selbständige Skizze alles Lob verdienen würde. Um so störender jedoch wirkt die Ueberladung der Darstellung und die Menge nebensächlicher Figuren, wodurch das Bild jede Schärfe und Deutlichkeit verliert. Desto deutlicher ist die Schilderung der schlüpfrigen Vorgänge, welche das Thema mit sich bringt, und deren bewußter, ja gesuchter Cynismus mit der ungeschminkten Terminologie des Pariser Trottoirs und Boudoirs sich selbstgefällig breit macht. Dabei ist der Graf Muffat, dieser Ausbund sinnlicher Verrücktheit, eine jener Zola'schen Figuren, die widerstandslos den Abhang der Sünde hinabrollen und so mit Realismus geladen sind, daß sie in unwahre Ausgeburten einer übertriebenen Phantasie umschlagen. Wenn bisher die Prostitution dichterisch behandelt wurde, wie z. B. vom jüngeren Dumas, so geschah es, um sie zu idealisiren; Zola schlägt den entgegengesetzten Weg ein, und zeigt sie in ihrer schamlosen Bestialität. Sein Verfahren ist ohne Zweifel aufrichtiger, sofern es nur der Wirklichkeit ihr Spiegelbild vorhalten und die Schlußfolgerung dem Leser überlassen will; aber auch unkünstlerischer, weil es die Grenzen der Poesie überschreitet, deren Aufgabe es nicht sein kann, eine Naturgeschichte der Prostitution zu liefern. Zudem ist der Tod Nanas, als ein zufälliges, mit ihrem Leben und Treiben in keinem Zusammenhang stehendes Ereigniß, ein ästhetisch werthloser Abschluß. Selbstverständlich läßt sich der Dichter die Gelegenheit nicht entgehen, in Nanas Tod ein Seitenstück zu dem abscheulichen Bilde ihres sterbenden

Google

Vaters zu liefern und sich mit thierischem Behagen an der gräßlichen Verwüstung, welche die Pocken an diesem schönen Leibe angerichtet, in seiner Beschreibung zu weiden. In Summa übertrifft die „Nana" das „Assommoir" womöglich noch an Brutalität des Verfahrens; denn der ganze Roman ist nichts als das Fleisch in der Brunst.

VI.

Die vorstehenden kurzen Bemerkungen über die einzelnen Erzählungen geben bereits einen Begriff von den Mängeln und Auswüchsen, welche der literarischen Methode Zola's ankleben. Ueberdies begnügt er sich nicht, seinen Personen niedersten Gelichters die rohe Ausdrucksweise ihrer gesellschaftlichen Schichte ohne Verblümung in den Mund zu legen, er selber, zur größeren Glorie des Naturalismus, bedient sich ihrer schmutzigen Sprache, um sie zu schildern. Wie ein gewisser Schauspieler den Charakter, den er gerade darzustellen hatte, auch außerhalb der Bühne durchführte und bald mit dem Hochmuth eines Königs, bald mit der Demuth eines Bettlers von der Probe nach Hause kam, so fährt Zola in die nicht immer säuberliche Haut seiner Helden, um nicht aus der Rolle zu fallen. Selbst da, wo er in seinem eigenen Namen spricht, sucht er die Ausdrucksweise seiner Personen beizubehalten; ungefähr wie ein Maler, der einen Müller zu conterfeien hätte und ihn mit Mehl malen würde. Glücklicher Weise hat er nicht die Gewohnheit, Leute von Geist darzustellen, was doch seinem Verfahren einige Schwierigkeiten bereiten dürfte. Dazu trägt sein Stil, dem der Guß und Rhythmus höherer sprachlicher Begabung, die Feinheit der Wendung, die Erleuchtung des Gedankens durch den Ausdruck und die prägende Kraft tieferer philosophischer Intelligenz abgeht, häufig genug die Spuren der Geburtswehen. Er bewegt sich, wie Saint-Victor treffend sagt, immer zwischen der Trivialität und der Hyperbel.

Denn das Widerwärtigste an Zolas Manier ist die überladende Verschwendung der Mittel. Wo ein ordentlicher Darsteller mit einem festen, wohlgeführten Pinselstrich ausreicht, leert er einen ganzen Farbenkübel. Er hat keinen Begriff davon, daß unter Umständen das Wenigere das Mehr ist, und kann sich nimmer genug thun. Die Andeutung ist ihm eine unbekannte Größe und zwischen den Zeilen zu lesen muthet er Niemand zu. Sein Leitfaden ist ein Strick. Er übertreibt noch das Uebertriebene und verzerrt noch das Verzerrte. Man hat bei ihm das Gefühl, hinter einem Sonnenmikroskop zu sitzen, wo in einem Wassertropfen die Infusorien als Seekälber umherschwimmen. Seine durch Ausführlichkeit ermüdenden Beschreibungen sind wahre Inventare des Auspfänders und tragen die ernste Miene des Amtsscifers. Nie eine Spur von Geist oder Witz, von Humor oder Laune. Die Gespräche und Herzensergüsse seiner Tröpfe, in all ihrer Gewöhnlichkeit und Geistesarmuth wiedergegeben, schmecken nach dem Protokoll des Untersuchungsrichters. Alle Gegenstände sind gleich vor seiner Feder. Er schildert eine Waschküche mit

Google

einem Aufwand, als ob er das Museum des Louvre vor sich hätte, und behandelt einen Kraut- oder Rübenhaufen mit derselben Wichtigkeit, wie den Montblanc. Seine Personen werden von der Decoration verschlungen; seine Figuren schwimmen in ihrem Medium wie die Mücke in der Milchschüssel. Den Gemälden gewisser Maler nacheifernd, spaziert sein Pinsel mit einförmiger Genauigkeit über die ganze Leinwand. Alles liegt auf demselben Plane; da ist kein Vor und kein Zurück, keine Raum- und keine Luftperspective, kein Lichtglanz und kein Helldunkel; da regt sich nirgends ein Funke künstlerischen Sprühfeuers unter der gleichmäßigen Hülle.

Zolas Manier wird übrigens vollständig begreiflich, wenn man seine Methode kennt und weiß, daß er bei seinen Vorarbeiten den „Thatbestand" mit der Pünktlichkeit eines Polizeicommissärs herstellt. Vor Allem durchforscht er den Schauplatz, wo seine Handlung vor sich geht, auf's Genaueste. Er besucht die Straßen und Häuser, wo er seine Personen einlogirt, die Budiken und Werkstätten, wo er sie beschäftigt, die Restaurationen und Kneipen, wo er sie hinführt, und notirt die geringsten Einzelheiten der Oertlichkeit. So hat er zu seiner „Nana" das Variétés-Theater von der Versenkung bis unters Dach, vom Parterre bis zum Paradies, von den Bühne bis in die Garderobe durchstöbert und selber einen genauen Plan davon aufgenommen. Des Weiteren studirt er die Sitten, Gewohnheiten und Verhältnisse seiner Personen bis in ihre Familien, ihren Verkehr und ihren Gesellschaftskreis; und zu genauerer Kenntniß ihrer Profession, Verrichtung und Sprache zieht er die gedruckten Documente und die Schriften der Specialisten zu Rath. So z. B. für das „Assommoir": „Le Sublime ou le Travailleur comme il est en 1870", von Denis Poulot, und das „Dictionnaire d'Argot, von Lorédan Larchey. Zur Schilderung des Abbé Mouret studirte er die Werke höherer Frömmigkeit, wie „L'Abrégé du Catéchisme de persévérance" und „Le Rosaire de Mai", als Mittel, die Sprache religiöser Ueberspannung mit ihrer sinnlich-mystischen Auffassung der christlichen Glaubenswunder sich einzuimpfen, seinen Helden nach allen Regeln des Ritus die Messe lesen zu lassen, nahm er die geistlichen Handbücher: „Cérémonial à l'usage des petites églises, und „Exposition des cérémonies de la messe basse" zu Hilfe; und seine endlose gottesdienstliche Beschreibung der Verrichtung, mit all ihren Kelchmanipulationen, Kreuzeszeichen und Kniebeugungen, ist eine fast wörtliche Wiederholung der dort gegebenen Vorschriften. Falls Zola seine Heldenbühne nächstens einmal aus dem Waschhaus in die Küche verpflanzen sollte, dann wird er ohne Zweifel der „Löfflerin Kochbuch" studiren und uns die ganze Schmor-, Brat- und Brozelgeschichte einer Mahlzeit von mindestens zehn Gängen zum Besten geben. Wenn nun das Material beisammen ist, dann gruppirt und etikettirt er seine „Documente". Ein Roman enthält wenigstens zwanzig Hefte mit Ueberschriften, und, wie auf der Polizei, hat jede Person ihren Dossier. In diesem sind Alter, Signalement und Eigenschaften, ja selbst Einzelheiten ver-

Google

zeichnet, die nur zur Nachachtung des Verfassers, aber nicht zur Erbauung des Publikums bestimmt sind.

Nanas Dossier z. B. enthält folgendes Porträt: „Geboren 1851. Im Jahr 1867 (Jahresende, December) ist sie siebenzehn Jahre. Aber sie ist sehr stark, man würde ihr wenigstens zwanzig Jahre geben. Blond, rosig, Pariser Gesicht, sehr aufgeweckt, die Nase leicht gestülpt, der Mund klein und lächelnd, ein kleines Grübchen im Kinn, die Augen blau, sehr hell, mit goldenen Wimpern. Einige Sommerflecken, aber wenige, nur fünf oder sechs auf jeder Schläfe, wie Goldpünktchen. Der Nacken mit bernsteinfarbigem Anhauch und feinem Haargekräusel. Ein leichter Flaum auf den Wangen. Weib, sehr Weib. — Als moralischer Charakter: Gutes Mädchen, Eigenschaft, die dominirt. Ihrer Natur folgend, aber nie das Böse um des Bösen willen übend. Vogelköpfchen, das Hirn immer in Bewegung, mit den barocksten Launen. Das Morgen existirt nicht. Sehr zum Lachen aufgelegt, sehr lustig. Abergläubisch mit Furcht vor dem lieben Gott. Die Thiere und ihre Eltern liebend. In der ersten Zeit grob und haltungslos. Dann die Dame spielend und sich sehr in Acht nehmend. Schließlich den Mann als einen Gegenstand der Ausbeutung betrachtend, eine Naturkraft werdend, ein Zerstörungsferment, aber ohne es zu wollen, einzig durch ihr Geschlecht und ihren mächtigen Geruch des Weibes. — Nana ist die Fäulniß von unten, das „Assommoir", das emporsteigt und die obern Klassen in Fäulniß setzt. Ihr laßt das Ferment entstehen, es steigt auf und desorganisirt euch".

Die unterstrichene Stelle ist der Schlüssel zum ganzen Charakter.

So vorbereitet, macht sich Zola nun an die Arbeit und schreibt jeden Vormittag drei Seiten, bis das Buch vollendet ist. Seine Genauigkeit steht also über jedem Zweifel; aber was soll sie uns? Es genügt nicht, daß eine Sache der Wirklichkeit entnommen und treu wiedergegeben sei, um unser Interesse zu verdienen. Was nützt uns die unerbittlichste Schärfe der Beobachtung, was hilft uns alle darstellende Geschicklichkeit der Beschreibung, wenn der Gegenstand an sich weder Werth noch Reiz hat. Wenn ein Maler noch so viel Kunst verschwendet, um uns einen Kothhaufen zu malen — und technisches Verdienst kann ja dabei sein —, so werden wir ihm sein Bild heimschlagen, obwohl bei der bildenden Kunst die Mache eine größere Rolle spielt als bei der dichtenden. Zudem besteht alles künstlerische Schaffen nicht in der Häufung, sondern in der Sichtung des Materials, nicht in der Ausdehnung auf das Ueberflüssige, sondern in der Beschränkung auf das Nöthige. Je geringer die angewandten Mittel und je stärker die damit erzielte Wirkung, desto größer ist die Kunst. Den Meister erkennt man an der Mäßigung; den Stilisten an dem, was er nicht sagt. Aber Zola steht noch auf dem Standpunkt des Bauern Troll: „Spar' Er nur die Farben nicht, handhoch aufgetragen!"

Diese mehr formellen Gebrechen stehen in unmittelbarer Wechselwirkung

Google

mit den inhaltlichen, aus der Auffassungs- und Anschauungsweise des Verfassers hervorgehenden Mängeln. Dieselben lassen sich auf zwei Hauptquellen zurückführen: auf den ästhetischen Irrthum, welcher Wirklichkeit und Wahrheit, und auf den philosophischen, welcher Stoff und Kraft verwechselt. Der erste erzeugt die Vielmalerei, welche die äußere Erscheinung für das Wesentliche hält; der zweite die Schmutzmalerei, welche die geistige Kraft des Seelenlebens auf den stofflichen Lebensproceß des Organismus reducirt.

Was den ersten Punkt betrifft, so beweist in der Kunst so gut wie in der Wissenschaft die einzelne Thatsache, d. h. die brutale Wirklichkeit, gar nichts; nur die Resultante einer Reihe von Thatsachen, oder die Wahrheit, hat Werth. Die Wahrheit ist nichts als die Zusammenfassung einer Summe von Wirklichkeiten, d. h. die große, gesetzmäßige Wirklichkeit im Gegensatz zur kleinen, zufälligen. Der „Naturalismus“, weit entfernt also der Ausdruck der Realität zu sein, ist nur die kindische, dilettantenhafte, urtheilslose Auffassung derselben. Wie sehr die bloße Reproduction der Wirklichkeit zufälliger und willkürlicher Natur ist, das setzt die Photographie in's hellste Licht. Man darf nur ein Album betrachten, das ein halbes Dutzend verschiedener Aufnahmen derselben Person enthält: kaum eine sieht der anderen vollkommen ähnlich; bei einzelnen der Porträts zweifelt man sogar, ob sie derselben Person angehören. Und doch sind sie sammt und sonders unmittelbare Wiedergaben der Natur. Aber nicht nur ist der Mensch selber, in Folge der Verschiedenheit seines physischen und moralischen Befindens, jeden Tag ein anderer, auch die Einflüsse der Beleuchtung, welche das eine Mal diese, das andere Mal jene Form hervorheben oder verwischen, lassen ihn als einen verschiedenen erscheinen. Die Wirklichkeit giebt also jedesmal ein falsches Bild, und das richtige Porträt könnte nur das Durchschnittsbild sein, das sich aus der Mischung all der Konterfeis als die allen gemeinsame Wahrheit ergäbe. Eine solche Arbeit des Resumirens aber ist gerade die Aufgabe des Künstlers. Jedes Kunstwerk ist daher nothwendig ein Ideal, d. h. die Zusammenfassung einer Anzahl von Wirklichkeiten. Allerdings giebt es hier eine Stufenleiter, je nachdem das Ideal eine größere oder kleinere Summe von Realitäten enthält; aber wo die absolute Wirklichkeit anfängt, hört die Kunst auf.

In Beziehung auf den zweiten Punkt, ist die Verkehrtheit des „Naturalismus“ mit einem Wort zu definiren: er setzt die Physiologie an die Stelle der Psychologie. Diese Einbildung, mehr zu geben, indem man weniger giebt und die Quantität der Materie für die Qualität des Geistes eintauscht, ist eine Frucht jener unreifen Halbbildung, die, wie das Sprichwort sagt, hat läuten hören und nicht weiß, in welchem Dorf. Zola laborirt an unverdauter Entwicklungstheorie und will den Geist darwinisiren. Er hat gelesen, daß das, was wir Seele nennen, nur eine Function des Gehirns ist — flugs scheert er alle Gehirnfunctionen über einen Kamm und behandelt die Anima als Animal. Ueberall rückt er das Stoffliche der Erscheinung, die organische Ver-

Google

richtung in den Vordergrund, und sehr bezeichnend spielt unter allen Sinnen der Geruch die größe Rolle bei ihm. Seine Schilderungen enthalten ganze Abhandlungen über die Riechatmosphäre, welche seine Oertlich- und Persönlichkeiten umgiebt, und seine Weiber verdanken den größten Theil ihrer Unwiderstehlichkeit dem Fleischesduft, den sie verbreiten. Wenn die Hunde lesen könnten, würden sie Zola zu ihrem Shakespeare machen. Die feineren Schattirungen des Seelenlebens, die tieferen Empfindungen der Leidenschaft entgehen der brutalen Vergrößerung seiner mikroskopischen Betrachtung. In der geschlechtlichen Begeisterung des Menschen sieht er nur die Läufigkeit des Thieres. Die „zarte Sehnsucht", das „süße Hoffen", womit „das Auge den Himmel offen sieht, und das Herz in Seligkeit schwelgt", sind Anwandlungen, von welchen seine Weiber verschont bleiben. Die keusche Idylle ist ihm eine unbekannte Gegend; sein Reich ist das Fleisch, seine Liebe ist der Augenblick der Paarung. Er kennt das Weib nur in seiner Geschlechtlichkeit, und, wie jenes Concil, versagt er ihm die Seele.

Ueberhaupt tritt bei Zola keine psychische Kraft als ethischer Factor auf: die Opfer seines Naturalismus gehen zu Grunde ohne Widerstand. Da ist keine Ahnung jener Willensanstrengungen und Seelenkämpfe, womit die denkende Creatur sich gegen ihr inneres und äußeres Schicksal zur Wehr setzt; keine Ahnung jener sittlichen Reaction, durch welche die ethische Krankheit von der medicinischen sich unterscheidet: der moralische Vorgang nimmt den Verlauf eines chemischen Processes — die Stofflichkeit zersetzt sich.

Zu diesem poetischen oder vielmehr unpoetischen Materialismus kommt noch die krankhafte Naturanlage der geschilderten Sippe, um ihm nicht einmal das Verdienst einer gemeingiltigen Darstellung normaler Organismen zu lassen. Die physische Grundlage der Familie Rougon-Macquart ist Nervenzerrüttung und Wahnsinn, die moralische ist unstillbare Gier nach Besitz und Genuß. Aus diesem lieblichen Urkeim entwickelte sich nun eine Brut von Irrenhaus- und Zuchthaus-Candidaten, deren jeder eine andere Familien-Erbsünde in sich ausreift, bis die Rasse, körperlich erschöpft und geistig verkommen, beim Cretinismus anlangt. Eine saubere Gesellschaft! Wahnsinn, Fanatismus, Trunksucht, Todtschlag, Blutschande, Ehebruch, Ehrgeiz, Habgier, Schwindsucht, Hysterie, Monomanie und Blödsinn — so heißt das Inventar ihres Familienschatzes. Was sollen denn all diese Personen beweisen, die, mit fixen Ideen oder Erbfehlern behaftet, eingeschlossen in ihre Verrücktheit, von jeder allgemein menschlichen Wahrheit sich absondern? Irgend ein moralischer Leibschaden, den sie mit auf die Welt gebracht, wird vom Verfasser genährt, gepflegt und großgezogen, daß er schwillt und schwärt und wuchert, bis endlich der Patient in seiner Haut verknallt. Und was nun?

VII.

Im Uebrigen und abgesehen von dieser schwarzen Kehrseite, berechtigen selbst seine Vorzüge den „Meister des Naturalismus" keineswegs, die Stellung

Google

einzunehmen, die er sich anmaßt. Nachdem er in seinen journalistischen Kritiken die Romandichter der Gegenwart von oben herab gerichtet und unter den literarischen Berühmtheiten der vorhergehenden Periode mit Hilfe eines großen Massenmordes aufgeräumt, geberdet er sich nun als der Apostel der „Zukunfts“-Literatur. Dem Ideal muß die Maske abgerissen werden. Naturalismus heißt das Dogma der neuen Zeit. „Die Republik — sagt Zola — „ist naturalistisch, oder sie ist nicht“. Namentlich gegen den „Romantismus“, den er einen Aussatz nennt, und gegen Victor Hugo, den Vater jener großen literarischen Revolution, sind die Keulenschläge seiner Kritik gerichtet, die sich — wie aus seinen eigenen Schöpfungen zu ermessen — mehr durch Plumpheit, als durch ästhetisches Verständniß auszeichnet. Denn seine Unwissenheit ist so groß wie seine Belesenheit und womöglich noch größer als seine Einbildung. Ist doch der Naturalismus so alt wie die Kunst; und gerade Victor Hugo, der bekanntlich schon vor fünfzig Jahren die Berechtigung des Häßlichen in der Poesie vertheidigt und in seinem Quasimodo in Scene gesetzt hat, ist der Ausgangspunkt des heutigen Realismus, von welchem Zola nur der Schwanz und die Caricatur ist. Als ob die Uebertreibung, die er aus der bewußten Natur in die unbewußte verpflanzt, etwas anderes wäre als ein Romanticismus, den er der Poesie aus dem Herzen auf die Haut treibt — ein Ausschlag, der höchstens, vom Standpunkte der Heilung betrachtet, für einen Fortschritt gelten kann! Was sind denn seine Krauthäupter und Salatköpfe, deren Erscheinung er zur Bedeutung eines Historiengemäldes phantastisch aufbauscht? oder die Bäume, Kräuter und Blumen in seinem „Pardou“, welche, zu beseelten Wesen gesteigert, die Mitspieler und Mitschuldigen der menschlichen Umarmung werden und ihr zu Ehren mit der ganzen Natur einen ungeheueren urweltlich-bestialischen Begattungsact feiern? was ist dieser stoffliche Mysticismus, der gelegentlich zu einem kothigen wird, anderes als eine aus der Beletage bis ins Souterrain heruntergekommene Romantik? Allerdings dürften die phantastischen Partien im „Abbé Mouret“ das am meisten Poetische sein, was Zola geschrieben hat; aber wie reimen sie sich mit der strengen Wirklichkeit seines Dogmas? Es geht diesem Zukunftsliteraten ungefähr wie dem Zukunftsmusiker: wo er was Hübsches producirt, macht er's wie die Andern; und wo er's nicht wie die Andern macht, producirt er nichts Hübsches.

Victor Hugo hauptsächlich hat die französische Sprache, die in der klassischen Periode mehr ein Werkzeug des Gedankens war, zu einem Ausdruck der Empfindung gemacht, und dem Stil jene Unmittelbarkeit verliehen, welche die Dinge so wiederzugeben sucht, wie der Nerv sie empfängt, ohne den Eindruck erst mit Hilfe der Reflexion zu bearbeiten. Zola, hinter einer Reihe von Anderen, auf diesem Wege fortfahrend, hat schließlich von der Schönheit nur noch die Sinnlichkeit, von der Leidenschaft nur noch die Begier, von der Empfindung nur noch die Brutalität übrig gelassen; und unter dem Vorwand, daß die ganze Natur in das Bereich der Kunst gehöre, gerade den

Google

besten und höchsten Theil derselben davon ausgeschlossen, um dafür die Häßlichkeit auf die Spitze zu treiben, und den Schmutz als Selbstzweck zu behandeln. Neu am „Naturalismus", außer seinem Schmutz, ist nur seine Prätention, und dies um so mehr, als er Vorgänger hat, die das, was er zu leisten vorgibt, längst besser gemacht haben. Zola kann sich denn auch nicht ganz verhehlen, daß ein Goncourt — sogar deren zwei — ein Flaubert, und namentlich ein Balzac — „unser aller Meister" — existirt, die seinem Apostolat ungebührlich in der Sonne stehen. Andere Leute haben schon vor ihm die Kühnheit gehabt, ungeschminktes Lumpengesindel darzustellen. Sue hat nicht auf's „Assomoir" gewartet, um seine Gauner mit den schönsten Spitznamen zu taufen. Vor allem aber zeigen die Galioten und Courtisanen Balzacs eine ganz andere plastische und drastische Wirklichkeit als die armseligen Hallunken Zolas. Balzacs Beobachtung war keine handwerksmäßige, isolirte, nur für den Zweck eines bestimmten Buches unternommene, und haftete nicht an der Oberfläche; sie war vielmehr eine tagtägliche, weltanschauende, ergründende, nicht im Heft, sondern im Hirn fixirte, von wannen sie hervorkam, wenn der Dichter sie brauchte. Seine Romane sind zusammenfassende Schilderungen ganzer Lebenskreise mit Hilfe einzelner Gestalten, freie Schöpfungen eines denkenden Geistes mit Benützung von Modellen; aber keine Photographien von Absonderlichkeiten und Mißgeburten. Da ist selbst Mérimée, der in Zeichnung von Räubern, Zigeunern und Straßendirnen Gediegenes aufzuweisen hat, und der vor keiner Naturwahrheit zurückschreckte, ohne deshalb unter die Naturalisten zu gehen. Manche seiner Scenen sind so stark wie irgend welche der neuesten Schule; aber er hatte Geschmack, kannte seine Sprache aus dem Fundament, und fand Mittel, zu sagen was nöthig, ohne seine Ausdrücke im Straßenkoth aufzulesen. Er wußte die grobe Natur des Inhalts durch das feine Maß der Form kunstfähig zu machen. Ohnehin haben in neuerer Zeit Goncourt und Flaubert in Beziehung auf unverblümte Darstellung der Wirklichkeit das Mögliche geleistet, und zwar indem sie die Forderungen künstlerischer Knappheit und literarischen Anstands im Auge behielten.

Offenbar sind unter solchen Umständen die Bezeichnungen Realismus und Naturalismus nicht sehr geeignet, dem Haupte einer „neuen" Schule als Fahne zu dienen; Zola suchte daher nach einem weniger verbrauchten Namen und macht in einer glücklichen Stunde den Fund des „Roman expérimental". Ein trefflicher Titel, der einen Geruch exacter Wissenschaft um sich verbreitet, wie ihn Zola seinen Bestrebungen längst zu geben suchte. Sein Verfahren ist ja das der strengen Beobachtung, der physiologischen Analyse, der Vorlegung „menschlicher Documente". Da jedoch die Anwendung der wissenschaftlichen Methode auf den Roman einer soliden Basis bedarf, begiebt er sich unter die Fittige Claude Bernards und benützt dessen „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale", um auf dieser Grundlage eine Abhandlung über seine literarische Sendung, und zwar in fünf langen Artikeln, zu schreiben,

Google

die er im Journal „Le Voltaire“ zugleich mit den ersten Capiteln seiner „Nana“, gleichsam als Ouvertüre, veröffentlicht. Der arme Claude Bernard hätte sich wohl nicht wenig über dieses unerwartete Pathenkind gewundert, wenn er noch gelebt hätte; todt aber, wie er war, konnte er die Gevatterschaft nicht ablehnen. Zola analysirt nun das medicinische Buch, giebt zahlreiche Auszüge aus demselben, setzt auseinander, in was die experimentale Methode bestehe, erklärt sich für einen Nacheiferer des berühmten Physiologen, und zieht eine enge Parallele zwischen dessen Arbeit und der seinigen. Er ist der Claude Bernard des Romans. Wie seine Abhandlung ausfallen mußte, das geht schon aus der einleitenden Bemerkung hervor, „er habe bei seiner Wiedergabe häufig nur das Wort Arzt mit dem Worte Romandichter zu vertauschen gehabt, um seinem Gedanken die Strenge der wissenschaftlichen Wahrheit zuzuführen“. Und wie sie in der That ausfiel, davon giebt das Heureka Zeugniß, in das er nach Verkündigung der neuen Botschaft über sich selbst erstaunt, ausbricht. „Auf diese Weise“ — ruft er aus — „machen wir praktische Sociologie, und kommen mit unserem Schaffen den politischen und ökonomischen Wissenschaften zu Hilfe. Ich weiß keine Arbeit von edlerer Art und von größerer Tragweite. Herr des Guten und Bösen sein, die Gesellschaft reguliren, sämmtliche Probleme des Socialismus nach einander lösen, und vor allem, durch Beantwortung der Criminalitäts-Fragen vermittelst der Erfahrung, der Gerechtigkeit eine feste Grundlage geben, heißt das nicht, die nützlichsten und sittlichsten Arbeiter am menschlichen Werke sein?“ — Wie all diesen schönen Dingen die „Nana“ und das „Assommoir“ uns näher bringen sollen, ist leider nicht zu ersehen. Denn das Einzige, was aus Zolas endlosem Gallimathias mit Evidenz hervorgeht, ist, daß er gar nicht weiß, um was es sich handelt, und zwölf Spalten lang mit Worten um sich wirft, deren Sinn ihm böhmische Dörfer sind.

Ueberhaupt geht dem Talente Zolas gerade die hauptsächlichste der Eigenschaften ab, welche den Schriftsteller von Beruf machen: das Verständniß für den logischen Werth und die exacte Bedeutung der Worte. Das ahnungsvolle Ungefähr, das zu Malung der Gefühlseindrücke zur Noth ausreichen mag, trägt er in die Denkoperation über und giebt die Scheidemünze der Sprache auf gut Glück aus, ohne ihr Gepräge untersucht zu haben. So auch mit dem Wort Experimental-Roman. Allerdings bedarf die künstlerische Darstellung so gut wie die wissenschaftliche der Beobachtung; aber die Beobachtung ist kein Experiment, das Leben ist kein Laboratorium, und der Dichter ist kein Medicus, der mit dem Individuum seines Studiums beliebige Versuche anstellen kann. Der Ausdruck Experimental-Roman enthält also schon an sich einen Widersinn. Der Dichter ist auf die Intuition seines Gedächtnisses angewiesen, er arbeitet mit seiner Gestaltungskraft, und diese bedarf der ahnungsvoll schauenden Phantasie. Der Forscher dagegen hat das Object der Untersuchung in seiner Gewalt, er arbeitet mit seiner Urtheilskraft, und diese bedient sich des kritisch zerlegenden Verstandes. Der erste giebt,

Google

mit Hilfe der Deduction, die ästhetische Synthese zu der logischen Analyse des zweiten, welche dieser, vermittelst der Induction, herzustellen hat. Der ganze experimental-belletristische Lärm Zolas ist daher nur das eitle, aus gutem Glauben und Marktschreierei vermischte Gebaren eines dialektisch ungeschulten Phrasenmachers, der die Aufgaben der Kunst und der Wissenschaft absolut verwechselt.

In einem Punkte freilich irrt sich Zola nicht: darin nämlich, daß er mit seinen Bestrebungen inmitten der Zeitströmung steht, die auf allen Gebieten nach dieser positiven materialistischen Richtung hindrängt. Abgesehen von der Erneuerung des Gewalts- und Autoritätsprincips in der politisch-religiösen Welt und der Ausbreitung des pessimistischen Dynamismus in der dialektisch-ethischen, zeigt sich auch im Bereiche der Kunst überall das Voranstellen des Sinnlichen und Physischen im Gegensatz zum Geistigen und Moralischen. In der Malerei sehen wir ein ganz ähnliches Streben nach Darstellung des Stofflichen, nach Hervorhebung der Farbe, nach Geschicklichkeit der Mache. Schon Courbet war gewissermaßen ein Zola der Malerei. Auch er erklärte die alten Meister, namentlich die Nichtcoloristen, für dumme Jungen, und geberdete sich, als ob die Malerei mit ihm anfange. Der Unterschied ist nur, daß hier die bildende Kunst sich im Vortheil befindet, eben weil die Wiedergabe der äußeren Erscheinung, wenn nicht ihre einzige Aufgabe, so doch ihr einziges Mittel, und deshalb die sinnlich-technische Frage viel wichtiger für sie ist.

Die Tonkunst befindet sich auf demselben Wege, und die Zukunftsmusik hat die größte Analogie mit der Zukunftsliteratur. Vor allem zeigt sie dieselbe Marktschreierei, dieselbe Mißachtung der Vorgänger unter dem Vorwand der Unnatur; sodann dasselbe Drängen nach dem Stofflichen; das Voranschieben der Klangfarbe, des Instruments, der Technik; das Hervorbringen der Wirkung nicht durch den Tonwerth, der zur Seele spricht, sondern durch den Tonreiz, der am Hörnerv rüttelt; kurz das Bestreben, das sinnliche Princip des Naturlauts zur Herrschaft zu bringen, und das geistige Princip der Melodie an die Wand zu drücken. Dabei dieselbe Ueberladung, die kein Ende findet. Eine Prügelscene, die ein wohlstilisirender Componist wie z. B. Mozart, mit einigen charakteristischen Sätzen zu zeichnen sich begnügen würde, füllt in den „Meistersingern" einen ganzen Act mit ihrem wüsten Gelärm. Die alte Opernform hat freilich ihre Schablonen; aber wenn es richtig ist, daß die Menschen den Ausdruck ihrer gegenseitigen Gefühle nicht in Duette und Terzette zu kleiden pflegen, so ist es nicht weniger wahr, daß die Leute überhaupt nicht einander ansingen, wenn sie sich etwas mitzutheilen haben; daß alle Kunst eine Convention, und vom Standpunkte der Wirklichkeit betrachtet, der „Lohengrin" um kein Haar weniger conventionell ist, als der „Don Juan", wenn auch der eine Recitative abhaspelt, während der andere Arien singt. Im Gegentheil, diese abgerundeten, wiederkehrenden, liederartigen Formen liegen ganz in der Natur der Musik. Hat doch selbst die

Google

sprachliche Kunst ihre Verse und Strophen, ihre Reime und Refrains. Und die Musik, welcher der logische Inhalt abgeht, wofern sie ihn nicht entlehnt, vermag solch' ornamentaler Klangfiguren noch viel weniger zu entrathen. Ein Schaubild kann das Auge länger und öfter betrachten, um seiner Schönheit Herr zu werden; ein Tonbild aber verklingt im Entstehen; von ihm verlangt daher das Ohr die Wiederholung. Die Wiederkehr der einfassenden Klangarabeske ist ein Genuß für's Gehör und eine Erholung für's Gemüth; während der endlos sich abwickelnde musikalische Bandwurm eine Qual für die Sinne ist, und eine Enttäuschung für die Phantasie. So bringt denn auch schließlich diese Musik dieselbe Wirkung hervor wie jene Literatur: statt mit einem Gefühl künstlerischer Erhebung, wie z. B. von einer Symphonie Beethovens, geht man von dieser höheren Katzenmusik müde und abgespannt nach Hause, mit unbefriedigtem Schönheitssinn und mißhandeltem Trommelfell. Beruht ja überhaupt der Traum einer Verbindung aller Künste zu einer großartigen Gesammtwirkung auf totaler Verkennung der ästhetischen Gesetze. Jede Kunst hat ihr bestimmtes Bereich, ihre besonderen Bedingungen, und kann zu ihrer Vollendung nur gelangen indem sie für eigene Rechnung wirkt. Die Vereinigung aller ist die Beeinträchtigung einer jeden. So gewiß daher die Oper, mit ihrem trügerischen, bei allen Künsten zusammengeliehenen Lappenkleide, im Grunde nichts ist als ein barbarisches Kunstgemisch, so gewiß ist das „Kunstwerk der Zukunft", mit all seinen Pauken und Trompeten, nichts als ein großer Humbug.

VIII.

Wie wenig unser „Naturalist" von den ästhetischen Pflichten des Dichters eine Ahnung hat, das tritt am deutlichsten zu Tage, wenn wir sein Verfahren mit den Anforderungen vergleichen, welche ein geläuterter poetischer Geist, wie z. B. Schiller, sich selber stellt, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Der Abstand ist freilich ein gewaltiger; überdies bewegt sich das Drama auf einer höheren Bühne als der Roman, und neben dem Historiengemälde hat das Genrebild seine Berechtigung. Aber die ästhetischen Grundgesetze bleiben überall dieselben; und gerade die Vergleichung der Gegensätze schärft die Unterscheidung. Zudem ist Schiller — abgesehen von der Vertrautheit des deutschen Lesers mit seinen Werken — unter allen Dichtern wohl derjenige, welcher Theorie und Praxis, welcher das dichterische Schaffen und die ästhetische Reflexion im höchsten Grade mit einander zu verbinden wußte, und deshalb zur Lieferung des kritischen Maßstabes sich vorzugsweise eignet.

Auch Schiller hielt das Studium der Wirklichkeit in hohen Ehren. Er hatte von seinem ersten Berufe, dem des Arztes, sogar eine gewisse physiologische Neugierde zurückbehalten, und Goethe, der ihm gelegentlich über die Achseln schaute, ließ es an Anmahnungen zu eingehender Motivirung und realistischer Genauigkeit auch nicht fehlen. Um seinem „Tell" die rechte

Google

Farbe zu geben, studirte er nicht nur Tschudi's und Anderer Chroniken, sondern auch die Naturgeschichte der Schweiz und die Topographie der Urcantone. Er begnügt sich nicht, die nackte Handlung des Dramas vorzuführen, er giebt uns zugleich ein Panorama der Schweiz mit ihren Menschen und Landschaften. Der Hirt und der Fischer, der Jäger und der Landmann, der Adlige wie der Freie und Hörige — das ganze Volk kommt in seinen Vertretern zur Erscheinung. Die Seen und die Gletscher, die Wälder und die Matten, die Sturzbäche wie die Abgründe und Felsenthore — die ganze Natur tritt durch die Handlung in Mitleidenschaft; ist doch neben der läutenden Heerde und Wächter, dem Hunde, selbst die flüchtige Gemse und der krächzende Lämmergeier nicht vergessen! Wie weiß die dichterische Phantasie dieses Alpenleben in seiner Eigenthümlichkeit und Frische vor unser Auge zu zaubern! Und doch hat Schiller die Schweiz nie gesehen. — Ein deutlicher Fingerzeig, daß es mehr das geistige als das leibliche Schauen ist, was den Dichter macht und was ihn befähigt, die poetische Wirkung hervorzubringen.

In den Vorbereitungen zu seinem „Wallenstein“ ging Schiller so ernstlich zu Werke, daß er vorher die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ schrieb, und wie gewissenhaft er es mit der Wirklichkeit nahm, das zeigt sein „Wallensteins Lager“, dessen lebendige Plastik an dem handhohen Farbenauftrag eines Zola sicherlich nichts zu gewinnen hätte. Und mit welch bewußter Kunst sucht nun der Dichter seinem Helden unsere Aufmerksamkeit und Sympathie zu sichern! In dem trotzigen Feldherrn und rauhen Kriegsmann zeigt er den warmen Freund und besorgten Familienvater. Neben dem Abfall und Ehrgeiz des Glückssoldaten kommt des Staatsmannes politischer Sinn für das Gemeinwesen zum Vorschein:

„Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab;
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen! —“

Und wohl mochte der mit wahrhaft souveränen Befugnissen und Privilegien ausgestattete Generalissimus diesem traurigen Kaiser und dieser dynastisch gewissenlosen Kriegswirthschaft gegenüber einige Berechtigung fühlen, den Herrn zu spielen. Doch nicht genug — selbst der Irrthum soll die Schuld des Helden uns menschlich näher rücken, und auch die Astrologie mit ihrem phantastischen Glauben an die Gestirne wird zu Hilfe gerufen, um dem dämonischen Zuge in der Natur des genialen fürstlichen Abenteurers eine poetische Verbildlichung und zugleich eine psychologische Milderung zu geben.

Aehnlich verfährt der Dichter in der Charakterisirung seiner „Maria Stuart“. Nicht als ob er ihr die schlimme Vergangenheit schenkte; denn sie bekennt sich offen zu ihren Jugendsünden. Aber im Gegensatz zu diesen erscheint sie nun, durch Reue und Leid geläutert, als eine schöne, an ihrem

Google

gegenwärtigen Schicksal unschuldige Dulderin, welche den unverdienten Tod als letzte Sühne für die längst gebüßte Schuld mit Ergebung dahinnimmt, und deren blutiges Haupt von der verklärenden Weihe des Unglücks den versöhnenden Glorienschein empfängt.

Was wäre jedoch aus den beiden Dramen geworden, wenn Schiller, nach Zolas Recept verfahrend, im Wallenstein nichts als den gewissenlos-ehrgeizigen Streber gezeigt hätte, der, immer tiefer in die Gemeinheit roher soldatischer Selbstsucht versinkend, die Länder verheert, die Städte plündert, die Generale zum Verrath verlockt, dem Kaiser die Treue bricht und das Vaterland dem Feind ausliefert, bis diesem höheren Schinderhannes ein wohlverdienter Partisanenstich den Garaus macht? Oder wenn er die schottische Königin in ihrer eigentlichen Gestalt dargestellt hätte, als eine verführerische sinnlich-fanatische, ehrgeizige Megäre, die nicht nur ihren ersten Gemahl — der freilich auch nicht viel Schatz werth war — in die Luft sprengen ließ, um sodann ihre Brunst in den Armen des Mörders zu kühlen, sondern auch mit allen Feinden des protestantischen England — mit den Urhebern der Alba'schen Vertilgungskämpfe in den Niederlanden, mit den Anstiftern der bartholomäusnächtlichen Gräuel in Frankreich — sich verschwor, ihre Anhänger zu Mordanschlägen gegen die Königin Elisabeth hetzte und überhaupt, aller sittlichen Schranken bar, jedes Verbrechen für erlaubt, ja für gottgefällig hielt, wenn es nur zur Verherrlichung des katholischen Glaubens verübt wurde? Hätte nicht auch angesichts dieser Figur dem Leser der Gedanke sich aufdrängen müssen, daß mit einem solchen gefährlichen Kopfe unter den gegebenen Umständen nichts Besseres zu thun sei, als ihn abzuschlagen?

Statt einer erhebenden ethischen Empfindung hätte der Dichter nur jene gemeine Neugierde erregt, welche der „Mordthat" des Jahrmarkts entgegenkommt, und statt zweier Kunstwerke von der höchsten dichterischen Schönheit, die fortleben werden, so lange es eine deutsche Sprache giebt, hätte er nur zwei jener Spectakelstücke geliefert, die eine Zeit lang die Kassen der Schaubuden füllen, um dann spurlos zu verschwinden. Diese ästhetische Tugend ist übrigens bei Schiller um so höher anzuschlagen als, schon im „Wallenstein" einigermaßen, namentlich aber in der „Maria Stuart", der Dichter in ihm den Historiker und Philosophen zu überwinden hatte. Denn in letzterer Eigenschaft mußte er nothwendig für die englische Königin, welche immerhin den staatlichen Fortschritt und die geistige Freiheit bedeutete, und gegen die schottische Maria Partei ergreifen, welche den culturfeindlichen Absolutismus des blinden Glaubens vertrat. Damit wäre allerdings das Trauerspiel unmöglich geworden. Schiller schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, wobei er freilich der Elisabeth eine gehässigere Rolle zutheilte, als sie historisch verdient; denn um das politische Motiv zu vermenschlichen, machte er die Eifersucht des Weibes da zur hauptsächlichen Triebfeder, wo in Wirklichkeit nur die Staatsklugheit der Königin im Spiele war. Er hätte vielleicht diesen höheren Beweggrund etwas mehr hervorheben können,

Google

ohne seiner Composition zu schaden; aber er benützte zugleich die Elisabeth als dunklen Hintergrund, um seine Heldin darauf abzuheben, und schließlich wollte er ein Drama schreiben und keine Historie. Ob es freilich recht und billig ist, einen historischen Charakter zu dramatischen Zwecken in sein Gegentheil zu verwandeln und ihm in der Phantasie des Volkes ein falsches, durch die Macht der Poesie fast unauslöschliches Gepräge aufzudrücken, ist eine andere Frage, die wir hier nicht erörtern wollen. Immerhin dürfte Shakespeare's treueres Festhalten an der Geschichte vorzuziehen sein.

Ohne Zweifel läßt sich auch dem Laster und Verbrechen eine poetische Seite abgewinnen, aber nur unter der Bedingung, daß das Böse durch seine Gefährlichkeit und Energie imponire und durch seine Niederlage sich selber negire. Ein Richard III. ist sicherlich das Muster eines Bösewichts; aber gerade die geniale Kraft, die er im Vollbringen seiner Unthaten entwickelt, zeigt auch in ihrer Verirrung die hohe Fähigkeit der menschlichen Natur — abgesehen davon, daß der schließliche Sieg der sittlichen Ordnung um so erhebender wirkt, je stärker der Feind war, den sie zu überwältigen hatte. Denn daß dieser Sieg — wenn auch nicht in der Zeitkürze und Handgreiflichkeit einer poetischen Fiction — so doch im Großen und Ganzen mit Naturnothwendigkeit eintritt, das eben ist der Grund, warum uns die Darstellung der Kraft, selbst in der Form des Bösen und Häßlichen, noch erfreulich erscheint. Was ist verderblicher als der Blitz, der die Eiche zersplittert, oder der Meeressturm, der das Schiff verschlingt? Und doch entzückt uns die wilde Schönheit dieser Naturgewalt, weil wir in ihr dieselbe Macht ahnen, die uns im Sternenhimmel entgegenglänzt und unsere Erde mit Licht und Wärme tränkt. Denn das, was wir schön oder häßlich, gut oder böse nennen, entspringt einer und derselben Kraftäußerung; der Unterschied besteht nur in der Entwicklungsstufe. Die ästhetische Verschiedenheit zwischen einem Löwen, der einen Stier zerreißt, und einem Helden, der einen Feind erschlägt, ist lediglich eine graduelle; und wenn die vierbeinige Bestie ihren Gegner gleich in seiner Substanz aufzehrt, die zweibeinige den ihrigen nur in seinem Wesen, indem sie ihm Boden und Freiheit nimmt und seine Arbeit sich aneignet, so ist dieser Unterschied mehr eine Geschmacks- und Opportunitäts- als eine Moralitäts-Frage. Ist doch das sittliche Moment selber nur ein Product der Energie, wenn auch einer qualitativeren Energie, die Vernunft heißt.

IX.

Mit der sittlich-ästhetischen Frage verhält es sich nämlich so: In der physisch-mathematischen Welt sind das dynamische und das logische Princip noch mit einander verschmolzen; in der ethisch-intellectuellen Ordnung dagegen haben sie sich getrennt und stehen einander gegenüber. Ein Entwicklungskampf entspinnt sich nun zwischen beiden, in welchem das logische Prinzip als das stärkere sich erweist, weil es, mit Bewußtsein handelnd, der Waffen des

Google

Gegners sich bemächtigt, um sie wider ihn selber zu kehren; denn der ganze Entwicklungsproceß ist nichts als ein Herrwerden der qualitativen Kraft über die quantitative. Im historisch-socialen Kampfe ist daher das logische, das ethische, d. h. das Prinzip des Schönen und Guten, immer das siegreiche — freilich nicht in jedem Individuum und zu jeder Stunde, aber in der Menschheit und von Periode zu Periode. Wenn dem nicht so wäre, gäbe es weder eine Sittlichkeit, noch eine Gerechtigkeit; die Tugend wäre der pure Schwindel, und dem logisch handelnden Menschen bliebe nichts übrig, als sich unverzagt auf den Standpunkt der blinden Naturkraft zu stellen, um, wie der Löwe seine Beute, den schwächeren Gegner einfach ab- und einzuthun. — Auch verharrt auf diesem Standpunkte, trotz aller heuchlerischen Liebesphrasen, im Grunde die ganze christliche Moral. — Aber eben weil das logisch-ethische Princip das entwickeltere, höhere und deshalb mächtigere ist, auf welchem aller historische Fortschritt und das Wesen des Menschenthums selber beruht, so handelt der Mensch in einer seinem Naturgesetz adäquaten Weise, d. h. in seinem eigensten Interesse, nur unter der Bedingung, daß er sittlich handelt. Die Sittlichkeit bedarf daher weder einer überirdischen Offenbarung, noch einer göttlichen Gnade, noch einer himmlischen Verheißung — lauter Helfershelfer die, wie die blutige Geschichte und der klägliche Zustand der Menschheit nur zu klar beweist, mehr schädlich als nützlich sind; sie braucht nichts als die Erkenntniß der Schöpfungsgesetze und das Verständniß der menschlichen Wohlfahrt. Damit kommt sie weiter als mit allen Mythen, Dogmen und Wunderthaten.

Obwohl daher das Princip der Kraft an sich sittlich indifferent erscheint, ist es doch ästhetisch wirksam, und zwar deshalb, weil auch seine sittliche Indifferenz nur eine scheinbare, weil auch in der unbewußten Natur die ethische Wirksamkeit der Kraft latent ist — denn wie sollte sie sonst in der bewußten zum Vorschein kommen? Da vielmehr — vermöge des Entwicklungsgesetzes, das die Quantität in Qualität verwandelt — die „böse“ Kraft sich nothwendig in „gute“ umsetzt, so ist das Kraftprincip, wenn auch indifferent als Ursache, so doch ethisch als Folge, und deshalb von Haus aus ein ästhetisches, weil das Schöne nur die äußere Erscheinung des Wahren, d. h. des Gesetzmäßigen ist, und beide zusammen die zwei zur einheitlichen That sich ergänzenden Formen des Guten bilden. Das Gute ist der gemeinsame Act des Schönen und Richtigen, und was nicht gut ist, ist ebenso wenig schön, als es recht ist.

Wenn wir daher an das Kunstwerk die Forderung eines sittlichen Endziels stellen, gleichviel ob die „poetische Gerechtigkeit“ als positives oder negatives Ergebniß zum Ausdruck komme, so thun wir das nicht, weil wir die Kategorien verwechseln, oder um aus didaktischen Gründen der Poesie eine moralische Tendenz aufzunöthigen, sondern weil in der That der Entwicklungsgang der Schöpfung von der niedrigeren Bildung zur höheren, vom Häßlichen zum Schönen, vom Bösen zum Guten fortschreitet und die Kunst verpflichtet ist, uns nicht ein willkürliches Erzeugniß des Zufalls, sondern ein getreues Abbild

Google

der Gesetzmäßigkeit zu liefern. Diese Formulirung der Kunstaufgabe ist eine Binsenwahrheit, welche die Aesthetik schon tausendmal in allen Tonarten gepredigt hat, mit der aber die Jünger der Künste immer wieder umspringen, als ob sie erst zu entdecken wäre. Die Kunst, so gut wie die Wissenschaft, ist nicht vorhanden, um uns ein X für ein U zu machen, sondern um uns in unserer Erkenntnißarbeit zu unterstützen, um die Schönheit, Größe und Folgerichtigkeit der Schöpfung unserm Empfinden und Denken näher zu bringen. Wenn wir von der bildenden Kunst einen leiblichen Menschen fordern, so wollen wir nicht, daß sie uns einen Krüppel liefere, unter dem Vorwande, daß die wirklichen Sterblichen keine Apollos seien. Wir verlangen allerdings keine idealisirte Puppe, aber ein Exemplar, das uns die Kraft und Schönheit der Gattung zum Bewußtsein bringt, denn den Krüppel können wir alle Tage in der Straße sehen. Ebenso, wenn wir von der sprachlichen Kunst einen geistigen Menschen fordern, so wollen wir nicht, daß sie uns einen Tropf vorstelle, unter dem Vorwande, daß unsere Mitbürger keine Engel seien; Tröpfe liefert uns das Leben genug, und zum Studium dieser Sorte brauchen wir die Poesie nicht. Wir verlangen freilich ebensowenig einen hohlen Hampelmann der Moral; aber einen Menschen, in dessen Thun und Lassen, in dessen Tugenden und Lastern, in dessen Freuden und Schmerzen das Wesen der Menschheit, d. h. jenes Streben nach einem höheren, allgemeineren, über die Existenz des Einzelgeschöpfs hinausreichenden Ideal sich offenbart, welches das Individuum mit der Gattung verknüpft, ohne sich in der rein animalischen Form dieser Verknüpfung, in den Sorgen der Ernährung und Fortpflanzung, zu erschöpfen. Mag es nun in positiver oder negativer, in directer oder indirecter Weise geschehen, als stiller Associé wenigstens muß dieses Streben, das die Erkenntniß zum Werkzeug und die Sittlichkeit zum Endziel hat, sich geltend machen, wenn eine poetische Composition mehr sein soll als ein müssiges Spielzeug der Unterhaltung. Denn was uns an der Darstellung des Bösewichts allein interessirt und erbaut, ist eben dieser Kraftproceß, durch den das Böse sich selbst zerstört, indem es schließlich beim Gegentheil seiner Absicht anlangt und, trotz seines schlimmen Wollens, „das Gute schafft". Im Einzelnen und Kleinen tritt dieses Gesetz freilich nicht immer klar zu Tage; aber das alte Bibelwort, daß die Sünden der Väter sich strafen bis in's dritte und vierte Glied, ist nur der Ausdruck desselben im Großen und Ganzen. Es bejaht die Solidarität der Geschlechter und ist daher um so weniger ungerecht, als die Nachkommen das eigentliche Moment der Strafe, das Bewußtsein der Schuld, auf ihre Vorfahren abwälzen können. Wenn wir die Erbschaft einer vieltausendjährigen Civilisation einstreichen wollen, müssen wir auch die Culturkosten, die noch daran hängen, mit in den Kauf nehmen.

Daß z. B. der sechszehnte Ludwig büßen mußte, was der vierzehnte und fünfzehnte verbrochen hatten — obwohl auch deren Ende kein beneidenswerthes war —, ist nur eine historische Gerechtigkeit; denn es ist nicht der Mensch, den

Google

die Geschichte in ihm züchtigt, sondern der Uebermensch, der Vertreter der Dynastie. Keine bürgerliche Eigenschaft, weder die Fähigkeit, noch die Sittlichkeit, noch die Willensmeinung, kommt bei ihm in Betracht; alle Fehler und Laster, die er hätte, würden jenen Ruf der Legitimität nicht aufhalten: „Der König ist todt, es lebe der König". Als absoluter Nachfolger ist er die moralisch-persönliche Fortsetzung seiner Vorgänger. Indem er die Erbschaft antritt und auf die Rechtswohlthat des Inventars verzichtet, übernimmt er auch die monarchische Verantwortlichkeit der Erblasser; und da er nicht nur ein Mensch, sondern die Verkörperung eines Princips zu sein begehrt, muß er sich's auch gefallen lassen, wenn man dem Menschen den Kopf abschlägt, um das Princip zu widerlegen. Das humane Mitgefühl mag ihn bedauern; die historische Logik aber kann nur sagen: sein Princip hat zu viel Köpfe gekostet, um nicht mit Recht auch den seinigen.

Freilich hat eine Weltanschauung, die das Individuum auf den Egoismus seiner Unsterblichkeit stellt und mit seinem Weltbürgerthum in ein himmlisches Jenseits verweist, die Solidarität von Mensch und Menschheit, diese einzig wahre Grundlage aller Sittlichkeit, dergestalt vernichtet, daß auch die Begriffe von Lohn und Strafe sich einer richtigen Erkenntniß entziehen. Diese, so weit sie objectiv ethischer Natur sind, bestehen vielmehr darin, daß der gute, dem Entwickelungsgesetz dienende Mensch in seinem Schaffen und Wirken fortlebt, weil er für das Dauernde, das Ewige arbeitet, während der böse, das Weltgesetz des Fortschritts bekämpfende Unmensch sammt seiner Hinterlassenschaft der Vernichtung anheimfällt, weil er für Tod und Verwesung sich abmüht. Was ist — um nur an die größeren Glocken zu schlagen — aus dem Weltreiche Karl V. was aus den Glaubenssiegen Philipp II., was aus dem Sonnenkönigthum Ludwig XIV., was aus der Heldenkaiserei Napoleon I. geworden? Ist die Vernichtung von allem, was sie persönlich erstrebt und geschaffen, ist diese historische Negation ihres innersten Wesens nicht das größte Strafgericht, das die ewige Gerechtigkeit über diese Halbgötter verhängen konnte? Und wenn schon jetzt, nach kaum zweihundert Jahren, die Republik den Staub der Versailler Herrlichkeit verächtlich von den Füßen schüttelt, wie mag es erst nach einigen weiteren Jahrhunderten mit dem Ruhme dieser Herren bestellt sein? Im Gegensatz zu den Gerechten wird man von ihnen sagen können: sie folgten ihren Werken nach.

Das soll übrigens nicht heißen, daß wenigstens bei Lebzeiten das erfolgreiche Laster glücklicher mache als die verkannte Tugend; das Ende und die letzte Gemüthsverfassung der eben genannten Machtpilze würde uns hierüber eines Besseren belehren. Aber nicht immer tritt das Gericht so unmittelbar und deutlich hervor; scheint doch mancher Ungerechte in Ruhm und Glück dahin zu fahren, wenn es auch in seinem Innern vielleicht nicht ganz so rosig aussah. In seiner Vergangenheit wird der Böse nicht immer zur Rechenschaft gezogen, wenn es auch Strafe genug ist, daß das süße Bewußtsein des Rechtthuns, der Genuß der eigenen Tüchtigkeit, das genugthuende

Google

Gefühl moralischer Gesundheit ihm abgeht; aber in seiner Zukunft wird er immer getroffen. Wenn nicht an Leib und Gut, wird er doch an Seele und Geist gestraft, indem er der „Verdammniß“ des Todes anheimfällt, statt die „Seligkeit“ ewigen Lebens zu erwerben; und in diesem Sinne ist die alte Mythe, welche aus der Hölle kein Entrinnen kennt, nicht im Irrthum. Denn das ist's ja, was das Wesen des Menschen ausmacht, daß er nicht nur physisch, sondern auch moralisch das Glied einer Kette bildet und nur als solches Werth und Bedeutung hat. In dieser Eigenschaft muß ihn die Kunst denn auch auffassen, wenn sie — was ihres Amtes ist — sein Wesen darstellen will. Die Art und Weise, wie der Zufall mit irgend einem Individuum spielt, ist nur die scheinbare Wirklichkeit. Die wahre Wirklichkeit ist das Schicksal einer Persönlichkeit, wie es aus deren Stellung zum socialen Entwicklungskampfe mit Nothwendigkeit hervorgeht und dieselbe zum Typus einer Gruppe macht. Die Dichtkunst muß das, was im einzelnen Falle vielleicht der Zukunft vorbehalten blieb, wenigstens implicite in die Gegenwart hereinnehmen, um mit Hilfe dieses Abschlusses aus dem Stückwerk ein Ganzes zu machen. Verfährt sie anders, so thut sie das Gegentheil von dem, was ihr obliegt: sie erweitert willkürlich das Einzelne zum Allgemeinen, statt das Allgemeine im Einzelnen gesetzmäßig zusammenzufassen. Es ist wieder die Verwechslung von Wirklichkeit und Wahrheit, aber auf einer höheren Potenz, wo nicht nur die einzelne Figur, sondern die ganze Verkettung der Umstände, der ganze Verlauf der Entwicklung summirt und extrahirt sein will, um aus der Quintessenz der Wirklichkeit die Wahrheit zu gestalten.

X.

Nun hat Zola allerdings für dieses Gesetz historischer Aesthetik ein gewisses Verständniß, das sogar so weit geht, daß er gleich eine Kette von zwanzig Gliedern schmiedet, deren jedes einzelne wieder eine Gruppe von Ringen, d. h. ein ganzer Roman, ist. Das Band jedoch, das die Theile verknüpft, ist kein moralisches: nicht die Gruppirung um ein ethisches Problem — sondern ein physisches: die Rassenvererbung der Organisationen und Temperamente. Und obwohl Zola auf den weltgerichtlichen Abschluß, für den die Geschichte durch den Fall des Kaiserreichs bereits gesorgt hat, ausdrücklich verweist, so ist doch — namentlich bei dem oft nur äußerlichen Zusammenhang der einzelnen Episoden — die Zumuthung an den Leser, zwanzig Jahre und zwanzig Bände lang auf die sittliche Schlußfolgerung zu warten, offenbar eine ungebührliche. Wenn freilich jeder einzelne Roman seinen letzten Act poetischer Gerechtigkeit hätte, dann möchte immerhin das Ganze in dem Zusammenbruch des verrotteten Kaiserthums gipfeln; aber von solch künstlerischer, bei dem ungeheuern Umfang allerdings fast unmöglicher Anordnung ist keine Rede. Vielmehr fallen mit Ausnahme der „Eroberung von Plassans“, die abgerundeten Romane aus dem historischen Zusammenhang

Google

heraus; die darin verbleibenden aber sind mehr abgeschnitten als abgeschlossen — was nur deshalb weniger stört, weil man jedesmal froh ist, so oft vor diesem traurigen Gesindel der Vorhang wieder fällt. Wenn „große Laster, Verbrechen blutig kolossal“ der poetischen Motive keineswegs bar sind, so bleibt hingegen da, wo die Kraft verschwindet und der Wille aufhört, wo der Kampf der Elemente nur noch als ein Proceß der Fäulniß und Zersetzung sich offenbart, nicht die Spur eines ästhetischen Zwecks übrig. Denn die Verwesung, als die absolute Formzerstörung, bildet den directen Gegensatz der Schönheit, d. h. der Formgestaltung. Solches aber ist bei der großen Mehrheit der Zola'schen Helden der Fall. Was soll uns all dieses markfaule hohe und niedere Lumpenpack, das an moralischer Auszehrung, an sittlicher Blutvergiftung laborirt, daran es langsam zusammenbricht, und das zu erbärmlich ist, um uns Entsetzen, ja um uns Haß oder Mitleid einzuflößen, sondern uns einfach anwidert!

Summa Summarum kann man daher mit Recht sagen, daß bei Zola die ästhetische Intelligenz dem poetischen Talente nicht die Waage hält, und daß er, auf Abwege gerathen, einen übeln Gebrauch von seinen ungewöhnlichen Gaben macht. Die meisten seiner Romane sind, bei allem Aufwand von darstellender Geschicklichkeit und consequenter Durchführung, nicht nur schlechte Dichtwerke, sondern überhaupt schlechte Werke, weil sie, trotz der Unerschrockenheit ihres Realismus, nicht wahr sind. Jeder denkende Künstler weiß, daß er, wenn seine Darstellung den Eindruck des Richtigen machen soll, nicht alles wiedergeben darf, was die Natur ihm giebt, weil der Beschauer instinctiv die Regel zu sehen verlangt und nicht die Ausnahme, und in der Kunst das Wahre auch wahrscheinlich sein muß. So z. B. birgt der sociale Morast der Großstadt ohne Zweifel ein Häuflein solch verkommener Gesellen, wie das „Assommoir“ sie schildert; aber indem es dieselben auf der poetischen Bühne zur Schau stellt und ihnen so eine typische Bedeutung giebt, werden sie zu einem verlogenen Schmähgedicht auf den Arbeiterstand, der nicht nur in seinem Kern, sondern auch in seiner Masse weit entfernt ist, aus derartigen Hallunken zu bestehen. Ist doch ihre Nichtigkeit so groß, daß nicht einmal ihr tragischer Ausgang, d. h. die Bestrafung des Lasters, eine versöhnende, aufrichtende Wirkung zu üben vermag. Der Teufel — um ein mythisches Bild zu gebrauchen —, dem sie sich verschrieben haben, spart Donner und Blitz an ihnen, wenn auch der Gestank nicht abwesend ist: sie sind selbst ihm zu schlecht; auch kann er sich die Mühe des Holens ersparen, da sie ja von selber verfaulen. Die Macht des Guten, welche als treibendes Ferment der bösen Kraft innewohnt und sie schließlich zerstört, ist abwesend, und mit ihr das ethische Moment. Wenn man ein Buch Zolas zumacht, spürt man nichts von jenem anreizenden erhebenden Hauche echter Poesie, der uns zu allem Guten begeistert; was zurückbleibt, ist ein ästhetischer Ekel und ein moralischer Katzenjammer. Das genügt, um diese Literatur zu kennzeichnen und zu richten.

Google

Im Uebrigen hat Zola gut das ethische Entwicklungsgesetz in seinen Arbeiten mißachten, factisch ist er ihm doch verfallen: auch er ist wider Willen genöthigt, das Gute zu schaffen, indem er das Schlechte vollbringt. Ist doch der „Naturalismus", wie jeder Irrthum, auf's Eifrigste bestrebt, durch fortwährende Steigerung seines Princips seine Unvernunft an den Tag zu legen und seine Selbstvernichtung herbeizuführen. Zuerst hat die brutale Sittenlosigkeit der Zola'schen Heldensippe das sentimental lackirte Laster der Dumas'schen „Halbwelt" übertrumpft und unmöglich gemacht — nun schlägt die Schamlosigkeit Nanas auch dem eigenen Fasse den Boden aus, und der Inhalt dieser „Fosse mobile" fließt in den Rinnstein. Die Reaction des guten Geschmacks ist im Anzug. Der üble Duft feilen Menschenfleisches hat sich nachgerade dem Publikum auf die Brust gesetzt, und es schnappt nach Luft. Es fühlt sich verrathen und verkauft in dieser Schandatmosphäre, es hat Heimweh nach Ehrbarkeit. Trotz der 55,000 Exemplare „Nana", die schon vor Beendigung des Druckes beim Verleger bestellt waren, dürfte Zola auf der Höhe seines Ruhmes und am jenseitigen Abhang seines Realismus angelangt sein. Denn man darf sich von diesem trügerischen, durch die Ausschlag gebenden Kreise nichts weniger als unterstützten Erfolg der Reclame, der Neugierde und des Scandals keineswegs täuschen lassen. Und nicht umsonst tritt ein erprobter Kämpe, der zwar auch kein Heiliger, aber jedenfalls ein Schriftsteller von ästhetischer Reinlichkeit ist, und der eine feine Witterung für den Windwechsel hat — Edmond About — mit einer Erzählung auf den Kampfplatz, die den Titel führt: „Le roman d'un brave homme".

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung*).

Von

Eduard Grafen Lamezan.

— Wien. —

Indem ich es unternehme, heute hier vor Ihnen das Wort zu ergreifen, muß ich befürchten, in zweifacher Richtung einen Act der Vermessenheit zu begehen, für den ich Ihre Nachsicht nur dadurch erlangen kann, wenn ich Ihnen darlege, wie ich zu diesem Entschlusse gelangt bin. Car tout comprendre, Sie wissen es ja, c'est tout pardonner! In erster Richtung also fühle ich mein Gewissen dadurch bedrückt, daß ich, obgleich mir mein Beruf eine ganz andere minder freundliche Stätte des Wirkens anweist, hier an dieser Stelle Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, wo doch nur die Wissenschaft vom Fach das Recht hat, ihr Bestes in freundlich faßbaren Worten darzubieten. In dieser Beziehung nun verweise ich zu meiner Entlastung auf die Herrn des Comité's der „Lesehalle", die mit mächtiger Ueberredungsgabe und süßem Zwange mich zu einer Zusage vermochten, bei welcher allerdings auf Sie, verehrte Zuhörer, als die damals noch unbekannten Opfer, keine Rücksicht genommen wurde. Ich war nicht Herr meines freien Willens und daher nicht zurechnungsfähig. — Sie sehen, ich komme zur Sache.

Diese aber ist's, die den zweiten Anlaß für meine Zaghaftigkeit liefert. Der Stoff, den ich für meine heutigen Betrachtungen gewählt habe, ist ein sehr ernster, schwieriger und — wie manche Stimmen mir warnend zuriefen — ein beinahe unüberwindbarer! Wie bin ich also dazu gelangt, gerade diesen Stoff zu erwählen?

Ich will auch hier ganz offen sein. Sie wissen, meine verehrten An-

*) Vortrag, gehalten im Leseverein der „Akademischen Lesehalle" an der Universität Wien am 26. Februar 1880 vom kaiserlichen Staatsanwalte E. G. Lamezan.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wesenden, daß mein persönlicher Beruf, oder, wenn Sie lieber wollen, meine Alltagsbeschäftigung darin besteht, die Strafgewalt des Staates im Namen des Staates in einem bestimmten Umkreise desselben praktisch zu handhaben. Nun giebt es aber so Tage und Stunden im menschlichen Leben, in denen man sich selbst oft recht schwierige Fragen vorlegt und so geschah es mir, daß ich plötzlich eines Tages vor der Frage stand: Welche Berechtigung hat dieser Beruf an sich?

Es bedarf keiner speciellen Betonung, daß ich hierbei nicht die äußere oder factische Berechtigung der Stellung eines Richters oder eines öffentlichen Anklägers im Sinne hatte. Beide sind unerläßliche Uebel, so lange die Menschen den Gipfelpunkt sittlicher Vollendung noch nicht erreicht haben und beide sind durch die Gesetze eines jeden modernen Staatswesens sanctionirt. — Es handelt sich also bei jener Frage vielmehr um die ungleich schwerer zu ergründende innere Berechtigung des Amtes und der damit verbundenen Thätigkeit.

Was ist Recht und Strafrecht insbesondere und wie verhält sich der Staat dazu? Wie verhalte ich selbst als partieller Mandatar des Staates mich zu diesem Rechte? Sie begreifen gewiß, daß, sobald sich diese Frage dem einsamen Geiste präsentirt, man sich ihrer und der quälenden Zweifel, die sie in sich schließt, nicht mehr entledigen kann; daß man sie lösen muß, will man nicht in unerträglicher Skepsis zu Grunde gehen oder im gemeinen Indifferentismus versinken!

Menschliche Willensfreiheit — strafrechtliche Zurechnung: Der Stoff umfaßt ein zweifaches Gebiet; ein psychologisches oder philosophisches, und ein juristisches, beide von schwindelnder Tiefe, beide von unabsehbar weiten Grenzen. Sie dürfen darum aber nicht befürchten, daß ich beide Gebiete nach allen ihren Richtungen erschöpfen, daß ich Alles sagen will, was sich zur Sache sagen ließe; eines solchen Mißbrauches bin ich unfähig; es wird mir genügen, wenn ich den Bestand des bedeutsamen Räthsels in jenen vier Worten darlege, wenn ich den tiefgreifenden Widerstreit der Meinungen auf diesem Gebiete geistiger Forschung klar mache und wenn ich endlich den Weg der Erlösung andeute, den ich subjectiv aus diesem Irrsal gefunden zu haben glaube — nach „heißem Bemühen", wenn auch geleitet von dem erhabenen und unvergänglichen Lichte, das große Denker der Vergangenheit uns hinterlassen haben.

Es ist also ein Stück der eigenen geistigen Lebensgeschichte, mit dem ich vor Sie hintrete; allein es möge mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich der Ansicht Ausdruck gebe, daß dieser Theil einer Lebensgeschichte über den Rahmen eines persönlichen Interesses hinausgeht, weil er, um mit Locke zu sprechen, eine Angelegenheit der Menschheit im Allgemeinen berührt [1]).

[1]) Locke. Essay. IV. chap. 12 „Morality is the proper Science and Business of mankind in general".

Go gle

Von den beiden Seiten unserer Frage, die ich oben geschieden habe, ist die psychologische ihrem Gewichte nach bei weitem die vorwiegende, weil die juristische mit ihr steht und fällt. Ist die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens, sei es im allgemeinen oder im einzelnen Individuum gelöst, so bietet auch jene nach der strafrechtlichen Imputabilität sowohl im Ganzen als auch für den concreten Fall keine Schwierigkeiten mehr dar. Sehen wir also dieser Frage in ihr ernstes Auge.

Die ältere Psychologie behandelte ihr Forschungsgebiet, die menschliche Seele, nach empirisch ärztlicher Art, indem sie aus der Wahrnehmung ihrer Thätigkeiten auf den Bestand der zahllosesten speciellen Fähigkeiten zurückschloß, nach den Symptomen die ursachlichen Kräfte zu ermitteln suchte. Da nahm sich diese unfaßbare menschliche Seele wie ein complicirtes System sorgsam in einander geschachtelter Potenzen aus, von denen jede unabhängig und unbeeinflußt von der andern fungirte. Wie die Chemie bestrebt ist, die in der organischen Natur befindlichen Stoffe in ihre eigentlichen Elemente zu zerlegen und so eine Reihe von Grundstoffen ermittelt hat, die einer weitern Zerfällung nicht mehr fähig sind, — so hat die Psychologie sich bemüht, jene einst so zahlreich seelischen Functionen auf ihre Grundmomente zurückzuführen und so in einer höhern Einheit das wahre Wesen des Menschen zu entdecken.

Aristoteles theilte die psychischen Phänomene in das Vermögen zu „denken und zu begehren;“ Kant sonderte das Erkenntnißvermögen vom Lust- und Unlustgefühl und vom Begehrungsvermögen; Brentano [2]), einer der modernsten Seelenforscher stellt gleichfalls eine Dreitheilung auf, aber abweichend von Kant und seinen Vorgängern, indem er zwar nachweist, daß die eine Gruppe — Lust- und Unlustgefühl und Begehren — sich auf eine Wurzel zurückführen lassen, dafür aber die andere Gruppe — das Erkennen — in zwei Theile spaltet, so daß er hiedurch die Seelenthätigkeiten in „Vorstellungen, Urtheilen und Phänomene der Liebe und des Hasses“ oder „Gemüthsbewegung“, „Interesse oder Liebe“ unterscheidet. Er giebt selbst zu, daß diese Bezeichnungen wegen ihrer Unbestimmtheit einer Mißdeutung fähig sind und daß für die Gruppe der Gemüthsbewegungen am meisten der geeignete einheitliche Ausdruck fehlt. Er ignorirt, beinahe möchte ich annehmen absichtlich, daß andere Forscher bereits lange vorher diesen mangelnden einheitlichen Ausdruck gefunden haben. Noch in jüngster Zeit hat Dr. Jäger, der wohlbekannte Zoologe, die Seele selbst in den Lust- und Unlustdüften entdeckt, somit das Organ zur Erkenntniß der menschlichen Seele so recht eigentlich in der menschlichen Nase zu finden geglaubt.

Wenn die Kraft und das Ansehen einer Autorität mit ihrem Alter wächst, so bin ich in der glücklichen Lage, einen höchst ehrwürdigen Gewährs-

---

[2]) Dr. F. Brentano. Psychologie vom empirischen Standpunkte. Leipzig 1874, S. 256.

Google

mann für die Behauptung anzuführen, daß diese Dreitheilung sich mit vollem Rechte auf blos zwei Elemente zurückführen läßt, daß Lust- und Unlustgefühle nichts anderes als Aeußerungen der Willensthätigkeit sind. Schon der heilige Augustinus, der große Kirchenvater[3]), der nebenher auch ein großer Denker vor dem Herrn war, wenngleich er sich durch seine vorhergesteckten Endziele in der Freiheit seines Denkens eingeengt fühlen mußte, hat in seinem Werke „De civitate Dei" derselben Erkenntniß klaren Ausdruck gegeben und selbst Brentano, den ich oben angeführt habe, anerkennt[4]), daß die Erscheinungen des Willens wirklich aus anderen psychischen Phänomenen nicht abgeleitet werden können. Kant und Schopenhauer und der Philosoph des „Unbewußten", Moriz Hartmann, obgleich sonst in vielen Dingen gewiß sehr von einander abweichend, befinden sich in diesem Punkte in vollster Uebereinstimmung, so daß wir heute mit einiger Berechtigung als unbestritten annehmen können, es bestehe die seelische Seite des Menschen lediglich aus zwei Potenzen, die aber an sich nicht weiter analysirt, nicht weiter zerlegt werden können — nämlich Wille und Intellect. Auch der gemeine Sprachgebrauch im Deutschen hat diese Unterscheidung acceptirt, wir reden von „Kopf" und „Herz", „Geist" und „Gemüth", „Herz" und „Verstand" u. dgl., und sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mit dieser Antithese das ganze Wesen des Menschen umfassend erschöpft ist.

Wenn aber auch dieser Satz noch angefochten werden wollte, so ist doch soviel sicher, daß die Moral — und mit ihr das Strafgesetz — es durchaus nur mit der Einen Seite des Menschen, mit dem Willen zu thun hat. Baco von Verulam hat die Moral geradezu die Wissenschaft vom menschlichen Willen genannt[5]) und David Hume beweist in seinen Werken des ausführlichsten[6]), daß nur die Eigenschaften des Willens und des Charakters und die aus diesen entspringenden Handlungen Gegenstand des moralischen Urtheils sind und nur durch diese Triebfedern eine moralische Bedeutung erhalten. Hume, der die Trennung des menschlichen Wesens in Intellect und Wille mit ungemeiner Präcision durchführt, betont mit Recht, daß nur der Wille den Menschen zum Handeln führt und daß man noch niemals daran gedacht hat, Verstandesvorzüge etwa Tugenden, Verstandesmängel Laster zu nennen.

Ich habe behauptet, daß auch das Strafgesetz sich nur mit dem menschlichen Willen und dessen Emanationen als seinen Objecten befaßt. Der

---

[3]) De civitate Dei. XIV: „Voluntas est quippe in omnibus, imo omnes nihil aliud quam voluntates sunt; nam quid est cupiditas et laetitia nisi voluntas in eorum consensionem, quae volumus? et quid est metus atque tristitia, nisi voluntas in dissensionem ab his, quae nolumus.

[4]) Brentano. a. a. O. S. 336.

[5]) De dignitate et augmentis scientiarum lib. VII.

[6]) A Treatise of human nature. III. siehe: Die Ethik David Humes in ihrer geschichtlichen Stellung von D. G. v. Gizycki. Breslau 1878, S. 100 u. ff.

Google

Intellect und seine Thätigkeit bleiben vom Strafgesetze gänzlich unberührt. Die Staatsgrundgesetze aller modernen Staaten schließen den erhabenen Satz in sich: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei[7])", einen Satz, welchen sich der Laie in dem landläufigen Dictum: „Gedanken sind zollfrei" zurecht legt und in der That ist es ein Jedermann bekanntes Vorrecht des Staatsbürgers, nach seinem Belieben die höchste Stufe der Intelligenz zu erklimmen oder aber, wenn es ihm behagt, auf der untersten Sprosse sitzen zu bleiben und seine Intelligenz, nicht über die primitivsten Anforderungen hinaus zu entwickeln; das letztere freilich ein Recht, von dem nur allzu häufig ein greller Mißbrauch getrieben wird! — Die Zeiten, in denen der Staat mit seinen Machtmitteln wissenschaftliche Irrthümer oder religiöse Verirrungen zu verfolgen bemüht war, sind längst entschwunden. Das Strafgesetz Oesterreichs spricht es deutlich aus: „Ueber Gedanken und innere Vorhaben darf Niemand zur Verantwortung gezogen werden[8])", dasselbe Strafgesetz aber beginnt seinen § 1 mit den Worten: „Zu jedem Verbrechen wird böser Vorsatz erfordert", ein Beweis, daß die Grundlage des Strafrechts lediglich auf dem Willen des Menschen beruht. Inwiefern hiebei die sogenannten „Wortverbrechen", welche doch auch nicht viel mehr als ausgesprochene Gedanken, also Producte des Intellects, und nicht Handlungen zu sein scheinen, dennoch dem Strafgesetze unterliegen können, weil sie stets die Tendenz zum Uebergreifen in eine fremde Rechtssphäre in sich tragen, dies zu erörtern, würde mich hier zu weit ablenken.

Allein nicht nur materiell beruht das Strafrecht auf dem Willen des Menschen, auch seinem innern Wesen nach ist das Recht überhaupt durchaus nur aus dem menschlichen Willen abzuleiten.

Gestatten Sie mir, hier ein ziemlich bescheidenes Geständniß abzulegen. Der obige Satz schließt eine sehr bedeutsame Wahrheit in sich und gibt uns einen sehr gewinnreichen Einblick in das Wesen und die Genesis unseres Rechtsbegriffs — allein er ist nicht neu! Wir sind eben in tausend Dingen nur arme Epigonen, die von den geistigen Schätzen unserer Vorfahren zehren. Glücklich genug, wenn es uns gelingt, uns diese Schätze anzueignen, sie zu erhalten, und in unversehrter Reinheit unsern Nachkommen zu überliefern. Trösten wir uns also mit den Worten unseres Altmeisters Goethe, der da sagt: „Alles Gescheidte ist schon gedacht worden; es kommt nur darauf an, daß Du Dich seiner bemächtigst".

So sehen wir denn mit mehr Gemüthsruhe, daß schon J. J. Rousseau in seinem „Contrat social" zu demselben Schlusse gelangt, daß das Gesetz nichts anderes ist, als der Ausdruck des Gemeinwillens[9]), Kant definirt

[7]) Oest. Staatsgrundges. vom 21. Decbr. 1867 Rgb. 143 Art 17

[8]) Oest. St. G. vom J. 1852 § 10.

[9]) I. I. Rousseau. Du contrat social ou principes du droit politique. Chap. V. „ — — — Alors la matière, sur laquelle (le peuple) statue est générale comme la volonté qui statue. C'est cet acte que j'appelle une loi". Ed. Lepetit et Guilmard ainé. Paris 1792 pag. 93.

Google

das Recht geradezu als „den Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einzelnen mit der Willkür der Andern (im Staate) nach einem allgemeinen Gesetze vereinigt werden kann" und Köstlin[10]) freut sich über diese Errungenschaft der Forschung, die ihn selbst zu der Ueberzeugung führt, daß der verbrecherische Vorsatz nur aus der menschlichen Willkür seinen Ursprung nimmt. Robert Schellwien[11]) erklärt in seinem Buche: „Der Wille, die Lebensgrundmacht", daß der Wille allein das Recht bildet, erzeugt, erwirbt; daß alle Beziehungen des Einzelnen zur Gesammtheit im Staate durchaus nur auf der gegenseitigen Einschränkung des Einzelwillens durch den Willen der Gesammtheit, auf der Unterordnung des Einen unter den Andern beruhen.

Wir gelangen durch diese Betrachtung naturgemäß zu der weitern Erkenntniß, daß auch der Staat selbst, oder die gesellschaftliche Ordnung der Menschheit überhaupt auf derselben Basis aufgebaut ist. Auch hier kann ich mich auf Rousseau beziehen[12]), der die Entstehung des Staates auf den Abschluß eines — wenn auch vielleicht niemals thatsächlich abgeschlossenen — so doch ideell gedachten und durch ganz concludente Handlungen erfüllten Vertrages, also mehrseitiger Willensübereinstimmung zurückführt, durch welchen der Einzelne aus dem Naturzustande sich zum Zwecke der Selbsterhaltung zur Association der Kräfte und Willen entschließt und einen Theil seiner frühern schrankenlosen Freiheit opfert, um sich des Restes mit Sicherheit erfreuen zu können. Herbert Spencer formulirt dies übereinstimmend in den Sätzen[13]): „Die Interessen der Individuen müssen den Interessen der Gemeinschaft insoweit aufgeopfert werden, als dies zum Wohlergehen dieser Gemeinschaft erforderlich ist. Die Erhaltung der Gesellschaft ist das Mittel zur Erhaltung ihrer Einheiten" und Schellwien leitet hieraus das Axiom ab[14]), daß das Recht zwar des Staates, um in's Leben zu treten, nicht bedarf, weil, wo Menschen sind, auch das Recht schon in irgend einer Form besteht, daß aber wohl der Staat die höchste und adäquate Organisation des Rechtes ist, daß der Zweck der Staatsbildung die Verwirklichung des allgemeinen Willens ist und daß das, wodurch der Staat wird, der Wille; das Recht aber nichts ist, als der Ausfluß und Ausdruck des Willens.

---

10) C. R. Köstlin. Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. 1845 S. 129.

11) Robert Schellwien. Der Wille, die Lebensgrundmacht. Berlin 1879. S. 233.

12) Rousseau. a. a. O. Bd. 1. S 32: Les clauses de ce contrat sont tellement déterminées par la nature de l'acte, que la moindre modification les rendrait vaines et de nul effet; de sorte que, bien qu'elles n'aient peut-être jamais été formellement énoncées, elles sont par-tout les mêmes, par-tout tacitement admises et reconnues — — — —— "

13) Herbert Spencer. Die Thatsachen der Ethik übers. von Dr. B. Vetter. Stuttgart 1879. S. 146.

14) Schellwien a. a. O. S. 235 u. ff.

Google

Es ergiebt sich hieraus ganz von selbst die weitere Folgerung, daß auch das Unrecht, — die Differenzirung des Rechtes — im Gegensatze nichts anderes ist, als die Abweichung des Einzelwillens von dem Willen der Gesammtheit und aus diesem Widerstreite des individuellen Wollens mit dem Gemeinwollen entspringt das Unsittliche sowohl wie das im Staatsverbande strafbare. Die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Individuen, durch die ewig neuschaffende Natur stets neu geboren, wird hierdurch zur Quelle der Willensdifferenzen, also des Unrechts[15]. Diesem Gedanken hat die christliche Religion in dem Mythus von den gefallenen Engeln einen unverkennbaren Ausdruck gegeben und wir erkennen mit Bewunderung, welch tiefer Sinn darin liegt, wenn Goethe die Verkörperung des Bösen, seinen Mephisto, als den Geist bezeichnet, der stets verneint, der zwar stets das Böse will, dennoch aber hiemit nur zur Verwirklichung des Guten beizutragen vermag.

Hienach sehen wir die ganz außerordentliche Macht und Bedeutsamkeit des Willensbegriffes für die Lehre des Rechts und im Staatswesen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Forscher, welche sich mit der Ergründung des Wesens, das diesem Begriffe zu Grunde liegt, beschäftigt haben, diesem Wesen die außerordentlichsten Eigenschaften beizulegen bestrebt gewesen sind. Vor allem nimmt man für den Willen eine dem Intellecte beileibe nicht unter- sondern übergeordnete Stellung in Anspruch, indem man mit Recht betont, daß der Verstand nur die Motive prüft und abwägt, nach denen der Wille dann den Entschluß faßt; daß jener den Weg zum Ziele zeigt, dieser aber das Ziel selbst bezeichnet, wie etwa in dunkler Nacht die Laterne des Wanderers diesem wohl den Pfad erhellt, sicherlich aber nicht über die Richtung des Weges und dessen Endpunkt mitentscheidet[16].

Desgleichen ist der Wille unveränderlich, weil er aus dem Wesen des Menschen, aus seinem innersten Kern entspringt; er ist vor Allem unermüdlich und nie erschlaffend, wie sein minder qualificirter College, der Intellect, er braucht nicht erlernt zu werden[17] und er ist in jedem Menschen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, im gleichen Grade mächtig und selbständig. — Sie werden mir zugeben, daß es um diesen Willen ein ganz wundersames Ding sein muß und Sie haben das Recht, doch endlich die Frage zu stellen: „Was ist Wille? was ist der Wille?" Und da muß ich das Bekenntniß ablegen, daß, so weit ich auch umherblicken mag auf dem weiten Gebiete menschlicher Forschung, eine letzte Definition für diesen Begriff nicht zu finden ist. Augustinus erklärt: „Der Mensch ist nichts als Wille"; David Hume erklärt den Willen als eine ursprüngliche Thatsache des Bewußtseins, und

---

[15]) Rousseau a. a. O. Bd. II. S. 79 u. ff. Schellwien a. a. O. S. 255. Köstlin a. a. O. S. 57.

[16]) Jul. Frauenstädt. Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Leipzig Brockhaus 1876.

[17]) Seneca: „Velle non discitur".

Google

daher keiner Definition fähig, so wenig, wie das Licht oder die Farbe[18]), richtiger gesagt, noch viel weniger als diese, deren Natur wir viel klarer verstehen mögen. Robert Schellwien erklärt[19]), Wille und Substanz — das ist nämlich die vielfach und stets von Neuem gesuchte unbekannte Größe der Philosophie — Wille und Substanz ist dasselbe; er ist die Quelle alles Seins und Bewußtseins, er ist das, was den Impuls seiner Thätigkeit blos in sich selbst hat, in all' seinem Thun nur sich selbst bethätigt u. dgl.

Ich glaube nun aber nicht, daß uns durch diese Erklärungen, die mehr das „Wie" der Sache treffen, das Wesen selbst aber nur umschreiben und durch ein ebenso unfaßbares Wort ersetzen, der Begriff, den wir suchen, näher gerückt ist und ich kann sie daher nur ersuchen, sich die Beantwortung unserer schweren Frage aus Ihrem eigenen Innern, aus Ihrem Selbstgefühl, aus Ihrem persönlichen Bewußtsein zu entnehmen, wo ich dann darüber beruhigt bin, daß Sie fortan nicht mehr im Zweifel darüber sein werden, was der Wille ist, da Ihr Selbstbewußtsein — und je entwickelter es ist, desto mehr, selbst nur ein Ausfluß und Effect dieses Willens ist und sich selbst daher gewiß erkennen wird.

Sind wir uns nun in dieser Richtung so weit als es möglich scheint, klar geworden, so kann ich zu meinem früheren Satze zurückkehren, daß der Wille die objective Grundlage der Sittenlehre und des Strafrechts ist und zwar der ersteren im umfassenderen Sinne, da es sich bei ihr um ein actives Gutthun, um positives Wohlwollen für Andere, kurz, um das Gebot der Liebe handelt, während das Strafgesetz nur die Repression der Uebelthat, ein negatives Verhalten durch Nicht-Unrechtthun, also ein Verbot des Eingreifens in die Rechtssphäre eines anderen in sich schließt.

Auf beiden Gebieten nun ist schon zum Bestande der Ethik sowohl als des Strafrechts, noch mehr aber für die Verantwortlichkeit des Menschen, sowohl vor dem einen, wie vor dem anderen Forum die Freiheit des Willens, die unerläßlichste Prämisse. Und hiermit bin ich, zwar spät, werden Sie finden, aber dennoch zu dem Kernpunkte der Betrachtungen gelangt, denen Sie Gehör zu schenken so gütig sind.

In diesem Punkte stimmen die Ansichten aller competenten Autoritäten unbedingt mit einander überein. Fichte[20]) spricht es aus: „daß in der That auf die Lehre von der Freiheit des Willens in der Sittenlehre Alles ankömmt"; der Jurist C. R. Köstlin anerkennt denselben Grundsatz auf dem Gebiete des Strafrechts mit größter Entschiedenheit; der Naturforscher Vogt geht in seinen „Physiologischen Briefen" von derselben Voraussetzung aus; Moriz Carriere in „Die sittliche Weltordnung" erklärt[21]), daß der Begriff

[18]) Leibniz. Op. philos. ed. Erdmann p. 672. bei Gizycki a. a. O. S. 255.

[19]) Schellwien a. a. O. S. 6. u. ff.

[20]) Fichte, Ges. Werke Bd 4. S. 226.

[21]) Moritz Carriere. Die sittliche Weltordnung. Leipzig 1877. S. 103 u ff. „Aus der Thatsache des Sittengesetzes folgt die innerliche Unabhängigkeit des Willens vom Naturmechanismus; ein Gebot und Gefühl der Pflicht wäre undenkbar ohne das Vermögen der Freiheit".

Google

„gut oder böse“ nur mit der Freiheit denkbar ist, da sonst die sittliche Idee und die sittliche Welt als nichtig zusammenfällt; Krafft, Ebing in seinem „Lehrbuche der gerichtlichen Psychopathologie“ stellt an die Spitze seiner Erörterungen [22]), die gewiß dem Juristen nicht unterstützend zur Seite stehen, daß „die Grundlage des gesammten Strafrechts das Axiom der Freiheit des menschlichen Willens“ ist und, um endlich aus der Reihe der modernsten Forscher eine Autorität hervorzuholen, kann ich anführen, daß auch mein einstiger Lehrer, der sehr geehrte Professor Wahlberg, in seinen „Grundzügen der strafrechtlichen Zurechnungslehre“ [23]), einer speciell unserem Gegenstande gewidmeten Monographie, an mehrfachen Stellen uns lehrt, daß die Zurechnung durchaus nur von der Frage der Willensfreiheit abhängt, daß diese die nothwendigste Prämisse jener ist. — Hierüber also können wir uns angesichts so vieler hochachtbaren Gewährsmänner, eines jeden Zweifels entschlagen; umsomehr, als wir selbst gewiß bei einigem Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß man den Menschen für seine That nicht verantwortlich machen kann, der nicht im Zustande freien Willens, sondern unter dem Zwange irgend welcher äußeren Macht gehandelt hat.

Allein ich muß dem gegenüber ebenso bekennen, daß die Versuche, welche so manche dieser Autoritäten gemacht haben, um uns von der Freiheit des Willens zu überzeugen, mir nicht eben ganz geglückt oder doch zum mindesten sehr schwer faßbar erscheinen. Denn wenn z. B. Köstlin, nachdem er in einer Weise, die man heut zu Tage geradezu unphilosophisch nennen muß, die beiden Potenzen, Wille und Intelligenz, durcheinander gemengt, den Willen, die sich selbst bethätigende Intelligenz, dann wider das Denken ein Resultat des Willens nennt, somit die vor und nach ihm so reinlich gezogenen Grenze zwischen beiden verwischt — endlich ganz unvermittelt zu dem Resultate gelangt „Freiheit und Wille sind ein und dasselbe“ [24]), womit so viel wie gar nichts erklärt ist, so kann es uns kaum überraschen, wenn er kurz darauf seinen eigenen Freiheitsbegriff wieder zerstört, indem er bekennt: „Die reine Freiheit ist die Unfreiheit selbst“. Seine Methode, die Gegner des freien Willens aus dem materialistischen Lager zu vernichten, indem er ihre Sätze in's Lächerliche wendet, sie in ihrer „ganzen Verkehrtheit und Nacktheit“ hinstellt, wodurch angeblich jede Widerlegung überflüssig sein soll [25]) — diese Methode ist allerdings sehr einfach und siegesgewiß, aber nichts weniger als überzeugend. Le ridicule tue — im gesellschaft-

[22]) Dr. R. von Krafft-Ebing. Lehrb. der gerichtl. Psychopathologie S. 10. Abs. 2. „Die Grundlage des gesammten modernen Strafrechtes ist das Axiom der Freiheit des menschlichen Willens. Wo das Vermögen frei zu handeln aufgehoben ist, da findet keine Verbindlichkeit aus den Gesetzen statt“.

[23]) Wilh. Em. Wahlberg. Gesammelte kleinere Schriften. Wien 1875. 1 Bd. S. 4.

[24]) Köstlin a. a. O. S. 69 u. ff.

[25]) S. 87.

Google

lichen Leben eine gewaltige Wahrheit — kann auf dem Gebiete ernster Forschung nicht unbedingte Geltung beanspruchen. — Wenn weiters Schellwien in dem Bemühen, den Begriff der Freiheit zu ermitteln und zu beweisen zu dem Schlußsatze gelangt: „Das Absolute in seinem Selbst- und Fürsichsein“ — umschließe die gesuchte Freiheit[26]), so klingt das zwar sehr tief und philosophisch, nur leider hat die heutige Generation das Verständniß für diese Art Augurensprache der deutschen Philosophie schon verloren.

Wir müssen daher einen anderen Weg einschlagen, um die uns so nothwendige Ueberzeugung von der Freiheit des Willens zu retten oder erst zu gewinnen.

An diesem Punkte angelangt, muß ich gar sehr befürchten, daß viele von Ihnen meine Zweifel über die Freiheit des Willens mit einem ungläubigen Lächeln zu beantworten geneigt sein werden! Denn wer von uns hätte jemals einen gleichen Zweifel im praktischen Leben empfunden? Sind wir nicht Herren unserer Handlungen — die Frauen natürlich mit inbegriffen? Und in der That sagt schon Descartes[27]): „Wir sind uns der Freiheit, die in uns ist, derart bewußt, daß wir nichts klarer und sicherer verstehen, als das“. Schopenhauer, ein entschiedener Gegner der Willensfreiheit im gewöhnlichen Wortsinne, und Moriz Carriere, einer ihrer wärmsten und edelsten Vertheidiger, begegnen sich darin, daß wir die Freiheit mit untrüglicher Gewißheit ebenso wie unsere Verantwortlichkeit fühlen, daß dieses Freiheitsbewußtsein eine so unleugbare Erfahrungsthatsache sei, wie nur je irgend eine.

Daß aber mit dieser Gefühlsüberzeugung — an sich eine contradictio in adjecto — die Schwierigkeiten noch keineswegs beseitigt sind, wird uns alsbald offenbar, wenn wir der Sache näher auf den Grund sehen, und die Argumente der Gegenseite ernstlich in Betracht ziehen. Es ist selbstverständlich, daß wir hiebei von den Satzungen der christlichen Religion einstweilen ebenso absehen müssen, wie von allen anderen tendenziös vorgefaßten sonstigen Meinungen, da jene zum Aufbau ihrer Sittenlehre der Willensfreiheit absolut bedarf, unsere altgewohnten Vorurtheile aber uns diese Freiheit als etwas selbstverständliches und keines weiteren Beweises bedürftiges erscheinen lassen und uns daher in der nothwendigen Voraussetzungslosigkeit unserer Forschung einschränken würden.

Die Zweifel an der Freiheit des menschlichen Willens sind so alt, als die philosophische Forschung überhaupt; allein in größter Heftigkeit entwickelte sich der Kampf um dieses Princip doch erst in der modernsten Zeit und

---

26) Schellwien a. a. O. S. 210: „Vorweg sei daran erinnert, daß in dieser Untersuchung die Ausdrücke: Substanz, Wille, Ich, Geist, Freiheit alle dasselbe besagen (!), nämlich: das Absolute in seinem Selbst und Fürsichsein“.

27) Cartesius: Principia philosophiae: „Libertatis autem et indifferentiae, quae in nobis est, nos ita conscios esse, ut nihil sit, quod evidentius et perfectius comprehendamus“.

Go gle

zwar in einer Weise, welche diese Frage zu einer geradezu brennenden, und ihre Lösung zu einer höchst dringenden gestaltet.

Nachdem sich die philosophische Forschung — um nur von ihrer geschichtlichen Entwicklung in Deutschland zu sprechen — einige Generationen hindurch bis zu den äußersten Grenzen abstracter Speculation hinaufbewegt hatte, erfolgte als nothwendiger Rückschlag eine Umkehr vom Idealismus zum Realismus, und ein Herabsteigen — wenn ich es so nennen darf, zum entschiedensten Materialismus, zu welchem vor Allem die empirischen oder Naturwissenschaften den energischen Anstoß gaben. Es liegt mir fern, die Berechtigung der einen oder der anderen Forschungsmethode hier einer Kritik zu unterziehen; ich werde bloß versuchen, deren Ergebnisse soweit zu berühren, als dies mit dem Gegenstande meiner Betrachtung zusammenhängt. Um nun da sogleich in medias res zu gelangen, will ich erwähnen, wie im praktischen Rechtsleben der Widerstreit der wissenschaftlichen Meinungen actuell wurde.

Es giebt bekanntermaßen factische Einschränkungen des freien Willens, welche auch das Strafgesetz als solche anerkennt und bei denen es die Verantwortlichkeit und strafrechtliche Zurechnung des Menschen ausschließt.

Unser Strafgesetz zählt solche Willensstörungen einzeln und gewissermaßen casuistisch auf, indem es in seinem § 2 von: „der Vernunft gänzlich beraubten" Thätern, von „vorübergehender Sinnesverrückung", von der Trunkenheit und vom physischen Zwange spricht. Eine flüchtige Betrachtung dieser Hinderungsgründe der Willensfreiheit zeigt uns, daß unser Gesetz eigentlich nicht von der Annahme ausgeht, es werde die Freiheit des Willens an sich aufgehoben, ausgenommen im Falle des physischen Zwanges, sondern daß es vielmehr die Irreleitung des Willens durch eine erkrankte oder getrübte Intelligenz als Eintheilungsgrund aufstellt. Denn auch der Irrsinnige hat seinen Willen, frei, wie der Geistesgesunde[28]), allein der Wille wird irregeführt durch die Störungen seiner Vernunft. Die Nothwehr endlich gehört eigentlich gar nicht in den Kreis dieser Betrachtungen, denn in ihr bethätigt sich der Wille des Individuums erst recht in vollster Kraft zum Zwecke der Selbsterhaltung.

Das deutsche Reichsstrafgesetz hat den oft gestellten Forderungen der modernen Zeit, diese Begriffe etwas allgemeiner zu fassen und den Weg der casuistischen Formulirung zu verlassen, Rechnung getragen und erklärt in seinem § 51: „eine Handlung sei nicht strafbar, wenn sich der Thäter in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen erscheint. Aehnlich verhält sich unser österreichischer Strafgesetzentwurf, welcher im § 56 normirt: „es sei die Handlung nicht strafbar, wenn ein Zustand von Bewußtlosigkeit oder

[28]) Dr. Henry Maudsley. Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Leipzig 1875. S. 12.

Google

krankhafter Hemmung oder Störung der Geistesthätigkeit eintritt, der es dem Thäter unmöglich machte, seinen Willen frei zu bestimmen und das strafbare seiner Handlung einzusehen". — Dieser letztere Beisatz ist von unverkennbarer Bedeutsamkeit. —

Mit diesen Bestimmungen hat das positive Gesetz seine Beschäftigung mit dem unergründlichen Problem der Willensfreiheit abgeschlossen und mit Recht, denn das zur Geltung im Leben berufene Gesetz darf und kann sich nicht zum Tummelplatze abstract philosophischer Streitfragen hergeben.

Und doch ist von diesem engen, mit wenigen Worten umgrenzten Gebiete der Ausgangspunkt zu dem Kampfe abzuleiten, der zwischen den Juristen und ihren Gegnern über diesen Punkt entbrannte. Jene mußten an dem Princip der Willensfreiheit festhalten, denn für sie war es die Grundbedingung des Rechtsstaates und des Rechtes selbst und sie fanden energische Streitgenossen an den Theologen, die die Willensfreiheit als Dogma und in der Sittenlehre aufstellten, und an jenen Philosophen, die sie aus metaphysischen Gründen annahmen; allein in den Physiologen, Naturforschern und der hieraus entspringenden ärztlichen Wissenschaft erstanden ihnen allen gar heftige Widersacher. Nachdem die Physiologen es unternommen hatten, die Existenz des Geistes, der Seele, kurz alles sinnlich nicht wahrnehmbaren zu bestreiten und hiebei nachzuweisen, daß alle geistige Thätigkeit nichts als eine Function des materiellen Organismus ist, mußte man ihnen einräumen, daß das, was man dereinst „Geisteskrankheiten" nannte, auf eine Störung der Gehirn-Organe zurückzuführen und nur daraus zu erklären sei.

Allein es hatte hierbei nicht sein Bewenden. Nachdem man uns Juristen den Geist des Menschen als Träger der Intelligenz wegescamotirt hatte, den wir allenfalls noch entbehren können, weil er, wie oben gezeigt, mit dem Rechte nicht direct zu thun hat, sucht man uns nun auch den Willen des Menschen zu nehmen, ohne den wir nicht leben können. Die ausgesprochene Tendenz hiebei war, wie Dr. von Krafft-Ebing gar nicht verhehlt [29]), die Begrenzung des Gebietes der Strafrechtswissenschaft und also die Eroberung des streitigen Terrains für die Psychopathologie; ein Kampf um unsere gegenseitige Existenzberechtigung. Wie schon der Urvater der ärztlichen Wissenschaft, Hippokrates, behauptete „jedes Verbrechen sei der Act eines Irrsinnigen" [30]), so trachtet man jetzt für das Verbrechen nicht den Verbrecher, sondern alle andern Factoren eher verantwortlich zu machen; bald die Erblichkeit des Charakters, also die Eltern, wie Schopenhauer; bald die Erziehung, also die Lehrer, wie Plato [31]); bald die ganze Gesellschaft und ihre Insti-

---

[29]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 2.

[30]) H. Maudsley a. a. O. 25.

[31]) Ebenda: „Nach Plato ist der Bösewicht durch seine Erziehung und seine Organisation zum Bösewichte geworden und nicht er selbst, sondern die Eltern und Lehrer sind dafür verantwortlich".

Google

tutionen, wie unsere Socialisten. Und da man diese unfaßbaren und unwägbaren Einflüsse im einzelnen Falle nicht nachweisen konnte und da man eben so wenig im Stande ist, für den verbrecherischen Willen irgend ein specielles Leibesorgan als den erkrankten und alterirten Träger — wie das Gehirn bei dem Denkprocesse nachzuweisen, so construirte man eine wissenschaftliche, derzeit allerdings noch recht wenig wissenschaftlich begründete Hypothese, die der Willenskrankheit (moral insanity)".

Als ihr Erfinder kann der englische Psychiater Prichard bezeichnet werden; der berühmte französische Irrenarzt A. B. Morel widmete ihr ein eigenes Buch „de la folie morale" und neuestens hat Henry Maudsley das Schlagwort von der „affectiv insanity", der Krankhaftigkeit des Gefühles wieder in die Arena geschleudert. Krafft-Ebing hat sich mit diesem Problem ausführlich befaßt, allein zum Glücke geben sowohl er als Maudsley eine derartige Schilderung dieses Krankheitszustandes — denn von einer wissenschaftlichen Definition kann bei einem so unbestimmten und nicht begrenzbaren Gegenstande freilich nicht die Rede sein — daß uns die angeblichen Willenspatienten in der Praxis unendlich selten entgegentreten und dann nur in der Gestalt der sogenannten Gewohnheitsverbrecher, deren hochgradige moralische Verkommenheit doch immer noch aus ganz andern Factoren zu erklären sein wird, ohne daß es dazu der Annahme einer Erkrankung bedürfte, für die selbst eine ausreichende Erklärung mangelt.

Es wird hieraus begreiflich, daß die Lehrer der „moral insanity" bei der Ableitung der Consequenzen ihrer Theorien ziemlich zaghaft zu Werke gehen. Denn obgleich bei starrer Durchführung des zu Grunde gelegten Princips die ganze juristische Lehre von der Zurechnungsfähigkeit aufgehoben werden müßte, so behaupten Maudsley [32]) und von Krafft-Ebing [33]) doch nicht mehr, als daß sich aus dem Phänomene der Willenskrankheit eine „modificirte oder verminderte Zurechnungsfähigkeit" ergebe, daß die Frage nach dem Maße dieser Verantwortlichkeit als eine offene bezeichnet werden muß. Es ist bemerkenswerth, daß, während die frühere österr. Strafproceßordnung vom Jahre 1853 (im § 95) noch des Begriffes der „verminderten" Zurechnungsfähigkeit so nebenher Erwähnung macht, der Entwurf des zukünftigen österr. Strafgesetzes sich dieser praktisch ohnedieß ganz unanwendbaren Voraussetzung bereits gänzlich entledigt und die Gründe für diesen entschiedenen Vorgang

[32]) Maudsley a. a. O. S. 175: „Fragt man, ob denn Personen, die an moralischem Irrsinne leiden, allemal der Zurechnungsfähigkeit für ihr böses Thun enthoben sein sollen, so muß ich freilich Bedenken tragen, eine bejahende Antwort für alle Fälle ohne Unterschied zu geben. Moralische Zurechnungsfähigkeit im vollen Sinne darf sicherlich nicht bei ihnen zugelassen werden; ihre Zurechnungsfähigkeit reicht aber nur soweit, als sie sich vor Strafe fürchten".

[33]) Krafft-Ebing S. 162: „Die Frage nach der rechtlichen Verantwortlichkeit solcher degenerativer Individuen muß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Strafgesetzgebungen als eine offene bezeichnet werden".

Google

in den Regierungsmotiven in sehr lichtvoller und überzeugender Weise darlegt[34]).

Zwar haben sich auch eminente Juristen theilweise auf den Standpunkt dieser neuen Schule gestellt und Professor Wahlberg hat den sensationellen Fall des Muttermörders Hackler — der nebenbei gesagt, das schönste und vollendetste Gehirn hatte und so alle Theorien zu Schanden machte — zum Anlaß einer speciellen Betrachtung erwählt;[35]) allein auch er mußte schließlich anerkennen, daß diese Prämissen zuletzt nothwendig zu der gänzlichen Straflosigkeit aller Verbrechen führen müssen. Krafft-Ebing freilich weiß einen andern Ausweg, wonach man alle „Willenskranken" als im hohen Grade gemeingefährliche „Unglückliche" auf ihre ganze Lebensdauer hinter Schloß und Riegel setzen[36]) und auf Staatskosten verpflegen müsse; allein mit dieser Consequenz dürfte sich weder irgend ein Jurist, noch aber der Verbrecher selbst einverstanden erklären.

Von dieser Seite also drohen uns praktischen Juristen wohl keine besonders heftigen Gefahren. Schon darum, weil die Frage der Willensfreiheit auf diesem Gebiete gar nicht gelöst, ja eigentlich gar nicht berührt, sondern nur auf empirischem Wege vergewaltigt werden will.

Es ist keinem Zeifel unterworfen, daß, wenn wir einmal zum Wollen gelangt sind, wir auch die Freiheit besitzen, zu thun, was wir wollen, unsere Entschlüsse auszuführen. „Wenn wir daher", sagt schon Hobbes, „unter Freiheit die Fähigkeit oder Kraft verstehen, nicht zum Wollen, sondern zu thun, was gewollt wird, dann müssen wir diese Freiheit allerdings anerkennen"[37]). Und diese Freiheit ist es auch, deren wir uns so sehr bewußt sind, wenn wir uns rühmen: „Ich kann ja doch thun, was ich will!" auf dieses unleugbare Gefühl stützen die Vertreter der Theorie des freien Willens ihre Argumente. Allein nicht um diese Freiheit des Handelns bewegt sich

---

[34]) Regierungsvorlage. Allgemeine Bemerkungen zu dem am 7. Novbr. 1874 im Abgeordnetenhause des Reichsrathes eingebrachten Entwurfe eines Strafgesetzes. Wien 1875. S. 49 u. 50: „Eine Bestimmung über verminderte Zurechnungsfähigkeit hat der Entwurf nicht aufgenommen. Es kann zugegeben werden, obwohl die Wissenschaft darüber streitet, daß es Geisteszustände gibt, welche zwischen voller Willensfreiheit und absoluter Unfreiheit in der Mitte liegen. — — — Wenn dieselben aber nicht so weit gehen, daß sie die Zurechnungsfähigkeit aufheben, so werden sie lediglich auf dem Gebiete der Strafzumessung Berücksichtigung finden — — — " u. s. w.

[35]) Wahlberg a. a. O. „Criminalpsychologische Bemerkungen über den moralischen Irrsinn". S. 216.

[36]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 163. „Solche Entartete haben kein Recht und keine Fähigkeit, in der bürgerlichen Gesellschaft zu existiren; sie sind in hohem Grade gemeingefährlich, sie sind es auf Lebensdauer, denn gegenüber ihrer organischen Störung erweist sich die ärztliche Kunst machtlos. Man halte sie hinter Schloß und Riegel auf Lebenszeit, aber man brandmarke sie nicht als Verbrecher; sie sind Unglückliche, die Mitleid verdienen".

[37]) J. C. Fischer. „Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze". Leipzig 1871. S 157.

Google

unsere Frage, denn aus ihr erweist sich nur, daß unser Körper unserem Willen gehorsam ist. Ist aber der Wille selbst frei? steht hinter ihm, der Ursache der Handlung, nicht wieder eine neue, zwingende Ursache? Können wir wollen, was und wie wir wollen?

Schon Leonardo da Vinci, der gottbegnadete Künstler, läßt diesen Gedanken in einem Sonett durchklingen, das uns Riemer deutsch überliefert hat:

„Das ist für uns das Lust- und Leidenvolle,
Zu wissen ob, ob nicht wir wollen können —“ [38])

und in der That, wie entrinnen wir mit unserer Willensfreiheit dem allgemeinen Gesetze der Causalität, das unerbittlich alle irdische Dinge beherrscht?

Geburt — der Anfangspunkt des menschlichen Lebens, ein ebenso unfreiwilliger und unerwünschter Act wie dessen Ende, der Tod —, sie beide bilden den eisernen Rahmen, die wahre ἀνάγκη der alten Griechen, in den der Mensch ohne Widerstand eingezwängt ist. Und das Leben zwischen ihnen beiden, sollte das ganz frei, dem Zwange vollständig entrückt sein? „Nach ewigen, ehernen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden“, sagte der gedankentiefste unserer Dichter!

Daß das gesammte sichtbare Weltall von solchen unabänderlichen Gesetzen beherrscht wird, ihnen ohne die Möglichkeit eines Widerstandes unterworfen ist, können wir nicht bestreiten. Gilt dies für den Makrokosmos, wie sollte der Mikrokosmos, die innere Welt des Menschen, von diesen Gesetzen befreit sein? Das Gesetz der Causalität läßt sich in die einfachen Worte einkleiden: „Alles, was geschieht, geschieht aus einer bestimmten Ursache. Jede Wirkung muß auf eine bestimmte Ursache zurückzuführen sein. Jede bestimmte Ursache hat unter gegebenen Umständen ihre bestimmte Wirkung und stets dieselbe“. Soll nun der Mensch mit seinen Willensacten diesem Gesetze nicht unterstehen? Wie sollte man eine solche Anomalie in der einheitlichen Natur begründen?

Um uns nur überhaupt diesen Fragen näher zu bringen, müssen wir uns die weitere Frage vorlegen: „woraus entstehen die Handlungen oder richtiger vor ihnen schon die Willensentschließungen des Menschen?“ Sicherlich nur aus zwei Factoren: einem subjectiven, im Wesen des Menschen, in ihm selbst gelegenen, — und einem äußern, objectiven, nämlich den an den Menschen ohne sein Zuthun herantretenden Umständen, die sich ihm in der

---

[38]) Guhl. Künstlerbriefe. Das ganze wenig bekannt gewordene Sonett lautet: „Kannst wie Du willst Du nicht, wie Du kannst, so wolle — weil Wollen thöricht ist, wo fehlt das Können; — demnach verständig ist nur der zu nennen — der wo er nicht kann auch nicht sagt, er wolle. — Das ist für uns das Lust- und Leidenvolle — zu wissen ob, ob nicht wir wollen können — drum kann nur der, der nimmer trennen — sein Wollen mag vom Wissen, was er solle. — Nicht immer ist zu sollen, was wir können; — oft däuchte süß, was sich in bitter kehrte — wie ich beweint, besaß ich, was ich wollte. — Drum mög, o Leser, meinen Rath erkennen, — willst Du der Gute sein, der Andern werthe — woll immerdar nur können das Gesollte“.

Google

Gestalt von Motiven darstellen. Diese prüft er mit dem Maßstabe der Intelligenz; den stärkern gibt er den Vorzug vor den schwächern, den stärksten folgt er. Auf ihr Zustandekommen, ihre Beschaffenheit, ihre Intensität, ja auch auf den Zeitpunkt, wann und die Gruppirung, in der sie ihm begegnen, hat der Mensch allerdings keinerlei Einfluß, sonst müßte er das Weltall und alle seine Nebenmenschen in seiner vollen Gewalt haben. Denn aus der steten Umwälzung dieser Elemente, aus dem unerschöpflichen Wirbeltanze dieser zwei Potenzen entstehen die Motive in ihrer mannigfaltigsten Formation nur nach dem Gesetze der Causalität. — Liegt aber dieser Theil der Entstehung seiner Entschlüsse außerhalb der Willenssphäre des Menschen, so bleibt nur sein eigenes Wesen, der zweite Factor, als mit verursachende Kraft, auf den er seinen Willen bestimmend wirken lassen kann.

Aber, so sagen die Gegner der Freiheit, ist denn der Mensch sein eigener Schöpfer? Hat er bei seiner eigenen Entstehung, bei seiner organischen Gestaltung, hat er auch nur bei seiner Erziehung, der Entwicklung seines Charakters selbstthätig mitgewirkt, wollend und bewußt?

Wir können nicht umhin, die verneinende Antwort, die uns da zu Theil wird, vorläufig zu acceptiren und uns demüthig zu unterwerfen, wenn man uns sagt: „Wie jede Wirkung in der unbelebten Natur ein nothwendiges Product der allgemeinen Naturkraft und der hervorrufenden Ursache ist, so ist auch die Handlung ein Product des Charakters einerseits und des Motivs andererseits. Sind diese beiden gegeben, so muß die Handlung erfolgen und wären diese beiden Factoren uns erkennbar und bekannt, so ließe sich auch jede Handlung vorausberechnen [39])" wie etwa die Aberrationen einer Planetenbahn aus dem Gesetze der Schwere:

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
„So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln [40])".

Hält man uns nun vollends die lange Reihe von Autoritäten entgegen, die alle sich in der Negation der Willensfreiheit vereinen, von Luther, der aus der Bibel die Annahme der Freiheit als eine Ketzerei darthut und uns auf die Lehre von der göttlichen Gnade verweist, von Augustinus, dem der Sündenfall Adams als Markstein für den Beginn der Unfreiheit gilt, bis zu Hobbes, Spinoza, David Hume, Priestley, Kant, Schopenhauer, Feuerbach und Moleschott — so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn man uns schließlich sagt: „Die Frage nach der menschlichen Willensfreiheit ist der Probirstein, an welchem sich tief denkende Geister von den oberflächlichen unterscheiden, da die letztern mit dem großen Haufen (der Thoren nämlich) dem Phantom der Willensfreiheit anhängen [41]) —" oder: „Die vollkommene und strenge Nothwendigkeit der Willensacte, bei eintretenden Motiven, ist so deutlich bewiesen und außer Zweifel gestellt, daß sie den vollkommen demon-

[39]) Jul. Frauenstädt a. a. O. S. 232.
[40]) Schillers Wallenstein.
[41]) Arthur Schopenhauer. „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens" S. 59.

Google

strirten Wahrheiten beizuzählen ist, daher nur Unwissenheit und Rohheit von Freiheit des Menschen in seinen einzelnen Handlungen sprechen kann [42]).

Wie Sie sehen, verehrte Anwesende, ist die Energie derjenigen, die die Freiheit des Willens aus der Welt schaffen wollen, eine sehr bedeutende und da gehört denn, aufrichtig gesagt, eine ziemliche Gabe von moralischem Muth dazu, sich dennoch, Rettung suchend, nach einem letzten Strohhalm umzusehen, mit dem man sich auf das feste Land der Erlösung retten möge, froh des wieder gewonnenen sittlichen Lebens, auf die Gefahr hin, auch zu der misera plebs der Thoren geworfen zu werden.

Vorher aber gestatten Sie mir noch, in Kürze eines weitern Einwurfs zu gedenken, der gegen die Möglichkeit der Willensfreiheit von Seite einer Wissenschaft oder vielmehr mittelst derselben erhoben wurde, von der man sich am wenigsten eines Eingreifens in das abstracte Gebiet der Philosophie hätte versehen sollen.

Es ist dies die Statistik, eine Disciplin, die an sich und ursprünglich nur aus einer Anhäufung von Ziffern und Ermittlung gewisser Proportionalverhältnisse besteht und den Namen einer Wissenschaft erst gewinnt, wenn sie aus diesen, der Erfahrung entnommenen Ziffern Folgerungen, Rückschlüsse auf die Ursachen der Erscheinungen und Rathschläge abzuleiten beginnt. Sie umfaßt alle im Menschenleben vorkommenden Ereignisse, Geburt und Tod, Heirathen und Verbrechen, Krankheiten und Unglücksfälle und liefert den Nachweis, daß allen diesen Dingen, die man sonst so gerne als zufällige zu bezeichnen pflegt, ein gewisses Gesetz der stetigen Wiederkehr, eine stabile Ziffer der Häufigkeit ihres Eintretens zu Grunde liegt. Und da z. B. bei wachsenden Getreidepreisen die Zahl der Heirathen abnimmt, jene der Verbrechen aber vielleicht wächst, so folgert die Statistik hieraus, der Entschluß, den Ehebund einzugehen, hänge eben so wenig von dem freien Willen des Einzelnen ab, wie der Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen. In beiden Fällen handle der Betreffende unter dem, ihm freilich unbewußten, aber darum nicht minder zwingenden Einflusse eines allgemeinen Gesetzes.

Quetelet, der belgische Statistiker, hat diese Anschauungen in ein vollständiges System gebracht [43]) und in der That erscheinen dieselben auf den ersten Anblick so bestechend, daß alle mit der Frage der Willensfreiheit beschäftigten Forscher von ihnen Notiz zu nehmen bemüssigt sind. Allein zu voller Anerkennung vermochten sie es weder bei den Juristen, noch bei den Psychiatern oder sonstwo zu bringen. Krafft-Ebing [44]) wie Friedrich Körner [45])

---

[42]) Derselbe. „Ueber das Fundament der Moral“ S. 174.

[43]) Quetelet. „Du système social et des lois qui le régissent“. Paris 1848.

[44]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 18.

[45]) Friedrich Körner: Instinct und freier Wille. Beiträge zur Thier- und Menschenpsychologie“. Leipzig 1875. S. 85.

Google

Moriz Carriere[46]), wie Wahlberg[47]) lehnen sich in gleicher Weise gegen den Zwang auf, den die Statistik auf die Freiheit der Forschung auszuüben versucht, indem sie ihr das Gesetz der Ziffer octroirt. Sie betonen mit Recht, daß die Statistik nur Durchschnitts- oder Mittelzahlen bietet, somit an sich nicht objective Wahrheiten, sondern relative Combinationen, Approximativa, die also ein wirkliches Gesetz gewiß nicht zu begründen vermögen. Die Schwankungen zwischen den Maximal- und den Minimalzahlen, aus denen die abstracte Mittelzahl der statistischen Tabelle hervorgeht, sind eben der Ausdruck der Aenderungen, die sich in dem Thun der Menschen aus deren Entschließungen ergeben. Es ist einleuchtend, daß die Statistiker eben die Wirkung für die Ursache setzen und aus den wandelbaren Phänomenen, in denen sich diese Ursachen äußern, ein Gesetz ableiten wollen, das dem Wesen der Dinge zwingend auferlegt werden soll. Aber nicht die Ziffern beherrschen den Menschen; der Mensch beherrscht die Ziffer, indem er sie durch sein Thun und Lassen selbst schafft.

Sie sehen aber aus dem Gesagten, mit welch reichem Arsenale von Waffen das Princip der Willensfreiheit von seinen Gegnern angefochten wird. Ja in den jüngsten Tagen erst wurde es von Seite eines sehr hochachtbaren Gelehrten geradezu schon vollends zu den Todten geworfen! In einem Vortrage, welchen Herr Dr. Jul. Ofner in der „Juristischen Gesellschaft" hielt[48]), spricht derselbe die Ansicht aus, daß die Erfahrung lehrt, es sei unser Gefühl, als ob wir in unseren Handlungen die Freiheit der Wahl hätten, nur ein scheinbares und gelangt zu der Behauptung: „mit dem Dogma des freien Willens fiel auch die Schranke für die erfahrungsmäßige Forschung auf socialem Gebiete".

Ohne hier in eine specielle Polemik einzugehen, kann ich doch sagen, daß es wohl nicht die Erfahrung ist, die uns das Gefühl der Wahlfreiheit als eine Täuschung erscheinen läßt, sondern vielmehr ganz und gar nur die Theorie, die Doctrin, die uns trotz unseres Widerstrebens das sehr entschiedene eigene Gefühl als ein trügerisches demonstriren will.

Und vor wenigen Tagen, als es bekannt wurde, daß ich es unternehme, über Willensfreiheit und Zurechnung einige Aperçus zu bieten, wurde mir von sehr werth befreundeter Seite ein Feuilleton[49]) zugesendet, das ich, als es erschienen war, übersehen hatte. Da freut sich der Verfasser — es ist ein in ganz Europa wohlbekannter Arzt — daß wir jetzt endlich den wissenschaftlichen Nachweis dafür besitzen, daß dieses Gefühl ein fälschliches sei, und daß Descartes mit dem Satze, den ich oben citirt habe, überwunden ist.

---

[46]) Moriz Carriere a. a. O. S. 206.

[47]) Wahlberg. a. a. O. S. 287.

[48]) In den „juristischen Blättern" No. 2 vom J. 1880. Vortrag am 30 December 1879.

[49]) In der „Deutschen Zeitung" vom 27. October 1879: Die Zurechnungsfähigkeit im Lichte der „objectiven Psychologie" von J. Mundy.

Google

Ob dieser Standpunkt mit der ethischen und strafrechtlichen Verantwortlichkeit des Menschen vereinbar ist, darüber scheinen sich diese beiden Denker nicht weiter zu beunruhigen. Dr. J. Ofner läßt sich dadurch nicht abhalten, weitere Forschungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft anzustellen, obgleich er, wie ich glaube, dadurch dem Recht den größten Theil seiner Basis entzogen hat, und Dr. Mundy — denn er ist's, den ich früher erwähnte — sagt lediglich: „Die Consequenz dieser Anschauungen schließt die juristische Verantwortlichkeit des Menschen nicht aus. Die Gesellschaft muß sich vor ihren Feinden schützen, den Verbrecher sequestriren, bisweilen selbst vernichten. — — — weil sociale Postulate höher stehen, als die Rücksicht für das Individuum". Es scheint mir, daß er hiebei außer Acht läßt, daß man hierdurch das Strafbefugniß des Staates lediglich nur mehr als eine Machtfrage gelten läßt und die sociale Ordnung durchaus nur auf das Princip der Nothwehr stellt. Abgesehen davon, daß Macht und Recht, wenn auch vielleicht in der realen Welt zuweilen, so doch gewiß vor dem Forum der Wissenschaft keineswegs gleichbedeutend sind, hätte dies auch noch die mißliche Folge, daß der Staat nur so lange das Recht hätte, zu strafen, als er eben auch die Macht dazu besäße, und daß daher mit jeder Wandlung der Machtverhältnisse auch das Recht ein total anderes werden müßte.

Sie ersehen aus meinem Hinweise auf ein Zeitungsfeuilleton, daß man nun schon daran geht, die subtilsten Lehren der Philosophie der großen Masse „unter dem Striche" geläufig zu machen. Sicherlich ist dagegen nichts einzuwenden, denn die Wissenschaft soll Gemeingut Aller werden; allein ich erinnere mich hierbei eines Gedankens, den Herbert Spencer in der Vorrede zu einem seiner Werke[50]) in sehr glücklicher Weise zum Ausdrucke bringt. Heutzutage, sagt er, wo die sittlichen Gebote der positiven Religionen allmählig immer mehr an ihrer früheren Autorität verlieren, ist es mehr als je dringend geboten, die „Moral zu säcularisiren", das heißt, sie auf einer anderen allgemeineren Grundlage neu aufzubauen und jedermann zugänglich zu machen, ohne daß es hierzu eines religiösen Impulses bedürfte. Daß diesem gewiß berechtigten Wunsche nicht Genüge geschieht, indem man die Unfreiheit des Willens auf der Straße predigt, ist wohl zweifellos. Denn daß diese Lehre in ihren Consequenzen eine für das sittliche Leben, für das Wesen des Rechtes und somit des Staates höchst gefährliche ist; daß mit ihr, sobald sie uns in ihre Fesseln schlägt, Moral und Recht hinfällig wird und die sociale Ordnung, die nur auf der Basis der Freiheit des Willens beruhen kann, in ihr Nichts, ins Chaos zurückversinken muß, ist wohl einleuchtend. Allein eben so sicher ist, daß mit dem Vorwurf der Gefährlichkeit allein diese Lehre sicherlich nicht überwunden und beseitigt wäre, denn mit Polizeiverordnungen — das leugne ich nicht — kann man der Wissenschaft nicht an den Leib rücken! Wäre die Lehre noch so gefährlich — wäre sie dabei

[50]) Herbert Spencer a. a. O. S. IV. der Vorrede.

Google

wahr und unwiderleglich, wir müßten sie als aufrichtige Forscher, denen die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, das höchste Ziel ist, in Demuth annehmen und unser Haupt unter das caudinische Joch des Geständnisses beugen, daß wir Sclaven sind!

Aber — und man möge mich nicht für unbescheiden halten, wenn ich es mit Zuversicht ausrufe — es giebt einen Ausweg, der uns durch die Erkenntniß zur Freiheit führt! Hierbei wird uns gewiß zur Befriedigung dienen, wenn wir sehen, daß wir nicht allein diesen Ausweg gefunden haben, daß wir nicht allein zu diesem erhabenen Ziele wandeln, sondern daß uns so mancher große Geist mit der Leuchte seiner Gedanken als Führer voranschreitet

Ich will hier nicht alle jene Forscher ins Treffen führen, die zwar die Freiheit des Willens behaupten, aber aus ihrem Gesichtspunkte nicht überzeugend darzuthun vermochten, noch jene, denen bei ihren moralphilosophischen Erörterungen ein Zweifel an dieser Freiheit überhaupt gar nicht hindernd in den Weg tritt, wie etwa J. Baumann[51]), sondern ich betone, daß selbst jene Männer, die man als die heftigsten Gegner der Willensfreiheit anzusehen pflegt, schließlich aus ihren eigenen Prämissen zu dem Resultate gelangen, es sei die Freiheit mit der Nothwendigkeit allerdings vereinbar, es bestehe also die Freiheit und mit ihr die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen.

Kant und Schopenhauer statuiren diese Freiheit in einer höheren Kategorie der Gedanken, die sie in einer niedrigeren so energisch bekämpfen und sie haben Recht. Nur ist die Art ihrer Deduction eine solche und die Begriffe, mit denen sie hantiren, sind so transcendentale, daß man nicht jedem „kindlichen Gemüthe“ das Verständniß für das zumuthen darf, was da „der Verstand der Verständigen“ ermittelt hat. Seit langen Jahrhunderten ist das unermüdliche Streben der Philosophie aller Nationen darauf gerichtet, die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und Erscheinungen ihres äußern Scheines zu entkleiden und hinter demjenigen, was uns unsere Sinne als das Wie der Dinge, als Farbe, Form, Dauer und Wechsel zeigen, auch das Was derselben zu ergründen, ihr inneres Wesen, ihr eigentliches Sein, ihre Substanz.

Von den platonischen „Ideen“ bis zu den geheimnißvollen „Müttern“ im Faust und zu dem „absoluten Ich“ Fichtes haben sich die Forscher mit dieser für uns, an die Sinne gebundene Menschen höchst schwierigen Aufgabe bemüht und selbst der große Kant, zu dessen Höhe wir nur staunend emporblicken, mußte zuletzt dieses stets gesuchte „Ding an sich“ als eine ewig unbekannte Größe, als das X der unlösbaren Gleichung erkennen.

Allein seit ihm hat die deutsche Philosophie noch einen Schritt nach vorwärts gerade in dieser Richtung gemacht und, wie mir scheint, einen nicht ganz unbedeutsamen gerade für unsere heutigen Zwecke.

Ich gestehe, daß es heutzutage etwas beinahe mißliches hat, sich auf den Urheber dieses Fortschrittes zu berufen. Denn der einsame Denker von

---

[51]) D. J. J. Baumann. Handbuch der Moral. Leipzig 1879.

Google

Frankfurt, den ich meine, lebte sein langes Leben kaum beachtet in seinem engen Kreise. Dann gab es Jahre, wo man die weiten Strecken der deutschen wissenschaftlichen Production vergebens durchforschen konnte, ohne seinem Namen, wenn auch recht oft unter fremder Flagge seinen Gedanken zu begegnen. Und als endlich nach seinem Tode sein Name in das Getriebe des Marktes hineintönte, schossen die Gegner wie Pilze aus der Erde und selbst solche, die im Wesen der Sache die Berechtigung seines Systems anerkennen mußten, suchten ihn mit dem vielgebrauchten Vorwurfe des „Pessimismus" abzuthun [52]), seine Anschauungen als die „Philosophie der Verzweiflung" zu brandmarken [53]).

Es ist nun heute gewiß nicht meine Aufgabe, eine Lanze für Arthur Schopenhauer einzulegen, der wenige zwar, aber sicher bessere Kämpen als mich gefunden hat, sondern ich greife aus seinem reichen Gedankenschatze nur den Einen Grundgedanken heraus, auf dem sein ganzes System aufgebaut ist. Aber auch diesen will ich gewiß weder mir noch Ihnen auf Treu und Glauben auferlegen — das jurare in verba war mir stets verhaßt, sondern wir werden, wenn wir diesen Grundgedanken vorangestellt haben, die Rechnungsprobe machen und zu erforschen suchen, ob er sich mit unsern anderweitigen Grundsätzen, Ansichten, ja auch Gefühlen vereinigen läßt, ob er sich in den Rahmen der ethischen Wissenschaft einfügt oder nicht. Und dabei werden wir sehen, daß zahlreiche, um nicht zu sagen alle Forscher vor und nach Schopenhauer demselben Gedanken, wenn auch oft nur nebenher Ausdruck gegeben haben, ja, daß ein großer Theil der Menschheit ihn ohne Weiteres, wenn auch in der symbolischen Hülle des Glaubens anerkennt.

Schopenhauer also meint, als das gesuchte Ding an sich, als das Wesen der Dinge und Erscheinungen, als ihr Sein und ihre Substanz den „Willen zum Leben" oder den Willen schlechtweg zu erkennen. Dieser Wille zum Leben wohnt aber nicht etwa blos dem Menschen allein und jedem Menschen als der innerste, nicht weiter definirbare Kern seines Wesens inne, sondern nicht minder dem Thiere, wie allen, wenn auch nicht bewußten Dingen in der Natur. Ja die Welt in ihrer Totalität beruht auf diesem Urding, sie ist aus ihm oder durch ihn entstanden und lebt mit ihm, so lange sie leben *will*.

Wollen wir uns diesen allumfassenden Gedanken zu eigen machen, so müssen wir allerdings dem Worte „Wille", das wir täglich zu handhaben pflegen, einen höheren, intensiveren Sinn zu Grunde legen, als wir dies bisher gewohnt waren, aber dem Wesen, dem innern Begriffe nach ändert sich das Wort keineswegs; was wir als Wille in uns empfinden und kennen, ist zugleich der Qualität nach identisch mit dem, was wir zum Unterschied den „Allwillen" nennen wollen: der individuelle Wille ist der Potenz nach ein Theil des Allwillens.

---

52) D. G. v. Gizycki s. v. Anm. 6. S. 208 Anmerkung.
53) Wahlberg a. a. O. S. 15.

Google

Ich habe gesagt, daß dieser Gedanke im Allgemeinen weder neu noch vereinzelt ausgesprochen sei. Schon Spinoza sagt: „Das Streben sich zu erhalten ist das Wesen eines jeden Dings"; Schelling sagt: „Die Quelle des Bewußtseins ist das Wollen. Es giebt in der letzten Instanz kein anderes Sein als Wollen. Wollen ist Ursein und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben, Grundlosigkeit, Ewigkeit und Selbstbejahung". Augustinus, wie bereits erwähnt: „Der Mensch ist nichs als Wille". Robert Schellwien: „Wille und Substanz ist dasselbe [54];" Köstlin: „Die Natur ist die Schöpfung des Willens". u. s. w. [55])

Halten wir diesen Gedanken fest, daß der Wille im allgemeineren Sinne das Wesen der Dinge ist, so haben wir auch für unsere heutige Forschung ein Beträchtliches gewonnen. Denn wir haben oben zugeben müssen, daß unser Thun und Lassen von zwei Factoren abhängt, denen es nach dem unabweislichen Zwange der Causalität folgen muß, und haben als diese zwei einerseits das Wesen, den Charakter der Menschen, andererseits die von außen in Gestalt sachlicher Motive an ihn herantretenden Umstände erkannt. Da es nun zweifellos ist, daß wir diese äußeren, unserm Willen entrückten Umstände nicht beherrschen, nicht nach unserem Belieben ändern können, so bleibt uns, wollen wir uns die Freiheit retten, nur der zweite Factor übrig. Als diesen zweiten Factor aber haben wir jetzt den Willen erkannt, der das Wesen des Menschen wie des Alls ausmacht. Und in diesem Willen liegt auch in der That die Freiheit selbst. Denn Freiheit ist nicht anderes als Ursachlosigkeit, Lostrennung aus der großen Kette der Causalität, Ausscheidung aus dem Gebiete, wo dieses Gesetz herrscht und unserer Freiheit Fesseln schlägt.

Kant sagt uns: „Es muß der Wille gedacht werden als gänzlich unabhängig von dem Naturgesetz der Erscheinungen, nämlich dem Gesetz der Causalität; eine solche Unabhängigkeit aber heißt Freiheit im strengsten Verstande, im Gegensatze zur bloßen Freiheit der Wahl, die schon nur eine halbe Freiheit ist, weil sie durch die Beschränkung der angebotenen Objecte gebunden ist [56])".

Der Wille selbst liegt außerhalb des Gesetzes der Motivation; jeder einzelne Willensact hat ein Motiv als Ursache, der Wille überhaupt aber keines [57]); er ist frei, weil er selbst das grundlose ursprüngliche Wesen der Dinge ist, der unabhängige, selbständige, unerschaffene, wirkliche und letzte Urheber der That, deren Freiheit beurtheilt werden soll [58]).

So verstehen wir Köstlin, wenn er, etwas unvermittelt und schwer faßbar den Satz ausspricht: „Freiheit und Wille sind eins und dasselbe" [59])

---

[54]) Schellwien a. a. O. S. 6.

[55]) Köstlin a. a. O. S. 54.

[56]) Kant. „Kritik der praktischen Vernunft" I. Hptst. S. 116. ff.

[57]) A. Schopenhauer. „Die Welt als Wille und Vorstellung". I. S. 127 194. II. 407.

[58]) Die Aseïtät des Willens.

[59]) Köstlin a. a. O. S. 69 u. ff.

Google

und meint: „Das Absolute wird zum Geist, das Ich wird Wille und hiedurch der Causalität entrückt, negirt es die Freiheit nicht mehr[60])", wir verstehen auch Kant selbst, wenn er uns lehrt: „Die Freiheit liegt nicht im Handeln, sondern im Sein", in der Essenz und wir begreifen, wie Schopenhauer es als das größte und unsterblichste Verdienst seines Vorgängers hervorhebt, durch diese Erkenntniß das Zusammenbestehen der Freiheit und der Nothwendigkeit nachgewiesen zu haben[61]). Nur unter dieser Voraussetzung erscheint der Mensch und mit ihm die ganze lebende Welt, soweit sie der sittlichen Idee zu ihrem Bestande bedarf, von der Sclavenkette befreit, die man ihm unwiderruflich angeschmiedet zu haben glaubt. Und nur aus dieser Prämisse läßt sich eine freie Uebereinstimmung mit den höchsten Anforderungen des Sittengesetzes selbst ableiten und darthun, daß die Gebote, die sich hieraus ergeben, mit den Geboten der Moral, mit unseren eigenen unmittelbaren Gefühlen, mit der Geschichte der Menschheit im Einklange stehen.

Sind wir zu der Erkenntniß gelangt, daß das innerste Wesen des einzelnen Menschen eins und identisch ist mit dem innersten Wesen aller Menschen überhaupt, ja mit dem, dem ganzen Weltall zu Grunde liegenden Wesen selbst, so haben wir erst eigentlich den Boden errungen, auf welchem die Principien der modernen Humanität, der heute herrschenden Weltanschauung aufgebaut sind.

Die antike Ethik, wie die Philosophie der besten Griechen und Römer und das ganze Alterthum in allen seinen Einrichtungen beruht auf jenem realen und kräftigen Egoismus, dem das Wohl des Individuums als das höchste Ziel galt; ja selbst das alte Testament und der Dekalog Mosis stand auf demselben Standpunkte. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlergehe und Du lange lebest auf Erden". Der Gedanke der Nächstenliebe war ihnen allen fremd, weil ihnen die Erkenntniß der Identität aller lebenden Wesen mangelte. „Erst die christliche Moral brachte den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechtes und die Erkenntniß der tiefen ethischen Bedeutung der diese Einheit schaffenden und erhaltenden Grundpotenz in der menschlichen Natur zur Herrschaft, der freien uneigennützigen Menschenliebe, die sich bethätigt in dem Wirken für Anderer Wohl. Der moralische Schwerpunkt liegt nunmehr nicht mehr im Individuum, sondern im Ganzen der einigen Menschheit. Das Wesen der Tugend ist ihre glückschaffende Kraft, aber nicht nur für die Tugendhaften selbst und zunächst, sondern für alle Andern[62])". Baco von Verulam, dem man allerdings nur in seinen Worten, nicht aber in seinen Thaten folgen darf, hat in der Ethik zuerst jene bedeutsame Wendung vom Egoismus zum Alterismus — der ungewohnte Ausdruck ist nicht meine linguistische Erfindung — wissenschaftlich begründet[63]). Aus diesem Gesichtspunkte

---

[60]) Derselbe S. 98.
[61]) Schopenhauer „Ueber das Fundament u. s. w. S. 174.
[62]) G. v. Gizycki a. a. O. S. 253.
[63]) Derselbe S. 209.

Google

werden uns auch die oft so streitigen Begriffe von „Gut und Böse“ klar. Gut ist, was, auf die Hervorbringung und Vermehrung des Glückes, der Wohlfahrt der andern abzielt, — böse was einen Abbruch an diesem Glücke bezweckt. So hat Leibnitz aus dem Satze der christlichen Moral „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ die Betrachtung abgeleitet, daß der wahre Standpunkt zur Beurtheilung einer Handlung nicht der eigene, sondern der des Nebenmenschen (la place d'autrui) ist[64]. „Was der Mensch andern thut, thut er sich selbst, weil er Eines Wesens mit ihnen ist; den Zweck des Ganzen zum eigenen machen[65] — oder nach Hegel: „sein Sein in einem andern haben“ ist Tugend. Hume hat als die tiefste Basis der Moral das Princip der Sympathie erkannt, und wir können nicht leugnen, daß jede That, die aus egoistischen Motiven zum eignen Wohl oder Weh unternommen wird, auf moralische Werthschätzung keinen Anspruch haben wird. Der wahrhaft gute Mensch erkennt, daß zwischen ihm und jedem andern ein Unterschied nicht besteht, da für das innerste Wesen der Dinge eine Trennung durch Raum und Zeit und durch Individualisirung, die ja insgesammt Attribute der bloßen Erscheinungsformen sind, nicht gedacht werden kann; ja er wird in dem außer ihm lebenden nicht ein anderes, sondern nur sich selbst noch einmal erblicken. Das „Tat twam asi“ der alten indischen Upanischaden!

Haben wir uns aber von diesem Gedanken der All-Einheit des Wesens aller Dinge ganz durchdringen lassen, so haben wir nur noch Einen Schritt zur vollen Erkenntniß unserer eigenen sittlichen Freiheit zu thun. Das Gesetz, dem wir gehorchen sollen, wird uns dann nicht mehr als ein lästiger, von außen auferlegter Zwang erscheinen, sondern als der wahre Ausdruck unseres eigenen Wesens, durch dessen Erfüllung wir nur unsere eigene Bestimmung vollenden. „In dem Gesetze, das der Wille sich selber giebt, fühlt er sich nicht an ein fremdes, sondern an das der eigenen Natur Gemäße gebunden. Sobald der besondere, nämlich der persönliche Wille sich selbst versteht, erkennt er sich als Glied eines Ganzen, das sein eigener Lebensquell ist, so daß er nur dem eigenen Wesen dient, wenn er mit dem eigenen Streben die sittliche Weltordnung verwirklichen hilft“[66]. Denselben Gedanken drückt auch J. J. Rousseau aus, indem er sagt: „Blos der eigenen Begierde folgen, ist Sclaverei; dem Gesetze gehorchen, das man sich selbst gegeben, ist Freiheit“ oder an anderer Stelle: „Den Gesetzen unterworfen, ist man frei, da sie ja nichts anderes sind, als die Formeln unseres Willens“[67].

---

64 „Le véritable sens de la régle est, que la place d'autrui est le vrai point de vue pour juger équitablement, lorsqu'on s'y met“.

65) Moriz Carriere a. a. O. S. 159.

66) Derselbe S. 219.

67) J. J. Rousseau a. a. O. Bd. 1. S. 47: „— — — car l'impulsion du seul appetit est esclavage, et l'obéissance à la loi, qu'on s'est préscrite, est liberté“. S. 95: „on voit, qu'il ne faut plus demander, comment on est libre et soumis aux lois, puisqu'elles ne sont que les régistres de nos volontés“.

Google

So sehen wir denn, daß der Zwang, der durch irgend welches Gesetz auf den Willen des Menschen ausgeübt scheint, nichts ist als ein Zwang, den der Wille selbst vermöge seines eigenen Wesens auf sich ausübt; daß er sich selbst gehorcht, indem er dem Gesetze Folge leistet, das aus ihm allein seinen Ursprung ableitet und wir werden begreifen, wie Köstlin in seinen tiefsinnig angelegten Betrachtungen zu dem allerdings erfreulichen Resultate gelangt: „Aus dem zur absoluten Freiheit durchgedrungenen Willen kann ein Verbrechen (oder ein Unrecht) nicht hervorgehen, weil dieser Wille die durch die Freiheit vermittelte Identität der substantiellen Allgemeinheit mit der Besonderheit ist —" weil also der persönliche Wille, sobald er sich mit dem Allwillen in Widerspruch setzt, d. h. ein Unrecht begeht sein eigenes Wesen negirt, sich selbst aufhebt [68]) — —

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß der unermüdlich forschende Menschengeist, an dieser Grenze seiner ethischen Betrachtungen angelangt, seine Neugierde auch noch weiter erstreckt und auch dasjenige erkennen will, was hinter diesen Grenzen wirklich als das All-Eine, als das Wesen aller Wesen verborgen ist, daß er also über die Welt der Erscheinung hinaus in's Metaphysische greift.

Jacob Böhme, der große Mystiker des 16. Jahrhunderts, Schuhmacher und Philosoph dazu, hat als das „ewige Wollen und als das ewige Sehen" (Intellect) Gott, den innewohnenden Grund und das wahre Wesen aller Dinge bestimmt [69]) und auf dem gleichen Wege sind viele Denker und unter ihnen der gemüthstiefe Moritz Carriere an dem gleichen Ziele angelangt.

Wie man aber immer dies ewige Geheimniß immer nennen mag, ob „Weltseele — Weltgeist" — ob das All-Eine, das Absolute, das Sein an sich, oder Nirwana das Nichts — der Streit der Wissenschaft muß hier ein Ende nehmen, weil das Wissen selbst ein Ende hat!

Ueber allen Zwiespalt der Meinungen und den fruchtlosen Streit aber erheben sich in künstlerischer Harmonie versöhnend die unvergänglichen Dichterworte, mit denen Gretchens kindliche Bedenken beschwichtigt werden sollen:

„Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist —
Nenn' es dann, wie Du willst:
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! — Gefühl ist Alles!
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth!"

---

68) Köstlin a. a. O. S. 129.

69) Jacobus Boehme: Von der Geburt oder Bezeichnung aller Wesen. Ges. Schriften von Schiebler. Leipzig 1831.

Google

Ueber altgriechische Musik.

Von

Carl Lang.

— Offenburg. —

Die enge Zusammengehörigkeit von „schön" und „gut", jenen Idealen, welche der Mensch nimmer „missen kann, wenn er sich nicht seiner aristokratischen, ja königlichen Stellung in der irdischen Natur" begeben will, haben die Griechen unter allen Culturvölkern am lebhaftesten empfunden und in dem bekannten Schlagworte καλοκἀγαθία „Schön- und Gutheit" sprachlich fixirt. Aber schon die Reihenfolge, in welcher die beiden Begriffe in diesem Worte an einander geschmolzen sind, bezeichnet das „Schöne" als das Vorwiegende. Und so war es in der That. Daher hat bei ihnen einerseits die Moral sich an die Kunst angelehnt und ihr manchen Tribut bezahlt, andererseits die hervorragende Stellung der Kunst selbstverständlich eine zum Höchsten strebende Pflege derselben zur Folge gehabt. Von diesem gesteigerten Cultus des Schönen bei den Griechen können wir, soweit er sich in Poesie und in den bildenden Künsten bethätigte, uns selbst annähernd überzeugen: die Bewunderung, welche die Alten ihrem Homer und Sophokles zollten, hat der Abendländer, dem es vergönnt ist, in die überlieferten Werke der antiken Klassiker sich zu vertiefen, an der eigenen Begeisterung ermessen; die staunende Verehrung, welche die Alten für die Denkmäler eines Phidias und Praxiteles empfanden — wir haben sie längst aus den erhaltenen Resten hellenischer Architektonik und Plastik nachgefühlt und lernen sie noch intensiver grade jetzt nachfühlen, wo unser aller Augen nach dem ästhetisch-nationalen Mittelpunkt des Hellenenthums, nach Olympia, sich richten. Nicht so günstig steht es für uns in dieser Beziehung mit einem Zweige der antiken Kunst, über dessen wunderbare Wirkungen namentlich ethischer Art die Alten voll des Lobes und so entzückt sind, daß sie seinen Ursprung auf die Götter zurückführen zu müssen glauben: es ist die Musik, die

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

geheimnißvollste und unmittelbarste aller Künste, die „Kunst des Unaussprechlichen", die Kunst, welche das Innerlichste des Menschen, die unsichtbare, „gewaltige Dynamik" von Lust und Schmerz nachahmt und berührt. Aus erhaltenen Musikwerken der klassischen Zeit den Enthusiasmus der alten Griechen für die Tonkunst zu begreifen, ist uns versagt. Zwar besitzen wir drei Hymnen sowie einige Solfeggien aus dem 2. und 3. Jahrhundert nach Christus; jene wie diese sind für einzelne Punkte der Theorie von großem Werthe — aber die an und für sich nicht unbedeutenden Lieder eines Mesomedes und Dionysius vermögen uns kein Trinklied oder Liebeslied eines Anakreon, keine Schlachtmusik eines Tyrtäus, keine Oper eines Aeschylus vor die Ohren zu zaubern, und die herrliche Melodie, welche uns zu einem ganz kleinen Stücke einer Ode Pindars nur mittelbar überliefert ist, sie kann uns, ihre Aechtheit vorausgesetzt, in die erhabene, würdevolle Einfachheit altklassischer Composition nur einen ganz beschränkten Einblick gewähren. Dagegen haben wir aus antiker Zeit eine Anzahl theoretischer Werke, wenn auch zum Theil in fragmentarischer Form, unter welchen die Harmonik und die Rhythmik des Aristoxenus, jenes hochbewunderten, mit wenig Worten wie kein anderer immer viel sagenden Aristotelikers, ferner Plutarchs Schrift über die archaische und klassische Periode der griechischen Musik und des Alypius Tractat über die griechischen Noten in erster Reihe stehen. Diese, sowie viele einschlägige Notizen in anderen Schriftwerken des Alterthums haben Gelehrte von musikalischer Bildung gerade in den letzten Decennien emsig ausgebeutet, die erhaltenen Reste und zum Theil auch die mit altgriechischen Melodien zusammenhängenden liturgischen Gesänge der katholischen Kirche haben sie mit sorgfältigstem Fleiße verglichen und so das Wesen der altgriechischen Musik in vielen wichtigen Punkten in's Klare gestellt. Können wir aber an der Hand dieser theoretischen Einsicht den tieferen Gehalt des Musikalisch-Schönen nach Begriffen griechischer Aesthetik nur ahnen, so befriedigt diese Einsicht jedenfalls einigermaßen unser Streben nach dem Ganzen, unseren Trieb nach Einheit, insofern als wir in der griechischen Musik nicht blos im Allgemeinen die Grundsteine der abendländischen, sondern auch im Einzelnen manchen interessanten Zusammenhang oder wenigstens manche überraschende Aehnlichkeit mit späterer Tonkunst entdecken. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte es nicht unangemessen sein, einige der wichtigsten Errungenschaften der — wenn ich so sagen darf — musikalischen Philologie weiteren Kreisen bekannt zu geben.

Der geneigte Leser erinnert sich an die pädagogische Provinz in Goethes Wanderjahren; Wilhelm hört beim Eintritt in dieses Gebiet von ferne Knaben singen und erfährt von seinem Begleiter Folgendes über die Bedeutung der Musik in dem pädagogischen Idealstaat: „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja, selbst was wir überliefern von

Google

Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt". Diese Stelle ruft sich uns in's Gedächtniß, wenn wir an einer Elementarschule vorüberwandelnd von den Kleinen etwa das Einmaleins oder sonst ein Schulpensum in Gesangsform vortragen hören; diese Stelle ruft sich uns aber auch in's Gedächtniß, wenn wir bei Aristoteles lesen, daß man, bevor man die Schrift kannte, die Gesetze sang, um sie nicht zu vergessen. Leihen wir dem eben berührten Unterrichtsconcert in unserer Elementarschule ein aufmerksames Ohr, so werden wir uns bald davon überzeugen, daß die jungen Recitativsänger sich in dem engen Kreise einer Quarte oder Quinte bewegen. Ganz ähnlich wird der von Aristoteles erwähnte Gesetzesgesang gewesen sein. Wenigstens beschränkte sich in der ältesten Zeit alle und jegliche Musik auf die vier Töne eines Quartintervalls, und zwar hielten sie in Bezug auf Wechsel von Ganz- und Halbtonintervallen die Ordnung ein, daß der tiefste Ton und sein Nachbar ein Halbtonintervall, die übrigen aber Ganztonintervalle bildeten. Nachdem diese vier Töne auf der Kithara fixirt waren, hieß ihre Zusammenstellung die „Viersaitenzusammenstellung", das „Tetrachordsystem". Auf den vier Tönen dieses Systems (z. B. efga, oder abcd ꝛc.) beruhte das zu Ehren des delphischen Apollo von den Dorern vor ihrer Eroberung des Peloponnes gesungene und von der Kithara, der Erfindung des genannten Gottes, unison begleitete Festlied; auf denselben vier Tönen beruht auch die Melodie, mit welcher unsere Kinder das Reigenspiel begleiten:

Elen auf der Wiesen (z. B. gggage)
Sieben Jahre schießen (gggage)
Acht Jahre rumbilibum (ggaggge)
Fräulein Mina dreh' sich um (gggafff)
Fräulein Mina hat sich dreht (gggagge)
Hat der Katz den Schwanz abdreht (gggafff).

Das dorische Festlied schloß sicher mit dem tiefsten der vier Töne (z. B. e). Aehnliche engrahmige Motive werden auch von unseren Componisten nicht verschmäht; wen hätte nicht z. B. der Hauptsatz aus Schuberts „Nebensonnen" entzückt?

„Drei Sonnen sah ich am Himmel steh'n,
Hab' lang' und fest sie angeschaut".

So darf es nicht befremden, daß bei den Griechen zu einer Zeit, wo man bereits über einen größeren Tonumfang verfügte, unter den verschiedenen stehenden Weisen, wie solche von Terpander im 7. Jahrhundert v. Chr. festgestellt worden waren, es immerhin auch noch einen νόμος τετραοίδιος gab, eine Weise, welche sich wenigstens im Gesange auf vier Töne beschränkte.

Der eben genannte Terpander kann als der eigentliche Begründer der griechischen Musik gelten. Er schuf das Siebensaitensystem in der Form efgah-d'e'. Daneben benutzte er ein Siebensaitensystem in der Form efgabc'd'; letzteres bestand aus zwei Tetrachorden, deren Mittelton zugleich

Google

Schluß des ersten (efga) und Anfangston des zweiten (abc'd') ist; eine Combination, welche Terpander vielleicht schon vorfand. Pythagoras war es dann, der durch Einfügung des Tones c' in das terpandrische Siebensaiten-System (efgah-d'e') das Achtsaitensystem herstellte. Doch auch diese Octave wurde nur als eine Zusammensetzung zweier getrennter Tetrachorde (efga-hc'd'e') angesehen im Gegensatz zu den zwei verknüpften des bei Terpander soeben erwähnten, neben dem Achtsaitensystem weiter existirenden Siebensaitensystems (efgabc'd'); auf diesem Gegensatz beruht ein von einem Anonymus des 3. Jahrhunderts v. Chr. überliefertes altes Solfeggio:

efga | ea | agfe | ae || fgab | fb | bagf | bf | gahc' | gc' | c'hag | c'g || 2c.

In der Entwickelung der pythagoreischen Octave zu dem ausgedehnten Tonumfange von zwei Octaven und einer Quinte, wie ihn die Theorie im 4. Jahrhundert v. Chr. in Betracht zog, sind die zwei ersten Stationen die wichtigsten: der Ansatz eines verknüpften Tetrachords nach unten (Hcdefgahc'd'e') und die Hinzufügung des nach griechischer Stimmung unter gewöhnlichen Verhältnissen tiefsten singbaren Tones A, welcher als außerhalb der Tetrachorde stehend προςλαμβανόμενος „der hinzugenommene" hieß. Im Laufe des Mittelalters wurde von den ihre Stimme nach der Tiefe probirenden Mönchen zeitweise an dem Ehrenstuhle des genannten tiefsten singbaren Tones gerüttelt, bis im 16. Jahrhundert — es soll durch Giuseppe Lazarino geschehen sein — als der tiefste von Einzelnen singbare Ton nach der damaligen Stimmung C erschien (solche Stimmen „energischer" Tiefe sollen die Kirchenchöre im Berliner Dom und in St. Petersburg besitzen); jetzt wurde die von diesem Ausgangspunkt sich ergebende Scala, wie bei den Griechen die auf A gebaute, als Normaltonleiter angenommen, auf alle zwölf Töne der Octave übertragen und ihr jeweils eine Scala entgegengesetzt, welche sich von ihr nur durch die kleine Terz unterschied: so entstand unser Dur und Moll; die weiteren Formen unseres Moll beruhen auf der harmonischen Führung. — Doch kehren wir zu Pythagoras zurück. Pythagoras war es auch, welcher durch Verschiebung eines Stegs unter einer aufgespannten Saite und darangeknüpfte Berechnung die arithmetischen Verhältnisse der Tonintervalle entdeckte. Wenn auch mehrere seiner Intervallzahlen mit den natürlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen, so war es doch für den Musiker und Mathematiker Pythagoras ein glücklicher Fund, die ganze diatonische Scala quantitativ zu verkörpern; ein doppelt großer Fund aber war dies für den Philosophen Pythagoras, den eine geniale Intuition in Folge der genannten Entdeckung den gewaltigen Gedanken fassen ließ, daß auch in anderen Gebieten des Kosmos die Zahl herrsche, ein Gedanke, dessen Wahrheit die moderne Wissenschaft durch ihre staunenswerthen Resultate in Chemie und Physik völlig gerechtfertigt hat. Das Alterthum freilich begnügte sich, jenen akustischen Zahlen eine absolute Bedeutung zuzuschreiben und sie der übrigen Welt in phantastischer Weise zu Grunde zu legen. Aristoxenus aber, der große Schüler des größeren Aristoteles, trat, wie schon sein Lehrer gethan, gegen den pythagoräischen

Google

Zahlendespotismus auf: nicht durch Berechnung, sondern durch das Gehör will er den Unterschied der Töne bestimmt wissen. Von da bekämpften sich Pythagoräer und Mathematiker einerseits und Musiker andererseits oder, deutlicher gesagt, Rechenmusiker einerseits und Gehörmusiker andererseits auf das Lebhafteste in musiktheoretischen Fragen, und der Kampf dauert noch heute fort. Interessant ist, daß Aristoxenus die Octave in zwölf Halbtöne theilte, also die gleichschwebende Temperatur unserer Klaviere anerkannte. Daß diese Stimmung praktisch im Wesentlichen schon vor Aristoxenus bestand, beweist die Thatsache, daß sogar in der Notenschrift in gewissen Fällen dasselbe Zeichen z. B. für ges und fis gebraucht wurde. —

Im engsten Zusammenhange mit der Lehre von den Intervallen steht die von den Consonanzen und Dissonanzen. Aus diesem Gebiete sei hier nur soviel gesagt, daß die Griechen, wenn sie die Terz auch aus gewissen, sehr triftigen Gründen zu den Dissonanzen rechneten, sie gleichwohl nicht viel weniger angenehm als wir und jedenfalls angenehmer als die Mönche des 10. und 11. Jahrhunderts empfanden. Ich müßte zu weit ausholen, wenn ich hier an jene uralte, in den Trümmern von Ninive gefundene und im Museum der asiatischen Gesellschaft zu London aufbewahrte Pfeife aus Thon anknüpfen wollte, welche auf die drei Töne c e g eingerichtet ist; ich bemerke nur: Ptolemäus (170 n. Chr.) nennt ausdrücklich die Terzen die sanftesten der Dissonanzen; in den erhaltenen Resten sind die Terz- und Sextintervalle nicht vermieden und namentlich die Terzen sehr zahlreich, auch Dreiklangsfolgen einzeln angewandt; Gaudentius aber, ein Musikschriftsteller des 4. Jahrhunderts nach Christus, der übrigens fast nur aus älteren Quellen schöpft, bezeichnet mit dem Namen παράφωνοι φθόγγοι (deutsch etwa „unvollkommene Consonanzen") zwei Intervalle: die große Terz und die übermäßige Quart. Betreffs der letzteren erinnern wir daran, daß auch die moderne Harmonielehre sie im großen Sextenaccord (dfh) als unvollkommene Consonanz behandelt. So mag auch Gaudentius an der berührten Stelle an harmonische Verwendung der beiden Intervalle gedacht haben.

Ja, hatten denn die Griechen harmonische Verwendung für ihre Consonanzen? Nicht blos für die Consonanzen, sondern auch für ausgesprochene Dissonanzen; die viel ventilirte Frage, ob die Griechen auch mehrstimmige, nicht blos einstimmige Musik hatten, ich beantworte sie mit einem entschiedenen Ja und sehe keine dichterische Freiheit in den bekannten Schiller'schen Versen:

> Aber aus den gold'nen Saiten
> Lockt Apoll die Harmonie
> Und das holde Maß der Zeiten
> Und die Macht der Melodie.

Doch treten wir der Frage näher. Daß unser mehrstimmiger Satz einem Kunstprincip, nämlich dem der Einheit, widerspricht, läßt sich nicht leugnen. Und es wäre ganz und gar verfehlt, wenn man all die Wunder

Google

musikalischen Effects, von denen die griechische Mythe und Geschichte erzählt, als Beweis für die Vielstimmigkeit der griechischen Musik anführen wollte. Ein Araber, dem ein Franzose die Marseillaise auf dem Piano vorspielte, faßte die linke Hand des Spielers mit den Worten: „Nein, erst jene Melodie, dann kannst Du diese andere auch spielen". Und doch, wer hätte nicht schon von dem wunderbaren Eindrucke gehört, den die Araber, Inder rc. noch heute von ihrer unisonen Musik empfangen? Auch für unsere Componisten ist die Unisonität oft das Ei des Columbus. „Es giebt gewisse in singender Urkraft gedachte Melodien, insbesondere Volksmelodien, welche durch Harmonisirung nicht nur nicht gewinnen, sondern entschieden getrübt werden und an Kraft und Eindringlichkeit einbüßen". Ambros („Geschichte der Musik") fügt diesen seinen Worten als Beleg zwei böhmische Volkslieder bei; wir bleiben in unserem Lande und fragen: was würde aus dem herrlichen Chorliede „König Wilhelm saß ganz heiter" (nach der Melodie von „Prinz Eugen" gesungen), wenn man die Naturgewalt des Textes nach zwei, drei, vier Richtungen zersplitterte? Ja, wenn im 16. Jahrhundert der berühmte römische Sänger und Componist Giulio Caccini, ein Förderer der Arie und einer der Erfinder der heutigen Recitativform, den Contrapunkt als laceramento d. i. Zerfleischung der Poesie verdammte, so darf dieses Verdict nicht so kurzer Hand, wie geschehen ist, mit dem etwas frivolen Bedeuten auf die Seite geschoben werden, der Mann sei eben ein schlechter Contrapunktist gewesen. Vergegenwärtigen wir uns andererseits den Effect durch die Detailbildung in den Künsten der Hellenen, dem in gleicher Feinheit nachzudenken und nachzufühlen uns nimmer möglich wird, „der die unvergleichlichste Sinnesschärfe des Naturmenschen mit dem überlegensten Kunstsinn des fertigen Culturmenschen verband", der, wenn er in sonstiger Bildung auf noch so tiefer Stufe stand, von dem das Theatergeld ihm in die Hand drückenden Staate rasch dazu erzogen war, „jedes Detoniren, den mißtönenden Anschlag eines Kitharisten, den unreinen Ansatz eines Flötenspielers, das kleinste Verfehlen des richtigen Einfallens der Instrumente auszuhören und auszutrommeln": vergegenwärtigen wir uns das Alles, so fängt die Frage der Vielstimmigkeit bei den Griechen an uns verdrießlich zu werden. Gleichwohl müssen wir auf Grund einer Reihe von unzweideutig sprechenden Stellen die Polyphonie bei den Griechen zulassen, jedoch nicht für den Gesang. Wenn Baß- und Alt- oder Tenor- und Sopranstimmen in demselben Chore zusammenwirkten, wurde selbstverständlich nicht wirklich unison, sondern in Octaven gesungen, was übrigens im Eindruck einem Unisono gleichkommt. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß die Chöre in den Dramen von Baßstimmen, die ja zu allen Zeiten leicht zu beschaffen waren, ausgeführt wurden und sich in geringerem Umfange bewegten, als die Sologesänge (Monodien). Insbesondere stehen folgende Thatsachen fest: 1) Die in ihren Anfängen bis ins 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr. zurückgehende Polyphonie herrschte nicht blos zwischen Gesang und Begleitung, sondern auch zwischen zwei Instrumenten oder auf einem

Google

Instrument; Ptolemäus verwarf ausdrücklich das Monochord, auf welchem, wie wir bei Pythagoras sahen, mittels verschiedener Stellung eines beweglichen Stegs verschiedene Töne nacheinander erzeugt wurden, aus dem Grunde, weil es das Zusammenspiel zweier Hände nicht gestatte. 2) Die Begleitung lag — jedenfalls bei den Flöten und wohl auch meist bei der Kithara — über der Melodie; dazu bietet sich aus mittelalterlicher und noch späterer Zeit mehr als eine Analogie; wir erinnern nur an Ludwig XIV. Liebling Lully, in dessen Opern, so oft ein Baß singt, die Begleitung höher als die Singstimme liegt. 3) Die Begleitung brauchte, gerade wie bei uns, der Singstimme nicht in Noten von gleicher Dauer zu folgen; auf diese Freiheit der Bewegung in der Instrumentation scheint sich eine Notiz bei Plutarch in erster Reihe zu beziehen, wonach in der klassischen Periode rhythmische Mannigfaltigkeit in großem Ansehen stand und in Beziehung auf den Verein des Gesanges mit der begleitenden Instrumentalmusik ein größerer Formenreichthum stattfand. 4) Der Schlußton der Begleitung mußte mit dem Melodieton übereinstimmen oder die Octave dazu bilden. Daß bei so gestalteter Begleitung ein Volk, welches in der Baukunst das absolut Senkrechte und absolut Wagerechte mit feinem Beobachtungssinne mied, die Dissonanzen verschmäht haben sollte, ist schon an und für sich nicht glaublich. Nun wird aber bei Plutarch gelegentlich der Besprechung eines besonderen gottesdienstlichen Gesangs die Secunde ausdrücklich als begleitfähig bezeichnet. Nach alledem dürfte es jedenfalls verzeihlich sein, wenn man bei der Stelle in Aristophanes' Fröschen, wo Euripides in der Unterwelt die Musik des Aeschylus wiederholt mit φλαττοθραττοφλαττοθρατ verspottet, nur an die Begleitung denkt.

Aber, wird der Leser nach dem Gesagten fragen, ging denn die griechische Musik nicht über die Zweistimmigkeit hinaus? Westphal, ein hochbegabter Arbeiter auf dem Felde der musikalischen Philologie, glaubt an reichere Polyphonie: doch sein Glaube beruht auf Hypothesen und, wenn irgendwo, so ist hier das treffende Wort des berühmten Altmeisters der klassischen Philologie Gottfried Hermann am Platze: Est etiam aliqua ars nesciendi. Zwar waren die Flöten — oder besser gesagt die Oboen, bezw. Clarinetten, denn diese Instrumente, nicht unsere Flöten, stehen nach Gestalt und Tonhöhe den griechischen αὐλοί am nächsten — um 450 v. Chr. schon so vervollkommnet, daß man aus drei verschiedenen Tonarten in einer Octave spielen konnte, also verschiedene chromatische Intervalle zur Verfügung standen. Auch hatte das Saiteninstrument Simikion 35 Saiten, worunter gewiß viele der Chromatik angehörten. Ferner gestattete die von Ktesibios 120 v. Chr. erfundene, mit Tastatur versehene Wasserorgel eine complicirtere Polyphonie; denn sie enthielt — wenigstens im 2. Jahrhundert nach Christus — 3 Octaven mit allen Tönen (auch den Halbtönen) unseres Klaviers, ausgenommen As, cis und cis' (auch bei uns fehlen an älteren Orgeln einzelne Halbtöne). Ja, man vereinigte viele — bis zu 600 — Rohr- und Saiteninstrumente in

Google

der alexandrinischen Zeit zu Masseneffecten, eine Verirrung des Geschmacks, welche Wieland so herrlich in seinen Abderiten verspottet. Aber aus allem dem läßt sich für die wirkliche reichere Polyphonie kein Schluß ziehen. Da wir eben das Gebiet der Instrumente gestreift haben, so möge hier noch Folgendes erwähnt werden: die Kithara, das griechische Nationalinstrument, war in der klassischen Zeit eines Pindar und Aeschylus nur achtsaitig; alle griechischen Saiteninstrumente sind ihrem Klange nach unserer Harfe am meisten zu vergleichen; bei Wechselungen, wie sie in der nachklassischen Zeit die einzelnen Theile einer Composition in Bezug auf Tonart mit sich brachten, konnten sie rasch umgestimmt werden, vielleicht durch einen Mechanismus wie bei unserer Pedalharfe (wenigstens von einem Stimmschlüssel ist die Rede); das Saiteninstrument Magadis hatte die Eigenthümlichkeit, daß seine Wirkung dem gemeinschaftlichen Gesange von Männern und Kindern glich, d. h. daß man auf demselben in fortschreitenden Octaven spielte; wem fielen hier nicht jene Flügel des 16. und 17. Jahrhunderts ein, auf welchen mit je einer Taste zwei Saiten angeschlagen wurden, von denen die eine die Octave der anderen ertönen ließ? Metallsaiten und Streichbogen kannten die Alten nicht, vielleicht aber die Flageolettöne (ἔναυλος κιθάρισις); die Saiteninstrumente wurden theils mit einem unserem Citherschlagring verwandten, federartig scharf zugespitzten Stäbchen, Plectrum genannt, theils mit den bloßen Fingern gespielt; endlich: die Griechen hatten, wenngleich in anderer Art, auch ihren Paganini: der von Pindar verherrlichte Flötenspieler Midas aus Agrigent verlor einst in einem Concerte sein Mundstück, führte aber dennoch mit ausgezeichneter Bravour sein Spiel zu Ende; der Beifall, welcher ihm zu Theil wurde, war ein ähnlicher wie in jenen Tagen, wo der genannte große Violinvirtuose neuerer Zeit auf der bloßen G-Saite sein Spiel bis in die oberen Octaven hinein durchführte. Doch nach dieser Digression zurück zur Polyphonie. „Diese scheint bei den Griechen in Folge des etwas spröden, aller Sentimentalität fernen und einfacher Würde zustrebenden Idealismus des hellenischen Geistes auf der ersten Stufe ihrer Entfaltung stehen geblieben zu sein und näherte sich offenbar der Begleitungsmanier der Lautenschläger des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts . . . . . Als die heidnische Cultur sank, gerieth die Polyphonie gänzlich in Vergessenheit, so daß sie später — gegen das zehnten Jahrhundert — sozusagen — neu erfunden werden mußte". (Gevaërt [sprich Géwert], histoire et théorie de la musique de l'antiquité, Gand. 1875).

Die Gevaërt'sche nach den im Vorstehenden mitgetheilten Resultaten entworfene Instrumentation des Hymnus „an die Sonne", eines der Lieder aus nachchristlicher Zeit, von denen uns neben dem Texte oder, genauer gesagt, „über" (s. u.) dem Texte auch die Melodie erhalten ist, darf in hohem Grade die Aufmerksamkeit jedes musikalisch Gebildeten beanspruchen; ist doch schon der allgemeine Eindruck, den wir von diesem Liede mit dieser antikisirenden Be-

Google

gleitung erhalten*), zwar recht eigenthümlich, aber entschieden nicht unschön noch befremdlich. Daß Gevaërt Vor-, Mittel- und Zwischenspiele, sowie rhythmisch nicht gerechnete Verzierungen anwendet, entspricht alter Sitte und altem Geschmack. Bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet, einen kurzen Streifzug auf das Gebiet der Beziehung zwischen Text und Melodie zu unternehmen. Nur an wenigen Stellen des genannten Liedes kommen zwei, an zwei Stellen (gegen Ende) allerdings drei Töne auf eine Silbe. Der syllabische Gesang, welcher auch in unseren alten Volksliedern**) vorherrscht, war in klassischer Zeit geradezu Gesetz. Daran anknüpfend nimmt in dem erwähnten Stücke des Aristophanes der von Euripides wegen seiner Begleitungsmusik verspottete Altmeister Aeschylus Rache an diesem mit einem übertreibenden εἱειειειειειλίσσετε (statt εἱλίσσετε), als wollte er sagen: lieber angeblich altmodisch begleiten als im Euripides'schen Genre „Wann werd' ich dich wieieieieieiederschen" declamiren. Euripides hatte sich nämlich in seiner Elektra eine Bindung von zwei Tönen auf die erste Silbe von εἱλισσόμενος erlaubt. Der Satzbau ferner stimmt in dem genannten Liede nicht immer mit dem musikalischen Periodenbau. Es war dies schon zu Sophokles Zeiten, vereinzelt sogar bei Pindar der Fall. Kann ein moderner Componist den rhythmischen Bau des Textes willkürlich durch Wiederholungen oder Dehnungen stören, so war es dem antiken Tonkünstler gestattet, den grammatischen Bau der dichterischen Unterlage zu mißachten. Bezüglich der Erfassung des Textes durch die Zuhörer der Zuhörer unter sothanen Umständen dürfte es nicht zu kühn sein, sich an die Tassovorlesungen des 16. und 17. Jahrhunderts zu erinnern, bei denen der Zuhörer nur an der Musik der Verse und an der üppigen Bilderpracht sich ergötzte, ohne auf den grammatischen Zusammenhang im Einzelnen zu achten. Dagegen weiß Jedermann, dem die Schule die sophokleischen Chorlieder nicht als Steinkost, sondern als schmackhaftes Brot dargereicht hat, wie zartsinnig die Rhythmik sich mit dem Pathos des Textes verschwistert. Damit hätten wir etwas wie Tonmalerei bei den Alten gewonnen; auch die Programmmusik kannten sie: da gab es den sog. pythischen νόμος, die pythische „Festsonate", welche ein Flötensolist in fünf Sätzen vorzutragen pflegte: im ersten wählte sich Apollo, der griechische Lichtgott und ein naher Verwandter unseres Siegfried, den Platz, wo er den pythischen Lindwurm bekämpfen wollte, im zweiten forderte er den Drachen heraus, der dritte stellte den Kampf selbst dar, wobei die Trompetenstöße der Schlachtmusik und das Zähneknirschen des von Apollos Pfeilschüssen getroffenen Ungeheuers von der Flöte nachgeahmt wurden; der vierte Satz enthielt den Sieg, im fünften tanzte der Gott den Siegesreigen.

*) Verfasser hat gelegentlich eines Vortrags über altgriechische Musik in Karlsruhe mit dem dortigen hervorragenden Liedersänger Harlacher den betreffenden Hymnus in der Gevaërt'schen Form einem größeren Publikum vorgeführt.

**) Mit unseren alten Volksliedern haben die erhaltenen Hymnen auch die öftere Wiederholung desselben Tones (die πεττεία) gemein.

Google

II.

Haben wir bis jetzt bei den Griechen nichts principiell von unserer Musik Verschiedenes gefunden — auch ihre Polyphonie unterschied sich nur graduell von der unsrigen —, so müssen wir nun an eine wirkliche Kluft zwischen abendländischer und griechischer Musik herantreten. Diese liegt in den Tongeschlechtern. Wir kennen — nach griechischer Terminologie — nur zwei Tongeschlechter, das diatonische und das chromatische; die Griechen hatten deren drei, das diatonische, chromatische und enharmonische. Die griechische Chromatik läßt nach zwei Halbtonintervallen die kleine Terz eintreten (z. B. effis abhd'; eng verwandt mit dieser Scala ist die altindische Désâkri, z. B. aishc'dis'e'f'gis'). An diese Intervalle hielten sich ausschließlich ganze Compositionen, namentlich für die Kithara. Daß man darin ganz hübsch componiren kann, beweist ein contrapunktisch behandeltes chromatisches Fugenstück von Frescobaldi (in seinen fiori musicali, 1635), welches auf die Töne effis abh gebaut ist. Die Chromatik hat unbestreitbar einen weichlichen, ja weinerlichen Charakter, und dieser Umstand war es sicher, welcher den hochverdienten Liedercomponisten Lassen den Mißgriff thun ließ, in dem bekannten, von Schumann so herrlich componirten Heine'schen Liede „Ich hab' im Traum geweinet" durch ausgeführte moderne Scalen der absteigenden Chromatik uns ein Erkleckliches in niederströmendem Thränenfluß vorzuweinen. Die moderne Chromatik eignet sich nun einmal entschieden nicht zu melodiöser Verwendung; praktisch kann man daher bei uns vom chromatischen Tongeschlecht kaum reden; dagegen darf man wohl — a potiori fit denominatio — in den Tonwerken Chopins und Wagners, welche die einzelnen chromatischen Elemente überaus reichlich verwenden, chromatische Compositionsmanier erblicken. — Das dritte griechische Tongeschlecht, das enharmonische, ließ nach zwei Vierteltonsintervallen das der großen Terz eintreten (z. B. ee[1]faa[1]bd'). Das Vierteltonintervall ist das punctum saliens der oben erwähnten Kluft zwischen abendländischer und griechischer Musik. Man dachte an die Manier gewisser Sänger, beim Singen von einem Ton zum anderen durch den Zwischenraum hindurchzuschleifen, und betrachtete die Fixirung dieser häßlichen Durchschleifung zu wirklichen Tönen am Tetrachord für eine bloße Erfindung der Theoretiker. Doch widerspricht dem die nichts weniger als knappe Ueberlieferung über diesen Punkt, und um uns jeden Zweifel, ob man nicht an ein sog. Portamento denken darf, zu benehmen, sagt der für die Enharmonik begeisterte Aristoxenus ausdrücklich: „Wir vermeiden beim Singen die Stimme zu schleppen und zu schleifen und suchen im Gegentheil mit jedem Tone fest einzusetzen". Und der Leser staunt, wenn derselbe Mann sich also vernehmen läßt: „Das enharmonische Geschlecht ist das schönste, edelste und geordnetste Tongeschlecht, aber nur den hervorragendsten Künstlern zugänglich". So begreifen wir allerdings, daß — nach einem derben Ausdruck desselben

Google

Theoretikers — gewisse Leute Galle spien, wenn sie einen enharmonischen Gesang hörten. Interessant ist eine Mittheilung Gevaërts, wonach Marchesi, von 1854—64 Professor des Gesangs am Conservatorium in Wien, ihm oft mit merkwürdiger Sicherheit die vier Viertelstöne eines Ganztonintervalls vorgesungen hat. Auf Flöten (oder Geigen) läßt sich der Viertelston auch mechanisch herstellen. Demgemäß wurde das enharmonische Geschlecht von den Griechen vorwiegend zur Cultusmusik gebraucht, wo die — deswegen in der ersten Zeit der Ausbreitung des Christenthums verpönte — Flöte das Hauptinstrument war. Noch heute wird im Orient und im griechischen Kirchengesang der Viertelston verwendet. Hat die griechische Chromatik neben dem uns geläufigen chromatischen Intervall den geheimnißvollen Reiz der mangelhaften Scala, wie man ihn aus chinesischen und gälischen Liedern kennt, so vereinigt die Enharmonik denselben Reiz mit demjenigen, welcher für ein feinfühliges Ohr in noch kleineren Intervallen liegt, als sie die Chromatik bietet. Wenn wir die Schönheit dieser Geschlechter auch nur ahnen können, so müssen wir doch offen gestehen, daß hier die Griechen uns weit voraus waren.

Einen zweiten Punkt, in welchem sich unsere Musik von der griechischen unterscheidet, wollen wir nur ganz kurz berühren, nämlich die Notenschrift. Die griechische Notenschrift hatte für Tonhöhe und Tondauer verschiedene Zeichen, jedoch waren die Zeichen für Tondauer nur unvollkommen und spärlich, was damit zusammenhängt, daß die griechische Musik, welche vorwiegend Vocalmusik war, sich von selbst an den festgegliederten Rhythmus des Textes anschloß. Die Tonhöhezeichen sind Buchstaben, welche über den Silben des Textes stehen; die Noten für Instrumente gehören einem vorsolonischen, die für Gesang dem gewöhnlichen an; bei beiden Klassen gewinnt man durch kleine Veränderungen neue Notenzeichen, z. B. I = Singnote d', ⊢⊣ (d. i. I quergelegt) = Singnote c u. s. w. Ueber die Notenschrift sind wir glücklicherweise sehr zuverlässig berichtet; aus den bezüglichen Ueberlieferungen, wo auch der Umfang der menschlichen Stimme besprochen ist, hat Bellermann, vormals Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Vater des bekannten Contrapunktisten Bellermann, unumstößlich bewiesen, daß die griechische Stimmung um $1^1/_2$—2 Töne tiefer als die unsrige war.

Ich eile zu dem dritten Punkt, in welchem man eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der griechischen Musik hoch bewundert, in dem wir jedoch nach den neusten Forschungen ein wenn auch vielleicht etwas lockeres Band zwischen der griechischen und unserer Musik zu knüpfen in der Lage sind: wir meinen die Tonarten oder, genauer gesagt, Octavengattungen, d. i. Gattungen der Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen. Wer nicht gerade mit alter Kirchenmusik sich beschäftigt hat oder zufällig auf Raffs „Frühlingsboten" Nr. 3 („Gelübde") gestoßen ist, wer nicht etwa den „heiligen Dankgesang eines Genesenen" in Beethovens A-moll-Quartett op. 132 oder Berlioz' erste Bearbeitung seiner Oper „die Trojaner" kennt, wo bei einem

Google

Wettsingen auf das Lob der Dido sich die verschiedenen Zünfte der verschiedenen griechischen Octavengattungen bedienten: für alle diese existiren nur zwei Octavengattungen, Moll und Dur. Die Alten kannten deren jedenfalls 8. Zur Verdeutlichung derselben diene folgende Tabelle:

	hypodor. (aeol.) synton.	mixol.	lydisch.	phrygisch.	dorisch.	hypolydisch.	hypophryg. (ionisch.)		Transpositionsscala:
I. 6b	es	f	ges	as	b	ces'	des'	es'	mixolydisch
II. 5b	B	c	des	es	f	ges	as	b	dorisch.
III. 3b	c	d	es	f	g	as	b	c'	phrygisch.
IV. 1b	d	e	f	g	a	b	c	d	lydisch.
V. —	A	H	c	d	e	f	g	a	hypolydisch
VI. 1#	e	fis	g	a	h	c'	d'	e'	hochmixolydisch.

Die Octavenreihe in V., die mit A (a) anfängt und aufhört (AHcdefga), heißt hypodorisch oder äolisch, bzw. syntonolydisch, die Octavenreihe, die mit H (h) anfängt und aufhört (Hcdefgah), mixolydisch, die Octavenreihe, die mit c (c') anfängt und aufhört (cdefgahc'), lydisch ꝛc.: je nachdem ich einen anderen Anfangs- und Schlußton in derselben Transpositionsscala (in dem gewählten Beispiel in der Transpositionsscala ohne Vorzeichen [V.]) wähle, wird die Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen eine andere, die Octavenreihe A—a enthält Ganz- und Halbtöne in folgender Reihe: 1, 1/2, 1, 1, 1/2, 1, 1; die Octavenreihe H—h mit folgender Reihe: 1/2, 1, 1, 1/2, 1, 1, 1, u. s. w. Die Reihen I.—IV. über und die Reihe VI. unter der A-Reihe sollen einige Beispiele griechischer Transpositionsscalen zeigen: die Transpositionsscala mit 1b heißt die lydische, weil der Mittelton der menschlichen Stimme, nach griechischer Tonhöhe f, unter die Octavengattungsrubrik „lydisch" fällt; ebenso heißt die Transpositionsscala mit 3b phrygisch weil in ihr der Ton f in die Octavengattungsrubrik „phrygisch" fällt; die Transpositionsscala mit 6b heißt mixolydisch, weil in ihr f unter die Octavenrubrik „mixolydisch" fällt. Die Transpositionsscala mit 1# enthält kein f und ist um 1/2 Ton höher als die mixolydische und heißt deswegen die hochmixolydische ꝛc. Die lydische Transpositionsscala war bei den Griechen Currentschrift; die Kreuztonarten kamen erst seit dem peloponnesischen Kriege auf.

Doch kehren wir zu den Octavengattungen zurück, um noch länger bei ihnen zu verweilen. Wir haben vorhin bemerkt, daß in jeder der 7 durch die Buchstaben AHcdefg angedeuteten Scalen die Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen eine verschiedene ist; aber sie sind harmonisch nicht in gleicher Weise verschieden, auch sind „äolisch" und „syntonolydisch" nicht identisch; sondern die Octavengattungen gruppiren sich in drei Classen: 1) dorisch ist unser absteigendes Moll; die auf die Quinte dieses Moll aufgebaute Octave heißt dorisch im engeren

Google

Sinn, die auf die Prim desselben aufgebaute hieß ursprünglich äolisch, später hypodorisch, d. i. um eine Quint unter der dorischen liegend. In der Praxis, wo ja die Lieder nicht aus ausgeführten Scalen bestehen, gibt der Melodieschlußton, der für die feinfühligen Griechen noch höhere Bedeutung hatte, als für uns, den Ausschlag, ob das betreffende Lied der dorischen im engeren Sinne oder der hypodorischen Octavengattung angehört. Die dorische im engeren Sinne, d. i. das absteigende Moll mit Quintschlüssen, nicht die hypodorische, d. i. das absteigende Moll mit Primschlüssen, war die häufigste und ursprünglichste Octavengattung. Der Leser ist von letzterem überzeugt, wenn ich ihn an die Entwickelung der Octave aus Tetrachorden mit Halbtonintervall an erster Stelle erinnere. Der Quintschluß ist speciell griechisch: „er drückt", sagt Gevaërt feinsinnig, „etwas Passives, Unbestimmtes, das vollkommene Gleichgewicht der Seele aus, einen Gefühlszustand, den die griechische Aesthetik als dem Ideale zunächst kommend erachtet, für welchen sich aber der moderne christliche, mit hebräischem Lyrismus und germanischer Träumerei genährte Genius wenig begeistern kann". 2) Phrygisch ist ein Dur mit verminderter 7. Stufe [d. i. mit Schwanken nach der Unterdominante; z. B. ein C-dur (mit b statt h) mit Schwanken nach F-dur oder ein Es-dur (mit des statt d) mit Schwanken nach As-dur 2c.]; dasselbe Verhältniß, welches zwischen „dorisch" im engeren Sinne und „hypodorisch" herrscht, gilt auch für „phrygisch" im engeren Sinne und „hypophrygisch": jenes ist die Quintlage, dieses die Primlage des eben gekennzeichneten Dur. 3) Lydisch ist ein Dur mit erhöhter 4. Stufe [d. i. mit Schwanken nach der Oberdominante; z. B. ein C-dur (mit fis statt f) mit Schwanken nach G-dur, oder ein Es-dur (mit a statt as) mit Schwanken nach B-dur 2c.]; in vollständiger Correspondenz mit 1. und 2. bedeutet auch hier „lydisch" im engeren Sinne die Quintlage und „hypolydisch" die Primlage. Bei 2. und 3. kommt aber zu Quint- und Primlage auch die Terzlage, d. h. es gab phrygische und lydische Lieder auch mit Melodieschlüssen in der Terz; auf diese Weise fügen sich das „Mixolydische" als Terzphrygisch und das „Syntonolydische" als Terzlydisch organisch dem — von Westphal aufgestellten und von Gevaërt der Evidenz nahegebrachten — Systeme der griechischen Octavengattungen ein. Die Lieder mixolydischer und syntonolydischer Gattung lagen hoch: das Hohe aber galt und gilt zum Theil noch jetzt als klagend; dazu haben gewiß die Griechen wie wir (ich erinnere an „Zu Straßburg auf der Schanz', da ging mein Trauern an") das Schmerzvolle des Terzschlusses empfunden: also Grund genug für Plato, das weinerliche Paar aus seinem Idealstaate zu verbannen. Das sei noch ausdrücklich bemerkt, daß neben den erhaltenen griechischen Resten (s. Anhang zu meiner Broschüre „Kurzer Ueberblick über die altgriechische Harmonik" Heidelberg bei Weiß, 1872) die liturgischen Gesänge der katholischen Kirche (das Credo z. B. ist „phrygisch" im engeren Sinne des Wortes), sowie vlämische und schwedische Volksmelodien sattsam Beispiele für die genannten verschiedenen Octavengattungen bieten, sowie daß Neuere, wie Raff und

Google

Dvorak, in Melodie wie Instrumentation — ob bewußt? — Fragmente griechischer Octavengattungen mit Glück einstreuen.

Das Ethos der Octavengattungen d. i. ihr Charakter in Bezug auf die durch sie erweckten Empfindungen ist bei den Alten genau fixirt. Nur muß festgehalten werden, daß diese Ethisirung des Dorisch, Phrygisch, Lydisch zwar in erster Reihe auf die Octavengattung, daneben aber auch zugleich auf Rhythmus, Höhelage der Melodie und andere Punkte der Composition, namentlich auch auf Instrumentation, sich erstreckt. Beherzigen wir dieses, dann kann uns die Uebereinstimmung des Ethos der Tonarten mit der von der Geschichte entworfenen Charakterzeichnung der Völker, welche ihnen den Namen gegeben, keineswegs befremden, ist doch der Volksgesang das treueste Spiegelbild des Volkscharakters. Die Dorer waren einfach, mannhaft, ernst und streng; die Aeoler thatkräftig, ritterlich in Gewohnheiten und Gesinnung, heiter; die Joner beweglich, feurig, leidenschaftlich; die Phryger orgiastisch und ekstatisch; die Lyder sinnlich und elegisch, ihre Todtengesänge waren berühmt. Alle diese Prädicate wenden die Alten auf die betreffenden Octavengattungen an. Sie scheinen unsere gewöhnlichen Vorstellungen von dem Ethos des Dur und Moll geradezu umzukehren; insbesondere überrascht uns die Universalrolle, welche dem Moll als Nationaloctavengattung zum Ausdruck des Einfachen Geraden, Würdigen, aber auch Ritterlichen und Freudigen zukommt. Doch erinnern wir uns einerseits, daß in den alten deutschen und slavischen Volksliedern das Moll vorherrscht, daß ferner noch bei Bach und Händel das Moll überwiegt. Andererseits sind gerade die feierlichsten liturgischen Gesänge, z. B. das Te deum laudamus (eaa-aahc'haga) oder die Präfation (bekanntlich ein Lobgesang) und alle Introitus, d. i. alte Eingangsmeßgesänge, nach deren Anfangsworten z. B. unsere Sonntage Dominica, Laetare, Exaudi 2c. benannt sind, alle Introitus also, sage ich, welche mit Gaudeamus oder Gaudete anfangen, in Moll geschrieben. Das orgiastische Phrygisch-Dur ist uns faßlich, nicht so das weichliche klagende, Lydisch-Dur. Doch wie herrlich stimmen dazu die wundersamen Klagegesänge des Jeremias, welche man — wenigstens im Auszuge — in der Charwoche in allen katholischen Kirchen hört, wie herrlich Haydns bekanntes Lied „Verzweiflung preßt mein armes Herz, ein lange schon verschloss'ner Schmerz, den keine Zeit mehr heilt", das nicht blos in Dur, sondern sogar in E-dur, in der Tonart für Jubelouvertüren und frohe Jägerlieder, des Grames voll einherwandelt! An diesem Liede eines gewaltigen, kaum durch Moll ausdrückbaren Schmerzes, läßt sich begreifen, warum nach einer ganz klaren Notiz des Aristoteles gewisse griechische Musiker nur zwei Octavengattungen anerkannten, Dorisch und Phrygisch, und alle übrigen als Variationen dieser beiden betrachteten. Diese Männer ordneten offenbar das Klagelydisch dem Jubelphrygisch unter; denn beide aus Kleinasien eingeführte Octavengattungen bilden den Gegensatz der leidenschaftlichen Erregtheit zur edel einfachen Seelenharmonie der nationalgriechischen Moll-Dorik; daß aber das Phrygisch und nicht das Lydisch den

Google

betreffenden Musikern die Gattungsbezeichnung an die Hand reicht, hängt wohl mit der Verachtung zusammen, welche die griechischen Philosophen gegen das weichlich-barbarische Lydisch hegten und aussprachen. Stellen wir aber die berührte Stelle des Aristoteles unter das culturhistorische Visir, so erscheint in der erwähnten Zweitheilung aller Octavengattungen nichts Geringeres, als der Dualismus der polarischen Mächte in der griechischen Volksseele: der Dualismus des Apollo- und des Dionysoscultus. Apollo mit der Kithara ist der Gott der einfachen, edlen, ruhigen Schönheit; ihm sind die dorischen und äolischen Lieder gewidmet; Dionysos, der von Flöten umrauschte, ist der Gott der Leidenschaft und des aufgelösten Innern; „den Bacchanten und Bacchantinnen scheint der Schoß des Berges sich zu öffnen und Schrecken wie Entzücken durchschauern sie zugleich, wenn ihnen der gekrönte Gott erscheint mit leuchtenden Augen", bald freudetrunken, bald voll Traurigkeit und unendlichem Sehnen. So birgt der Dionysoscultus die positive und negative Seite der Leidenschaft; und wenn ein orphischer Spruch sagt: „Aus dem Lächeln des Dionysos wurden die Götter, aus seinen Thränen die Menschen geboren", so wähnten vielleicht jene Musikdualisten bei Aristoteles, daß aus dem Lächeln des Dionysos die phrygische, aus seinen Thränen die lydische Sangesweise entstand.

III.

Es sind uns im Laufe unserer Erörterungen so manche Beziehungen der griechischen Musik zur modernen entgegengetreten und auch in dem zuletzt behandelten Cardinalpunkte der Octavengattungen, welchen man lange Zeit als einen schneidigen altgriechische und moderne Musik auseinanderhaltenden Keil betrachtete, eine wenn auch nicht besonders dichte Verwachsung mit der modernen Tonkunst gefunden. Zum Schlusse soll noch ein Band, welches die neueste Zeit im Hinblick auf die berühmten Bayreuther Aufführungen mit altgriechischer Musik geknüpft hat, einer kurzen Beaugenscheinigung und Prüfung unterworfen werden. „Wagner — der deutsche Aeschylus", dieses vom bewundernden Munde vieler Wagnerverehrer laut ertönende Schlagwort, trägt für jeden, der sich ein Bischen über die schriftstellerische Thätigkeit des Bayreuther Musikheros orientirt hat, nicht blos quantitative, sondern auch qualitative Bedeutung in sich; es preist nicht einfach unseren großen Nationaldichtercomponisten, es anerkennt, von der auch sonst vorkommenden Vereinigung von Musiker und Dichter abgesehen, altgriechische Eigenthümlichkeiten in seiner neuesten Kunst. Welche sind diese, soweit sie sich speciell auf die Musik beziehen? Da kann zunächst die vorwaltende, allerdings schon zur Zeit der Entwicklung unserer Oper gepflegte Einstimmigkeit des Gesangs genannt werden, nur ist diese Einstimmigkeit des Gesangs vielmehr Monodie, d. i. Sologesang, als Monophonie, d. i. einstimmiger Chorgesang; letzterer bildete aber bei den Griechen in der klassischen Zeit gerade einen fundamentalen Theil des Bühnen-

Google

spiels. Ferner wird die Herrschaft des Worts über den Ton als Hauptbeziehung zwischen Wagner und altgriechischer Musik geltend gemacht. Auch dieser Punkt trifft nur halb zu; die griechische Musik darf mit Recht eine poetische heißen, aber nie eine gedankliche, begriffliche oder gar memoriale, wie es die neueste Musik Wagners mit ihren leitmotivirenden Ideenassociationen nicht blos ist, sondern auch sein will. Können wir, wie wir bereits im Eingang bemerkten, das tiefere Wesen des Musikalischschönen bei den Griechen auch nur ahnen: jedenfalls gehen wir nicht irre, wenn wir im Ganzen und Großen auch bei ihnen die bekannten zwei jede Lust an Musik bedingenden Hauptfactoren voraussetzen, den sinnlichen Reiz und die einheitliche Stimmung, beide durch ein „geordnetes Formenspiel" erzeugt. Bei der Vorliebe der griechischen Musik für das melodische Nacheinander — im Gegensatz zum harmonischen Nebeneinander — darf es nicht befremden, wenn bei ihr die Eurhythmie — d. i. die Regelung des musikalischen Zeitmaßes, des „männlichen" Elements in jeder Melodie, nach Takten, Reihen und Perioden in correspondirenden Zahlverhältnissen — eine fast dictatorische Gewalt ausübt. Ja, bei den Griechen muß Jeder in die Schule gehen, welcher den wunderbaren Formenbau Gluck'scher und Mozart'scher Kunstwerke mit innerster Seele erfassen will. Nur innerhalb dieses eurhythmischen Gebäudes tritt jene Tonmalerei oder, genauer gesagt, Rhythmusmalerei ein, von der wir oben geredet haben. Und wir dürfen sicher annehmen, daß die einheitliche Ruhe, welche in den Chorgesängen auszudrücken dem griechischen Musiker Bedürfniß war, ihn ebensowenig um Einzelpunkte des Inhalts willen jeden Augenblick die Formentwickelung abbrechen ließ, als es dem bekanntlich maskirten Schauspieler etwa erlaubt gewesen wäre, bei jeder neuen Detailstimmung aus einer anderen Larve zu blicken und zu sprechen. Der einfach erhabene Edelsinn des Griechen hatte eben eine weitere Perspective, um dramatische Wahrheit und Formenschönheit im Gleichgewicht zu erhalten, als unsere „vom Scheidewasser der Reflexion zerfressene" musikalische Aesthetik. Doch was rede ich? Der Leser schlage die erhaltenen Reste auf: die scharf abgemessene Form, die Entwickelung von Satz und Gegensatz zu gesundem Gedeihen, ja sogar das vielverschrieene Mittel der nur musikalischen einfachen und variirenden Wiederholung; alles das kann ihm nicht verborgen bleiben. So wird man in der Hauptsache d. h. in Bezug auf das Verhältniß von Inhalt und Form eher Gluck als Wagner mit Aeschylus vergleichen können. Für diesen Vergleich spricht auch der Schimmer apollinischer Würde, welcher uns aus Glucks Opern antiken Stoffs entgegenstrahlt. Der Charakter der Wagner'schen Musik dagegen — und hier liegt die Hauptkluft zwischen Wagners Musikdrama und dem seinen rohen, dionysischen Ursprung durch vorwiegende Dorik fast ganz verleugnenden antiken Bühnenspiel — ist exclusiv dionysisch. „Für das in mittleren Stimmungen zart bewegte Farbenspiel des menschlichen Gemüthes hat seine Palette keine Farben. Er fühlt sich nur vom heißesten Lichtstrahl der erregten Leidenschaft zum Schaffen und Schildern hingerissen" und, wenn er in Rücksicht

Google

auf dramatische Wahrheit die Vielstimmigkeit des Gesanges in seiner neuesten Kunstphase fast ganz aufgab, so wollte er sich dadurch zugleich den Weg bahnen zu der „üppigsten Entfaltung orchestraler Gluthfarben“ und nervenbezaubernder Effecte. Wie ganz anders urtheilt bei Plutarch Soterichus — oder, sagen wir es offen, Aristoxenus; denn bei ihm hat er sich Rath erholt — über Aeschylus und die klassischen Musiker: „Nicht aus Unkenntniß, sondern mit Vorbedacht haben sie in den Mitteln der Melodieführung sich beschränkt, kein Chroma, kein Umschlagen in alle möglichen Tonarten, keine melodielaufbrecherischen Intervallensprünge — obgleich diese Mittel in ausgedehnter Weise ihnen zu Gebote standen“; und „mit ihnen ist eine schönere Welt der hellenischen Musik zu Grunde gegangen — nach ihnen ist die effecthaschende, nur den Beifall der großen Menge erstrebende Theatermusik in Barbarei versunken“ — so etwa lautet in Kurzem das Ceterum censeo des Aristoxenus über klassische und nachklassische Musik seiner Nation. Ja, edle Würde, einfache Größe, das war der Charakter der griechischen Musik in ihrer Blüthezeit. Denken wir daher nicht gering von ihr. „Mag sie auch“, so schließen wir mit Gevaërt, „auf der Leiter der Aeußerungen menschlichen Gefühls niederer stehen als die unsrige; wir dürfen nicht vergessen, daß die alte Kunst, wenn sie die jähen Kühnheiten und das gigantische Hochstreben der neuen Musik nicht gekannt hat, auch deren Verirrungen und Schwächen fern geblieben ist .... Kommen wird vielleicht der Tag, wo die abendländische Kunst, nachdem alle Register nervöser Einwirkung verbraucht sind, der gewaltsamen Erregungen satt, sich wieder dem antiken Geiste zukehrt, um von ihm ein Geheimniß zu erflehen, das Geheimniß der ruhigen, einfachen und ewig jungen Schönheit“.

Google

William Harvey,

der Begründer der neueren Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Von

J. Herm. Baas.

— Worms. —

Eine in die Augen fallende geschichtliche Thatsache, welche gewiß nicht auf Zufall beruht, sondern auf noch unerkannte Gesetze der Geistesentwicklung hinweist, ist die: daß Angehörige gewisser Zeiten in eigenthümlicher Uebereinstimmung nur die Anfänge bestimmter Wahrheiten finden, daß andere Zeiträume über dieselben Probleme unter sich ähnliche falsche Lehren bringen, bis in späteren Epochen auch diese wieder gemeinsam eingerissen werden, um der vollen Wahrheit Platz zu geben. So brachte, um nur ein Beispiel anzuführen, dieselbe Entwicklungsepoche die ersten Anfänge der Kenntniß des Kreislaufs des Mikro- und Makrokosmos, eine andere gab beiden in bestimmtem geistigen Aehnlichkeitsverhältnisse stehende, aber falsche Mittelpunkte — Galen dem ersteren die Leber, Ptolemaios dem letzteren die Erde —, wieder eine andere entfernte das Irrige und setzte die Wahrheit in ihr Recht: Copernicus und Kepler lehrten den Kreislauf der Welt und ihre Gesetze, Harvey den des Blutes.

Die Wahrnehmung solcher Erscheinungen führt dahin, den geistigen Untergrund jeden Wahrheitsfundes in der Gesammtrichtung der Cultur derjenigen Epoche zu suchen, in welcher er in die Geschichte trat.

Das Leben des Entdeckers des Blutkreislaufes und des Entwicklungsgesetzes bei den Thieren fiel nun einestheils in die Nachblüthe der Reformation im weitesten Sinne, aber auch noch in die Zeit des Reactionskampfes gegen die Errungenschaften jener.

In dem Schlachtrufe Luthers: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die zu reden ist kommen!“ — einem Schlachtrufe, der gegen das ganze auf allen Gebieten durch die Kirche stumm gewordene Mittelalter gerichtet

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

war — und in dem Jubelrufe Huttens: „O Jahrhundert! die Studien blühn, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!" liegt die Charakteristik jener ersten Zeit. Und sie war unsere Epoche, die der größten geistigen Machtstellung, welche das deutsche Volk jemals erreicht hat! Der letzteren aber gaben Kriegsnoth und unsagbare Leiden unseres Vaterlandes mit nachfolgender Rohheit und Armuth desselben neben Liederlichkeit und Verschwendung der Höfe und Knechtung des Geistes durch staatlichen und kirchlichen Absolutismus die Signatur: in ihr ward der deutsche Volksgeist zur Hälfte zu Grabe getragen, für welchen Verlust griechische, römische, französische und englische Zuthaten im folgenden Jahrhundert nicht entschädigen konnten.

Es ist hier nicht der Ort, die beiden Epochen des 16. und 17. Jahrhunderts ihrem Geiste nach vollständig und erschöpfend vorzuführen; doch erinnern müssen wir wenigstens an die hauptsächlichsten Aeußerungen desselben, selbst auf anderen Gebieten, als auf dem der Medicin, um den culturhistorischen Zusammenhang aller und die geistigen Wurzeln der Reform der Medicin durch Harveys physiologische Entdeckungen darzulegen.

Das 16. Jahrhundert, in dem auch die letztere ruht, war ein Zeitraum vorwiegend idealistischer Stimmung auf allen Gebieten des Denkens und des Fühlens, die selbst das Volk ergriffen hatte infolge der religiösen Reformation; denn die Religion, der einzige Idealismus, dem es huldigt, ward durch jene wieder in seine Seele gepflanzt, nachdem die mittelalterliche Kirche durch fortschreitende Veräußerlichung derselben es innerlich mehr und mehr ihr entfremdet, die Sprache des Gottesdienstes ihren Inhalt unverständlich, das Treiben der Geistlichen aber deren Wirkung verdächtig, ja verächtlich gemacht hatte.

Durch Bekämpfung des Hexenwahns trat auch die Medicin in ergänzende Beziehung zur religiösen Reformation, insofern der Arzt Weyer diesen Schäden des Mittelalters mit der Macht nüchternen Denkens entgegentrat, was um so mehr zu verwundern ist, als die Medicin selbst doch noch bis tief in's 18. Jahrhundert hinein am Dämonenglauben hängen blieb und damals noch so sehr an astrologischem Aberglauben, von welch' beiden bei Harvey aber keine Spur zu entdecken ist, hing, daß Arzt und Astrologe so ziemlich dasselbe bedeutete. Es war der Neuplatonismus, der dies bewirkte; denn dieser ward in der Philosophie des 16. Jahrhunderts mit echtem Platonismus, den man zur Gegenwirkung gegen den mittelalterlichen Aristotelismus wieder erweckt hatte, vielfach vermischt und verwechselt, so daß der gleichfalls wiedererwachende Skepticismus erst zur Zeit Harveys seine Wirkungen äußerte.

Zur Charakterisirung der idealistischen Kunstrichtung des Jahrhunderts der Renaissance, in der Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, selbst des Kunsthandwerks, genügt es, die Namen eines Lionardo, Tizian, Michel Angelo, Raphael, Benvenuto Cellini, Dürer, Holbein zu nennen, die einen Theil der Herrlichkeit ihrer Schöpfungen wieder der Medicin, vielmehr der Anatomie verdankten; denn sie alle studirten und betrachteten diese, welche bekanntlich

Google

im 16. Jahrhundert großartigen Aufschwung nahm, als Grundlage ihrer Zeichnung und Gestaltenbildung. Andererseits theilten sie durch vollendete Abbildungen dem Hauptfach der realistischen Forschung des 16. Jahrhunderts, der Anatomie, einen künstlerischen Zug mit, so zwar, daß es der Betrachtung werth wäre, wer bei dieser Wechselwirkung mehr gewann, die Kunst oder die Anatomie. Auch die Musik dieses Jahrhunderts war eine rein idealistische. Wir erinnern nur an Luthers und seines Walter Kirchenmusik, dann an die Palestrinas. Und selbst die Musik stand zu der Anatomie damals noch in, wenn auch nur innerlich-erheiternder Beziehung, insofern den Schmäusen und Gelagen, welche in jener Zeit, wenigstens in Deutschland, den Sectionen folgten, durch sie ein idealer Nachklang gegeben ward. Wie sehr überhaupt das 16. Jahrhundert allem einen künstlerischen Hauch mittheilte, geht ferner daraus hervor, daß selbst einzelne Theile der Pathologie von sehr fragwürdigem poetischen Gehalt in dichterischer Form dargestellt wurden, z. B. von Fracastori.

Eine hohe Aufgabe war besonders der klassischen Philologie in der Erklärung und dem Studium der Alten zugefallen, deren Werke nunmehr durch die Buchdruckerkunst allgemein zugänglich waren und in den zahlreichen Lateinschulen, welche auch die Vorbildung der Aerzte übernahmen, als Bildungsgrundlage benutzt wurden. Der Medicin — viele ihrer bedeutendsten Lehrer waren zugleich große Philologen — gab sie die unverfälschten alten Aerzte, zumal den Hippokrates, zu Mustern, untergrub dadurch den Einfluß der arabischen Aerzte, erhielt zwar einerseits noch große Verehrung für die Autorität der Alten, wirkte aber als Gegengewicht gegen den noch fortwirkenden Autoritätsglauben der mittelalterlichen Medicin, besonders durch das Studium der Werke des Genannten für die in den Endjahrhunderten des Mittelalters nur erst spärlich und schüchtern auftretende selbständige Beobachtung. So ward durch die Philologie in erster Linie die Wiedergeburt der letzteren im 16. Jahrhundert bewerkstelligt, ein Gewinn, für den man jener nicht dankbar genug sein kann. Dadurch ward sie geradezu die Mutter der neueren Medicin.

Auch bei der Wiedererweckung der Mathematik und Naturwissenschaften, die man als Grundlage der Bildung des Arztes heute in den Vordergrund stellt, war die Philologie betheiligt, insofern durch sie Männer, wie Beheim, Peurbach und Copernicus, Cordus, Matthiolus und Cäsalpin zu Euklides und Dioskorides hingeführt und im Gefolge davon zu ihren mathematisch-astronomischen Großthaten und botanischen Forschungen veranlaßt wurden. Deutlich ersichtlichen Einfluß auf die Medicin des 16. Jahrhunderts hatte unter den Naturwissenschaften jedoch nur die Botanik neben der in der letzten Zeit des Mittelalters im Abendlande aufgetauchten Chemie.

Die Reform der Pathologie, vielmehr der pathologischen Theorie, bahnte auf Grundlage der letztgenannten im vielthätigen 16. Jahrhundert Theophrast von Hohenheim an, indem er, auf synthetischem Wege freilich, der das ganze

Google

Mittelalter hindurch unbeanstandeten galenischen Humoraltheorie eine solche mit drei chemischen sogenannten Elementen: Salz, Schwefel und Quecksilber als Grundlage alles Organischen gegenüberstellte. Noch mehr aber erschütterte er durch seine chemischen Mittel die galenische Therapie, und darin liegt sogar seine geschichtliche Hauptwirkung. Ebenso förderte er, ein Mann klaren und genialen praktischen Instinctes, aber derb-deutsch-mystischen Denkens, die chirurgische Therapie durch Betonung einfachen Verbandes, während Paré durch die Einführung der Freiendligatur bei der Amputation zu gleicher Zeit die Operationslehre reformirte.

Die Reform der Anatomie durch Vesal, ohne deren Vorausgang die Harvey'sche der Physiologie kaum möglich gewesen, übte auf Medicin und Chirurgie des 16. Jahrhunderts sehr wenig Einfluß. Unter den Anatomen des letzteren ragt neben dem genannten großen Reformator der Anatomie besonders Fabricius ab Aquapendente hervor, der Lehrer Harveys und mittelbare Schüler jenes. Dessen lückenhafte Beschreibung gerade des Herzens gaben Harvey den ersten Anstoß zu seinen Untersuchungen über den Kreislauf, dessen Forschungen über die Entwicklungsgeschichte des Huhns dagegen die Anregung zur Begründung seines berühmten Entwicklungsgesetzes. Die Anatomie ward die Mutter der Physiologie.

Unter die Hilfsmittel, welche die wissenschaftliche Forschung im sechszehnten Jahrhundert, insbesondere innerhalb der letzteren, im Ganzen schon häufig, wie bereits auch die Alexandriner und Galen, benützten, gehörten die Vivisectionen, welche auch damals lauten Widerspruch erfuhren, weshalb Colombo zuerst an Stelle des verrätherischen schrillstimmigen Schweines den stilleren Hund gebrauchte. —

Als besondere anatomisch-physiologische Vorarbeiten für die Harvey'sche Kreislaufslehre sind hier die Angaben Servets und die Nachweise Colombos nud Cäsalpins zu nennen.

Servet gab den Weg des sogenannten kleinen Kreislaufs bis jenseits der Lunge präciser als Galen an, ließ aber, wie dieser, den Inhalt der Lungenvenen Luft beim Ein- und Ruß beim Ausathmen mit wenig dünnstem Blute, fortbestehen, so daß von einer Entdeckung des kleinen Kreislaufs, abgesehen von der physiologischen Unzuträglichkeit einer gesonderten Aufstellung eines solchen, nicht die Rede sein kann.

Colombo, der, wie der Genannte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört, lehrte nicht blos den Weg bis zum linken Vorherzen vollständig, sondern wies auch experimentell den Blutgehalt der Lungenvenen nach und bekämpfte, wie jener, die Durchlässigkeit der Poren der Herzscheidewand, wie er denn überhaupt ein kührer und feuriger Gegner Galen's war. Von den Lungenvenen ab ließ er aber wieder Alles beim Alten, hielt außerdem das Herz für keinen Muskel, wofür es doch bereits Hippokrates richtig erklärt hatte. Auch bei ihm fehlt übrigens das physiologische Verständniß des kleinen Kreislaufs. Den Colombo nennt Harvey und erkennt ihn an.

Google

Beider Genannten Lehren sind nichts weniger als physiologische Entdeckungen; denn jede einfache Darlegung des heute sogenannten kleinen Kreislaufs darf ebenso wenig als physiologisch erkannter Theil der wirklichen Harvey'schen Kreislaufslehre betrachtet werden, wie es als eine astronomische Erkenntniß des Erdkreislaufs zu bezeichnen wäre, wenn Jemand nur die halbe Erdbahn gelehrt hätte.

Der Dritte, welcher Harvey die Entdeckung des Kreislaufs ganz streitig machen soll — er starb im Jahr vor der Rückkehr desselben aus Italien —, fügte der Servet-Colombo'schen Lehre den sogenannten großen Kreislauf, wenn auch nicht mit unbeanstandbarer Klarheit hinzu. Er behält aber die fundamentale, für immer zu Gunsten Harveys entscheidende Lücke bei, daß er das Herz weder als Blutweg, noch als blutbewegende Kraft richtig darstellt und erfaßt. Läßt er doch — und damit fällt allein schon sein Anspruch auf Entdeckung des Kreislaufs bei jedem nüchtern Denkenden und Geschichtskundigen! — selbst die Poren der Herzscheidewand als Blutweg fortbestehen!

Außer diesen dreien, welche Harveys Ruhm und Verdienst zu beeinträchtigen berufen waren, giebt es noch eine ganze Reihe anderer Namen, die man zu diesem Zwecke citirt hat. Alle aber sind dazu bei nicht voreingenommener Auffassung keinenfalls im Stande, sondern beweisen nichts, als daß viele die Frage nach dem Kreislaufe, von welcher Bezeichnung auch Harvey zuerst mit klaren und bewußten Worten Gebrauch macht, berührten, aber nicht erledigen konnten. Alle haben um den Kreislauf eben nur herumgetastet, wie im Dunkeln!

Daß derselbe keines seiner nachträglich gefundenen und erfundenen Concurrenten außer Colombos erwähnt, hat ihm viele Vorwürfe und sogar selbst den Verdacht des geistigen Diebstahls zugezogen. Welcher große Geist hätte aber nicht zu seinen Lebzeiten und oft noch lange darnach unberechtigte Angriffe erfahren? Das ist ja so gewöhnlich, daß man es geradezu als ein geschichtliches Attribut eines großen Geistes erklären kann! Harvey hatte zudem die Schwäche oder Unart fast aller bahnbrechenden Köpfe an sich, daß er nicht „gelehrt" war, ja noch mehr, daß er, wie es scheint, sogar mit geplanter Absicht, dies nicht sein wollte. Sagt er doch ausdrücklich, er habe sich und Andre durch eigne Beobachtung und nicht aus Büchern belehren wollen!

Im Gegensatze zu der neuplatonischen des 16. Jahrhunderts äußerte die Philosophie des 17. Jahrhunderts, dem Harvey zu nahe drei Viertheilen seiner Lebenszeit angehörte, weniger Einfluß auf den theoretischen Inhalt der Medicin, als vielmehr auf deren Methode, und mehr wieder unter den Hauptlehren derselben die des Cartesius, als die Bacons, welche doch der durchaus realistischen Richtung des Jahrhunderts mehr entsprochen hätte. Auf Harvey übte der letztere keinen nachweislichen Einfluß, trotzdem oder vielleicht weil er dessen Zeitgenosse war. Und auch Bacon erkannte Harvey, der seine Entdeckungen jedenfalls, ehe er nur Kenntniß von jenes

Google

Philosophie hatte, nach Art der Anatomophysiologen des 16. Jahrhunderts und nach deren Methode alsbald nach seiner Rückkehr aus Italien schon in Angriff genommen hatte, nicht recht an, ja eher war das Gegentheil der Fall. Was Beide in ihrer Denk- und Forschungsrichtung Gemeinsames haben, wurzelte in dem Geiste der Zeit und muß geschichtlich als die naturnothwendige Reaction gegen den Idealismus des 16. Jahrhunderts betrachtet werden. — In äußerster Opposition zu diesem stand zuletzt der Materialismus und Empirismus von Hobbes, des zehn Jahre jüngeren Freundes Harveys, und des Arztes Locke.

In der Philologie begann im 17. Jahrhundert an die Stelle des schöpferischen Klassicismus, der Betonung des idealen Inhaltes der Alten, die formalistische Auffassung dieser, der philologische Zopf, zu treten.

Die Künste machten einen noch entschiedeneren realistischen Umschwung, als die Philosophie. Darunter die Baukunst, die Musik, in welcher der religiösen des 16. Jahrhunderts die Oper folgte. In der Malerei räumte die religiöse Historie dem irdischen Genre den Platz, das Heiligen-, Madonnen- und Christusbild der Darstellung des Lebens und der Natur, der Landschaft, in welch' neuer Richtung Niederländer und Franzosen dieselbe Rolle einnahmen, wie in der des 16. Jahrhunderts die Italiener und Deutschen. „Dem seelenlos gewordenen Idealismus", sagt Dohme, „trat ein entschiedener Realismus entgegen. Die Realisten erkannten consequent nur die Wirklichkeit an. Sie setzten das Genre in seine Rechte. Es geht dies parallel mit dem damaligen Aufschwung der physikalisch wissenschaftlichen Bestrebungen", was auch heute zu beobachten ist, wie denn die Richtung unseres Jahrhunderts eine Fortsetzung und Steigerung der des siebzehnten ist.

Selbst auf dem Gebiete der Religion, worin im 17. Jahrhundert bekanntlich an die Stelle der schwungkräftigen Religiosität der Reformationszeit der Jesuitismus und der steif- und wortgläubige Consistorialglauben gesetzt ward, die dann den Unglauben weckten, trat diese Reaction ein. Und für letzteren wurden auch damals die Medicin und die Naturwissenschaften verantwortlich gemacht, wenn auch weniger laut und allgemein, als heute.

Die Naturwissenschaften erfuhren im 17. Jahrhundert ihre Umwandlung in wahrhafte Wissenschaften. So ward unter den Händen der Boyle und Stahl aus der Alchymie die Chemie. Physik und im Besonderen die Optik — wir erinnern nur an die Erfindung des Mikroskops, des Fernrohres — machten gewaltige Fortschritte, so daß mit ihrer Hilfe und der der Mathematik durch die Galilei, Kepler, Newton die Astronomie zur erhabensten aller Naturwissenschaften herangebildet werden konnte. In Mineralogie und Botanik wurden zahlreiche neue Funde gemacht und die Anfänge systematischer Eintheilung begründet.

Auf die altehrwürdige und doch so modesüchtige Medicin aber gewannen die Naturwissenschaften auch damals großen Einfluß. Baute man doch auf einzelne Errungenschaften, ja auf bloße Methoden derselben Theorien und Schulen, ganz nach der Reihenfolge, wie jene sich entwickelten!

Google

Zunächst ward die dynamisch-chemische Theorie des Theophrast von Hohenheim zerspalten, und in den Niederlanden, die damals gleich England ihre wissenschaftliche Blüthezeit hatten, von Helmont in erster Linie die dynamisch-supernaturalistische Seite jener unter Zuziehung der Chemie, von de le Boë-Sylvius dagegen vorzugsweise die chemische Hälfte derselben unter Zugrundelegung der neugewonnenen Begriffe von Gährung, alkalischen und sauren Schärfen u. s. w. zu neuen Systemen aus-, oder wenn man will, weitergebildet. Dabei ward die Theorie des ersteren sichtlich mit der mystisch-pietistischen Theologie der damaligen Zeit, die des letzteren, des jüngeren der beiden, aber mit der damals auf neue Weise verwendeten alten Lehre von den Lebensgeistern, die man aber jetzt in den hohlgedachten Nerven kreisen ließ, verquickt. Sylvius, der Stifter der chemiatrischen Schule, stand schon auf positiver Grundlage, mehr aber war dies noch bei Borelli, dem Stifter der iatromathematischen Secte, ausgeprägt. Hatte jener die Chemie, von der Harvey nicht viel hielt, und zwar die damals sich entwickelnde anorganische, als Leitfach erwählt, so der Letztere, zu dessen Schule mit Unrecht selbst Harvey gerechnet wird, die damals so mächtig aufblühende Mathematik und Physik. Reiner Realist, der sich als solcher frei von jeder Theorie zu halten suchte, war der große Praktiker Sydenham; aber er wollte nach dem Muster der damals in der Botanik hervortretenden Speciesbildung die Krankheiten nach Art solcher Species, wie die naturhistorische Schule unseres Jahrhunderts dies nach Art der natürlichen Familien versuchte, beschrieben und eingetheilt wissen. Deshalb betonte er, darin auf seinem Gebiete Harvey gleich, vor Allem genaueste Naturbeobachtung.

Verließ Sydenham nur die galenische Theorie und theoretische Therapie, gegen die auch das 17. Jahrhundert noch vollauf zu kämpfen hatte, und kehrte er einfach zu Hippokrates' Beobachtungs- und Behandlungsgrundsätzen zurück, so versetzte jener zu gleicher Zeit den Todesstoß ein Deutscher: Conrad Victor Schneider, durch den siegreich geführten Beweis, daß die ganze antike Lehre von den Katarrhen falsch und daß der Schleim einfaches Product der Nasenschleimhaut ist. Man sagt uns Deutschen nach, daß wir fremdes Verdienst bereitwilliger anerkennen, als das der eigenen Forscher. War und ist dies auch oft blos falsche Meinung, so ist dieser Vorwurf doch gerecht, wenn man die Anerkennung, welche Harvey für seine physiologische Widerlegung erlangte, mit der vergleicht, welche Schneider unter uns für seine pathologisch-aetiologische erfuhr: Schneiders reformatorische That in Bezug auf die Pathologie, das mag hier ausdrücklich betont werden, steht, geschichtlich aufgefaßt, der Harveys hinsichtlich der Physiologie ebenbürtig zur Seite.

Fast hätten wir vergessen einer letzten medicinischen Theorie des 17. Jahrhunderts — man muß die Lehre so nennen — zu erwähnen, nämlich der Pathologia animata von damals. Sie bestand darin, daß man die zu jener Zeit mit Hilfe des neu erfundenen Mikroskops entdeckten

Google

Infusorien mit sehr großem, wie sich nachträglich erwies, übertriebenem Enthusiasmus als verbreitetste Krankheitsursache proclamirte, etwa wie in unsrer Zeit die Pilze.

Die Erwähnung dieser Theorie leitet auf die Betrachtung der wissenschaftlichen Hilfsmittel hin, welche im Jahrhundert Harveys der „exacten" Forschung, welche schon damals, nicht aber, wie vielfach geglaubt wird, erst in unserer Zeit, in's Leben gerufen ward, zu Gebote standen. Es waren großentheils die gleichen wie heute, nur waren sie weniger zahlreich und ihre Verwendung noch weniger ausgebildet — und doch, welch' große Resultate wurden damit erlangt! Physik und Mathematik spielten eine maßgebende Rolle, unter den physikalischen Apparaten das Mikroskop, das auch Harvey benutzte, dann die Wage, die Minutenuhr, welche dieser in der Physiologie zuerst anwendete, das Thermometer. Selbst die chemische Analyse trat bei der Medicin in Dienst: ward doch die Hirnsubstanz auf ihren Fettgehalt geprüft. Am meisten benutzte man und zwar nicht weniger als heute, ja selbst schon als ein Verfahren, mittelst dessen man vor Laien wissenschaftliche Probleme demonstrirte, die Vivisection. Gerade Harvey stellte zahllose an, wie es scheint sogar mehr, als für seine nächsten Forschungszwecke nöthig waren. Vielfach führte er solche auch vor Nichtmedicinern aus. Wie hoch die Begeisterung für solche selbst bei Laien sich damals versteigen konnte — freilich gab es auch eine Oppositionspartei —, beweist der Umstand, daß ein englischer Geistlicher eine von Harvey öffentlich ausgeführte Vivisection in einem 493 lateinische Verse langen Gedichte, welches Professor Ritter in Prag als culturhistorischen Beitrag zur Jubiläumfeier veröffentlichte, besingen mochte!

Ferner verwerthete man in der medicinischen Forschung, wenn auch zum Glück nicht in schlechten Gedichten, die normale und pathologische Anatomie, deren Bedeutung Harvey sehr hoch stellte, ja man machte den Anfang mit experimentell-pathologischen und pharmako-dynamischen Untersuchungen.

Aus dem bisher skizzirten, wahrlich fruchtbaren Culturboden erwuchsen einestheils die Reformation der Wissenschaft und Künste im 16. und andererseits die zahlreichen, staunenswerthen Entdeckungen im 17. Jahrhundert, sowohl die astronomisch-physikalischen Galileis, Keplers, Toricellis, Guerickes, Newtons und Anderer, wie die physiologischen Harveys. Das 17. Jahrhundert war eine jener Epochen gehäufter Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Medicin, in denen von großen Geistern die Resultate vorausgegangener und gegebener geistiger Gesammtkräftewirkung in Form von Wahrheitsfunden gezogen wurden. Harvey war in diesem Sinne nur ein Sprößling jener Epoche, ein Glied in der Kette jener Mehrer der menschlichen Erkenntniß.

Verlieren nun auch bei solcher Auffassung die wissenschaftlichen Großthaten Harveys viel von dem Wunderbaren, das denselben bei von ihrem culturhistorischen Untergrunde absehender Betrachtung ohne Frage anhaftet, so

Google

benimmt jene doch nichts von deren Großartigkeit und nichts von der Größe ihres Entdeckers. Denn dessen persönliche Größe ruht auf der klaren Erkenntniß der in seiner Zeit liegenden, mit seinen geistigen Mitteln zu lösenden Aufgaben, noch mehr auf der Auffindung des richtigen Weges zur Lösung, am meisten aber auf der bewundernswürdige Ausdauer, womit er die Lösung erstrebte und endlich fand. Durch die Ausdauer ward er ein Genie im Sinne Lessings.

Die ganze Tragweite der Entdeckungen Harveys, besonders der culturhistorisch folgewichtigsten, des Kreislaufs, vollständig zu erkennen, ist sehr schwer, da gar manche Wirkungen derselben, wie bei allen geistigen Großthaten, aus dem späteren allgemeinen geistigen Besitzthume der Menschheit sich nicht mehr herausschälen und auf ihren Ursprung mit Sicherheit zurückführen lassen. Wer kann z. B. heute noch vollauf beweisen, welche Wirkungen überall die Entdeckungen eines Columbus oder eines Copernicus auf die geistige Constitution der Nachwelt gehabt haben? Heute nehmen wir alle an den mittel- und unmittelbaren Resultaten jener Theil, so zwar, daß wir uns gar nicht mehr ganz vorstellen, noch weniger aber ganz begreifen können, wie der allgemeine Zustand des Denkens und Vorstellens innerhalb des Volkes sich gestaltete, als sie noch nicht vorhanden waren. So ist es auch mit der Entdeckung des Kreislaufs: sie erschloß, wie jene, eine ganze Welt von neuen Gesichtspunkten, Anschauungen, Vorstellungen, Empfindungen auf allen Gebieten. Wo und welche Anregungen sie überall, auch außerhalb der Medicin, noch gab, wer will das sicher ermessen? Etwa in der Theologie und Philosophie. Daß sie den beiden solche geben mußte, geht in Bezug auf die letztere unter Anderem daraus hervor, daß die Vorstellungen über den menschlichen Organismus und der Begriff eines Organismus an sich durch sie umgestaltet wurden, und für erstere daraus, daß wieder ein Räthsel, auf deren Grund, wo immer sie sein mögen, die Auswüchse des Glaubens und der Aberglauben am kräftigsten wuchern, gelöst war. Das gilt fast noch mehr von der entwicklungsgeschichtlichen Entdeckung Harveys, die in dem berühmten „omne vivum ex ovo“ gipfelt.

In der Pathologie beseitigte die Harvey'sche Kreislauflehre die galenische Vier-Säfte-Theorie und die des Paracelsus. Sie entfernte die Hemmung, welche diese bis dahin dem Fortschreiten der theoretischen, wie thatsächlichen Seite der Medicin angelegt hatte, viel wirksamer, als des großen Vesal und seiner Mitarbeiter anatomische Forschungen es vermochten, ohne die jene Entdeckung nicht hätte gemacht werden können. Sie ward für die Medicin eine größere reformatorische That, wie die Luthers für die Theologie; denn sie beseitigte einen alten Glauben und gab statt dessen keinen neuen, sondern Wissen.

Dieser ihrer reformatorischen Wirkung auf die physiologischen Fundamente der Pathologie — daß sie eine Physiologie erst möglich machte und dieser zugleich die Methode für alle Folge vorschrieb, braucht nicht besonders hervor-

Google

gehoben zu werden — kommt die gleich, welche sie auf die Therapie übte: auch diese ward, soweit sie auf den falschen Theorieen der Alten beruhte, von solchen befreit. Wie sehr sie der Krankenbehandlung neue Gesichtspunkte gab, geht vielleicht am schlagendsten daraus hervor, daß die Transfusion des Blutes, welch' letztere ja in unsrer Zeit nochmals so großes Aufsehen machte und so große — Enttäuschung brachte, ihr auf dem Fuße folgte. Als Folge seiner embryologischen Entdeckung muß man die heutige, so weit gediehene Entwicklungsgeschichte, aber auch die Gynäkologie und gynäkologische Operationslehre betrachten.

Daß die Chirurgie, ganz besonders die Operationslehre, durch die Entdeckung des Kreislaufs erst ihre vornehmsten wissenschaftlichen Grundlagen erhielt, dies anzuführen genügt, um deren Tragweite für dieses Gebiet wenigstens anzudeuten.

Sehen wir aber von weiteren Einzelnheiten ab und heben wir kurz zusammenfassend den allgemeinen Einfluß jener Lehre auf die ganze Entwicklung der Medicin hervor, so besteht derselbe hauptsächlich darin, daß von ihr aus die speculative Richtung der alten und die autoritative der mittelalterlichen Arzneikunde in Hintergrund treten, dagegen die neuere Auffassung der Medicin als einer in erster Linie beobachtenden und besonders experimentellen Wissenschaft ihren Anfang und Aufschwung nahm, als deren Consequenz wir die heutige Medicin auffassen müssen.

Haben wir früher die in der Entwicklungsstufe, welche Harvey vorfand, gelegenen, allgemeinen Anregungen betrachtet, so müssen wir nun noch mehrerer Besonderheiten gedenken, welche geeignet sind, die Entstehungsgeschichte von Harveys Entdeckungen zu vervollständigen.

Dieselben nahmen, wie schon kurz erwähnt worden, ihren Ausgang von den Untersuchungen des berühmten, durch die Erfolge seines größten Schülers wie kaum ein zweiter medicinischer Lehrer geehrten paduaner Professors Fabricius ab Aquapendente. Bereits während seiner Studienzeit muß Harvey den Gedanken gefaßt haben, die Untersuchungen des Genannten über das Herz zu ergänzen und diejenigen über die Entwicklungsgeschichte fortzusetzen und, wenn möglich, zum guten Ende zu führen.

Die Methode, welche Harvey bei seinen Untersuchungen anwandte, war vorzugsweise die inductiv-experimentelle, ohne daß er jedoch die deductive ganz unberücksichtigt ließ, im Gegentheil, er prüfte die eine durch die andere auf die Richtigkeit ihrer Ergebnisse. Zuerst stellt er die Lehren derer, die sich mit seinem Gegenstande vor ihm beschäftigt haben, in großen Zügen und, wenn nöthig, in's Einzelne gehend dar, wobei er zugleich die Stärken und Schwächen ihrer Begründung andeutet; dann widerlegt er sie durch die Ergebnisse seiner anatomischen und vivisectionistischen Forschungen und baut auf diese seine eignen Ansichten auf. Dabei läßt er auch die Gründe, welche aus dem Denken allein und vorzüglich, aus der matemathischen Deduction erwachsen, nicht außer Acht.

Google

Was speciell Harveys experimentelle Methode betrifft, so hat er in Bezug auf den Kreislauf ganz gewiß Tausende von Untersuchungen und Vivisectionen, über die Entwicklungsgeschichte der Thiere nicht viel weniger angestellt, dieselben fort und fort durch Wiederholungen controlirt und die Richtigkeit seiner Schlüsse geprüft. Erwähnt er doch allein etliche 30 Thierspecies, aus denen er jedesmal zahlreiche Versuchsthiere entnahm, und forschte er doch über jedes der beiden Probleme, deren Lösung er sich mit der Selbstbeschränkung eines großen Geistes und gewissenhaften Forschers allein als Lebensaufgabe gestellt, je etwa ein Vierteljahrhundert lang, ehe er das Resultat veröffentlichte! Kleine See- und große Landthiere, Insecten bis herab zu den menschlichen Schmarotzern, Wirbelthiere, Vögel und Säugethiere, alle dienten ihm zu seinen Untersuchungen. Und nicht allein in der Studirstube und am Experimentirtische lag er diesen ob, sondern auch auf Reisen, ja er besuchte die Schlachthäuser und hörte die Angaben der Metzger, Luther ähnlich, der bei Gelegenheit der Bibelübersetzung bekanntlich auch die Auskünfte des gemeinen Mannes nicht verschmähte. Zu all den Experimenten kommen Beobachtungen am Menschen über den Blutstrom in den Venen. Auch pathologische und pathologisch-anatomische Fälle benutzte er. Es gibt nicht leicht ein zweites Beispiel in der Geschichte der Medicin, daß ein Forscher mit solch' großartiger und unermüdlicher Ausdauer seine vorgesteckten wissenschaftlichen Ziele verfolgte. Noch mehr, Harveys Ausdauer kommt seiner Vorsicht gleich!

Schon hatte er den Kreislauf mehr als 9 Jahre in seinen Vorlesungen vorgetragen und die neue Lehre anderen Aerzten und auch Laien privatim und öffentlich vielmals dargelegt, ehe er sein Büchlein von 72 Seiten über den Kreislauf in Druck gab, das Horazische „nonum prematur in annum" gewissenhaft durchführend. Dabei bringt er in der Darstellung immer nur die Hauptsache vor und läßt sich durch Nebensachen nicht aufhalten. Deshalb erwähnt er gar nicht oder nur mit einigen Worten die Beschaffenheit der Versuchsthiere, ihre Herkunft, der Zeit, zu welcher er die Untersuchungen jedesmal anstellte, der selbstverständlichen Hilfsmittel u. s. w. u. s. w.; immer nur gedenkt er des Hauptsächlichen und Wichtigen. Er will ein Schlußresultat haben, veröffentlicht nicht unergiebige einzelne Experimente. Daher kommt es denn auch, daß er zwei schwierige und auf zahllose Untersuchungen und Versuche gegründete große Entdeckungen in kleinen Büchern (die Gesammtausgabe seiner Werke umfaßt einen mäßigen Quartband bei splendidem Satze) veröffentlichen und zwei große, die Wissenschaft und in gewissem Sinne die Welt bewegende Wahrheiten in sehr engem Rahmen begründen konnte. Nirgends tritt seine Person hervor, immer steht die Sache im Vordergrunde. Der Mann ging ganz in dieser auf. Harvey war eben ein großer Geist und ein großer Charakter, der nicht allein die Wissenschaft und die Erkenntniß bereicherte, sondern auch um der Wahrheit willen — sich selbst bezwang!

Ein Musterschriftsteller in sprachlicher Beziehung aber war Harvey

Google

nicht. In dieser Richtung waren, was Sprengel den inneren Aerzten, im Gegensatze zu den Chirurgen, überhaupt nachsagt, die Musen ihm nicht hold. Er schreibt einen recht schwerfälligen, geschachtelten, wie seine Handschrift schlechten Stil und ein schlechtes Latein, ist sogar durch beides hier und da dunkel, besonders, da er sich absichtlich größtmöglicher Gedrungenheit der Schreibart befleißigt. Wohl im Bewußtsein dieser seiner auch von Engländern gerügten Schwäche als Schriftsteller ließ er sich von seinem Freunde Ent bei der stilistischen Bearbeitung seiner Entwicklungsgeschichte, die übrigens dafür auch weniger concis und weniger streng logisch aufgebaut ist, nachhelfen. Harveys Worte sind ruhig, nüchtern gewählt, nur an einigen Stellen erhebt er sich etwas im Ausdrucke, zieht sogar einige Mal Dichter an. Mit Citaten aus anderen Schriftstellern ist er sparsam; am meisten nennt er Galen und Aristoteles, also alte Aerzte und Naturforscher, deren Sprache er gut verstand, wenige neue. Darin unterscheidet er sich ebenso sehr von der Art seines Jahrhunderts, das sich durch große Gelahrtheit und Polyhistorie auszeichnete, wie von dem unsrigen mit seiner Ueberfülle von Citaten fast nur aus den „neuesten" Schriftstellern und seiner großen casuistischen Gelehrsamkeit. Seine Werke sind epochemachenden Thaten gleichzusetzen.

Viel umstritten ist, merkwürdigerweise darf man wohl sagen, bis auf den heutigen Tag die Frage, in wie weit Harvey der eigentliche Entdecker des Kreislaufs sei. Ist der aber der Entdecker — und er ist es offenbar —, welcher zerstreute unzusammenhängende Funde durch das noch fehlende entscheidende Mittelglied zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügt und eine Lehre nicht allein docirt, sondern sie auch klar und bündig durch Thatsachen und Versuche beweist, so war und bleibt Harvey der Entdecker des Kreislaufes; denn er fügte ganz unbestreitbar und auch unbestritten zuerst das Centrum des Kreislaufs, das Herz, sowohl den anatomischen Wegen innerhalb desselben, als seiner physiologischen Function nach, in den sogenannten kleinen und großen Kreislauf ein für allemal ein. Man kann die einfache Kenntniß des ersteren dem Servet und Colombo, die des letzteren dem Cäsalpin zuerkennen, dadurch werden sie aber weder einzeln, noch zusammen Entdecker des Kreislaufs, sondern höchstens Vorläufer dieser Entdeckung, wie Malpighi infolge des mikroskopischen Nachweises des wirklichen Capillarkreislaufs Vollender, und Pecquet, Rudbeck, Bartholin Ergänzer desselben. Bleibt nicht auch Robert Mayer der Entdecker des mechanischen Wärmegesetzes, trotzdem er Vorgänger hatte und Nachfolger fand, welche seine Entdeckung auf andere Weise und sogar besser bewiesen haben, als er? Die Geschichte muß Harvey, der auch den fötalen Kreislauf zuerst richtig lehrte, die Entdeckung des Kreislaufs vollauf zusprechen. Darüber dürfen wir Deutsche wohl das unparteiischste Urtheil beanspruchen, weil wir in Betreff der Kreislaufsentdeckung ganz unbetheiligt sind. Uebrigens läßt sich auch leicht aus dem ganzen Geiste des Buches Harveys, aus der Titelfassung, in der die Herzbewegung voran-

Google

steht, wie aus der Fassung der Hauptstellen die Ueberzeugung gewinnen, daß Harvey neben der Erklärung der Blutbewegung in den Venen weiter nichts als sein alleiniges Eigenthum beansprucht, als jenen krönenden Fund in der Lehre vom Kreislaufe: die Entdeckung der Herzfunction im Kreislaufe. Durch diese ward er freilich, deß war er sich jedenfalls bewußt, der Entdecker des Kreislaufs selbst.

Der laute Kampf, der bis heute nicht verstummt ist, beweist aber auch unter allen Umständen die Größe des Fundes Harveys und damit die seines Geistes, welche ihm gestattete, noch jene zweite physiologische Fundamentallehre in der Entwicklungsgeschichte zu finden, die bis jetzt wenigstens noch Niemand ihm bestritten hat.

Außer den Abhandlungen über den Kreislauf sind nur noch wenige kleine Schriftstücke Harveys und einige Briefe im Drucke vorhanden, auch sind noch eine Handschrift über Muskeln und locale Bewegung und einige Abbildungstafeln, die er bei seinen Vorlesungen benutzte, übrig geblieben. Andere Schriften sind bei dem fortgesetzten Umherwandern Harveys in der letzten Zeit seines Lebens verloren gegangen. Diese fiel nämlich in die Wirren der englischen Revolution.

Geboren aber war Harvey am 1. April 1578. Diesen Tag dürfen auch wir Deutsche feiern, weil einestheils große Männer überhaupt, vielmehr deren Geistesthaten, im höchsten Grade international sind, und weil andererseits Harveys leibliche Geburt erst durch seine 50 Jahre nach dieser in unserem Vaterlande erfolgte geistige Geburt ihren Werth für die Menschheit erlangt hat.

Harveys Geburtszeit fiel in eine wichtige und fruchtbare Entwicklungsepoche des englischen Volks, deren Triebkraft auch in Harvey sich bewährt und bewiesen hat. Sie fiel in's 20. Jahr nach der Thronbesteigung der zwar etwas schnurrbärtigen, aber mit großen Regentenvorzügen begabten Königin Elisabeth, in's 14. nach Shakespeares, in's 18. nach Bacons Geburt, in's 10. Jahr nach der Vernichtung von Philipps Armada und in's achte vor der Hinrichtung der schönen und deshalb viel zu sehr entschuldigten und beklagten liederlichen Königin Maria von Schottland. Seine Geburt fiel also in eine Epoche, in welcher England seine literarische und wissenschaftliche Blüthezeit begann und seine Weltmacht- und Handelsstellung, die Amme der ersteren, zwar auf's Wasser, aber so fest gebaut hatte, daß der Bau bis auf den heutigen Tag vorhält.

Harveys Geburtsort war das neuerdings unter uns leider so oft genannte Folkestone, allwo die wohlhabenden Eltern desselben, Thomas und Johanna Harvey, geb. Halke, hauptsächlich, wie es scheint, Landwirthschaft betrieben, und wo außer William, dem ältesten Kinde, noch sechs Brüder und zwei Schwestern desselben das Licht der Welt erblickten. Die ersteren waren später alle Kaufleute und zwar Großhändler; die den Namen nach bekannten hießen John und Eliab. Ueber die Schicksale der letzteren aber ist nichts überliefert: die Geschichte würde die Geschwister Harveys überhaupt nicht

Google

zu erwähnen haben, wenn sie nicht durch ihren Bruder William, den sie übrigens alle, wie es scheint, innig liebten, jenen Strahl von Unsterblichkeit erhalten hätten, welchen große Männer allen mittheilen, mit denen sie in irgend einer Weise in näherer Beziehung stehen.

Aus Harveys früher Jugendzeit wissen wir nichts. Die erste Nachricht wird charakteristischerweise erst bekannt, und auch hier nichts, wie die nackte Jahreszahl, als Harvey den ersten Schritt in die gelehrte Laufbahn that. Mit zehn Jahren nämlich brachten ihn seine Eltern, welche, mit den Grafen Bristol verwandt, also, was in England auffallenderweise schwerer wiegt als im übrigen Abdera, adligen Ursprungs waren, nach Canterbury in die dortige Lateinschule. Er verließ sie fünf Jahre darnach und trat am letzten Mai des Jahres 1593 in das Cajus- und Gonville-College zu Cambridge. Hier befaßte er sich während seiner Studienzeit, dem Plane der alten englischen Universitäten gemäß, welche den Aerzten nur allgemeine und besonders klassische Bildung geben, mit Dialektik und Physik. Um sich aber für den besonderen Beruf eines Arztes vorzubereiten, ging Harvey nach Padua via Frankreich und Deutschland. Padua genoß nämlich unter den damals gerade in Blüthe stehenden italienischen Hochschulen eines Weltrufs durch Fabricius ab Aquapendente besonders für Anatomie, wogegen Montpellier mehr als Ausbildungsort für Praktiker galt, weshalb Sydenham wohl auch das letztere besuchte. Außer dem genannten Anatomen und Physiologen waren noch zwei, nur durch ihre großen Schüler geschichtlich am Leben erhaltene Professoren, Joh. Thomas Minadous und Georg Raguseus, Lehrer Harveys, und zwar in der Medicin, während der tüchtige Anatom und Chirurg Julius Casserius ihn in der Chirurgie unterrichtete. Ob Harvey während seines 4 Jahre dauernden Aufenthalts in Italien auch noch andere der einander ja so sehr nahe gelegenen oberitalienischen Hochschulen besuchte, ist nicht sicher zu erfahren. Nach Florenz wenigstens scheint er gekommen zu sein. Von Universitätsfreunden desselben erfahren wir auch nichts; doch scheint Nardi unter diese gehört zu haben, während Casper Hofman, der im letzten Jahre von Harveys Aufenthalt in Padua war, ihn dort nicht kennen lernte. Ueber seine Studienjahre, vielmehr über deren Benutzung wissen wir, daß er sehr fleißig gewesen, besonders bei Fabricius. Auch wird berichtet, daß er in jungen Jahren, trotz seiner körperlichen Unscheinbarkeit, leicht die Klinge gezogen habe, eine Unsitte, welche damals in Italien und von da her auch in England als Nachklang mittelalterlicher Ritterklopffechtereien ebenso „fashionable“ war, wie das zierliche Zwickelbärtchen, das Harveys Bildniß ziert. Uebrigens machte er ein ausgezeichnetes Examen, wie sein vom 25. April 1602 datirtes Diplom rühmlichst erwähnt.

Boyle erzählt, daß seines Hauptlehrers Fabricius Vorträge über die Venenklappen Harvey zu den denkwürdigen Untersuchungen über den Kreislauf veranlaßt haben; er selbst spricht übrigens nur von den Lücken in dessen Bearbeitung der Anatomie des Herzens. Wie dem auch sei, soviel ist sicher, daß Fabricius einen maßgebenden Einfluß auf die Forschungsrichtung Harvey's übte.

Google

Nachdem Harvey in Padua den Doctortitel, der auch in England, trotzdem er im Ausland erworben war, Geltung behielt, erhalten hatte, kehrte er sofort nach Hause zurück. Er ließ sich dem Universitätsverbande von Cambridge einverleiben. Dann begann er in London seine Praxis und ward nach zwei Jahren, 1604, in das von dem humanistischen Arzte Linacre 1518 gestiftete berühmte College of Physicians als Candidat aufgenommen. Noch in demselben Jahre heirathete er in's Metier — ganz unklug muß er also nicht gewesen sein! —, d. h. er nahm die Tochter des Londoner Arztes Lancelot Browne zur Ehefrau. Sie lebte noch 1645; denn in diesem Jahre wies ihr Harveys Bruder John ein Vermächtniß zu. Wenn es richtig wäre, was man sagt, daß die Frauen, also auch die großer Männer, die vorzüglichsten gewesen, von denen die Geschichte nichts berichtet, so war Harvey's Frau eine der vorzüglichsten: außer den erwähnten Daten weiß man nur noch von ihr, daß sie das Napoleon'sche, der Madame de Staël gegenüber ausgesprochene Ideal nicht erreichte. Daß sie aber, trotzdem die Ehe ohne Kinder blieb, recht glücklich gewesen sein mag, diese Vermuthung scheint mir am meisten dadurch gestützt zu werden, daß ihr Gemahl ausnehmend gern Kaffee trank (der übrigens damals neu, vielmehr durch die in England damals auftauchenden Kaffeehäuser „fashionable" war). Das that er, allen späteren Erfahrungen nach zu schließen, nur ihr zu Liebe. War doch Harvey allen Berichten nach ein guter Mann, also gewiß auch gut gegen seine Frau, und ward er doch erst im hohen Alter infolge Krankseins etwas grämlich und gereizt, zu einer Zeit, in der seine Frau nicht mehr gelebt zu haben scheint. Aber wir wollen uns nicht zu sehr mit den kleinen Zügen aus Harveys häuslichem Leben befassen, zumal wir hier mehr auf Schlüsse, als auf sichere Daten angewiesen sind: verschweigt doch die Geschichte in der Regel bei großen Männern solche Nebensachen für's Ganze und die Nachwelt, die freilich aber meist Hauptsachen für die Lebenden sind.

Drei Jahre nach seiner Verehelichung ward Harvey zum Fellow des College erwählt. Etwa um die gleiche Zeit erhielt er auch eine ärztliche Stelle an dem noch heute bestehenden berühmten Bartholomäushospitale zu London — denn damals hielt man Anatomie und Physiologie noch nicht für unvereinbar mit dem praktischen Berufe —, an einem Hospitale, an welchem so viele bedeutende englische Aerzte den Grund zu ihrem Nachruhme legten, darunter gleichzeitig mit Harvey, zu dem er aber als Surgeon sicher nicht in nähere Beziehungen getreten, auch Richard Wiseman, der erste bedeutende englische Chirurg, „der Stolz Englands".

Von 1607 an besteht nun wieder eine große Lücke in den Nachrichten über Harveys Leben; schließen läßt sich aber, daß er während dieser Zeit unausgesetzt an seinen Untersuchungen über den Kreislauf arbeitete. Nachdem er nämlich, durch Wahl der Collegemitglieder, am 4. August 1615 zum Lumley und Caldwall-Lehrer, also zum Professor der Anatomie und Chirurgie

Google

des Lehrstuhls, welchen die beiden Genannten gestiftet hatten, ernannt worden war, trug er sofort seine neue Lehre vor. Dies geschah im Jahre 1616, im Todesjahre Shakespeares. Diese Jahreszahl geht aus den eignen Angaben Harveys hervor. Er sagt nämlich, wie schon erwähnt, bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines Buches, daß er bereits neun und mehr Jahre vorher die Entdeckung nach akademischem Brauche vorgetragen habe. In der noch vorhandenen Handschrift seines Collegienheftes ist aber vom Kreislaufe nicht die Rede; dagegen beweisen die vorhandenen sechs anatomischen Tafeln, die offenbar zur Demonstration des Kreislaufes in seinen Vorlesungen dienten, daß er in diesen die Lehre erläuterte. Auch erwähnt Harvey noch, daß er zur Erhärtung derselben vor den Mitgliedern des College Vivisectionen gemacht habe.

Auf die sofortige Wahrung der Priorität durch die gewöhnlichen Mittel legte Harvey aber jedenfalls nicht sehr viel Gewicht. Aus Sorglosigkeit oder vielmehr im Vertrauen auf die Unbestreitbarkeit derselben machte er sogar, wie Ent erzählt, einem in London um jene Zeit anwesenden venetianischen Gesandten auf dessen Bitte, um das Jahr 1616, von seiner, wie allein schon aus diesem Ansuchen hervorgeht, jedenfalls großes Aufsehen erregenden Lehre schriftliche Mittheilung. Auf diesem Wege erhielt dann Paolo Sarpi Kenntniß von der Sache, dessen Notizen nach seinem Tode als auf eignen Entdeckungen beruhend, aufgefaßt wurden und Harvey einen Rivalen mehr um die Priorität schufen.

Auch nach geschehenem Vortrage arbeitete er an der Begründung seiner Entdeckung unausgesetzt weiter, trotzdem oder weil ihm dieselbe mehr Verläumder und Neider, so sagt er selbst, als Freunde erweckte. Nur wenige verglichen ihn mit den berühmten Entdeckern Cavendish und Drake, seinen Zeitgenossen.

Nunmehr achtunddreißig Jahrealt, hatte er das Schicksal aller Wahrheitsfinder angetreten, aus ihren Entdeckungen mehr Leid, als Freud zu ernten! Und Harvey muß vom Jahre 1616 an, nach späten Aeußerungen desselben zu schließen, viel erduldet haben. Davon, wie ihm die Bosheit und Gemeinheit der Menschen mitgespielt, erzählt die Geschichte aber nichts Bestimmtes, wohl aber registrirt sie die untergeordnete, vielen seiner Zeitgenossen jedoch gewiß sehr wichtig erscheinende Thatsache, daß er am 3. Februar 1623 zum außerordentlichen Leibarzte des großen Theologen und Tabaksfeindes Jakob I. geworden.

Aber ein nicht allein für Harveys Ruhm, sondern auch für die Wissenschaft unvergleichlich bedeutsameres Jahr ward das Jahr 1628. Gab er doch in diesem sein „goldenes Büchelchen", wie Haller es nannte, über den Kreislauf in Druck, und zwar zu Frankfurt am Main (bei Fitzer). Das war in jenem denkwürdigen Jahre, in welchem das englische Parlament die berühmte Forderung der natürlichen Rechte stellte und damit die Reform des Volks- und Staatsrechtes einleitete, eine folgewichtige That, deren Berechtigung und Nothwendigkeit gerade für England übrigens wahrlich auch

Google

der Umstand beweist, daß Harveys Buch in seinem, heute vielfach als der von jeher freieste Staat bewunderten Vaterlande nicht erscheinen durfte: es passirte daselbst die Censur nicht. Freier war zum Glücke damals die Forschung in Deutschland, und so ward das Jahr 1628 ein Ehrenjahr deutscher Geistesfreiheit. Denn trotzdem die Gräuel eines dem freien Denken und geläuterten Glauben geltenden Reactionskampfes ohne Gleichen das Gegentheil hätten erwarten lassen, blieb doch unter uns das Recht der Forschung, selbst der fremden, gewahrt: Harveys Buch konnte unbeanstandet veröffentlicht werden! Der hier und da hervorgehobene Grund, daß Harvey sein Buch von Frankfurt aus habe rascher in die ganze Welt verbreiten wollen, weil diese Stadt damals Weltstapelplatz des Buchhandels war, mag zwar die Wahl gerade dieses Platzes entschieden haben; aber verdecken kann diese Angabe nicht, daß ein so epochemachendes Werk, auf welches das englische Volk heute mit Recht stolz ist, damals das Gastrecht Deutschlands ansprechen mußte, um nur erscheinen zu können. Nemo propheta in patria!

Harvey hatte auch nach der Veröffentlichung von diesem Erfahrungssatze noch recht sehr zu leiden; denn während der deutsche Arzt Werner Rolfink sofort die Tragweite des Buches erkannte und es anerkannte, brachte die Veröffentlichung dem schon vorher vielfach in seiner Heimath angefeindeten Entdecker sogar materielle Nachtheile. Er verlor den größten Theil seiner Praxis. Eine gewisse Sorte von „Collegen“ aber verspottete ihn, nannte ihn „Circulator“, was, zweideutig, wie es ist, auch Quacksalber heißt, eine Bezeichnung, die in England, wo die Aerzte mit Recht auf Standesehre sehr viel halten, doppelt ehrenrührig war, außerdem einen Zergliederer von Fröschen und kriechenden Thieren. Das Volk hielt ihn für verrückt — auch wohl eine Wirkung schöner „Collegialität“!

Harvey war jetzt fünfzig Jahre alt und sein vorher rabenschwarzes Haar schneeweiß geworden, ein äußeres Zeichen innerer Kämpfe und der Kränkungen, welche ihm eine sechsundzwanzig Jahre lang in Treue gesuchte Wahrheit brachte, jedes Haar gewiß einem Nagel innerlich erlittener Kreuzigung gleich. Denn selbst fünfundzwanzig Jahre nachher, als seine Kreislaufslehre durchgedrungen war, hatte Harvey die einstmals erlittenen Angriffe noch nicht vergessen. Zum Glück gab es aber in England keine Inquisition, deren Kerker etwa um dieselbe Zeit Galilei kennen lernte, sonst hätte er wohl, mit Ulysses zu reden, noch Härteres erduldet. Dagegen regnete es alsbald, wie das Gelehrtenbrauch, Streitschriften. Ist es doch ein historisches Kennzeichen der Wahrheit, das sie anfangs und lange verfolgt und bestritten wird, dagegen das der Theorien, daß ihnen sofort mit Enthusiasmus neun Zehntel der Welt anhängen. — Eine der frühesten Gegenschriften gegen Harvey wurde von einem federgewandten Manne in vierzehn Tagen angefertigt.

Doch in höheren Gesellschaftskreisen wenigstens, und besonders bei dem aufgeklärten, wissenschafts- und kunstliebenden, aber unvorsichtigen Könige Karl I., scheinen alle Verkleinerungen nicht auf die Dauer vorgehalten zu

Google

haben; denn einige Jahre nach der Veröffentlichung, im Jahre 1632, ward Harvey zum ordentlichen Leibarzte des Königs ernannt. Und dieser unterstützte und ermunterte ihn sogar persönlich auf jegliche Weise, selbst durch Gegenwärtigsein bei seinen Versuchen, am meisten aber dadurch, daß er ihm trächtige Thiere aus seinem Wildparke gewährte, damit er seine zweite Lebensaufgabe, die er nunmehr in fast ausschließliche Bearbeitung für die nächsten dreiundzwanzig Jahre seines Lebens nahm, durchführen könne.

Freilich ward Harvey von nun ab oft durch sein Hofamt, das ihn verpflichtete, den König täglich zu besuchen, und durch anderweitige Aufträge des Hofes von seinen Studien abgezogen. So ward er z. B. zum Reisebegleiter des jungen Grafen Lennox bestimmt. Auch mußte er 1633 den König nach Schottland begleiten. Die während des Hoflagers daselbst veranstalteten rauschenden, ununterbrochenen Festlichkeiten waren aber nicht nach des ernsten Forschers Sinn. Um ihnen zu entgehen, und seiner großen Liebe zur Natur nachzuhängen, machte deshalb Harvey einen Ausflug nach dem Baß Rock im Frithe of Ford, wobei er zugleich seine naturhistorischen Kenntnisse bereicherte, wie aus der Beschreibung hervorgeht, welche sich in seiner Entwicklungsgeschichte findet.

Für die Dauer seiner Abwesenheit von London hatte man einen Dr. Smith mit der Wahrung seiner Stellung am Bartholomäushospitale betraut. Um ihn von den Hospitalgeschäften fernerhin ganz zu befreien, gaben ihm die Governors nach seiner Rückkehr, gewiß ein Zeichen der Werthschätzung, die er sich bei diesen erworben hatte, einen Assistenten in der Person eines Dr. Andrew und beließen ihm trotzdem seine vollen Gehaltbezüge.

Wie sehr Harvey auch als Anatom geschätzt war, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1635 vom Grafen Arundel bestimmt ward, die Section der Leiche eines gewissen Thomas Parr zu machen, der 152 Jahre 9 Monate alt geworden war, worüber ein musterhafter, kurzer und doch erschöpfender Sectionsbericht noch vorhanden ist.

Im darauffolgenden Jahre begleitete er den genannten Grafen als Gesandtschaftsarzt an den Kaiserhof nach Wien. Auf der Durchreise durch Deutschland besuchte er den berühmten Professor Casper Hofman in Altdorf, um ihn durch Versuche von seiner Kreislaufslehre zu überzeugen. Dies gelang ihm aber nicht; doch trennten sich die beiden Gegner, homerischen Helden ähnlich (damals waren die Gelehrten noch so!), nach stattgehabtem Streite in — Eintracht, wie ein von Harvey im Mai 1636 aus Nürnberg an Hofman gerichteter, in den freundschaftlichsten und achtungsvollsten Ausdrücken abgefaßter Abschiedsbrief beweist, den Hofman mit ebenso höflichen Worten beantwortete. Jedoch sei hier bemerkt, daß der arme und kranke, aber ehrliche, wenn auch schneidige thüringische Grobschmiedsohn Hofman später, nachdem er sich von deren Richtigkeit überzeugt hatte, Anhänger der Harvey'schen Lehre ward.

Google

Auch während seines Aufenthalts in Wien lag der unermüdliche Forscher wieder naturhistorischen Untersuchungen ob: er durchstreifte die Wälder in der Umgegend der Kaiserstadt behufs Bereicherung seiner Kenntnisse in Botanik und Zoologie. Und diese wissenschaftlichen Ausflüge des fleißigen Mannes währten öfters so lange, daß der Graf wegen seines langen Ausbleibens in Unruhe gerieth; denn er hatte Ursache, zu fürchten, daß wilde Thiere und Räuber, welche beide damals noch in nächster Umgebung von Wien hausten, seinen berühmten ärztlichen Berather nicht respectiren möchten. Doch Harvey scheint Mangel an geistiger Beschäftigung mehr gescheut zu haben, als wilde Thiere und Räuber; denn Graf Arundels Vorstellungen und Vorwürfe vermochten nicht, ihn von seinen Forschungsgängen abzuhalten.

Aus der nächsten Zeit nach dieser Reise fehlen wieder alle Nachrichten. Nur beweist eine als Harveys Tagebuch für die Jahre 1638—51 bezeichnete, nicht aber von ihm selbst herrührende Handschrift, daß er in dieser Zeit praktisch thätig war. Als Praktiker galt er aber nicht viel, wenigstens bei einzelnen seiner „Collegen", d. h. Concurrenten, die geradezu behaupteten, seine Recepte seien keinen Groschen werth, obwohl er doch mittelst derselben so viel verdient haben muß, daß er 20,000 Pfund bei seinem Tode besaß: man weiß eben, was von solchen Bemerkungen zu halten ist. Auffallend jedoch bleibt der Vorwurf, daß Harvey allzu zusammengesetzte Recepte — achtzehn Stoffe in einer Salbe galten auch bei Sydenham für einfache Recepte! — verschrieben habe. Die Praxis versah er reitend, in einiger Entfernung von einem Diener zu Fuß gefolgt, wie damals „fashionable". Daß er auch Chirurgie praktisch übte, unähnlich Haller, der, obwohl er auch Professor der Anatomie und Chirurgie war, nie eine chirurgische Operation gemacht hat, geht daraus hervor, daß Harvey, natürlich erfolglos, eine seiner letzten Patientinnen wegen eines Carcinoms der Brust mittelst Schnitt und Glüheisen operirte.

Hatte der große Forscher seither auf dem, wenn auch kränkungsreichen so doch unblutigen Schlachtfelde der Gelehrten gekämpft, und konnte er am 21. April 1642 noch friedlich seinen Gehalt aus der Schatzkammer in Empfang nehmen, so mußte er, der 64jährige, in demselben Jahre gar den wirklichen Kriegspfad betreten. Es galt den Kampf gegen das rebellische Parlament zu führen und neben seinem Könige durfte deshalb ein Harvey nicht fehlen. Die Schlacht bei Edgeworth wurde geschlagen, die erste im englischen Revolutionskriege. Man hatte Harvey, ein Zeichen großen Vertrauens, die Sorge für die beiden jugendlichen königlichen Prinzen übertragen. Harvey wählte als sicheren Aufenthaltsplatz während jener, „praktisch", wie er sicher glaubte, einen Zaun in der Nähe des Schlachtfeldes. Um aber keine Zeit unnöthig um des Unsinns einer Schlacht willen zu opfern, nahm er ein Buch aus der Tasche und las beim Donner der Geschütze, bis eine Kanonenkugel in seiner Nähe einschlug und aufgewirbelter Sand ihn traf, als Mahnzeichen, daß im Kriege die Musen feiern müssen. Daraufhin wechselte er

Google

den Platz; ob er aber auch dann wieder weiter studirte, wird uns nicht berichtet. In dieser Schlacht soll der 18jährige Sydenham, aber auf Seiten der Parlamentstruppen, sich die ärztlichen Sporen verdient haben: die berühmtesten Aerzte Englands in feindlichen Lagern, unter den Royalisten der alte revolutionäre Forscher, unter den Rebellen der jugendliche hippokratische, somit altconservative Praktiker! — Die Königlichen unterlagen am 20. October und zogen sich nach Oxford zurück. Harvey folgte ihnen. Sieben Wochen darnach, am 7. December 1642, ließ er sich schon der Universität einverleiben, so daß die zwei ältesten und berühmtesten Hochschulen Englands sich seiner Mitgliedschaft rühmen können.

Harvey nahm alsbald seine unterbrochenen Studien über Entwicklungsgeschichte wieder auf, zunächst an Hühnereiern, wozu er das Material leicht und billig zur Hand hatte. Auch vertheidigte er sich von hier aus in zwei Schriften gegen die Angriffe des pariser gelehrten Klopffechters Riolan d. J., sachlich zwar scharf, aber im Worte doch sehr glimpflich. Es sind das die einzigen öffentlichen, zu seinen Lebzeiten im Druck erschienenen Vertheidigungsschriften Harveys, beide nach seiner Weise nur wenige Blätter stark. In Briefen vertheidigte er sich, wie es scheint, ziemlich häufig; denn unter denen, welche gedruckt vorliegen, sind die meisten Vertheidigungsschriften.

An der Oxforder Universität erhielt Harvey 1645 ein Amt: der König ernannte ihn zum Vorstand des Merton-College; der seitherige Inhaber dieser Stelle war zur Partei Cromwells übergegangen.

Während seines Aufenthaltes in Oxford nahm Harvey, ein Zeichen seines wohlthätigen und collegialen Handelns, den jungen Arzt Scarborough, der aus Mangel an Subsistenzmitteln zum letzten Aushilfsmittel des ärztlichen Kriegsdienstes seine Zuflucht nehmen wollte, zu sich in seine Wohnung und versprach, ihm für Praxis zu sorgen. Er ward Harveys Freund und wahrscheinlich auf dessen noch nachwirkende Empfehlung hin später Leibarzt Karl's II., des Schützlings Harveys beim Zaune von Edgeworth. Dieser Scarborough sollte seinem Wohlthäter und Freunde später zur Euthanasie verhelfen, d. h. ihm durch Darreichung von Opium, welches Harvey wie Napoleon I. zu diesem Zwecke in Bereitschaft hielt, das bittere Sterben erleichtern.

Das Vorsteheramt am Merton-College hatte Harvey nicht lange inne. Nach der am 24. Juli 1646 erfolgten Auslieferung Oxfords an die Parlamentstruppen kehrte er nach London zurück, wo seine Frau während seiner Abwesenheit wahrscheinlich gestorben war. Wenigstens hielt sich Harvey von da an stets bei seinen Brüdern, besonders bei seinem Lieblingsbruder Eliab und zwar auf dessen Landhäusern zu Poultry, St. Lawrence und Roohampton, auch in Lambeth und Richmond bei seinen andern Brüdern auf, so daß er jedenfalls kein eigenes Heim mehr errichtet hatte. Während des Kriegs waren auch viele seiner Papiere verschwunden; denn auch seine Wohnung in London war nicht von Plünderung verschont geblieben. Und

Google

gerade dieser Verlust kam von allen, die ihn getroffen, Harvey am schwersten an; doch alles Forschen darnach und alle Geldanerbietungen verhalfen ihm nicht zu deren Wiedererlangung.

Daß Harvey alsbald nach seiner Rückkehr die Untersuchungen über Entwicklungsgeschichte wieder aufnahm, versteht sich bei dessen nimmermüdem Forscherfleiße von selbst. Daß er aber im Stillen, allerdings nur nach dem Auslande hin, fort und fort auch noch seine Kreislaufslehre vertheidigen mußte, und daß er die Entdeckung der Lymph-Chylusbahn durch Pecquet u. A. auffallenderweise nicht in seinen Kreislauf einzufügen im Stande war und sie deshalb zurückwies, beweisen die noch vorhandenen Briefe aus seinen letzten Lebensjahren. Es kann der Ausspruch Hobbes, daß Harvey der einzige Entdecker sei, den er kenne, welcher schon bei Lebzeiten den Triumph seiner Entdeckung habe feiern können, nur für England Geltung haben. Schaden konnten ihr die Angriffe freilich nicht mehr viel, sicher am wenigsten aber that ihr die Opposition des Professor Joh. Bernhard Wilbrand noch Eintrag, der noch in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts den Kreislauf leugnete.

1649, im Jahre der Hinrichtung von Harveys Gönner Karl I., soll der nunmehr 71jährige Forscher mit seinem Freunde Ent eine Reise nach Italien gemacht haben; doch sicher gestellt ist dies nicht, wenn auch bei der dankbaren Anhänglichkeit Harveys an seinen König glaublich. Ob sich derselbe jemals mit Cromwells Regiment auch nur äußerlich befreundete, ist sehr unwahrscheinlich.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hielt sich Harvey jedenfalls oft und länger zu Combe in der Grafschaft Surrey, einer Besitzung seines Bruders Eliab, auf. Hier lag er wieder unausgesetzt seinen entwicklungsgeschichtlichen Studien und der Sammlung seiner diesbezüglichen Beobachtungen ob. Er hatte sich dort Keller herstellen lassen, einestheils, weil er die Kühle, anderntheils, weil er die Dunkelheit liebte; behauptete er doch, dann besser denken zu können. Jedenfalls war dies kein Spleen, sondern eine physische Eigenthümlichkeit Harveys.

Mindestens 23 Jahre hindurch, höchst wahrscheinlich aber schon viel länger, hatte nunmehr Harvey mit einzigartiger Ausdauer wieder den Stoff für sein zweites epochemachendes Werk, die Entwicklungsgeschichte der Thiere, gesammelt, auch in Friedens- und Kriegszeiten mit sich herumgetragen. Immer aber zögerte der gewissenhafte Forscher noch, das Buch herauszugeben. Da erhielt er eines Tages den Besuch seines damals 47jährigen Freundes Ent, der ihn, wie er sagt, gleich Demokrit der Natur der Dinge nachforschend, antraf — und ließ sich durch denselben bestimmen, den Druck endlich bewerkstelligen zu lassen. Er gab Ent das Manuscript und ertheilte ihm die Vollmacht, dieses zu vernichten, wenn dessen Inhalt ihm nicht genüge, andernfalls es drucken zu lassen. Welch' eine erstaunliche Bescheidenheit! Als Grund seines langen Zögerns gab Harvey die schlimmen Erfahrungen an, die ihm

Google

sein Büchelchen über den Kreislauf gebracht. Er hatte sie noch nicht vergessen. Ent, den Werth des Buches erkennend — verglich er es doch mit dem goldenen Vließe! — ließ es sofort drucken. Diesmal konnte es in London geschehen. So ward das Jahr 1651 gleich dem Jahre 1628 epochemachend in der Geschichte der Medicin und der Naturwissenschaften; diesmal für einen andern Theil der Physiologie: die Entwicklungsgeschichte!

Harvey hatte nunmehr diejenigen großen Aufgaben im Alter gelöst, welche er sich in früher Jugend schon gestellt hatte. Sich noch in neue wissenschaftliche Arbeiten einzulassen, davon hielt ihn 73jährig, wie er war, sein klarer und vorsichtiger Geist ab. Er mochte fühlen, daß er, um ferner noch Großes zu leisten, zu alt, um aber Kleines in Angriff zu nehmen, zu groß sei! An den Klippen des Alters, durch die sein Landsmann Newton später Havarien erlitt, segelte Harvey unbeschädigt vorüber! Er studirte zwar noch weiter, von jetzt an besonders Mathematik, weshalb er stets William Oughtreds Lehrbuch auf seinem Studirtische hatte, — aber er veröffentlichte nichts mehr, wie er denn darin einzig dasteht, daß er nur epochemachendes Neue hat drucken lassen und gegen die Richtung seiner Zeit dies in dünnen Büchern that. Dabei beschränkte er sich nur auf einen Zweig der Medicin, die Physiologie, freilich begründete er diesen aber neu und förderte ihn auch, wie kein Nachfolgender — ein über die Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit, wie kein zweiter, klarer Geist! Er wollte nicht durch Vielerlei, wie die Polyhistoren seiner Zeit, glänzen, sondern durch Viel wahrhaft fördern, am wenigsten aber wollte er, was er nicht völlig nach dem Maße seiner Kräfte durchgearbeitet, drucken lassen, wie nicht selten in unserer Zeit gerade zum Schaden der Wissenschaft geschieht.

Hatte Harvey bisher sein ganzes langes Leben, der Erforschung zweier Wahrheiten, und damit im höchsten Sinne der Menschheit gewidmet, so stellte er sich am Ende die seiner würdige ethische Aufgabe, von jetzt an der Humanität im engeren Sinne und speciell seinem Stande zu nützen. Letzteres that er wohl, weil er der Ueberzeugung sein mochte, daß er, wenn er diesen hebe, auch indirect seiner Wissenschaft und damit wieder der ganzen Menschheit nützlich sein werde. Auch mochte er, als er den wissenschaftlichen und Corpsgeist seines Standes, der unter den englischen Aerzten zwar von jeher rühmlicherweise sehr ausgebildet und durch centralisirte, strenge und in langer Gewohnheit festgewurzelte Selbstregierung geregelt war und ist, mehren half, in wohlberechtigtem Ehrgeize darnach streben, auch die Bürgerkrone der ärztlichen Republik zu der im Dienste der Wissenschaft erworbenen Lorbeerkrone hinzuzufügen.

Geld scheint Harvey stets nur als Mittel zu höheren Zwecken geschätzt zu haben; denn bis in sein 73. Lebensjahr hatte er sich nicht um den Stand seiner Schätze gekümmert — freilich hatten damals Börsen und Luxus noch nicht das Leben selbst der Gelehrten vergiftet. — Vielmehr hatte er bis dahin die Sorge um sein Vermögen gänzlich seinem Bruder Eliab anheim-

Google

gegeben, dem er sie freilich überlassen und auf den er sich, obwohl die Bibel davor warnt, auch verlassen konnte, wie denn die Harveys ein schönes Familienleben geführt zu haben scheinen. Als er sich aber über den Stand desselben — es war nicht gering, denn er war, wie die Engländer sagen, 240,000 Mark werth — vergewissert hatte, fing er sofort an, sich eines Theiles desselben auf edle Weise zu entledigen.

Demgemäß frug Harvey zuerst beim College zu London an, ob es ein von ihm zur Aufnahme einer Bibliothek, einer Präparaten- und Instrumentensammlung u. s. w. zu errichtendes Gebäude annehmen wolle. Das College gab seine Zustimmung und beschloß zugleich, am 12. Dec. 1652, die Büste des edlen Mitgliedes im Versammlungssaale aufzustellen und dieselbe zugleich mit einer die Verdienste des Entdeckers des Kreislaufs feiernden Inschrift zu versehen. Harvey beschleunigte nunmehr den Bau so sehr, daß er denselben schon am 2. Februar des folgenden Jahres dem College übergeben konnte, nachdem er die Mitglieder zu einem geselligen Mahle eingeladen hatte. Durch Geschenke von Büchern aus der Medicin, Astronomie und Geometrie, Optik Geographie, Naturgeschichte und Reisebeschreibungen bildete er einen Grundstock zur Bibliothek. Durch diese Auswahl aus den verschiedensten Gebieten thut aber Harvey dar, wie großes Gewicht er auf universale Bildung des Arztes legte. Die Bibliothek war Freitag-Nachmittag geöffnet, die Mitnahme von Büchern aber nicht gestattet.

Dem Cajus-College zu Cambridge schenkte er das Haus seines Vaters. Und als ihn Bruder Eliab davon abhalten und den Werth desselben in Geld geben wollte, weil doch die Brüder und Schwestern alle in jenem Hause geboren waren, gab er zur Antwort, daß durch Schenkung desselben an jene Anstalt, auf der er gebildet worden, ihrer aller Andenken am besten gewahrt bleibe.

Sein Lehramt legte Harvey im Jahre 1654 nieder. Das College trug ihm nun den Vorsitz an. Aber Harvey war so wenig ehrsüchtig, daß er unter Verdankung der guten Absicht zwar, aber bestimmt diese höchste Ehre, welche einem englischen Arzte von seinen Standesgenossen übertragen werden kann, ablehnte und den seitherigen Präsidenten Prujean zur Wiederwahl empfahl, die denn auch erfolgte. Die Versammlungen des Colleges besuchte er aber trotz seines hohen Alters weiter. Er unterhielt sich hier nach erledigter Tagesordnung gerne über Politik bei einer Tasse Kaffee. Persönlich war Harvey liebenswürdig, fröhlich, leutselig, bescheiden. Wenn seine eigenen Verdienste berührt wurden, verhielt er sich eher ablehnend, fremdes Verdienst erkannte er aber um so lieber an. Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Biederkeit, Treue gegen Freunde und Wohlthäter, eigne Wohlthätigkeit, tiefe Religiösität zierten seinen Charakter. Eine gewisse Lehrhaftigkeit in der Unterhaltung war wohl die natürliche Folge seines langen Professorenthums, gewiß nicht der Selbstüberschätzung. Er hatte auch ein offenes Auge für schöne Natur und für die Kunst: hatte er doch das von ihm gestiftete

Google

Gebäude, welches bei dem großen Brande von 1666 leider schon wieder niederbrannte, in edlem antiken Stil erbauen lassen.

Außer diesem Bau verschrieb er 1656 dem College noch ein großes Gut, das sein Vater hinterlassen hatte, und 1120 Mark jährlicher Rente, damit zum Andenken an die Wohlthäter des Colleges jährlich am 25. Juli eine Rede gehalten werde, für deren Abhaltung der jedesmalige Redner ein Ehrenhonorar erhalten sollte. Diese Rede wird bis heute noch gehalten. Von jener Rente sollte außerdem der Diener seiner Bibliothek- und Museumsstiftung ein jährliches Geschenk erhalten, allen Theilnehmern an dem Acte aber — last not least — eine Tasse Kaffee, wohl zum fröhlichen Angedenken an des Stifters schwache Seite, nach der Feier verabreicht werden, was ebenfalls bis heute geschehen soll, obwohl Falstaffs Sect bereits seit lange das damals kostbare Getränk Arabiens ausgestochen hat, auch in England.

Zwei Jahre bevor Harvey die letzterwähnten Schenkungen dem College zugewandt, hatte er das Cockaine-house seines Bruders Eliab bezogen, weil es sehr kaltes Wasser hatte, das ihm zur Selbstbehandlung nothwendig war. Er litt nämlich schon lange an Gicht und Schlaflosigkeit. Gegen beide verwendete er die Kälte trotz einem der neueren Kaltwasserärzte: bei Anfällen der ersteren stellte er seine Füße in einen Eimer kalten Wassers und legte sie dann auf einen warmen Ofen, wenn die einfache Entblößung jener nicht helfen wollte, der letzteren wegen aber wandelte er im einfachsten Kleide der Nacht so lange umher, bis er zu frieren anfing, worauf er dann einschlief. Die Wege zur Gesundheit sind bekanntlich sehr mannigfach und auch das Handeln der Aerzte ist von jeher sehr verschieden.

Gegen Ende seines Lebens hatte Harvey auch die Praxis aufgegeben. Eine seiner letzten Patientinnen war eine Lady Howland, die ihrem großen Arzte zu verdanken hat, daß die Nachwelt sie nennt.

Kurz vor seinem Tode, wie es scheint, schenkte Harvey noch dem Bartholomäushospitale eine Rente von 600 Mark, seinem Freunde Hobbes eine solche von 200 Mark; auch für seine Diener trug er Sorge. Den Rest seines Vermögens aber vermachte er seinem Bruder Eliab.

Krankheit und Alter hatten endlich ihre sichere Wirkung an dem nahezu Achtzigjährigen gethan. Sein Sterbetag war gekommen. Klaren Geistes, aber nicht ohne noch die Gegenwehr des Arztes zu versuchen, erwartete er seine Todesstunde. Um 10 Uhr des Morgens begann die Zunge ihm den Dienst zu versagen. Doch hatte er noch Kraft genug, seine Neffen zu sehen, dem einen seine Minutenuhr, dem andern Anderes zu schenken. Auch seinem Herzensfreunde Ent und dem Dr. Scarborough bestimmte er kleine Andenken. Dann winkte er seinem Apothecary Sambroke, daß er ihm an der Zunge zur Ader lasse. Das aber konnte nicht mehr helfen, und ebenso wenig sollte Scarborough Harvey's Freund von der Oxforder Zeit her, den früher erbetenen Freundschaftsdienst mittelst Opium leisten: Harvey starb ruhig, am 3. Juni 1657. Und leicht mag die Gewißheit, der Welt zwei unvergängliche Wahrheiten

Google

gegeben, und das Bewußtsein, mit Wohlthun sein Leben beschlossen zu haben, seiner Sterbestunde noch einen milden Schein in Form der beglückenden Ahnung der Unsterblichkeit für diese wie für jene Welt verliehen haben.

Dreiundzwanzig Tage nach erfolgtem Tode fand erst die Beerdigung statt. Am 26. Juni führte man die Leiche nach der vielleicht unterdessen hergestellten Familiengruft zu Hampstead in Essex. Sämmtliche Aerzte des College begleiteten den Trauerzug ihres größten Mitgliedes, bis weit vor London. Drinnen in der Stadt vor Westminsterhall aber leistete Cromwell an dem Tage, mit allem Schein und Flitter irdischer Macht umgeben, den Eid auf die neue Verfassung.

Der bleierne Sarg trug, der stillen Größe des Mannes entsprechend, die einfache Inschrift:

Dr. William Harvey,
the third of June 1657, aged 79 years.

Allzu wortreich war dagegen die Inschrift seines später errichteten Grabdenkmals zu Hampstead, das auch sein Bildniß trug.

Erst im vorvorigen Jahre aber, dem dreihunderten seiner Geburt, hat man in England beschlossen, dem größten Physiologen, der je gelebt, dem Geistesgenossen der Copernicus, Galilei, Kepler, Newton, Robert Mayer, ein würdiges Denkmal zu setzen.

Vergegenwärtigen wir uns, denn es scheint angemessener, von einem Unsterblichen gleich wie von einem noch Lebenden zu scheiden, zum Schlusse das Bild Harveys! Seine Gestalt ist klein und schmächtig, aber ebenmäßig gebaut, der Gesichtsausdruck ernst, ja streng, die Gesichtsfarbe dunkel. Das Haar trägt er lang, nach Künstlerart. Die Augenbrauen sind stark, aber schön gewölbt, und beschatten ein tiefliegendes, scharfblickendes, dunkles Auge, dem man ansieht, daß es in die Tiefe zu dringen gewohnt ist. Am meisten imponirt die mächtige, hohe und breite, kräftig modellirte und doch harmonisch gegliederte Stirn mit den gewölbten Stirnhöckern des Denkers und den vortretenden Augenbrauenrändern des Beobachters. Der Gesichtstheil ist, der Stirne verglichen, schmal und klein, fällt von den Seiten her nach unten rasch ab, die Nase ist ziemlich stark, leicht gebogen und scharf umrissen, der energisch geschlossene Mund mittelgroß, die Oberlippe mit einem kleinen Bart besetzt. Das stark vortretende Kinn trägt einen Zwickelbart, das ganze Antlitz zeigt den Ausdruck der ruhigen Größe, Energie und Beharrlichkeit. Der weite, faltenreiche Talar eines Präsidenten des College aber verleiht der ganzen Gestalt den Charakter der Würde, die maßvoll bewegte Linke dagegen den eines lebendig Vortragenden.

Die Kenntniß der Art, wie Harvey sein Leben geführt, lehrt die Nachgeborenen eindringlicher, als lange Betrachtungen dies darthun könnten, nicht allein daß man, sondern, was mehr und unvergleichlich wichtiger ist, wie man im Dienste der Wissenschaft, also der Wahrheit, arbeiten soll, um zum werthvollen Ende zu gelangen. Wir sollen, so sagt uns das Leben des

Google

zweifach erfolggekrönten Forschers: nach allen Richtungen klar durchdachte, wenige Aufgaben treu und unermüdlich, des Ziels bewußt, mit allen Mitteln nach allen Seiten prüfen und spät erst mit umsichtigem Zögern, nach langer Forscherarbeit, so weit möglich fertig Erkanntes in knappem und einfachem Gewande dem unbestechlichen, aber zuletzt immer gerechten Urtheilsspruche der Geschichte unterbreiten!

Dieser wird dann ohne Zweifel der sein müssen, daß, wenn auch nur Wenige, gleich einem Harvey, das Höchste erreichen, doch wenigstens wer immer so geforscht, und mit Einsetzung all' seiner Kraft und Zeit nach dem Höchsten treu gerungen hat, ein kleines Lorbeerreis verdiene, als ein rühmlicher Arbeiter im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit, unserer Herrin!*)

*) Die vorliegende Arbeit war zum Vortrage in der dritten allgemeinen Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Cassel bestimmt, der aber in Folge Erkrankung des Verfassers nicht zur Ausführung gelangte. Damals war das dreihundertste Jubiläumsjahr der Geburt Harveys.

Google

Bibliographie.

Petöfis poetische Werke. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer herausgegeben von Ludwig Aigner. 1. Lieferung. 8. S. 1—64, mit 1 Holzschnitt. Budapest, Aigner. Erscheint in c. 20 Lieferungen à *M.* 0.60

Petöfis Gedichte sind vielfach ins Deutsche übertragen worden; allein keine der vorhandenen Uebersetzungen vermochte strengen Ansprüchen zu genügen, weil es eben keinem Uebersetzer gelingen konnte, jedes Gedicht Petöfis dem Inhalt und der Form nach gleich gelungen zu übertragen. Dieser Umstand läßt es als eine gute Idee erscheinen, das, wozu die Kraft eines Einzelnen nicht auszureichen schien, durch das Zusammenwirken Mehrerer zu ermöglichen. Der Herausgeber wandte sich zu diesem Zwecke an alle bekannten Petöfi-Uebersetzer, die sich — wenigstens nach dem Inhalte des vorliegenden Heftes zu schließen — bereit erklärt zu haben scheinen, das Unternehmen durch Beiträge zu fördern. Der Fortgang der Sammlung erst kann ein berechtigtes Urtheil über das Gelingen des Planes gestatten, welcher Angesichts der genialen Erscheinung des leider zu früh verschiedenen Dichters nur alle Billigung verdient.

Dan. Sanders, kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutsche Schulen. Zweite, um die abweichenden amtlichen Feststellungen für die bayrischen, die österreichischen, die preußischen und die württembergischen Schulen vermehrte Auflage. 8. VI u. 76 S. Leipzig, 1880, Breitkopf und Härtel. Cartonnirt.

Im vorigen Jahre erschien von demselben verdienten Verfasser ein „Orthographisches Hilfsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckberichtiger". In kurzer Zeit hatten auf Anregung der klassischen Buchdruckerfirma Breitkopf und Härtel in Leipzig 425 Firmen, darunter mehrere von sehr bedeutendem Umfange und Gewicht, ihren Beitritt erklärt. Nach solchen Erfolgen innerhalb des Druckgewerbes schien es geboten, das Buch auch dem Gesammtpublikum vorzulegen, und dies geschah in einer neuen Ausgabe, die nur insoweit eine Veränderung erhalten hatte, als es die Berücksichtigung der Schrift neben dem Druck erforderte. Der vorliegende Auszug aus dieser neuen Ausgabe soll einen Ersatz bieten für ein Hilfsbuch der noch fehlenden einheitlichen deutschen, der Schule und dem Leben gemeinsamen Rechtschreibung für deutsche Schulen. Zu den Angaben der ersten Auflage sind überall die Abweichungen in den amtlichen Feststellungen hinzugefügt, wie es das Titelblatt andeutet, so daß nun das Buch auch für den augenblicklichen unerquicklichen Zwischenzustand in allen Schulen Deutschlands und Oesterreichs brauchbar wird.

Wilibald von Schulenburg, wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. 8. XXII u. 312. S. Leipzig, 1880, F. A. Brockhaus.

Ein überaus werthvoller Beitrag zur Sagenkunde Deutschlands, für den man dem Herausgeber um so mehr danken darf, als er für die Nacherzählung der aus Volksmunde während mehrerer Jahre an Ort und Stelle gesammelten Märchen und Sagen den Ton richtig getroffen hat. In einer sehr gut geschriebenen Vorrede giebt der Herausgeber Aufschlüsse über die Art und Weise seiner Sammelthätigkeit. Zur Veröffentlichung des Gefundenen hat ihn zuvörderst der Wunsch vieler Wenden bewogen, ebenso später die Absicht, in dieser Richtung ein treues unverfälschtes Bild des Volksgeistes, wie er sich ihm darstellte, ohne Zuthaten und Deutungen zu geben. Daher haben außer den eigentlichen Sagen viele Nachrichten Aufnahme gefunden, welche nicht im engeren Sinne als sagenmäßig gelten können, und somit ist die

Google

Bezeichnung „Sagen“ im Titel im engeren Sinne zu fassen. Solche Nachrichten dürften von diesem Gebiete der Lausitz nicht unangebracht sein, denn der Spreewald mit seinem sagenumwobenen Schloßberge ist und bleibt ein Stück Land, das besondere Theilnahme beansprucht, auch wenn man nicht in ihn den heiligen Hain der Semnonen verlegt, wie das schon geschehen ist. — Das Buch kann Jedem warm empfohlen werden, der an deutscher Sagenforschung Interesse nimmt; den Freunden von Fontanes ausgezeichneten Wanderungen durch die Mark Brandenburg wird es eine besonders erwünschte Gabe sein.

Alfr. R. Wallace, die Tropenwelt nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Autorisirte deutsche Uebersetzung von David Brauns. 8. XVI und 376 S. Braunschweig, 1879, Vieweg. ℳ 7.—

Diese Arbeit eines der genialsten Mitbegründer der Selectionstheorie giebt in vier Capiteln eine klassische und in ihrer Art kaum übertroffene Darstellung der Tropenwelt. Im ersten Capitel werden das Klima und die physikalischen Verhältnisse des Tropengebiets besprochen, im zweiten die Pflanzenwelt der Aequatorialzone; die Thierwelt der Tropenwälder im dritten, und im vierten endlich werden die Kolibris, als Beispiel der Pracht und Ueppigkeit der Tropenwelt, in Betrachtung gezogen. In den angehängten vier Capiteln ist von der Färbung der Thiere und Pflanzen, dem Alter des Menschengeschlechts, ferner von den Beziehungen zwischen geographischer Verbreitung der Thiere und den geographischen Veränderungen der Erdoberfläche die Rede. Mehr noch als in den früheren Werken des Verfassers, z. B. dem über den malayischen Archipel, erhebt sich die Darstellung zu einer Höhe, wie sie bei uns nur durch Alexander von Humboldt erreicht und in neuerer Zeit nur von Oscar Peschel und vielleicht Friedrich Ritzel fast erklommen ist. Die Klarheit der Schilderung und ihr poetischer Gehalt, welche hier im Dienste strengster Wissenschaftlichkeit wirksam sind, gestalten die Lecture des gut übersetzten und vortrefflich ausgestatteten Buches zu einer überaus fesselnden.

Rodolphe Lindau. Peines perdues. Un volume. Format gr. in — 18. 341 pag. Paris, 1880. Calmann Lévy. 3 fr. 50 c.

Rudolph Lindau. Liquidirt. Novelle. 2. Auflage 8. 165 S. Stuttgart, 1880, Eduard Hallberger. ℳ 4.—
— Schiffbruch. Novelle. 2. Auflage. 8. 184 S. Stuttgart 1880, Eduard Hallberger. ℳ 4.—

Dem Begründer der „Revue des deux mondes“ François Buloz, wird das geflügelte Wort in den Mund gelegt, er habe nur zwei Schriftsteller gekannt, welche Französisch zu schreiben verstanden, und diese beiden seien Deutsche gewesen: Karl Hillebrand und Rudolph Lindau. Wenn das Wort des originellen Franzosen auch nicht in seiner ganzen schroffen Entschiedenheit zu acceptiren ist, so darf doch gesagt werden, daß Beide zu den wenigen Bevorzugten gehören, denen es durch ihr feines und volles Eindringen in den Geist noch einer anderen der großen Culturſprachen vergönnt gewesen ist, in der internationalen Literatur ehrenvolles Bürgerrecht zu gewinnen. Beide sind nicht nur deutsche, sie sind wirkliche französische und englische Schriftsteller, nicht lediglich aus dem Deutschen übersetzte; was sie in diesen Sprachen schreiben und veröffentlichen, läßt in seiner sprachlichen Unmittelbarkeit erkennen, daß es sich hier nicht um eine Transformation des deutsch Gedachten in ein fremdes Idiom handelt: selbst die haarfeine, oft nur für das schärfste Auge erkennbare Lücke zwischen Original und Uebertragung, wie sie bei einem auch noch so schnell vollzogenen Umsetzungsproceß sich immer ergiebt, ist hier nicht sichtbar. Wenn Rudolph Lindau vielleicht noch mehr als sein geistvoller Genosse, der Meister des Essays, ein internationaler Schriftsteller genannt zu werden verdient, so ist der Grund hierfür in dem Umstande zu suchen, daß die von Lindau in so scharfen Umrissen gezeichneten Figuren zumeist jener internationalen oder Weltgesellschaft angehören, die allein in Paris zu finden ist. In das Geheimniß dieser Gesellschaft ist der deutsche Schriftsteller als legitimer Beobachter eingedrungen mit dem Apparate eines schnell erfassenden, sachlichen, an großen Lebensräthseln erprobten Auges, der Kenntniß ihrer Sprache, Formen und Gebräuche, als Einer, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist. Der pessimistische Zug, der durch die meisten Novellen Lindaus weht, ist den Ergebnissen entlehnt, welche er in dieser Welt gewonnen; er ist wahr, wie es die von Lindau geschilderten Conflicte einst gewesen und nicht etwa eine schriftstellerische

Google

Concession an die herrschende philosophische Strömung. — Die in den vorliegenden Bänden von Rudolph Lindau sich selbst französisch nacherzählten Novellen zeigen den Schriftsteller in seiner ganzen Eigenart, insbesondere die drei: „le pendule philosophique“ (das Glückspendel), „le visionnaire“ (der Seher) und „une liquidation“ (Liquidirt). Es sind Geschichten von ergreifender, oft grausamer Wirklichkeit; die intimste Menschenkenntniß redet aus ihnen zu dem Leser, die mit energischem, von sicherer Hand geführtem Pinsel gemalten Personen heben sich plastisch und wie greifbar ab von einem nicht blos nebensächlich behandelten Hintergrunde. Lebhaften Schrittes, ohne jemals ermüdet zu zögern, wenden die Conflicte sich der Lösung zu. Wenn dem Beschauer, dem Leser Eines zu fehlen scheint und zu wünschen übrig bleibt, so ist es der von edlen Frauengestalten, von hoher Liebe verklärend und mildernd ausstrahlende Glanz. Ein leises Anklingen unserer Liebesromantik, ein leises Mitwirken der von allem Realen und Wahrscheinlichen unabhängigen freien Phantasie würde die Eindrücke läutern, mit denen wir von dem hervorragenden Erzähler und Sittenschilderer scheiden, und ihn vielleicht in unserer Schätzung seiner schriftstellerischen Bedeutung noch um einige Stufen höher und unserem Herzen näher bringen. Die Novelle „Der Glückspendel“ bedeutete den Eintritt ihres Verfassers in die erste Reihe unserer Erzähler; mit ihrem starken Stimmungsgehalt und meisterhaften Colorit, ein düsteres Grau in Grau, wird sie den französischen Leser bewegen, wie sie die heimathlichen bewegt hat. Die Novelle „Der Seher“ ist den Lesern von „Nord und Süd“ in guter Erinnerung. Der Eingang gleich — die Schilderung einer Eisenbahnfahrt, die Durchsuchung der Coupées nach einem entflohenen Mörder — ist ein Stück genialster realistischer Darstellung. Auch das Motiv der Novelle ist überaus originell, nicht minder wie ihr Schicksal, aus dem Deutschen in's Französische und dann von einem österreichischen Blatte (welches den Autor nicht kannte) wieder in's Deutsche übertragen zu werden. Das erste Capitel von „Liquidirt“, die Erzählung einer unter abenteuerlichen Umständen unternommenen Reise in China, erinnert in ihrer unvergleichlichen Anschaulichkeit an Charles Sealsfield's Kunst; die Figuren der beiden Amerikaner sind wie mit dem Auge Bret Harte's gesehen und erfaßt. Ueberhaupt bestehen zwischen den beiden Genannten und Rudolph Lindau manche Beziehungen, besonders, wenn es sich um Typen des Amerikanerthums handelt, welche von dem deutschen Schriftsteller mit erstaunlicher Treue und mit sichtlichem Behagen geschildert werden. Da ist kein Strich zu wenig oder zu viel: diese Menschen sind so. Deshalb werden auch diejenigen von Lindaus Novellen, in welchen Amerikaner erscheinen, zur wirksamsten Propaganda gegen eine in Deutschland nun allverbreitete Anschauung, welche mit dem Begriff des „Yankee“ in den meisten Fällen den der Rohheit, Selbstsucht und Unbildung verbindet.

Friedrich Zimmer, Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen. Illustrirt von deutschen Künstlern. Quart-Format. II und 42 S., mit eingedruckten Holzschnitten und Noten. Quedlinburg, 1880, Chr. F. Vieweg. Cartonnirt. M. 4.

Kindliche Texte, heiter und ernst, doch alle gleich harmlos, einfache Melodien dazu, zumeist in Liedform, einzelne im neueren Stil, prächtige Bilder, von denen manche sich als alte Bekannte aus der „Deutschen Jugend“ vorstellen — das ist's, was das Buch bietet. Ein Bilderbuch für die Allerkleinsten, ein Lesebuch für diejenigen, die in der Schule die ersten Exercitien gemacht haben, ein Klavierspielbuch sowohl für Anfänger, die noch nicht über den Violinschlüssel hinausgekommen sind, wie für Vorgeschrittenere. Das Buch ist gut ausgestattet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

CARLSBADER STADT-WAPPEN

Schutz- Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Band 13. — Heft 38.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mai 1880.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Alfred Meißner's, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte:
J. Engelhorn in Stuttgart (Leixner, Unser Jahrhundert).

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIII. Band. — Mai 1880. — 38. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Alfred Meißner.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Google

Google

Toni.

Novelle

von

Alfred Meißner.

— Bregenz. —

(Schluß.)

Als der nächste Morgen dämmerte, saß ich im Wagen und fuhr der Station entgegen. Lange blieb mein Blick den Bergen zugekehrt, die in immer blässeren Umrissen zurückwichen; mein Gefühl war wie ein langsames, wollüstig schauriges Verbluten.

Zu Hause angekommen, hatte ich meine jetzige Ankunft, aber auch meine demnächstige Abreise zu erklären. Ist einmal eine Heimlichkeit vorhanden, wird eine ganze Reihe von Empfindungen, oder, besser gesagt, Nothlügen nöthig; welches Aufwands von Scharfsinn bedurfte es in meiner Lage und wie wenig fruchtete er! Ich suchte die „Helfer in der Noth“ auf, ich wurde von ihnen nicht abgewiesen, aber sie halfen auch nur zögernd, und nach mancherlei eingeholten Erkundigungen, darüber verging Tag um Tag. Es konnte nicht anders sein, als daß meine Unruhe und Verstimmung sichtbar wurde.

Eines Nachmittags saß ich still im Gärtchen, auf der Bank zunächst dem Hause. Das Fenster im Hochparterre war offen, ich hörte meine Mutter mit halblauter Stimme sagen:

„So sieh ihn doch nur an. Er geht herum wie im Traum, immer für sich allein, und hat an nichts, was sonst junge Leute seines Alters thun und treiben, eine rechte Freude. Was er zu thun hat, thut er, dann sitzt er wieder da, senkt den Kopf, blickt ins Buch, aber seine Gedanken sind anderswo . . . .“

Ich wußte gleich, daß von mir die Rede sei.

„Wenn ich nur wüßte, welche Unruhe ihn herumjagt“, fuhr die Mutter fort. „Ohne eigentlichen Grund ist er plötzlich zurückgekommen, spricht aber

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schon wieder vom Abreisen. Bis Mitternacht höre ich ihn auf seinem Zimmer herumgehen".

„Wenn nur", erwiderte ebenso halblaut eine Stimme, die ich als die einer Freundin meiner Mutter erkannte, „nicht eine Liebschaft dahinter steckt. „Du mußt hinter die Sache zu kommen suchen. Dergleichen hat oft Folgen fürs ganze Leben".

„Ich glaube nicht, daß es das ist", erwiderte meine Mutter. „In wen sollte er sich verliebt haben?"

„Ja, in wen! Das mußt Du eben herauszubekommen suchen".

„Eine Person, die hier lebte? Eine Person, wegen der er so unerwartet schnell zurückgekommen? Ich denke nach, aber ich finde Niemand".

Wieder ward es still zwischen den beiden Frauen. Sie waren offenbar wieder bei ihrer Arbeit.

Zum ersten Mal dachte ich klarer über eine Seite im Charakter meiner Mutter nach. Sie war so still, es war ihr in allen Dingen ein eigenthümlicher leiser Tritt eigen. Sie war die verkörperte Umsicht, und ohne viel davon zu reden, hatte sie ihre Augen überall. Jedes zu Boden gefallene Blatt hob sie auf und sah es an, ehe sie es wegwarf. Die Erste auf den Füßen und die Letzte zu Bett, war sie immer beschäftigt, alles an seine richtige Stelle zu bringen. Ehe sie schlafen ging, war sie gewohnt, mit geräuschlosen Schritten das ganze Haus zu durchwandern, um bei jedem Fenster, jeder Thüre nachzusehen, ob sie gehörig geschlossen. Sie hörte alles, sah alles, nicht nur jedes Spinnennetz in einer Ecke, auch jedes Thun und Unterlassen bei den Hausgenossen. Nie wurde sie durch ein Ereigniß überrascht, sie hatte immer alles vorausgesehen. Dabei war sie jeder Gewaltsamkeit abhold und ich hatte sie mehrmals sagen hören, daß man mit kleinen Mitteln, rechtzeitig angewendet, den meisten Uebeln vorbeuge, und fast alles erreiche. So war sie recht eigentlich eine Homöopathin, auch im Thun und Lassen. Was sie erfahren wollte, verstand sie auf die unverfänglichste Art aus Jedem herauszubekommen. Sie stellte so gern Fragen an Leute, die ihr der Zufall entgegenführte, ohne sich dabei selbst zu nennen, man hätte sie Frau Incognito tituliren dürfen. Alle diese Eigenschaften hätten ihr den Charakter eines weiblichen Diplomaten aufdrücken müssen, wenn ihr sonstiges Benehmen nicht jeden Gedanken an Arglist verscheucht hätten. Wohlwollen bildete den Grundzug ihres Charakters.

Das alles übersah ich im Geiste, es forderte mich zu doppelter Vorsicht auf.

„Wenn ich nicht recht still verreise", sagte ich zu mir, „entdeckt sie alles. Ihre Augen sehen so klar, ihr Herz ist so wachsam —"

Ich hörte jetzt meine Mutter tief aufseufzen und wieder hob sie an:

„Deine Rede giebt mir zu denken. Ein Mutterherz kommt nie aus den Sorgen heraus. Ernstlich verliebt meinst Du? Sprich, hast Du eine Vermuthung?"

Google

„Ich, keine“.

„Aber das läßt sich oft nicht so toll träumen, wie es hergeht. Er ist in das Alter getreten, wo die Gefahren für junge Leute beginnen. Auch mein Sohn giebt mir Sorgen genug. Ich weiß, daß er Bälle besucht, wo zweideutige Frauenzimmer hinkommen. Ein Brief hat es mir verrathen“.

„Du hast ihn eröffnet?“

„Nein, — gefunden. In der Schublade. Doch — besser flüchtige Verirrungen, als eine Liebschaft, die von beiden Seiten ernst genommen wird. O, das sind gefährliche Jahre! Gefährliche Jahre!“

„Ich glaube auf Armin bauen zu können“, nahm meine Mutter die Unterredung nach einer Weile wieder auf. „Er ist nur gar zu ungesellig, weicht nur zu sehr allen Vergnügungen aus. Ich halte alles für jugendliche Unzufriedenheit, für Ehrgeiz, Weltschmerz. Wenn der Mensch meint, daß die Welt nicht so ist, wie er sie träumt, beginnt für ihn eine Epoche der Niedergeschlagenheit“.

„Da hilft nichts, als Ortswechsel, Zerstreuung“, meinte die Freundin. „Schick ihn nur wieder fort, er soll sich noch eine Weile herumtummeln“.

Meine Mutter billigte das; es kam meinen Wünschen entgegen. Es war auch Hoffnung da, daß ich binnen vierundzwanzig Stunden die gesuchte Summe beisammen habe werde.

Wirklich ging jetzt Alles nach Wunsch. Als ich wieder im Wagen saß, war mir wie einem Gefangenen, von dem die Ketten abfallen. Freude, Jubel, die feurigste Ungeduld, die Geliebte wiederzusehen, erfüllte meine Seele.

Drei Tage später stieg ich freudeklopfenden Herzens die Anhöhe vor Krauberg hinan, trat leisen Schrittes über die wohlbekannte Schwelle, hörte, nachdem ich geklopft, das melodische „Herein“ einer wohlbekannten Stimme und — stand vor Toni. Sie saß allein, mit einigen Wäschestücken beschäftigt, vor ihrem Arbeitstischlein. Als sie mich sah, entfärbte sie sich, griff an die Stirn und sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Stuhllehne zurück. Ich flog auf sie zu, erzählte in fliegender Eile von meiner Sehnsucht, sie wiederzusehen. Ob sie meiner inzwischen gedacht, brauchte ich nicht zu fragen — ihre Mienen sagten es genugsam.

Da schloß ich sie in die Arme.

Ihre erste Frage war, wie lange ich bleibe?

„So lange es Dir recht ist!“ war meine Antwort.

Da war es plötzlich, als befiele sie eine seltsame Angst.

„Gehe lieber wieder“, rief sie. „Gehe! Wohin soll das führen, daß wir uns lieben? Du, der Sohn einer reichen vornehmen Frau, ich, armer Leute Kind? . . . . Nun weißt Du auch, warum ich Dir nicht geschrieben habe. . . .“

Ich war durch solchen Empfang verletzt, gedemüthigt, beleidigt. Stumm saßen wir einander gegenüber.

Gleich darauf trat die Mutter ein.

Google

Sie äußerte geringe Freude, mich wiederzusehen, reichte mir keine Hand, war ernst und schroff und machte sich mit einem Handkorb, der in der Ecke stand, zu thun. Nun kam sie vor und fing von ihrer Schuld zu sprechen an.

„Heute, sehen Sie", hob sie an, „stehen die Sachen anders! Ich hab' mich aus meiner Unthätigkeit aufgerafft und das gethan, was ich längst hätte thun sollen. Was sollen wir zwei Frauenzimmer hier in Kranberg? Ich habe einen Käufer für mein Haus. Ein Brief an Ihre Frau Tante liegt schon fertig geschrieben — ehe vier Wochen umgehen, hoffe ich ihr meine ganze Schuld auf Kreuzer und Pfennig abzutragen".

„Der Brief ist unnütz!" rief ich. „Und verkaufen Sie auch nicht Ihr Haus! Da es so steht, sage ich Ihnen: Ihre ganze Schuld ist so gut wie getilgt. Dieser Tage bringe ich Ihnen die Quittungen!"

„Das ginge doch sonderbar zu!" höhnte die Wittwe. „Wie kämen Sie, ein ganz junger Mensch, dazu, über so viel Geld zu verfügen?"

„Sei's so, oder so!" antwortete ich, „es ist: Ihr Haus wird schuldenfrei".

„Dann wäre ich Ihre Schuldnerin", entgegnete sie. „Um so eher müßte ich zahlen! Oder sollte ich von Jemandem, der selbst noch kein Vermögen besitzt, etwas annehmen? Ich fürchte, Sie haben mit dem gezahlt, was Ihnen nicht gehört! Die Summe, die uns so oft schlaflose Nächte gemacht, ist doch nicht ein bloßes Taschengeld! Und wie kämen gerade Sie dazu, das alles für uns zu thun?"

„Da Sie es wissen wollen", antwortete ich, ohne die Tragweite meiner Rede zu bedenken, „so sage ich Ihnen, indem ich Ihnen helfe, will ich eine Schuld abtragen, die ich schwer auf mir lasten fühle. Hören Sie ein Geständniß; das mich lange schon drückt, und wenn ich es abgelegt habe, verzeihen Sie mir, als einem unwissend Schuldigen! Der Knabe, der den Maurer Erhardt, Ihren Mann, in Verdacht und Unglück gebracht — ich bin es!"

„Das sind Sie gewesen?" fragte die Frau, mich mit finstern Augen ansehend. „Sehen Sie, ich hab's geahnt. Darüber könnte man abergläubisch werden!"

„Ich bin es!" wiederholte ich.

„Dann sehe ich wohl", fuhr sie mit finsteren Blicken fort, „daß wir beide — Toni und ich — doppelt rasch von Ihnen loskommen müssen. Sehen Sie denn nicht, daß es vorausbestimmt ist, daß Sie immer wieder ein Unglück über uns heraufführen? Ich weiß, was ich thue, indem ich mich vor Ihnen zurückziehe und Toni befehle, ein Gleiches zu thun . . ."

„Das ist zu viel!" rief ich. „Ich habe Ihnen nie schaden wollen und stehe da, Ihnen zu helfen . . ."

Indem ich es sagte, streifte mein Blick über Toni, die wortlos und todtenbleich dasaß.

„Ja, Sie wollen uns helfen!" rief Frau Erhardt mit wildem Hohne. „Ich weise alles zurück, was von Ihnen kommt. Was? Sie gehen mit

Google

dem Gedanken um, mein Kind unglücklich zu machen, und ich soll ruhig sein? Wofür halten Sie mich?"

Ich mußte mich sammeln.

Da fiel ihr Blick auf die flehend emporgewandten Augen Toni's und der zornige Ton ihrer Rede versagte, der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich.

„Sehen Sie", hob sie nach einer Pause an, „ich habe nichts als mein Kind da. An meinem Sohn erlebe ich wenig Freude. Wir haben nur das, daß wir vor Niemand in der Welt die Augen niederzuschlagen brauchen. Seien Sie auch brav, indem Sie von uns als von braven Leuten denken".

Ich habe nichts als das Kind da! hatte sie gesagt. Wie viel lag in diesem einfachen, schlichten Worte. Mein Herz wandte sich zur Rührung, ich rief mit erhobener Hand: „Könnten Sie mir in's Herz sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine!"

„So?" antwortete Frau Erhardt. „Nun dann ziehen Sie fort — heute noch und kommen Sie nie wieder!"

„Sie fordern", erwiderte ich, „was mir von allen Dingen in der ganzen Welt am schwersten fällt!"

„Sie lieben die Toni", fuhr sie fort. „Sie hat Sie auch lieb, gäbe ihr Herz für Sie hin, ich weiß es, sie hat es mir gestanden, sie sagt mir alles. Aber dabei kann sie nur unglücklich werden. Und darum bitte ich Sie zu gehen und nicht wieder zu kommen!"

Ich war aufgestanden und stand, den Ausbruch meiner Thränen mühsam bemeisternd, eine ganze Weile da.

„Ach", rief ich mit einem schweren Seufzer, „ich kam mit Jubel hier an, und gehe unglücklich von dannen".

* * *

Ich ging. Die Zurückweisung meiner Gabe, die ich mit freudigem Herzen hatte darbringen wollen — womöglich, ohne daß Mutter oder Tochter etwas davon erführe — schmerzte mich tief, die bösen Worte der Mutter hafteten wie Pfeile in meiner Brust.

„Sie sind unglücklich", sagte ich zu mir, „weil sie ihr Haus und Heim verlassen sollen. Und doch wollen sie es eher verlassen, als Hilfe von mir anzunehmen! Wie grausam gegen sich selbst und gegen mich! Was kann ich thun, der Mutter ihren Argwohn zu benehmen und sie von der Redlichkeit meiner Absichten zu überzeugen? Wohin werden sie ziehen? O Hohn des Schicksals, das ein schönes, liebewerthes Geschöpf in der Dürftigkeit und Verschollenheit einer Hütte aufwachsen ließ und es nun allem Ungefähr überliefert! Soll ich meiner Mutter alles erzählen, alles beichten? Da die beiden nun einmal fortziehen, könnten sie zu uns in die Stadt kommen. O, daß Frau Erhardt nichts annehmen will! In ein paar Jahren könnte Toni es an Bildung mit jedem Fräulein aufnehmen, an Reiz und Schönheit über-

Google

ragt sie sie alle. Ob meine Mutter ihre Einwilligung gäbe, wenn ich ihr gestände, daß ich ohne Toni nicht leben mag?"

So grübelte ich fort und fort. Bald sah ich Toni in der Stadt, als meine erklärte Braut, bald stellte ich mir alles vor, was uns trennte: Ungleichheit der Geburt und Bildung, Vorurtheil der Eltern beiderseits. Ich kam zu keiner Klarheit. Ein Widerhaken saß in meiner Brust und ich hatte eine dämonische Lust, die schwärende Wunde immer wieder aufzureißen, indem ich mir einerseits alle Holdseligkeit Toni's vor die Augen zauberte, andererseits mir alles erzählte, was uns entgegenstand. Bald überfiel mich ein Gefühl der Leere, das verzehrender war, als physischer Schmerz.

Nur heimlich und auf kurze Minuten konnte ich fortan Toni sprechen; wir trafen uns ein paar Vormittage auf eine kurze Weile bei einer Quelle unter den Bäumen. Toni war ganz Vertrauen, ganz Liebe und ich war selig.

„Wie rauh ist die Mutter!" klagte ich der Geliebten mein Leid. „Sie hat mich wie einen Fremden behandelt, ja wie einen Feind. Was kann ich dafür, daß mein Onkel gegen Deinen Vater ungerecht war und meine Tante jetzt hart gegen Euch ist?"

„Du mußt ihr verzeihen", sagte Toni. „Das Leben hat sie verbittert. Sie hat wenig Freude gehabt und wenig Gutes von den Menschen erfahren. Du siehst, wie einsam sie lebt, daß sie mit Niemand umgehen mag. Selbst ein gutes Wort zu geben, fällt ihr schwer. Sie mißtraut Allen, überall ahnt sie Arges und sieht eine Gefahr".

„Wohin wird sie ziehen, wenn sie Kranberg verläßt?" fragte ich weiter, denn daran war mir vor allem gelegen.

„Ach, sie weiß es selbst noch nicht. Vermuthlich nach Pilsen, wo der Bruder lebt".

Ich erfuhr dabei gelegentlich die Geschichte dieses Bruders. Er mußte nach Tonis Erzählung ein bildhübscher Mensch und voll Anlagen sein. Doch konnte ich nicht umhin, anzunehmen, daß er eitel, hochmüthig und voll Selbstsucht sei. Er war bei einem Meister eingetreten und hatte sich in die reiche Meisterstochter verliebt. Sie liebte ihn wieder, er faßte die ausschweifendsten Hoffnungen. Plötzlich wird er aus seinen Himmeln geworfen. Das Mädchen nahm einen reichen Fabrikantensohn, der junge Mensch, grausam betrogen, verfiel in grenzenlose Melancholie. Seitdem thut er nicht mehr gut, wurde unstät, unordentlich, heftig, vermuthlich liederlich. Seine Unzufriedenheit war krankhaft. Die Mutter mußte täglich einer gewaltsamen Handlung, oder irgend eines wilden Streiches von seiner Seite gewärtig sein.

Nachdenklich hörte ich zu und fragte, wo er jetzt arbeite?

„In einer großen Fabrik in Pilsen, wo sie die eisernen Geldkassen verfertigen", war die Antwort.

„Ein traurig Geschäft für einen Habenichts, der die Reichen beneidet und alles Glück im Reichthum sieht!" dachte ich still, und es regte sich in mir der Wunsch, den jungen Menschen kennen zu lernen.

Google

„Wenn es mir gelänge", dachte ich, „ihn aus seinem Selbstzerfall herauszureißen, ihn zu heilen, ihn den Seinigen wiederzugeben! Er ist ihr Bruder — wie gerne wär' ich sein Freund. Ein wohlgesinnter Mensch vermag viel" . . . . .

Ich hegte den aufrichtigen Wunsch ihn kennen zu lernen.

Indeß waren meine Stunden an der Quelle, unter den schattigen Bäumen gezählt. Eines Tages fand ich in der Höhlung des Baumes, unter dem wir zu sitzen pflegten, einen Zettel, der mir meldete, die Mutter sei unseren Zusammenkünften auf die Spur gekommen, Toni habe versprechen müssen, mich nicht mehr zu sprechen.

Mein Glück war zu Ende, mein Schmerz unaussprechlich.

Aber so leicht gab ich meine Geliebte nicht auf.

„Sie fürchtet die Mutter!" sagte ich mir. „Nur allein sie sprechen, und ich flöße ihr wieder Zutrauen ein! Meine ich's denn nicht gut mit ihr?"

Zum mindesten mußte ich in ihrer Nähe sein. Abends ging ich hinaus und schlich langsam ans Haus heran. Es dunkelte, ringsum lagen die Gehöfte, durch Wiesen und Gärten getrennt, im tiefsten Schweigen. Niemand kam des Weges. Nur die Grillen zirpten im Grase. Vom Himmel blickten die klaren Sterne hernieder.

Ich sah durchs Fenster. Mutter und Tochter saßen beieinander, sie hatten eine Lampe vor sich, sie nähten. Die Stirn war auf die Arbeit gesenkt, die Hand zog den Faden. Dann und wann fiel ein Wort zwischen beiden, wie es schien ein trauriges Wort. Auf den Gesichtern war, wenn sie aufblickten, schmerzliche Ruhe zu lesen. „Sie fühlen sich unglücklich", sagte ich, „weil sie nicht lange mehr hier in diesen Mauern sitzen sollen. Ich könnte ihnen helfen, und sie verschmähen meinen Beistand". So stand ich lange da in der Hitze und der Unruhe meines jugendlichen Bluts. Droben im Dorfe schlug es Zehn, die Frauen erhoben sich und gingen ins Nebenzimmer, wo die Betten standen, alles ward finster. Noch blieb ich, aber ich kam mir wie ein Jäger im Busch, wie ein lauernder Wolf, wie ein Verbrecher vor. Endlich, finster, Verdruß im Herzen, trat ich den Rückweg an.

„Nein", sagte ich zu mir, „ich will kein Bösewicht sein. Ich will ihren Frieden achten, ihre Ruhe nicht stören. Ich will sie nicht verführen, gewiß nicht. Ob sie je meine Gattin werden könnte, in drei, vier Jahren? Ich will nicht darnach fragen, ich will meinen Gefühlen Schweigen gebieten, fortziehen, sie verlassen".

Aber was war das? Ich liebte das Mädchen und hatte eigentlich für nichts anderes Sinn und Gefühl. Der Gedanke an Verführung erschien mir scheußlich, aber ich verkehrte doch weiter mit Gedanken, deren Gefährlichkeit ich kannte. Das Schlimme ist, daß der Mensch nicht früh genug umkehrt, daß er sich weis macht, es gäbe in solchen Lagen, solchen Stimmungen, noch ein anderes Mittel, nicht auszugleiten, nicht zu stürzen, als rasche Umkehr. Er kehrt nicht um, geht Schritt um Schritt weiter und — ist verloren.

Google

Nachts heimgekehrt, gegen Mitternacht, schritt ich leise wie ein Dieb, die finstere Treppe hinauf. Ich gelangte auf den ersten Flur, Fidelens Thür war offen, ein Lichtschimmer strömte heraus. Ich schlich näher. Mein Blick tauchte in ein tiefes dämmriges Gemach, dessen Boden ein Teppich bedeckte. Wirklich, Fidele war noch auf. Zwei Lichter brannten auf dem Toilettentisch, vor dem Spiegel saß Fidele und kämmte ihr Haar. Ich sah im Spiegel die offene, von den rothblonden Locken umspielte Brust. Von den vollen Schultern war das Nachtgewand herunter geglitten.

In tiefer Selbstvergessenheit, lässig, träumend, saß sie da. Doch wußte sie wirklich nicht, daß die Thüre offen geblieben? . . All' mein Blut schoß mir in die Wangen. Wenn es kein Zufall wäre, daß die Thüre offen geblieben? Nun etwas — halb ein Gähnen, halb ein Seufzer — vielleicht eine Aufforderung, sie anzusprechen — sie zu überraschen —

„Fort, fort!" rief ich, wie der Knabe, der eine Nixe gesehen, aber schwer, schwer ward mir der Weg ins Dachkämmerchen hinauf.

Endlich hörte ich, wie unten Fidelens Thür sich schloß.

Ich war auf meinem Zimmer und machte Licht. Ein elegantes Brieflein lag auf meinem Tische, ich öffnete es, es war von der Gräfin, ich las die Anfangsworte:

„Warum lassen Sie sich seit Ihrer Rückkehr gar nicht mehr sehen, mein junger Freund?"

Ich warf den Brief über den Tisch.

„Sonderbar!" dachte ich bei mir. „Die Liebe kömmt mir zugleich von drei Seiten entgegen. Von der blasirten Weltdame, von der leichtfertigen Nixe. Von ihr! Immer die drei Wege vor mir! die drei Wege! Ich habe gewählt. Dir bleibe ich treu, die Du Dich vor mir zurück ziehst, liebliches Dorfkind. Dir bin ich treu, treu, treu!

* * *

Als Tag um Tag vergangen war, ohne daß ich Toni wiedergesehen, ging ich eines Nachmittags nach Kranberg. Ich streifte lange unsicher da und dort umher und suchte endlich einen Jungen auf, der in einem kleinen Kramladen zu sitzen pflegte. Ich kannte ihn, hatte ihm bereits mehrmals Erzstufen, Bergkrystall, Frauenglas abgekauft. Dieser kleine Mineraloge sollte mir ein Briefchen an Toni bestellen.

„Recht gern", war die Antwort. „Sie können sich darauf verlassen, daß ich den Brief richtig abgebe. Nur weiß ich nicht, wann sie zurückkommt".

„Was!" rief ich, „ist sie denn fort?"

„Ja", erwiderte der Junge. „Gestern Abends war sie noch bei uns und hat gesagt, daß sie in aller Frühe fortgeht. Nach B. . . ., wo sie Verwandte hat. Jetzt wird sie schon dort sein".

Er hatte ein etwa vier Meilen entferntes, im Flachland gelegenes Städtchen genannt.

Google

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

„Weißt Du vielleicht, wie die Verwandten heißen?"

„Den Namen weiß ich nicht", war die Antwort des Knaben. „Nur, daß sie mit Holzschnitzereien handeln".

Ich kehrte ohne Weiteres um, den Brief in der Tasche.

„Da haben wir es!" dachte ich. „Die Mutter schickt die Tochter fort, weil sie mich in der Nähe weiß. Und Toni fügt sich, ist an der Stadt vorübergegangen, ohne mich es wissen zu lassen, ohne es mir mit einer Zeile zu melden. Welcher Zufall, daß der Knabe davon wußte, und daß ich auf ihn verfallen bin. . . . Ich wüßte nicht, wo ich sie zu suchen habe. Hier ist sie bewacht, ich konnte sie kaum sprechen, in B. . . . mache ich sie gleich ausfindig und habe den Einfluß der Mutter nicht zu besiegen. Fort!

Schnell ordnete ich meinen Plan. Ich miethete mir für den nächsten Morgen einen Einspänner, den ich bereits mehrere Mal zur Fahrt nach Kranberg benützt. Ich pflegte ihn selbst zu kutschiren, ich wußte mit Pferden umzugehen, der Schmied, der ihn auslieh, traute mir unbedingt.

Ich war am anderen Morgen in meinem leichten, halboffenen Korbwägelchen noch nicht weit gekommen, als ich auf der Landstraße vor mir ein Mädchen schreiten sah, das ein kleines Bündel in der Hand trug. Sie war ländlich gekleidet und hatte einen breitrandigen Strohhut auf.

„Mein Gott", dachte ich, „wenn ich nicht wüßte, daß Toni schon fort ist, ich würde schwören, die einsame Pilgerin dort ist sie".

Indeß beschleunigte die Wandernde ihre Schritte und senkte das tiefbeschattete Köpfchen. Ich trieb das Rößlein mit einem Peitschenhieb an und hatte bald die süßeste Gewißheit.

„Toni, Du bist es!" rief ich, vor der Wallerin haltend, und war mit einem Sprung unten und bei ihr.

Toni sah blaß und verhärmt aus.

„Ich gehe auf einige Zeit zu Verwandten", sagte sie in gedrücktem Tone. „Die Mutter kömmt bald nach, vielleicht schon morgen. Sie verkauft das Haus. Ich sollte schon gestern gehen, es gab aber noch so viel zu thun" —

„Und das alles sollte ich nicht erfahren!" rief ich. „Und so allein schickt Dich die Mutter in die Welt?"

„Mein Gott", sagte Toni beleidigt. „Seh' ich denn wie eine Landstreicherin aus? Was kann mir geschehen? Mein Weg ist genau vorgezeichnet. Mittags kehre ich bei der Krugwirthin ein. Das ist eine gute Bekannte, sie läßt mich gewiß ein Stück fahren. Gehe ich aber auch zu Fuß weiter, so bin ich doch schon vor Sechs, ehe es dunkelt, bei unserer Base in . . . . . Wenn ich dann morgen zu guter Zeit aufbreche, bin ich kurz vor der Essenszeit bei den Verwandten".

„Das ist alles gut ausgerechnet", meinte ich, „und doch solltest Du nicht so allein ausziehen".

Google

„Wir Landmädchen“, erwiderte Toni, „sind nicht wie die vornehmen Fräulein, die immer eine Gouvernante zur Seite haben müssen“.

„Jedenfalls steigst Du jetzt bei mir ein“, sagte ich. „Ich bringe Dich mit dem Pferde da schon um Elf zur Base, bei der Du sonst erst um sechs Uhr Abends wärst“.

„Dann könnte ich wohl gar noch heute an's Ziel kommen?“

„Allerdings“.

„Gut“, sagte sie und setzte vertrauensvoll den Fuß auf den Tritt. Es ist eigentlich gut, daß ich Dich so unerwartet treffe. Ich habe . . .“, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „Dir noch so Vieles zu sagen — und — wir sprechen uns ja heut das letzte Mal!“

„Toni, wo denkst Du hin!“

„Ja doch, das letzte Mal. Denke doch, ich habe Dich nie mehr sehen sollen. Die Mutter —“

„Ja, die meint es so bös mit mir“.

„Du darfst ihr nicht grollen“, sagte das Mädchen. „Sie ist so unglücklich. Sie grübelt fortwährend. Denke Dich in sie hinein. Sie sieht in Dir noch immer den, durch den der Vater so unglücklich wurde — abergläubisch ist sie auch — doch ich sage: denk' Dich nur in sie hinein“.

„Toni“, rief ich, „wie soll ich für das dulden, was ich als Kind verschuldet?“

„Ich weiß, es ist thöricht. Du kannst nichts dafür. Aber dann noch Eines: mein Bruder wurde unglücklich, weil er ohne Verstand liebte — — Eine, die hoch über ihm stand. Dadurch kam er ganz aus seiner Bahn heraus. Mir weissagt die Mutter ein gleiches Unglück, wenn ich nicht Dir entsage, Dich vergesse. Und ich sehe es ein, sie hat Recht, ich kann nur unglücklich werden, wenn ich so an Dir hänge, wie es seit der letzten Zeit der Fall war“. —

„Toni, böse, kleinmüthige Toni! Giebt Dir denn Deine Liebe gar kein Vertrauen? So höre mich doch nur an! Da Ihr nun einmal von Kranberg fort wollt, überrede Deine Mutter, nach Prag zu ziehen. Da sehen wir uns täglich. Du würdest Dich meiner Mutter nähern. Sie würde Dich lieb gewinnen — Niemand kann Dich kennen, ohne Dich zu lieben — glaub' mir, sie würde schließlich meinem Glücke nicht zuwider sein. Wären wir nicht das glücklichste Paar unter der Sonne?“

„Ein Paar, ja ein Paar. Gäbe es Deine Mutter zu, die reiche, vornehme Frau? Und ein Ehemann von zwanzig Jahren?“ —

„Mein Vater war nicht älter, als er in die Lebensbarke sprang, entschlossen, durch eigene Kraft sein Schicksal zu gestalten. Es gelang ihm, er kam an's Land. Was er konnte, das kann ich auch“.

„Täusche Dich nicht!“ erwiderte Toni. „Du bist zu weich, zu rücksichtsvoll. Du bist — ich habe es oft gedacht — für den Frohsinn und das Glück geboren — nicht für den Krieg mit den Deinigen“.

Google

Ich widersprach. Ich hätte gern behauptet, ich sei fest wie der Fels im Meere, und war doch nur das Fahrzeug auf den unruhigen Wogen. Diese Selbsterkenntniß drückte mich nieder und demüthigte mich, ich wehrte sie von mir ab und fühlte sie doch.

So gingen die Worte hin und her. Wir waren unglücklich, weil wir uns nicht angehören sollten und die Trennung bevorstand, glücklich, weil wir auf ein paar Stunden beisammen waren. Der sonnenhelle Tag, die ganze Natur schienen es darauf abgesehen zu haben, uns aus uns selbst herauszureißen. Ringsum ein reiches, schönes, fruchtbares Land, der Morgen sprengt seine Lichter über Wiesen und Felder, die Obstgärten winken mit ihren Früchten, die freundlichen Häuser fliegen vorbei. Das Rößlein greift lustig aus. Im Wagen sitzen zwei junge Leute, Hand ruht auf Hand, Schulter an Schulter, die Augen flammen in einander. Lustige Fußwanderer kommen der Kutsche entgegen, sie erkennen gleich ein Liebespaar, der Eine jauchzt und schwenkt den Hut, der andere wirft der schönen Unbekannten einen Kuß zu. Und weiter trabt das Rößlein. Sind, die so über Feld fliegen, nicht wie freigelassene Vögel, die wieder einmal ihre Schwingen versuchen? Sie sind glücklich, vogelleicht und frei, und denken nicht daran, daß die Wolke über ihrem Haupte den Geier verbirgt, der auf sie niederfahren soll.

Was uns Beide gequält, war vergessen, zurückgetreten, überwunden im berauschenden Glücke des seligen Moments, des Beisammenseins.

Das kleine Bündel, das Toni bei sich trug, war locker geworden und hatte wiederholt gedroht, seinen Inhalt auszuschütten. Die Enden des Tuches waren bereits fester geknüpft worden.

„Mein Kofferchen da“, sagte ich, „ist mehr als halb leer. Da hinein thue die Sachen; Du verlierst sonst noch Etwas. Wir fahren — gottlob — noch ein paar Stunden“.

Toni hatte nichts dagegen.

Der Inhalt des Bündels bestand aus etwas Wäsche, einem Tuch, einem Jäckchen und Häubchen, einzelnen Kleinigkeiten. Und auch die Mundharmonika, mit der ich sie gesehen, als sie mit den Eidechsen spielte, auch die hatte sie eingesteckt.

„Nicht wahr, das ist kindisch, die Harmonika mitzunehmen?“ sagte Toni. „Es ist ein Ding mehr für Knaben — ich hab sie vom Bruder — aber sie unterhielt mich oft bei meinen Ziegen — sie erinnert mich auch an den Morgen, an dem ich mit Dir das erste Mal gesprochen hab' . . .“

„Du hast sie oft an Deine süßen Lippen genommen“, sagte ich. „Wie sollte ich sie nicht mögen? Da oben auf dem Handkofferchen soll sie liegen, ganz weich in das seidene Tuch gebettet“.

Ich breitete ein blau, grau und roth gestreiftes Tüchlein aus und legte die Harmonika darauf.

Das Kofferchen wurde wieder geschlossen.

Mittag kam heran, der Trab des Pferdchens ermattete, wir kehrten in

Google

einem einzeln gelegenen Wirthshause ein. Ein kleines kurzes Mahl wurde eingenommen, das Pferd getränkt und gefüttert, dann ging es weiter.

Nein, so hell hatte die Sonne noch nie geschienen, eine so lachende Gegend hatte ich noch nie geschaut, so hatte Beiden noch nie ein Mahl geschmeckt! O, der köstliche Tag! Wo finde ich Farben, ihn zu schildern? Und wer würde mich verstehen? Nur ein Herz, das Aehnliches erlebt.

Der süße Worttausch zweier vereinter Herzen wollte kein Ende finden. Mein entzückter Blick hing an dem zarten, holden Geschöpfe, das mir in seiner Anhänglichkeit neu geschenkt war. Jedes fragte, Jedes erzählte. Es war, als säßen alle Liebesgötter mit uns im Wagen.

Vorüber ging der köstliche Tag mit seinen Sonnenlichtern und Wolkenschatten, seinen hin- und herfliegenden Blicken, seinen Seufzern und Freudesthränen. Die Sonne senkte sich zum Niedergange und eine rasch zunehmende Verdunklung des Horizontes verkündete ein herannahendes Gewitter; es war nichts Seltenes in diesem Jahre.

„Mein Gott", sagte Toni, ich dächte, wir müßten längst schon in B . . . . . . sein".

„Herzliebchen", erwiderte ich, „da sind wir schon um Zwei vorübergekommen. Du hast es nicht bemerkt, als wir um die Stadtmauer fuhren? Wir kommen jetzt nach . . . . . und von da hast Du gar nicht mehr weit".

„Das war nicht Recht von Dir, mich so anzuführen!" sagte Toni ernsthaft zornig. „Es war ausgemacht, daß ich bei der Base über Nacht bleiben soll. Wie kann ich der Mutter sagen, daß ich es nicht gethan, daß ich es nicht so gehalten habe, wie sie gewollt?"

„Und wir hätten uns um Zwei schon trennen sollen? Nein, ich konnte Dir da noch nicht Lebewohl sagen".

Einzelne Windstöße hatten längst schon das Signal zu einem wilden Tumulte gegeben. Nun stieg eine compacte schwarze Wolkenschicht hinter uns auf, von Zeit zu Zeit flammte es in ihr auf, dumpfe Donner ließen sich vernehmen. Plötzlich brach ein Regen mit unwiderstehlicher Gewalt herein. Wie der Pansschrecken, der den arkadischen Schäfer in die Flucht sprengt, überfiel er alles Lebendige, jagte die Arbeiter von den Feldern, einzelne Wanderer unter das Dach der nächsten Hütte. Donner und Blitz folgten einander fast unmittelbar. Erschreckt barg sich Toni in die Wagenecke, während ich das bereits müde Pferd unabläßlich zur Eile antrieb.

Doch schon sehen wir die Schlote einer ansehnlichen Fabrikstadt vor uns, jetzt zogen wir eine lange Häuserreihe entlang, ich erblicke ein Gasthaus und lenke das Wägelchen eiligst unter die schützende Einfahrt.

Ein paar Kellner waren herbeigesprungen, ich warf dem Hausknecht die Zügel zu, man wies uns die Treppe hinauf und sperrte zwei Zimmer auf. Noch immer goß es vom Himmel, unsere Kleider, so lang dem Regen ausgesetzt, waren naß. Scheu, eingeschüchtert, reglos saß Toni in einem Fauteuil, wie darin verkrochen, und sah zu, wie die Lichter auf den Tisch

Google

gestellt, im Ofen Feuer angezündet wurde; die Jalousien waren schon vor unserer Ankunft geschlossen worden. Ihre Augen irrten umher in den eleganten Räumen, von den modischen Möbeln zu dem großen Wandspiegel und von diesem zu dem vergoldeten Kronleuchter. Und nun kam der Kellner herein mit einer glänzenden Platte, auf der die zartblaue Flamme des Weingeistes unter der Theekanne brannte — für sie alles Gegenstände eines naiven Staunens, aber auch einer eigenthümlichen Scheu. Sie war kaum zu bewegen, den sammetgepolsterten Stuhl näher an den Tisch zu rücken und nur einen Bissen an den Mund zu bringen.

Noch immer draußen das tobende Wetter, der Widerschein der Blitze, die, selbst durch die geschlossenen Läden und die niedergelassenen Rouleaux sichtbar, eine gewisse Aengstlichkeit im Raume verbreiteten.

„Toni, Toni, wenn wir uns wiedersehen, werde ich Dein Herz mir nicht entfremdet fühlen?"

Thränen waren ihre Antwort, ihr Köpfchen sank an meine Brust.

* * *

Am andern Morgen war ich früh erwacht. Ich stand im großen Zimmer, in welchem wir den Thee getrunken hatten. Mein Schlafzimmer war daneben. Auf der andern Seite des Zimmers war ein Alkoven, dessen Vorhänge zugezogen waren. Dort stand ein Bett. Ich öffnete die Portièren ein wenig. Toni lag im tiefen, tiefen Schlafe. Ihre schönen weißen Arme waren verschränkt, die Hände halb gefaltet; ich sah unter dem sorgfältig zugezogenen Hemde ihre junge Brust sich heben und senken.

Sie war wie ein Kunstwerk. Wer möchte das zerstören, ja, ihm nur eine Linie seiner Contouren schädigen? Ein Missethäter, ein Verbrecher, ein Würger. Sie so zu schauen in ihrem harmlosen Schlaf, es müßte einen Bösewicht entwaffnen.

Welch fester Schlaf. Es war, als ob das durch lange stürmische Kämpfe aufgeregte Gemüth sich in einer tiefen Ruhe zu entschädigen suchte.

Es war eben auch eine stürmische Nacht gewesen. Der auf morgen unwiderruflich festgesetzte Abschied hatte uns Beide in einen Zustand hinaufgehoben, in welchem Trostlosigkeit und Rausch neben einander waren. Wir hatten uns auch gezankt, es war bis zu bösen Worten gekommen. Ich hatte mir einen Finger bös zerquetscht beim heftigen Oeffnenwollen einer Thür. Wir hatten beide geweint. Ich hatte daher den Gutenachtkuß nicht haben wollen und mich in das kleine Schlafzimmer zurückgezogen. Sie war in dem großen Zimmer mit dem Alkoven geblieben, ich hatte sie den Riegel zuschieben gehört. Bis nach zwei Uhr war ich wach gelegen. Mehrmals hatte ich gemeint, jetzt hab' es ausgedonnert, war an's Fenster getreten, hatte es geöffnet, mir für mein fieberndes Blut Kühlung zu holen — ein neuer Blitz schreckte Auge und Gemüth. Dann hatte es irgendwo draußen in der Stadt eingeschlagen, die Spritzen waren rasselnd hinausgefahren. Ich hatte

Google

Toni mit bloßen Füßen an's Fenster eilen gehört, aber kein Wort war zwischen uns gewechselt worden. Endlich hatte mich die Müdigkeit überwältigt, und ich hatte von ihr zu träumen begonnen. Wir saßen zusammen auf der Mauer der alten Ruine, die Eidechsen raschelten an uns heran. Da klang ihr: „Hast Du mich doch lieb?" an mein Ohr, und es war kein Traum. Ich war erwacht, das Weinen von vorhin erfaßte mich wieder, ich vergrub meinen Kopf in die Kissen und wollte nichts hören. Da hatte ich mich von ihren warmen Armen umschlungen gefühlt. Das Weitere vermischte sich mit meinem Traum.

Schlafe, dachte ich. Im Traum vermissest Du nichts. Nichts drückt Dich, Du lächelst. Sobald Du aufwachst, wirst Du unglücklich sein. Welche Vorwürfe werde ich hören, welche Vorwürfe! . . . Ach, sind wir nicht Schachfiguren in des Schicksals Hand? Umstände entscheiden über unser Thun und Lassen und die Folgen davon erstrecken sich über das ganze Leben. Oder was brachte uns hierher? Eine zufällige Begegnung — der Sturm. Und was hielt uns fest? Unser Blut. Ja, das war mit dabei. Nun — es wird die Folge haben, daß sie mein wird, daß ich nie von ihr lasse. Damit will ich ihrem Vorwurf entgegentreten und mich selbst vor ihr entsühnen . . .

So monologisirte ich vor ihrem Bette im Alkoven, an das ich vorsichtig herangetreten war.

Als ich in meine Schlafkammer zurückging und mich vollends ankleiden wollte, wurde ich gewahr, daß ich den Schlüssel des kleinen Handkofferchens, der unser beider Effecten enthielt, verloren habe. Er war mir durchaus nothwendig. Ich trat zur Thür hinaus und gab einem vorübergehenden Kellner den Auftrag, einen Schlosser zu holen.

„Fatal", erwiderte er. „Es ist heut Sonntag. Die Werkstätten sind um diese Stunde geschlossen, die Leute fort — doch ich will sehen —"

Er ging; unmittelbar darauf kehrte er zurück und fragte:

„Ist die Sache recht dringend?"

„Allerdings", erwiderte ich.

„Sie sollen bedient werden", erwiderte der Kellner und entfernte sich.

Ich trat wieder in's Zimmer; Toni schlief noch immer fest, so fest, daß es fast unheimlich war. Einige Minuten später klopft es, ich werfe noch einen prüfenden Blick auf die fest zugezogenen Vorhänge, hinter welchen die Geliebte schläft, dann öffne ich. Ein junger Bursche zwischen achtzehn und zwanzig Jahren tritt ein, ein Bund Schlüssel und Sperrhaken in der Hand, eine Cigarre im Munde, die Mütze auf dem Kopfe. Ich bringe den kleinen Koffer herbei, der Bursch setzt ihn schweigend auf den Tisch, besieht das Schloß, wählt einen gekrümmten Drahtstift und in weniger als einer Minute geht der Deckel in die Höhe. Da ereignet sich etwas sehr Sonderbares. Der junge Mensch sieht sich die beiden Gegenstände, die im Koffer zu oberst liegen, einige Augenblicke lang an, seine Züge verändern sich, ich sehe ihn

Google

einen Blick über die ganze Länge des Zimmers werfen, in welchem verschiedene Stücke eines weiblichen Anzuges umhergestreut liegen, dann geht er rasch auf den Alkoven los, offenbar in der Absicht nachzusehen, wer dort schlafe.

Ich, empört über solche unverschämte Neugier, fahre dazwischen und als er eben daran ist, die Vorhänge auseinanderzureißen, packe ich ihn mit der vollen, gesunden Kraft, deren ich mich damals erfreute, von hinten an der Schulter, zerre ihn zurück, ohne ihn loszulassen, öffne mit der freigebliebenen anderen Hand die Thür und stoße ihn in den Corridor hinaus.

Dann riegle ich zu.

Und noch immer begreife ich, in meinem vollen Zorn, das Auftreten des jungen Menschen nicht. Da ich ihn nicht davongehen höre, öffne ich wieder die Thür und sehe, daß er an der Wand lehnt wie vernichtet.

„Noch da, Unverschämter?" rufe ich ihm zu, indem ich ihm seine Mütze, die ich am Boden gefunden, hinwerfe, er aber spricht:

„Also eine Dirne geworden? Gerechter Gott — halb ein Kind noch und schon" — es war, als ob er in Weinen ausbrechen werde, doch nun geht er mit geballter Faust auf mich los: „Wer sind Sie? Wie kommen Sie dazu . . . .?" Aber, offenbar um Skandal zu vermeiden, da sich Schritte im Corridor vernehmen lassen, mäßigt er sogleich den Ton. „Ei was!" ruft er mit heiserem Lachen, „das Wie und Wo kann mir gleichgiltig sein. Aber ich treffe Sie schon noch — wir reden noch mit einander. Toni! Toni!"

Damit rannte er davon.

Und nun wußte ich Alles, das letzte Wort hatte es mir klar gemacht. Es war Toni's Bruder gewesen und an den Gegenständen im Koffer hatte er die Anwesenheit seiner Schwester im Zimmer errathen.

Ich war eine Weile wie betäubt.

Schreckliches Zufallsspiel! dachte ich, Du übernimmst es, meinen Leichtsinn, meine Unbesonnenheit, meine Schuld zu strafen . . . .

* * *

Seltsamer Weise hatte weder die Anwesenheit eines Dritten im Zimmer, noch der wilde Auftritt an der Thür, noch der Wortwechsel draußen im Corridor Toni aus ihrem festen Schlafe geweckt.

Sie regte sich nicht hinter ihren Vorhängen.

In mir aber brauste und tobte Alles. Es war ja nicht daran zu zweifeln, der Bruder hatte die Schwester erkannt. Auf dem Punkte des Zimmers, wo er zuletzt gestanden, als meine Faust ihn von hinten gepackt, hatte er sie sehen müssen. Ich machte die Probe und stellte mich auf den Fleck — ja, da war Tonis ruhiges Antlitz vor mir! Nein, der war nicht bei der Vermuthung geblieben, dem war hinterher nichts auszureden, er hatte mit Augen gesehen.

Google

Was nun thun? Sollte ich Toni wecken und ihr rasch Alles sagen? Sollte ich sie weiterschlafen lassen, dem Bruder nacheilen, ihm mein Herz und dessen Absichten darlegen, ihn zu beschwichtigen, ihn von weiteren Schritten abzuhalten suchen? Vielleicht war es doch noch möglich, Alles zum Guten zu wenden und Toni den Schrecken zu ersparen . . .

Indeß fiel mir Alles ein, was ich je über seinen Charakter erfahren.

Nein, ich muß sie wecken und ihr Alles sagen! rief es in mir . . . Es bürgt mir ja auch Niemand dafür, daß er nicht in der nächsten Minute mir wieder entgegentritt . . .

Ich muß doch eine ziemliche Weile mit mir gekämpft haben, denn wie ich so sinnend in meinem Zimmer stand, trat mir Toni entgegen. Sie hatte sich hinter ihren Vorhängen angezogen und war gerade so gekleidet, wie ich sie gestern auf der Landstraße getroffen. Sie hatte ihren Hut auf dem Kopfe, das Bündelchen in der Hand und schaute zu Boden, finster, ohne mich nur mit einem Blicke anzusehen. Ihr Gesicht, während des Schlafes voll ruhiger Vergessenheit, hatte den Ausdruck eines mir an ihr ganz fremden Ernstes angenommen. Es war das Bild verletzter Schamhaftigkeit und innerer Vorwürfe, das vor mir stand.

„Toni, wohin willst Du?“ fragte ich.

„Wohin ich will?“ antwortete sie. „Wohin ich wollte; zu meinen Verwandten. Sie wohnen im Vorort, ich habe keine halbe Stunde Wegs mehr zu ihnen. Ich komme wohl ein paar Stunden früher hin, als ich dachte, aber —“

Ich nahm sie bei der Hand, hielt sie fest und erzählte ihr in wenig Worten Alles, was sich heute morgens, während sie schlief, zugetragen.

Sie wollte es zuerst gar nicht glauben.

„Du träumst wohl!“ — rief sie. „Mein Bruder — wie käme doch mein Bruder her? Er unter allen Menschen der, den ich am meisten fürchten müßte? Er ist ja in Pilsen, wohl zehn oder mehr Meilen von hier. Er arbeitet in einer Fabrik, er darf nicht fort“ . . .

„Er war es doch“, sagte ich. Die Gegenstände, die im Koffer lagen, obenan lagen, hat er gekannt und Dein Name war das letzte Wort, das er ausrief, als er auf und davon lief“.

Toni erhob noch Einwände, sich zum Troste, aber die Leichenblässe, die über ihr Gesicht gekommen war, sagte genugsam, daß sie das Schreckliche für wahr halte. Eine Minute später brach sie in krampfhaftes Weinen aus.

„Entehrt — entehrt!“ rief sie. „Nicht nur vor mir selbst! Wie trete ich der Mutter vor die Augen, wie trete ich dem Bruder entgegen? Wie lebe ich weiter? Er wird immer wie ein Ankläger vor mir stehn“ —

Sie hörte meine ihr Trost zusprechenden Worte nicht an, sie waren auch im Grunde sinnlos.

„Wir waren arm“, rief sie „aber wir hatten uns vor Niemand in

Google

der Welt zu schämen. Jetzt steht es so, daß ich mich in die Erde verkriechen möchte".

„Toni", rief ich feurig und mein Muth hob sich wieder, „uns einigt jetzt ein unzerreißbares Band. Alles wird gut, glaube mir, weil es eben so schlimm kam. Fasse einen großen Entschluß, raffe Dich auf. Nimm alles wie einen Wink des Schicksals. Gehe nicht zu Deinen Verwandten, kehre auch nicht nach Kranberg zurück. Reise mit mir nach Prag, ich will meiner Mutter alles gestehn" —

„Rede nicht so", war ihre Antwort. „Was kann es doch nützen, Unmögliches eine Weile für wahr zu halten? Was ich gethan habe, muß ich büßen. Es ist schrecklich und ich kann für nichts gut stehen, was draus wird".

„So laß mich mit Deinem Bruder reden" —

„Mit dem Unbändigen? Wo? Vor Leuten, daß noch alles ärger wird? Ich wundre mich nur, daß er nicht über Dich hergefallen? Freilich, Du bist groß, stark, er mochte sich fürchten" . . .

„Und Du willst mit ihm reden?"

„Muß ich es nicht? Vermag Jemand etwas über ihn, so bin ich es . . . Und nun bitte ich Dich um Eins, Lieber", wandte sie sich an mich und ihr Ton ward so weich, als ich ihn je gehört, während sie leise fortweinte „gehe, reise, kehre heim. Zeige Dich nicht, laß mich allein ausmachen, was ich auszumachen habe. Bringe mich nicht noch tiefer in's Unglück. Du kannst nicht helfen, nur alles verschlimmern. Lebe wohl, mein Freund, lieber Freund, der sich selbst die Augen verbindet, und nicht sehen will, was uns trennt. Ich gehe. Wir gehen auseinander. Ob für immer? Wer weiß!"

Sie küßte mich, legte, was sie bei sich trug, wieder in das Bündel, das auf die Erde gefallen und aufgegangen war und schritt gesenkten Hauptes zur Thür hinaus.

Rathlos, in stumpfer Trauer blickte ich ihr nach.

Eine Weile später raffte ich mich auf, klingelte, zahlte die Rechnung und verließ das Hotel. Hatte Toni den Bruder gefunden? Wie war das Wiedersehen abgelaufen? Reue, bittere Reue, auf ihre Forderung eingegangen zu sein, ergriff mich — ach, unter der Sonne umhergehen und nicht wissen, wie es ihr ergangen! Die schrecklichste Unruhe verließ mich nicht, düstere Ahnungen erfüllten mein Gemüth. Ich hielt mich den ganzen Tag in der Nähe der Stadt, ging zurück, schaute in alle Schlosserwerkstätten. Bald wuchs mein Muth, ich erkundigte mich in denselben nach Franz Erhardt. Nirgends Auskunft. Da lief ich in's Hotel zurück, nahm den Kellner, der mir den Schlosser geholt, bei Seite und fragte ihn, wo denn der junge Mensch wohne, der mir heute früh den Koffer geöffnet?

„Warum fragen Sie nach ihm?" fragte der Kellner von dem Ernste betroffen, der sich auf meinem Gesicht malte.

„Ich will und muß wissen, wo er zu finden ist", — erwiderte ich.

Google

„Der junge Mann“, entgegnete der Kellner ist nicht von hier. „Er ist aus der großen Fabrik eiserner Kassen in Pilsen. Er ist mit noch einem Arbeiter vorgestern hergekommen, weil an den Kassen beim Banquier Samuelsohn etwas zu richten war. Die beiden wohnten drüben im Einkehrhause, und da Sie so drängten, lief ich hinüber und bat ihn — aus Gefälligkeit“ —

„Ich will mich drüben nach ihm umsehen“, — sagte ich forteilend.

„Die beiden Leute sind schon abgereist“, rief er mir noch nach. „Gestern Abend sind sie mit den Kassen beim Banquier fertig geworden“.

„Sie wissen es gewiß?“

„Gewiß“.

Der Bruder war fort. Von Toni keine Spur. Ein wilder Schmerz faßte mich. Ich kehrte um und eilte davon, wie man einem Orte, wo ein unheilbares Unglück geschehen, den Rücken wendet.

* * *

Monate waren vergangen. Ich saß wieder daheim bei meiner Mutter; doch nur wie ein Kranker. Ich war innerlichst zerrissen und konnte nicht genesen. Ein schwärender Splitter war mir in die Brust gedrungen und keiner meiner Pulsschläge war mehr ein normaler. Ich hatte zum ersten Mal geliebt, den Rausch der Leidenschaft und schließlich eine Fülle von Jammer kennen gelernt. Mein Gewissen war mein Quälgeist und schwang seine Geißel — eine Geißel von Skorpionen.

Alles Leben erschien mir todt, ich vergrub mich in die Einsamkeit und lernte die Wahrheit des Goethe'schen Wortes kennen, daß, wer sich der Einsamkeit ergiebt, bald allein ist. Bald sah ich keinen meiner ehemaligen Freunde mehr.

Zu ganzen Stunden saß ich am Klavier und spielte. Nicht Mozarts sanfte, einfache Weisen, die ich früher so sehr geliebt, nur Beethovens tiefste scheinbar verworrene Gefühlssprache konnte mich fesseln. Ich beschwor diesen Urgeist des Gesanges und ließ ihn, da mich sonst alles verließ, bei mir bleiben, bis alle befreundeten Empfindungen in meiner Brust erwachten und sich mit ihm unterhielten. Da fühlte ich mich wieder als Dichter, aber ich war es mir allein. In mir rauschte ein großes Lied, eine unendliche Elegie empor. Meine Gefühle zogen, zu trauernden Schatten verkörpert, über kahle Felsen vor mir — ich glaubte ein erhabenes Nachtstück sich vor mir aufrollen zu sehen.

Warum kam kein Brief von Toni? Wilde Reue faßte mich. Du hast, sagte ich mir, als Schwächling gehandelt, du hast sie in einem Moment der Gefahr sich selbst überlassen. Was war aus ihr geworden? Wo war sie?

Immer wieder dachte ich an den grünen Platz auf der Höhe zurück, wo ich Toni zuerst gesehen, an die alte Burg mit dem aus den Fenstern heraushängenden Epheuteppich; ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen. Wieder sah ich sie im Wagen an meiner Seite, so hold unter ihrem Stroh-

Google

hut in die Welt hinaus blickend, sah sie in meinen Armen unter dem Schauer einer Gewitternacht, da sich auch in uns die Stürme entbanden und uns Schauer durchrieselten, die abzuwehren wir zu schwach gewesen. Oft meinte ich zu vergehen.

Meine Mutter meinte es gewiß gut mit mir — wie wäre das anders möglich, sie sah die Verwandlung in mir, sah, daß ich litt, aber sie verlangte wohl, daß ich mich ihr aus freien Stücken entdecke. Ich aber wußte, daß, wenn ich einmal das erste Wort gesagt, ich ihr alles erzählen müßte — und davor scheute ich mich. Ich wußte, daß mir ein Geständniß Erleichterung schaffen würde — dennoch blieben meine Lippen verschlossen.

„Was ist Dir?“ wendete sie sich oft an mich, so sanft, als es ihr möglich war.

„Mutter“ — sagte ich, sie umschlingend. „Nein, besser alles allein tragen!“ rief es wieder in mir und ich brachte kein Wort hervor.

Verletzt durch den Mangel an Vertrauen, entfernte sie sich wieder. Wußte sie vielleicht mehr, als sie zeigte?

Gegen Weihnachten kam ich endlich zu einem Entschlusse. Ich wollte abreisen und Toni aufsuchen. Und zwar wollte ich meine Nachforschung in Kranberg beginnen. Das Dringende in meinem Betragen, das Befremdende einer Abreise zu einer Zeit, da alles zu Hause bleibt, erschreckte alle Hausgenossen, und da kein Anlaß da war, der den Sturm erklären konnte, so meinte eine alte Magd, das Factotum des Hauses, ich sei schwermüthig und werde mir noch ein Leid anthun. Die Meinung verbreitete sich, Muhmen und Basen stimmten bei. Meine schon seit langer Zeit finstere Stimmung, das Ungewöhnliche meiner Verschlossenheit, war, wie es nun hieß, schon lange aufgefallen. Man wollte schon seit Monaten einen unerklärlichen Gram an mir bemerkt haben. „Der trägt einen bösen Vorsatz in sich“, hieß es, „geben Sie Acht, er führt ihn noch aus“.

Angewohnte Schonung meiner Umgebung hielt mich noch einige Tage fest, dann steigerte sich mein Wille und siegte über alle Hindernisse. Ich kündigte meine Abreise an. Auffallenderweise setzte mir die Mutter geringeren Widerstand entgegen, als alle Anderen. Sie wollte meine Reise nicht verhindern, fragte eigentlich gar nicht nach dem Grund derselben, nur bat sie, ich möge bald heimkehren. Ich schrieb noch ein paar Zeilen an meine Freunde, und schon hatte ich mich auf den Weg gemacht.

Es war ein strenger Winter. Schnee war in großer Menge gefallen und bedeckte alle Straßen. Die Bäume standen wie todt in der Erde, die Hütten der Dörfer schienen halb eingesunken, die Dächer wie zum Einsturze belastet. Ich fühlte nichts vom Froste, wie ich in der Ecke des schlechtgeheizten Eisenbahnwagens saß. Der Abend sank über einem traurigen Landschaftsbilde, die Gedanken führten mich in die Berge. Ich sah Toni in ihrer Stube, Spitzen klöppelnd, indeß die Mutter das Spinnrad schnurren ließ. Die Kerze beleuchtete das geliebte Gesicht. Warum war es so bleich? Zittert

Google

nicht eine Thräne an der Wimper? Denkt sie an mich? Nun sinkt die Nacht. Sie ist schlafen gegangen. Alles ist still, nur das Pendel der hölzernen Wanduhr rastet nicht. Warum fährt sie aus ihrem Traum empor? Warum hebt sich die Brust so stürmisch? Warum pocht ihr Herz?

Station um Station, und kein Ende. Wer doch am Ziele wäre! Kalte, stürmische Nacht, warum dauerst du so lange! Wo findet ein Kopf Ruhe mit so schlimmen Befürchtungen? Fort, böse Gedanken, schwere Ahnungen, Gekrächz von Todtenvögeln, fort Gedanken, die wie Stoßvögel gegen das Herz losfahren! Schweigt, klagende Stimmen, die ein Unglück verkünden!

Endlich am Ziele. Es heißt, einige Stunden im Gasthofe rasten, bis es endlich tagt. Ich werfe mich wie zerschlagen auf's Bett. Ach, wer schon dort wäre!

Der Morgen kam, ich saß im bekannten Wägelchen. Je mehr ich mich dem Orte näherte, nach welchem ich so unaussprechliche Sehnsucht getragen, um so heftiger schlug mein Herz. Werde ich Dich denn heute schon wiedersehen, Kind meines Herzens, Gegenstand so vielen Kummers, so vieler Schmerzen?

Endlich in Kranberg. Ich ließ den Wagen im Wirthshause und schlug den Weg seitwärts ein, zur wohlbekannten Anhöhe. Da stand das Haus unter den kahlen, entlaubten Bäumen. Es fiel mir auf, daß es statt der umzäumenden Hecke eine niedrige steinerne Umfassungsmauer erhalten habe. Mein Gott! rief es in mir. Das Haus ist schon verkauft. Sie sind weggezogen. Toni ist fort. Ich schritt rasch vorwärts. Die Hausthür war unverschlossen, ich trat in den Flur und stand, von unaussprechlicher Unruhe erfaßt, vor der Thür der Wohnstube. Auf mein Pochen hieß mich eine fremde Stimme eintreten, ich setzte den Fuß über die Schwelle und stand vor einer mir unbekannten Frau.

„Ich suche Frau Erhardt“ — sagte ich.

„Seit bald vier Wochen wohnen wir da“, war die Antwort. „Wir haben das Haus gekauft“.

„Und wo lebt Frau Erhardt?“ fragte ich mit unsicherer Stimme. „Doch noch im Orte?“

„Frau Erhardt“ war die Antwort, „hat schon lange fort gewollt. Wie dann der Kauf auf einmal richtig geworden ist, sind ihr ein paar hundert Gulden geblieben. Da hat es sie nicht mehr gelitten, sie bleibe keinen Tag mehr da, sagte sie. Die Tochter war schon fort, bei Verwandten. Die Verwandten haben nach Amerika gewollt und sind wirklich von B. . . . fort. Frau Erhardt mit ihnen. Aber das Schiff, auf dem sie gefahren sind, soll untergegangen sein“.

Ich meinte umzusinken.

„Ja“, sagte die Frau, „da hat man schauderhafte Sachen gehört! Mit Allen, die darauf waren, soll das Schiff untergegangen sein. Freilich“,

Google

setzte sie hinzu, „als sie mich erbleichen sah, die Leute sprechen oft viel. Etwas Gewisses weiß man nicht . . . .“

„Und ihre Tochter Toni?“ . . .

„Ja, natürlich, die war mit der Mutter!“

„Von wem“, fragte ich, und die Worte wollten kaum hervor, „von wem haben Sie die Schreckensnachricht zuerst gehört?“

Die Frau dachte eine Weile nach. „Ja, von wem haben wir das zuerst gehört? Es haben zu gleicher Zeit viele Leute davon gesprochen . . Ja, jetzt weiß ich's. Der Herr Caplan hat einen Brief erhalten, da hat es drin gestanden“.

Ich eilte zum Caplan, weitere Erkundigungen einzuziehen, es war ein finsterer, mürrischer, junger Mann.

Er besann sich eine Weile, dann sagte er:

„Es ist wie Sie sagen. Ich habe vor etwa fünf Wochen einen beschwerten Brief erhalten folgenden Inhalts: Ich bestimme die inliegende Summe — es waren fünf Gulden — zu Seelenmessen für die bei der Ueberfahrt nach Amerika verunglückte Frau Erhardt und Tochter“ . . . .

„Besitzen Sie den Brief noch, Hochwürden?“ fragte ich.

„Schwerlich. Es war aber sonst nichts darin. Unterschrieben war er: Ein Freund der Familie. Die Seelenmessen sind gelesen worden. Sonst weiß ich nichts von der Sache“.

Ich mußte gehen.

Ahnungen, Ahnungen, geheimnißvolle Wehklagen der Seele, ihr hattet mich oft heimgesucht und auf Schlimmes vorbereitet! Das Schlimmste hattet ihr mir doch nicht verkündigt. . . .

* * *

Noch heute weiß ich nicht zu sagen, wie ich von Kranberg zurückkam. Ich befand mich wie in einem schweren dumpfen Traume, der kein Denken aufkommen ließ. Untergegangen unter Schrecken! Todt in der Blüthe der Jahre! Die Phantasie konnte sich das Entsetzlichste ausmalen und nichts war da, was der Annahme widersprach. Ich irrte tagelang umher, in mir die Frage: Bin ich schuld an ihrer Reise, somit an ihrem Untergang? Zu beantworten war sie nicht. Dabei mußte ich Toni noch zürnen, daß sie hatte fortziehen können, ohne mir nur ein Wort des Abschieds zu sagen.

Eher als man mich erwartete, war ich wieder zu Hause. Meine Stimmung war wohl noch düsterer als vorher. Vom Schatten Tonis verfolgt, suchte ich Ruhe und fand sie nicht.

So vergingen Monate. Ich fand mich allmählich wieder auf den Tummelplätzen der Menschen ein, aber nie, ohne daß ich mir später Vorwürfe darüber gemacht hätte. Oberflächlicher, rief ich mir dann zu, Du faßtest eine Neigung, Du liebtest. Der Gegenstand Deiner Leidenschaft wurde Dir

Google

entrissen, eine Weile warst Du betrübt, nun fängst Du schon an, Dich zu trösten. Welche Schwäche! Wer getröstet ist, liebt nicht mehr. War sie wirklich lebendig in Deiner Seele, daß Zeit und Tod das Bild auslöschen können? Liebe sie über das Grab hinaus, oder verachte Dich! . . .

Während dieser Zeit schwankender Stimmung kam seltsamerweise plötzlich etwas, was mich unheimlich an alles Erlebte mahnte. Ich erhielt durch die Post einen anonymen Brief; unorthographisch, auf grobem Papier las ich folgende Worte:

„Dieser Winter wird für Sie nicht gut zu Ende gehen. Es wird Sie ein Unglück treffen, als wohlverdiente Strafe Ihrer Schlechtigkeit“.

Dieser Brief konnte offenbar von keinem Anderen herrühren, als vom jungen Erhardt. Hatte ich doch wahrlich Niemand gekränkt oder geschädigt! Der Brief trug zwar den Poststempel einer mehrere Meilen entfernten Stadt, dessenungeachtet war ich überzeugt, daß der Schreiber in der Nähe sei. Es war mir fast recht. Ich fürchtete ein Zusammentreffen mit Toni's Bruder nicht und glaubte nach gehabter Auseinandersetzung etwas Positives zu vernehmen. Ich hatte vergebens die Zeitungen nach Nachrichten über den Untergang eines Auswandererschiffes durchstöbert.

Ich änderte trotz des Drohbriefes meine Lebensweise in keinem Punkte, meinte durch Besonnenheit und Ruhe alles zu wenden, und der Winter ging um, ohne daß mir irgend Etwas zugestoßen wäre. Ich hatte in meinen Studien und in der Dichtung Zerstreuung und Ableitung von schmerzlichen Gedanken gefunden. Mehrere Personen, die dem Theater nahe standen, wollten mir wohl, es hatte den Anschein als ob mein „Milton“ zur Aufführung gelangen werde.

In dieser Hoffnung bestärkte mich auch ein Briefchen, das mir durch die Stadtpost zukam. Ein Fräulein Laura Taroni forderte mich auf, sie zu besuchen. Sie verglich sich scherzhaft mit dem Mäuslein der Fabel, das in die Lage kam, dem Löwen einen so großen Dienst zu erweisen. Sie bat mich um ein Exemplar meines Stückes, vielleicht könne sie demselben den Weg zu einer Hofbühne bahnen.

Der Name der Briefstellerin war mir nicht unbekannt. Laura Taroni war der unlängst glanzvoll aufgegangene Stern des zweiten Theaters unserer Stadt. Wie sie dazu kam, einem ihr völlig unbekannten Autor ihre Hilfe anzubieten, war mir unerklärbar, und auch die Art der Hilfe nicht klar. Hatte sie Einfluß auf einen Intendanten? Wünschte sie die Rolle für einen ihr befreundeten Schauspieler? Doch bei solchen Erwägungen hat sich noch nie ein junger Autor lange aufgehalten, er steckt sein Manuscript zu sich und setzt seine Hoffnungen auf irgend eine Nummer.

Die im Briefe vergessene, aber an der Theaterkasse erfragte Adresse führte mich an einem der nächsten Nachmittage in einen sehr entlegenen, aber neuen und eleganten Stadttheil, wo fast jedes Haus seinen Garten hatte. Der Frühling meldete sich schon, die Hecken schlugen aus. Ich hatte, in

Google

der Annahme, daß die Vormittage der Schauspielerin durch Proben ausgefüllt seien, die Nachmittagstunde zu meinem Gange gewählt, es wurde Abend bis ich das Haus gefunden, wo Laura Taroni wohnte. Die untergehende Sonne beschien einen Rohziegelbau modernsten Geschmacks mit zierlichen Erkern und Balkonen.

Ich schritt über breite Traßtreppen in ein Hochparterre. Alles fein, elegant, nach neuestem Geschmacke. Ein kleiner Diener in Livree trat mir entgegen und nahm meine Karte in Empfang. Ich wurde in ein Vorzimmer gewiesen, die Thür gegen den Hausgang blieb offen. Ich hatte Zeit, mir alle Bilder anzusehen. Bald trat ein Mann von aristokratischer Haltung aus einem der zum Quartier der Schauspielerin gehörigen Zimmer, und schritt langsam über den Hausgang hinaus.

„Wohin bin ich gerathen!" sagte ich zu mir. „Eine Theaterdame, wie alle anderen. Auch der unumgängliche Kunstmäcen fehlt nicht — eben wurde er unter einem passenden Vorwande fortgeschickt".

Der kleine Diener trat wieder ein und wies mich in einen Salon. Kostbare Möbel, bis an den Plafond reichende Spiegel in geschnitzten und vergoldeten Rahmen, ein Blumentisch mit schönen Blattpflanzen, aus deren Mitte eine Dracene hoch emporragte, alles, was man jetzt verlangt, war da. Auch der schwere runde Tisch, mit Albums und den neuesten Luxusbüchern belastet.

Nun ging die Thüre auf; ein niedliches zartes Geschöpf mit dem zartesten Teint, das Köpfchen von einer Fülle glänzend schwarzen Haars gekrönt, trat mir entgegen.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Hammer", sagte die kleine Dame, einen sonderbar würdevollen Ton anschlagend, „meinem Rufe so bald gefolgt zu sein. Nehmen Sie Platz . . . ."

Sie wies mit dem Ernste eines weiblichen, in Zürich promovirten Doctors auf einen Fauteuil.

„Mein Gott" — sagte ich verwirrt und ganz in Verlegenheit — „es ist unerhört — ich frage mein Gedächtniß, wo ich Sie schon gesehen habe" —

„Hoffentlich doch in einer meiner höheren Rollen", sagte Laura Taroni pathetisch feierlich.

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß dies nicht der Fall sein kann. Ich bin im Ganzen ein lässiger Theaterbesucher" —

„Oh ja", erwiderte das Fräulein. „Unser Theater ist nur eines zweiten Ranges. Wer, wie Sie, den Klassikern nacheifert — wie Sie die Schicksale einer von Göttern geliebten Nymphe besingt, der ist uns armen Leuten gegenüber stolz und absprechend. Darf ich fragen, wie sich Arethusa — —?"

Nun wußte ich, daß ich gefoppt werde.

„Warum so viel Hohn, mein Fräulein!" rief ich. „Wem bin ich mit

Google

meinen Sachen schon zur Last gefallen? Lassen Sie mich mindestens ruhig im Winkel stehen und meine Enttäuschungen hinnehmen!"

„Wenn aber die Zeit einmal so und nicht anders ist", sagte Laura Taroni, plötzlich in einen ganz entgegengesetzten, nonchalanten Ton fallend, „warum ihr widerstreben? Vom Strom getragen, schwimmt sich's leicht; gegen denselben schwimmen, ist eine harte Arbeit. Vielleicht geht man darüber zu Grunde. Geben Sie etwas auf den sogenannten Nachruhm? Das ist doch der Lohn, den man genießen soll, wenn man schon todt ist. Und wer bürgt Ihnen dafür, daß das nächste Jahrhundert nicht noch weltlicher gesinnt ist, als das unsrige? Ich meine, jeder sollte im Geiste seiner Zeit schreiben". —

„Sehr wahr, mein Fräulein, sehr wahr", erwiderte ich. „Das habe ich mir alles selbst oft genug vorgehalten. Aber die Dinge werden dadurch nicht anders. Jeder folgt in der Dichtung nur dem innersten Zuge seines Wesens. Ich war ernst von früh an, und das Leben hat es nicht darauf angelegt, mich seither lustiger zu stimmen".

„Kurz, Sie sind ein Selbstquäler, der sich nicht erheitern lassen will .. O, ich fürchte mich vor Ihren finstern Augen . . ."

Sie lächelte, und wieder war mir dies Lächeln so bekannt, wie vordem ihre Stimme.

„Ich interessire mich für Sie", fuhr sie fort, aber in einem dritten Tone, der — bei Gott — dem Sophie Wallburgs ähnelte. „Ich möchte Sie aber anders sehen. Warum ich mich für Sie interessire? Die Antwort ist sehr einfach: Sie haben mich zwar nie besungen — aber Sie waren mir einst werth. Zeit verändert, und doch sind wir eigentlich nicht so alt, um das Gedächtniß befragen zu müssen —"

Ich hörte kaum mehr, was sie schwatzte.

„Da blicken Sie wieder so finster!" rief die Schauspielerin. „So blickt ja nur Einer, der etwas auf dem Gewissen hat, oder Uebles vorhat. Ich fürchte mich. Können Sie denn gar nicht mehr lächeln? Haben Sie nicht mehr das gute Herz, das der Tod eines Rehes zu rühren im Stande war? —"

Sie sprang auf, blieb mit gesenktem Köpfchen wehmuthsvoll blickend stehen, und bewegte die Hand als ob diese ein Stöckchen hätte.

„Ach, mein liebes Rehlein — todt — todt — todt!"

Dieser Hohn auf etwas mir unendlich Theures, diese Worte, die eine Wunde berührten, brachten mich außer mir. Wild über dies fortgesetzte Komödienspiel, ganz alle Höflichkeit vergessend, fragte ich:

„Wer sind Sie? Dies Spiel hat lange genug gedauert. Wie kommen Sie dazu, Dinge . . ."

Sie fuhr auf.

„Also doch? So ernst wurde die Sache? O, meine Ahnung! . . ."

Sie schaute den Wilden eine Weile unerschrocken an, lächelte und hüpfte

Google

zu einem Spiegel. In einem Nu hatte sie die ganze Tracht schwarzer Haare vom Kopfe gehoben und stand in rothblonden Locken vor mir.

Es war Fidele.

„Jetzt kennen Sie mich?“ sagte Sie, mir die Hand reichend.

„Sie, Fräulein, Laura Taroni?“ rief ich und fühlte mich wie erlöst von einem unheimlichen Spuke.

„Ist es denn so auffallend“, sagte sie, „daß ein Mädchen, das so lange die Zofe einer großen Tragödin gewesen, auch zum Theater geht? Ich muß eben wirklich von Erlaucht etwas profitirt haben, denn es ist mir Alles merkwürdig leicht gegangen. Wissen Sie denn auch, daß ich sehr gefalle und viel Geld verdiene? Nun aber verzeihen Sie mir die Finte, die ich gebraucht, um Sie hierher zu bringen, setzen Sie sich und lassen Sie uns von der Vergangenheit schwatzen . . .“

* * *

Von dem Abend an, der uns zusammengeführt, besuchte ich Fidele, oder Laura Taroni, wie sie jetzt hieß, einigemal. Sie war gutmüthig und heiter, sie drang so energisch darauf, daß ich komme; ich konnte mich, ohne unhöflich zu sein, ihren Einladungen nicht entziehen.

Ihre Beliebtheit wurde mir erklärlich. Sie hatte so schöne Augen und so schöne Arme, so viel Humor und gute Laune, eine solche Force im Copiren und eine so hübsche Stimme! Was will das Publikum mehr, das im Theater Unterhaltung sucht, ohne dabei denken oder fühlen zu müssen? Fidele war gewiß für das moderne Operettengenre wie geschaffen . . .

Sie führte mich in ihrer Wohnung umher, durch alle Zimmer; auch Küche und Domestikenwohnung mußte ich ansehen. Auch ihr Schlafzimmer „Es ist jetzt nur mit Perse tapezirt“, sagte sie, indem sie meinen Arm nahm, „aber es kömmt schon noch blaßblauer Atlas hierher“. Lachend führte sie mich wieder heraus.

Knapp und kurz, mit ihrem trockenen Humor, erzählte sie mir die Umrisse ihrer Lebensgeschichte. Als das sechste Kind eines Souffleurs war sie in Dürftigkeit und bei Schlägen aufgewachsen. In dünnen Kleidchen hatte sie bei rauhem Wetter von Laden zu Laden laufen müssen, um eine kleine Handarbeit anzubringen und hatte sich nicht heimgetraut, bis sie die kleine Summe beisammen hatte, die ihr Vater dann versoff. Oft hatte sie die Frage an das Schicksal gestellt, warum denn gerade sie es so schlecht haben müsse auf der Welt?

Da hatte Sophie Wallburg sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Auch sie war von geringer Herkunft, ihr Vater ein ruinirter Maler, der sich in der Welt herumtrieb; sie wußte, was Armuth ist. Fidele ward ihr unentbehrlich, und als Graf Greifenklau, der seit vielen Jahren zu Sophie Wallburg in Beziehungen gestanden, sie, härter und härter gedrängt, zur

Google

Gräfin machte, wurde Fidele in den neuen Hausstand hinübergenommen. Nun war sie geborgen. Die Gräfin aber, launisch, zwischen Herablassung und Hochmuth schwankend, war keine gemüthliche Herrin. Hatte sie das Mädchen eine Weile gehätschelt, so drückte sie sie wieder, eine Stunde später, zur Magd hinab. Fidele aber hatte einen guten Kopf, sie begriff spielend, war ehrgeizig, das väterliche Blut wurde in ihr thätig und rief sie auf's Theater. So hatte Sie, ihrem natürlichen Talent vertrauend, sich auf ihre eigenen Füße gestellt. Ein Gönner hatte bei diesen Entschlüssen im Stillen mitgewirkt.

Eines Abends war ich auf Fidelens Bitten in's Theater gegangen, um sie in einer neuen Rolle zu sehen. Man gab eine der schnödesten Operetten des französisch-jüdischen Maestro. So scharf und schneidig war Laura Taroni noch nie gewesen. Logen und Parquet schwammen in Entzücken. Ich, im Gegensatz, war in einen wilden puritanischen Zorn hineingerathen. „Das sind die musikalisch-dramatischen Werke", sagte ich zu mir, „die in unserer Zeit Glück machen! Gassenhauer und Zoten beisammen, Blödsinn und Gemeinheit. Um der Erste zu sein, der einen solchen Wechselbalg vorführt, dampft der Director eigens nach Paris, während er die talentvolle, aber ehrbare deutsche Arbeit ungelesen läßt. Sieh diese Welt, sieh, was für Reizmittel ihre Apathie sucht, und miß den Abstand zwischen ihr und Dir!"

Ich ging nach dem ersten Stücke; der Theaterdiener kam mir nachgelaufen, Fräulein Taroni bitte mich, sie zu erwarten. Fast unmittelbar darauf sah ich sie herankommen.

„Nun?" fragte sie rasch. „Sind Sie zufrieden? Hab' ich Talent?"

„Ei freilich, viel Talent. Nur — ich bin offen — thut es mir leid, daß Sie es an solche Aufgaben vergeuden —"

„Sie haben doch gelacht!" rief Fidele, indem sie sich in meinen Arm hing.

„Nein. Ich hätte es gerne. Lachen befreit die Seele, aber ich konnte es nicht. Ich habe heute wieder einmal das Theater scheußlich gefunden. Fidele — Sie sind so begabt — warum schlagen Sie nicht einen anderen Weg ein? Sie wenden sich an ein Publikum, ein cynisches Monstrum von Publikum, dem nur das Niedrige, sagen wir's heraus, die Zote gefällt. Je gemeiner die Worte oder die Geste, desto größer der Jubel. Sie kokettiren mit diesem Ungeheuer, fordern es heraus. Zweideutige Witze, Tricots, Cancan — wohin gelangen wir auf diesem Wege? Tief, tief in den Schmutz!"

„O pfui, wie können Sie mir das sagen? Warum muß ich einem Menschen gut sein, der mich immer wieder verletzt?"

„Ich rede, wie ich es meine".

„Und thun mir weh".

„Ich bin nur Ihr Warner. Jetzt trägt Sie die Jugend, die allerfrischeste Jugend. Vor der Hand scheint es Ihnen neidenswerth, nichts zu sein, als ein liebenswürdiger Schalk. Was Sie thun und sagen, das

Google

Verfänglichste, scheint nett. Der Beifall, den Sie bei einer gewissen Klasse von Zuschauern finden, muntert Sie auf, immer weiter zu gehen, Sie treiben es toller und toller — wer es aber gut meint mit Ihnen — der —"

„Glauben Sie", fiel sie mir in die Rede, „daß ich zu weit gehe? Ich habe Niemand zur Seite, der mir einen Wink geben kann —"

„Ja, Fidele, es ist schade um Ihr schönes Talent".

„Was soll ich denn thun?" fragte sie ernsthaft.

„Lesen, arbeiten, lernen, sich nicht in dieser Richtung genügen, damit Sie an eine Bühne kommen, wo man Besseres pflegt".

„Sehen Sie, Armin, das sage ich mir selbst zuweilen. Ich habe Momente, in denen ich meine, ich könne auch sentimentale Rollen spielen. Dann wieder erscheint es mir so schwer — und im Grunde zwecklos. Sie können doch das Fach, in dem ich wirke, nicht völlig in die Acht erklären wollen?"

„Haben Sie aber", fragte ich, „eine wahre Freude an solchen Triumphen? Achten Sie die Leute, die Ihnen applaudiren? Und wenn Sie älter werden —"

„Davon spricht man nicht. Auch werde ich gar nicht alt, das weiß ich. Für mich giebt es nur eine Gegenwart, keine Zukunft —"

„So mag ich Sie nicht reden hören. Es liegt eine Selbstwegwerfung darin. Wer, wie Sie, ein ursprüngliches Talent hat, hat auch eine Pflicht damit zu erfüllen . . . "

So sprach der junge Moralist. Fidele hörte ihm zu, bald unwillig, bald lächelnd, bald unwillkürlich zum Ernst gestimmt.

Indeß wanderten wir, Arm in Arm, ohne uns allzusehr zu beeilen, durch die laue Frühlingsnacht und kamen in die Vorstadt. Hier war alles stiller, der Duft der Vorgärten kam uns entgegen; hier und dort schlug eine Nachtigall im Käfig ihre Triller an, als wolle sie sich, eitel wie jede Sängerin, vor der Sängerin produciren.

Endlich standen wir vor dem Hause mit den Erkern und Balkonen. Aus Laura Taronis Fenster war hinter herabgelassenen Rouleaux der Schein der Hängelampe sichtbar.

„Sie kommen doch herauf und trinken den Thee bei mir? Doch giebt's auch Anderes, kalte Küche, was Sie wollen . . . "

„Danke, ich nehme Abschied".

„Um in's Wirthshaus zu gehen? Zu Kameraden? Nein, Sie kommen herauf".

„Danke, gute Nacht!"

Ich reichte ihr die Hand hin.

„Nein, Sie gehen nicht. Es kommt ein Wetter. Ich wohne gar so weit ab. Hans soll Ihnen einen Wagen holen, der Omnibus ist schwer zu treffen und meist überfüllt. Allerdings können Sie auch ganz ruhig auf dem Canapee schlafen . . . "

Google

„Danke, ich kehre heim. Meine Mutter erwartet mich zum Nachtessen“.

„Nun, so gehen Sie, Garstiger“.

Sie zog rasch und stark die Glocke und verschwand im Hause.

Als ich den Heimweg antrat, war es Nacht geworden. Das Gaslampenlicht, das in diesem wenig besuchten Quartier nicht durch die Beleuchtung der Verkaufsläden unterstützt wurde, gab nur wenige Helle. Da trat, vom jenseitigen Gesteig herüberkommend, ein junger, schlechtgekleideter Mensch an mich heran. Den Hut schief auf dem Kopfe, drunter ein blasses zerstörtes Gesicht, hielt er mich an und ersuchte mich um Feuer für seine Cigarre. Unter zehn Leuten meines Standes wären gewiß, da das Wetter rauh war, neun weiter gegangen, ohne das barsch gestellte Ansuchen weiter zu beachten. Ich aber, gewöhnt, Jeden wie meinesgleichen zu behandeln, blieb stehen. Ich reichte meine Cigarre hin und dachte mir, da der Mensch sie mit der linken Hand nahm, es sei ein verstümmelter, brotloser Arbeiter — verwahrlost genug sah er aus.

Mit einem Male aber hatte er die hinter seinem Rücken verborgene Rechte hervorgezogen und führte mit einem Messer einen Stoß gegen meine Brust.

Ich stürzte mit einem lauten Schrei nieder, der Geselle ergriff die Flucht. Da kam ein Trupp Leute um die Ecke, ich hörte hinter mir Stimmen: „Da hat man Einen todtgestochen! Greift den Thäter! Greift ihn!“

Ich fiel in Ohnmacht.

Als ich zum Bewußtsein erwachte, befand ich mich in einer nahegelegenen Apotheke. Eine ganze Schaar Menschen umstand mich. Man hatte mir Ueberrock und Rock ausgezogen, ein herbeigerufener Chirurg untersuchte meine Wunde. Sie blutete nicht stark und war weniger gefährlich, als nach der Gewalt, mit der der Stoß geführt worden, hätte erwartet werden können. Das Messer war aufs Brustbein gestoßen.

Die Blutung wurde gestillt, ein Verband aufgelegt, man holte einen Wagen, der mich nach Hause brachte.

„Das war der Bruder“, sagte ich zu mir während des Fahrens. „Er hat gethan, was er mir angekündigt hat. Wäre ich Laura Taroni gefolgt, ich säße jetzt im Sichern. Mir ist die moralische Laune schlimm bekommen . . .“

* * *

Am andern Tage erschien ein Beamter mit zwei Gerichtsärzten bei uns, um sich vom Thatbestande zu überzeugen.

Die erste Frage war, ob ich den Thäter zu nennen wisse?

Ich verneinte das.

„Es ist doch, wie es den Anschein hat, kein Raubanfall beabsichtigt gewesen“, sagte der Beamte. „Die Sache hat das Aussehen eines Mordversuchs —

Google

einer Privatrache. Wissen Sie einen Grund dafür? Ist Jemand feindlich gegen Sie gesinnt?"

„Daß ich nicht wüßte —"

Man drang in mich, ich erwiderte, daß ich außer Stande sei, Auskunft zu ertheilen, und die Commission entfernte sich mit Rücksicht auf die Schwäche, die mir der Blutverlust und das Wundfieber zugezogen.

Nachdem so die ersten Erhebungen gepflogen worden waren, erwartete ich in größter Unruhe das Weitere. Ich lag auf der Folter. Ich sah Toni's Bruder schon vor den Assisen und die Geschichte an die Oeffentlichkeit gezerrt.

Es kam aber anders.

Im Laufe des Tages wurde die Leiche eines jungen Arbeiters aus der Moldau gezogen, die als die Leiche des den Gerichten noch immer unbekannten Menschen agnoscirt wurde, der mich angefallen hatte.

Toni's Bruder hatte, von mehreren rüstigen jungen Leuten verfolgt, seinen Weg gegen die Moldau zu genommen. Wo die schmale Gasse ausmündete, war ein Waschplatz; mehrere alte Kähne, tagsüber von Weibern benützt, lagen dort am Ufer. Der junge Mensch kletterte von einem Kahn zum andern und versuchte den letzten loszumachen und ins Wasser zu schieben, vermuthlich in der Absicht, sich vom Strome treiben zu lassen und ungesehen irgendwo ans Land zu kommen. Aber der Strom ging eben sehr hoch. Als er die Verfolger dicht hinter sich hörte, mußte er von einem Kahn in den andern übersetzend einen Fehltritt gemacht haben und wurde von den Wellen fortgerissen.

Als der Thäter todt war, fehlte für das Gericht der Grund zu weiterer Untersuchung. Die Sache schlief ein.

Man denke sich, wie diese Reihe dunkler Ereignisse auf das Gemüth eines jungen Menschen wirken mußte! So einfach und wenig ungewöhnlich jedes Ereigniß an sich war, so dämonisch nahm sich das Ganze in seiner haarscharfen Verkettung aus. Lange noch tanzten diese Erlebnisse wie grellbemalte Schreckgestalten um mein Lager, erhielten meine Seele in einer gewaltsamen Spannung und verlängerten das Fieber, das mich gepackt. Indeß saß meine Mutter als die liebevollste der Wärterinnen an meinem Bette, unter ihrer Pflege erholte ich mich langsam und genas. Noch immer war ich nicht in das Geleise einer ruhigen Existenz zurückgekehrt, noch immer packten mich die Convulsionen meiner geheimen Qual, noch immer war ich in die Quelle meiner Leiden schmerzlich verliebt und schaute gerne hinab in ihren dunklen Spiegel. Da faßte ich den Plan, das Gedicht zu schreiben, das unsere nähere Bekanntschaft eingeleitet hat. Ich schrieb es rasch, und ohne mich selbst und meine Kräfte zu schonen, in einem Zuge. Aber während ich es schrieb, erwachte mein ermüdeter Lebensgenius wieder und hob die Fackel empor, wie wenn er den entschwundenen Schatten nachleuchten wollte.

* * *

Google

Ich hatte mich daran gewöhnt, Toni als todt zu betrachten, wiewohl diese Annahme lediglich auf der Aussage einer Bauersfrau und jenem an den Kaplan gerichteten Brief fußte. Aber, daß ich absolut nichts mehr von Toni hörte, schien mir die vollste Bestätigung des Schrecklichsten. Nie vernahm ich mehr während einer schlaflosen Nacht das Wehen des Windes, ohne daran zu denken, daß er wohl über ihr Grab hinfahre . . . Und in solcher Nacht, wenn alles still war, mußte ich plötzlich lauschen und rief: O, daß Du mir erscheinen könntest!

So vergingen Monate. Eine Angelegenheit hatte mich in das benachbarte Pilsen geführt. Eines Tages war ich in eine entlegene Vorstadt gekommen. Ich blieb, ein Träumer wie ich war, zufällig und ohne zu wissen, warum, vor dem Laden eines Vergolders stehen, wo nebst Rahmen und Holzleisten aller Sorten auch einzelne Bilder und Bildchen, Arbeiten kleiner heimischer Künstler, zum Verkauf hingen. Meine Augen irrten von stümperhaft gemalten Alpenlandschaften mit grellen Sonnenuntergängen zu kleinen humoristischen Genrebildern im Geschmacke geringer Käufer, von einem Knaben am Bache zu einem Mädchen mit der Katze und dem Knäuel — da fiel mein Blick auf ein porträtartiges Bild, eine unvollendete Skizze, und ich prallte zurück.

Aus einem dunklen Hintergrunde sah mich ein Kopf voll intensivsten Lebens an. Ich hatte augenblicklich Tonis Züge erkannt. Ja, es war ihr Kopf, wie aus dem Spiegel gehoben und ohne jede Spur von Idealisirung wiedergegeben.

In diesem Augenblicke wurde ich von einem Bekannten angesprochen. Ich verbarg meine Unruhe so gut als möglich und entfernte mich einige Schritte von dem verhängnißvollen Laden. Aber kaum war ich wieder mein eigener Herr, als ich an das Schaufenster zurückkehrte. Staub der Gasse lag darauf, ich putzte ihn weg und schaute, schaute. Alle Erinnerungen der Vergangenheit waren in mir aufgewacht und begannen mich zu geißeln. Mir war, als sei ich unheimlichen Mächten als Spielzeug anheimgegeben. Was geht mit mir vor? fragte ich mich. Täusche ich mich? Sehe ich nur eine Aehnlichkeit, weil ich immer an sie denke? Oder ist sie es wirklich? Wie kommt sie hieher?

Ich trat in den Laden, ließ mir von der Verkäuferin das Bild hervorholen, betrachtete es in der Nähe. Es mußte Toni sein. Ich kaufte das Porträt, gab den Auftrag, es in meine Wohnung zu schicken, dann fragte ich nach dem Maler.

Nach einigem Zögern wurde mir der Name Johann Wallburg genannt, er sei ein „einheimischer Künstler". Auch seine Adresse erhielt ich.

Ich eilte in die entlegene Vorstadtstraße. In einem großen schlechtgehaltenen Hause, wie solche für kleine Miether von Capitalisten, die selbst nicht dort wohnen mögen, hergestellt werden, und zwar in einem hohen engen Zimmer des Hintergebäudes traf ich den Künstler. Es war eine über alle Beschreibung verwitterte Menschenruine, die da in einer schmutzigen

Google

farbenbeklexten Blouse, eine Mütze auf dem Kopfe, Filzsocken an den Füßen vor der Staffelei saß und pinselte. Ringsum hingen, standen und lagen allerhand Bilder.

„Ich habe doch das Vergnügen", begann ich, „den Künstler zu sprechen, der bei dem Vergolder in der Zwingergasse das Bild eines jungen Mädchens ausgestellt hat" —

„Weiß schon, was Sie meinen", fiel er mir in die Rede. „Den jugendlichen weiblichen Studienkopf. Eine gute Arbeit, aus meiner letzten besten Zeit. Sie machen eine gute Acquisition, wenn Sie es kaufen. Ich kann es wohl sagen, da es mich jetzt nichts mehr angeht. Und wenn Sie das Dreifache geben müssen, was der Kerl mir gezahlt hat, es ist nicht zu viel" —

„Das Bild", erwiderte ich, „ist bereits mein Eigenthum".

„Es fiel mir schwer, es herzugeben", sagte der Verwitterte. „Hätte es am liebsten immer vor mir gehabt. Hatte es auch nur für mich gemalt. Aber Du mein Gott! Die Noth ist gebieterisch. Die Noth frägt nicht: willst du, magst du? Sie faßt den Menschen an der Kehle und schwingt den Knüttel über ihn. Sehen Sie sich in diesem Zimmer um, junger Mann. So sieht es bei einem Künstler aus, der nicht der letzte in seiner Zunft war. Und zudem hat er eine Tochter, die in Reichthum und Ueppigkeit lebt. Wenn Sie einmal von einer Gräfin Greifenklau hören" —

„Allerdings kenne ich eine Gräfin Greifenklau — Sophie Greifenklau — wäre sie Ihre Tochter?"

„Ja, so ist es, junger Mann. Gräfin Greifenklau ist eine geborene Sophie Wallburg. Sie könnte aber auch Regan oder Goneril heißen".

Diese Eröffnung des redelustigen Alten, die mich unter anderen Verhältnissen sehr interessirt hätte, ließ mich jetzt ganz kalt, ich fragte:

„Um wieder auf das Bild zu kommen. Es ist mir besonders darum werth, weil ich in demselben das Porträt einer Bekannten zu erkennen glaubte. Gewiß haben Sie es auf einer Reise gemalt, in Kranberg, einem kleinen Gebirgsdorfe —"

„Doch nicht", erwiderte der Untergegangene lebendig. „Das Mädchen lebte hier, in diesem selben Hause, mit ihrer Mutter zusammen".

„Frau Erhardt", sagte ich, jedenfalls die Worte mühsam stammelnd.

„Richtig, so heißt sie", erwiderte der Alte.

„Und — wann waren Mutter und Tochter hier?"

„Wann? Ich denke, es wird drei Wochen her sein, daß sie ausgezogen. Sie wohnten meiner Thür gegenüber, auf demselben Flur. Da mir der Kopf des Mädchens so sehr gefiel, bat ich sie, mir zu sitzen. Sie war nur schwer dazu zu bewegen, endlich ist sie mir auf Wunsch der Mutter ein paar Mal gesessen. Das Bild wurde nicht fertig und stand längere Zeit bei mir. Ich wollte es behalten — aber, wie gesagt, kurz nach Auszug der guten

Google

Leute zwang mich die Noth, es fertig zu machen, so gut es ging, und es wegzugeben —"

„Sie wissen nicht, wohin die Frau mit ihrer Tochter gezogen ist..?"

„Nein, das weiß ich nicht. In so einer Stadt lernt man Leute kennen. Man verträgt sich mit den Nachbarn, ziehen sie aus, sieht man sie oft nie mehr im Leben —"

Toni und ihre Mutter noch am Leben! Mir war es, wie im Traume, es wirbelte mir vor den Augen. Staunen, Gefühl des Räthselhaften, Jubel und Schmerz umfaßten mich zu gleicher Zeit. Mir nahe, vielleicht noch in derselben Stadt. Ich fuhr auf's Polizeiamt, ließ im Register des Meldebuches nachschlagen. Die Namen fanden sich wirklich.

Ich flog in die mir genannte Wohnung.

Wieder trat ich in ein ärmlich aussehendes Haus, fragte, riß die mir bezeichnete Thüre auf.

An einem Tische saß ein Mädchen bei ihrer Handarbeit — schlug den Blick empor — wer malt meine Empfindungen? Es war Toni.

Sie hatte mich kaum erblickt, als sie lautlos und todtenbleich auf ihren Stuhl zurücksank, die Arbeit entfiel ihren Händen.

Ich riß mich aus halber Erstarrung, die mich erfaßt, und stürmte mit ausgebreiteten Armen vorwärts.

Einen Augenblick später hatte ich die Halbzusammensinkende umfaßt und drückte meine Lippen auf die ihrigen. Sie aber wendete heftig und leidenschaftlich den Kopf und rief: „Nicht wieder! nicht wieder!"

* * *

„So hab ich Dich entdeckt — Du hattest Dich mir entzogen. Ich finde Dich wieder — warum verbargst Du Dich — wie konntest Du es über's Herz bringen —?"

So ungefähr wandte ich mich an Toni.

Sie blieb stumm.

„Rede", beschwor ich sie, „rede. Warum verbargst Du Dich?"

„Warum? Ich habe mich nicht verborgen. Hättest Du mich finden wollen, Du hättest mich unschwer gefunden".

„Was soll das heißen?" rief ich. „Von Kranberg waret Ihr fort. Man sagte mir dort, an Ort und Stelle, in Eurem alten Hause, Ihr wäret ausgewandert nach Amerika und — auf der Ueberfahrt umgekommen".

Toni lächelte bitter, wie wenn ihr dies als die letzte aller schlechten Ausflüchte erschiene.

„Bei Allem, was heilig, es ist so!" rief ich. „Ich habe Dich für todt gehalten, Dich beweint, Dich betrauert. Wäre ich nicht von Deinem Tode überzeugt gewesen, ich hätte nach Dir die halbe Welt durchsucht".

Google

„So hast Du denn", fragte Toni sehr ernst, „von den zwei Briefen, die ich an Dich geschrieben, keinen erhalten?"

„Keinen! keinen! Wann hättest Du mir geschrieben?"

„Das erste Mal ein kurzes Briefchen bald nach unserer Trennung, den zweiten von hier, etwa vier Wochen später".

„Ihr lebtet also immer hier?"

„Ja, immer. Der Bruder, weißt Du, war hier in der Fabrik. Er wohnte bei uns, bis er plötzlich verschwand, seinen — heimlichen Plan auszuführen".

Sie begann laut zu weinen.

„Daß ich keine Antwort erhielt", fuhr Toni fort, „kränkte mich tief, schrecklich; es war mir ein Zeichen, daß Du von mir nichts wissen wollest, und damals — ach, damals hatte ich es noch nicht übers Herz gebracht, von Dir zu lassen. Ich war so unglücklich, so tief elend, ich wünschte mir den Tod —"

„Toni", rief ich, „das ist mit seltsamen Dingen zugegangen. Zwei Briefe und keiner in meine Hände gelangt! Dabei diese Gerüchte von Eurem Tode. Dahinter steckt etwas. Mir ist, scheint es, bös mitgespielt worden".

„Du sagst", entgegnete Toni, und der Schmerzausbruch hatte sich in eine Anklage verwandelt „Du sagst, Du hast nicht gewußt, was aus mir geworden ist. Du sollst keinen Vorwurf von mir hören, aber ich frage: warst Du unglücklich darüber? Hast Du es Dir zu Herzen genommen? Sprich, aus welchem Hause bist Du gekommen, als mein Bruder Dich anfiel?"

Mir ging bei dieser Frage ein unerwartetes Licht auf.

„Mein Bruder haßte Dich", fuhr Toni fort und betrachtete Dich als unseren Feind. „Daß Du Dich gar nicht mehr um mich zu kümmern schienst, brachte ihn oft wie von Sinnen. Es ist wahr, er trug sich schon lange mit finsteren Gedanken, und manches Wort, das er gesprochen, ist mir erst hinterher klar geworden. Ich weiß jetzt, daß er Dir einen Drohbrief geschrieben. Doch meine ich, wie er Dir auch nachging, er wäre nie zum Aeußersten geschritten, er wäre nie wie ein Mörder auf Dich losgefahren, wenn er nicht den Beweis gehabt hätte, daß Du mich so schnell vergessen hast. Das wird ihn zum Aeußersten gebracht haben".

„Toni, Toni! Dann war der Stich, den ich erhielt, ein unverdienter. Auf meinen Besuch in jenem Hause brauchst Du wahrlich nicht eifersüchtig zu sein. Nie hab' ich Dich vergessen, keinen einzigen Tag, keine Stunde. Ich liebte Dich, ich war dem Kummer meiner Gedanken überlassen und fand nirgends Trost. Hundert- und hundertmal des Tages rief ich mir Dein Bild vor die Seele, rief Dich, die ich für immer verloren zu haben glaubte. Doch sage, kann zwischen uns ein Zweifel aufkommen? Sieh mir in's Auge, lies in meiner Seele und vernimm meinen erneuerten Schwur, nie von Dir zu lassen". —

„Das darfst Du nicht schwören!" rief Toni mit abwehrender Bewegung.

Google

„Das Opfer ist vollbracht, es liegt hinter mir, ich habe feierlich und für immer auf Dich verzichtet“.

„Das kannst, das darfst Du nicht!“ rief ich.

„Ich habe Deiner Mutter mein Wort gegeben und halte es“.

Ich war lange sprachlos vor Erstaunen.

„Meiner Mutter?“ fragte ich endlich. „Hat sie an Euch geschrieben?“

„Weißt Du denn nicht, daß sie bei uns war?“

„Meine Mutter bei Euch? . . .“

„Wohl zwei Stunden saß sie auf dem Stuhl da, von mir, wo Du jetzt sitzest. Ich lag zu Bette — sehr schwer krank — es war kaum eine Woche nach jenem entsetzlichen Tage, an dem ich die Nachricht von der That des Bruders und seinem schrecklichen Ende erhalten hatte. Meine Mutter war dabei und hat Alles mit angehört. . .“

„O“, rief ich, „sagte ich es doch, mir ist arg mitgespielt worden! Deine Briefe hat sie mir unterschlagen, das Gerücht von Deinem Tode aussprengen lassen und Dir heimlich, ohne mir etwas davon zu sagen, eine Verzichtleistung abgerungen, wer weiß, durch welche Mittel“ —

„Nein“, erwiderte Toni, „nicht abgerungen, wenigstens nicht durch unlautere Mittel. Freundlich und verständig hat sie mit uns gesprochen, alles in Ruhe und Güte — ich habe ihr in Allem Recht geben müssen“.

„Welche Heimlichkeiten!“ rief ich. „Welche Schleichwege! Doch — sie haben ihr nichts genützt! Jetzt ist das Netz zerrissen, das um mich gesponnen war und das ich nicht gewahrte. Ich lasse nie und nie von Dir!“

In diesem Augenblicke trat die Mutter ein.

Sie blieb, als sie mich erkannte, wie erstarrt stehen.

„Hast Du ihn hergerufen?“ war ihr erstes, im vorwurfsvollen Tone gesprochenes Wort.

Toni schüttelte den Kopf.

Das kummerdurchfurchte Antlitz der Frau war mein ärgster Richter.

„Frau Erhardt“, rief ich ihr entgegen, „ich verspreche Ihnen heilig als Mann, alles gut zu machen, was ich als Knabe an Ihnen gefehlt!“

„Können Sie das?“ fragte Frau Erhardt finster. „Sehen Sie mein Kind an und sagen Sie, ob Sie das können?“

Erst jetzt fiel mir die entsetzliche Veränderung auf, die in Tonis Zügen stattgefunden. Die Wangen, die eine fliegende Röthe bedeckten, waren hager, die Augen, die seltsam glänzten, tief eingesunken; unbarmherzig hatte ein langer Schmerz überall seine Vernichtungsspuren eingezeichnet.

„Sie können“, fuhr Frau Erhardt fort, „nichts wieder gut machen. Sie können mir die Tochter, die ich besaß, ebenso wenig wiedergeben, wie meinen Sohn. Mein Sohn ist todt — und meine Tochter —“ hier versagte, als ihr Blick auf Toni fiel, der eisenstarken Frau die Stimme, ihr, die wohl selten zu weinen gewohnt war, traten die Thränen in die Augen.

„Frau Erhardt“, rief ich, „seien Sie kein unbarmherziger Ankläger.

Google

Sehe ich aus, wie Einer, der Liebesfreuden nachjagt? Wie ein Herzloser? Hab' ich etwa nicht gelitten? Ein Jahr meiner Jugend ist bereits voll von Kämpfen, es hat mir tausend Wunden geschlagen, Tag um Tag und Stunde um Stunde. Nein, ich bin kein Verbrecher, ich bin es nicht! Man hat mich furchtbar getäuscht. Tonis Briefe sind nie in meine Hand gekommen. Ich habe sie für todt gehalten und war auch der Todten getreu. Wie ich fürderhin zu meiner Mutter stehen werde, die dies alles über mich gebracht hat und so grausam zwischen mich und meine Liebe getreten ist, das weiß ich heute noch nicht zu sagen. Diese Liebe wächst täglich, sie wird stärker in mir als jede Rücksicht und wird alles überdauern. Ein zweites Mal spielt man mir so nicht mit. Kein Ort wäre so versteckt, mir Toni zu verbergen, keiner so fern, daß ich sie nicht aufsuchte. Auch Sie werden mit mir Frieden schließen und durch die Beharrlichkeit meiner Liebe endlich mit mir versöhnt werden. Toni wird sich wieder erholen und in einer glücklichen Gegenwart das Erlittene vergessen. —"

Ich war vor die Geliebte hingetreten, ergriff ihre Hände und rief: „Toni, laß mich nicht mehr von Dir —".

Toni war von der Exaltation, die mich ergriffen, mit erfaßt, eine fliegende Röthe trat auf ihre Wangen. Sie schlang ihren Arm um meinen Hals, während ich, die Stirn auf ihren Knieen, vor ihr hingesunken dalag und rief:

„Mutter! Mutter, haben Sie Mitleid mit uns!"

Aber diese flehentliche Bitte prallte an der Brust der Frau ab, die nach kurzer Ergriffenheit ihre ganze Energie wiedergefunden.

„Ich müßte schwach sein, eine Närrin, wenn ich auf Dich hören wollte!" rief sie der Tochter zu. „Als der Zufall", wendete sie sich an mich — „doch was nennt man so! — als das Schicksal Sie mit uns bekannt machte, da wußte ich gleich, daß nichts Gutes aus so einer Bekanntschaft entstehen würde. Ich wußte, wie herzlos die Leute Ihres Standes sind, das ganze Leben hat mich vor denselben gewarnt, doch trotz aller Klugheit war ich verblendet, daß ich die Lehre vergaß, die ich anderen Müttern so oft gegeben. Sie sind gekommen, haben die Unerfahrenheit eines Kindes mißbraucht; ich schloß die Thür erst, als es zu spät war. Sehen Sie, was Sie angerichtet haben! Sie haben alles zerstört, was zu zerstören war. Schon in Kranberg haben es die Nachbarn nicht an Auslegungen fehlen lassen. Wollen Sie auch hier, wo wir das Leben wieder anfangen möchten, uns die Ehre rauben? Sollen die Leute, die uns hier kennen, sagen: hier geht ein junger Mann aus und ein, und Frau und Tochter leben von ihm? Und wenn Ihnen Toni verzeiht, ich bleibe unversöhnt und trage Ihnen alles, was Sie gethan, bis zur letzten Stunde nach. Wenn sie vergessen könnte, an wessen Tod Sie schuld sind, ich vergesse es nicht. Kommen Sie mir nicht mit dem, was mein Sohn Ihnen gethan. Wäre es vor die Geschworenen gekommen und hätte er erzählt, warum er über Sie hergefallen, ich sage Ihnen, die Geschworenen hätten ihn

Google

freigesprochen! Wollen Sie Toni noch Liebe versprechen? Warten soll die Thörin, Sie aber werden sie schließlich fallen lassen, wie ein abgetragenes Kleidungsstück. Ja, das werden Sie, ich weiß es. Wir haben Ihre Mutter kennen gelernt, und wissen, wie sie denkt. Hat aber sie ihren Stolz, so habe ich den meinigen. Mein Kind ist mir lieb, aber lieber noch unsere Ehre. Die Bekanntschaft mit Ihnen ist uns nur eine Quelle von Unglück geworden. Ist Toni brav und vernünftig, so findet sie Trost bei ihrer Mutter und endlich wird die Erinnerung an das Vergangene bei ihr absterben. Vergessen auch Sie uns. Es wird einem vornehmen jungen Herrn weniger Anstrengung kosten, als Sie jetzt denken. Leben Sie wohl!"

* * *

Finster, grollend, im Innersten empört und entrüstet, kam ich nach Hause zurück. Das erste Wort, das ich an meine Mutter richtete: die Bitte, unter vier Augen mit ihr zu sprechen, sagte ihr alles.

„Mutter, Mutter", wandte ich mich an die vor mir Stehende, „der Faden, den Du so fein gesponnen, ist zerrissen. — War es recht, mir Briefe vorzuenthalten und mich irrezuführen, wie Du es gethan?"

„Lassen sie Dich noch immer nicht los?" fragte die Mutter, rasch auffahrend.

„Der Zufall allein", erwiderte ich, „hat mich alles erfahren lassen. Ihm verdanke ich, was ich jetzt weiß. Die, die es trifft, haben still gelitten und geschwiegen. Sieh, Mutter, die Folgen! Welchen Schein habe ich auf mich geladen, und wie viel ist geschehen, weil ich nichts wußte? Ich habe Monate der Sorge, der Unruhe und der Trauer hinter mir — ein Stück meines Herzens hab' ich begraben. Doch das ist das Aergste nicht. Für einen Verräther, für einen Schurken wurde ich gehalten, weil ich wie ein Lebloser alles geschehen ließ. Gepflegt hast Du mich in meinem Wundfieber wie die beste Mutter, aber wäre jener Bruder wie ein Wilder auf mich losgefahren, wenn ich der Familie gegenüber nach meiner Pflicht und nach meinem Herzen hätte handeln können? Deine Politik hat sich schwer gerächt, und nie wird sie wieder gutzumachen sein!"

„Ja, ich habe gefehlt", erwiderte meine Mutter. „Ich hätte mit dem Briefe, mit dem ersten Briefe, als er ankam, vor Dich hintreten und Dich fragen sollen: mit wem hast Du Dich da eingelassen? Mit einem Schulmädchen? Mit einer Dienstmagd? Ich hätte sagen sollen: öffne und lies mir vor! Komm, wir wollen es für nicht mehr nehmen, als es ist. Aber ich wollte Dir eine Beschämung ersparen und las allein. Schwärmerei, dachte ich, Jugendthorheit! Laß eine Zeit darüber hinweggehen, da erkennt mein Sohn sie selbst als solche. Doch ich erkundigte mich nach den Leuten und erst, da ich hörte, daß sie fortgezogen, ward mir ganz leicht. Indeß gingst Du noch immer umher wie ein Suchender, der etwas vermißt, wie

Google

ein Trauernder, aber ohne Zutrauen zu mir. . . . Ein zweiter Brief kam, und ein dritter — Die ist hartnäckig, dachte ich — und warf sie ungelesen in's Feuer. Ich segnete den Zufall, der mir sie in die Hände spielte. Man muß solche Briefschreiberinnen ermüden, dachte ich mir, um sie loszuwerden. Er muß loskommen. Da überfiel Dich der Mordgesell. Das Gericht hielt es schließlich doch für einen Raubanfall, ich wußte es besser. Ich eilte auf einen Tag von Deinem Krankenlager weg, mir die Familie anzusehen, in der die Schwester erst Liebesbriefe losläßt, der Bruder aber mit Messern sticht. Ich fand — ich gestehe es — die Leute anders, als ich es mir gedacht — das Mädchen willens, eine Heldin der Entsagung zu spielen, die Mutter wie starr von allem Unglück, das sie betroffen. Ich gestehe, ich ging mit anderen Eindrücken fort, des Mädchens insbesondere — aber wir leben nicht in Amerika; was in den Urwäldern möglich, ist es hier nicht. Der Unterschied der Stände ist einmal da, und in der Welt, wie sie nun einmal ist, — ich hoffe Du täuschest Dich selbst nicht darüber — genügt nicht der einfache moralische Werth, Bravheit, Jugend, Güte allein. . . . ."

„Mutter", entgegnete ich, „mein Herz hat gewählt, ich lasse nicht von ihr. Ich hoffe auf die Zeit, welche Vorurtheile tilgt und Mißverständnisse ausgleicht, und sollte ich Jahre um Jahre warten —"

„Jahr' um Jahre!" sagte meine Mutter, und der Ton ihrer Stimme wurde sehr sanft. „Das Mädchen, das Du liebst, hat keine Jahre vor sich. Sie gehört zu den vorfrüh zum Leben Erwachten, die welken und hingehen, ehe ihre Sonne im Mittag steht".

Damit ging sie fort.

Meine Mutter hatte mit diesen Worten das berührt, was in mir seit den letzten Tagen als eine schreckliche Befürchtung lebte. Toni glich einer jener Blumen, die allzufrüh, im März, ihren Kelch aufgeschlagen: die Farben sind von größter Frische, aber ihr Bau zu zart, um die nachkommenden Stürme und Fröste zu bestehen. Und wie ihr Körper zurückgeblieben war hinter dem gewöhnlichen Maß ihrer Jahre, so war ihr Geist vorangeeilt und hatte jene frühzeitige Reife erlangt, die die tiefste Besorgniß einflößt.

Doch das alles hatte ich mir bisher, so oft ich's erkannte, wieder ausreden können; jetzt lag es anders. Seit der Gram an ihr gezehrt, war sie der Schatten dessen geworden, was sie einst war.

Außer Stande, selbst um Toni zu sein und doch voll vom Drange, ihr und ihrer Mutter zu helfen, wandte ich mich in einem dringenden und ausführlichen Briefe an den alten Maler Wallburg und beschwor ihn bei der Sympathie, die er für die Leute empfunden, sich nach denselben umzusehen und ihnen beizustehen. Die Mittel, die er dazu nöthig habe, wollte ich ihm in aller Stille liefern.

Er antwortete mir einige Tage später in einem Briefe, der mit herzlichen Worten für den eingesandten Vorschuß dankte. Der arme, von seiner Tochter schmählich verlassene Greis fühlte sich glücklich, so unerwartet einen

Google

Gönner gefunden zu haben! Er meldete, daß er der Familie einen Besuch gemacht, konnte mir aber über Tonis Gesundheit nichts Beruhigendes mittheilen. Er berichtete über Husten, Nachtschweiße, zunehmende Schwäche. Ich konnte nichts thun, als den alten Maler bitten, in seiner Sorge nicht zu erlahmen und für ärztliche Pflege nach Möglichkeit zu sorgen.

Ab und zu trat eine Besserung bei der Kranken ein, die mit wunderbarer Geduld, mit Vertrauen, oft mit Hoffnung den Verordnungen des Arztes folgte. Es kamen Tage, an welchen sie sagte: Ich fühle es, ich werde bald geheilt sein! Auch ich wachte dann aus meiner Trauer auf und knüpfte an die Besserung ihres Zustandes die Hoffnung, sie zu erhalten und schließlich mein zu nennen. Ach, wie trügerisch war das alles! Ein Luftzug konnte sie wieder rückfällig machen und alle Traumbilder wieder ausblasen.

Zu meiner Mutter besserte sich indeß meine Stellung nicht. Ich konnte ihr ihr Vorgehen gegen meine Herzensneigung nicht verzeihen. Dieser leise Tritt, diese Heimlichkeiten, diese Anwendung kleiner feindlicher Mittel schien mir so unwürdig! Mißtrauen riß mehr und mehr ein, Kälte trat an die Stelle der ehemaligen Herzlichkeit und streifte bis an Entfremdung.

Seltsame, anormale Lage! Von meinen Freunden hatte ich mich losgelöst, von denen, die mir sonst so nahestanden, war ich getrennt, und Freund und Vertrauter war mir jetzt ein Mann geworden, der den Jahren nach mein Großvater hätte sein können. Wie gealtert war ich! Die Freuden und Angelegenheiten meiner Altersgenossen waren für mich nicht mehr vorhanden, dagegen war ich der Pfleger und Versorger Anderer. In solche Lagen bringt uns zuweilen die unerbittliche Logik der Verhältnisse und des Lebens!

Ich sah Toni noch einmal heimlich, mehrere Stunden lang, während mein alter Maler durch allerlei Künste die Mutter vom Hause fernhielt. Je größere Fortschritte ihr körperliches Leiden machte, desto schöner war sie geworden. Eine helle Verklärung leuchtete aus ihrem überzarten Gesichte, ein neues, mit Worten nicht zu beschreibendes Licht leuchtete aus ihren Augen. Sie war aber auch klüger und anmuthreicher geworden, es war, als ob die Natur, des nahenden Endes gewärtig, noch Alles zusammenfassen und emporheben wolle, was in ihr lag, um in der kurzen Frist, die ihr noch zugemessen war, die Anmuth späterer Jahre zu zeigen.

Der Winter war langsam dahingegangen, der Frühling kam. Da traf nach längerer Unterbrechung wieder ein Brief des alten Malers ein. Er meldete, daß sich seit einigen Tagen Toni's Zustand bedeutend verschlimmert habe . . . .

Als ich mich aus dem Zustande dumpfer Verzweiflung, die mich überkommen, aufraffte, war ich entschlossen, auf der Stelle abzureisen und mich nicht mehr von meiner geliebten Kranken zu trennen.

Welche Fahrt hatte ich! Ein Sturm war über die eben aufgeblühte Frühlingswelt hereingefahren, Schneewirbel sausten über die Felder, das

Google

monotone Brausen des Windes, das die Rauchsäule hin und herjagte, mischte sich in den Lärm der Locomotive. Blickte ich durch die trüben, nassen, frostangelaufenen Scheiben, so sah ich Bäume, gestern noch in Blüthenpracht prangend, mit Schnee belastet, vom Winde gezerrt und gebogen. War der Winter wieder da? Fußgänger huschten eilig dahin und suchten den Schutz der Häuser, die Flocken wirbelten nieder, als solle der Zug, mit dem wir fuhren, im Schnee stecken bleiben.

In Pilsen angekommen, begab ich mich sofort in das bekannte Haus. Die erste Person, die mir auf der Treppe entgegenkam, war Wallburg, der ganz verstört aussah und die größte Eile zu haben schien.

„Was ist's?" fragte ich ihn. „Nicht wahr, es steht schlimm? Ich sehe es Ihnen an. Gewiß gehen Sie den Arzt zu holen?"

Der alte Mann war unvermögend, irgend ein Wort hervorzubringen. Er umarmte mich leidenschaftlich, indeß die Thränen über seine faltigen Wangen herabrollten, und hielt dann meine Hände krampfhaft fest.

„Ich muß zu ihr!" rief ich und stürmte die Treppe hinauf. Wallburg folgte.

Mit zitternder Hand öffnete ich die Thür. Welch ein Anblick! Ich sah das Bett, ich sah eine Gestalt, welche den Kopf nicht mehr nach dem Hereinstürmenden wandte, welche keine Hand mehr zum Willkommen bot.

Ich that ein paar Schritte vorwärts und fiel mit einem Schrei vor dem Bette nieder.

„Sie ist todt!" rief ich.

Es war so. Ich war zu spät gekommen. Vor einer halben Stunde hatte Toni ihre kindliche Seele ausgehaucht.

Ich konnte nichts thun, als mein Gesicht in die Kissen begraben, auf denen mein zertrümmertes Glück ruhte. Erst nach längerer Zeit fand ich Muth, sie anzusehen. Auf den marmorbleichen Zügen lag das Gepräge des ewigen Friedens.

Ich will nichts davon sagen, wie wir sie der Erde übergaben, wie wir den Sarg umstanden, ihn herab senken sahen und die ersten Schollen auf ihn kollerten. Von alledem habe ich auch nur noch eine unklare Erinnerung.

Es war am dritten Tage, ich kehrte nach Hause zurück. Es wollte wieder Frühling werden — wie aber sah es ringsum aus! Der Sturm, der mich auf meiner Fahrt begleitet, hatte die schönsten Baumkronen gebrochen. Wiesenflächen, unlängst noch grün, waren durch losgegangene Wasser versandet, entwurzelte Bäume lagen querüber, blüthenbeschwerte Aeste deckten die Wege, die schönsten Sprossen waren schwarz vom Frost. Ein Herbst ohne Frucht stand in Aussicht.

„Frühling des Jahres, Frühling des Lebens, du Zeit der Wetter!" rief es in mir. „Auch mit der ersten Liebe, dem ersten Grün, den ersten Blüthen des Herzens treibt ein erbarmungsloser Sturm sein Spiel. Warum zum Lichte erwachen, warum blühen, wenn gleich darauf der Sturm die

Google

Aeste bricht? Wie mancher junge Baum wird sich von seiner Verstümmelung nie erholen. Warum ist das so?"

Als ich so düster im Garten umherblickte, trat meine Mutter auf mich zu. „Sohn, Sohn", fragte sie, „habe ich Dich wieder?"

Ich umschloß sie mit meinen Armen und wir weinten lange, lange.

Wir hatten beide einander viel zu verzeihen.

* * *

Armin hatte geendigt; es war über seine Erzählung ganz dunkel geworden.

Beide saßen wir noch einander eine Weile gegenüber, dann verließen wir den Wirthshausaltan und, ohne eine Wort zu wechseln, gingen wir unserer Herberge zu.

Bald darauf war Armin Hammer abgereist. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm erfahren.

Google

Ueber G. E. Lessing.

Von

Kuno Fischer*).

— Heidelberg. —

I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

I.

Es würde dem deutschen Patriotismus unserer Tage nicht wohl stehen, wenn wir in dem nationalen und politischen Selbstgefühl, welches das neue deutsche Reich mit sich gebracht hat, die Männer vergessen oder geringer anschlagen wollten, die uns das geistige Vaterland geschaffen haben, als das politische darniederlag; denn es ist der Besitz des ersten gewesen, der in unserem Volk die Sehnsucht nach der Erneuerung und Einigung des zweiten erhalten hat. Eine nationale Literatur, die auf der Höhe der Welt steht und die neidlose Bewunderung der anderen Völker mit Recht errungen hat, ist eine Macht, unvergänglicher selbst als die politische, dem neidischen Schicksal und dem Wechsel der Zeiten ausgesetzte Größe. So haben die Werke des hellenischen Geistes und des klassischen Alterthums überhaupt die Machtfülle seiner Reiche weit überlebt.

Nationale Thaten epochemachender Art reifen langsam und werden in allmählichem Fortgange vorbereitet, bis sich der Zeitpunkt erfüllt, der den Durchbruch des Neuen sicher und siegreich entscheidet: so unverkennbar, daß er die empfänglichen Gemüther des Zeitalters ergreift; so mächtig, daß

*) Die folgenden Darstellungen sind aus Vorträgen entstanden, die einer großen und empfänglichen Zuhörerschaft die nationale Bedeutung Lessings einleuchtend und zusammenhängend schildern wollten. Dadurch ist die Wahl der Themata und der Umfang ihrer Ausführung bestimmt worden. Ausführlicher zu sein wäre leichter gewesen. Ich habe bei der Lösung meiner Aufgabe nicht blos an das hörende, sondern ebenso sehr an ein lesendes Publikum gedacht, zumal der Wunsch, dem letzteren diese Vorträge zu bieten, mir sogleich von Seiten einiger Zeitschriften und Verleger ausgedrückt wurde. K. F.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ihn nichts mehr ungiltig und rückgängig machen kann. Ein solcher Durchbruch ist eine reformatorische That, durch viele angestrebt, durch den Entwicklungsgang der gesammten Nation bedingt, durch einen einzigen entschieden. Denn sie erfordert allemal die eminente persönliche Kraft. Ein Jahrhundert lang hatte die christliche Welt des Abendlandes nach einer Erneuerung und Umbildung ihres religiösen und kirchlichen Lebens getrachtet, bis im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die deutsche Reformation durchbrach und sich in dem gewaltigen Luther personificirte. Von den Anfängen des dreißigjährigen bis zu denen des siebenjährigen Krieges hat unsere deutsche Literatur und Dichtung, ihrer glorreichen Vergangenheit fast vergessen, wieder nach einer nationalen Höhe gestrebt, bis endlich die zwischen unserem Leben und unserer Poesie aufgethürmten Schranken fielen und die Reformation auf diesem Gebiete sich Luft machte. Der Mann, durch dessen eminente persönliche Kraft diese That vollbracht wurde, ist Gotthold Ephraim Lessing, der Gegenstand dieser Darstellungen, die ein so gewaltiges und vielseitiges Thema innerhalb der gemessenen Grenzen unmöglich erschöpfen können und sich daher die Aufgabe gestellt haben, von einem dem nationalen Bewußtsein und der allgemeinen Bildung nächst gelegenen Gesichtspunkte aus die Bedeutung des Mannes zu schildern.

Wir sehen in ihm den Reformator unserer Literatur, insbesondere den unserer dramatischen Poesie und Lebensanschauung. Hätte Lessing nicht die Kraft gehabt, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, das Bild des Lebens umzuwandeln und von hier aus dem Körper der Zeit den Spiegel vorzuhalten, so würde er auch nicht auf den Gebieten der wissenschaftlichen und gelehrten Literatur, dem ästhetischen, philosophischen, theologischen u. s. f., jene Stärke besessen haben, die jede seiner Spuren, wo er nur auftrat, unvertilgbar gemacht hat. Denn es kommt in der Reformation geistiger Objecte nicht blos auf das an, was man sagt und lehrt, sondern wie man es sagt, auf den persönlichen Charakter voller Klarheit und Energie, der jedes Wort durchdringt und demselben die unwiderstehliche Kraft mittheilt; auch ist es noch nicht genug, daß man auf die beste Art erklärt und vorschreibt, wie die Dinge geschehen sollen und umzugestalten sind: man muß selbst Hand an das Werk legen und thun, was man sagt. Das thatlose Wort bewegt die Dinge nicht von der Stelle. Die Reformation des Dramas will nicht blos in der Aesthetik und in der Lehre von der Dichtkunst, sondern auf der Bühne selbst geschehen; wer hier umgestaltend wirken will, muß neue Dramen hervorbringen, neue Lebensanschauungen in diesem mächtigsten und populärsten aller Kunstwerke verkörpern. Dies vermochte und that Lessing. Es ist leicht zu sagen, welche seiner dramatischen Dichtungen diese reformatorische Bedeutung haben: die nationalen und populären, die jedermann kennt, die unvergessenen und unvergeßlichen, die im Geiste unseres Volkes ein festes, unentbehrliches Besitzthum geworden sind und in ihm fortleben und fortwirken werden, so lange es athmet. Es sind die Stücke, in denen unsere neuen

Google

und nationalen Zeit- und Lebensanschauungen in der Form des Lustspiels, des Trauerspiels, des „dramatischen Gedichts“ sich ausgeprägt haben: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise.

Als ich mir nun die Aufgabe stellte, Lessings Bedeutung von einem, dem nationalen Gefühl und der allgemeinen Bildung nächst gelegenen Gesichtspunkte aus zu schildern, konnte es mir nicht zweifelhaft sein, welche Themata ich ergreifen müßte, um nicht blos ein abgerissenes Stückwerk zu geben. Lessing hat seine nationalen Wirkungen hauptsächlich durch seine dramatischen Dichtungen errungen: durch die drei, die ich genannt habe, und deren jede in ihrer Art einen reformatorischen Charakter trägt. Darum muß ich vor allem Lessings reformatorische Bedeutung in unserer Literatur überhaupt in's Auge fassen.

II.

Jedes reformatorische Werk ist die Lösung einer Zeitaufgabe, einer solchen, die den Gang der Dinge unterbricht, die Zeiten scheidet, die herkömmlichen und ausgelaufenen Richtungen abschließt, neue eröffnet und die vorhandenen Bildungsformen dergestalt umwandelt, daß, um es kurz und treffend zu sagen, die Natur der Sache wie neugeboren aus der Natur des Menschen hervortritt.

Auf die religiöse Natur und den Ursprung des Christenthums, auf seine geschriebenen Urkunden in der Bibel und die ungeschriebenen im menschlichen Herzen stützte sich unsere kirchliche Reformation. Als ein Jahrhundert später die Zeit zur Begründung einer neuen Philosophie gekommen war, forderte man die unbefangene vorurtheilsfreie Erkenntniß der Dinge durch die menschliche Vernunft und die freie Selbstthätigkeit ihrer Kräfte: die richtige Sinneswahrnehmung und das klare Denken. Dort sollte der religiöse Glaube, hier die natürliche Erkenntniß aus ihren ursprünglichen und einfachen Bedingungen erneuert und gleichsam wiedergeboren werden. In dieser Art normaler Herstellung lag die reformatorische That. Nachdem sie geschehen und in ihren Folgen ausgeführt war, mußte eine neue Aufgabe eintreten: die Prüfung jener Grundlagen, auf die sich in dem einen Fall die Reformation der Kirche, in dem anderen die der Philosophie gegründet hatte; dort sollten die Quellen des Glaubens, hier die der Philosophie untersucht werden. So geschah es. Die letzte Epoche der Philosophie — die größte, die sie seit Sokrates erlebt hat, — besteht in dieser Untersuchung und Entdeckung. Unsere natürlichen Vernunftvermögen sind die einzigen Quellen menschlicher Erkenntniß: sie sollen nicht Größeres leisten wollen als sie leisten können, sonst wird die Wahrheit verfehlt und unechte Vorstellungen zu Tage gefördert. Daher mußten unsere Vernunftkräfte, jede in ihrer Eigenart, Leistungsfähigkeit und Tragweite, sorgfältig geprüft und ausgemessen werden, damit man wisse, worin das Vermögen der menschlichen Natur besteht: ihr Erkenntniß- und Wahrheitsvermögen. Diese Prüfung nannte man die Kritik

Google

der Vernunft; der Denker, dem die Philosophie diese große Erleuchtung verdankt, die ihre Wege bis heute gelenkt hat, war Immanuel Kant.

Zu den Vermögen der menschlichen Natur gehört auch die Einbildungskraft, die Schöpferin der Schönheit und Kunst. Wie sich die Wahrheit und ihre verschiedenen Arten — die mathematische, physikalische, historische, sittliche — mit einem Worte die besonderen Wissenschaften zu unserem Erkenntnißvermögen verhalten, so verhalten sich die verschiedenen Arten der Schönheit und Kunst zu den Mitteln und Organen unserer Einbildungskraft. Was nacheinander geschieht, die Zeitfolge der Empfindungen und Leidenschaften, der Begebenheiten und Handlungen, läßt sich von Seiten der Kunst poetisch durch das Lied, Epos und Drama vergegenwärtigen, aber nicht ebenso plastisch oder malerisch in der Totalanschauung einer oder mehrerer Gestalten vorstellen, die unserer Einbildung zugleich einleuchten. Eben so wenig läßt sich ein solches Bild in eine Beschreibung durch Worte verwandeln, ohne die volle und eigenthümliche Kraft seiner ästhetischen Wirkung einzubüßen. Es ist zu fürchten, daß die Nichtbeachtung der natürlichen Grenzen unserer Anschauungs- und Einbildungsvermögen in dem Gebiete der Schönheit und Kunst ähnliche Verwirrungen und unechte Vorstellungen zur Folge haben wird, als die Nichtbeachtung der Grenzen und Bedingungen unserer Erkenntnißvermögen in dem Gebiete der Wahrheit und Wissenschaft. Die Kunst kann ebenso kritiklos handeln, als die Philosophie. Daher müssen beide nach der Richtschnur der menschlichen Natur ihre Kräfte prüfen und brauchen, um echte Wahrheit und echte Schönheit hervorzubringen. Hieraus erleuchtet sich die Parallele zwischen einer solchen Vernunftkritik und einer solchen Kunstkritik: zwischen Kant, der die Erkenntnißvermögen schied, indem er die Grenzen des sinnlichen und intellectuellen feststellte, und Lessing, der in seinem Laokoon „die Grenzen der Malerei und Poesie“ aus dem Wesen beider Kunstarten, aus den Elementen der plastischen und poetischen Einbildungskraft darlegte. Diese Aehnlichkeit zwischen Kant und Lessing ist so sprechend, der Laokoon unter den Werken des letzteren so bedeutungsvoll und hervorragend, daß wir sogleich erkennen, wie in dem Reformator unserer Literatur der kritische Scharfsinn eine ebenso unentbehrliche und berufene Kraft sein mußte, als das poetische Vermögen. Lessings reformatorischen Charakter richtig würdigen, heißt einsehen, wie diese beiden Factoren in ihm vereinigt waren: der kritische Kopf und der Dichter.

Es giebt eine Kunst, welche die Alten die königliche genannt haben: die des Herrschens. Auch sie kann ohne Einsicht, ohne Kritik geübt werden nach dem „bon plaisir“ des gekrönten Individuums, das in seiner Macht nur die Mittel seines Genusses und in seiner Person den Staat sieht. In der fürstlichen Stellung den großen menschlichen Beruf, in der fürstlichen Macht die Aufgabe des höchsten Staatsdienstes erkennen: das ist die kritische Einsicht auf dem Thron, die den echten Herrscher vom unechten scheidet. Ein solcher Meister der königlichen Kunst war Friedrich der Große. Unter

Google

den Söhnen seines Zeitalters sind auf dem Gebiete des deutschen Geistes jene beiden kritischen Köpfe, welche die Kunst des Dichtens und Denkens durchschaut und gelenkt haben, die mächtigsten gewesen: Kant und Lessing. Ohne Friedrich wäre Preußen, ohne Lessing die deutsche Poesie und Literatur, ohne Kant die deutsche Wissenschaft nicht geworden, was sie sind: Großmächte. Es war ein sinnvoller Gedanke des Bildhauers Rauch, daß er am Friedrichsmonumente in Berlin mit den siegreichen Feldherren auch die siegreichen Denker des Zeitalters feiern wollte und in dieser Absicht Lessing und Kant zusammenstellte, als ob sie einander begegneten.

III.

Die Aufgabe, die Lessing im Felde der deutschen Literatur vorfand, wurzelt im Zeitalter der deutschen Reformation. Unsere alte Literatur war abgelebt und eine neue nationale, dem Zustande der Weltcultur entsprechende konnte, abgesehen von der folgereichen That der deutschen Bibelübersetzung und dem evangelischen Kirchenliede aus der Epoche Luthers nicht hervorgehen. Um eine neue nationalgesinnte Weltdichtung zu erzeugen, war die Reformation durch zwei Bedingungen gehindert: einmal blieb sie durch ihre nächsten Aufgaben zu sehr auf das Gebiet der religiösen, kirchlichen, theologischen Interessen eingeschränkt und mußte sich daher in ihrem Fortgange mehr und mehr den bewegenden Weltmächten entfremden; dann hatte sie durch ihre unvermeidlichen Folgen die deutsche Nation in zwei einander feindliche Bekenntnisse und Kirchen gespalten, ja aus ihrem eigenen Schoße selbst neue Glaubenszwistigkeiten erzeugt, welche die innere Zerklüftung unseres Volkes vergrößert und die Widerstandskraft der Reformation geschwächt haben. Darum hat die letztere in ihrem eigenen Zeitalter nicht vermocht, die deutsche Literatur von Grund aus zu erneuen, sie mußte es der Zukunft überlassen, diese durch ihre Epoche geforderte Aufgabe zu lösen.

Doch erlebte auch die Literatur in Deutschland eine gleichzeitige und nothwendige Umbildung, die nicht von der religiösen Reformation, sondern von dem veränderten Stande der Weltcultur ausging: von jener Wiedergeburt des Alterthums und der Belebung der Alterthumsstudien, die Renaissance genannt wird und an die Stelle der kirchlichen Erziehung und Bildung die humanistische treten ließ, mit der neue Gegenstände der Forschung, neue Vorbilder des Geschmackes und der Phantasie, neue Aufgaben und Formen der Dichtung emporkamen. Die Humanisten wurden die Poeten des Zeitalters; die deutschen Humanisten wurden neulateinische Poeten, denen es in der Zeit der Erhebung, im Aufschwung der gewaltigen Epoche nicht an großen und nationalen Gegenständen, nicht an Begeisterung und Genie gefehlt hat, die aber in der Zeit der Ermattung, die das sinkende Jahrhundert mit sich brachte, nichts übrig behielten als die Virtuosität der Nachahmung. Statt der nationalen Dichtung, die aus den innern Mächten des Volkslebens ent-

Google

springt, zeigte sich eine gelehrte Kunstdichtung, die zuletzt nur noch in gelehrten Kunststücken bestand und ihre größten Verdienste im Umfange ihrer Belesenheit, in dem Reichthum der Reminiscenz und der geschickten Technik der Verse erblickte. Je länger je weiter mußte sich eine solche Dichtung von der Art des Volkes entfernen. Das Volk sprach deutsch, seine Dichter redeten lateinisch und von Dingen, die das Volk nie empfunden und erlebt hatte, die Dichter selbst nur durch künstliche Schulzucht. Eine neue Kluft hatte sich aufgethan zwischen der gelehrten Dichtung und dem ungelehrten Volk. Die Reformation war deutsch, aber ohne das Vermögen, den Geist der Dichtung zu beleben; die Renaissance betrieb die Cultur der Poesie, aber sie war nicht deutsch; doch waren beide Epochen zur Erneuerung unserer Literatur durchaus nothwendig und unentbehrlich: die Reformation durch die Geistesfreiheit, die ihr zu Grunde lag, die Renaissance durch die Geistesbildung, die sie besaß und mittheilte. Aber es dauerte lange, bis beide Saaten auf dem Felde der deutschen Literatur gereift waren. Die Entwicklung, die uns zum Ziel führte, ging nicht die gerade Linie, sondern nahm den weitesten Umweg. Zwischen dem griechischen Alterthum und uns stand das römische, zwischen diesem und uns standen die romanischen Nationen: die Italiener, Spanier, Franzosen; die Renaissance war von Geburt italienisch, zu uns kam sie aus der Fremde; die nächsten Erben des römischen Alterthums waren die Völker der romanischen Sprachen, deren Bildung und Lebensanschauung in den überlieferten Formen der alten Kunst ihren leichten und naturgemäßen Ausdruck fanden. Zwischen den romanischen Nationen und uns stand das uns nächstverwandte englische Volk, das mit seiner germanischen Eigenart die romanischen Bildungsformen durchdrungen, die Reformation und die Renaissance in sich aufgenommen und auf seine Art national gemacht hatte. Dies ist der weite Umweg, den der Gang des deutschen Geistes nehmen mußte, um von der Reformation der Kirche zur Reformation der Poesie zu gelangen, wir sind durch die Schule des griechischen und römischen Alterthums, durch die der romanischen Literaturen, durch die der englischen zu uns selbst gekommen. Die neulateinische Renaissance war das erste Stadium, die Vorbilder der italienischen, spanischen und besonders der französischen Dichtung das zweite, der Einfluß der englischen Literatur das dritte; dann folgte die entscheidende That: der Durchbruch zur eigenen Originalität. Auf diesem Punkte steht Lessing.

IV.

Es ist der Weg der Tradition, der Vorbilder, der Schule, auf dem wir allmählich fortgeschritten sind von Luther zu Lessing; es hat über zwei Jahrhunderte gewährt, bis dieser Weg vollendet war. Im Uebergange vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert gab es ein Menschenalter, während dessen die deutsche Sprache in der Dichtung so gut wie verstummt war. Der Zeitpunkt, wo sie wieder zu reden begann und statt lateinischer Verse deutsche

Google

zu machen versuchte, gilt als der Anfang unserer neuen Literatur: es war nicht Poesie, sondern „Poeterei", eine neue, der antiken Metrik abgelernte Verskunst, womit in dem ersten Stadium des dreißigjährigen Krieges Martin Opitz diese dürftige Epoche entschieden hat.

Die sogenannten schlesischen Dichterschulen bezeichnen im Großen und Ganzen die Entwicklung und den Charakter der deutschen Literatur während des siebzehnten Jahrhunderts; sie ist nie elender, schülerhafter, kümmerlicher gewesen, als in dieser jammervollen Zeit, worin das deutsche Volk dem schrecklichsten aller Kriege erlag und in seiner Widerstandskraft gebrochen daraus hervorging. Unter den europäischen Culturvölkern hatte unsere Literatur damals den niedrigsten Stand, sie glaubte in der Verskunst auch die Dichtkunst zu besitzen, und „der nürnberger Trichter" lehrte, wie sie in wenigen Stunden einzugießen sei. Ohne eigenen bewegenden Inhalt, ohne Tiefe und Reichthum der Seele, wie es die schülerhafte Art mit sich bringt, mußten diese Dichter an sich und ihren Werken alle die Untugenden, alle die Armseligkeiten derselben, die man jederzeit an Schülern beobachten kann, die, innerlich noch unentwickelt und unerfüllt, Gedichte machen wollen und im erkünstelten Ausdrucke, in der blühenden Diction, im gedunsenen Stil, in der erschnappten Phrase glauben die Sache zu haben. Der Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule ist sprichwörtlich geworden. Aus solchen Zeugungskräften konnte nur eine solche Mißgeburt hervorgehen. Erschien es doch wie eine wohlthätige Gegenwirkung, als gegen die Wassersucht jener Dichter die sogenannten Wasserpoeten auftraten, die wenigstens nur die ganz gemeine Prosa reimten. Wir wissen wohl, daß auch in dieser Zeit des Elends die poetische Kraft in unserem Volk nicht völlig erstickt war, daß sie in der religiösen kirchlichen, und in der satirischen und epigrammatischen Dichtung, vor Allem in dem Roman des Simplicissimus, der in seiner Schilderung selbsterlebter Zeit- und Sittenzustände einer Oase in der Wüste glich, sich noch regte; aber diese vereinzelten Erscheinungen reichten nicht hin, den Gang der Literatur zu ändern.

Als das achtzehnte Jahrhundert begann, hatte die deutsche Literatur noch nicht die Reife und Mündigkeit erreicht, mit der die Schulzeit endet, sie blieb noch auf der Bank, aber sie kam aus einer schlechten Schule in eine bessere und machte für ihren damaligen Bildungszustand einen wirklichen Fortschritt, als der Leipziger Professor Gottsched sie in die Lehre nahm. Dieser Mann war der Präceptor, dessen sie bedurfte und der mit fast unbestrittenem Ansehen das Jahrzehnt von 1730—1740 beherrscht hat. So einleuchtend seine Verdienste sind, wenn man von Hoffmann und Lohenstein herkommt, so einleuchtend ist seine Nichtigkeit, wenn man von der Höhe Lessings oder Goethes auf ihn herabsieht. Ließe sich eine nationale Literatur fabriciren oder wie ein ordentlicher Hausstand regeln und einrichten, indem auf der einen Seite verbrauchter und unnützer Hausrath abgeschafft, auf der anderen nöthiger und nützlicher Vorrath gesammelt und angeschafft wird, so

Google

würde sich Gottsched dieses Verdienst in Deutschland, insbesondere um das deutsche Theater erworben haben, denn in diesem Sinne hat er gehandelt. Er nahm die deutsche Zeitphilosophie zu seiner Richtschnur, die „Wolfische", worin die Lehre unseres großen Leibniz nicht mehr lateinisch und französisch, sondern deutsch sprach, und zwar ein reinliches correctes Deutsch, worin jeder Gedanke, auch der selbstverständlichste, mit unbarmherziger Deutlichkeit bewiesen und vorgetragen wurde. Hier war die Philosophie wirklich so, wie sie Mephistofeles schildert: „Da lehret man euch manchen Tag, daß, was ihr sonst auf einen Schlag getrieben, wie Essen und Trinken, frei, Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei". In dieser Gedankenfabrik ging alles regelrecht zu; auch in der Poesie sollte alles nach Regeln gehen, nach lehr- und lernbaren, die auszubilden Gottsched zu seinem Geschäft und Werk machte. Darin bestand seine „kritische Dichtkunst". Richtig denken heißt nach der Regel denken. Richtig dichten heißt nach der Regel dichten. Nimm einen moralischen Lehrsatz, ersinne dazu eine allgemeine Fabel, suche zu dieser in der Historie berühmte Leute, denen Aehnliches begegnet ist, bringe das Ganze in eine Handlung, theile sie in fünf Stücke, die ungefähr gleich groß sind: da hast du das Recept zu einer richtigen Tragödie! Das regelmäßigste Drama ist das mustergiltigste. Nach den Alten haben diese Kunst die Franzosen, vor Allen der große Corneille, am besten verstanden, sie sind unsere nächsten und lehrreichsten Vorbilder, nach deren Richtschnur das deutsche Theater umzugestalten ist: daher die Abschaffung der Singspiele und Harlekinaden, die Sammlung vorräthiger deutscher Stücke, die Anschaffung regelmäßiger Dramen durch Uebersetzungen und eigene Fabrikation. Als nachzuahmendes Vorbild für die Tragödie empfahl der Verfasser der kritischen Dichtkunst Sophokles und sich. Unter der Herrschaft der Regel und fremder, besonders französischer Vorbilder begründete Gottsched die Reform der deutschen Literatur und Bühne, in dieser Absicht entfaltete er eine große Betriebsamkeit, bei der alles ruhig und geschäftlich zuging, wie in einer wohl eingerichteten Wirthschaft, ohne alle Erschütterungen der Phantasie und des Herzens. Die Poetik will die Poesie regieren und machen. Das war sein Standpunkt und Irrthum. Sein Verdienst bleibt, daß er die Aufgabe der Reform auf die Tagesordnung der deutschen Literatur gesetzt hatte.

Nach Regeln und Vorschriften läßt sich fabriciren und wirthschaften, aber nicht dichten, so wenig wir nach Regeln empfinden und leidenschaftlich erregt werden, lieben und hassen, freudig und traurig sein können. Unsere Gemüthsbewegungen haben ihre Regeln und Gesetze, die man erkennt, wenn man ihren Ursprung durchschaut, aber sie entstehen nicht aus Regeln. Dasselbe gilt von der Dichtung. Darum war der Versuch, den Gottsched zur Reform der deutschen Literatur unternommen hatte, von Grund aus verfehlt. Man erzählt von einem Prinzenerzieher, der seinem Zögling verschiedene Vorschriften gab und unter anderem zur Pflicht machte: „Prinz, Sie müssen sich auch manchmal amüsiren!" Eines Tages, als der Prinz mit seinen

Google

Kameraden spielte und lustig war, frug er den Lehrer: „Amüsire ich mich jetzt?" — Ein solcher Prinzenerzieher war Gottsched, ein solcher Prinz die deutsche Literatur, die ihm gehorchte. Wäre es nach dem Leipziger Präceptor gegangen, so hätten die Dichter bei ihm und seiner Poetik anfragen müssen, nicht blos ob sie diese oder jene Empfindung haben dürfen, sondern ob sie dieselbe wirklich haben.

Die Zeit mußte kommen, wo Gottscheds Irrthum der Welt einleuchtete und die deutsche Poesie aufhören wollte, in die Schule zu gehen; dieser Zeitpunkt mußte sehr bald kommen, denn durch Gottscheds Dictatur war sein Irrthum dergestalt zu Tage gefördert, daß er in die Augen sprang. Auch darin besteht ein Verdienst dieses Mannes, freilich ein ungewolltes, denn die Dinge in der Welt müssen offenbar werden, um gerichtet zu werden. Es mußte sich zeigen, daß aus dem Standpunkt und mit den Mitteln der Lehre Gottscheds die Poesie weder erzeugt noch verstanden werden konnte.

Den Anfang der besseren Einsicht machten die Schweizer. In dem Jahre, wo Friedrich den preußischen Thron bestieg, entzündete sich der bekannte Streit zwischen dem Leipziger Akademiker und den Züricher Professoren Bodmer und Breitinger. Die Phantasie geht nicht nach Regeln, die man ihr vorschreibt, sondern nach den Bedürfnissen, die sie empfindet, nach den Wirkungen, die sie erlebt und die sie erquicken: sie will ergriffen, gefesselt, erfüllt werden. Daher begehrt sie gewaltige, ungewöhnliche, wunderbare Vorstellungen und erhabene Bilder; die Poesie soll nicht regelrecht, sondern phantasiegemäß wirken, die Dichter sollen einen ähnlichen Zauber auf unsere Einbildungskraft ausüben als die Maler durch ihre farbenreichen Gestalten: dies war die neue Lehre, die Bodmer in seiner Schrift vom Wunderbaren, Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst verkündeten und die den Streit mit Gottsched hervorrief, dessen abschätziges Urtheil über Milton schon gezeigt hatte, wie wenig er im Stande war, die eigenthümliche Großheit dieses englischen und religiösen Dichters zu würdigen.

V.

Auch die Schweizer waren keine Dichter. Der Streit zwischen ihnen und Gottsched bewegte sich noch innerhalb der Poetik, die ihre Rechnung ohne den Wirth machte; es handelte sich um die Herrschaft oder Nichtherrschaft der Regel in der Poesie; um diese theoretische Frage, in der die Schweizer gleichsam die Grundrechte der Phantasie en bloc vertheidigten. In diesem Punkte lag die Stärke und der Sieg ihrer Sache, wenn die Kraft erschien, die durch eine gewaltige dichterische That diesen Sieg ausmachte und dem bloßen Gerede über Poesie ein Ende setzte. Denn die Poetik ohne Poesie ist so gut Scholastik als die Theologie ohne Religion.

Die Sache war so weit gekommen, daß den nächsten Schritt nur ein geborener Poet thun konnte, an dem Gottsched zu Schanden wurde, und in welchem die Schweizer erfüllt sahen, was sie verkündet hatten; ein Poet, der ihnen zurufen konnte: „ich habe gethan, was ihr nur maltet!" Das

Google

Vorspiel auf dem Theater unserer neuen Literatur war zu Ende und der Moment da, wo der Genius der deutschen Poesie empfand, was im Vorspiel zum Faust Goethe zuletzt den Director sagen läßt: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehen!"

Der Poet, dem man entgegenharrte, erschien in dem jugendlichen Fr. Gottl. Klopstock; die Thaten, wodurch er die Herzen bezwang, waren die ersten Gesänge seines Messias und seine Oden. Ein ergreifender, geweihter Moment, in dem er auftrat! Seit so langer Zeit war es zum ersten Mal, daß die großen, nie alternden Empfindungen wieder mit deutscher Urgewalt aus der Fülle des Herzens hervorbrachen und mit der Kraft unserer Heldensprache redeten. Um Religion, Natur, Vaterland, Freundschaft und Liebe so zu empfinden, diese Gefühle so auszusprechen, wie Klopstock vermocht hat, dazu gehörte mitten in einer noch gedrückten und beengten Zeit eine bewunderungswürdige Stärke und Erhabenheit der Seele. Diese mächtigen und empfindungsreichen Themata hat Klopstock entfesselt, in seinen Gesängen ausströmen lassen, von ihrer verkümmerten Existenz in elenden Romanen und Reimereien erlöst. Lohensteins „großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann mit seiner durchlauchtigsten Thusnelde" und Klopstocks Ode:

> Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblut,
> Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war
> Hermann niemals! So hat's ihm
> Nie von dem Auge geflammt.
> Komm! ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
> Und das triefende Schwert! Komm', athm' und ruh hier
> Aus in meiner Umarmung
> Von der zu schrecklichen Schlacht.

Die erhabenen Gefühle, die unsere Seele beflügeln und emportragen, sind einander verwandt, sie sind in keinem Dichter so geschart und durch ihre wechselseitige Anziehungskraft gegenwärtig als in Klopstock; eines ruft gleichsam das andere. Die Freude an einer herrlichen Landschaft weckt in ihm eine Reihe freudiger, erhebender, aufjauchzender Empfindungen, die sich wie im Sturm seines Gemüths bemächtigen; im Anblicke des Züricher Sees fühlt er sich erweitert, fortlebend in der Sympathie der Nachwelt und mitten in dem Jubelgesang seiner Freude an der erhabenen Natur feiert er die Unsterblichkeit menschlicher Größe:

> Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silberton
> In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
> Ist ein großer Gedanke,
> Ist des Schweißes der Edlen werth.

Diese Unsterblichkeit ist ihm geworden. Wie er in seiner Ode es ersehnt, hat er „durch der Lieder Gewalt" fortgewirkt und ist „mit der Entzückung Ton oft beim Namen genannt worden". Erinnern wir uns jener schönen Stelle im Briefe Werthers, worin er sein erstes Zusammensein mit der Geliebten schildert, den ländlichen Tanz und die Sommernacht nach dem Gewitter. „Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitwärts, der

herrliche Regen säuselte auf das Land und erquickender Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: Klopstock! Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in den Strom der Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ergoß".

Es giebt zwei Gedichte Schillers, die mir unwillkürlich das Bild Klopstocks hervorrufen. Der deutsche Pegasus lag im Joch, er entfaltete sein Schwingenpaar, als dieser Jüngling ihn berührte, und stieg empor zu den blauen Höhen. Klopstock war der Dichter der erhabenen Empfindung, des lyrischen Aufschwungs, durch seinen Genius nicht zur epischen, noch weniger zur dramatischen Poesie berufen. Als er das Gedicht vom Messias unternahm, hatte er sich zweimal geirrt: in der Wahl des Stoffes und in seinem Talent; es war die Folge dieses doppelten Fehlgriffs, daß ein Vierteljahrhundert verging, bis er sein Epos mühselig zu Ende gebracht hatte. Das Bild der Welt und des vollen Menschenlebens kann uns nur der epische und am wirkungsvollsten der dramatische Dichter geben. Klopstock war kein Weltdichter; der Zug seiner Natur ging nach den blauen Höhen. Ich wüßte keinen unserer neueren Poeten, der so wie er die Frage herausfordert: „Wo warst Du denn, als man die Welt getheilet?" — keinen, der so wie er antworten dürfte:

> Ich war, sprach der Poet, bei dir!
> Mein Auge hing an deinem Angesichte,
> An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
> Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
> Berauscht, das Irdische verlor.

Wenn er einer Verzeihung bedarf, so ist es diese, und niemand hat über Klopstocks Größe und Mängel richtiger geurtheilt, als Schiller selbst in seiner unvergleichlichen Charakteristik, des „sentimentalischen Dichters". Es ist nöthig, unserer Zeit die richtige Würdigung Klopstocks wieder einzuprägen, da wir mehr als einmal bei beachtungswürdigen Männern verkehrten Urtheilen begegnet sind, die Klopstock zu den literarischen Curiositäten rechnen und völlig vergessen haben, welche Seelen- und Phantasiestärke dazu gehört, um den Staub der Empfindungen abzuschütteln und die erhabenen Vorstellungen rein und gewaltig hervorzubringen.

Freilich konnte von einem solchen Dichter eine durchgreifende Reform unserer Literatur nicht ausgehen: dazu fehlte ihm der Umfang der poetischen Kraft und das Verständniß der Aufgabe selbst. Wie sehr ihm die letztere Einsicht gebrach, haben die Neuerungen bewiesen, die er in seiner späteren Zeit einführen wollte und die eben so viele Verirrungen waren. Auch unter den Dichtern, die sich von Gottsched unabhängig gemacht hatten und unbekümmert um ihn und seine kritische Dichtkunst ihre poetischen Kräfte versuchten, war keiner, der an Macht des Talents sich mit Klopstock vergleichen

Google

konnte oder die Gaben besaß, die ihm fehlten. Der einzige, den die Natur berufen hatte, gleichsam sein poetischer Gegenfüßler zu werden, Chr. M. Wieland, hatte sich vorher zu den Schweizern verirrt und suchte dem Dichter des Messias die Fußstapfen nachzutreten. Die dramatische Kraft war auch ihm versagt. Die Stärke und der Zauber seines Talents lagen genau in der Wagschale, die Klopstocks erhabener Lyrik gegenüber die beiden Gegengewichte des Komischen und Epischen enthielt: Wieland vereinigte diese beiden Factoren in der komischen Erzählung, die uns ergötzlich schildert, wie die Schwärmerei zu Fall kommt und die sinnliche Natur sich an ihr rächt. Während Klopstock „der sündigen Menschheit Erlösung" besang, nahm Wieland in der Stille die entgegengesetzte Richtung und ließ sich von der Muse belehren, daß der Geist willig, aber das Fleisch schwach sei, und es ist, setzte die Muse hinzu, nie liebenswürdiger, als wenn es schwach ist! Die Liebenswürdigkeiten dieser Schwäche wußte Wieland mit poetischer Virtuosität zu erzählen. „Der hohe Schwung beugt meine Seele nicht, mein Element ist heitre sanfte Freude". Als er dieses sein Element gefunden hatte und in der Musarion verkündete, war die Reformation unserer Literatur in vollem Gange.

Der Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland ist keine zufällige Erscheinung, sondern der poetische Ausdruck jener beiden einander widerstreitenden Mächte der idealen und sinnlichen Menschennatur, die im Zwiespalt ihre Ergänzung fordern; ein ähnlicher Gegensatz zeigt sich unter den großen Dichtern des Mittelalters, zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg; ein ähnlicher besteht in der neueren Zeit, noch bevor Klopstock und Wieland den ihrigen ausgeprägt hatten, zwischen Haller und Hagedorn. Und Haller sah in Hagedorn beides: sein Gegentheil und seine Ergänzung. In der „Anthologie" des jugendlichen Schiller findet sich ein Spruch (der nicht von dem Herausgeber selbst herrührt), worin Klopstock und Wieland als die Dichter des Jenseits und Diesseits erscheinen. Der Verfasser des Epigramms sah die Schattenrisse beider vor sich, den Dichter des Messias rechts, den des Oberon links, und sein Spruch lautete: „Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben, gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben, dann erst schrieb dieser Mann für mich. Für Menschen hat der linke Mann geschrieben, ihn darf auch unser einer lieben, komm, linker Mann! Ich küsse Dich!"

Unter den freien Dichtern, die Klopstock unmittelbar vorangingen, machten sich gewisse Bestrebungen geltend, die im Kleinen auf das große Ziel unserer poetischen Reformation hinwiesen: die Wiedergeburt der deutschen Dichtung, die Befreiung von der fremdländischen Renaissance. Man hatte schon die Entdeckung gemacht, daß die Dichter des Alterthums nicht blos unsere Schulmeister und gewichtigen Vorbilder, sondern Menschen wie wir sind, die sich der Welt und des Daseins erfreut, die Freuden der Liebe und des Weins erlebt und besungen haben, daß die Gedichte des Horaz und Anakreon nicht blos vorhanden sind, um übersetzt und exercirt, sondern genossen, sympathisch empfunden, mit gleichgestimmter Lust nachgeahmt zu werden. Man fühlt wie

Google

sie und dichtet darum nach ihrer Art. Als der erste in dieser Reihe und der Führer in dieser Richtung erscheint Fr. Hagedorn, der sich mit dem Horaz befreundet hatte, wie einige jüngeren Dichter, die Hallischen Studenten Gleim, Götz und Uz, mit dem Anakreon. Daß Wieland, als er noch den Schweizern diente, die neuen Anakreontiker verketzert hat, war ein ironisches Spiel seines Schicksals. Diese Poeten zeigen uns die ersten kleinen Anfänge einer deutsch empfundenen, ihrer Schülerschaft entwachsenden Renaissance. Das Thema, das sie erfüllte, konnte nicht einfacher und leichter sein: Wein und Liebe! Es drang noch nicht bis ins Leben, sondern blieb nur in der Phantasie; im Leben selbst hielt man sich nüchtern und von den Erschütterungen des Eros unberührt. Es waren nicht die Leiden, sondern nur die Scherze der Liebe, die in Versen schäkerte und mit dem Feuer spielte. So lange die Geliebte noch Chloë, Phyllis oder Daphne hieß, waren die Leiden Werthers nicht zu fürchten. Wenn ich mir den Amor vorstellen will, mit dem die Gleim, Götz und Uz so vertraut thun, denke ich mir eine Porzellan-Figur nach dem Rococogeschmacke des Zeitalters. Aber daß man mit einigen Dichtern des Alterthums leben wollte wie mit seinen Freunden, änderte schon in etwas den unfreien, schülerhaften Charakter unserer Renaissance und trieb in eine Richtung, deren Ziel eine den großen Mustern des Alterthums congeniale Umbildung unserer Poesie und Literatur sein mußte.

VI.

Diese Empfindungsart war es, die Lessings erste poetische Regungen geweckt hat. Er war noch Fürstenschüler in Meißen, als Gleims „scherzhafte Lieder" erschienen (1744). Seine ersten poetischen Versuche aus der Schulzeit stimmten sich auf die anakreontische Tonart; sein Vorbild war Hagedorn, den er in einem Brief an seinen Vater noch im Jahre 1749 „den größten Dichter der Zeit" nennt. Es ist ein sehr bemerkenswerther und von Danzel, seinem gründlichsten Biographen, mit Recht hervorgehobener Zug, daß Lessing gleich im Beginn seiner aufstrebenden Entwicklung die Poeten des Alterthums nicht schülerhaft erlernen, sondern rein menschlich empfinden und genießen will:

> Ich singe nicht für kleine Knaben,
> Die voller Stolz zur Schule gehn
> Und den Ovid in Händen haben,
> Den ihre Lehrer nicht verstehn!

Schon auf der Klosterschule nahm er in dem Studium der alten Dichter seinen eigenen Weg; zu seinem Privatvergnügen las er die römischen Lustspieldichter Plautus und Terenz, nicht um seine Gelehrsamkeit zu bereichern, sondern um Welt und Menschen in ihnen kennen zu lernen, und nichts reizte seinen poetischen Nachahmungstrieb so lebhaft, als Werke dieser Art, welche die Thorheiten der Menschen dramatisch erleuchten. Plautus und Terenz waren damals seine Freude und seine Welt; selbst Komödien zu schreiben, sein erstes Wagniß, er bekennt seinem Vater, daß er nach dem Ruhm dürste,

Google

der deutsche Molière zu werden. Wie er seine Aufgabe faßt, und welche Richtung er sofort aus eigenstem Antriebe erwählt, dafür ist das Thema seines ersten Lustspiels, das er als Schüler entworfen hatte und als Student ausführte, ein sehr charakteristisches Zeugniß: er will die Thorheit darstellen, die er erlebt, auch in sich selbst erlebt hatte, die einzige, die ihm damals aus der eigenen Erfahrung entgegenkam. Aus den „kleinen Knaben", die voller Stolz zur Schule gehen, werden große Knaben, die Schulfüchse bleiben und den Tertianerstolz in Gelehrtendünkel verwandeln. Das Lustspiel hieß „Der junge Gelehrte". So erklärt Lessing selbst die Entstehung dieses seines ersten dramatischen Versuchs, der auf die Bühne kam. „Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?"

Ueberschauen wir, ohne jede biographische Ausführlichkeit, die nicht in unser Thema gehört, in gedrängtester Kürze den Entwicklungsgang Lessings. Sein Leben umfaßt nur 52 Jahre. In seinem Geburtsjahr (1729) erscheint Gottscheds „kritische Dichtkunst", in seinem Todesjahre (1781) Kants „Kritik der reinen Vernunft" und Schillers erstes Trauerspiel.

Im Jahre 1759 steht Lessing, ein dreißigjähriger Mann, auf der beginnenden Höhe seiner reformatorischen Wirksamkeit, die in ihrer Vollkraft mit einer Reihe epochemachender Werke zwei Jahrzehnte erfüllt (1760—1780). In dieser Zeit wird die deutsche Literatur umgewandelt. Wie mächtig und gewaltig die Krisis war, die Lessing entschieden hat, zeigt auf einen einzigen Blick der Charakter der ihr vorhergehenden und der ihr nachfolgenden Literatur. Vor jener Krisis: Gottsched, Hagedorn, Klopstock; nach derselben: Herder, Goethe, Schiller! Man vergleiche Gottsched und Herder, Hagedorn und Goethe, Klopstock und Schiller!

Lessings literarische Anfänge, die noch keinen reformatorischen Charakter haben, fallen in die Jahre 1746—1752; er lebt zwei Jahre als Student in Leipzig, dann als beginnender Journalist in Berlin und beschließt seine akademischen Studien in Wittenberg. In Leipzig interessirt ihn am meisten das Theater, in Wittenberg die Bibliothek. Unter seinen literarischen Anfängen verstehen wir seine ersten Gedichte, Lustspiele und kleineren kritischen Feldzüge, darunter einen, der schon hinreichte, ihn zu einem gefürchteten Manne zu machen, es war die Vernichtung eines erbärmlichen Horazübersetzers, der zu den hallischen Dichtern gehörte: „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen". Wäre Lessing damals gestorben, diese Schrift von einer beispiellosen Anmuth und Furchtbarkeit der Polemik würde ihn überlebt haben und müßte im Andenken der Nachwelt unvergeßlich geblieben sein, aber auch nur diese nebst einigen seiner Trinklieder und Epigramme.

Google

Es folgen die Jahre der beginnenden Reformation (1752—1760), die Lessing in Berlin, Leipzig und wieder in Berlin zubringt. Die hierhergehörigen, dem Durchbruch zustrebenden Werke sind: Miß Sara Sampson, das erste bürgerliche Trauerspiel in deutscher Sprache, die neue Fabeldichtung, die Abhandlungen über die Fabel, der Philotas, der Versuch einer neuen Faustdichtung und seine „Literaturbriefe" aus den Jahren 1759 und 1760. Wir sind in der Mitte des siebenjährigen Krieges, dessen Schauplatz Lessing betritt, als er gegen Ende des Jahres 1760 Berlin verläßt und als Secretär des Generals Tauentzien nach Breslau übersiedelt.

Die beiden nächsten Jahrzehnte zeigen ihn auf seiner Höhe; er verlebt das erste (1760—1770) in Breslau, Berlin und Hamburg, das zweite als Bibliothekar in Wolfenbüttel, die einzige amtliche Stellung, die er gehabt hat.

Im Jahre des Hubertsburger Friedens (1763) dichtet er Minna von Barnhelm, die er in Berlin vollendet und 1767 veröffentlicht, dann folgen Laokoon (1766), die Hamburger Dramaturgie (1768), die antiquarischen Briefe (1768—1769): dies sind die unsterblichen Werke seines vorletzten Jahrzehnts. Gleichzeitig erscheint Wieland in seinem Element, Herder in seinen Anfängen.

In der Wolfenbüttler Periode vollendet Lessing Emilia Galotti (1772) und Nathan den Weisen (1774), dem der „Anti-Goeze" vorhergeht (1778) und „die Erziehung des Menschengeschlechts" als vollständiges Werk nachfolgt (1780). Es ist das Jahrzehnt, worin Goethes Gestirn bis zu seiner klassischen Höhe emporsteigt; in dieser Zeit entstand Götz, Werther, Faust, Clavigo, Stella, Egmont, Iphigenie und die Anfänge des Tasso. Während Lessing den Nathan in seiner letzten Gestalt vollendet, dichtet Goethe die Iphigenie in ihrer ersten; im folgenden Jahre beginnt er den Tasso.

VII.

Nachdem wir den Zustand der deutschen Literatur und die darin enthaltene reformatorische Aufgabe, die Lessing vorfand, dargelegt, den Punkt, wo er einsetzt, bestimmt und den Entwicklungsgang, den er durchläuft, in seinen Umrissen bezeichnet haben, entsteht uns die Frage: welches waren die Kräfte, die er besitzen und in's Feld führen mußte, um jene Aufgabe zu lösen? Wir wollen Lessings reformatorischen Charakter dergestalt zu entwickeln suchen, daß unsere Auseinandersetzung mit jedem Schritt tiefer in die geistige Persönlichkeit des Mannes eindringen und dieselbe in dem ganzen Umfange ihrer Vermögen durchmessen soll.

1.

Jede reformatorische That fordert in dem Gebiet, wo sie erscheint, eine Bemeisterung der vorhandenen und herrschenden Bildungszustände, die man

Google

ererbt, erlebt haben und in sich tragen muß, um sie überwinden und verändern zu können. Hier gilt das faustische Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Man muß unter der Macht der überlieferten Bildung stehen, um über dieselbe hinauszudringen, man muß sich selbst im Innersten erneuen, um die Welt verjüngen und das Alte als etwas Ausgelebtes verwerfen zu können. Dann erst kommt das andere faustische Wort zu seiner Geltung: „Du alt Geräthe, du wirst nicht gebraucht, du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte!“ — Luther würde nie der Reformator geworden sein, der er war, wäre er nicht ein frommer, vom kirchlichen Glauben durchdrungener Mönch gewesen. Ich will gleich die Anwendung auf Lessing machen. Seine Aufgabe war die Wiedergeburt der deutschen Literatur, die Befreiung von der überlieferten fremdländischen Renaissance, von der erlernten, nachgeahmten, gelehrten Bildung, von der Büchergelehrsamkeit und der Poesie, die im Buche steht. Er mußte diese Gelehrsamkeit besitzen und zwar in einem Grade, daß er sie bemeistern, ihre kostbaren Güter vom Ballast, ihren fruchtbaren Reichthum von der gelehrten Bettelhaftigkeit wohl unterscheiden konnte; er mußte so reich sein, um wegwerfen zu dürfen. Es ist sehr leicht und darum völlig wirkungslos, die Gelehrsamkeit zu verachten, wenn man sie nicht hat. Das Bücherstudium, die gelehrten und philologischen Kenntnisse, ausgebildet bis zu dem virtuosen Vermögen, sich in der Bücherwelt schnell und sicher zu orientiren, mit einem Wort, alle die Eigenschaften, die nicht den gewöhnlichen, sondern den großen Literator machen, gehörten zu dem Rüstzeug, womit der Reformator, der Lessing werden sollte, gewaffnet sein, zu den Kräften, die er in's Feld führen mußte. Er ist ein Gelehrter im eminenten Sinne gewesen, in einem erstaunlichen Umfang und mit der noch größeren Fähigkeit, den erworbenen Reichthum in jedem Augenblick, wo es nöthig schien, zu vervielfältigen. Unsere genialen Dichter, die nach ihm kamen, stehen in dieser Rücksicht weit hinter Lessing zurück, sie bedurften auch eines solchen Rüstzeugs nicht mehr. Selbst Goethe anerkennt in einem seiner Urtheile über Lessing „die ungeheure Cultur“ dieses Dichters, „gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind“. Noch als Student hatte sich Lessing eine solche Orientirung im Felde der Gelehrtengeschichte verschafft, daß er im Stande war, die Recension eines Gelehrtenlexikons zu schreiben und demselben eine Menge Fehler und Unrichtigkeiten nachzuweisen.

2.

Er wäre dieser große Literator nicht gewesen, wenn er nichts als ein gelehrter Vielwisser hätte sein wollen. Er las, um zu erkennen, eingewurzelte Irrthümer aufzufinden und zu berichtigen, Klarheit zu schaffen, wo Unklarheit und Verwirrung herrschte, richtige Vorstellungen an die Stelle der falschen zu setzen. Diesen Zug theilte er mit Pierre Bayle, dessen kritisch-historisches Wörterbuch eine der ersten und reichsten Fundgruben seiner

Google

Studien wurde. Nichts schien ihm zu gering, um gewußt, kein falsches Urtheil zu unbedeutend, um aufgeklärt zu werden. Daher kam seine Lust, „**Rettungen**", wie er es nannte, zu schreiben, selbst in Fällen, wo seine Sympathien außer Spiel waren. Er konnte die Schmähschrift eines Simon Lemnius gegen Luther so weit entschuldigen, als er gefunden, daß Luthers ungerechte und gehässige Verfolgung den Zorn des Mannes gereizt hatte; er vertheidigte den Cochläus gegen den falschen Vorwurf, daß ein unbegründeter und nachmals oft wiederholter Angriff wider Luthers Ablaßstreit von ihm ausgegangen sei; er wollte ein Mißverständniß nicht bestehen lassen, welches dem Hieronymus Cardanus vorwarf, in einer seiner Schriften die christliche Religion herabgewürdigt zu haben. Handelte es sich aber um einen griechischen oder römischen Dichter, den er liebte, um den Charakter des Horaz wider falsche Beschuldigungen, oder um die Gedichte des Horaz und Theokrit gegenüber den elenden Uebersetzungen der Lange und Lieberkühn, so kam, wie namentlich in den beiden letzten Fällen, zu der Lust der Rettung der Zorn, der sich vernichtend ausließ. „In Ansehung der alten Schriftsteller", schrieb er gelegentlich einem Freunde, „bin ich ein wahrer irrender Ritter, die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt". — Man hat es neuerdings unserem Lessing in Rettungen hie und da nachthun wollen und sich dabei nicht selten in den Objecten und in der Methode vergriffen. Den Mohren rettet man nicht, wenn man ihn weiß wäscht, und den Tiberius und Nero nicht, wenn man sie tugendhaft macht. Diese Art zu retten erinnert an unwirksames Fleckwasser: es sieht so aus, als ob die Flecken verschwunden wären und nach fünf Minuten sind sie wieder da! Bei Lessings Rettungen handelt es sich nie um den Effect eines Kunststückes oder eine theatralische Blendung, sondern blos um die Sache der Wahrheit.

3.

Diese Wahrheitslust, dieser offene und helle Verstand, der die Dinge in ihrem eigenen Licht, in ihrer natürlichen Beschaffenheit zu sehen begehrt und sieht, dieser „Geierblick", wie Voß es nannte, macht aus dem Literator den philosophischen Kopf, den großen für alle Zeiten vorbildlichen **Kritiker**. Um uns von der fremdländischen, romanischen, insbesondere französischen Renaissance zu befreien, von der Lessing in seinen Anfängen selbst abhängig war, mußten wir wieder und in einer neuen, von der bisherigen ganz verschiedenen Art auf die Quellen jener gesammten Bildung, das Alterthum selbst und seine Originalwerke in Kunst und Poesie hingewiesen werden, nicht in Weise der Schulzucht und Knabendisciplin, um als „junge Gelehrte" zu glänzen, sondern um jene Werke poetisch zu erkennen, in unserer eigenen Empfindung und Phantasie zu erleben und mit dem Genius des Alterthums auf gleichen Fuß zu kommen. Wie einst der kirchlichen Tradition und dem romanisirten Christenthum von Seiten der deutschen Reformation Religion

Google

und Bibel entgegengesetzt wurden, so wird jetzt zur Wiedergeburt der deutschen Literatur das griechische und römische Alterthum selbst der neulateinischen und romanischen Renaissance als Norm und Richtschnur gegenübergestellt. Und da sich die römische Geistesbildung auf die griechische gründet, so soll der deutsche Geist die hellenischen Originalwerke in Kunst und Poesie auf congeniale Art durchdringen, um mit ähnlichen d. h. eigensten Kräften schaffen zu können. Statt der Tradition soll die Quelle, statt der Copie das Urbild, statt der Nachahmung das Original, statt der Schule der Meister gelten. Dem Meister kommt man nur gleich durch eigene Meisterschaft, dem Originale nur dann, wenn man selbst original wird oder ist. Die ganze Weltcultur der Renaissance ist auf dieses Ziel angelegt und sie würde nicht den Namen der humanistischen Erziehung und Bildung verdienen, wenn ihre Früchte nur im Treibhause der Schule gezüchtet und nicht, wie die Werke der Griechen selbst, am Baume des Lebens wachsen und reifen sollten. Aber mit den Mitteln einer ererbten und überlieferten Bildung allein läßt sich dieses Ziel nicht erreichen; es sind unabhängige, nicht durch Vererbung gebundene, sondern freie und eigenartige Naturkräfte des Geistes dazu nöthig: ein Volk, das kraft seiner Sprache und Entwicklung dem römischen Alterthum gegenüber freier und selbständiger bleibt, als die romanischen Nationen, die Erben der lateinischen Sprache und Bildung. Darum waren die germanischen Völker und vor allen das deutsche, weil es das mächtigste ist, berufen, jene Weltaufgabe der Renaissance zu lösen: mit dem hellenischen Geist eine eigenartige deutsche, von der lateinischen Tradition unabhängige Verbindung einzugehen und durch eine neue Art der Nachahmung, die aufhört Nachahmung zu sein, die eigene Originalität zu bekräftigen. Dies ist die Nachahmung, die Winckelmann und Lessing verkündeten, der Weg, den sie brachen und vorangingen, die unvergängliche Geistesthat, die ihren europäischen Ruhm ausmacht. Was Einzelne mit Horaz und Anakreon spielend und tändelnd versucht haben, mit diesen Dichtern wie mit Freunden zu leben: das sollte im Hinblick auf das gesammte griechische Alterthum, auf die Originalwerke der Hellenen in Kunst und Poesie durch eine tiefe, wahrhaft lebendige und nachschaffende Erkenntniß derselben erfüllt werden. Gleich im Eingange seiner ersten Schrift erklärte Winckelmann: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und was jemand von Homer gesagt, daß derjenige ihn bewundere, der ihn wohl verstehen gelernt, gilt auch von den Kunstwerken der Alten, besonders der Griechen. Man muß mit ihnen, wie mit seinem Freunde bekannt geworden sein, um den Laokoon eben so unnachahmlich als den Homer zu finden. In solcher genauen Bekanntschaft wird man wie Nikomachos von der Helena des Zeuxis urtheilen: „Nimm meine Augen", sagte er zu einem Unwissenden, der das Bild tadeln wollte, „so wird sie dir eine Göttin erscheinen".

Das Ziel, das wir erreichen sollten, läßt sich mit wenigen Worten auf

Google

das Klarste erleuchten. Goethe ist oft und mit Recht eine hellenische Natur genannt worden, er war es ohne alle Schule griechischer Gelehrsamkeit — Shakespeare war keine hellenische Natur und kein griechisch Gelehrter, aber durch das Genie und die Macht seiner Schöpfungen ein den Alten ebenbürtiger Dichter. Denn die Verwandtschaft schöpferischer Naturen ist allemal größer und echter, als alle durch die Schule gemachte und erkünstelte Aehnlichlichkeit. Diese in der Originalität und im Genie begründete Verwandtschaft erkannte Lessing und wies darum zugleich auf die Alten und Shakespeare. „Denn ein Genie kann nur an einem Genie entzündet werden und am leichtesten an so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsame Vollkommenheit der Kunst nicht abschreckt". „Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet u. s. w." — Wir werden den Griechen und Shakespeare gleichkommen, nicht wenn wir sie nachäffen, sondern wenn wir sind, wie jene waren, d. h. wenn wir in unserer eigensten Art bleiben und darstellen, was wir sind und erleben. Das ist die Bedeutung der nationalen Dichtung, die Lessing gefordert und geleistet hat, der Weg, den er dem deutschen Genius zeigte; dieser ist ihm gefolgt „und auf der Spur der Griechen und des Briten ist er dem besseren Ruhme nachgeschritten".

4.

Die Unterscheidung zwischen Originalwerk und Nachahmung, zwischen echtem und unechtem Kunstwerk, wahrem und falschem Verständniß der Kunstgesetze ist die Sache einer solchen kritischen Einsicht, die nicht bei dem Studium einzelner Werke stehen bleiben kann, sondern nothwendig weiter führt. Nicht weil die Kunstwerke griechischer Herkunft sind, sollen sie unser Leitstern sein — dies wäre Autoritäts- und Schulglaube —, sondern weil sie im höchsten Sinne wahr d. h. einfach und naturgemäß sind. Diese Einsicht, die den Weg zu den letzten natürlichen Quellen sucht und nicht ruht, bis sie entdeckt sind, erleuchtete unseren Lessing und gab seinem kritischen Geist die Richtung: sie bewog ihn von der französischen und römischen Fabel zur griechischen, von Lafontaine und Phädrus zu „Aesop", von der französischen und römischen Tragödie zur griechischen, von Corneille und Seneca zu Sophokles, von der französischen Kunstlehre zur griechischen, von der falsch verstandenen Poetik des Aristoteles zu dessen urkundlicher Lehre zurückzugehen und diese in Rücksicht der Tragödie aus dem Wesen der Sache und der Natur der menschlichen Affecte selbst zu begründen. Er sah sich vor die Frage gestellt: worin besteht die Naturwahrheit der Kunst? Er mußte der Sache auf den Grund kommen und das Kunstwerk aus seinen einfachsten und ursprünglichen Bedingungen, aus der menschlichen Natur selbst erklären und entstehen lassen. Darin lag die Probe der Rechnung. Wie entsteht die Fabel, das Epigramm, das Drama, die Tragödie? Wie unterscheidet sich die

Google

Handlung, welche die Fabel erzählt, von der epischen und dramatischen? Wie unterscheiden sich kraft ihrer natürlichen Bedingungen die bildende und dichtende Kunst, Malerei und Poesie? Das sind die Fragen, die Lessing, immer weiter und tiefer eindringend, in seinen Abhandlungen über Fabel und Sinngedicht, in seinem Laokoon und der Dramaturgie zu lösen unternahm, nicht etwa durch vorgeschriebene Regeln, sondern so, daß aus der Entstehung des Werks, d. h. aus seiner naturgemäßen Production, die Regel hervorging und sich ergab, wie aus der Construction des Kreises die Definition dieser Größe.

Und nicht blos das Gebiet der Kunst und Kunstlehre hat uns Lessing auf diesem Wege und nach dieser Richtschnur kritisch erleuchtet, ihn bewegten auch die religiösen und theologischen Probleme, die der Predigerssohn aus Kamenz als väterliches Erbtheil in sich trug und die ihm stets wichtig geblieben waren. Auch hier trieb ihn sein Forschungsgeist nach der Quelle und dem Ursprunge des religiösen Lebens, die er zuletzt in den Tiefen der menschlichen Natur selbst ergründen mußte. Er hatte (in der Breslauer Zeit) die Entstehung der Kirchenlehre in ihren Quellen, den Kirchenvätern, studirt, er drang weiter bis zu den ersten Glaubensurkunden der christlichen Religion und suchte durch eine einfache und fruchtbare Hypothese, die ein Denkmal der Forschung geblieben ist, die geschichtliche Entstehung der Evangelien zu erklären. Aber der Glaube ist früher als die Glaubensurkunde, die Religion früher als die Bibel, die aus ihr hervorgeht, der religiöse Glaube früher als der Schriftglaube, auf dem die lutherische Orthodoxie, als ihrem letzten Fundament, stand und stehen bleiben wollte. Hier entzündete sich der Streit zwischen Lessing und dem Hamburger Pastor Goeze. Das alte Testament ist früher als das neue, die jüdische Religion früher als die christliche, und das religiöse Bedürfniß der Menschennatur, die ungeschriebene Religion des Herzens, früher als die schriftlichen Offenbarungsurkunden, als die geschichtlichen und positiven Formen der in der Welt herrschenden Religionen. Die letzte und tiefste Frage that sich auf: worin besteht das Wesen der Religion und ihrer Geschichte? Wie verhält sich die Religion zu den Religionen? Diese können nichts anderes sein als die fortschreitende Ausbildung und Entwicklung der wahren Religion, als die allmählich fortschreitende Erziehung der Menschheit nach einem göttlichen Weltplan. Den Gedanken auszuführen, schrieb Lessing eine seiner tiefsinnigsten Schriften, die letzte, die er herausgab: „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Um aber der Welt in der ergreifendsten und populärsten Form zu sagen, was er unter Religion und religiöser Erziehung verstehe, betrat er zum letzten Mal seine alte Kanzel, das Theater, und vollendete „Nathan den Weisen".

5.

Dieser große Literator und Kritiker wäre nie der Reformator unserer Poesie geworden, wäre er nicht selbst ein Poet gewesen, der die eindringende

Google

und erschütternde Kraft des dramatischen Vermögens besaß: ein dramatischer Dichter und ein Theaterdichter. Setzen wir gleich hinzu, er wäre auch nie der große Kritiker gewesen, ohne ein solcher Dichter zu sein. Hier liegt in Lessings reformatischer Bedeutung das entscheidende Gewicht. Vor ihm eine Poetik ohne Poesie, daher eine ohnmächtige, denn die Dichtung entsteht nicht aus Regeln und kommt nicht aus Büchern; vor ihm eine Poesie, aber theils eine geringfügige und nur in der kleinen Welt einheimische, die sich in Liedern, Fabeln, Erzählungen befriedigen konnte, theils eine schwungvolle und erhabene, wie Klopstocks Muse, der aber die dramatische Kraft und der Sinn für die reformatorische Aufgabe unserer Literatur, die wahre Erkenntniß dessen fehlte, was eine nationale Dichtung leisten sollte! Zum ersten Mal in Lessing ergreifen sich beide Factoren: Dichtung und Kritik, Poesie und Poetik; ihr Product ist die reformatorische That. Ihr bisheriges Verhältniß wird von Grund aus geändert: die Poesie macht die Poetik, das Genie macht die Regel, nicht umgekehrt. Derselbe Mann ist Dichter und Kritiker zugleich; er begreift, was er thut, und erfüllt, was er fordert. Nie ist die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Einsicht, zwischen Vollbringen und Wissen im Gebiete der Poesie intimer und fruchtbarer gewesen, als in diesem einzigen Lessing; ich wenigstens wüßte keinen, der bei einer solchen Gemüths- und Geistestiefe sich so bis auf den Grund durchschaut hat als er. Lessing der Kritiker ist der sich selbst klare, einleuchtende, sein eigenes Schaffen völlig durchschauende Dichter.

Sehen wir nur, wie seine Werke, die poetischen und kritischen, wechselseitig in einander greifen. Erst die Fabeldichtung, dann seine Abhandlungen über die Fabel; erst seine Sinngedichte, dann die Abhandlung über das Epigramm; erst die Sara, dann seine Briefe an Nicolai und Mendelssohn, worin er die jenem Trauerspiel gemäße Wirkung, das Mitleid, als die wahrhaft tragische zu begründen sucht; erst die Minna von Barnhelm und die in ihrer ältesten Form schon ausgeführte Emilia Galotti, dann die Dramaturgie; selbst der Entwurf zum Nathan ist viele Jahre früher als die theologischen Kämpfe und die kritischen Untersuchungen über Religion und Christenthum. Doch übte auch die Kritik einen wesentlichen erzeugenden Einfluß auf seine Dichtung, denn die poetische Aufgabe war ihm ganz klar und wurde von ihm festgestellt, bevor er sie löste. So hatte er die Nothwendigkeit des bürgerlichen Trauerspiels begründet, ehe er in seiner Sara das erste deutsche Werk dieser Art ausführte; er hatte in seinen Literaturbriefen das nationale Drama gefordert, bevor er in der Minna von Barnhelm selbst die Sache ins Werk setzte; die zweite Bearbeitung der Emilia Galotti folgt der Dramaturgie, die Vollendung des Nathan folgt dem Anti-Goeze.

6.

Daß Lessings dichterische Thätigkeit völlig im Erleuchtungskreise seines Bewußtseins vor sich ging und in diesem Lichte gedieh; daß er vollkommen

Google

mußte, was er that, darin besteht sein Charakter als Poet und zugleich eine der wesentlichsten Bedingungen zur Erfüllung seines reformatorischen Berufs. Was Einsicht und höchste Geistesklarheit einem poetischen Werke verleihen können, kam seiner Dichtung zu Gute; was in der Geburt eines Kunstwerks, in der schaffenden Phantasie eines Dichters die Sonnenhelle der Erkenntniß und Reflexion nicht verträgt, mußte ihr fehlen. Wenn der poetische Schöpfungsdrang so mächtig ist, daß er alle übrigen Geistesvermögen beherrscht und das eigene Bewußtsein soweit überwältigt, daß diesem das freie und unbefangene Zusehen vergeht; wenn der Zustand des Dichters jene Begeisterung sein soll, die man den göttlichen Wahnsinn genannt hat: so hatte Lessings Dichterkraft eine solche Gewalt nicht. Gehört es zum Charakter des Genies, daß seine Natur mächtiger ist, als seine Reflexion, und seine Schöpfungen tiefer entspringen, als alles Bewußtsein: so war Lessing ein solches Dichtergenie nicht und durfte es nicht sein der Aufgabe gegenüber, die er lösen sollte. Nach einem bekannten, aus der eigensten Erfahrung geschöpften Ausspruche Goethes hat jedes geniale Gedicht etwas Dunkles; es enthält, „was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht". Dieses magische Dunkel fehlt in Lessings Natur und seinen Werken. Niemand wußte das besser, als er selbst, er kannte die Macht des Genies, wußte, daß Vorbild und Regel aus ihm hervorgehen; daß keine Regel das Genie macht, keine dasselbe ersetzt, wohl aber, wenn es die ächte Regel und das richtige Kunstverständniß ist, die Wege des Genies zu erleuchten und seine Werke davor zu schützen vermag, sich an der Wahrheit der Natur zu versündigen: daß in diesem Sinn selbst der weniger geniale Dichter der bessere sein kann.

Darum ist es eben so thöricht, dem Dichter die Regel vorzuschreiben, als im Namen des Genies aller Regel den Krieg zu erklären. Lessing hatte Gottsched und dessen Schule vor sich, als er begann; er hörte schon das Geschrei der Stürmer und Dränger, als er zwanzig Jahre später seine Dramaturgie schrieb. „Wir haben, dem Himmel sei Dank, jetzt ein Geschlecht von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, alle Kritik verdächtig zu machen. Genie! Genie! schreien sie, das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel! Die Regeln unterdrücken das Genie! Als ob sich das Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie, aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken".

Und wie Lessing als Dichter und Kritiker sich selbst beurtheilte und von der Welt beurtheilt wissen wollte, hat er am Schlusse der Dramaturgie in einem Bekenntniß ausgesprochen, das in seiner erhabenen Bescheidenheit die sogenannten Genies niederschlagen und beschämen müßte, wenn sie ihre

Google

Werke mit den seinigen vergleichen. „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren geschrieben, in welchen man Lust und Leichtledigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, die durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher nur beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, das dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann".

Fassen wir Alles zusammen, um kurz zu sagen, auf welche Art in dem Reformator unserer Literatur der kritische Kopf und der Dichter vereinigt sind. Es ist der Standpunkt der poetischen, productiven, genialen Kritik, den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich verkörpert hat: Der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt.

„Keine Nation hat die Regeln des alten Dramas mehr verkannt, als die Franzosen". „Ich wage es hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, daß ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? Doch nein, ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: ich werde es zuverlässig besser machen und doch lange kein Corneille sein und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen und mir doch nur wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich".

Es ist kein Autoritätsglaube, auf den er pocht; sonst wäre es wohlfeil, ein Lessing zu sein. Um an den Aristoteles zu glauben, wie er, muß man den Aristoteles so verstanden und seine Lehre von der Tragödie so aus der Natur beglaubigt haben, wie Lessing wollte, und dazu gehört nicht weniger als ein solcher Kritiker und ein solcher Dichter. An Aristoteles im Sinne Lessings glauben heißt, überzeugt sein, daß Niemand die Naturgesetze der

Google

Tragödie richtiger erkannt hat, als der griechische Philosoph, und durch eine falsche Auffassung des letzteren niemand sie mehr verkannt hat als die Franzosen. In der Erkenntniß jener Gesetze liegt das Gewicht der Sache, die wir im Fortgange unserer Betrachtungen an einer späteren Stelle näher erläutern werden.

7.

Als Lessing in seiner Dramaturgie diese merkwürdigen Selbstbekenntnisse gab, worin er seine kritische Einsicht so hoch, sein poetisches Genie so gering anschlägt, hatte er Minna von Barnhelm gedichtet und das Stück hatte soeben auf dem Theater seine Epoche gemacht. Wenn er von dieser Dichtung sagen konnte: „ich verdanke sie einzig und allein der Kritik", so mußte freilich seiner Einsicht eine Kraft inwohnen, „die dem Genie sehr nahe kam". Wir werden diese Kraft aus ihrem Werke kennen lernen. So viel ist gewiß, daß die Klarheit seines Geistes noch gewaltiger war als die Macht der Dichtung, die nach dem Schiller'schen Wort „aus nie entdeckten Quellen" hervorbricht. So mußte der Kopf beschaffen sein, dem die deutsche Literatur die große Mission anvertraut hatte, sie zu erneuen, umzuwandeln und ihre Wege weit hinaus zu erleuchten. In dieser seiner königlichen Kraft einer productiven Kritik, einer fruchtbaren erzeugenden Einsicht, eines Lichtes, das überall, wo es hin scheint, Leben erkennt, weckt und entfaltet, ist Lessing ein unerreichtes Vorbild. Ich füge zu der Schilderung seines reformatorischen Charakters den letzten Zug, der das Bild vollendet und in welchem alle Kräfte, die wir erkannt haben, zusammenwirken. Was Goethe im Hinblick auf die Franzosen von Voltaire gesagt hat, er sei der denkbar höchste Schriftsteller seiner Nation, gilt für unser eigenes Volk von Lessing: er ist der größte deutsche Schriftsteller.

In der Kunst seiner Schreibart, die vollkommen Natur ist und gar nichts Erkünsteltes hat, vereinigen sich alle Kräfte, über die er verfügt. Nur wer diese Mittel sämmtlich besaß, konnte im Stande sein, so zu schreiben, wie er. Hat ihm das magische Dunkel gefehlt, so waren ihm dafür alle Zauber der Klarheit verliehen, wie keinem zweiten. Jeder, der für die Wirkungen einer solchen Klarheit empfänglich ist — wer sollte es nicht sein? — muß wenn er Lessing reden hört, den Eindruck haben: es ist die Kraft selbst! Um ein solcher Schriftsteller sein zu können, mußte Lessing ein solcher Literator, ein solcher Kritiker, ein solcher Philosoph, ein solcher Poet sein. Nur aus dem spielenden Zusammenwirken aller dieser Kräfte entsteht sein unnachahmlicher Stil. Es ist nicht genug, daß er eine so umfassende Belesenheit, einen solchen Reichthum gelehrter Kenntnisse, eine solche Fülle bedeutender und sicherer Vorstellungen erworben hat und besitzt; sie stehen völlig in seinem Dienst und gehorchen seinem Wink, wie die Truppen dem Feldherrn; unter der Herrschaft seiner Feder ordnen sich die Vorstellungsmassen, die er braucht, leicht und zwanglos, jede Idee erscheint stets an dem Ort, wo sie ihre volle Wirkung thut. Seine Darstellung nimmt nicht den gewöhnlichen Lehrgang,

Google

der etwas fertig Gedachtes überliefert, sich langsam fortschleppt und den Leser mitermüdet: er führt uns den Weg der eigenen Selbstverständigung und läßt uns mit suchen und mit finden, daß wir bei jedem Schritt uns erfrischt fühlen, wie bei einer herrlichen Wanderung durch immer neue Aussichten oder in dem belebtesten Gespräch durch den fruchtbaren Wechsel der Ideen. Sein Denken ist ein beständiges Prüfen, er stellt sich die Frage, sucht und findet die Antwort, macht sich die Einwürfe, die neue Fragen hervorrufen. Die Untersuchungen, die er führt, sind wie das lebendigste Selbstgespräch; er braucht nur die Rollen zu vertheilen, und es entsteht der natürlichste Dialog. Darum war der Dialog seine Stärke, auch im Drama; nie ist die Kunst des Zwiegesprächs so leicht und natürlich geübt worden, wie von ihm, der sich mit einer bewunderungswürdigen Feinheit aller der Gänge und unwillkürlichen Wendungen bewußt war, die der natürliche Fluß eines Gesprächs braucht und findet.

Die Deutlichkeit der Ideen verlangt die Schärfe der Gegensätze, die in der epigrammatischen Form sich ihren wirksamsten Ausdruck giebt, und das Epigramm war recht eigentlich Lessings poetische Virtuosität, es bildet den Grundcharakter seiner Gedichte, auch derjenigen, die nicht so heißen. Selbst „die Küsse", die er sich wünscht, wie die Freunde, für die seine Lieder bestimmt sind, werden durch Antithesen besungen. Und ist das Zechlied „Gestern Brüder, könnt ihr's glauben —" nicht zugleich ein beißendes Epigramm auf den Tod und die profitablen Aerzte? Der Tod haßt die Lebenslust, aber gönnt sie dem werdenden Mediciner! Ich erinnere an die bekannten und treffenden Epigramme auf Voltaire und den Juden Abraham Hirschel, auf Gottsched und Schönaich, auf Klopstock und Lessing, jene Antithese, womit die Sinngedichte des letzteren ihre Leser begrüßen: „Wer wird nicht einen Klopstock loben, doch wird ihn jeder lesen? Nein! Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein!"

Die Klarheit des Denkens, um in ihrer vollen Stärke zu wirken, bedarf der bildlichen Anschauung, die unsere Phantasie mit einer ähnlichen Ueberzeugungskraft ergreift, als die thatsächliche Gegenwart des Objects unsere Sinne. Tiefe, klare und deutliche Vorstellungen zu erzeugen, ist die Sache des Philosophen und kritischen Denkers; Anschauungen und Bilder zu erfinden, welche die Ideen verkörpern und uns in der faßlichsten Erscheinung vor Augen stellen, ist ein Werk des Poeten. Lessing vereinigt Beides. Er ist in dieser Vereinigung vollkommen einzig und unübertroffen. Was er tiefsinnig gedacht und auf das Klarste bewiesen hat, eben dasselbe versteht er in der anschaulichsten Form bildlich darzustellen, in der einfachsten und anmuthigsten fabulistisch zu erzählen und seine Erzählung so dramatisch zu beleben, daß wir die Dinge vor uns geschehen sehen. Was Schiller in seinen Künstlern von der Wahrheit gesagt hat: „Der Anmuth Gürtel umgewunden, wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn!" dieses Wort hat niemand in höherem Maße und siegreicher erfüllt als Lessing. An der bewiesensten Wahrheit kann man

Google

noch irre werden, aber wer zweifelt an einer Fabel? Ich erwähne nur ein Beispiel, das größte und bewunderungswürdigste dieser Art. Die umfassenden und schwierigen Untersuchungen über das Verhältniß zwischen Religion und Bibel, Schriftglaube und Kritik, Orthodoxie und Aufklärung, das Problem und die Lösung, um die es sich hier handelt, erzählt Lessing spielend und in jedem Zuge treffend, so kurz und so lebendig als möglich in jener unvergleichlichen „Parabel“, womit er den Streit wider Goeze eröffnet: der alte Königspalast, an dem Jahrhunderte gebaut haben, mit seiner seltsamen und regellosen, aber bequemen und dauerhaften Architektur; einige Gemächer darin, die vornehmsten, von oben erleuchtet, die alten Grundrisse, die vermeintlichen Architekturkenner, die jede Beleuchtung der Grundrisse für Mordbrennerei ausgeben; da entsteht plötzlich um Mitternacht Feuerlärm, jene vermeintlichen Kenner denken nicht an die Rettung des Palastes, nur an die der Grundrisse, laufen damit auf die Straße und suchen streitend auf dem Papier die Stelle, wo der Palast brennt, der zu Grunde gegangen wäre, wenn er — gebrannt hätte, aber sie hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten!

Ich wollte nur andeuten, wie sich in Lessings Schreibart die Vermögen des Epigrammatisten, des Fabeldichters, des dramatischen Poeten, des gelehrten kritischen und philosophischen Denkers vereinigen mußten, um jenen unvergleichlichen Stilisten zu erzeugen, der eben so mustergiltig bleibt als unerreichbar. Solche Kräfte, deren jede durch ihre Vereinigung mit den anderen gesteigert wird, sind berufen zu kämpfen und polemisch zu wirken: da sie siegreich und stets überlegen sind, müssen sie streitlustig sein; sie sind sichere und unwiderstehliche Waffen durch die Sache, der sie dienen, nicht Theaterkünste, die blenden, wie Goeze seinem Gegner vorwarf. In Lessings Antwort hören wir den Schriftsteller, den wir geschildert haben: „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz. Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns reden und nicht vom Stil“.

So sind wir durch Lessing selbst auf das Thema zurückgewiesen, von dem diese Darstellung seiner reformatorischen Bedeutung in der deutschen Literatur zu handeln hatte. Denn die Herstellung der Wahrheit in unserem Denken und Dichten war die Aufgabe und das Werk seines Lebens. Die beiden größeren Dichter, die ihm gefolgt sind, haben, eingedenk seiner Kämpfe und Siege, Lessing als den Achilles der deutschen Literatur gepriesen:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist!

Google

Eine Winterreise an den Königssee.

Von

Karl Stieler.

— München. —

Hinter uns klangen noch die Weihnachtsglocken, es war Sanct Stephanstag und nach dem heimischen Zauber, den uns der Christbaum geschaffen, zog es uns noch hinaus in die Wirklichkeit von Wald und Tannen. Wir fuhren über Salzburg an den Königssee; der Peterskeller hatte seine Schuldigkeit gethan, und vor demselben stand lustig klingelnd unsere Extrapost, ein offener Schlitten.

Endlich waren wir glücklich verladen; und eingehüllt wie grimme Nordpolfahrer, machten wir uns auf den Weg, der schon dicht vor der Stadt tief einsam wurde. Flatternde Raben im Schnee; ab und zu ein Wandrer, dem selbst der Gruß auf den Lippen erstarrte, das war das einzige Geleit, im Winterduft verschwamm die Veste Hohensalzburg, nur auf den Bergen lag noch die volle breite Sonne des Nachmittags. Aber der Tag geht schnell zu Ende in solcher Jahreszeit; um drei Uhr ist es noch goldig hell, um vier webt blaue Dämmerung, um fünf Uhr schwimmt der silberne Vollmond am Himmel. Unser Weg führt dicht am Untersberg dahin, dessen schroffe Felsen sich hier meilenweit auseinanderbreiten; an den rothen Steinwänden sind mächtige Marmorbrüche, an dem Bergbach gegenüber steht eine stumme Mühle, und erstaunt blickt uns der Mauthner an, der bald an der Landesgrenze aus dem Zollhaus trat. Er frug uns auf's Gewissen, was wir Steuerbares hätten, und dann winkte er mit der schwieligen Hand und schlüpfte zurück in seine warme Klause. Denn zum Glück ist wenigstens der gute Humor noch steuerfrei in diesen „schlechten Zeiten", und der war unser einziges Gepäck. „Schwager, blas uns ein's", riefen wir dem Postillon; schmetternd klang die alte Volksliedweise durch die Dämmerung, die langsam herniedersank,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

während schon die Zinken des Watzmann vor uns emporstiegen. Berchtesgaden war nahe, und als wir es erreicht, glomm silberhell der Vollmond; an den Fenstern glänzten die ersten Lichter, wir jagten vorüber und bald waren wir auf der einsamen Straße nach Königssee. Das ganze meilenweite Gebiet hier ist eine einzige grandiose Felsenwelt, und die sechs Thäler, die es durchschneiden, sind nur wie grüne Furchen im Gestein, auf denen winzige Menschen sich angesiedelt, mit ihrer Sehnsucht nach Glück und Leben.

Berchtesgaden selbst, die später gefürstete Propstei, ward im elften Jahrhundert von Irmingard, der Wittwe des Hallgrafen Engelbert, gestiftet, die vier Zellenbrüder dorthin sandte; vorher hatte kaum eines Hirten Schritt den endlosen Urwald betreten. Und jetzt noch webt die alte heidnische Sage um diese Gipfel. Der Watzmann, der uns mondbeglänzt entgegenschaut, war einst ein gewaltiger König, ein schönes Weib und sieben Kinder waren ihm eigen, er aber zog mit seinem Rüden und mit Hörnerklang durchs Land und vernichtete alles, was ihm den Weg vertrat. Herzlos zerstampfte er die Saat, und seine Hunde rissen den Landmann nieder, bis endlich der Zorn der Götter den großen Friedensbrecher erreichte. Die eigene Meute wandte sich wider ihn und zerriß den König, sein Weib und seine Kinder; ihre Leiber erstarrten zu Stein — es sind die beiden Gipfel des Berges mit ihren sieben Zinken. Ihr Blut aber floß zu Thale und wogt in der Tiefe des dunklen Königssees.

Allein noch weiter zurück greift die alte Sage, bis in jene Urgedanken, die allen Cultur-Völkern gemeinsam sind, bis in die Zeit der großen Weltüberfluthung. — Denn auf dem Gipfel des Watzmann blieb dereinst die Arche stehen, und ein einsames Menschenpaar fristete dort sein Dasein; damals war die Spitze noch um viertausend Fuß höher, bis die unterspülte Pyramide zusammenstürzte.

Das ist der Watzmann, der uns himmelragend hier entgegensah, dieweil unser Schlitten durch die Wildniß flog. Der „hohe Göll“ stieg zur Linken empor, am Wege lagen die Häuser von „Unterstein“; in dem kleinen Kirchlein, das Graf Arco erbaut hat, glänzt durch die dunklen Fenster ein rother Funke — das „ewige Licht“.

Und nun wird's immer enger im Thal, immer rauher ringsumher; wir sind im finsteren Tannenwald; doch er ist nicht dunkel heute wie in stürmischen Sommernächten, sondern silberhell glitzert die Waldnacht. Fußhoch lastet auf den Fichtenzweigen der Schnee, wie eingesunken stehen die riesigen Stämme im weißen Grund, Felstrümmer liegen am Wege, und das Gestrüpp, das auf denselben wuchert, glänzt vom blanken Reif; es giebt keine braunen, nur silberne Zweige. Hoch über uns greifen die Wipfel der Bäume in einander, kaum lugen die Sterne herein in dies winterliche Waldgewölbe, kaum gleitet der scheue Mondenstrahl von Ast zu Ast. Es ist ein Märchen schweigend schön, und unser Auge streift durch's Dickicht, als müßt es jene Märchengeister suchen — Zwerg und Elfe. Feierliche wortlose Stille umfing uns —

Google

nur der Schlitten stöhnte im Schnee, die Pferde dampften, die feinen Schellen klingeln.

Dann geht es bergab, ein Augenblick, in dem wir erwachen aus dieser Traumwelt und vor uns lag der starre eisige See! Es ist der gewaltigste seines Geschlechtes, der König aller Bergseen — der Königssee.

Die Thüre des gastlichen Hauses, das dicht am Ufer steht, war offen, und der Wirth kam uns grüßend entgegen; aus den Fenstern drang trauliches Licht. Und wer hätte ihn nicht schon erfahren, den Zauber, den auch dies Licht übt; dies Frohgefühl, daß wieder Menschen um uns wohnen!

Das Thermometer vor dem Hause zeigte 26 Grad Kälte, eiserstarrt traten wir ein und erst allmählich fanden wir uns wieder zurecht, als normale Erdenbürger. Nichts ward versäumt um unseren Leichnam aufzurichten; in der großen breiten Wirthsstube aber war lustiges Volk versammelt, die Einen beim Bolzenschießen, die Andern tanzten um eine klingende Zither, — Menschenleben und Menschenlust klang wieder an unser Ohr.

Und dennoch ließ der Reiz der dunklen Einsamkeit uns nicht ganz rasten; unwiderstehlich zog es uns noch in später Abendstunde hinaus auf den schwarzen See.

Wir tasteten bedächtig an der vereisten Schiffshütte hin und betraten den Spiegel, es war kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Nur in kleinen Schritten kamen wir vorwärts. Vielleicht wird's auf den blanken Stahlschuhen besser gehen; wir legten sie an, und alsbald schwebten in langen Bogen die schattenhaften Gestalten hin, aber das Gefühl banger Unsicherheit steigerte sich fast, statt sich zu mindern. Man war wohl flüchtiger und flinker geworden, doch um so frappanter und wechselvoller ward auch das Bild dieser glatterstarrten Fluth, man fühlte jetzt erst recht den Mangel festen Grundes.

Schauerlich schön war's rund um uns; der Vollmond war hinter den hohen Seitenbergen emporgestiegen, aber sein Licht war nicht duftverschwommen, sondern schneidend klar, daß jede Felsenflanke förmlich heraustrat, das Gestein leuchtete weißkalt über den rabenschwarzen Wäldern und die Silberscheibe spiegelte sich blinkend in dem dunkelgrünen Eise. War's wirklich Eis? — war's nicht die offene schwarze Fluth? — So frug man sich von Schritt zu Schritt, uns umfing eine Täuschung, die alle Sinne zu berücken schien. Wohl eine halbe Stunde weit waren wir in den See hineingegangen, eine Felsenwand warf ihren tiefen kräftigen Schatten; hart daneben spielte das Mondlicht auf der Fläche. Um Himmelswillen nicht weiter — wir gruben den Schlittschuh in's Eis, wir wagten es nicht den gehobenen Fuß niederzusetzen — so verwirrend glich dies mondbeglänzte dunkelgrüne Eis der weichen flüssigen Tiefe.

Und während wir noch standen und starrten — da kracht es dicht vor unseren Füßen, daß es uns fast in die Höhe warf, ein gellender Sprung ging durch die ganze Länge des Eises! Halt, halt, — riefen wir denen zu,

Google

die hinter uns kamen, die Knie zitterten uns, mit Windeseile ging's zurück. Es war genug der Vermessenheit, unwillkürlich kam mir der alte, sagenhafte Warnungsruf in den Sinn, wo eine unsichtbare Stimme aus der Tiefe klingt: Laß mich oder ich schlünd' Dich! Warum hatten wir's auch gewagt, die feiernächtige Stille des alten Bergsees zu stören, erst der Tag wird es uns zeigen, auf welchen Wegen wir gegangen.

Als wir das wirthliche Obdach wieder erreichten, da war unser Wohngemach schon wohlig durchwärmt, ein stattlicher Humpen gab uns das Nachtgeleit und in den breiten Divan zurückgelehnt, plauderten wir noch lange. Es waren die alten ewigen Probleme, an denen sich Faust zergrübelt, es waren die Verse Shakespeares und Homers, um die wir stritten — aber draußen lag der glitzernde Sternenhimmel und der schweigende Königssee. Wir waren ja Deutsche, die nicht leben können ohne gelehrten Streit. Mitternacht ging längst vorüber, bis wir das erste vernünftige Wort gesprochen und dieses Wort hieß — gute Nacht!

Als wir erwachten, lag vor uns ein Morgen von unbeschreiblicher Schöne. Kein Nebelstreif in weiter Runde, der Himmel trug dies feine, lichte Blau, und nur wo er sich wölbte zu unendlichen Höhen, da ward er tief und dunkel wie Azur. Zitternd webt das Goldlicht um den Rand der Gipfel, wenn die Sonne langsam dahinter emporklimmt, tief unten aber auf See und Thal lagen noch die kalten Schatten. Zwei Farben allein beherrschen um solche Zeit die gesammte Landschaft: das wuchtige Schwarz der Fichtenwälder und das massige Weiß des Schnees; dazwischen starren glanz- und tonlos die grauen Felsenwände, die fast senkrecht aus der Tiefe steigen. Und doch, wie packt diese großartige Eintönigkeit der Farbe, um wieviel gewaltiger erscheinen noch diese Massen, wenn keine weichen Mitteltöne sie duftig mildern.

Vergeblich lauschten wir auf einen Laut des Lebens, nur der eigene harte Tritt erklirrt und das Krachen des Eises, man hört jenes Klingen, das den stärksten, höchsten Frost begleitet. Alles schweigt in eisiger Majestät, so trotzig und doch so fesselnd, so unbarmherzig und doch so schön.

Es mochte neun Uhr Morgens sein, und nahezu 20 Grad Kälte, als wir uns auf den Weg machten nach dem berühmten Jagdschlosse Bartholomä, das am linken Ufer auf einer Landzunge liegt, auf wildem Geröll, welches der Eisbach hier angespült und das in Jahrtausenden sich langsam begrünte.

Wohl zahllose Wanderer kennen diese Perle des Hochgebirges und fuhren im schwanken Kahn über die tiefgrüne Fluth, diesmal aber dient uns ein anderes Fahrzeug. Zwei leichte Schlitten, wie man sie benützt, um das Wildheu von den steilen Wiesen herabzuziehen, wurden herbeigeholt, ein Brett ward über die leichten Stangen gelegt, auf dem drei Männer wohl Platz hatten, wenn sie weidlich zusammenrücken; hintenauf aber stand frei und sicher ein flinker Bursch im Spitzhut. Der war unser Fährmann, ein langer Stab mit dem Eisenstachel war sein Steuer, und sausend, wie der Sturmwind, ging's von dannen.

Google

Ein Stück weit hinein bis über die Insel, die den seltsamen Namen „Christlieger“ trägt, ist der See noch seicht; und lichtgrün, wie das Wasser erschien auf diesem Theile das Spiegeleis, man sah zum Greifen jedes Blattwerk und Gestein auf dem Grunde.

Dann aber stürzt mit einemmal die Fluth zur schwarzen abgrunddunklen Tiefe, und dieser Eindruck wird noch mächtiger, weil das Eis auch hier genau die Farbe trägt, die dem See sonst eigen ist: schwarzgrün an den Ufern und in der Mitte schwarz wie Ebenholz. Kein Stäubchen, keine Spur von Reif trübt diese Glätte; ineinandergewachsen scheint Eis und Steinwand und so liegt die lange Fläche da, wie eine riesige schwarze Marmorplatte, die den Felsensarkophag, verschließt in dessen Tiefen nach alter Sage das Blut des todten König Watzmann fluthet.

Wer wollte sich des leisen Grauens schämen, das uns bei solcher Fahrt beschlich; wenn das Eis in Silbersplittern hinwegsprang, so oft der Stachel in dasselbe niederfuhr! Denn das Dunkle, das Geheimnißvolle, das jeden Bergsee umgiebt, wirkt vielleicht noch mächtiger und drohender auf unser Gemüth, je mehr es augenblicklich gebannt scheint — im Eise schläft die lauernde Fluth.

Wir nahmen denselben Weg, den auch die Schiffe wählen und der zuerst hinüberführt zur Falkensteinwand, die thurmhoch, senkrecht aus dem See steigt. Baumlos und formlos ragt ihr Gestein, daß kaum im Sommer einige Blumen aus den Ritzen blühen; nur die kleinen „Martertafeln“ sind ihr Schmuck, die melancholisch vom grauen Felsen herniederschauen, derer gemahnend, die ohne Wiederkehr hier in der Fluth versanken! Der eine war ein Fischer gewesen, der in wilder Sturmnacht von Bartholomä nach Hause fuhr — man hatte ihn umsonst beschworen, das Wagestück zu lassen, und am Morgen fand man sein Schiff im Sonnenscheine treiben, er aber war fort und Niemand weiß es, wo. Im vorigen Jahrhundert zerschellte hier ein großes Schiff mit mehr als zwanzig Pilgern, das von der Wallfahrt in Bartholomä zurückfuhr und auch nicht ein Mann von ihnen entrann — die sind die Erinnerungen dieses schweigsamen Gesteins.

Und was bedeutet denn auch im äonenlangen Dasein dieser Felsenwildniß das zuckende Atom, das wir Menschenleben nennen? Uns ist es Alles, hier gilt es nicht mehr, wie wenn der Sturm eine geknickte Blume herunterweht in den See oder ein lockeres Sandkorn! Scheu lesen die Wanderer sonst, wenn sie im kühlen Schatten der Felswand vorüberfahren, die schlimme Kunde, wir aber standen davor und legten die Hand auf die verwitterte Schrift und auf das Eis am Fuße des Felsens. Es war schwarz — wir standen über Tiefen, in denen manch ein Münster versänke wie ein Kiesel.

Der Falkenstein und die gegenüberliegende Bergwand bilden gleichsam ein riesiges Felsenthor, das anfangs den Ausblick auf den oberen See verschließt. Erst wenn man hier um die Ecke des Vorgebirges tritt, öffnet sich das volle majestätische Panorama. Langgestreckt liegt nun der schmale finstere

Google

See zwischen den Felsenwänden; im Hintergrunde abgeschlossen durch eine gewaltige Bergesmauer, die noch von den Teufelshörnern, der Schönfeldspitze und dem Grünseetauern überragt wird. Hier begreift man die Entstehungsgeschichte des Sees, der nur ein klaffender Riß im Gestein ist, das vor undenklichen Zeiten mit Donnerhall zerborst. Und da warf sich die grüne Urfluth brausend in die Kluft und schloß den Donnermund; die Wasser verliefen, sie aber blieb stehen in ihrem abgrundtiefen Versteck, sicher vor den Sonnenpfeilen, vergessen von den Jahrtausenden, die so manche Fluth zum Wiesengrün verwandelt. Und als nach abermals Jahrtausenden die Menschen kamen in diese wunderbare Wildniß, da gaben sie ihr den Königsnamen, und Königssee wird er geheißen bis zur Stunde!

Die Sonne war hoch über die Berge emporgestiegen und in ihrem leuchtenden Morgenschein hatte dies Winterbild fast eine verklärte Schönheit gewonnen, die Gipfel spiegelten sich im Eise, als wär's die Fluth, die Zweige vom überhängenden Gesträuch glitzerten bereift, goldweich lag das Licht auf den Höhen. Alles Schreckhafte schien weggenommen, nur das Große, das Majestätische war geblieben; und wenn man mit Grauen in die Tiefe sah, so sah man mit Entzücken nach den Höhen.

Es giebt kein Ufer hier, denn kaum drei bis vier Stellen gestatten die Landung, kein Weg führt um den See, als in der Höhe ein Felssteig, den nur die Jäger wagen, dort sahen wir die Gemsen klettern, sicher und behende, sie sind fast schwarz in ihrem dichten Winterkleid.

So waren wir allmählich bis in die Mitte des Sees gekommen, bis an jene gewaltige Wand, die ihr donnerndes Echo siebenfach erbrausen läßt, wenn die Schiffer, die vorüberfahren, einen Schuß entladen. Wir ließen die Schlitten halten und standen im Halbkreis, mitten unter uns die drei Gesellen im grünen Hut, dann ward aus dem Frachtkorb, den wir mitgebracht, ein Trunk vom edelsten Rheinwein gehoben und das Krystallglas gefüllt. Tiefe Stille kam und mit lauter Stimme nahm einer das Wort und brachte den Gruß des Rheines, des deutschen Stromes, dem alten tiefen See: ihrer beider Fluth bespült ja heimische Erde. Einen Gruß den himmelhohen Gipfeln, zu denen wir lugen, einen zweiten der unergründlichen Tiefe, auf der wir standen und einen letzten den glücklichen Menschen, die solche Wunder schauen in weihnachtlicher Stunde!

Mit offenem Munde hörten uns die Fischer an und schallend klang der Hochruf wieder von den eisigen Wänden, da donnerte durch die ganze Breite hin ein dröhnender Riß, daß wir mitten im Jubel erbebten; der alte See er grollte, wie ein einsames verdüstertes Gemüth, dem man die Grüße weltfroher Herzen bringt.

Zerschellend brach das Glas, wir aber bestiegen die Schlitten, und mit Sturmeseile ging es jetzt hinüber nach Bartholomä. Zweimal kamen bedenkliche Stellen, wo das zerrissene Eis sich aufgestaut und gleichsam eine starre Welle gebildet hatte; es war ein wilder Ruck, als wir darüber jagten

Google

und mit gewaltiger Faust hielt uns der Schiffer am Nacken, daß wir nicht rechts und links hinausgeschleudert wurden. Man nennt solch offene Spalten, die rasch wieder zugefroren, „Fragl“; vor einigen Jahren klammerte ein Jäger dort sechs Stunden lang im Eise.

Ohne es zu gestehen, fühlten wir doch zuletzt eine leise Sehnsucht nach dem festen Lande und prall flog unser Schlitten auf am Strande von Bartholomä, wo sonst die Schiffe rauschend landen. Wie still, wie weltverloren war nun dieser Winkel, durch fußhohen Schnee bahnten wir uns den Weg zum kleinen Forsthaus, wo im Sommer hunderte von Fremden sich tummeln, stumm sah das kleine Kirchlein mit seinen beiden Thürmen auf uns hernieder. Kein Glockenklang, keine fremde Spur: nur die Spur des Wildes.

Hier in Bartholomä lag das uralte Leben des Sees gleichsam vor uns aufgeschlossen, seltsam gemischt aus jugendfrommer Andacht und ungebändigter Kraft. Das Waidwerk war hier gleichbedeutend mit dem Tagewerk, aber schon im zwölften Jahrhundert ward zugleich das kleine Wallfahrtskirchlein aufgebaut, und Tausende pilgerten am Bartholomäustag zu dieser Stätte, während des Nachts auf allen Almentriften die Bergfeuer glänzten. Erst spät im achtzehnten Jahrhundert kam das Jagdschloß hinzu, das sich die fürstlichen Pröpste von Berchtesgaden errichteten.

Aber es ist auch in der That ein wundersamer Winkel hier, dies Bartholomä; überragt von den himmelhohen Wänden des Watzmann, bespült von der unergründlichen Fluth. Und auf dem schmalen Streifen, der zwischen beiden liegt, zwischen Berg und Woge, ist mächtiger Hochwald in Jahrhunderten emporgewachsen, grünbelaubte Buchen, in deren Wipfeln das Geläut verhallt. Unwandelbar blieb diese Schönheit stehen, dieweil der Wandel der Zeiten an ihr vorüberzog. Manch rauher Waidgesell, der noch das Wolfsfell trug, hielt hier wohl stille, wenn der Klausner die Messe sang, — das war damals, als man in deutschen Landen den Kaiser Barbarossa pries. Auf prunkvollen Gondeln kamen die Herren der Propstei, im steifen Ceremoniell der Zeit Louis Quinze; auch ihr fürstlicher Gebieter hielt die Messe, und dann sahen sie dem grausamen Schauspiel zu, wie man das Wild aus allen Schluchten in den See herunterhetzte. Mehr als hundert Jahre gingen dahin, Berchtesgaden war bairisch geworden, da kam König Max II hierher, jener feinsinnige Fürst, der die Dichter und Forscher aus ganz Deutschland zu sich berief, und ihr Geleit schien ihm der beste Hofstaat auf seinen Reisen. Sein liebstes Jagdgehege aber war der Königssee, und gar oft waren sie hier versammelt in den Wohngemächern des kleinen Hauses, wo nach einem Tag voll fröhlicher Waidmannslust ernste Reden und heitere Verse klangen. Es war im October, wo Hirsch- und Gemsjagd gediehen, und diese Spätherbsttage mit ihrem unbeschreiblichen Zauber, sie sind in der That die hohe Zeit für solch ein Jagdrevier. Um solche Zeit war's auch gewesen, daß ich zum erstenmal an dies Gestade trat. Wir waren nach langer Bergesfahrt die steile Kannerwand hinabgeklettert, als schon der Vollmond schien, auf unser Rufen

Google

war ein Kahn gekommen und hatte uns übergesetzt nach Bartholomä, wo wir im kleinen Jägerstüblein unser Nachtmahl nahmen. Draußen am Ufer lag das Schiff, und als der Vollmond ganz heraufgestiegen über die Watzmannfelsen, da gingen das goldlockige Försterstöchterlein und ihre Gespielin noch hinaus unter die gelbbelaubten Bäume, und Arm in Arm am Ufer wandelnd, sangen die beiden Mägdlein, wie ich nicht wieder in den Bergen singen hörte. Es waren Almenlieder; der ganze übermüthige Frohmuth und die ganze selige Schwermuth, die nur das Volkslied — ahnungslos — besitzt, klang aus diesen Weisen. Der Watzmann thronte, der Vollmond glomm, der Nachtwind trug die silbernen Töne von hinnen — ich aber höre sie noch heute, sie klingen hinein bis in dies Wintermärchen.

Denn eisig war es nun um uns — andere Zeit und andere Menschen! Durch den hohen Ufer-Schnee kletterten wir hindurch zum Forsthaus, auf dem steinernen Gange hangen die alten Waidmannsbilder und das Conterfei der riesigen Ferchen und Salblinge, die man vor hunderten Jahren hier gefangen. Uns aber ward im Stüblein, durch dessen Fenster die Sonne glitt, fröhliche Rast. Alle Wände waren geziert mit mächtigen Hirschgeweihen und an ihren Enden hing der grüne Federhut, der breite Ofen sprühte und auf der Bank saßen feiernd einige Holzknechte in jenem dolce far niente, das nur der Arbeiter mit schwieligen Händen kennt. Am Boden aber schnarchte der Dachshund und schnappte träumend in die Luft.

Auch die Fürstenzimmer im ersten Stockwerk sind schlicht und prunklos; waidmännischer Schmuck ist fast ihre einzige Zier. Im Stiegenhause aber sehen wir das Bild eines Lämmergeiers, der vor 250 Jahren an der Hachlwand geschossen ward und mit ausgespannten Flügeln sieben Fuß mißt. So kündet es die alte Inschrift.

Trotz der einsamen Winterszeit schien doch die Küche reich gesegnet, denn außer Wildpret und geräuchertem Fleisch waren die Kalter gefüllt mit breiten Rutten und röthlichen Salmonen. Der Saibling des Königsees stellt nämlich eine ganz besondere Art unter seines gleichen dar; der Rücken ist schwarzblau, aber die weichen Theile sind purpurroth und ebenso ist auch das Fleisch, die Flossen dagegen zeigen einen breiten weißen Rand, daß sie an Farbenpracht beinahe den Schmetterlingen gleichen. Und immer noch, trotzdem die Freunde schelten über die „pygmäenhafte Brut“ ist die Ausbeute des Sees höchst ergiebig, sie zählt nach Tausenden, und Exemplare mit 7, 10 und 15 Pfund zappeln fast jede Woche im Netz. Ja, eine Lachsforelle, die 1865 gefangen ward, wog mehr als einen halben Centner. Daneben wird aber selbst die künstliche Fischzucht gepflegt, die mit Umsicht den alten Reichthum vermehrt. Tausende von goldhellen Eiern liegen in den Reservoirs und werden etwa 6 Wochen nachdem sie ausgeschlüpft, wieder in den See gesetzt!

O wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund!

Google

Bis unser Mahl gerüstet war, ließ sich noch leicht der kurze Weg zum Obersee erreichen. Es ist dies ein kleines smaragdgrünes Becken, das einst mit dem Königssee zusammenhing, bis die furchtbaren Felsenstürze den Seegrund füllten und einen schmalen Streifen Lands zwischen beiden Gewässern bildeten. Noch jetzt zeugen die steinernen Blöcke, die hier zerstreut sind, von der Gewaltthat jener fernen Jahrtausende, und reizvoll ist der schmale Fußsteig, der sich im Sommer zwischen grünem Riedgras, Alpenrosen und niederem Krummholz hinzieht. Heute freilich war jeder Weg verschwunden unter fußhohem Schnee und bis an die Hüfte versinkend kämpften wir uns durch; Schritt um Schritt.

Endlich war auch das Ufer des Obersees erreicht, eine zerklüftete uralte Esche, die ihre Wurzel mühsam durch das Steingeröll gezwungen, steht am Strande, unter ihrem Gezweig sieht man am herrlichsten hinaus auf diese Wildniß. Der See ist klein, senkrechte Felsenwände auf drei Seiten, und an den Felsen sind die brausenden Wasserfälle zu blauem Eis erstarrt. Eine einsame Almhütte liegt gegenüber, „die Fischunkel" genannt, die Gipfel aber die sich hier erheben, reichen fast bis in die Welten ewigen Schnees. Sie bauen sich stufenweise empor; hoch droben liegen Grünsee, Funtensee und Teufelsmühle; noch höher das steinerne Meer, wo der Pfiff der Murmelthiere aus den Klüften gellt und das „Blümbachthor", jene Felsenscharte, durch die der Fußsteig in's Pinzgau hinüberführt.

„Da droben im Blümbachthor sind zwei Wildschützen eingeschneit" sprach einer der Schiffer, der uns gefolgt war; „sie sind von der Tiroler Seite heraufgestiegen, im October eh' der erste große Schneesturm kam, und seitdem noch nicht zurückgekehrt". Und dabei zuckte er gelassen die Schultern, — im Frühjahr wird man wohl die Leichen finden. Wir sahen empor, sonnenhell lag das prächtige Felsenthor da droben, ihr verschwiegenes Grab!

Der Obersee war schon bei Zeiten zugefroren und hatte nicht mehr die ursprüngliche Farbe, sondern in mächtigen Blumenbüscheln hatte sich der Reif darauf gesetzt, aber auch diese waren in den mannigfaltigsten und feinsten Formen krystallisirt. Selbst wo sie erstarrt, ist die Natur noch schön und vollendet, das würde erst der vollkommen verstehen, der diese Formen unter dem Mikroskop betrachten könnte. Hier zeigt sich ja der wundersame Gegensatz am schärfsten: Alles, was Menschenhand geschaffen, wird in der Vergrößerung rauh und plump, und Alles, was die Natur schuf, wird um so reicher und vollendeter, je größer wir es erblicken.

Nach solchem mühevollen Gang mundet ein ehrlich Mahl wohl doppelt. Und weiß Gott, so eine mächtige Schüssel, von stämmigen Armen auf den Tisch gesetzt, hat auch ihre Poesie; das Herz ist wohl von Schönheit gesättigt aber davon versteht ja der Magen nichts! Wie stattlich sieht so eine Platte aus mit den prächtigen geringelten Fischen, von denen der heiße Dampf noch vom Sude emporstieg, wie köstlich ist des Wildprets herber Duft und selbst der berühmte „Kaiserschmarrn" wurde jubelnd begrüßt! Die Sonne schien uns

Google

aufs weiße Tafeltuch, die Gläser klangen und lachend sahen uns die zwei Jäger zu, die am Nebentische saßen, die Arme breit auf den Tisch gestemmt. Aber noch ein anderes war uns beschieden, das wohl auch zum fesselndsten gehört, was das winterliche Hochland bietet. Schon auf dem Heimweg vom Obersee sahen wir hier und dort auf den steilen Halden ein Rudel Wild, das aus dem Dickicht auf das weiße Schneefeld kam und wieder bedächtig verschwand in den grünen vereisten Tannen. Tagüber bleiben sie gern in der Höhe, wo es windstill und sonnig ist, doch immer tiefer kommen sie jetzt zu Thal, es ist die Stunde wo die Fütterung beginnt.

Zwei große Futterstätten befinden sich in Bartholomä, in diesem prächtigsten Reviere der Hochjagd. Die eine liegt etwa 1000 Schritt hinter dem Försterhause in der Hirschau, die andere drüben über dem See auf einer kleinen Halde, die sich zwischen Felsblöcken und Fichtenwald zum Ufer senkt. Hier kommen vor Allem die stärksten und schwersten Hirsche.

Es ist ein braunes Blockhaus von unbehauenen Stämmen, wie es die Winterstuben der Holzknechte sind; die Farbe stimmt naturgemäß zum Walde in dem es steht. Mächtige Heuraufen laufen um die Wand, und sind zu beiden Seiten der Hütte aufgestellt, in deren Innerem der Wintervorath verwahrt wird. Wir folgen dem Jäger, der den Riegel der Tenne zurückschiebt, wir treten in dies unsichtbare Versteck, während er die Futterbarren füllt, dann schließt er uns ein, und geht schweigend seines Weges über den See. Und schweigend kauern wir drinnen, durch die Spalte lugend, den Blick unverwandt auf die Spuren richtend, die aus dem Hochwald herniederführen.

Da plötzlich knistert es in den Zweigen und ein gewaltiger Zehnender kommt aus steiler Höhe herab. Langsam, aber weit ausgreifend nähert er sich, wir halten den Athem an, es regt sich kein Windhauch und dennoch hält er stille, dicht unter dem Fichtenbaum, und wendet forschend das Haupt, Welche Anmuth, welche Kraft! Aber es war nur der Schnee, der von den Zweigen fiel, auf den er lauschte und stolzen Schrittes zieht er weiter, leichtfüßig springen aus dem Dickicht fünf schlanke Hindinen nach, die voll Neugier um sich blicken und ihm nun in kurzen Sätzen folgen.

Bald regt es sich von allen Seiten; in Rudeln von zwanzig und dreißig Stück kommen sie heran, der Wildspur folgend, die ihr schlanker Fuß gegraben, einzelne sind hager und abgehärmt, andere spielen übermüthig; sich bekämpfend und verdrängend. Und das Alles so dicht vor uns, daß wir die Thiere fast greifen könnten, wenn sie langgestreckt das Heu erfassen, oder sorglich auf dem Boden äsen, der mit Futter bestreut ist. Wie voll und weich ist ihr Winterhaar, wie zierlich sind die dunklen Nüstern, und die klaren tiefen Augen, in denen Furcht und Vertraulichkeit im Fluge wechselt, so oft nur ein welkes Blatt zu Boden fällt.

Auch jene, die gesättigt sind, bleiben noch lange Zeit in weitem Umkreis um die Hütte stehen und immer noch kommen Nachzügler, ganz zuletzt ein riesiger Hirsch von 16 Enden, der geradenwegs vor die Raufe geht. Wohl

Google

zwanzig Thiere umdrängen dieselbe, aber im Augenblick weichen sie zurück, da der Gewaltige erscheint. So gilt auch in der Thierwelt das uralte Recht des Stärkeren und keiner wagt, es zu durchbrechen.

Endlich mußten wir doch unser Asyl verlassen, wir hatten sechsundsiebenzig Stück gezählt — welchen Sturm wirds unter Denen geben, wenn sie das leiseste Lebenszeichen gewahren? Denn das ist nicht zahmes Parkwild, das sich an bekieste Wege und freundlichen Lockruf gewöhnt, sondern Bergwild, herbes Edelwild, das auf der rauhesten und gewaltigsten Scholle unseres Hochlandes heranwächst und nur in diesen härtesten Wochen zagend der Noth gehorcht.

Da knarrt der Riegel auf der Tenne, wie ein Blitzschlag zuckt es durch den flinken Knäuel — ein kurzes Verhoffen und sturmschnell stäuben sie auseinander ins Tannendunkel.

Wir treten heraus auf den freien Plan, im harten Schnee kreuzen sich tausendfach die Spuren, aber eisigstille Waldeinsamkeit umgiebt uns wieder. Alles ist fort. Da fühlt man unbewußt die tiefe Beziehung, in der das Thierleben der Berge zur Bergwelt steht, man fühlt das Gewaltige, Uralte, das in diesem Leben des Waldes liegt, in diesem Kampf um's Dasein.

Aber seine ursprüngliche Härte ist ihm freilich genommen, seit der Mensch, der große Quäler und zugleich der große Helfer seine Sorgfalt bis in diese entlegene Wildniß trug. Hunderte von prächtigen Thieren gingen in diesen Bergrevieren allwinterlich zu Grunde, sie brachen ein, wenn der gefrorene Schnee sich lockerte, sie verkamen am Fichtenharz, wenn sie zuletzt nur mehr die Tannenzweige benagten, und jedes Frühjahr fanden die Jäger die gewaltigen Skelette.

Nun aber kommt der Mensch und hegt und spart sich dies Leben, denn nicht der Hunger, sondern sein Geschoß soll dasselbe fällen. Und das müde Thier nimmt willig sein Geschenk.

Das große Verdienst, das diese Futterstätten um die Erhaltung unseres Hochwildes haben, wird gleichwohl im Ernste Niemand verkennen. Drüben, in der Hirschau, wagen sich selbst Rehe heran, stattliche Sechserböcke, obwohl sie neben dem Hirschwild schweren Stand haben, niemals aber kommen die Gemsen. Sie verhungern lieber, ehe sie vom Menschen Hilfe nehmen.

Als wir über den See nach Bartholomä zurückkehrten, hatte sich die Stube allmählich mit Menschen gefüllt, die aus der Nachbarschaft gekommen; es waren Bauern, Holzarbeiter, Jäger mit ihren Mädchen, auch einige Bürgersleute von Berchtesgaden. Alle Tische waren besetzt, und ein lautes Leben hatte sich entfaltet, das in Rede und Gegenrede überquoll, die ganze Stube war in blauen Qualm gehüllt und die schweren steinernen Krüge fanden wenig Rast.

Längst schon war die Sonne hinter den hohen Gipfeln hinabgesunken, blau und schattenkalt lagen die Felsenwände und man hörte es am Knirschen des Schnees, wie die Kälte gegen Abend stieg. Wenn wir noch vor Dunkel-

Google

heit zurückkehren wollten über den schwarzen unheimlichen See, dann war's die höchste Zeit und so bestiegen wir denn unsere Schlitten. — Ein letzter Scheidegruß und sausend ging's von hinnen!

Welcher Reichthum, welcher Wandel von Farbe, Glanz und Leben lag in diesem kurzen Tageslauf zwischen Morgen und Abend, wann werden wir es jemals wieder erleben, daß alle Winterpracht sich so vereinigt! Spiegelndes Eis, wolkenloses Blau, der Wald mit Schnee belastet, die Zweige vom Reif versilbert und Nächte im herrlichsten Vollmondschein!

Vielleicht nie wieder — dachten wir leise, als wir vorüberflogen an den fahlen, bleichen Felsenwänden. Der Himmel trug schon das geheimnißvolle Zwielicht, das den nahen Mond verkündet, mit einem letzten Schein von Alpenglühen lag der Untersberg draußen im Lande.

Da prallt mit jähem Ruck unser Schlitten an's Ufer; wir hatten den weiten Weg, der wohl anderthalb Stunden mißt, in fünfzehn Minuten zurückgelegt.

Und nun galt's wohl noch weiter Eile — noch saßen wir am einsamen Königssee und morgen früh um acht soll jeder in München auf seinem Platze sein — im Atelier, auf dem Katheder oder beim Amte. Den beiden Schimmeln aber war es wohl geworden von der langen Rast, ungeduldig scharrten sie im Stalle und wiehernd schlugen sie aus, als unser Gefährt nun endlich bespannt wurde.

Silberhell glänzte der blendende Schnee, beim Vollmondschein waren wir gekommen, beim Vollmond zogen wir von dannen. Wann kehren wir wieder — da die Welt so schön ist und wir so frohgemuth?

Aber der Hufschlag erklang und zertrat mit schneidiger Kraft diese träumenden Gedanken; das Posthorn scholl durch die verschneite Winternacht, die wieder vor uns lag wie das lebendige Märchen. Glitzernde Bäume, der mondhelle Watzmann, der hohe Göll und wir flogen dahin fast unhörbar und doch so flink.

Im Anfang führte wilder Uebermuth das Wort; man suchte mit keckem Scherz, die feine „Stimmung" zu übertönen, die in allen Herzen klang, aber mehr und mehr ward es stille, und die Gedanken versinken in schweigende Beschaulichkeit. Kaum hörte man die Ache rauschen zur Seite, wenn sie bisweilen unter dem Eis hervorquoll, in den zerstreuten Häusern glänzte das kleine Licht, ein später Wanderer geht vorüber und blickt uns betroffen an. Und aus weiter Ferne schlägt Gebell von den Einödhöfen an unser Ohr — sonst war es todtenstill in dieser sternbesäeten Winternacht.

Im Fluge ging es dahin zwischen den stattlichen Häusern des Marktes Schellenberg; hier und dort erschien ein Kopf am hellen Fenster; unter dem steinernen Bogenthor der „Post" standen streitende Zecher, neben der Kirche das Denkmal für die gefallenen Soldaten von 1870. Und im nächsten Moment war auch die schmale Marktgasse zu Ende, die schwarzen Häuserschatten waren fort und wir fuhren wieder durch die mondhelle Einsamkeit

Google

In gigantischer Herrlichkeit überragt Untersberg hier die Straße; von dem nächtigen Himmel hoben sich geheimnißvoll seine geisterweißen Felsen, in den rothen Adern und Klüften aber ruht jener köstliche Marmor, aus dem so mancher alte Dom seine Säulen nahm.

Es sind Splitter, die aus dieser Einsamkeit hinausgeflogen in die große Welt; aber sie konnten nichts von der geheimnißvollen Schönheit hinwegtragen, die im Duft der Sage hier waltet.

Denn schon in uralter Zeit nahm diese Pracht das Kindergemüth der Menschheit gefangen; „Udensberg", „Wodansberg" ist der ursprüngliche Name des Gipfels und lange dämmerte im Volk der Glaube nach, daß sich die alten Götter in's Innere der Berge geflüchtet; Schatzkönig Laurin lebt in den güldenen Kohlen fort, die mancher, der nur Kräuter suchte, hier gefunden und wenn es drinnen klingt und rollt — das ist das Spiel der Himmlischen mit goldenen Kugeln und Würfeln. Auch geheime Wahrsagung geht vom Untersberge aus, denn wenn Krieg über das Land zieht, dann sieht man gespenstige Ritter in seiner Umgebung reiten mit feurigem Harnisch und Speer, — sie nahen und jäh sind Roß und Reiter wieder verschwunden.

Aber die Krone der Sagen bleibt doch Kaiser Karl, der große unvergeßliche Volksheld, der im Untersberg rastet, bis die letzten Dinge kommen und die Riesenschlacht geschlagen wird in der Ebene vor Juvavium. Dann wird der Kaiser heraustreten und zum Zeichen des eröffneten Gerichtes seinen Schild an den Baum auf der Walserhaide hängen und Blut wird fließen in jener Schlacht, daß man den hohen Staufen darein versenken könnte*).

Der Birnbaum auf der Walserhaide liegt zwischen Salzburg und Reichenhall, man sah ihn von der Straße aus im Felde stehen. Der Stamm, der schon dreimal umgehauen, und dreimal wieder erblüht war, hatte einmal bereits einen Meter im Durchmesser erreicht; um seine Kraft zu hemmen, und den großen Entscheidungskampf zu vertagen, wurden wiederholt die unteren Zweige verstümmelt. Das Jahr, in dem er zweimal blüht, bringt die Entscheidung; 1847 war er mit Früchten übersäet und immer noch behielt er im Volksmund seine geheimnißvolle Bedeutung, die besonders im großen Jahre 1870 wieder lebendig ward. Zwei Jahre später endlich am 5. Mai 1872 brach er zusammen in einer stürmischen Nacht, nachdem ihm frevelhafte Hände den Stamm zersägt, aber seine prophetische Mission war doch erfüllt, das Kaiserthum, dessen ferner Traum durch seine knorrigen Wipfel rauschte, war zur That geworden!

So fuhren wir dahin an dem mondbeglänzten Untersberg, an diesem Marmorgrab der deutschen Kaiseridee und in leisem Reigen zogen die Sterne um die verschneite Stirn des geweihten Berges.

Aus den wallenden Nebeln aber stiegen von fern die ersten Dächer

*) Vgl. Dr. Sepp, Altbairischer Sagenschatz.

Google

Salzburgs auf, der alten Römerstadt, auf deren Tempel und Hallen er auch einst herabgeschaut, aus seinem Marmor waren ihre Götterbilder gebildet, und er sah es gelassen, wie die Heruler kamen und sie zerschlugen und die Fluthen der Völkerwanderung und wie man aus den Trümmern des Jupiter und der Aphrodite die Steine meißelte zur ersten Kirche. Er sah den Kaiser des Frankenreiches, den schicksalreichen Erben des korsischen Fluches, als er im Jahre 1867 mit feenhafter Pracht hier einzog, und den Schöpfer des neuen deutschen Reiches, der die Macht von jenem zerschmetterte bei Sedan und der im schlichten offenen Wagen hier vorüberfuhr auf der Straße in's Gasteinerthal. Der alte Untersberg, das sagenhafte Schatzgewölbe der deutschen Kaiserkrone, grüßte in der Morgensonne den neuen deutschen Kaiser!

So ging's mir durch die Seele auf der flüchtigen Fahrt, traumhaft und fieberhaft, denn solche Vollmondnacht ist wie eine Zauberlampe, die die Gestalten von Jahrtausenden in enges Nebeneinander zwingt und den geistigen Blick geheimnißvoll erschließt, während vor dem Auge die wirklichen Formen verschwimmen. — Und wieder klang das helle Posthorn, näher und näher kamen die Lichter, mondduftig sah die hohe Veste herab, bald flogen wir in scharfer Wendung durch die Gasse. Sausend gings um die Ecke, ein letzter Ruck und wir hielten still vor einem jener Paläste, den die deutsche Sprache „Hôtel" nennt; „diese großen Fremdenfallen" nennt sie Paul Heyse in einem seiner Lieder.

Zu solcher Winterzeit ist man stets willkommen, vor allem wenn man mit Extrapost vor's Haus fährt und so öffnete denn auch der frackgeschwänzte Kellner ehrfurchtsvoll den Saal und harrte weiterer Befehle.

Wer soviel Stimmung eingesogen, wer so mit jagenden Gedanken fuhr, der muß wieder zurück in die volle derbe Wirklichkeit des Lebens. Es war acht Uhr Abends; um drei Uhr Nachts ging unser Zug nach München, und wenn wir auch als Schwärmer gern noch einen Gang durch die mondhellen Straßen wagen, für den Rest der Zeit gab's doch nur ein einziges Mittel, das war tüchtiges Bankettiren. Wir waren aus guter alter Schule — von Studententagen her und das Geheimniß, das den Wein würzte, war die Jugend — jene Jugend, die man erst voll empfinden lernt, wenn die ganz jungen Jahre vergangen sind. Wieviel Herz und Welt wacht auf in solchen Stunden!

„Es ist die höchste Zeit", sprach der verschlafene Kellner achselzuckend, als wir uns kurz vor drei erhoben; schlummertrunkene Gestalten wankten auf dem Bahnhof hin und her, und eintönig heiser klang das Wort: Einsteigen nach Freilassing, Teisendorf, Rosenheim, München. Wir stiegen ein, die Luft schien seltsam weich geworden in den wenigen Stunden, und als der Zug im Rollen war, legten wir uns auf's Kissen und schliefen den Schlaf der Gerechten.

„Die Billete nach München" — rief eine rauhe Stimme, die uns erweckte; wir fuhren auf und klatschender Regen schlug an die Fenster, grau lag der Himmel vor uns, und melancholisch starrten die dicken Frauenthürme

Google

in den öden Himmel. In wenig Stunden hatte sich das Bild gewandelt, — es war wie ein matter Vorhang, der nach dem prächtigen Schauspiel herabfällt. Aber zum Nachdenken gab's wenig Zeit; das bunte Gewühl im Bahnhof, das brausende Gedränge der Straßen umfing uns; eine halbe Stunde später stand jeder auf seinem Platz. Und Abends noch im Mondenlicht am Königssee!

Der Zauber war zu Ende, die Wirklichkeit hatte wieder ihr Recht und wahrlich, man sah es keinem von uns allen an, woher er kam. Und dennoch klang es lange nach — der duftige Untersberg und König Watzmann und Frau Irmingard! Herz und Hand mag freudig der Gegenwart gehören, die ihrer bedarf, aber es ruht auf Erden noch mancher Schatz aus alten Tagen, der ewig denen gehört, die ihn einmal gefunden! —

Google

Die pergamenischen Funde.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart —

Die Entdeckungen, welche uns das letztverflossene Jahrzehnt über die Welt des klassischen Alterthums gebracht hat, sind so umfassender und tief eingreifender Art, daß sie unser lückenhaftes Wissen in der antiken Kunst und Cultur wundersam umgestaltet und bereichert haben. Während Schliemann auf den Höhen von Hissarlik und Mykenä Zeugnisse der ältesten, größtentheils noch jenseits der orientalischen Kunsteinflüsse liegenden Civilisation Griechenlands an's Licht zog, gelang es dem nicht minder energischen Forschertriebe des Generals di Cesnola, amerikanischen Consuls zu Larnaka, aus den Gräbern und Tempeltrümmern Cyperns Denkmäler der Töpferei und Steinsculptur, der Gold- und Silberarbeit und der Erzbildnerei zu gewinnen, welche jener merkwürdigen Epoche angehören, da durch die Kreuzung assyrischer und ägyptischer Cultur unter dem rastlosen Betriebe der Phönizier Griechenland einen neuen Impuls zur Umgestaltung seines Kunststiles empfing. Noch durchtönte die Kunde von diesen erstaunlichen Entdeckungen die gebildete Welt, da legte das neu erstandene deutsche Reich Hand ans Werk, um den zuerst von Ernst Curtius angeregten, schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelm IV. vielfach erörterten Plan der Ausgrabung der berühmtesten Cultusstätte der griechischen Blüthezeit, der Altis von Olympia, zu verwirklichen und dadurch für die Kunst, Topographie, Alterthumskunde jener Glanzepoche die wichtigsten Aufschlüsse zu gewinnen. Mit welcher Freude mag der verehrte Mann jetzt den Traum seiner Jugend erfüllt sehen! Freilich sind die Originalwerke, Dank der selbstlosen Opferwilligkeit Deutschlands, jenem Boden und dem Besitze der Griechen verblieben, aber die Gunst der alten Götter hat dafür einen Ersatz gespendet, wie ihn so

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kostbar die kühnste Phantasie nicht hätte träumen können, durch die Auffindung jener pergamenischen Wunderwerke, welche jetzt größtentheils wohlgeborgen in zwei Sälen des Berliner Museums untergebracht sind. Die plötzliche Kunde dieser großartigen, von allen Betheiligten sorgfältig geheim gehaltenen Entdeckung rief überall Staunen, draußen aber, an manchen Orten, wo man uns nicht eben wohlgesinnt ist, Aeußerungen von Scheelsucht und Neid hervor, die darin gipfelten, diesen Ertrag unserer Arbeit und Mühen noch unbesehen herabzusetzen. Den Schreiber dieser Zeilen trieb es daher, bei erster Gelegenheit die pergamenischen Sculpturen, soweit der jetzige Zustand es gestattet, einer möglichst eingehenden Prüfung zu unterwerfen, um selbst ein Urtheil zu gewinnen. Zu Hilfe kam dabei der eben erschienene Vortrag über Pergamon von dem dafür berufensten Manne der Wissenschaft, Alexander Conze, dem Director der Sculpturabtheilung des Berliner Museums, der außerdem in jeder Weise die Studien an den Originalen förderte und erleichterte. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen sollen die nachfolgenden Zeilen einem größeren Kreise vermitteln.

Allerdings ist der Zustand, in welchem sich gegenwärtig noch diese Werke befinden, einer tief eindringenden Untersuchung keineswegs günstig. Die ungeheure Masse der aufgefundenen Sculpturen liegt noch ziemlich ungeordnet in zwei Sälen des Museums am Boden, Anderes befindet sich in einem provisorischen Verschlag der äußeren Säulenhalle, welche das neue Museum umzieht. In jenen Sälen hat man zunächst eine Anzahl von Gruppen des großen Frieses, welcher den pergamenischen Altar umzog, so weit es die vorhandenen Stücke gestatteten, zusammengesetzt. Daß es dabei an vielerlei Lücken nicht fehlen kann, begreift sich leicht, wenn man erwägt, daß fast Alles als Baumaterial für eine später um die Burg von Pergamon aufgeführte Schutzmauer verwendet worden ist. So zog man die einzelnen, oft kolossalen Sculpturblöcke aus der Mauer hervor, vielfach mit Mörtel bedeckt, auch stark beschädigt. Diese zerrissenen Glieder eines einst als Weltwunder bestaunten Ganzen vermochte man daher einstweilen nur zu größeren oder kleineren Gruppen wieder zu verbinden, deren innerer Zusammenhang nur in einzelnen Fällen — vor der Hand — festzustellen ist. Aber jeder Tag bringt aus dem übrigen, noch massenhaften Vorrath kleinere oder größere Ergänzungen, die oft so glücklich sind, daß z. B. ein völlig abgeschlagenes Gesicht in der Athenagruppe durch mehrere, genau in einander passende Marmorsplitter völlig hergestellt wurde. Zwischen den am Boden liegenden Hauptgruppen sieht man nämlich auf zahlreichen Tischen eine Menge kleinerer und kleinster Fragmente ausgebreitet, an denen ohne Frage Vieles noch zur Ergänzung des Vorhandenen sich einfügen lassen wird. Endlich sind von einem zweiten, kleineren Friese, der etwa vier Fuß Höhe hat, während der große doppelt so hoch ist, eine bedeutende Anzahl von Gruppen, meistentheils recht gut erhalten, wenn auch mehrfach beschädigt oder verstümmelt, in zahlreichen von ihren Deckeln befreiten Kisten auf den Boden niedergelegt, also ebenfalls

Google

nur sehr unvollständig zu genießen und noch weniger zu studiren. Was endlich die Würdigung des großen Frieses wesentlich erschwert, ist die schon erwähnte Verunstaltung desselben durch den in die feineren Falten eingedrungenen Mörtel, der nur dadurch entfernt werden kann, daß man ihn durch geschickte Bildhauer sorgfältig fortmeißeln läßt: eine unendlich mühselige Operation, aber im gegebenen Falle die einzig mögliche, die übrigens, wie ich mich durch längere Beobachtung überzeugte, mit Behutsamkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt wird.

Versuchen wir nun, eine Vorstellung von diesem großartigen Werke zu geben, und zwar zunächst von dem Hauptfriese. Bekanntlich war es der deutsche Ingenieur, Herr Humann aus Essen, der bei einem längeren Aufenthalt in Kleinasien zuerst auf der Akropolis von Pergamon Bruchstücke eines Relief-Frieses vom größten Maßstabe entdeckte, die er dem K. Museum zu Berlin schenkte, indem er zugleich auf weitere gründliche Untersuchung dieser Fundstätte drang. Diese drei gewaltigen Fragmente, die man seit Jahren im ersten Saale der Scupturengalerie zur Linken vom Haupteingange sah, waren offenbar Theile eines Gigantenkampfes. Nun fand man in einem der obscursten und stümperhaftesten Autoren aus dem Ende des klassischen Alterthums, Ampelius, eine Stelle, worin er eines vierzig Fuß hohen kolossalen Altars in Pergamon mit der Darstellung einer Gigantomachie in großen Bildwerken „cum maximis sculpturis“ gedenkt. Diese Stelle, unterstützt von den Humann'schen Entdeckungen, bildete die Grundlage für die weitere Untersuchung, welche vor zwei Jahren in aller Stille durch Herrn Humann im Auftrage der preußischen Regierung begonnen wurde. Der sofortige Erfolg war ein über alle Erwartung glänzender. Die Unternehmung wurde sodann mit Umsicht und Energie zu Ende geführt, unterstützt durch die wissenschaftlich erprobte Sachkunde Conzes und durch mehrere tüchtige Architekten, welche den baukünstlerischen Theil der Aufgabe, Vermessung, Aufnahme, Reconstruction des Gebäudes, in die Hand nahmen.

Das Gebäude ragte auf einem terrassirten Abhange des Burghügels von Pergamon empor, weit in die Landschaft hinausschauend. Es bildete ein fast quadratisches Viereck von vierunddreißig zu siebenunddreißig Meter. An einer der schmaleren Seiten, wie es scheint, führte eine in den Kern des Unterbaues eingeschnittene Freitreppe empor, zu einem von einer ionischen Säulenhalle attikenartig umsäumten oberen Geschoß. Hier erhob sich in der Mitte der eigentliche Altar; hier muß man sich auch den zweiten, erheblich kleineren Fries, vielleicht nach innen angebracht, denken; hier standen wahrscheinlich auch zahlreiche, überlebensgroße weibliche Statuen, deren man ebenfalls eine ganze Reihe aufgefunden hat. Der große Fries aber bildete ohne Frage, nach außen gewendet, wie ein kostbares Stirnband, den oberen Abschluß des Unterbaues, der sich auf drei Stufen erhob. An den in den Kern des Baues eingeschnittenen Treppenwangen setzte sich der Fries fort, denn man hat ein von der rechten Wange herrührendes Stück aufgefunden.

Google

Gegenstand der Darstellung ist also der Kampf der Götter mit den Giganten. Könnte darüber noch ein Zweifel sein, so würde derselbe dadurch vollends aufgehoben, daß an der oberen Gesimsplatte die Namen von Göttern, an der unteren die von Giganten eingeschrieben sich finden. Merkwürdig ist, daß sich dabei zugleich, etwas unterhalb der übrigen Inschriften, der Name eines Künstlers, aber leider stark verstümmelt, erhalten hat. Man liest: ΔΙ . . . . ΠΟΗΣ, von dem darauffolgenden E nur ein Bruchstück. Wie nun dieser „Di . . . .“ geheißen, welcher sich hier als Urheber des Werkes ankündigt, werden vielleicht weitere Entdeckungen uns lehren.

So fragmentarisch bis jetzt alle diese zerrissenen Glieder eines der größten plastischen Werke des classischen Alterthums sind — von den etwa 446 Fuß Länge ist vielleicht im Ganzen die Hälfte, aber wahrscheinlich nicht eine zusammenhängende Hälfte erhalten! — so gewiß eine auch nur annähernde Vollständigkeit in der Erkenntniß des Ganzen nie erreicht werden wird, so genügt doch schon das Vorhandene in dem jetzigen trümmerhaften Zustande, um eine Vorstellung von Charakter, Kunststil, Werth und Bedeutung dieser gewaltigen Schöpfung zu gewinnen. Wir sehen überall Scenen voll jenes dramatischen, hochpathetischen Ausdrucks, wie er uns aus dem Laokoon, dem farnesischen Stier, dem sterbenden Gallier entgegen sprüht. Wir sehen diese leidenschaftliche Kunst in einem Stil von machtvoller noch durchaus idealer Formengröße, zugleich aber verschmolzen mit einem Naturalismus, der bis in's Einzelne sich geltend macht, nirgends indeß den großen Fluß des Ganzen, den frei hinströmenden Rhythmus unterbricht. Zeus und Athena waren die Hauptgötter der pergamenischen Burg und ihnen Beiden gebührt daher die Ehre, Vorkämpfer in dem Kampfe zu sein. Und so gehören denn die beiden Gruppen, welche diese Hauptgötter enthalten, zu den bedeutendsten des bis jetzt Erkannten. Hoch aufgerichtet, gewaltig ausschreitend wendet sich der Vater der Götter gegen drei Giganten, die ihn zu gleicher Zeit angefallen haben. Zeus' Oberkörper, von dem der Kopf leider verschwunden ist, erscheint nackt, nur von der Hüfte fließt in großen Massen der Mantel herab. Die mächtige Musculatur, die angeschwollenen Adern lassen die Aufregung des Kampfes erkennen. In der Linken hält er die Aegis als Apotropaion ausgestreckt gegen einen Giganten, der sich auf seinen Schlangenbeinen hoch aufrichtet, dem Beschauer den prachtvoll ausgebildeten Rücken zeigend, den mit einem Thierfell umwickelten Arm mit geballter Faust gegen Zeus erhebend. Dieser rechten Seite der Gruppe stellt sich links ein anderes Moment des Kampfes entgegen: dort ist ein Gigant, dessen Gestalt rein menschliche Bildung besitzt, von einem furchtbaren Blitze des Zeus zu Boden geschmettert, in die Kniee zusammengebrochen. Das Geschoß des Gottes hat mit drei Zinken seinen Schenkel durchbohrt, daß die Spitzen desselben wieder herausdringen. Neben ihm, in der Mitte der Gruppe ist ein dritter Gigant, ebenfalls von ganz menschlicher Bildung, in's linke Knie zusammengesunken und scheint im Gefühle seiner Ohnmacht den Blitzstrahl des Gottes zu erwarten. So sind,

Google

ähnlich wie beim Laokoon, drei Momente einer Handlung in eine Scene zusammengefaßt, die an dramatischer Wucht jenem berühmten Meisterwerke in Nichts nachsteht. Der große Künstler von Pergamon hat nun aber, zur mannigfaltigen Belebung seiner Composition, den Göttern ihre begleitenden Thiere beigegeben, die am Kampfe theilnehmen. So sehen wir denn auf einem kleineren Fragmente den Adler des Zeus mit einem Blitz in den Fängen herbeischweben; weiterhin auf einem größeren Bruchstück aber einen anderen Adler ergrimmt gegen einen sich emporbäumenden Giganten-Schlangenkopf anstürmen und der Bestie die scharfe Kralle in den Unterkiefer des weit geöffneten Rachens hineinschlagen: ein Motiv von so packendem Realismus, daß wir unwillkürlich, als fühlten wir selbst den Schmerz, zusammenzucken. Nicht minder energisch ist der zu diesem Schlangenkörper gehörende Gigant, der sich leidenschaftlich aufrichtet und eine Muskulatur zeigt, die an Gewalt der des Laokoon nichts nachgiebt, während sie derselben an einfacherer Naturwahrheit überlegen ist. Dies Fragment behauptet auch deshalb einen hohen Werth für die Erkenntniß des Aufbaues des Denkmals, weil an seinem Fuße die Treppenstufen eingeschnitten sind, so daß man es an die rechte Treppenrampe setzen muß. Daß es aber vielleicht in der Nähe der Zeusgruppe anzunehmen ist, dürfte sich aus dem Adler ergeben, der doch wohl der Umgebung des höchsten Gottes angehört hat.

Besäßen wir nichts von dem Ganzen, als jene einzelne Zeus-Gruppe, so würden wir nicht im Zweifel darüber sein können, daß wir es mit einem Kunstwerk ersten Ranges zu thun haben, das im Rhythmus der Anordnung, in schwungvoller Kühnheit der Bewegungen, in großartiger von tiefem Verständniß des organischen Lebens getragener Formbehandlung unter den antiken Werken seines Gleichen sucht. Aber fast ebenso vollständig ist uns glücklicherweise die Gruppe der Athena erhalten, welche in Aufbau und Anordnung sich als das Gegenüber der Zeusgruppe zu erkennen giebt, an künstlerischer Bedeutung ihr ebenbürtig. Es wäre nicht undenkbar, daß die Zeusgruppe an der Front des Gebäudes die Hauptstelle rechts von der Treppe, die Athenagruppe dann den entsprechenden Platz zur Linken eingenommen hätte. Doch bemerke ich ausdrücklich, daß dies einstweilen nichts Anderes ist als eine Vermuthung.

Athena, deren Brust die Aegis bedeckt, eilt in kühnem Ausschreiten heran, die hohe Gestalt von bauschenden Gewandfalten umrauscht, und packt mit der Faust einen von ihr zu Boden geworfenen Giganten am Schopf, der mit der Rechten ihre Hand loszumachen sich abmüht. Athenas Kopf ist zerstört, aber der jugendliche bartlose ihres Gegners, dessen schmerzdurchzucktes Antlitz von wildem Lockenhaar umrahmt wird, hat sich aus verschiedenen Splittern glücklich zusammensetzen lassen. Er liefert den Beweis von dem ergreifenden tragischen Pathos, dessen der Künstler dieses Werkes fähig war. Um diese Gestalt noch ganz besonders hervorzuheben, hat er ihr ein doppeltes Flügelpaar gegeben, das an die phantastischen Flügelwesen der assyrischen Kunst

Google

erinnert, hier aber mit dem hohen Stilgefühl der griechischen Plastik sich organisch dem herrlichen Menschenkörper anschmiegt. Während die Hauptgestalten also den Schlußmoment eines Zweikampfs darstellen, steigt schmerzvoll klagend die Halbfigur der Mutter der Giganten, Gäa, durch die beigeschriebene Bezeichnung ΓΗ über allen Zweifel erhaben, aus dem Boden empor, das Gesicht leider zerstört, der Kopf aber von einer Fluth köstlicher Ringellocken umspielt. Sie hält in der Hand ein Füllhorn mit Früchten; über ihr aber eilt die jugendliche Nike heran, der siegreichen Athena den Kranz zu bringen. Auch hier nimmt das Thier der Göttin am Kampfe Theil, denn wir sehen ihre Schlange sich um das Bein des Giganten ringeln.

Welcher Reichthum an Compositionsmotiven und Ausdrucksmitteln dem großen pergamenischen Künstler zu Gebote stand, erkennen wir wiederum an einer dritten Hauptgruppe, welche die Hekate zum Mittelpunkt hat. Diese ist schon deshalb von hohem Interesse, weil sie uns die sonst kaum auf griechischen Monumentalwerken vorkommende Gestalt der mehrköpfigen und sechsarmigen Göttin der Unterwelt vorführt. Ein neues Zeichen von dem Einfluß der phantastischen Göttergestalten des Orients auf die spätgriechische Kunst. Was sie in ihrer Jugendzeit in mühsamem Ringen abgestreift hatte, nimmt sie am Ende ihrer Selbständigkeit noch einmal wieder auf, freilich in dem siegreichen Bewußtsein, daß ihr überlegenes Schönheitsgefühl auch diese monströsen Bildungen zu bezwingen im Stande sei. Wir sehen die hohe, reich bekleidete, von mächtigem Faltenschlag umrauschte Gestalt der Göttin von der Rückseite, in der einen Hand eine Fackel über ihrem Haupte schwingend, mit der zweiten rechten Hand ein Schwert zückend, während der dritte rechte Arm in Flachrelief nur angedeutet ist. Ebenso erblicken wir neben ihrem in's Profil gestellten Kopf einen zweiten Kopf von besonders herben Formen Trotz aller Kunstvollendung muthet uns doch diese an indische vielarmige Götterfiguren erinnernde Gestalt sehr wunderlich an. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß das Düstre, Dämonische einer Hekate dadurch ergreifend uns vor Augen tritt.

Neben ihr eilt Ares, den wallenden Helmbusch auf dem stark beschädigten Haupte, zur Hilfe heran. Denn es gilt einen harten Kampf, der indeß sich seinem Ende zuneigt. Zur Rechten ist ein Gigant von mächtigen Formen zu Boden gestürzt; ergreifender Schmerzensausdruck durchwühlt die Züge seines breiten Kopfes, in dessen von struppigem Haar umborsteten Nacken der treue Begleiter Hekates, ein grimmiger molossischer Wolfshund, eben sein furchtbares Gebiß schlägt. Es ist die Todeswunde, denn schon verläßt die Kraft den Hingesunkenen, und in seiner meisterlich behandelten Hand erkennt man die Erschlaffung beginnender Agonie. Auf der linken Seite beißt ein anderer Wolfshund eben in den Leib eines zweiten Giganten, der sich ebenfalls nicht lange mehr widersetzen wird. Von der Wuth des Kampfes giebt aber nichts einen schlagenderen Beweis, als die beiden Giganten-Schlangen, welche sich emporringeln und mit grimmigen Bissen einerseits in den Schild-

Google

rand der Göttin, andererseits heftig zerrend in ihr Gewand einhauen. Man kann nichts Frappanteres sehen, als die bösartige Wuth dieser Bestien. Und hier vor Allem wird es klar, welchen Vortheil der Künstler für mannichfaltige Belebung seiner Composition aus der fabelhaften Doppelnatur der Giganten schöpfte. Denn obwohl Einzelne, wie wir schon sahen, rein menschliche Gestalt zeigen, hat doch die Mehrzahl jene phantastische Bildung, welche die menschlich geformten Beine in Schlangenleiber auslaufen läßt, die aber ihrerseits wieder in Schlangenköpfen enden; daher sind denn auch die Schuppen, welche in sorgfältigster Ausführung die Schlangenleiber bedecken, in ihrer Richtung durch die Köpfe der Thiere, nicht durch die zu ihnen gehörenden Menschenleiber bedingt.

Noch eine Bemerkung ist hier am Platze. Von der ununterbrochenen fortschreitenden Bewegung des Frieses giebt rechts am Ende dieser Gruppe ein in die Platte hineinragendes Bein einer nach rechts ausschreitenden Göttin Zeugniß. Der Fuß ist mit dem reich und zierlich verschlungenen Riemenwerk eines Sandalenstiefelchens bekleidet, wie deren auf den übrigen Theilen des großen Werkes noch eine gute Anzahl in immer neuen Varianten mit besonderer Vorliebe ausgeführt sind. Wir erinnern uns nicht, dergleichen sonst an den Meisterwerken der Antike gesehen zu haben. Es scheint eine Specialität des pergamenischen Meisters, der sein Werk so reich und glänzend wie möglich ausstatten wollte und in der Sorgfalt der Arbeit sich nicht genug thun konnte.

In einer anderen Gruppe sieht man eine Göttin in reich behandelten Gewändern dahinstürmen und nach rechts gewendet einen Giganten verfolgen, nach welchem sie mit aller Macht ein von einer Schlange umwundenes Gefäß schleudert. Das besonders reich behandelte Haar, das einzelne Löckchen an der Wange, die weichen Züge des ziemlich wohlerhaltenen Antlitzes, das von einem Schleier umwallt wird, die in der Hitze des Kampfes losgegangene, in einer Blume endende Perlenschnur, das spiralförmige Armband, endlich das prächtige Gewand, dessen Bewegung an die Niobide des Vaticans erinnert, alles dies scheint mir auf Aphrodite zu deuten. Das Gefäß in ihrer Hand ist freilich noch nicht erklärt; aber warum sollte die Göttin der Schönheit, welcher sonst keine Kriegswaffen zu Gebote stehen, nicht ein köstliches Gefäß ergreifen, um damit den Gegner zu Boden zu strecken? Ihr am ersten unter den Göttinnen wäre solch ein Nothbehelf in der Nothwehr zuzutrauen. Neben ihr schreitet ein jugendlicher Gott über den Körper eines niedergestürzten Giganten dahin, dessen schmerzerfülltes Gesicht mit den derben Zügen und dem struppigen Haar an den sterbenden Gallier gemahnt.

Zu den besterhaltenen Gruppen gehört sodann die, welche auf feinem feurigen Viergespann den Helios darstellt. Sein lockiges Haupt ist von einer Stirnbinde umwunden; die schlanke Gestalt, von lang fließenden Falten ausdrucksvoll hervorgehoben, wendet sich, ins Profil gestellt, nach links, während ein Jüngling von freieren Formen dem Gespann voranschreitet und

Google

die auf einem feurigen Rosse rücklings sitzende Eos den Zug eröffnet. Es ist etwas Enthusiastisches, das diese schwungvolle Gruppe durchhaucht. Nicht fern davon sehen wir eine andere Göttin, deren üppig weiche Formen von einem zierlichen Gewande verhüllt werden, welches, von der linken Schulter herabgleitend, Nacken und Schulter freigiebt. Auch der Kopf mit dem reichen Lockenhaar zeigt volle, runde Formen. Sie sitzt bequem hingegossen auf einem Rosse, dessen Rücken ein Pantherfell bedeckt. Wir haben in ihr wohl Selene zu erkennen.

Noch eine dritte Reiterin zeigt sich, auf einem Löwen sitzend; ohne Zweifel die Asiatische Artemis. Neben ihr schreitet zur Rechten eine kämpfende Göttin über einen zusammenbrechenden älteren Giganten dahin.

Die Kybele sodann glaubt man in einer schlanken Gestalt zu erkennen, die man vom Rücken sieht, während ihr Kopf nach links ins Profil gestellt ist. Ueppige Ringellocken fluthen über den Nacken bis auf den Rücken herab; besonders fein ist das Gewand behandelt, so daß man unter dem dünnen Mantel die Falten des Untergewandes durchschimmern sieht. In der hoch-erhobenen Rechten schwingt sie eine Lanze, ein Löwe schreitet als treuer Begleiter neben ihr. Noch mehrere vereinzelte Platten mit Löwen gehören vielleicht in die Umgebung dieser Gruppe. So ein fragmentirter Löwe, in dessen Weiche mit gewaltigem Tritt sich ein Männerfuß setzt. Namentlich aber ein anderes größeres Bruchstück, welches vielleicht noch mehr als jenes den Anspruch darauf erheben kann, die Kybele zu enthalten. Denn wir sehen hier eine großartige weibliche Gestalt, welche in der erhobenen Rechten die Fackel schwingt, ähnlich wie wir es bei Hekate gefunden haben. Neben ihr schreitet ein Löwe dahin (oder ist's ein Wolfshund? die Platte zeigt starke Zerstörung), der grimmig in den Schlangenschweif eines kämpfenden Giganten beißt. Rechts eine Begleiterin, die rasch dahinschreitet, in der Bewegung nicht unähnlich der Hekate; links ebenfalls eine kämpfende Frauengestalt.

Bewundernswürdig sind alle jene Löwenfiguren behandelt, besonders weich, mit malerischer Wirkung die Mähnen durchgeführt. Nicht minder ausgezeichnet ist die Schilderung des Pferdes, in dessen Kopf und Gliederbau noch Etwas von dem großen Stil der Parthenonrosse nachklingt, während in Einzelheiten, im Hervorheben der Adern und der kleinen Hautfalten sich ein stärkerer Hauch des Naturalismus bemerklich macht. Aber sämmtliche Rosse stehen an stilvoller Behandlung den weit realistischeren der römischen Epoche voran. So finden wir auf einer schönen Platte ein heransprengendes Rossepaar, unter dessen Hufen ein zusammengebrochener Gigant, dessen Kopf sich in den Boden zu vergraben scheint, eben verendet. Weiter sieht man eine Göttin mit reich fließenden Gewändern auf einem Roßgespann, von dessen Wagen sie eben herabschreitet, um ihren linken Fuß mit zierlichem Sandalenschuh auf den Kopf eines jugendlich schönen Giganten zu setzen, der entseelt am Boden liegt. Neben ihm ist ein Gefährte ebenfalls zusammen-gebrochen, dessen lockiges Haupt mit dem Gesicht sich in die Erde einbohrt.

Google

Noch ein anderes Zweigespann ist bruchstückenweise erhalten; dabei eine geflügelte Jünglingsgestalt mit lockigem Haar, das von einer Stirnbinde zusammengehalten wird; ein Gewand umhüllt die fast weiblichen Formen des Körpers, dessen Brust ein breites Band umzieht. In heftiger Bewegung holt der Jüngling, die Rechte hoch über den Kopf zurückwerfend, zu einem Hieb mit dem Schwerte gegen eine undeutliche, in ein Thierfell gehüllte Gigantengestalt aus. Es ist ein Motiv, das ähnlich am Fries von Phigaleia uns begegnet.

Auch das Fragment eines Pegasus hat sich erhalten. Im Zusammenhang damit dürfen wir die Platte mit der leider des Kopfes beraubten Figur des Apollo hervorheben, den man an den edlen jugendlichen Formen des nackten Körpers, eines der schönsten unter allen, und an dem über die Brust sich hinziehenden Köcherband erkennt. Ueber den hoch ausgestreckten linken Arm fällt in breiten Massen der Mantel herab, durch die lebendige Melodie seines Faltenwurfs die weiche Schönheit des nackten Körpers noch mehr hervorhebend. Wie wirksam solcher Gegensatz sei, läßt sich schon an den Metopen des Parthenon erkennen. Weiter vermögen wir, allem Anscheine nach, Herakles nachzuweisen in einem kraftvollen bärtigen Heros, der mit der Keule zu einem Schlag ausholt. Daneben sieht man eine Göttin einen jugendlichen zu Boden gestürzten Giganten am Schopfe fassen, der sich mit der Hand von der Umklammerung zu befreien sucht: ein ähnlich schon bei der Athene angetroffenes Motiv. Ein anderer mit der Keule kämpfender Gott ist in den schon früher dem Museum zugekommenen Bruchstücken erhalten. Er schwingt seine Waffe über einen zu Boden gesunkenen Giganten, dessen bärtiger Kopf in Form und pathetischem Ausdruck ein Verwandter des Laokoon ist.

Daß in einer Gigantomachie auch der Meeresgott mit den Fabelwesen der Salzfluth eine Rolle spielen müsse, und daß ein griechischer Künstler dies dankbare Thema mit Vorliebe ausbeuten werde, ließ sich im Voraus denken. In der That finden wir Poseidon in einem Bruchstück, das zwar weiter Nichts bietet als die Gestalt des Gottes, aber dafür gehört diese zu den herrlichsten unter allem Vorhandenen, und ist außerdem durch vollständige Erhaltung des Kopfes ausgezeichnet. Und welch ein Kopf ist dies! im Wesentlichen die Formen und der Typus des Zeus, aber durch einen leidenschaftlichen Ausdruck, durch die wildfluthenden Massen der Haupt- und Barthaare zum Charakter des Gottes der stürmisch bewegten Meeresfluth umgewandelt. Während die unmittelbar dazu gehörenden Theile der Composition noch nicht gefunden sind, fehlt es jedoch nicht an Bruchstücken, welche offenbar der Umgebung Poseidons zuzuweisen sind. So zunächst eine große Platte mit dem Vordertheil eines See-Kentauren, dessen menschlicher Oberkörper durch Vermittlung von zackigen Fischflossen in einen Pferdeleib übergeht. An den Schultern bemerkt man den Ansatz eines Flügelpaares, das durch einen Kamm borstiger Fischflossen etwas Phantastisches erhält.

Google

Er kämpft mit einem schon zu Boden geworfenen Giganten, welchem der Künstler in weiser Berechnung der Contraste volle Menschenbildung verliehen hat. Dahin gehört ferner unter den früheren Besitzstücken des Museums eine Tafel mit dem Fragment eines ähnlich gestellten See-Kentauren, der sich in kühner Kampfbewegung hoch emporbäumt. Unter ihm ringelt sich ein Giganten-Schlangenschweif, der ebenfalls in phantastischer Weise mit Fischflossen ausgestattet ist.

Zu einer anderen Gruppe muß dagegen ein ferneres Bruchstück jenes älteren aus der Humannischen Schenkung stammenden Besitzes gezählt werden, auf welchem man einen fragmentirten Giganten sieht, der den mit einem Thierfell umwickelten rechten Arm wie zur Abwehr emporstreckt, während unter ihm der vollständig erhaltene Kopf und Oberkörper eines am Boden knieenden jugendlichen bartlosen Giganten mit struppig emporgesträubtem Haar sichtbar wird. Es ist wieder eines der herrlichsten Stücke dieser großen Composition, sprühend von Lebenskraft.

Von den übrigen Bruchstücken sei zunächst noch einer sehr schönen, aber stark verstümmelten Platte gedacht, welche die üppig weiche Gestalt des Dionysos, von zwei jugendlichen Satyrn begleitet, in raschem Vorwärtseilen darstellt. Bewundernswürdig erscheint die künstlerische Feinheit, mit welcher das Bein des Gottes behandelt, und von dem zarten Bein des parallel mit ihm gestellten Satyrs unterschieden ist: eine Anordnung, die wie der leise Nachhall einer kräftigen Melodie wirkt. Der Oberkörper des Gottes ist mit dem feingerippten Wollenchiton bekleidet, den wir an der Artemis von Versailles kennen, und den wir mehrmals bei den pergamenischen Arbeiten antreffen. Weiter ist eine herrliche weibliche Gewandfigur hervorzuheben, deren übergeschlagener Mantel zwischen dem linken Oberarm und der Brust prächtige Faltenmotive ergiebt. Zu den gewaltigsten Scenen gehört sodann eine große Platte, welche einen stark ausschreitenden Gott, leider nur in den unteren Theilen erhalten, darstellt, wie beide Beine von mächtigen Schlangenleibern umwunden werden: wiederum an den Laokoon erinnernd, aber vielleicht noch mächtiger als dieser. Dann wieder zeigt sich auf einem anderen Bruchstück ein zusammenbrechender Gigant, dem eine Faust das Schwert eben bis an das Heft in die Brust bohrt, so daß das Ungethüm, zum Tode getroffen, das wilde Haupt senkt, das auf einem wulstig hornartigen Stiernacken sitzt. Dieser und der eine Gigant in der Hekategruppe sind am meisten thierähnlich wild dargestellt. Ein anderer Gigant, dessen Schlangenschweif sich hoch emporringelt, greift sich mit der Faust, wie von plötzlichem Schmerz gepackt, in's buschige Haupthaar, während eine Göttin mit lose verhülltem Busen ihn bekämpft. Diese Gruppe steht in der Gediegenheit der Behandlung etwas zurück; dasselbe gilt auch von einem anderen Bruchstück, auf welchem man eine männliche und eine weibliche Gestalt dicht neben einander schreiten sieht: im Faltenstil etwas gleichgiltig und conventionell. Im Uebrigen muß es als sehr beachtenswerth hervor-

Google

gehoben werden, daß weitaus die Mehrzahl dieser ausgedehnten Arbeiten von nahezu gleicher Vollendung und Durchführung sind. Das deutet auf eine Schule, welche durch langen Zusammenhalt unter einem tonangebenden Meister sich zu gleichmäßiger Höhe künstlerischer Gediegenheit herangebildet hatte.

Im Vorstehenden habe ich eine kurze Beschreibung der Theile des Frieses zu geben versucht, die bis jetzt in mehr oder minder zusammenhängenden Bruchstücken sich erkennen lassen. Dies Wenige dürfte schon hinreichen, auf die Großartigkeit des Ganzen zu schließen. Wie viel auch unwiederbringlich verloren sein mag, das Erhaltene genügt zur Erkenntniß, daß wir hier, mit alleiniger Ausnahme des Parthenon, das umfangreichste und erhabenste Monumentalwerk der griechischen Plastik vor Augen haben. Dem Künstler wurde eine Aufgabe gestellt, wie sie größer für einen Griechen nicht zu denken war. Noch einmal, ehe die Herrlichkeit der hellenischen Welt für immer zusammenbrach, durfte er die ganze Götterschaar darstellen; nicht in seliger Ruhe, wie Phidias in glücklicheren Tagen die Olympier auf der Ostseite des Parthenon hatte schildern dürfen, dem Festzuge eines edlen, freien Volkes zuschauend, sondern wie es sich für die späteren, von Kämpfen aller Art durchtobten Zeiten ziemte, im gewaltigen Streit gegen ein übermüthiges, erdentsprossenes Geschlecht. Die ganze Hoheit und Schönheit, die volle Kraft und Anmuth der Götter durfte der Künstler von Pergamon entfalten, in gesteigertem Affect, in leidenschaftlicher Bewegung des Kampfes. Als Gegner aber boten sich ihm die phantastischen Gestalten der Sage, in welchen er alle Schattirungen vom einfach menschlich Athletischen bis in's Wundersame, Ungeheuerliche, ja Bestialisch-Wilde zur Erscheinung bringen durfte. Und mit welcher Fülle von Phantasie hat er dieser Aufgabe genügt! Wie hat er seine Giganten durch die Schlangenfüße, die wiederum selbst zu mitkämpfenden Ungethümen werden, deren Drachenköpfe allen Grimm einer dämonischen Naturkraft aushauchen, in's ungeheuerlich Großartige gesteigert! Und wie hat er ferner Einzelne noch dazu durch Flügel, den Hauptgegner der Athene sogar durch ein doppeltes Paar, Andere wieder durch ein Hineinziehen von Elementen mariner Bildung, von Flossen und Schuppen der Ungeheuer der Tiefe, noch phantastischer gestaltet! Ueberblickt man diese Schaar, in welcher alle dämonischen Gewalten sich zu verkörpern scheinen, so muß man gestehen, daß es keine geringen Gegner sind, denen die Götter entgegenzutreten haben. Und doch hat der Künstler auf feine Weise verstanden, uns keinen Augenblick darüber im Zweifel zu lassen, daß die siegreiche Macht auf Seiten der Himmlischen ist. Wir sehen nirgends einen Giganten Hand an einen Gott legen; nur die beiden Schlangenköpfe der Hekategruppe gehen in unbändigem Grimm über alle anderen hinaus; aber auch sie wagen sich nur daran, in den Schildrand der Göttin zu beißen und an ihrem Gewand zu zerren. So ist die unnahbare Ueberlegenheit der Götter gewahrt.

Neben diesen idealen und phantastischen Elementen wußte der Künstler aber auch die Thierwelt in mannigfaltigster Weise seiner Composition einzu-

Google

verleiben. Löwen, Panther, Molosserhunde, Rosse von edler Bildung wechseln mit Adlern, Schlangen und anderem Gethier, theils attributiv, theils in lebhafter Kampfbetheiligung, theils endlich, wie die Wagenpferde der Zwei- und Viergespanne im Dienste der Götter. So ergiebt sich ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit der Formenwelt, die ein unerschöpflich malerisches Leben in das große Ganze bringt. Schon aus dem Vorhandenen läßt sich erkennen, daß in dieser Hinsicht der pergamenische Fries alles Andere, das die Antike darbietet, übertrifft.

Dies malerische Element verbindet sich mit dem hochgesteigerten dramatischen, ja pathetischen Charakter des Ganzen zu lebendiger Wechselwirkung. Es herrscht eine Kühnheit und Freiheit in den Bewegungen, die jedes leidenschaftliche Handeln meisterhaft zum Ausdruck bringt. Auf Seiten der Götter, soweit wir urtheilen können, sehen wir siegesgewiße Erhabenheit, die aber in einzelnen Fällen sich mit ungestümer Kampfeslust verbindet. Dabei ist eine lebendige Abstufung nach dem Charakter der verschiedenen Gottheiten dem Künstler gelungen. Die reichere Scala des Ausdrucks freilich findet sich naturgemäß bei den Giganten: Trotz und zornige Wuth, düsterer Grimm, unbändige Wildheit, die im dunklen Gefühl ihrer Ohnmacht gegen die höchsten Gewalten sich aufbäumt, aber auch die ganze Abstufung bitterer Empfindungen, von dem idealen Schmerzensausdruck in den jugendlichen Köpfen bis zu dem Todeszucken und Erstarren in den älteren, ist hier zu vollendeter Darstellung gebracht. Wir erkennen einen Künstler, der die Seelenregungen in ähnlich vollkommener Weise beherrscht, wie die Meister des Laokoon, der Niobegruppe, des sterbenden Galliers.

Und dies Alles ist in einer Formensprache gegeben, die direct von dem großen Idealismus der attischen Schule abstammt, in der Größe und Breite der nackten Theile wie in der unerschöpflichen Feinheit und Mannigfaltigkeit der Gewandbehandlung gleich vollkommen dasteht. Dabei ist Alles echter Marmorstil, von einem Schmelz und einer duftigen Weichheit der Behandlung, die durch den goldigen Ton der Oberflächen noch gesteigert wird; aber dies Weiche ist nicht auf Kosten einer strengen Formgebung erkauft, vielmehr herrscht jenes tiefe Verständniß des Körpers, das in der innern Architektonik des Organismus vollkommen zu Hause ist. Der Knochenbau und das Spiel der Muskeln kommen zu voller Geltung, werden aber durch jene Weichheit in der Behandlung der Oberfläche dem Auge vermittelt, welche der Vorzug der Marmortechnik ist. So haben wir eine Schule vor Augen, die durch lange Gewöhnung in der Marmorarbeit so völlig zu Hause war, wie es einst die attische Schule unter Phidias, Skopas, Praxiteles gewesen. Man erkennt dies namentlich an der reich abgestuften Charakteristik des Haares, das in kürzeren Locken oder längerem Geringel, in struppiger Wildheit oder breitem Fluß stets in großen Massen angelegt und mit wenigen eingreifenden Meißelhieben zu malerisch wirkenden Gruppen herausgearbeitet ist. Man findet denselben Stil aber auch in der meisterlich weichen Behandlung des Gefieders an den

Google

Flügeln der Giganten, der Götter, der Adler, an den Thiervließen, mit welchen die Giganten sich schützen, an den Mähnen der Löwen, der Rosse und der Wolfshunde, endlich an den Flossen und Schuppenkämmen der Fische, Drachen und sonstigen Fabelwesen. Dies Alles kann nicht schöner, nicht malerischer wirksamer und zugleich plastisch vollendeter gegeben werden, als es hier geschehen.

Ebenso ist auch an den Gewändern das Stoffliche fein hervorgehoben: gegenüber dem in breiten, tiefausgehöhlten Faltenmassen dahinrauschenden Schwung des Peplos, der so oft an die kühne Bewegung der Niobide des Vatican erinnert und im Wesentlichen auf die schwungvoll leidenschaftliche Kunst eines Skopas zurückzuführen ist, kommt das feine Linnen oder die gerippte Wolle der Uebergewänder ebenfalls zu ihrem Recht, so daß auch hier der Künstler alle Ausdrucksmittel einer ins Malerische gesteigerten Plastik zur Geltung bringt. In allen diesen Dingen beruht die griechische Kunst selbst dieser Spätzeit noch auf dem Vorgange des Phidias, der zum ersten Mal an den Giebelfiguren des Parthenon das malerische Element durch feine Charakteristik der Gewänder in die Plastik eingeführt hat. Nur daß dasselbe in dieser nach effectvollerer Darstellung strebenden späteren Epoche sich noch reicherer Mittel bedient. Damit verbindet sich die Anwendung mancher naturalistischer Details: die angeschwollenen Adern am Körper des Zeus, die schon beim Poseidon des Parthenon sich zeigen, die schärfere Charakteristik der derberen Giganten, die z. B. bei dem hingestürzten Alten in der Hekategruppe selbst die Bezeichnung der Haare in den Achselhöhlen nicht verschmäht, — übrigens das einzige Beispiel in der ganzen Reihenfolge, soweit ich beobachten konnte.

Mit dem malerischen Stil hängt nun auch die außerordentliche Tiefe der Reliefs zusammen, die in ihren einzelnen Theilen, den Köpfen, Armen, Beinen, sich völlig frei vom Grunde lösen, während der Plan so vertieft ist, daß man in den Gewandfalten den ganzen Arm bergen kann, und daß der Hintergrund überall für die Nebenfiguren im zweiten Plan, für die Windungen der Schlangenleiber, bisweilen auch für die Andeutung des Terrains durch Schilf, Pflanzen oder dgl. aufs glücklichste verwendet werden konnte. Daneben ist dann wieder auffallend die wunderbare Sorgfalt der Ausführung bis ins Kleinste, die besonders in den zierlichen Sandalenstiefeln und den aufs Sauberste dargestellten Schuppen der Schlangen zur Geltung kommt. Unvergleichlich fürwahr ist die Virtuosität dieser Technik, die den starren Marmor bewältigt als wäre er weiches Wachs, die den zartesten Fluß der Formen, die reizendsten Spiele des Faltenwurfs zum Ausdruck bringt, und in der tiefen Aushöhlung der Gründe, namentlich in den Gewändern und den sich frei loslösenden Körpertheilen, eine Bravour bekundet, die unsern größten Künstlern ein Staunen abnöthigt. Und dabei diese Gewissenhaftigkeit, die sich nimmer genügt, die selbst jene ganz verborgenen Partien, die sich bei der Aufstellung dem Blicke völlig entziehen mußten, mit unerschöpflicher Sorgfalt durchbildet: in der That ein Verfahren vom höchsten künstlerischen Werth, das bei allem Streben nach

Google

Wirkung doch niemals in decoratives Scheinwesen sich verirrt. Auch darin finden wir den Meister von Pergamon in den Bahnen des Phidias, der ähnliche Gewissenhaftigkeit am Parthenon bewährt.

Nimmt man alles dies zusammen, den malerischen Stil, die pathetisch-leidenschaftliche Behandlung, die Kühnheit und Gewalt der Motive, so ist rasch ein Vergleich mit der Sculptur der Spätrenaissance und des Barocco zur Hand. Sieht man aber genauer zu, so bemerkt man bald, welch' himmelweiter Unterschied, trotz scheinbarer Berührungspunkte, beide Kunstrichtungen von einander trennt. Nicht blos in dem prahlerischen Zurschaustellen einer übertriebenen Muskulatur, sondern mehr noch in dem blos auf decorativ malerischen Effect hinarbeitenden Gewandstil ist jene Barockbildnerei weit von der pergamenischen Kunst entfernt. Selbst der Laokoon zeigt in der etwas geschwollenen Muskulatur und in der manieristischen Haarbehandlung dem Barockstil sich viel näher verwandt, als diese pergamenischen Arbeiten, die im strengen Verständniß des Körperbaues, in der einfacheren, unbefangeneren, gesunderen Darlegung seiner Schönheit, Anmuth und Kraft, sich weit mehr als Erben der Kunst eines Phidias erweisen. Man braucht darum den Laokoon nicht in eine wesentlich spätere Zeit zu rücken; aber man muß es ausdrücklich betonen, daß wir in der ganzen antiken Plastik gar nichts kennen, was den großen Giebelsculpturen des Parthenon, trotz einer weit mehr auf's Malerische gerichteten Behandlung, noch so nahe stände, so verwandt, ja in gewissem Sinne fast ebenbürtig wäre. Man betrachte z. B. den Zeustorso, den Poseidon, den Apollo oder Dionysos, und man wird finden, daß hier die edelste Naturempfindung sich in feinen charakteristischen Unterschieden ausspricht. Nicht minder lebendig ist das Naturgefühl in der Behandlung der Gewänder, die auf der Basis dessen, was ein Phidias, Praxiteles, Skopas geschaffen, in ihrem Faltenwurf auf's Feinste verstanden sind und durchaus die Form und Bewegung des Körpers zum Ausdruck bringen, dies aber auch bis in die zartesten Nebenmotive verwirklichen, so daß sie, wie alle gute antike Gewandung es thut, einer edlen Instrumentalbegleitung ähnlich, die Melodie des Gliederbaues ausklingen lassen. Das Alles ist von der Barocksculptur so weit wie möglich entfernt. Auch darauf ist noch hinzuweisen, daß die Gewänder stets bei jenen Gestalten, welche in ähnlicher Bewegung kämpfend, dahineilend, abwehrend geschildert sind, durch wohlgewählte Unterschiede zur Charakteristik der einzelnen Gottheiten beitragen: das Jugendliche einer Aphrodite, das Matronale einer Hekate, das Ueppige einer Selene ist in der Behandlung der Gewänder mit ähnlicher Feinfühligkeit zum Ausdruck gebracht, wie es Phidias bei den Giebelgruppen des Parthenon durchgeführt hat. Dabei sind gewisse kühne Bewegungsmotive, die einer leidenschaftlicheren Kunst entsprechen, bei mehreren in gewaltigem Sturm dahinrauschenden Gestalten in der schwungvolleren Art durchgeführt, wie wir sie als Ausdruck der Kunst eines Skopas in Figuren, wie die rasende Bacchantin, der schon erwähnten Niobide des Vatican und

Google

anderen kennen. Hier wirkt die Gewandung wie ein reich besetztes Orchester, das mit allen Mitteln einer hoch entwickelten Instrumentation dramatisch-pathetische Stimmungen schildert.

Und so werden wir denn bei genauerer Untersuchung des Stils dieser Werke immer wieder auf die Vorbilder eines Phidias oder Skopas zurückgeführt, deren Schöpfungen diese Arbeiten hellenischer Spätzeit sich als unmittelbare geistige Nachfolger anschließen. Denn die einzelnen, mehr malerischen und (man darf das Wort nur nicht im allermodernsten Sinne auffassen) naturalistischen Elemente sind die nothwendigen Ergebnisse einer mehr auf das Effectvolle und Pathetische gerichteten Fortentwicklung; die Grundlage der Auffassung und des Stils aber ist und bleibt eine durchaus ideale. Man darf die pergamenischen Schöpfungen denen der attischen Blüthezeit ungefähr so gegenüberstellen, wie die Tragödien eines Euripides denen eines Sophokles und Aeschylos. Während aber der Meister von Pergamon den alten idealen Traditionen der attischen Kunst treu bleibt, kann nicht genug betont werden, mit welch selbstständiger Genialität er dabei verfährt. Wohl kann man einzelne Motive von Stellungen und Bewegungen herausgreifen, die an ältere, an gewisse Metopen des Parthenon, an den Fries von Phigaleia, an die Sculpturen des Mausoleions erinnern, wenn auch nicht in stärkerem Grade, als es bei verwandten Kampfscenen sich immer wieder aus der Natur der Aufgabe von selbst ergeben wird. Dagegen strömt das ganze Werk über von freien, lebensvollen, dabei durchaus originellen und packenden Motiven. Wie die beiden Schlangen die Hekate anfallen, wie der Adler des Zeus seine Fänge in den Unterkiefer einer Schlange schlägt, wie das Zusammenbrechen und der Todeskampf der Giganten mannigfach geschildert wird, das Alles ist ebenso eigenthümlich wie ergreifend in Erfindung und Ausführung. Und dabei noch dies bewegte, mannigfaltige Thierleben, das alle Gebiete des Thierreiches in sich zusammenfaßt und auch von den phantastischen Verbindungen menschlicher und thierischer Formen einen stärkeren Gebrauch macht, als irgend ein anderes Werk der antiken Kunst. Spricht sich darin ohne Zweifel der Einfluß des Orients aus, dem die spätgriechische Kunst sich wieder ausgesetzt sah, nachdem sie in der höchsten Blüthezeit die Fabelwesen des Ostens allmählich ausgemerzt hatte, so können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß diese Aufnahme fremder Formen sich mit dem hohen Sinn für organisches Leben und für Schönheit vollzog, welcher das Erbtheil hellenischen Geistes ist. Und wer möchte dieses phantastisch-poetische Element missen, welches dieser Schöpfung einen solchen Reiz verleiht! Bei allem Festhalten an traditionellen Grundzügen ist es daher ein Werk, das durch Originalität und Frische wundersam fesselt und zu den größten Meisterschöpfungen der antiken Welt gerechnet werden muß. Wir stellen es entschieden über die Friese des Mausoleions und vermögen, um dies noch einmal auf das Bestimmteste zu betonen, nur die Parthenon-Sculpturen ihm an die Seite zu setzen. Und wenn man schon am Laokoon die kunstvolle Verschlingung dreier menschlicher Körper mit den beiden Schlangenleibern so hoch

Google

rühmt, wie steigt da die Bewunderung bei diesem pergamenischen Friese, wo ein ähnliches Thema in unendlich reicheren, immer neuen und überraschenden Motiven sich abwickelt! Und auch darin endlich muß man dem Meister von Pergamon eine hervorragende Stellung einräumen, daß er sich in der Bewältigung einer so bedeutenden Aufgabe stets in hoher Freiheit als Componist großen Stiles bewährt. Denn das erhellt schon zur Genüge aus dem Vorhandenen: man beachte nur, welch rhythmischer Schwung, welch wohlberechnetes Gegenstreben, welche Benutzung von Contrasten aller Art sich durchgängig geltend macht. Schon die Vergleichung der beiden Hauptfiguren des Zeus und der Athena giebt dafür einen glänzenden Beweis; denn sie entsprechen einander in der Gesammtmasse, sind aber so verschiedenartig aufgebaut und entwickelt, daß sie durch diese Mannigfaltigkeit, die zugleich für die beiden Göttercharaktere so bezeichnend und keineswegs blos so obenhin aus malerischen Gesichtspunkten geschöpft ist, Auge und Sinn entzücken. Mit einem Wort also: von welcher Seite man diese wundervollen Werke betrachten mag, sie gehören ohne Frage zu dem Herrlichsten, was die Antike uns hinterlassen hat.

Und doch ist dieser eine Fries, den wir bisher erörterten, nur ein Theil, wenn auch der wichtigste, dieser erstaunlich reichen Ausstattung. Von jenem zweiten, nur etwa halb so hohen Friese, der ohne Zweifel die innere Decoration der oberen attikenartigen Halle gebildet hat, sind ebenfalls zahlreiche Bruchstücke erhalten. Da dieselben noch halbverpackt in den Kisten dastehen, so lassen sie eine eingehendere Prüfung für's Erste nicht zu. Man hat aber mehrere Scenen aus der Sage des Telephos, des mythischen Stammvaters der Pergamener, erkannt und wird daher auch bei weiterer Fortschung Gegenstände ähnlicher Sagenkreise nachweisen können. Diese kleineren Werke, ebenfalls in einem fein durchgebildeten Marmorstil behandelt, weich fließend in den Gewändern, ruhig in der Gesammthaltung, erscheinen gegenüber der gewaltigen Dramatik des Gigantomachie-Epos wie Schöpfungen einer idyllisch-lyrischen Poesie. Es muß auch hier wieder hervorgehoben werden, daß alle diese für die Ausschmückung eines Prachtbaues bestimmten Werke keineswegs oberflächlich decorativ, wie z. B. die Sculpturen an den Säulenschäften des Artemisions zu Ephesos oder selbst zum Theil die Friese des Mausoleions, sondern in ähnlicher Sorgfalt der Durchführung behandelt sind wie der große Fries. Dasselbe gilt von den architektonischen Theilen des Baues, besonders von den Säulen dieser oberen Halle, welche in feinen Varianten den ionischen Stil Kleinasiens in besonders eleganter Auffassung darstellen. Von diesen Partien ist so viel aufgefunden worden, daß die Architekten drei vollständige Intercolumnien wieder aufrichten und dem Museum einverleiben können. Endlich sind auch zahlreiche von den überlebensgroßen, meist weiblichen Gestalten vorhanden, welche wahrscheinlich die obere Plattform schmückten. Es sind Gewandfiguren von besonders weicher Behandlung und einer Feinheit der Faltenmotive, die auch ihnen eine selbständige

Google

Bedeutung verleihen. Von ganz vorzüglicher Schönheit endlich ist ein idealer weiblicher Marmorkopf, dessen Nase freilich zerstört ist, der aber durch die köstliche Frische der Formen, den zarten Reiz jugendlicher Anmuth zu den herrlichsten Idealköpfen des klassischen Alterthums gehört und bald in Gipsabdrücken überall verbreitet sein wird. Es ist kein Grund anzunehmen, daß dieser wundervolle Kopf nicht dem großen Altare gleichzeitig sei.

Fragen wir nun aber nach der genauen Zeitbestimmung des letzteren, so wird eine aufgefundene Inschrift von Bedeutung, welche es nicht zweifelhaft läßt, daß Eumenes II., der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christo regierte (197—159), der Stifter dieses großartigen Werkes ist. Gleich seinem Vater Attalos hatte er die verwüstenden Raubzüge der Gallier, welche vorher schon Nordgriechenland, dann aber Kleinasien bedrohten, in siegreichen Kämpfen zurückgeschlagen und für lange Zeit noch einmal die griechische Cultur gerettet. Wie aber nach den Perserkriegen die Athener ihren Parthenon als glänzendes Siegesdenkmal hinstellten, so lag es auch jetzt noch in der schönen Sitte der Hellenen, den Göttern für ähnliche Gunst in gleicher Weise monumentale Kunstwerke als Weihgeschenke zu errichten. So war das Urbild des Belvederischen Apollo kurz vorher entstanden, als dankbares Siegeszeichen für die Vertreibung der Gallier von dem Heiligthum des Gottes zu Delphi. Denn in der wilden Schlacht waren die leuchtenden Bilder des Apollo, der Artemis und Athena plötzlich erschienen, hatten mit Gewittersturm und Hagelschlossen die Feinde erschreckt und den Griechen den Sieg verliehen. In derselben Gesinnung hatte Attalos für seine Siege über die Gallier Statuengruppen nicht bloß in seiner Hauptstadt aufgestellt, zu welchen ohne Zweifel der sterbende Gallier und die sogenannte Arria- und Pätus-Gruppe gehörten, sondern auch auf die Akropolis von Athen war durch ihn ein Weihgeschenk gestiftet worden, von welchem man in jüngster Zeit manche Einzelfigur, zerstreut in den verschiedensten Museen, namentlich in Venedig und Neapel, hat nachweisen können. Nun erhalten wir ein neues, und zwar ohne Frage das großartigste Zeugniß von der Kunstpflege der Attaliden; denn in der Schlacht der Götter gegen die Giganten sollte, Allen verständlich, der siegreiche Kampf hellenischer Cultur gegen die zerstörende Gewalt der Barbaren geschildert werden.

Es braucht kaum angedeutet zu werden, welche Bereicherung, ja welche völlige Umgestaltung unsere Anschauung von der spätgriechischen Kunst durch diese großartige Entdeckung erfahren hat. Wohl wußten wir aus den Nachrichten der Alten von den glänzenden Prachtbauten der Diadochenresidenzen, von den Wunderwerken Alexandriens, Antiochiens, Pergamons. Aber die zerstörende Macht der Geschichte ist gerade gegen die Werke dieser Epoche besonders verheerend gewesen; fast kein Stein ist von all der Pracht auf dem andern geblieben. Doch hat sich längst die Vermuthung immer unabweisbarer herausgestellt, daß vieles von den Baugedanken, Constructionen und Anlagen der römischen Zeit auf untergegangenen Vorbildern der hellenistischen Epoche

Google

beruhe. Aber auch von plastischen Werken der Diadochenzeit war uns bis jetzt Weniges bekannt. Wohl wußten wir aus den Schriftquellen von der fabelhaften Pracht jener Augenblicksdecorationen, zu welchen alles, was an künstlerischen Kräften vorhanden war, aufgeboten wurde: von jenem Scheiterhaufen, welchen Alexander der Große seinem Liebling Hephästion errichtete, von dem Leichenwagen Alexanders, von dem Prunkschiff Hierons von Syrakus; aber wir vermochten uns von alledem kaum eine Vorstellung zu machen. Wie wird dies Alles auf's Glänzendste erläutert durch dieses im großartigsten Maßstabe angelegte und mit der bewundernswürdigsten Kunstvollendung durchgeführte Werk, das in der That würdig war gleich dem Mausoleion zu Halikarnaß unter die Weltwunder gerechnet zu werden!

Bis jetzt glaubten wir in den Handbüchern die Kunst der hellenistischen Spätzeit damit genügend charakterisirt, wenn wir eine rhodische und eine pergamenische Schule aufstellten, die erstere durch Werke wie den Laokoon und den farnesischen Stier, die andere durch die Gallierfiguren charakterisirten. Welch ungeahnte neue Perspektiven thun sich jetzt vor uns auf! Wir gewinnen den geradezu überwältigenden Eindruck einer Kunstschule dieser Spätzeit, die in großartigen hochidealen Conceptionen, wie in wunderwürdiger Ausführung den höchsten Schöpfungen des fünften und vierten Jahrhunderts ebenbürtig dasteht; einer Schule, welche stilvolle Formgebung mit feineren Naturstudien, malerische Behandlung mit leidenschaftlicher Dramatik, mit schwungvoller selbst das Phantastische nicht verschmähender Auffassung verbindet. Die pergamenischen Werke werden fortan den festen Punkt bilden, von welchem über manche stil- und geistesverwandte Einzelwerke antiker Plastik ein neues Licht sich verbreiten wird. Das Schlußcapitel der griechischen Kunst wird völlig umgestaltet werden und eine ganz andere Physiognomie gewinnen. Unser Staunen über eine Kunst, die selbst in der Zeit der Auflösung und des Untergangs griechischer Selbständigkeit noch solche Wunderwerke zu schaffen vermochte, wird noch um ein Bedeutendes wachsen.

Und nun dürfen wir denn auch der Befriedigung Ausdruck geben, daß Deutschlands Hauptstadt mit einem Schlage in den Besitz eines der größten Meisterwerke antiker Plastik gekommen ist und darin selbst hinter London nicht mehr zurückzustehen hat. Deutschlands Gelehrte haben in erster Linie seit mehreren Generationen, man darf sagen seit Winckelmann, am Ausbau der Wissenschaft von der Kunst und der Cultur des klassischen Alterthums mitgearbeitet. Als die politischen Zustände unseres Vaterlandes noch umnachtet waren, ließ doch Friedrich Wilhelm IV. sich nicht abhalten, auf dem tarpejischen Felsen jenes römische Institut zu gründen, welchem kürzlich durch den Uebergang an das deutsche Reich eine neue Aera des Wirkens sich aufgethan hat. Die jetzigen großen Errungenschaften in Pergamon wären aber nicht möglich gewesen ohne die gesteigerte politische Machtstellung, welche Deutschland unter dem glorreichen Scepter Kaiser Wilhelms gewonnen hat. Und seit vollends unter dem Protectorate des deutschen Kronprinzen die

Google

Verwaltung der Berliner Museen von den bureaukratischen Fesseln befreit worden ist, welche ihre Entwickelung lange Zeit gehemmt haben, ist es eine wahre Freude, bei wiederholten Besuchen in der Reichshauptstadt in allen Theilen der kostbaren Sammlungen gedeihliches Fortschreiten, glückliches Vermehren, wissenschaftliches Verwerthen unter der Leitung von durchweg ausgezeichneten Fachmännern zu gewahren. Nicht minder hocherfreulich ist es, zu beachten, wie eifrig diese Sammlungen benutzt werden, und mit welch zuvorkommender Liberalität Jeder dort in Studium und Genuß gefördert wird.

Nur eine der wichtigsten Fragen, von allen die schwierigste, harrt immer noch einer definitiven Lösung: die Raumfrage. Durch die pergamenischen Erwerbungen wird dieselbe aber so brennend, daß eine endgültige Beantwortung nicht länger hinausgeschoben werden kann. Soll man die pergamenischen Funde in einem eigenen Gebäude unterbringen, oder soll man sie mit den bereits vorhandenen antiken Originalen verbinden? Ich glaube, man darf die Antwort nur in letzterem Sinne geben, wenn man nicht die werthvolle Zusammengehörigkeit des Gleichartigen zerreißen will. Entschließe man sich doch endlich, dem ewigen Experimentiren mit den Räumen der Gemäldegalerie ein Ziel zu setzen, und das ganze Alte Museum sammt dem Neuen ausschließlich der Antike zu widmen. Für die pergamenischen Sculpturen würde sich vielleicht der den Ostflügel einnehmende Saal am besten eignen; die Hauptgruppen des großen Frieses würden dort auf's Schönste zur Geltung kommen. Für die Gemälde und die werthvolle Sammlung der Renaissancewerke muß man sich entschließen, endlich einen Neubau zu errichten, bei welchem dann die Rücksicht auf das Vorhandene und die Anwendung der durch neuere Studien gewonnenen Grundsätze über die Aufstellung und Beleuchtung zur vollen Geltung kommen könnten. Man fände dann im Museum, wenn man die dort nun einmal nicht mehr befriedigend unterzubringende Gemäldegalerie in ein passenderes Local übergeführt hätte, genügenden Raum, um auch den Abgüssen von Olympia in Verbindung mit den übrigen Abgüssen zu einer zusammenhängenden Aufstellung zu verhelfen. Regierung und Volksvertretung, welche in neueren Zeiten mit anerkennenswerther Liberalität in Preußen die Interessen der Kunst gepflegt haben, werden gewiß das Ihrige beitragen, um die Lebensfrage der Museen, die Raumfrage, in der bezeichneten Weise, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechend, zu lösen.

Google

Die Kinder des Ostens.

Eine Erzählung

von

Rudolph Fürsten zu Liechtenstein.

Die Familie der Gräfin Irene von Ókany stammte aus Macedonien. Ihre Voreltern hatten das Heimathland vermuthlich zur Zeit der Türkenkriege des siebzehnten Jahrhunderts verlassen und sich wie so viele Andere ihres Ursprunges in den Tiefebenen des linken Donau-Ufers angesiedelt. Den Spuren der Einwanderer folgten die Heerden von unzählbaren Haus- und Nutzthieren, womit Jene Handel trieben. Es galt, rasch ein Absatzgebiet zu erobern, und in kurzer Zeit reich zu werden. Glückte dies, wie es auch häufig und in überraschender Weise zutraf, so verbanden sich solche Familien nicht selten durch Heirathen mit den in jenen Ländern schon ansässigen Geschlechtern, theils magyarischer, theils slavischer Race. — Selten überschritten die Ehen fortan den Ring der weiteren Verwandtschaft. Erbe trat zu Erbe, und so häufte sich nach einigen Generationen oft ein nennenswerther Besitz an Ländereien und sonstigen Glücksgütern an. Edelleute waren Alle, die da besaßen und befahlen; aber es kam auch vor, daß Manche jener Einwanderer in den hohen Adelsstand erhoben wurden und daß sie sodann das Ansehen und die Vorrechte der Vornehmsten des Landes genossen.

Es ist nicht lange her, daß die Boten der Cultur langsam nur in jene Länder drangen, deren ursprüngliche Sitten sich bis auf den heutigen Tag vielfach erhalten haben. Die geistigen Blüthen des in feinerem Sinne genußsüchtigen Westens gingen in der Fülle des physischen Wohllebens, dem die Bewohner jener Stätten ergeben sind, gewöhnlich unbeachtet unter; blieb aber hie und da ein Duft oder Farbenreiz von ferner Herkunft haften, so erschien er bei einem zufälligen Anlasse höchstens im Gewande naiver Neu-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gierde oder bäuerischer Prahlsucht an der Oberfläche wieder; denn nicht ein sinniges Denkvermögen, sondern die launige Einbildungskraft irgend eines Müßigen war meistens nur von dem Fremdartigen berührt worden.

Die Männer lebten der Bewirthschaftung ihrer Güter und ergötzten sich an Spiel und Weingelagen in den häufigen Stunden der Muße.

Die Frauen wurden im Sinne der Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit erzogen, und kaum mochten die Eltern die jungfräuliche Reife der Töchter erwarten, um diese einem Manne zu vermählen, der zu den Interessen der Sippe paßte. Dennoch sind die Frauen naturgemäß empfindsamer und unter jenem Himmelsstriche auch bildungsbedürftiger als die Männer. Bei ihnen verweilen Eindrücke länger, und obwohl daselbst den Vornehmsten frühzeitig schon die Sorge des Hauswesens obliegt, so bleibt ihnen dennoch Zeit und Hang, nach den Lichtstreifen zu blicken, womit die im Westen untergehende Sonne zuweilen ihr Auge verlockend anzieht, und mit geheimen Wünschen nach den Räthseln zu spähen, welche die Welt erfüllen, die hinter den Horizonten ihrer unabsehbaren Ebenen liegt. Die Natur wird nicht müde, diese Menschen immer wieder phantasievoll zu erschaffen, und Allen gemeinsam ist eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik.

Irene war, sechzehn Jahre alt, an einen ihrer Oheime verheirathet worden. Er hieß der „stolze Graf" Ókany. Diese Bezeichnung mochte er wohl seinem wuchtigen Körperbau und seinem ansehnlichen Reichthume zu danken haben. Er war sich dessen bewußt, daß kein Landeskind ihm jenen Beinamen vorenthielt. Dem fünfzigjährigen Manne behagte der Gedanke, ein Kind als Gattin heimzuführen; auch benöthigte er einer Wirthin seines oft mit Gästen gefüllten Hauses und eines Erben seines Stammes. Stolz und geehrt mußte wohl jedes Mädchen sein, das seinen Namen führen durfte; um so mehr erwartete er volle Ergebenheit von seiner kleinen Nichte Irene.

Er war von seinem Vater, als diesem der Grafentitel verliehen worden war, mit zur Aufwartung an das königliche Hoflager genommen worden. So oft Ókany von dieser Reise nach der Residenz erzählte, glänzte sein Auge im Genusse der stolzen Erinnerung.

Mit mächtigen Fuchspelzen angethan, hatten Vater und Sohn dem königlichen Herrn die Ehrfurcht bezeugt, und das Auge der Majestät hatte mit nicht geringem Wohlgefallen auf den beiden Ókanys geruht, als diese von unterthänigster Erregung und der Sommerhitze keuchend und schweißtriefend den Audienzsaal betreten hatten.

In dem Grafen wohnte ein leidlich guter, ja zuweilen ein kindlich weiches Gemüth; obgleich der Vorgang, den man seine Erziehung nennen konnte, nur das eine Bewußtsein in ihm nährte, daß er dereinst der reiche Graf Ókany sein werde. Die Ueberraschung, daß man ihn auch den stolzen nennen würde, ward ihm bis zum Antritte seiner vollen Würde aufgespart.

Google

Der dürftigen Gelegenheit, sich in jenen Ländern geistige Bildung anzueignen, wurde jedoch sorgfältig ausgewichen.

In der ersten Zeit seiner Ehe spielte er mit Irenen wie mit einem Kinde, — selbst in Gesellschaft nahm er sie oft auf seinen Schoß, löste ihr die langen, braunen Flechten und wies mit befriedigtem Lächeln auf sein schönes Eigenthum; oder er bemerkte mit urwüchsigem Scherze, wie sehr er sich des Tages freue, an dem er für gut befinden würde, die zarte Puppe ernsthaft zu seiner Frau zu machen; er liebte es, wenn Irene in wildem Tanze dahin flog. Ókany hatte keinen Nebenbuhler zu fürchten. Die äußere Würde, die er sich Anderen gegenüber zu geben trachtete, erhöhte den Eindruck seines wirklichen Alters; ein frühzeitig kahl gewordener Scheitel kam seinem Bemühen zu Hülfe.

Uebrigens war er ein schöner Mann, und Irene, in dem Glauben belehrt, von allen Mädchen und Frauen beneidet zu sein, hielt sich für glücklich.

Den Völkern des Ostens sind gar seltsame Naturanlagen zu eigen. So vieler Stämme Blut auf ihren Schlachtfeldern floß, so vielfach vermengt rollt es in ihren Adern. Sie tragen die Keime edler Pflanzen in sich; aber manchmal nur gedeihen diese bis zur Blüthe; selten bis zur Frucht. Fast scheint es, als drängten sich die zarten Schößlinge zu üppig an einander, als daß der einzelne Trieb die Bedingungen zur weiteren Entfaltung seines Daseins fände.

Ungewöhnlich und vielseitig ist die Empfänglichkeit Aller für äußere Einflüsse. In Wenigen nur waltet schöpferische Kraft.

Wenn es möglich wäre, sie frühzeitig auf fremden Boden zu verpflanzen, und die reichen Gaben ihrer heimathlichen Erde unter der sorgsamen Pflege einer dünkelfreien Cultur-Stätte erst zu sondern, dann zu entwickeln und zu veredeln, so würde vielleicht aus dem Kinde des Ostens ein Menschenbild erstehen, wie es herrlicher nicht gedacht werden könnte. — — Ein solcher war in der That Daniel, des Grafen Ókany Schwestersohn.

Sein Vater fühlte des Todes Nahen, da er seiner Frau die Pflege des Knaben mit besonderen Bestimmungen auf die Seele band.

„Schicke ihn fort von hier, wenn ich todt bin“ — war seine beständig wiederkehrende Rede — „und spare nichts an seiner Erziehung; zum Schlusse die landwirthschaftliche Hochschule in Deutschland nicht vergessen! Er soll der Sippschaft hier zeigen können, daß man sich nicht auf seinen Herrgott allein verlassen darf. Ehe er aber sein Erbe antritt, laß' ihn reisen. Nach England, Frankreich und Italien soll er; merk' Dir's — nach Italien! — Da soll's am schönsten sein, und ein heiteres nüchternes Volk soll dort wohnen, das sich nur am Anblick seiner Kunstwerke berauscht“.

Woher kamen dem Manne diese Anschauungen? Woher die beinahe kindische Energie, mit welcher er seine Wünsche immer wieder vorbrachte?

Er hatte zwei Leidenschaften. — Das Lesen und das Trinken. Dem

Google

ersteren verdankte Daniel jene ungestüme Sorgfalt für sein geistiges Leben. — An der Trunksucht starb der Vater. Noch war eine Tochter aus dessen Ehe vorhanden.

Daniel hatte mit dem vierundzwanzigsten Jahre von seinem Erbe besitzgenommen. Mit dem Frühlinge kam er meistens in seine Heimath zu Mutter und Schwester. Dort verblieb er gewöhnlich bis zu Winters Anfang und waltete seiner Güter. Er brachte mit jedem Male etwas Neues mit, das der Hebung und Verbesserung der Wirthschaft dienen konnte. Da er die schöne Originalität seines Ursprunges bewahrt hatte, so war er, trotz der hohen Bildung und der vielseitigen Kenntnisse seines Geistes, den Landsleuten daheim nicht ganz entfremdet. Wohl staunten sie über Manches, das er anders machte; aber selten nur versuchte Einer oder der Andere, ihm in irgend etwas nachzuahmen.

Eine besondere Liebe und Sorgfalt wendete er seiner jüngeren Schwester Agnes zu. Er lehrte sie an den feineren Genüssen des Lebens Wohlgefallen finden und freute sich ihres still empfänglichen Gemüthes; aber auch seine edlen Umgangsformen hatte sie ihm bald abgelauscht; unmerklich gingen sie über in ihr einfach sinniges Wesen. Sein Oheim, der Graf Ókany, hatte sich dem Sohne der Schwester immer freundlich und gut erwiesen; und die junge Tante Irene blickte mit Bewunderung zu dem Neffen auf, wenn dieser heimkehrte und gerne mittheilte, was er in der Fremde Neues gesehen, erlebt und gelernt hatte.

Sie horchte auf seine Reden wie ein Kind, dem man Märchen aus dem Wunderlande erzählt; und er wurde bald gewahr, daß es ihm schwerer fiel, ihren Wissensdrang zu leiten und zu zähmen, als sie mit der Menge ungewohnten Stoffes zu ermüden.

Halb im Scherze, halb im Ernste nannte sie ihn ihren Propheten.

Während der Jahre, die sie die glücklichen hieß, war das Alles ein Ergötzen und eine Freude. — Daniel hatte für die Zeit des Sommers Maler und Musikanten zu sich geladen; aber mehr, als das eigene Interesse an Kunst und Künstlern, freute ihn, Agnes und Irene an deren Umgange Theil nehmen zu lassen.

Er war vollends zum Missionär der Cultur geworden. Indessen sich Agnesens ruhiger Sinn an den geistigen und künstlerischen Eindrücken erquickte und nur nach deren richtigem Verständnisse trachtete, erfaßte Irenen eine leidenschaftliche, ja fieberhafte Thätigkeit auf den ihr erschlossenen Gebieten. Sie bekundete ein staunenswerthes Geschick, wiederzugeben, was ihrem Sinne einmal aufgegangen war. Alles jedoch in der ihr eigenthümlichen Art und Weise. Technische Schwierigkeiten zu überwinden war ihr ein Leichtes; das bewährte sie an der Musik eben so, wie an der Malerei. Mit wenigen Pinselstrichen entwarf sie eine Skizze, die ein interessantes, ungewöhnliches Bild verhieß. Am Claviere präludirend, wußte sie eine Stimmung zu erzeugen, die gleichsam ein musikalisches Ereigniß vorbereitete. — Sollte sie

jedoch ein Bild genau copiren oder ein Musikstück strenge im Geiste des Künstlers vortragen, der es schuf, dann kam trotz unermüdlichen Fleißes und überraschenden Gedächtnisses sicher die Stelle, wo Irenens Originalität an dem Vorbilde eine kleine Untreue übte. Es war, als wenn sich der etwas übertriebene Rhythmus ihrer Muttersprache den Tönen und Formen mittheilte; — das klassische Gewand des Kunstwerkes wurde um eine Falte zu reich; — das Kind des Ostens konnte sie nicht verleugnen. Ihr Genius war die Phantasie; das Temperament ihres Blutes die bewegende Kraft.

Kamen musicirende Zigeuner in das Städtchen, so versäumte Graf Ókany niemals, sie in sein Haus zu bescheiden. Irene mußte an das Clavier, und nun begann der Czardás.

Auf ein von ihr gegebenes Zeichen erhebt sich in kühnem Aufbau der Töne ein wilder Schmerzensruf.

Allmählich verhallt die wilde Gewalt des Klanges und leiser, immer leiser vernimmt man das Beben der Tonsäulen.

Eine Melodie, Sehnsucht und Klage seufzend, steigt nun aus den einzelnen Instrumenten auf, wie ein Gebet aus zerbrochenen Seelen. — Auf matten Flügeln schwingt sich die schmerzliche Frage scheu empor zum ewig verhüllten Bilde des Schicksals; — sanft begleitet von den Zuckungen der gemeinsamen Noth.

Doch bald kehren die singenden Boten der Trauer von des Fluges Höhe zurück, und wimmernd tauchen sie unter in den weinenden Chor. — Denn in den Sphären, wo die Sterne gleichgiltig über dem Loose der Menschen wandeln, erstarrt der glühende Hauch, der sich dem brennenden Schmerze der Seele entrang, zu Eis; und in so hoffnungslosem Schweigen ruhen die unendlichen Küsten des Weltraumes, daß ein kaum hörbares Lispeln, auf bangen Lippen schwebend, nur mehr das fliehende Leben des Tones verräth. —

Und nun hebt ein gemeinsamer Hymnus an, voll des ergreifendsten Jammers. In vielstimmiger Klage, harmonisch zum Liede gestaltet, erklingt das Leidens-Epos. — Aber nicht lange währt des Schmerzes maßvolle Feier. Wie Sturmvögel kreisen die Stimmen der Geigen und Clarinetten mit wilden Geschrei über den Wogen des Clavieres und Cymbels, und in ungeberdigen Rhythmen erdröhnen die wuchtigen Stöße der Bässe, das bevorstehende Entfesseln der Elemente verkündend.

Das Maß der Leiden läuft über. — Verzweiflung ergreift den überschäumenden Becher und schleudert der fruchtlosen Klage bitteren Inhalt lachend zu Boden. Zu Flammen werden die Fluthen der Thränen, mit denen unsäglicher Schmerz das Auge der Gottheit vergeblich zu rühren versuchte, — und leuchten, vom brausenden Sturmwind gepeitscht, zu riesigen Fackeln anschwellend, dem wild ausbrechenden Tanze und entfachen mit immer erneuerten Gluthen den zügellosen Taumel des Festes. In unerhörtem Wirbel reißt er die Paare dahin!

Google

Liebe und Leid, Lust und Verzweiflung kreuzen die Hände und stürzen, in unauflöslicher Umarmung umschlungen zum phantastischen Reigen. — Ergriffen vom Wahnwitz des Fluchs, Alles vergessend und sich selbst, dreht sich der berauschte Chor, bald im Ringe des sinnbetäubenden Jubels!

Leidenschaften versiegen, Qualen zerschmelzen in den siedenden Wogen des Tanzes; über den Todten tobt unbezähmbare Lust. Von dem Geschwirr der Stimmen erschüttert, drängt sich die Luft an die Fackeln heran, die, vom erschreckten Hauche berührt, neu zu lodern beginnen, derweilen im unerschöpflichen Sprudel der Rhythmen der Tanz sich immer wieder verjüngt!

Nur die Hoffnung bleibt fern dem tollen Gewühle! — In solange die Verzweiflung tanzt, rastet ihr göttliches Lächeln! —

Mit genialer Virtuosität verstand Irene, die Klänge des Claviers mit den kühnsten Gängen der Geigen zu verweben, und die künstlerisch kaum darstellbaren Rhythmen dieser wie aus augenblicklicher Eingebung entstehenden Musik zu errathen und wiederzugeben.

Der Graf hatte die größte Freude daran, denn er meinte, — Schöneres gäbe es doch nicht als den Czardás, als die Zigeunermusik.

Wenn Irene, erschöpft von der Anstrengung des Vortrages, dennoch wieder an das Clavier trat, um sich dem beglückenden Rausche der Musik von Neuem hinzugeben, da neckte Daniel seine schöne junge Tante wegen des nimmersatten Behagens, das sie an einer Aufregung fand, die sich mit der Ermüdung zu steigern schien.

„Oh Du ungerechter Prophet“, sagte sie alsdann scherzend zu ihm, „bin ich Dir nicht ernst genug, und meintest Du nicht selbst, es sei die Fröhlichkeit des Lebens beste Gabe?“ —

„Gewiß, Irene, mein Scherz ist ja nur der Ausdruck meiner Freude. Denkst Du, ich hätte über den ernsten Dingen, die mich beschäftigen, den Zauber unserer eigenartigen Genüsse vergessen? Mit den Zechern, freilich, werde ich es niemals halten“. — Bei diesen Worten trat ein schmerzlicher Ausdruck in seinen schönen wohlwollenden Blick, als trübte ein schwarzer Schatten der Erinnerung seine Seele.

Mit dem anbrechenden Winter nahte die Stunde, da Daniel Abschied nehmen sollte. Das Scheiden fiel ihnen Allen diesmal schwerer als sonst. Die Ahnung eines traurigen Wiedersehens schwebte über ihnen. Agnes, Irene und Daniels Mutter suchten nach Beweggründen, dessen Abreise zu verzögern, er selbst ließ sich einen Tag um den andern abschwatzen. Es hatte ihn einen schweren Kampf gekostet, bis er entschlossen war, sich durch nichts mehr zurückhalten zu lassen. Schwüle lag auf der Gegenwart. —

Was mochte die Zukunft bringen!?

Zu seiner Schwester aber sagte er: „Du solltest mich am wenigsten bereden hier zu bleiben, da Du doch weißt, was mich gerade diesmal bestimmen muß, Euch zu verlassen. Ehrlich will ich bleiben; aber kann ich dafür einstehen, daß ein unbewachter Blick, ein Wort mich nicht einmal ver-

Google

rathen. Und dann wäre diese schöne Freude unseres Beisammenseins dahin für immer! — Der Künstler sendet sein Werk hinaus in die Welt in dem Augenblicke, da er seine ganze Liebe daran hing und er es der Vollendung nahe glaubte; es verläßt ihn und wird Anderer Eigenthum. So komme auch ich mir in der letzten Zeit wie ein Künstler vor, der den schönen Stoff, den die Natur ihm bot, erkannte, ergriff und ihn absichtslos modelte und formte, bis er sein höchstes Wohlgefallen daran fand. Nun muß der Künstler scheiden, wenn er nicht zum Räuber werden will; denn schauen darf sein Auge, was es fassen und erreichen kann, nicht nach Allem begehren; und nur die Liebe zur Arbeit ist des Mannes ausschließliches und unbestrittenes Eigenthum; sie seine einzig wahre Religion. Nicht glühend, wie die Brunst zum Weibe in des Jünglings Seele lodert, sondern stetig und ernst, von Kindheit an gelehrt, geübt, gepflegt, verleiht nur sie den vollen Manneswerth. Nicht für den Zweck allein, der sichtbar ist, um ihrer selbst willen will die Arbeit geworben sein. Doch wer sich einmal ihre Gunst errang, dem bleibt sie treu und flieht nicht wie der Rausch der Leidenschaft. Sie überdauert Alles, was uns Glück verhieß und oft nur Unheil brachte; an ihr erhebt sich der Gebeugte wieder, sofern der Trieb zum Leben in ihm wohnt; den Dürftigen zwingt sie in des Erwerbes Bahn; dem Sorglosen bringt sie der Sorge Wohlthat; entbehrlich macht sie des Wohlergehens, müßige Verheißung und der Erwartung kargen Trost im Dulden; und Jedem, glaube mir, ist sie das Rettungsseil an der Vernichtung schmaler Grenze, an dem er, wenn auch mühsam, doch geheiligt, den steilen Pfad wieder hinaufklimmt zu der Menschenwürde unentbehrlichem Gefühle".

„Wohl hast Du Recht, Bruder, aber, nicht wahr, Du kehrst uns wieder?"

„Vielleicht, Agnes; der Winter ist lang, und ein Mann, der will, vermag gar viel . . . Wir sehen uns wieder — ja gewiß, liebe Schwester, ich fühle es — aber, ohne Reue muß es sein.

Als Daniel Abschied nahm, war Irene zwar recht betrübt, doch konnte sie beim letzten Gruße dem Scherze nicht widerstehen zu fragen: „Prophet, daß Du mir zum Frühling nicht etwa mit einer Braut, oder gar einer Frau wiederkehrst; — denn meine Erziehung ist noch lange nicht zu Ende".

* * *

Drei Jahre ihrer Ehe waren dahingegangen, und Irene hatte ihrem Gatten noch keinen Erben geschenkt. — Da wurde der Graf mit einem Male finster und nachdenklich. Die Fortpflanzung seines Namens war für ihn eine Frage des leidenschaftlichsten Ehrgeizes. Sollten ihn seine ungeduldigsten Erwartungen täuschen? Sollte aus dem Kinde, das er geehelicht hatte, durchaus keine Mutter werden wollen?

Er senkte den unruhigen Blick immer tiefer und durstiger in den glühenden Widerschein feurigen Weines. Was konnten ihm die giftigen

Google

Perlen enthüllen, die, aus feuchtem Grunde steigend, an der Oberfläche zerplatzen, — daß seine Blicke so gierig in deren Spiel starrten, während die schlaffen, stumpfen Lippen den Rand des Bechers berührten?!

Sein Benehmen Irenen gegenüber wurde hart und abstoßend. In auffälliger Weise zog er sich von ihr zurück. Sie ertrug den jähen Wechsel ihres ohnedies bescheidenen Glückes anfangs mit sanfter, wenn auch mit kindlichem Staunen vermischter Ergebung. Bald aber sollten lange Tage, ja Wochen vergehen, bis der Graf von seinen entlegenen Gütern für einen oder zwei Tage höchstens zum Stammsitze zurückkehrte. Kam er dann plötzlich, und wohl auch des Nachts, mit einer wüsten Gesellschaft, die eine Bande musicirender Zigeuner mit sich führte, nach Hause, so stürzte er ungestüm in Irenens Schlafgemach. — Das Gelage mußte besorgt werden; die Hausfrau durfte dabei nicht fehlen. — Wozu hatte er sie geheirathet?!

Zwei Tage lang währte manchmal das Zechen.

Von der betäubenden Musik bis zur Sinnlosigkeit gesteigert, trieben es die Gäste toller und toller.

Der Graf, meist trunken, übte das Hausrecht, zwischen ebenso unheimlicher Zärtlichkeit als Rohheit Irenen gegenüber abwechselnd.

Während der Stunden der Entnüchterung und Einsamkeit erstand in dieser allmählich die Erkenntniß ihrer ebenso traurigen wie unwürdigen Lage. Das Gefühl, welches in ihrem Herzen bisher den Platz der Liebe behauptet hatte, schwand bei dem Anblicke der Trunkenheit. Abscheu und Entsetzen traten an dessen Stelle. Sie weinte bitterlich bei dem Gedanken, das machtlose Opfer der Pflicht bleiben zu müssen.

Wie viele ihres Geschlechtes in jenen Ländern waren nicht auch die Genossen ihrer Schmach! Aber das Schicksal wollte es anders wenden.

Wohl kehrte Daniel wieder, noch ehe der Frühling kam, aber unter den Seinen erwartete ihn eine zwiefache Trauer. Er erschien noch zu rechter Zeit unter ihnen, um seiner sterbenden Mutter die Augen zu schließen. Sie hatte das Testament des todten Trunkenbolds, der ihr Gatte gewesen war, treulich erfüllt bis an das Ende. Zum letzten Male leuchtete ihr Auge im Anblicke der lichten herrlichen Gestalt ihres Daniels. Auf das traurige Verhängniß in Ókanys Hause war er schon durch Agnes vorbereitet worden.

Er fand Irenen sehr verändert. Jetzt galt es eine schwere Pflicht zu erfüllen. Wie sehr er auch litt, wenn sie aus der Wüste ihres Herzens zu ihm flüchtete wie zu einem Labung verheißenden Quell, seine Treue fühlte kein Wanken. Er hielt sie Irenen so wie dem Grafen, indem er sich selbst treu blieb. Dämmerte der Schein eines Vorwurfes in ihm, so traf er den Künstler, der mit der edlen Form, die er seinem Werke gab, auch Schmerzensfähigkeit geweckt und dessen Empfindsamkeit gesteigert hatte. So ungerecht gegen sich selbst und sein bestes Streben konnte sich nur sein vom Schmerze augenblicklich getrübter Geist äußern, denn, in der That war er Irenens Retter. Wie sie ihm ehemals die Führung ihres Geistes anheim-

Google

gab, so nahm er jetzt ihr Gemüth in Pflege. Innige Rührung bewegte ihn, wenn sie mit kindlicher Dankbarkeit zu ihm wie zu einem Erlöser aufblickte. Die scheinbare Willenlosigkeit ihres Wesens mochte die Qualen seiner Leidenschaft gemildert haben.

Das Städtchen, welches sie bewohnten, war gleichsam der Hauptsitz vieler durch Verwandtschaft unter einander verbundener Familien. Obwohl der Verkehr zwischen ihnen um vieles ungezwungener war, als es, unter dem Einflusse anderer Sitten hätte sein können, so gab Irenens Zurückgezogenheit vom geselligen Leben und ihr fast ausschließlicher Umgang mit Daniel bei der häufigen Abwesenheit ihres Mannes endlich doch Veranlassung zu Geflüster und Deuteln. Daniel, zwar freundlich mit Allen, stand den Leuten dennoch ferner. Bildung und Erziehung hatten eine natürliche Scheidewand geschaffen. Weshalb sollte gerade Irene in so auffälliger Weise von ihm bevorzugt werden? Ueberdieß war der Riß in Ókanys Hause auch nur zu sichtbar geworden.

Wenn ein Familienglied starb, so gebot die alte Sitte, daß an dem Tage, an dem dessen Vermächtnisse und Legate zur Vertheilung kamen, in dem Hause des Verstorbenen ein Familienfest gefeiert wurde, zu dem alle anwesenden Verwandten und überhaupt die in diesem Falle Bedachten geladen werden mußten. Dieser Gebrauch galt gleichsam als ein Dankopfer für den Todten, und es war üblich, daß Mehrere von den Anwesenden die herrlichen Eigenschaften des Dahingeschiedenen in wohl eingeprägten Redensarten priesen. So widerwärtig Daniel die Erfüllung dieser herkömmlichen Pflicht erschien, er konnte sich derselben nicht entziehen.

Die Gäste waren um eine große Tafel versammelt. Ókany hatte sich bei dem Liebesmale, seiner todten Schwester zu Ehren, ebenfalls eingefunden. Plötzlich erhob er sich von seinem Platze; man hätte erwarten sollen, daß auch er der Verstorbenen einen Nachruf widmete, obgleich ihm die Rede nicht geläufig floß. Statt dessen heftete er seinen Blick eine ganze Weile lang unverwandt auf einen ihm gegenübersitzenden Mann.

„Seht Ihr dort meinen lieben Vetter Lázár?“ hub er in einem Tone an, der ironisch klingen sollte, aber nichtsdestoweniger an der Schwerfälligkeit der Zunge des Redners keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Seht Ihr meinen geliebten Vetter Lázár? Nun, denkt Euch einmal diesen armen Lazarus; der hat mir bange machen wollen. Wir saßen bei einem Glase Weines. — Das ist seine schwache Stunde, dachte er; — denn wie wäre er sonst auf den tollen Einfall gekommen, mir Angst einjagen zu wollen, mir, dem Ókany?! Und womit? Das errathet Ihr nimmermehr? Mit meiner Irene und dem Daniel. Gelt Lázár, Du guter, treuer Freund, lalltest Du nicht Etwas von einem unerlaubten Verhältnisse zwischen den Beiden? — Meine Irene? — Es ist zum Lachen! Ich hätte den Kerl unter den Tisch trinken und ihn dann durchprügeln sollen; aber da wäret

Google

Ihr wohl um den Spaß gekommen, denn seine fünf Sinne hätte er sicherlich bis heute nicht wiedergefunden".

„Ein unerlaubtes Verhältniß! Seht Euch einmal diese an. Daß sie lügen könnte!? Alles müßte sie mir sagen, was sie auf dem Herzen hätte, wenn ich auch nicht ein so hochgebildeter und liebenswürdiger Mann bin wie mein Neffe Daniel; aber sie hat nichts auf dem Herzen. Das Weib des Ókany lügt nicht. Nun, sprich, Irene, hast Du wirklich ein unerlaubtes Verhältniß mit dem Propheten?" —

Das letzte Wort verschlang ein schallendes Gelächter, in das der sonderbare Spaßmacher ausbrach und mit dem er, sich wieder niederlassend, den Tisch erschütterte. Niemand hätte gewagt, den Sprecher zu unterbrechen. Die Gesellschaft aber gerieth in eine unbehagliche Stimmung. Es trat eine peinliche Pause ein. Irenens blasses Antlitz bedeckte sich mit Purpurröthe. Daniel, sich meisterhaft beherrschend, verzog den Mund zu einem mitleidigen Lächeln; und in dem Auge des Vetters leuchtete ein Zornesblitz, den er unter den Tisch schleuderte.

„Ich werde Dir den Spaß schon einbringen", dachte er bei sich selbst. —

Kurze Zeit darauf fühlte sich Irene Mutter. Die Freude über dieses Ereigniß hatte auf die Lebensweise des Grafen Einfluß genommen. Seltener verließ er sein Schloß; den Gelagen blieb er fern. Irenen aber erwies er ein Maß von Aufmerksamkeit und Sorgfalt, dessen Ungewohntheit sie dankbar hinnahm, ohne sich indessen darum glücklicher fühlen zu können. Daniels gelehrige Schülerin lebte ihren Pflichten. Ihn sah sie weniger oft. Nicht des tückischen Vetters wegen; sondern, weil der Graf die Abendstunden meist mit ihr verbrachte, was die Besuche bei Agnes ebenso beschränkte als das Erscheinen dieser im Hause Ókany.

Der Graf war der Beneidenswertheste unter ihnen geworden.

Hatte Daniel seine Mission vollendet? Fühlte er eine erquickende Befriedigung über den eingetretenen Wechsel.

Agnes ausgenommen, wird wohl Niemand die geheimsten Regungen dieser selbstlosen Seele errathen haben. Jedenfalls liebte er Irenen mehr als sich selbst, daß er den lichten Schimmer an dem düsteren Horizonte ihres Schicksales mit schmerzlicher Freude begrüßte. Aber, aber! Der trunkene, Liebe stammelnde Oheim, und Irenens holdseliges Wesen! — Es war eine Grauen erregende Vorstellung.

Lázár galt als der muthmaßliche Erbe eines großen Theiles der dem kinderlosen Ókany gehörigen Güter. Er war weit jünger als dieser und hatte sich kurz vor dem Vetter, um die Hand der schönen Irene beworben. Man hatte ihn nicht geradezu abgewiesen; als indessen der stolze Graf gekommen war, hatte jener den Platz räumen müssen, das war selbstverständlich gewesen.

Von jenem Augenblicke an trug er einen Groll mit sich, dem erklärliche Befürchtungen nicht fremd waren.

Google

Doch hütete er sich, sein wahres Gesicht zu zeigen. Er wußte im Gegentheile des Vetters Gunst in höherem Maße zu erwerben als bisher und ihn in dem Glauben zu bestärken, daß sich Keiner dessen Glückes aufrichtiger freue; daß nichts natürlicher gewesen sei, als einem Nebenbuhler weichen zu müssen, dessen Werbung auszuschlagen, keine Familie des Landes gewagt haben würde. Gleichzeitig unterließ er nicht, zu betheuern, wie tief ihn der Schmerz, Irenen entsagen zu müssen, in's Leben traf. — Wohl hoffe er, es werde sich diese des ihr widerfahrenen Glückes stets würdig zeigen und ihn das schmerzliche Opfer des seinen nicht bereuen lassen.

So sprach er sich zu dem Grafen aus, und indem er dessen Eitelkeit schmeichelte, erregte er Theilnahme und Vertrauen.

Er war es, dem der Graf nach dreijähriger Ehe das tiefe Aergerniß mittheilte, welches fehlgeschlagene Hoffnungen ihm verursachten; er war es, der die tollen Zechgelage wieder in Schwung brachte, um den armen Vetter seiner Tiefsinnigkeit zu entreißen, so daß der stolze Ókany, durch dessen Anwesenheit sich alle hochgeehrt fühlten, endlich überall zu finden war, wo die wüste Sippe ihr Unwesen trieb. — Mit dem Ausfalle gegen Daniel und Irene hatte sich Lázár nun gründlich verrechnet. Ókanys stolzer und doch auch argloser Sinn wies jede noch so geschickt geplante Verdächtigung zurück. Er antwortete mit Spott und Hohn und ließ, wie der Vorgang in jener Gesellschaft bewies, Lázár beschämt wie einen Knaben unter aller Augen das Opfer seines Witzes werden.

Mehr als das wurmte Letzteren die überraschende Kunde von Irenens Erwartung und des Grafen tugendhafter Anwandlung, aus dem mit einem Male ein sorgsamer Gatte geworden war. Daß die Gräfin ihn seit dem Abende verabscheuen, daß ihr Einfluß den letzten Rest von Gunst in Ókanys Herzen vernichten würde, dünkte ihm unzweifelhaft.

Arme Irene! Sie dachte an das Wesen, das sie unter dem Herzen trug, und an die schönen, immer seltener werdenden Stunden, die sie mit Daniel verlebt hatte. An nichts sonst.

Lázár aber sann auf rasche und wirksame Vergeltung.

* * *

Mitten unter Ókanys Feldern lag ein schönes Stück Waldes, welches Lázár gehörte. Den Grafen hatte dieser fremde Fleck Erde mitten in seinem Eigenthume längst verdrossen. Zu wiederholten Malen war er in den Vetter gedrungen, daß er ihm den Grund käuflich überließe. Doch Lázár begehrte ein gar schweres Stück Geld, und sie konnten nicht handelseins werden. So stand die Sache, ehe Ókanys Wahl auf Irenen fiel. „Sonderbar", dachte Lázár damals, da er allen Grund hatte, sich als des kinderlosen Grafen nächster Verwandte und als letzter Ókany für dessen Erben zu halten, dem die den Wald umgrenzenden Grundstücke zufielen, — „sonderbar, daß sich der Vetter so hartnäckig auf den Besitz des Waldes steifte! —". Der sonst

Google

so schlaue Lázár hatte übersehen, daß es nur des Grafen Eitelkeit war, die seinem Besitze einen ununterbrochenen Zusammenhang zu geben begehrte. — Unter den gegenwärtigen Verhältnissen freilich, schien ihm des Vetters Wunsch weit erklärlicher. Doch hatte Ókany seit jener Zeit kein Wort über die Angelegenheit verloren.

„Jetzt aber sollst Du den Wald haben, Vetter, und hättest Du auch seiner schon vergessen, ich werde Dir ihn wieder in Erinnerung bringen, und reuen soll es Dich, daß Du die billige Forderung von damals ausschlugest“, murmelte Lázár vor sich hin. Es gelang ihm, sich mit Mehreren seiner Zechgenossen über eine fingirte Feilbietung zu verständigen. Ward es möglich Ókany's Angebot bis zu der unter ihnen verabredeten Höhe zu steigern, so behielt Lázár die Summe, die ihm der Wald werth war, indessen der Ueberschuß unter den Freunden vertheilt wurde. Mißlang der Plan, so hatte sich Lázár mittelst eines zwischen ihm und dem Meistbietenden geschlossenen Scheingeschäftes seiner Sicherheit versehen, und die Gesellschaft ging, sich mit einem immer willkommenen Gelage begnügend, auseinander.

Kauf- und Tauschgeschäfte liefen höchst selten nur ohne dieses ab; und wohl dem, den die Natur mit jenem ansehnlichen Maße von Widerstandsfähigkeit ausgerüstet hatte, daß er sich gegen die haarsträubendsten Uebervortheilungen wehren konnte.

Die Kunde von der bevorstehenden Feilbietung mußte den Grafen unvorbereitet treffen. Abgesehen davon, daß sie den Verhältnissen der Oertlichkeit gemäß wie ein Ereigniß wirken würde, war, wie Lázár diesmal ganz richtig rechnete, die seltsame Weise, auf welche der in Ókanys Gedächtniß schlummernde Wunsch von ehemals plötzlich und gewaltsam geweckt wurde, nicht nur dazu angethan, dessen Heftigkeit wieder zu entzünden, sondern auch dessen Hartnäckigkeit zu steigern. Die unerwartete Concurrenz, der er sich gegenüber befand, mußte den ahnungslosen Grafen zu einem eben so jähen als energischen Entschlusse zwingen. —

Lázár hatte sich nicht getäuscht. Der Graf brach in heftigen Unwillen aus, da er davon hörte. Es kam ihm unverzeihlich vor, daß Lázár glauben mochte, er könne ihm, dem reichen Ókany, den Wald so mir nichts dir nichts weglicitiren. Davon konnte nicht die Rede sein. Ein Besitzer mitten unter seinen Grundstücken, der nicht zum mindesten Ókany hieß, ging weit hinaus über die Grenze seiner Vorstellungen.

Irene bat ihn, daheim zu bleiben einstweilen, wenigstens von dem Geschäft abzustehen. Sie meinte, Lázár werde doch keinen ernsthaften Käufer für den Wald finden, und später, wenn ihm derselbe verblieb, ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen. Doch konnte das Alles nichts helfen.

So maßlos war des Grafen Eitelkeit, daß er auf Irenens letzte Bitte, er möge Daniels Ansicht über die Sache hören, bevor er sich entscheide, in zornige Erregung gerieth und ausrief: „Glaubst Du denn wirklich, daß Dein Prophet Alles besser weiß, als Andere? oder, soll ich mir etwa mit Daniels

Google

Philosophie über Lázárs Unverschämtheit hinweghelfen? — Das versteh ich besser. — Unter den Tisch trinken muß man die frechen Kerle, daß ihnen das Licitiren vergeht: — und den Lázár nehme ich mir noch insbesondere vor. — Aber ehe ich den Wald einer fremden Hand überlasse — eh' soll das kleine Ding nicht leben, das Du mir schenken wirst — und das ist genug gesagt, der Teufel hol' mich!"

Er mochte in dem Augenblicke empfinden, wirklich zu viel gesagt zu haben, denn er wendete sich in beinahe zärtlichem Tone zu Irenen und sprach: „Beruhige Dich, Irene. Den Wald krieg ich, und morgen, ehe der Abend anbricht, bringe ich ihn Dir: — ja den ganzen Wald; und zwar als Geschenk für das kleine Ding da. Nun, was sagst Du jetzt dazu?" —

Er küßte sie auf die Stirn und ging. Sie zuckte zusammen.

Als sie am nächsten Morgen das Rollen des Wagens im Hofraum vernahm, da ward ihr, als hörte sie das Rollen des Donners aus der Ferne. Ein unheilbringendes Gewitter schien gegen ihr Haupt im Anzuge.

Vergeblich erwartete sie Ókanys Wiederkehr. Sie sann auf allerlei, da es Nacht geworden war; aber was vermochte das Denken und Grübeln? Da dachte sie an „das kleine Ding" und legte sich zur Ruhe. Recht bange zwar, aber mit einem frommen Wunsche im Herzen schlief sie ein.

Der sanfte, den Lippen entfliehende Athem, vertiefte sich bisweilen zu einem Seufzer; ihre Hand schien eine Falte glätten zu wollen, die sich ernst auf der Stirne zusammenzog; dann wieder lächelte ihr Mund, als flüsterte eine Stimme von Innen:

„Sei wohlgemuth, süße Mutter; ich wache und hüte deinen Schlaf".

Da, plötzlich, schrie sie laut im Schlafe auf; — ein entsetzliches Getöse hatte sie geweckt. Was war das? Horchend erhob sie sich im Bette. — Johlende Stimmen mit den Klängen einer wilden Musik in grauenhaften Mißtönen wetteifernd, peitschten das erschreckte Ohr. Menschliche Tritte polterten das Treppenhaus des Schlosses hinan. Die dröhnende Stimme des Grafen drang herrschend durch den unheimlichen Lärm. Er rief ihren Namen. — Die Musik verschlang seinen Ruf. — Thüren wurden aufgerissen und fielen zu — im großen Saale wurden Stühle gerückt und umgeworfen — wüstes Gelächter folgte. Flüche zum Entsetzen erregten Heiterkeit; Scherze zum Abscheu unmenschliches Wohlgefallen.

Alles durcheinander, und darüber und darunter! —

Und immer wieder brüllte Ókany den Namen Irene. — Irene, scholl das Echo von den Wänden des Schlafgemaches zurück, bis dessen Thür in den Angeln erbebte, und der Graf dicht am Bette seines Weibes stand.

Die Stimme versagte ihm; aber sie sah in der Dunkelheit zwei glühende Kohlen, welche ein in wuthschäumenden Lippen versinkendes „Hörst Du mich nicht, auf sollst Du?!" nur zu erschreckend deutlich errathen ließen.

„Was willst Du?" zitterte kaum hörbar ihre Stimme.

„Auf sollst Du, auf!" rief der Graf mit schwerer Anstrengung; — „in

Google

den Keller; Wein her! — Sie erwarten die Hausfrau — aufspielen sollst Du nur mit den Zigeunern. — Hörst Du nicht Lázárs höhnendes Gelächter? — Der soll nicht wieder glauben, daß Du es mit dem Daniel hältst; hörst Du?!"

Und in der That wer es Lázár, der sich vernehmen ließ: „Ich krieg' ihn dennoch herunter, den stolzen Ókany, und seine schöne Irene wird uns den Trank dazu credenzen! Der Spott soll ihm theuer zu stehen kommen. Mag ihm dann sein Täubchen wieder auf die Beine helfen; eine sauere Arbeit wird es abgeben, bis sie wieder einen Menschen aus ihm macht. Wie die Bestie brüllt! Das ist einmal eine Nacht, so lustig, wie sie meine Muhme wohl nicht erwartet hat".

Und immer wieder schrie der Graf Irene die fürchterliche Aufforderung zu.

Der Schreck hatte ihr Leib und Seele gelähmt. Indessen sie unfähig war sich zu besinnen, ob sie den Rasenden mit zärtlichen Worten beschwichtigen, oder energischen Widerstand leisten sollte, fühlte sie nur, wie sich zwei schwere Hände in ihre Arme eindrückten. —

Da preßten ihr Angst und Verzweiflung den Schmerzensschrei heraus: „Ókany, Ókany, denk' an Dein Kind, das Du erwürgst!"

Reizte der vorwurfsvolle Ton ihrer Stimme den Tollen noch mehr, oder war die einmal entfesselte Kraft nicht mehr aufzuhalten, daß sie sich nicht an dem herzzerreißenden Anblicke der Entheiligung brach? — Doch der Wuth ist es ja eigenthümlich, daß sie sich um so tiefer in ihr Opfer bohrt, je mehr sie dessen Schwäche fühlt — und so war der letzte Tropfen Besinnung aus dem zum Thiere gewordenen Trunkenbolde gewichen.

Unter Flüchen, die das Ohr eines Mannes erschüttern konnten, faßte er sein Weib bei dem langen weichen Haare, mit dem er ehemals gespielt hatte, und zerrte die halb Entblößte durch das anstoßende Gemach bis in den Saal, wo die Urheber seiner Schmach ihn erwarteten.

„Da ist meine schöne gehorsame Herrin", rief er ihnen mit einem rohen, doch beinahe herzlichen Lachen zu. —

„Und hat Einer von Euch ein Weib, so sanft und anmuthig wie das meine? — Ihr stutzt, nicht wahr? — Ja, meine Irene!?" — und, indem er dieses sagte, setzte er sich in den Kreis seiner unheimlichen Gäste, nahm die Unglückliche auf den Schoß und streichelte ihr sanft die Wangen, als wäre nichts vorgefallen. Sie aber entglitt seinen sie lässig umfassenden Armen und fiel wie leblos zu Boden. —

Erschreckt beugte sich der Graf über sie. „Blut, Blut!" schrie er — „Jesus, Maria! sie ist todt! — Daniel, Daniel zu Hilfe!" —

Lázár schlich sich unbemerkt hinweg. — Erstarrt sahen die Anderen eine Weile zu, wie Ókany die Hände rang.

* * *

Google

Irenens kräftige Natur überwand eine schwere Ohnmacht. Einige unbedeutende Verletzungen ausgenommen, war von der schaurigen Nacht nichts übrig geblieben, als der Nachhall ihrer Schrecknisse.

Sie lag auf ihrem Bette mit geschlossenen Augen; mitten zwischen den Brauen senkte sich eine tiefe gedankenvolle Falte in die Stirne.

Als der Graf zur Besinnung gekommen war, fühlte er einen Schmerz, der ihm wie Feuer im Gehirn und Herzen wühlte. Der Gedanke, sein Unrecht nie wieder gut machen zu können, erfaßte ihn mit zerstörender Gewalt. Zum ersten Male in seinem Leben glaubte er einem Etwas gegenüber zu stehen, das stärker war als er. Er hatte in seinem Weibe sich selbst und seine Ehre mißhandelt. Sein Stolz war gebrochen. Er wagte am folgenden Tage nicht nach dem Befinden seiner Gattin sich zu erkundigen; an der Schwelle ihres Gemaches hielt sein eigener Fluch unerbittliche Wache und verschloß ihm das Heiligthum. Wie ein geprügeltes Thier, schlich er um das Schloß herum. — Alles beobachtend, was vorging — Nichts unterbrechend; nach Nichts fragend. — In eine Ecke verkrochen, sah er Daniel durch den Hofraum schreiten; er hörte ihn nach Irene fragen — er wartete ab, bis Jener nach geraumer Frist die Treppe wieder herunterkam. Ohne sein Versteck zu verrathen, ließ er ihn wieder aus dem Schlosse gehen. Mit Rast und Ruhe war es vorbei in ihm. Der Abend kam; — er hieß die Pferde anspannen. Unter dem Vorwande dringender Geschäfte wollte er nach einem seiner Güter fahren, die Nacht dort zubringen und erst am nächsten Abende wiederkehren. Vielleicht dann —!

Wie damals, als er nach Lázárs Landhause ging, hörte Irene das Rollen des Wagens im Schloßhofe; ihr war, als entferne sich diesmal ein Gewitter. Es wurde ihr berichtet, daß der Graf das Haus verlassen habe.

Ókany durchwachte eine qualvolle Nacht. Der Schmerz hatte ihn von seinem Herde weggetrieben; eine unbeschreibliche Angst trieb ihn dahin zurück. Er wartete nicht ab, bis es Abend wurde, um heimzufahren.

Sein Diener überreichte ihm ein Schreiben. Er erkannte Irenens Handschrift; es war der erste Brief, den sie an ihn richtete.

„Da Dein Weib, wie Du weißt, nicht lügt, so erfahre, daß mich Daniel in Sicherheit gebracht hat. Das Ziel meiner Reise wird Dir bekannt werden. Dort wirst Du mich finden, in meinem Hause und unter Daniels Schutze.

„Ich gehöre Niemanden an, aber auch Dir nicht mehr.

„Die Sorge für ein Wesen, das leben will, macht mir diesen Schritt zur Pflicht. Wer weiß, ob Du nicht schon einen Mord begangen hast!? Ein gnädiges Schicksal bewahre Dich davor, daß dieser Vorwurf auf Deine Seele falle“.

Das war des Briefes Inhalt.

Der wuchtige Graf brach in sich selbst zusammen. Vergebens versuchte der Diener, ihn auf das Bett zu bringen. Am andern Morgen saß er in derselben Stellung auf seinem Stuhle! — er war ein alter Mann geworden.

Google

Irene hatte ihren Wohnsitz in der Hauptstadt des Reiches aufgeschlagen. Daniel, der mit den Verhältnissen des Ortes vollkommen vertraut war, half ihr das neue bescheidene Heim gründen. Zwei Monate später kam ein Mädchen zur Welt, das auf den Namen Daniela getauft wurde.

Irene ahnte nichts von dem Schmerze, den sie dem Manne, der sie liebte, mit diesem Zeichen der Freude und Dankbarkeit bereitete. Erst nachdem dieses Ereigniß glücklich überstanden war, ließ sie den Grafen von ihrem Aufenthalte in Kenntniß setzen und ihm sagen, daß sich sein Kind wohl befinde.

Sonst erfuhr Niemand von ihren dermaligen Verhältnissen.

Agnes freilich wußte um Alles.

Ókany hatte sich seit Irenens Flucht von allem und jedem Verkehr abgesondert. Begegnete ihm zufällig einmal auf dem Wege zu den Gehöften einer seiner Verwandten, so wich er aus oder nahm, wenn es nicht mehr möglich war, Jedem die Frage nach Irenen vorwegs aus dem Munde. „Möchte gerne wissen, nicht wahr, wie es mit Ihr steht? Es genügt wohl, daß ich es weiß. — Versteht Ihr mich? — und, daß sie mit meiner Zustimmung handelt, versteht sich von selbst; und — um Weiteres habt Ihr Euch wohl nicht zu kümmern?“

Wer hätte auch gewagt ihn zu fragen, so finster sah er drein; so verstört schien er Allen. Noch lastete der Eindruck des entsetzlichen Vorfalls wie ein Alp auf der ganzen Sippschaft. — Lázár hatte er auch nicht wieder gesehen; auch kam er nicht in die Gegend, wo sich der Wald befand, den er erstanden hatte. — Als er die Nachricht über Weib und Kind erhielt, befiel ihn ein Schluchzen, das nicht mehr zu stillen schien. Das einst so stolze Gebäude ächzte unter des Schmerzes unbarmherzigen Schlägen. Während einiger Tage zeigte er sich nicht einmal seinem Diener. Mühsam raffte er die Trümmer seines Muthes zusammen, um Irenen den Empfang ihrer Mittheilung zu bestätigen. In wenigen Worten schrieb er sein Urtheil, und — er hatte sich nicht geschont. — Doch lag in seinem Bekenntnisse ein Maß von Würde, das mit der demüthigen Erinnerung, die er zurückgelassen hatte, in seltsamem Widerspruche stand. Er billigte die Handlungsweise der Gräfin, deren Gerechtigkeit mit Ergebung anerkennend, und drückte Beruhigung darüber aus, daß ihr Daniel schützend zur Seite bleibe. Besorgt bat er, der Neffe möge ihn ja wissen lassen, in welcher Weise er für Irenens Bedürfnisse Vorsorge treffen könne. Er legte sich selbst die härteste Strafe auf, indem er vermied, ein zärtliches Wort an sein Weib zu richten. — Nur der lieben kleinen Daniela sendete er einen Kuß von dem Vater und schloß mit den Worten: „ich habe immer gewußt, daß Du mich nicht belügen kannst, und damit ist mir mein Schicksal klar. Gottes Wille geschehe“.

Nach diesem Briefe war es zwischen beiden eine lange Zeit still geblieben. Der Graf hatte sich vorgenommen, während eines Jahres zu schweigen, und erst weiter zu überlegen, was zu thun sei, wenn dieses abgelaufen war.

Irene lebte in stiller Zurückgezogenheit mit dem Kinde und der Ent-

Google

wicklung aber jener Anlagen und Fähigkeiten, die unter Daniels Pflege einst so üppig und verheißungsvoll aufgeblüht waren. — Die lebendige Anschauung der Kunstwerke, wie sie die Stadt in reichem Maße bot, ergänzte den Inhalt ihres Lebens mit ebenso befruchtenden als wunderbaren Eindrücken. Mit der Ausbildung eines selbständigen und bewußten Urtheiles erweiterte sich der Kreis der Genüsse und vertiefte sich ihr Sinn in das, was er als das Edelste erkannte. Wenn auch zuweilen ein Gefühl des Mitleides nach dem fernen Heimathlande hinüberschweifte; — unvergeßlich blieb das Andenken an jene Nacht. Der Schreck hatte ihr ein unauslöschliches Flammenzeichen der Erinnerung aufgedrückt.

Daniel liebte und litt und freute sich, ein gutes Werk vollführt zu haben. Auch jetzt wich er keinen Schritt vom Wege, denn ein wahrer Künstler vermag sein Werk zu zertrümmern, aber nicht zu entstellen.

Der erste Geburtstag der kleinen Daniela war angebrochen und begrüßte mit hellem Sonnenscheine die rosigen Wangen des in der Wiege schlummernden Kindes.

Daniel brachte seiner kleinen Muhme mit einem Rosensträußchen die ersten Huldigungen dar. Im holdesten Farbenreize stand ihm die blühende Mutter zur Seite.

Wohl selten trafen drei Blüthen so herrlich sich zusammen.

Wohlgefallen in das Auge zu streuen, waren keine schöner geschaffen als diese. Und doch war es kein glückliches Loos, an dem ihre Schönheit gedieh. Flüchtlinge waren sie nur, die das Entsetzen vereinte.

Wie schwer es auch Daniel wurde, die Harmonie des kleinen Festes zu stören, so mußte es dennoch sein. Ein Brief seiner Schwester brannte ihm auf der Seele. Des Schreibens dringlichen Inhalt Irenen zu verschweigen war unmöglich. Es handelte sich um einen ernsten, peinlichen Entschluß.

„Letzthin“ — schrieb Agnes — „klopft es an meine Thüre; eine gebrochene Stimme ruft gleichzeitig: ‚Ist's erlaubt, Nichte Agnes?‘ — und in das Zimmer tritt Ofany.

Du weißt, Daniel, seit wann ich ihn nicht gesehen habe.

Er ist unkenntlich. — Der flehende Ton, in dem er sprach, erschütterte mich bis in die tiefste Seele. Wie sieht er nur aus!

Aus dem stolzen Oheim ist die Gestalt eines Bettlers geworden. Eine Todeskrankheit wühlt in seinen eingefallenen abgezehrten Zügen. — Was er wollte? — Wie schreib ich es Dir? — Sehen will er die Seinen noch einmal, bevor er von dem Leben scheidet. — Da ist es heraus. Er spricht mit so unwiderleglicher Ueberzeugung von seinem nahen Ende, daß ich selbst daran glauben muß, zumal ich in sein geisterhaftes Auge schaue. Da er aber fühlt, wie sehr er jeden Anspruch auf Erhörung verwirkt hat, so scheint ihn die Furcht, es könne, was er wünscht, gar nicht oder zu spät geschehen, mehr zu martern, als die Sehnsucht nach Irenen und dem Kinde. Sein Ton klingt so wehmüthig, seine Geberde ist so gebeugt, daß man kein

Google

Herz im Leibe haben müßte, wenn es sich seiner nicht erbarmte. „Laß den Daniel meinen Fürsprecher sein“, sagte er schluchzend, daß es mich ängstigte, er möchte an seinen Thränen ersticken. „Aber bald, bald! Oh mein Kind, mein Kind!“ rief er ein um das andere Mal aus.

Getrost mag ich Deinem Herzen, lieber Bruder, die Verwendung dieses Briefes überlassen; es wird das Rechte treffen. Für Dich allein aber füge ich eine Bemerkung bei, die Deine Kenntniß der hiesigen Verhältnisse sogleich ihrer Bedeutung gemäß würdigen wird. Doch, Du eräthst schon — und es bedarf meinerseits kaum der Hinweisung auf den Nachtheil, der Irenen und der Kleinen — Daniela erwachsen könnte, wenn sie zu spät hier einträfen. In welcher Weise man unter unseren Landsleuten die Verwickelungen einer Erbschaftsangelegenheit zu lösen pflegt! — Wen belehre ich darüber? Welch einen ungünstigen Eindruck es hervorrufen würde, wenn nach Allem, was vorfiel, Ókanys Wittwe plötzlich und unvorbereitet den Wirrungen materieller Fragen gegenüberstünde? Wer erkännte es besser, als Du? — Wo die Stimme des Herzens schweigt, fällt die der Klugheit ein. — Ich bin, gegen meine Gewohnheit, umständlich mit Dir geworden, aber noch schwingen die Nerven in mir von dem, was ich sah und hörte.“

Agnes war ein vernünftiges, gutes und überlegtes Geschöpf, Daniel begriff im ersten Augenblicke, was zu thun sei. Er unterrichtete Irene von dem, was ihr zu wissen nöthig war, und sprach:

„Wenn Du meinem Rathe folgen willst, dann ziehe hin und thue Deine Pflicht an dem kranken Manne. Dein Kind ist kräftig und wohl!“

„Ich habe mich von Dir führen lassen bis hierher“, erwiderte Irene muthig, „Du schickst mich fort und ich folge Dir. — Denn Du weißt das Beste“.

Daniel benachrichtigte seine Schwester von dem Tage, an dem Irene abreisen würde.

* * *

Zur Zeit, da die Länder des Ostens noch nicht von Schienenwegen durchzogen waren, bedurfte Irene mehrerer ermüdender Tagesreisen, um die Heimath der Ókanys zu erreichen.

Auf einer ungeheueren baumlosen Ebene, die man in der Abenddämmerung für das Meer halten konnte, so ähnlich war die schwarze Erdenmasse der schweren Wasserfluth, lag ein großes stattliches Einkehrwirthshaus, das letzte Nachtquartier der Reisenden vor deren Ankunft in dem Städtchen, dem Ziele der Fahrt. —

Der Wagen humpelte etwas unsanft über den mit hölzernen Dielen belegten Hausflur, so daß die kleine Daniela durch das Geräusch erschreckt, aus süßem Schlummer erwachte. Irene gab die Befehle für die Fortsetzung der Reise am folgenden Morgen und zog sich auf ihr Gemach zurück. Uebermüdung und Aufregung kämpften gegen der Ruhe Wohlthat.

Google

Schlaflos setzte sie sich an das offene Fenster. Der Mond war eben aufgegangen und beleuchtete die grenzenlose Einsamkeit. Niemals war ihr diese so traurig erschienen.

Wie leicht ward es ihrer Phantasie ehemals, die weiten lautlosen Fluren der Heimath mit heiteren hoffnungsvollen Bildern zu beleben?! — Und heute blickte sie in ein unendliches düsteres Grab, auf dem dunkele Gestalten des Schreckens und Todes unter des Nachtgestirnes kalten Strahlen unheimlich umherwankten.

Was stand ihr Alles bevor?

Sie schauerte zusammen. Im Hause war es längst still geworden. Ja, still war die Nacht, daß man ein Blatt zur Erde fallen hören konnte. Halb träumend hielt sie das müde Haupt, das sie auf die Hand stützte, der frostigen Luft entgegen und horchte, ob denn nichts des Schweigens furchtbaren Ernst unterbrechen würde. Da regte sich's plötzlich im unteren Hausflur. Sie glaubte das Gemurmel von Stimmen zu vernehmen; — gleichzeitig drang von der Seite des Hofes ein dumpfer Lärm herüber; er mochte von dem Stampfen der Pferde im Stalle herrühren. Schon begrüßte sie die Zeichen des Lebens mit einer dankbaren Empfindung.

So war denn die Oede des Todes nur eine vorübergehende gewesen, und sie selbst saß nicht auf einem Grabe?! — Da ward es mit einem Male stille — die Pferde stampften nicht mehr, aber deutlicher als zuvor unterschied sie bald darauf den Klang der Stimmen. — Die eine schien ihr bekannt, die andere meinte sie noch niemals gehört zu haben. Sie hielt den Athem an und lauschte. —

Ein scharf schneidiger Ton drang bis in ihr Ohr, daß ihre Seele sich vor Entsetzen sträubte.

Das ist ja Lázárs Stimme, dachte sie. Oh! sie hatte sich seinen Ton wohlgemerkt — und streckte unwillkürlich den Arm nach dem schlummernden Kinde aus.

Der letzte Rest von Wärme in dem erstarrten Herzen hatte ihr diese Bewegung eingegeben, indessen ihr Auge ängstlich bald nach dem Fenster, bald nach der Thüre blickte.

Kaum blieb ihr Zeit zu weiterem Besinnen, als aus dem hinteren Hofraume, um die Ecke des Hauses biegend, ein Viergespann hervorbrach, welches in der Richtung des Mondlichtes über die Ebene sauste. Neben dem, der die Pferde lenkte, saß eine breite schwerfällige Gestalt. Ein Augenblick genügte, um Irenen die Umrisse ihres Gatten erkennen zu lassen, der sich krampfhaft am Kutschbocke festhielt. Ebenso schnell war das Gespann entschwunden, als das Auge Zeit braucht, um sich zu erholen, wenn es ein Blitzstrahl blendet. Sie stieß einen Schrei aus, mit dem sie die kleine Daniela beim Namen rief, um sich zu überzeugen, daß das Kind lebe. Als dieses die schlaftrunkenen Aeuglein öffnete und Irene das warme Gesichtchen an ihren Lippen fühlte, strich sie mit der Hand über die eiskalte Stirne. —

Google

Die Gräfin fühlte am Morgen nicht den Muth, zu fragen, wer die beiden Männer gewesen waren, welche die nächtliche Fahrt unternommen hatten. Sie setzte die Reise fort. Peinliche Ahnungen begleiteten sie über die lange, noch zurückzulegende Strecke. Schon dämmerte der Abend, als der Wagen in Ókanys Schloßhofe hielt. —

Irene stürzte in die ausgebreiteten Arme ihrer Freundin Agnes.

Sie fühlte diese Begegnung wie eine unerwartete Wohlthat.

„Arme Tante", sagte Daniels Schwester, „wie wirst Du diese Räume wiederfinden?!"

„Um des Himmels Willen, was ist geschehen; ist Ókany todt?"

„Trauriger als das" erwiderte jene mit Fassung. Am Treppenhause angelangt, vernahmen sie ein vielstimmiges Geflüster.

Waren das nicht dieselben dunkelen Gestalten, die auf dem Grabe umherwankten in der nächtlichen Einöde? dachte Irene. Aber es waren lebendige greifbare Menschen, die das Haus vom Eingange bis zu Ókanys Schlafgemache füllten. Verwandte, Bekannte, Diener, Leute vom Lande, kurz, Alles, was irgendwie mit dem Grafen in Verbindung stand. — Sie drängten sich aus dem Wege, als sie der Gräfin ansichtig wurden, und grüßten sie ehrfurchtsvoll.

„Nicht todt? aber trauriger als das!" wiederholte Irene für sich in Gedanken, indem sie die Treppe hinaufschritt und ihr Kind heftiger an sich preßte. Fast hätte ihr Fuß an einen Knieenden gestoßen, der sich in der Mitte des Weges befand. Daniela streckte die kleinen Finger nach der Gestalt aus. Irene hielt einen Augenblick betroffen inne. — Es war Lázár, der nach dem Saume ihres Kleides langte und ihn küßte.

Derselbe Lázár, der so vielen Unheiles Urheber gewesen; jetzt so demüthig, ja unterthänig! —

Er geleitete die Gräfin an das Krankenlager ihres Gatten. Eine Handbewegung und ein Blick aus dem halb gebrochenem Auge, das der Graf mühevoll zu ihr aufschlug, sollten Irene sagen, daß er ihrer Anwesenheit bewußt sei. Es ward ihr klar, daß ein Sterbender vor ihr lag. Sie kniete nieder und hielt ihm das Kind entgegen.

Nach einigen Minuten lautloser Stille verrieth eine krampfhafte Anstrengung, die Ókany mit dem Arme machte, den Versuch, einen Wunsch zu äußern.

Seine Züge verzerrte der Schmerz. Sprechen konnte er nicht. Dicht am Bette stand ein Tisch, auf dem zwei beschriebene Bogen Papier lagen, Irene suchte vergebens ihres Mannes Willen zu errathen. Sie erhob sich; — sie beugte sich über ihn. — O! Was ist es für eine Pein, ein Leben entfliehen zu sehen, welches nur ein unauflösliches Räthsel hinterläßt! Wollte er die kleine Daniela küssen; wollte er sie segnen? Wollte er Verzeihung erflehen, im letzten Augenblicke? — Der arme Mann! —

Sie legte die Hand auf seine Stirne. Sie war in Todesschweiß

Google

gebadet. Die Berührung mochte ihm wohl thun; denn endlich kehrte ein Fünkchen Leben wieder — er schien mit Begierde darnach zu greifen und wendete all' sein erneutes Ringen der Bewegung des Armes zu, bis daß es ihm gelang, mit den halb erstarrten Fingern auf die beiden Documente hinzuweisen; Irene begriff, was er wollte. Erschöpft sank Ókany tiefer in sein Lager zurück.

Ein an Irene gerichteter Brief war wenige Stunden vor ihrer Ankunft geschrieben. Er hatte sie am Abende zuvor noch einmal gesehen. Der Vorwurf, der in seinem Herzen wühlte, hatte einen furchtbaren Entschluß zur Reife gebracht. —

Der Graf hatte sich am letzten Tage seines Bußejahres erschossen. — Irene sollte ihn todt wiederfinden. Alles war vorbereitet. Ein Unfall spottete seiner Berechnung. Lázárn hatte er seine letzten Befehle anvertraut. Ihn hatte er in das Geheimniß eingeweiht. Was diesen bewog, sich seinem Vetter unter so gräßlichen Umständen willfährig und unterwürfig zu bezeigen, — wer mag es wissen? —

Ókanys Abschiedworte an sein Weib klangen rührend.

„Ich habe Dich gesehen, da Du es nicht ahntest. Ja, Dich und unser liebes Kind", schrieb er, „aber Dein schönes Auge sollte nicht mehr dem meinen begegnen, das einst mit frechem Blicke die Scham zerriß, die Deines Wesens schönster Reiz gewesen war. Vergessen kannst Du nimmer meine Schmach — wirst Du dem Todten sie vergeben? — Wenn Du des Abends über unseres Kindes Wiege die Hände faltest zum Gebet, dann lasse mit ihm vereint auch einen Strahl der Gnade aufsteigen zu den unbekannten Welten, in denen Dein Ókany umherirren wird — er wird mich finden, und meinem Geiste zur Ruhe leuchten. Was ich gewollt in meiner letzten Lebensstunde, das sagt mein Testament. Der Vetter Lázár wird es allen denen verkünden, die um mein Sterbebett versammelt sind".

„Dich aber, Irene, preist mein letzter Blick; mein letztes Wort nennt segnend Deinen Namen; mit ihm verstummt mein Mund auf ewig. Lebe wohl!"

Sie schluchzte laut auf bei diesen Worten. Wie konnte ihr Herz anders, als vergeben haben!? Dann aber lauschte sie den Athemzügen des sterbenden Grafen vom heißen Wunsche beseelt, es möge sein brechendes Auge einmal nur dem fröhlichen Blicke der kleinen Daniela begegnen.

Lázár erfüllte den ihm gewordenen Auftrag.

Als er das Testament eröffnete, ging ein leises Rauschen durch den Saal, wie wenn sich eine Menschenmenge plötzlich zu feierlich stiller Aufmerksamkeit vorbereitet.

„Im Namen Gottes! Das ist mein Testament. Ich habe es eine Stunde vor meinem Tode und bei vollem Bewußtsein selbst geschrieben". So lautete der Anfang. — „Wer eine Schmach auf sich geladen hat und sie nicht verwinden kann, der soll dem Leben ein Ende machen. Und so

Google

thue auch ich; — denn sanfter als die Qual der Schande, wühlt eine Kugel in dem Herzen der Menschen. Den ihr den stolzen Ókany nanntet — seht stumm und demüthig in seinem Blute liegen und sagt Euch — er war sein Richter.

„Wenn auch sie, die rein und herrlich ist wie kein anderes Weib der Welt, vergeben hätte; — die Liebe wäre ihr doch nicht in's Herz zurückgekehrt. Denn wie konnte sie, die wahr ist wie das Licht der Sonne, sich selbst belügen? — Zerbrecht Euch darüber nicht den Kopf. Es ist zu spät. — Den Todten redet man nichts mehr ein, und so habe ich es auch mit mir selbst gehalten in der letzten Stunde, da ich zum Bilde meines Weibes betete.

Ihr aber, der Gräfin Irene von Ókany, die ich, kraft meines letzten Willens zur unumschränkten Herrin über Alles einsetze, was mein Eigenthum war, — sei es liegend oder beweglich — sollt' Ihr Liebe, Treue und Ehrfurcht erweisen.

Hört und beherziget die Bitte des todten Ókany, wenn Ihr wollt, daß sein Geist in Ruhe wandelnd, Euch grüßen soll aus fernem Lande. — Weh' dem, der ihr ein Haar krümmt. Er sei verflucht! Amen".

In einer besonderen Bestimmung verfügte der Graf, daß seine Leiche in jenes Waldes Mitte bestattet werde, aus dem ihm sein gräßliches Ende erwuchs.

Unter dieser Bedingung vermachte er dem Vetter Lázár das verhängnißvolle Grundstück als Legat.

Lázár und Ókanys Diener hatten das Testament als Zeugen unterfertigt.

Als die Verkündigung zu Ende war und sich Aller Blicke auf das Sterbelager richteten, schien die eintretende Stille Ókanys Lebensgeister noch einmal aus dem beginnenden Todesschlafe zu wecken. Er schlug das Auge auf, und die Strahlen seiner sinkenden Sonne schwammen in dem jungen Lichte, welches unter der zarten Stirne seines Kindes aufging. Eine Thräne erglänzte, und die Sonne erlosch. —

* * *

Die Ordnung der geschäftlichen Angelegenheiten nach des Grafen Tode war so weit gediehen, daß Daniel, der gekommen war, um ihrer mit Treue und Umsicht zu walten, sich für entbehrlich halten konnte. Sein Gemüthszustand, verbunden mit Gründen, die in den äußeren Verhältnissen lagen, drängte ihn zu baldiger Entfernung. Diesmal war er entschlossen, eine lange und ausgiebige Heilmethode zu versuchen. Eine Natur, wie die seine, liebte nur einmal. Was konnte es helfen?!

So theilte er denn eines Tages Irenen mit, daß er eine Reise nach Afrika unternehmen werde.

Sie schien sehr betroffen, doch war sie nicht gewöhnt, Daniel zu widersprechen. Sie erwiderte: „Darauf freilich, waren wir nicht gefaßt. Nicht

Google

wahr, Agnes? Und, was soll nun aus uns Beiden werden? Ist Dir nicht bange um die Schwester, Daniel? Und, — ich? — Doch nein, ich habe keinen Anspruch zu erheben; nach Allem, was Du für mich gethan, kann, was ich wünsche, nur der Erfüllung dessen gelten, was Deinem Wunsche dient; und seh' ich Dich auch schweren Herzens scheiden auf langes, langes Nichtwiedersehen, so denke nicht, es sei mir bange um mich selbst — ich habe kein Recht dazu; mir bleibt mein Kind; doch diese da —" und sie umarmte Agnes mit Innigkeit — „werde ich sie trösten können mit meiner ganzen Schwesterliebe?"

„Das Schicksal fügt es sicher, daß wir uns wiedersehen, wenn Ihr mich nöthig habt; soll ich es aber wünschen, daß Ihr meiner bedürfet? Mir bangt vor meiner Wiederkehr, denk' ich des letzten Mals. Weiß ich erst meine liebe Agnes mit Dir vereinigt, Tante Irene, dann mag ich beruhigt zu den Wilden ziehen. Euch aber rathe ich ebenfalls: bleibt nicht daheim. Wann erst das halbe Trauerjahr verflossen ist, dann sucht auch Ihr die Bilder zu vergessen, die Euch die grausigen Erinnerungen des Ortes noch in allzu frischen, grellen Farben vor die jugendliche Seele führen; denn in Allem soll der Mensch nach Schönheit streben; selbst im Schmerze".

„Geht nach Italien, und bei all dem Herrlichen, das Ihr dort schauen werdet, gedenket meiner".

„Und warum denn, gehst Du nicht mit uns, Daniel?"

„Mit mir ist es etwas Anderes. Ein neuer und gewaltiger Drang beseelt mich. Versunken in dem Anblicke der Schönheit, ward mein Auge verwöhnt; dem in dem Genuße seliger Betrachtung Schwelgenden erwachte — ich wähne, es sei ein Rausch — die Begierde nach dem vollen Besitze der Schönheit. Nenne es eine Krankheit meiner Phantasie. — Mag sein. — Nenne es wie Du willst, — doch darf's nicht sein. Es darf der Mann das Leben nicht verlernen, wie es wirklich ist; und dieses lehrt mich, daß zwischen Schauen und Erreichen sich die Höhe eines Himmels schwindelnd aufthürmt. Darum fort in eine Welt, wo Alles rauh und wild, Natur und Menschen; wo unter dem Zwange der Entnüchterung der wahre Werth der Kräfte sich wiederfindet, und wo der Mensch von unten auf beginnt zu dem Gipfel seines Strebens aufzuklimmen. In eine solche Welt muß ich. Muß mir den weich gewordenen Sinn neu schärfen und stählen, daß ich Euch ein voller Mann bin, wann Ihr mich nöthig habt". —

„Und bist Du durch Nichts zurückzuhalten?"

„Durch Nichts!?" — erwiderte Daniel. Er konnte der inneren Erregung kaum mehr Herr werden, und warf einen bedeutungsvollen Blick auf Agnes.

Ihr standen die Thränen in den Augen, als sie sagte:

„Wir müssen uns darein fügen, Irene. Du weißt, was Daniel thut, ist recht gethan".

„Ja, das weiß Gott!" entgegnete zustimmend die Gräfin.

Google

Und so kam auch Alles, wie es unter ihnen besprochen worden war. Daniel segelte nach Afrika.

Die beiden Frauen verweilten bis zu dem Ende der Trauerzeit in der Heimath; dann machten auch sie sich reisefertig und wanderten dem schönen Süden zu.

Ihre Eindrücke gingen ungestört nebeneinander; jede sah mit ihren Augen, und in der Gesammtheit der Empfindungen begegneten sie sich wieder. — Wie freute sich Irene, nach der Rückkehr die neue Wohnung, die ihrer in der Residenzstadt wartete, mit all' dem Schmucke zu versehen, den sie in Gegenständen mannigfacher Art im Lande der Erinnerungen aufgesammelt hatte.

Als ihnen Kunde ward vom Blüthenflor der Bäume, der, von des Frühlings Zauberstab berührt, erwachte, da beschlossen sie, die Heimkehr anzutreten.

Wer schiede gern von Italien! Sie hatten dort die Herbst- und Winterzeit verbracht, und wie der Bäume Kronen sich mit weiser Liebe gegen die Sonne hinneigen, so zogen sie, das Land von Nord gegen Süd durchstreifend, den wärmsten Strahlen des Taggestirnes nach. Doch in den ersten Tagen des Maies, wann sich der junge Wald des neuen Kleides freut und die grünen Blätter im Uebermuthe ihrer Wiedergeburt mit Wind und Frühlings-Regenschauern spielen, da standen sie an ihres Hauses Schwelle.

Jetzt ging das Ordnen und das Walten an im neuen Hause. Das war ein Feld für Irenens künstlerisches Auge.

Der jugendfrische Sinn der Gräfin hatte sich von der düsteren Macht der Erinnerungen rasch befreit, und, voll von dem, was sie gesehen und bildend sich erworben, erprobte sie sogleich an Allem, was sie schuf, den Einfluß dessen, was veredelnd sie berührt hatte. Rastlos bestrebt, das Beste. Schönste zu erreichen, stürzte sich ihr Geist in des Schaffens Lust.

Die reiche Erbschaft hatte sie zu einer völlig unabhängigen Frau gemacht; sich des Lebens fernere Bestimmung selbst zu geben, war ihrer freien Wahl anheimgestellt. Die Gunst innerer Anlagen und äußerer Verhältnisse verhieß ihrem Haupte die Krone des Glückes. Es fehlte nur ein Edelstein — die Liebe in ihrem Herzen. —

Das mit Ókany vermählte Kind kannte Liebe nicht und lernte sie nicht kennen. So blieb die Leidenschaft ihr fremd. Sie wußte so wenig, was Lüge ist, daß sie an das, was Tugend sei, nicht dachte, sondern sie übte, weil sie mit ihr geboren war, wie mit ihren beiden Augen. So wachte ihr Herz am Morgen mit sanftem Schlage auf und ging des Nachts ebenso zur Ruhe. Nur in dem jungen Geiste dämmerte ein Glühen, das eine ungestillte Sehnsucht in ihm nährte, des Lebens höchste Blüthen zu erkennen, zu schauen und zu pflücken. —

Da flammt ein Meteor in ihrem stillen Abendhimmel auf und brachte, die Gluth in Licht verwandelnd, des Tages goldene Helle über Sie. — Das war Daniel! Wie einer Gottheit strahlte sein Antlitz; sein Blick ent-

Google

hüllte leuchtend ihr die Bahn, die sie nun wandeln sollte; und so betrat sie jene Welt, die sie geahnt, ersehnt. Er schien ihr ein Wesen, das aus einer anderen Sphäre zu ihr herabgestiegen war; zu dem sie aufblickte mit ehrfürchtigem Staunen, und das sie verehrte wie etwa ein Kind den Schutzgeist.

Der Freundin Agnes freilich blieb Irene ein Räthsel; denn sie liebte ihren Bruder — dann erst bewunderte sie ihn, und unfaßlich war ihr das Weib, das nicht wie sie für Daniel fühlte.

Ja! hätte sie an Irenens Stelle sein können!

Des zweiten Jahres Sommer war gekommen, seit Daniel Abschied nahm; doch keine Kunde seiner Wiederkehr. Er hatte lange, lange nicht geschrieben.

Agnes sehnte sich nach der Stille des Landes; dort wähnte sie für ihr besorgnißschweres Herz mehr Beruhigung zu finden als in dem Getriebe des städtischen Lebens.

Irenens kühner Geist wollte von schlimmen Ahnungen nichts wissen. Wenn auch sie Daniel schwer vermißte, so ging ihr doch sein Wünschen über Alles; und nur natürlich schien es ihr, daß sie die eigene Sehnsucht schweigen hieß. Er wisse schon, so meinte sie, weshalb er nicht schreibe, warum er ferne bleibe. Es war ja Alles recht gethan, so wie er es that; und für sein Schicksal fühlte sie kein Bangen; es könne ihrem Propheten, so sagte sie, nichts Böses widerfahren. Sie hatte ihre Noth mit Agnes; denn auch der Heimath einförmige Behaglichkeit brachte dieser keine Linderung ihrer Sorge.

Sie saßen eines Tages, von wem sonst als von Daniel sich erzählend, beisammen. Vor ihnen ausgebreitet lag die Karte von Afrika und beiden Oceanen. Im Geiste reisten sie mit ihm, die Wege suchend, die er schon gewandert; wohin es dann ihn triebe, berathend und erwägend, und forschend, wo er jetzt wohl sein mochte.

Irene hatte klug verstanden, die in qualvoller Angst umherirrenden Gedanken Agnesens durch Anschauung in begrenzte Bahnen zu lenken. Gelang es auch nicht, die Betrübniß ihres Herzens zu zerstreuen, Erleichterung doch verschafften ihr die Stunden, in denen Auge und Sinn fesselnde Beschäftigung fanden.

Da geht die Thür auf; es tritt ein Diener ein. Zu der kleinen Daniela, bittet er, möge die Gräfin kommen.

Irene folgt ihm; Agnes bleibt zurück. Ihr Blick durchstreift sogleich mit Hast die Karte wieder und verliert, der besonnenen Führerin entbehrend, sich in den beiden Oceanen und findet keine Stätte des Verweilens. — „Wo er jetzt sein mag, o Daniel, Daniel!“ flüstert sie mit schmerzensvollen Tönen vor sich hin.

Da, bei dem Namen Daniel, stürzt Irene in das Zimmer; das schöne Antlitz wie von Entsetzen zerstört, eilt sie durch den Raum und schreit: „Verschollen, Daniel, todt, verschollen!“ und fällt erstarrt zu der Freundin Füßen hin.

Google

Ob diese der Worte vollen Sinn nicht faßte, ob sie nur halb gehört, was jene rief und fühlte, daß Nacht ihrem Geiste drohe, — gleichviel. — Im Anblicke der Verzweifelnden gewann sie ihre ganze Fassung wieder. Gebieterisch erhob sie ihre Stimme nach dem Diener. Sie wollte Alles hören, ruhig hören was sich begab, und bleich wie ein Mormorstatue und auch unerschütterlich wie diese, erwartet sie die Botschaft.

Daniel war auf Isle de France gelandet. Ein sehnsuchtsvoller Zug führte ihn auf dieses Eiland, wo die Natur in üppiger Verschwendung sich selber überbot.

Auf jenen Stätten zog es ihn zu wandeln, wo Paul und Virginie das Leben übten, wie ein unschuldsvolles Kinderspiel, bis daß ein grausam schönes Schicksal sie ereilte.

Dort rauchten nicht mehr des Brandes Trümmerhaufen.

Die blutigen Spuren des Kampfes, ein schreckhaft Mahnungszeichen an des Mordes Handwerk, mit dem der Mensch sich Raum verschafft auf dieser Erde, um sein kümmerliches Dasein zu fristen, sie waren dort vertilgt; und unter Laubgehängen hoch wie Domgewölbe, beim Flötentone der Pirol's, gedachte Daniel eine traute Friedensstunde zu verträumen, wie sie ihm auf seinen Wanderungen selten vergönnt war.

An einem unvergleichlich schönen Morgen, — es weckte der blaue, wolkenlose Aether das Meer mit sanfter Brise aus bleiernem Schlafe — stand ein stattliches Fischerboot auf der Rhede von . . . . zur Fahrt nach dem Korallenriffe bereit, das etwa zwanzig Seemeilen südwestlich von der Insel entfernt, sein phantastisches Gebilde in stundeweitem Umfange bis über den Meeresspiegel erhob, sobald die Ebbe eintrat.

Daniel hatte, der Führung von drei erfahrenen Seeleuten vertrauend, das Boot bestiegen. Sie meinten, es könne, wie das Wetter günstig war, die Fahrt dahin binnen drei Stunden zurückgelegt werden, und stachen in die See.

Schon stand die Sonne auf dem Gipfel ihrer Bahn. Von ihren Strahlen vergoldet, wiegte sich die Majestät des Meeres im Nachmittagsschlummer, und noch flatterte das Boot wie eine weiße Taube mit immer mehr erlahmendem Flügelschlage am fernen Horizonte. Denn bald regte sich kein Lüftchen mehr, ja keines Lüftchens Hauch. Die Möve steckte das Köpfchen unter die Fluth, damit sie in der Schwüle nicht erstické.

Unheimlich erhaben wird die Stille; tückisch der starre Glanz des Tages. — Hat die Erde den letzten Athemzug gethan, des Lebens Pulsschlag aufgehört? —

Der heiße Rauch steigt nicht mehr aus dem Schornstein. Die Vöglein stellen ihren Flug ein. Das Hausgethier sucht, in der Erde wühlend, das Haupt zu bergen. Die Bäume senken ihre Kronen. Die Blätter schmiegen sich an das Geäste. Die Blüthenkelche schließen sich, und der fröhlichen Insecten millionenstimmiges Gesumme verstummt mit einem Male. Hoch

Google

oben aber in den höchsten Lüften schwebt ein dunkler Punkt, der, sichtbar kaum dem Menschenauge, das Zeichen gibt zu dem Vernichtungskampfe, den sich, in wenigen Augenblicken schon entfesselt, die Kräfte der Natur liefern werden. Wird man des Zeichens erst gewahr, dann ist's schon zu spät, dem Ungestüme zu entrinnen, mit dem die Schrecknisse des Gewitters in jenen Tropenländern aus heiterem Himmel niederstürzen.

Fast lagert sich ein grauer Schatten auf die Erde und bringt den Farben jähen Tod. Fahl und gespenstisch erscheinen dem Auge die Gegenstände, die kurz zuvor in buntem Kleiderschmucke prangten. Alles steht still in grausiger Erstarrung und harrt, der Antilope ähnlich, die von der Schlange Blick gebannt wird, in regungsloser Angst der Zermalmung.

Da zuckt der erste Blitz, mit ungeheuern Lettern der Gottheit Flammenzeichen in den Lüften schreibend, von seinem Wolkensitze hernieder.

Das Meer zischt auf; — so schmerzt der Wunde Brand — und schäumt vor Wuth. — Ein schwarzer Riesenmantel umschlingt des Kampfes Schauplatz und nun, im wilden Anwurf stürmen Wind und Wolken aufeinander ein. — Erbittertere Feinde gibt es nicht.

Ihr Kampf wühlt Alles auf, und unter seinen Schlägen erdröhnt die Luft — brausen des Meeres aufgethürmte Wogen — spaltet sich die Erde — stöhnt der Wald — bäumen sich die Gräser und Halme — ächzt und wimmert alles Lebende und Leblose, — und von den Giebeln der Dächer, hinab bis zu den Särgen, in denen die Todten ruhen, kracht das Gefüge.

So wüthete an jenem Tage nicht allein, sondern tief bis in die Nacht der Sturm auf Isle de France.

Doch an dem nächsten Morgen schon, erhob sich, den müden Elementen Frieden gebietend, die goldene Sonnenscheibe.

Das Schifflein aber, das den Daniel trug, das kehrt nicht mehr zurück. — Blieb noch ein Zweifel über dessen Schicksal? — Es meinten zwar Einige, es möchten die erfahrenen Schiffer, des Ungewitters ahnend, sich noch rechtzeitig geborgen haben und sich von der Strömung, die von Südost kam, gegen Nordwest haben treiben lassen, und so vielleicht aus dem Bereiche der Gefahr entflohen sein. Auch war es denkbar, daß ein Schiff, wie deren oft in jenen Breiten kreuzten, ihrer ansichtig würde, dem es geglückt, das Boot den Wellen überlassend, dessen Bemannung am Bord aufzunehmen und so dem Tode zu entreißen.

Da Alles denkbar ist, so stellt in Augenblicken der Verzweiflung, dem Geiste jedwede Möglichkeit sich dar, die Böses mag zum Guten wenden; und selbst das Unwahrscheinlichste heißt er willkommene Erwägung, so lange sie des Zweifels herben Trost ihm gönnt.

Als aber binnen dreißig Tagen sich keine Spur von den Vermißten zeigte, und auch der Forschung Sorgfalt sich fruchtlos erwies, da sendete der Gouverneur der Insel, denn günstig fügte sich die Gelegenheit, den Diener Daniels, der mit dessen Habseligkeiten zurückgeblieben war, mit einem

Google

Indien-Fahrer über England nach der Heimath und gab ihm einen Brief an Fräulein Agnes mit, worin er ihr den Vorfall treulich schildert und, der Familie Unglück tief beklagend, mit den Worten schließt, „es müsse ja, so lange eines Menschen Tod nicht amtlich bestätigt sei, die Vermuthung für sein Leben sprechen“. —

Wenn Hoffnung selbst so arm an Gründen ist, wie mag ihr Balsam aus der Feder fließen! —

Irene stand von dem Schlafe der Ohnmacht, ein völlig verwandeltes Wesen, wieder auf.

Es hat die Sehnsucht nach verlorenem Gute schmerzlicher in keinem Herzen je gebrannt. — Ein wollüstiges Todesverlangen treibt des Blutes Wellen ihr glühend zu Gehirn und Herzen. Oh! sprengte doch die ungestüme Wallung des Lebens übervolle Schale und spritzte deren überflüssigen Inhalt zum Dankesopfer aus für das Vermählungsfest, dessen grausige Feier sie als den einzigen, letzten Wunsch im Sinne hegt. — Oh! käme nur ihr Bräutigam, der schwarze Ritter, und schwänge die Todesfackel zu ihrem Leichenzuge!

Irene aber sollte leben. — Wie sie es sollte, faßte sie nicht. Denn wo sie weilte, bei Tag und Nacht, bei ihres Kindes Lächeln; allüberall und immer steht ein Todesengel, mit weiten schwarzen Flügeln ein ungeheueres feuchtes Grab umfächelnd, ihr vor der Seele; und die im Leben niemals ihr Herz mit holdem Zauberstabe berührte — die Liebe — erschließt mit einem Male sich gewaltsam und unselig, und pocht mit verzweiflungsvollen Schlägen an die Todespforte. Der Thränen milder Quell versiegt, und glühenden Blickes verschlingt ihr Auge die furchtbar schöne traurige Erscheinung, die Daniels verklärte Züge trägt. —

Des Morgens früh beim Grauen, oder des Nachts, wenn Agnes still weinend schon zu Bette liegt, schleicht sich Irene in das Gemach, wo Daniels Reliquien sich befinden. —

Da nimmt sie jedes Stück zur Hand; von allen Seiten es betrachtend; der kleinste Gegenstand konnte ihr ja von ihm erzählen: und mit den Dingen redet sie, wie sie dereinst mit ihm gesprochen, und richtet tausend Fragen, ja heiße bange Fragen an sie alle. —

Sie aber bleiben taub für all' die Zärtlichkeit an ihrem Platze; und nur die Spuren, die sie tragen, sind stumme Zeugen seiner Wanderungen und all' der Mühen und Beschwerden, die er bestand.

Da, eines Tages kommt mit manchem Anderen, das sie hastig durchwühlt, ein rothes Buch ihr in die Hand. Sie schlägt es auf. — Sein Tagebuch. Der Fund war kostbar. —

„Ja! Auch der Schmerz hat seine Freuden!“ ruft sie schluchzend aus, und stürzt über die geliebten Züge und liest, des theueren Wanderers Fuß auf jedem Schritt begleitend, was er Tag für Tag von seinen Erlebnissen verzeichnet.

Google

Schon regte sich's im Hause. Das Tagewerk bricht allenthalben an, und volles Sonnenlicht strömt durch die Fenster in das Gemach, wo sie mit ihren Schätzen weilet. Sie sieht sich ängstlich um und erwägt, ob sie sich trennen soll von dem todten Freunde, ob ihm Lebewohl sagen für heute, bis die Heimlichkeit der nächsten Nacht ein ungestörtes Stelldichein ihr bringt, und denkt dabei, wie grausam kurz dem Menschen des Jammers stille Feier selbst bemessen ist; und kann nicht widerstehen; nimmt noch einmal das Buch zur Hand, und liest weiter:

Madeira, den . .ten 18 . .

„Der gestrige Tag" so schreibt er, „war traurig und öde. Grau der Himmel, wie das Meer. Oben jagten sich die Wolken; unten die Wogen. — Man hätte sie miteinander verwechseln mögen, denn sie schmolzen in eine ungeheuere farblose Masse zusammen, und die Lage des Schiffes, bald oben auf den Gipfeln der Wellenberge, bald unten in den Tiefen der Thäler, vollendete die Täuschung. Mit gleichmäßig wiederkehrenden Schlägen tobte der Wind in den Segeln und schlug an die Schiffswände.

Die Einförmigkeit des Schauspieles wirkte ermüdend. Ich hätte nie gedacht, daß die Natur auch ihre Häßlichkeiten haben könne; doch kommt Alles auf Licht und Farbe an, und, da allerdings gebietet sie über eine so plötzlich wirkende Zauberkraft, wie sie dem Menschen im Allgemeinen versagt ist, und deren er höchstens im unbewußten Zustande des Traumes theilhaftig wird.

So träumte mir gestern Nacht von einem wunderschönen blumen- und blüthenreichen Eilande. In üppigen Wäldern herrschte ein lärmendes Singen und Treiben von Tausenden lustiger und bunt befiederter Vögel. Wie ich, der einzige Mensch, auf dieses Eiland kam, weiß ich nicht. Mein Auge aber feierte einen Jubeltag der Pracht, und mich überfiel ein unwiderstehliches Gelüste nach dem in Farben prangenden Gefieder. — Ich hatte keine Flügel, und doch flog ich von Ast zu Ast und haschte nach den Vögeln, deren Chor mich höhnend umschwärmte. Sie lockten mich hinauf bis in die Kronen der höchsten Bäume. Oft sah ich hinab in die schwindelnde Tiefe unter mir; aber ich fühlte mich so sicher und wohl, da ich fliegen konnte. Auf dieser seltsamen Wanderung wurde ich plötzlich eines schneeweißen Vögelchens gewahr, das unter dem Wipfel eines Baumes zwischen zwei mit Thauperlen besprengten Blättern geborgen war. Es übte des Morgens heimliche Pflege an seinem Gefieder und blickte, das Köpfchen nach rückwärts überbeugend, wohlgefällig auf die Entfaltung seiner Flügel, welche sich je nach dem Wunsche ihres Gebieters, bald in Rosen, bald in Camelien zu verwandeln schienen. Das wundersame Spiel des seltsamen Waldkünstlers entzückte mich; aber es erwachte auch eine dämonische Lust in mir, mich der schönen Blumen zu bemächtigen. — Irene sah ich schon damit geschmückt.

Ich wendete daher alle erdenkliche List an, mich der zauberhaften Erscheinung unbemerkt zu nähern; aber behender und vorwitziger als ich,

Google

flatterte der holde Schelm lange vorher auf, ehe ihn meine Hand erreichen konnte; und setzte sich in das dichteste Geäste, wo er sich wohl sicher glaubte, so über mich hin, daß er mir gerade in die Augen sah. Es war ein Bild von höchstem Reize, und ich schämte mich fast meiner Begierde, daß ich das unschuldige Thier in seiner Ruhe gestört hatte. —

„Ich will Dich nur betrachten; fürchte Dich nicht weiter —" sagte ich zu ihm, und schaute in seine beiden schwarzen Augen, die er unverwandt auf mich richtete.

Da wurde mir ganz sonderbar zu Muthe; — ich schwebte, wie festgebannt durch seinen Blick, in der Luft, und konnte nicht von der Stelle. Dessen schien er ganz bewußt zu sein, denn er beugte das Köpfchen bis zu mir herab, erhob seine kleine kecke Stimme und sprach ganz deutlich zu mir: „Liebst Du Irenen denn nicht mehr, daß Du mich haschen willst? — Morgen zieh' ich über's Meer, und sage ihr, daß Du treulos bist!" — Da er das letzte Wort gesprochen hatte und lachend davon flog, empfand ich ein unaussprechliches Weh im Herzen; aber ich hatte in demselben Augenblicke meine Beweglichkeit wieder gewonnen und setzte mit erneuter Kraft dem kleinen Unholde nach; er sollte mir den bitteren Spott noch büßen. — Ein Schrei des Zornes und der Ungeduld verkündete mir den Verdruß des Verfolgten. Zu jähem Stoße ausholend, fuhr er mit Blitzesschnelle von der Riesenhöhe hinab zum Erdengrund. — Ich — ihm nach — und so ging es den Baum auf und nieder.

Da war mir mit einem Male, als liefe die Kette eines Uhrwerkes, das ich in mir verspürte, mit rollendem Getöse ab; meine Flugkraft erlahmte: noch einmal streckte ich den todesmatten Arm nach der ersehnten Beute aus, — als ich mich an ihm ergriffen fühlte und — erwachte. „Was ist? Sterben wir?" rief ich schlaftrunken aus; und „Rasch auf Deck" hallte es durch den Schiffsraum. Mein Diener stand vor mir; das Licht des Tages versuchte durch die dichten Gläser der Lucken in die Kajüte zu dringen; ich warf mich in die Kleider und eilte nach oben. Ich fand die Bemannung des Schiffes auf dessen Sterne versammelt; sie alle wendeten die Blicke staunend nach Osten hin. — Ein blumen- und blüthenreiches Eiland, über dem eben die goldene Morgensonne aufging, tauchte, eine wahre Zauberstätte, aus dem Meere empor. Das Schiff lag vor Anker, auf Funchals Rhede sein erquickendes Morgenbad nehmend. —

Unter den ersten Menschen, denen ich begegnete, als ich das Land betrat, drängte sich ein junges Mädchen an mich heran, das Rosen und Camelien zum Kaufe bot. Sie waren aus weißen Federn kunstvoll gefertigt. Die Einwohner von Madeira sollen diesen anmuthigen Erwerbszweig ersonnen haben. Es berührte mich ganz sonderbar, daß ich auf eine so unerwartete Weise in den Besitz jener zauberhaften Erscheinung gelangte, die der Spuck eines Traumes gewesen war.

Sollten diese Federn etwa jenem geschwätzigen Vöglein angehört haben,

Google

das mich in der gestrigen Nacht so bitterlich verhöhnte? — Dann würde es für seine Drohung hart genug bestraft worden sein. —

„Albernes, vorlautes Thierchen! Du meintest wohl, es würde Irene Deines Geplauders Sinn verstanden haben?! Sie, die nicht weiß, was treulos ist, da sie nicht ahnt, daß ich sie liebe? Sie, die niemals errathen kann, daß mir der Himmel nicht Engel genug hat, um ihrer Augen Licht zu hüten, und daß ich dennoch Welten, Meere, Zeit und Gefahren zwischen mich und sie gestellt habe, damit ihr Herz, das nie der Liebe Glück gekannt, die Qualen dessen nie zu fassen sich bemühe, der lieben muß ohne geliebt zu werden. — Zieh' immer hin, Du thörichtes Vögelein, und sage ihr, was Du willst; — sag' ihr, daß ich sie liebte, seitdem aus einem holden Kinde ein blühendes Weib geworden war. — sie wird Dich dennoch nicht verstehen —"

Hier unterbrach sich Irene. —

War Alles denn ein Traum? Ókanys Tod, der Abschied Daniels, die Reise nach Italien, die Schreckensbotschaft, und jetzt die letzten Worte, Daniels Geständniß; das ganze Leben etwa nur ein Traum, wie der, den Daniel beschrieb, und weiter nichts? — Mit auf die Brust gesenktem Haupte, die Wangen glühend, die Pulse fliegend, saß sie da im Fieber; ihr Auge starrte in den vollen Sonnenglanz; doch, ob er die Wirklichkeit bescheine, oder ein tolles Spiel der kranken Phantasie, weiß sie nicht mehr.

Sie fühlt nicht mehr den Schmerz der letzten Tage; des Fiebers Gluth verjüngte die Erinnerung; zu lautem Jubel schwillt die Brust ihr an; doch auf den Lippen starb der Ton der Stimme, da sie das Rauschen zweier Flügel hörte, die über ihr Haupt durch das Zimmer streifen. Sie greift noch einmal nach dem Buche; doch, wie sie darin blättert, die eben gelesene Stelle aufzusuchen, läßt Hast sie das Gesuchte nicht mehr finden, und verzweiflungsvoll, als wollte sie die Nacht, die ihren Sinnen droht, sich von den Augen und der Stirne wischen, preßt sie das Haupt zwischen die beiden Hände. —

Da pocht es an das große Thor, das den äußeren Hofraum, der das Schloß umgibt, von der Straße scheidet, die in das Städtchen mündet.

Vom Fenster des Gemaches, in dem Irene sich befindet, kann man den Hofraum überschauen, es sind an hundert Schritte bis zum Thore.

Irene fährt erschreckt vom Stuhle auf; wie Einer, der aus tiefem Schlaf erwacht, in dem ihn böse Träume quälten, befühlt sie sich, ob sie auch wirklich ist; — sie selber ist, und kommt zu sich.

Es pocht ein zweites Mal. — Sie wähnt, es sei an der Thüre des Gemaches, und ruft; doch Niemand antwortet. — da hört sie, wie das Thor im Hofe knarrt. Sie kennt den Ton genau aus jener Zeit, da Ókany des Nachts mit seinem wüsten Schwarme heimkehrte. Sie hatte plötzlich vergessen, daß es nicht mehr Nacht war, und stürzt an das Fenster um zu horchen; doch wie ihr Antlitz in die goldene Beleuchtung des Tages taucht, reißt sie das Fenster auf mit einem Ruck.

Google

Das Thor steht offen. Davor ein Wagen. Ein Mann steigt aus; — er tritt in den Hofraum und schlägt den Blick auf wie Einer, der nach langer Zeit und unverhofft die Heimath wieder schaut. Noch hat er nicht die Hälfte des Weges durchschritten, der zum Schlosse führt, da tönt ein Schrei, von dem man nicht weiß, ob die Freude, ob der Schmerz ihn ausgestoßen hat, vom inneren Thor des Hauses über den freien Platz, den in dem nächsten Augenblicke schon eine weibliche Gestalt durchfliegt.

Sie treffen in der Mitte an einander. Wie festgewurzelt steht er still. — Kaum bleibt ihm Zeit, die Arme auszubreiten, in denen er Irenen auffängt, die im jähen Fluge den Nacken ihm umschlingt. —

Sie hängt an ihm, so fest an seine Brust geschmiegt, daß ihm der Athem stockt. Er senkt den Blick halb schmerzensvoll, halb selig auf das geliebte Haupt, das an seinem Busen ruht. Doch, wie er ihres Herzens wildes Pochen hört, bemeistert ihn die Angst. Er sucht, sei es noch so schwer, der inneren Erregung Herr zu werden, nach einem sanften Worte, sie zu beruhigen. Das wehrt sie seinem Munde mit der Hand und wendet ihr Antlitz mit halbgeöffnetem Auge auf zu ihm und sinkt, wie von des Schlummers Kuß berührt, wieder zurück an seine Brust. —

Es heilt das Glück in wenigen Secunden die Wunde, die den Lebenskampf geschlagen, und in der Stille eines seligen Augenblickes vollzieht sich die Wiedergeburt des Herzens. —

So wagt auch Daniel nicht des Schweigens süße Träumerei zu stören, und läßt den holden Zauber, der über Irenens Züge des Friedens wonnigen Thau ergießt, erst seines Amtes walten; denn dieses Zaubers Hilfe bedarf auch er, der Dinge seltsame Verkettung sich zu erklären. —

Noch lagen sich die Beiden in den Armen, wie sich der Epheu um die Eiche rankt; da Agnes, die eigene namenlose Freude heldenhaft bekämpfend, mit seliger Scheu das Bild betrachtet, das ihr des Räthsels heiß ersehnte Lösung bringt. —

Ja, die Natur, die ruht und rastet nicht, bis der Liebe Samen allüberall in ihrem Reiche aufgeht. —

Google

Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

Vergebens fragen wir uns, wann das Alterthum geendet und eine neue Zeit begonnen habe; war es bei dem Wechsel der alten Staatsformen, so beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte schon mit der Periode der Kaiser in Rom, — aber wie hat gerade noch unter ihnen und unter ihrem Schutz die gesammte Cultur der alten Welt eine Nachblüthe erlebt, an der wir in Mittelalter und Neuzeit erst die Schönheit der wirklichen Antike ahnen lernten, ehe wir sie selber erkennen durften. Hat die Bekehrung Constantins, die Annahme des Christenthums als Staatsreligion die Trennung der alten von der neuen Weltentwickelung bewirkt? Mit Nichten! welch' ein langer und erbitterter Kampf ist alsdann erst zwischen den Anhängern des neuen und des alten Glaubens geführt worden, dessen Märtyrer ebenso hartnäckig, ebenso todesmuthig, ja von einem allgemein menschlichen Standpunkt aus ebenso erhaben um ihr Gewissen stritten und untergingen, wie es die christlichen thaten, wenn auch kaum ein Wort von dem Heroismus der Ueberwundenen meldet.

Oder schloß — wie eine systematische Geschichtsschreibung gewollt hat, und wie sie es für ihre Zwecke wollen muß — schloß ein historisch-politisches Ereigniß die Pforten der alten Zeit auf immer und bezeichnet etwa die Schlacht von Adrianopel den Eintritt in eine neue Welt? Auch dies kann mit Recht bestritten werden, wie es denn überhaupt schwer, ja oft unmöglich erscheint, eine bestimmte Scheidung in Verhältnisse einzuführen, deren Wechsel und Veränderung ihrer ganzen Natur nach allmälig und für das Auge des Betrachters fast unvermerkt ist.

Soll denn aber einmal für unseren Fall eine Scheidung versucht werden, so scheint mir nur eine einzige stichhaltig zu sein, obgleich auch sie bei näherer Betrachtung nicht sowohl eine Antwort, als vielmehr wieder eine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

neue, doch bestimmter gestellte Frage enthält: das Leben des Alterthums war damals zu Ende, als die Feier seiner Gedenktage, die Feier seiner religiösen Festtage aufhörte, welche auch im Grunde als Gedenktage zu betrachten sind. Denn nicht nur daß dadurch so viele äußere Anlässe zu Kundgebungen fortfielen, welche den Zusammenhang mit der ganzen Vergangenheit stets auf's Neue bezeugten und wach erhielten —, mit der Nichtachtung der großen religiösen und historischen Erinnerungstage war auch auf immer die alte Tradition für unwerth erklärt, ihr einigendes Band gelöst, einer lebendigen Geschichte auf einen Schlag der Lebensfaden durchschnitten. Das wußte der große Theodosius wohl, als er bei den strengsten Strafen die Feier der alten heidnischen Spiele verbot; damit legte er so die Axt an die Wurzel des alten Lebens, wie sie die Bekehrer in den deutschen Wäldern in Wirklichkeit an die Eichen legten, die zu offener und heimlicher Zusammenkunft und Festfeier den heiligen Mittelpunkt abgaben. Und es war in diesem Sinne, in der Absicht auf immer zu trennen, daß das Concil von Nicaea statt des alten jüdischen Sabbaths den folgenden Tag für den heiligen der Woche erklärte, wie in gleichem Streben nach Sonderung Mahomed seinen Anhängern den vorhergehenden Tag zum Feiern bestimmt hat.

Wie die Mitglieder einer Familie am Gedenktag des Einzelnen durch ihre Theilnahme als zusammengehörig sich zu erkennen geben, so sind es die Festtage und Gedenktage im Leben der Völker, welche diese selber an ihr geschichtliches Leben, an eine gemeinsame Vergangenheit und damit an ihre Zusammengehörigkeit erinnern und diese betonen. Und wohl gehören die Glieder einer Familie Tag aus Tag ein zusammen, wohl hegen sie täglich die gleiche gute Gesinnung für einander, aber diese ist gleichsam latent; es bedarf eines bestimmten Tages, des bestimmten Anlasses, um dem Gefühl Ausdruck zu geben und es damit aufs Neue voll zum Bewußtsein zu bringen. Dasselbe gilt von den Gliedern eines Volkes, und das gleiche Fest ist wie das Band, so auch der stets neue Beweis der gleichen Nation.

Daher haben in umgekehrtem Gange der Erkenntniß die Hellenen alle Nicht-Hellenen von ihren Festen ausgeschlossen, so lange sie einer selbständigen Entwickelung sich erfreuten; die kleinsten Orte hielten spät noch von ihren provinziellen Festen jeden Nichteingeborenen fern; das Volk der kleinasiatischen Karer bewies noch in römischer Zeit seine uralte Stammesgleichheit mit den beiden andern Hauptvölkern des westlichen Kleinasiens, den Lydern und Mysern, durch das gleiche Heiligthum, das gleiche Fest, das Alle drei vereint begingen; und wer zu den Ioniern gehörte, den erkannte man, wie Herodot sagt, durch die Theilnahme am Feste der Apaturien.

So sind die Feste nach zwei Seiten hin als ein nationales Element zu betrachten: sie beweisen die Zusammengehörigkeit eines Volkes und sind berufen, dieselbe zu erhalten und zu stärken. Aber dieser Einfluß ist durch die Art der Feier durchaus bedingt: es giebt sehr äußerliche, sehr allgemeine Formen der Festfeier, und solche, welche tief in den individuellen

Natur eines Volkes begründet sind. Wer hätte je die psychologische Bedeutung der Gladiatorenkämpfe im alten Rom, der Stierhetzen in Spanien verkannt?

Man wird aber sagen dürfen, daß die Feste ein um so wichtigeres Element des Volkslebens bilden, je mehr die Form ihrer Feier einerseits dem allgemein menschlichen Sinne entspricht, andererseits aber doch eigenthümlich ausgeprägt und nach der Volksindividualität selbstständig entwickelt erscheint. Das aber war allein in vollkommenster Weise bei den Hellenen der Fall, denen ein gütiges Geschick gegeben hatte, eine normale Naturanlage ganz frei zu entwickeln und in voller Unbefangenheit zur Geltung zu bringen.

Freilich *können* ja *nicht* alle Formen der Festesfeier durch das Wesen der Feiernden allein bestimmt werden, vor allen *nicht* die Begehung der *religiösen* Feste, denen doch stets ein besonderes Element anzuhaften pflegt, das der willkürlichen Wendung und Verwendung widerstrebt. Der Cultus der griechischen Götter war ja voll von Beziehungen zu besonderen Zügen des Lebens und Wirkens der Unsterblichen, welche so das Eigenthümliche auch der Feier bestimmten. So war es z. B. im Sinne der *Sage*, wenn bei der Feier der Eleusinischen Mysterien das ganze Volk der Athener klagend ausging, gleichsam der Demeter ihre verlorene Tochter wiederfinden zu helfen; im Sinne der Sage war es, wenn man bei der Feier der Hyakinthien zu Sparta ohne Gesänge und Kränze zum Festmahle ging, den frühen Tod des schönen spartanischen Königsohnes Hyakinthos zu betrauern; im Sinne der Sage, wenn die Festgenossen an den Tagen der Poseidien zu Aegina in tiefem Schweigen ihr Mahl verzehrten zum Andenken daran, daß einst vom troischen Kampf allzuwenige Aegineten heimgekehrt waren; so wagten selbst diejenigen, deren Angehörige erhalten geblieben, ihre Freude nicht laut zu äußern, um nicht die Anderen zu kränken: man empfing sie in stiller Feier und ohne Beisein von Fremden.

Der Athena Skiras zu Ehren stellten Jünglinge edler Abkunft im Hafen Phaleron Wettläufe an, während sie blühende Rebschosse in den Händen hielten; an den Heraien von Argos galt es, im Wetteifer einen hoch angebrachten Schild von der Mauer zu reißen; wilde Kriegstänze waren mit den Mysterien des Zeus in Kreta verbunden; eine Nachahmung des Kampfes mit dem pythischen Drachen, den einst Apollon erlegt, fand jedes achte Jahr in Delphi statt.

Diese sind nur einige von sehr zahlreichen Beispielen für besondere Festgebräuche, aber schon diese, besonders die letzteren, zeigen uns einen bemerkenswerthen Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit: *unsere* Festfeier charakterisirt im Allgemeinen mehr ein Hang zur Ruhe, wenigstens zu ruhigem, mühelosem Genuß; werden wir nun gewahr, daß die Hellenen auch schon da, wo ein religiöser Grund eine besondere Form der Festesfeier vorschrieb, diese doch thunlichst mit einer Anstrengung ihres Leibes verbinden, so gewinnt es den Anschein, als hätten sie von Festfeier überhaupt einen durchaus anderen Begriff gehabt als wir. Und in der That, durch alle die zahllosen Feste, welche bald die ganze Nation, bald enger verbundene Staatsgemeinden, bald die einzelne Stadt beging, durch alle Feste der Götter und

Google

Heroen geht ein bestimmter gemeinsamer Grundzug: das sind neben festlichen Aufzügen die Wettkämpfe der Festgenossen. Der tiefe Gegensatz antiker und moderner Anschauung, die antike Schätzung körperlicher Vollkommenheit und ihre Gleichstellung mit geistiger Tüchtigkeit ist auch hier der eigentliche, der innerste Kern, wie er durch alle Seiten des antiken Lebens klar, wenn auch in mannichfach gebrochenem Lichte hindurchschimmert. Hier ist aber auch ein religiöses Element unverkennbar: denn jeglicher Tüchtigkeit Spender sind die Götter, diese zumeist preiset Pindar in seinen Siegesgesängen, nicht die Männer, welche siegten, die er vielmehr zu menschlicher Bescheidenheit ermahnt. Auf der andern Seite erhielt aber jede menschliche Tüchtigkeit ihren rechten Werth, ihren Adel erst wieder durch Verwerthung im Dienste der Unsterblichen, und nichts Höheres können diese dann den Menschen gewähren, als den Siegeskranz aus ihren geheiligten Zweigen geflochten. So kann uns zunächst nicht mehr befremden, wenn wir bei religiösen Festen jeglicher Art, wie verschieden auch sonst ihr Anlaß und die übrigen Formen ihrer Begehung waren, mit den Aufzügen die Wettkämpfe finden, diese sind als der natürliche Ausdruck der Festfreude bei den Alten anzusehen. Uns mangelt bei unserer complicirten Existenz, welche den Boden der Natur längst verlassen hat, um auf einem künstlichen zu stehen, so ziemlich jeder natürliche Ausdruck der Festfreude, der über die Ruhe des Gemüthes, die Ruhe von der Arbeit und ein frohes Beisammensein hinausginge. Man komme mir nicht mit dem Einwande, daß auch bei uns hie und da einige Feste mit eigenthümlichen Aeußerungen begangen werden; dies ändert gar nichts daran, daß es keinen charakteristischen Grundzug giebt, der durch alle unsere Feste ginge. Wie durchaus dagegen im hellenischen Alterthum die Wettkämpfe der natürliche, der freie, nicht bloß religiöse Ausdruck der Festfreude waren, das beweisen vor allen anderen solche Feste, bei denen die Art ihrer Begehung von vorn herein vollkommen frei stand: das sind die historischen Erinnerungstage, und dann solche, an die zu denken uns Modernen nahe liegt, die Geburtstage der Herrscher. Der Brauch, diese festlich zu begehen, war freilich nicht ursprünglich griechisch, konnte es ja auch nicht sein, so lange die alten Staatsformen bestanden. In Aegypten und Asien wurden früh die Geburtstage der Könige gefeiert, zunächst von diesen selber am eigenen Hofe: in Aegypten, wie es vom Pharao heißt, „er beging seinen Namenstag und machte eine Mahlzeit allen seinen Knechten"; an solchen Tagen ward Gnade erzeigt, und die asiatischen Herrscher schlugen ihren Freunden nicht leicht eine Bitte ab. So brachte sich einst Xerxes in arge Verlegenheit, und die Tochter der Herodias erhielt an einem solchen Tage das Haupt Johannes des Täufers.

Wenn aber in Persien dem Großkönige der älteste Sohn geboren ward, so feierte man zuerst, wie Plato erzählt, die Geburt im Palaste des Herrschers; alsdann aber beging das ganze Volk alljährlich den wiederkehrenden Tag mit feierlichen Opfern: ἅπασα θύει καὶ ἑορτάζει ἡ Ἀσία.

Der persische Brauch der Geburtstagsfeier des Herrschers war es,

Google

welchen die Griechen zur Zeit der Nachfolger Alexanders d. G. aufnahmen, und den einzelne Gemeinden insofern noch erweiterten, als sie auch andere Tage, wie z. B. die Einzugstage der Herrscher gerade in ihre Stadt, dauernd festlich begingen. Inschriften auf Marmorplatten melden von solcher Feier für den König Seleukos in Ilion, für den Eumenes in Teos; und die Geburtstage der Pergamenischen Könige feierte man bis an die fernsten Grenzen ihres Gebietes. Wie aber begingen die Hellenen solche Feste? Die Urkunden geben auch darüber Aufschluß: zu Ehren des Königs Seleukos sollte ein Ringkampf von Jünglingen stattfinden, und in Sestos läßt ein vermögender Bürger zur Feier eines königlichen Geburtstages Wettläufe anstellen und Kämpfe im Bogenschießen und Speerwurf; — also auch hier derselbe Ausdruck der Festfreude wie bei den Festen der Götter.

Aber, so kann man entgegenhalten, auch hier handelt es sich noch um eine religiöse, keine freie Festfeier: denn als Götter achtete der gesunkene Sinn der damaligen Hellenen auch die Herrscher, und jenen Wettspielen gingen Opfer voraus, welche an die Fürsten als an Götter gerichtet waren.

Dennoch fehlt es auch aus der großen Zeit der Hellenen nicht an analogen Beispielen: so verehrten die Bewohner der thrakischen Chersonesos den um sie hoch verdienten älteren Miltiades und richteten ihm zu Ehren Wettspiele im Ringkampf und Pferderennen ein; so ehrten die Amphipoliten dauernd den spartanischen Feldherrn Brasidas, der siegend bei ihrer Stadt zum Tode getroffen ward; das Andenken des lakedaemonischen Strategen Lysander ward auf Samos durch wiederkehrende Wettgesänge von Dichtern erhalten; und die Sikyonier begingen lange Zeit hindurch den Geburtstag des Arat durch feierlichen Aufzug. Gewiß waren diese Feste ganz freie, ganz spontane Aeußerungen eines dankbaren Sinnes, aber — auch hier bleibt ein Einwand übrig: galten doch die Genannten zugleich als Stifter oder auch als Erretter von Städten und Staaten, und so opferte man auch ihnen wie den mythischen Gründern der Städte, welche man als Heroen zu verehren pflegte.

Aber frei von jedem religiösen Bezuge ist die Feier, welche die Sicilianer im vierten Jahrhundert stifteten zum Andenken an den Korinther Timoleon, der sie von inneren und äußeren Feinden durch große Thaten und Kämpfe erlöst und den Bedrängten die Freiheit zurückgegeben hatte: auf ewige Zeiten — also verkündete laut der Herold bei der Bestattung — sollten die drei feierlichen Wettkämpfe, der musische, gymnische und hippische, für den Helden begangen werden.

Das also ist und bleibt der natürliche, der directe Ausdruck für Festfeier und Festfreude im Alterthum, und so war es von vordenklichen Zeiten: sind es nicht Wettspiele im Lauf und Ringkampf, in Sprung, Faustkampf und Diskoswurf, welche die rüstigen Jünglinge am Hofe des glückseligen Alkinoos anstellen bei Odysseus' festlichem Empfange? Und als die zehntausend Hellenen, die mit dem jüngeren Kyros nach Asien hineingezogen, nach gefährlichem Rückmarsch bei Trapezunt wieder das Meer erblicken, ihr heimisches, ihr verbindendes Element, da macht sich ihre übermächtige Freude Luft in Wettlauf und Wettreiten.

Google

Ja, sogar in der Sphäre des thierischen Lebens ward dies als natürliche Aeußerung vorausgesetzt: wo die Propontis sich bald zum Hellesponte verengt, da lag, weithin sichtbar, am einsamen Strande Kleinasiens, das Grabmal des schönen, jugendlichen troischen Helden Memnon; alljährlich, so meldete die Sage, an einem bestimmten Tage eilten hierher die Vögel seiner ägyptischen Heimath, die man Memnoniden nannte, und im Wettkampf feierten sie dort das Andenken des Heroen.

Festlicher Aufzug und Wettkampf, sie gehören für die griechische Festfeier eng zusammen: diesen leitet der Aufzug ein oder schließt ihn ab, denn es scheint nicht geziemend, daß eine solche Schaustellung ohne Sang und Klang anhebe oder ende.

Keine Beschreibung kann uns von einem antiken Festaufzuge ein anschaulicheres, ein herrlicheres Bild gewähren, als der Schmuck des Parthenon auf der Akropolis zu Athen; der Fries, der hoch oben um alle Seiten des Tempelhauses der Athene gleich einem gewirkten Saume sich hinzog. Dieser nämlich giebt ein um so vollkommeneres Bild, je weniger er mit historischer Treue einen bestimmten Zug veranschaulicht, während andererseits doch wieder so viele individuelle Wendungen hineinverwoben sind, daß er den gesammten Eindruck eines Festaufzuges gerade in Athen wiedergiebt; aus der gewöhnlichen, menschlichen Sphäre wird er nach allgemeiner antiker Weise schon dadurch herausgehoben, daß auch die Götter selber als wirklich anwesend dargestellt sind, deren Gegenwart die irdischen frommen Festgenossen sonst nur empfinden mußten. Hier ist auf sie der ganze Zug gerichtet, dessen wesentliche Theile diese sind: Festordner, zugleich angesehene Männer des Staates, schreiten in glänzenden Gewändern dem Zuge voran, — die gewöhnliche Festfarbe auch des Alterthums war die weiße —, ihnen zunächst sind Reihen von Jungfrauen, welche die leichteren Geräthe, die das folgende Opfer verlangt, fromm und still herbeitragen; in lebhafter Bewegung kommen die Opferthiere, Widder und Stiere, muthig, gleichsam freudig eilen sie vorwärts, von edlen schlanken Jünglingsgestalten geleitet und zurückgehalten. Dann nahen Züge von Männern und Jünglingen, mit Gefäßen, Krügen und Schalen die Ersten, darauf Andere mit Flöten und Leyern, nach deren Tönen die Uebrigen schreiten. Diesen [...]zen die glänzenden Schaaren solcher, die nur Schmuck und Zier des Zuges bilden, die festlichen Auffahrten bewaffneter Männer auf Kriegswagen, die ein Viergespann zieht, und endlich die langen, fast unübersehbaren Züge [l]eichter Reiter in zwangloser würdigster Haltung, welche den herrlichen Zug gleichsam schützend, schließen und zusammenhalten. Langsam kommt er heran; windet sich, einem schimmernden Bande vergleichbar, durch die Straßen hoch empor zu der Burg, wo der marmorne Tempel der Göttin, zu dem er emporzieht, herüberwinkt über die säulengetragenen Thore.

Das war die Einleitung eines griechischen Festes; und was hier in Athen geschah, das wiederholte sich mit mehr oder weniger Pracht und Beschränkung an allen den zahllosen Orten der alten Welt, den zahllosen Festen, bei welchen Aufzug und Opfer den feierlichen Kampfspielen vorangingen.

Google

Der Typus dieser der Spiele hat in dem elischen Olympia seine reinste und reichste Ausbildung erhalten: hier war jedem Alter und jeder Art leiblicher Tüchtigkeit eine Stelle des Wettkampfs bereitet: Knaben stritten und Männer, Reiter und Wagen; aber feste Regeln zwängten hier, wie im übrigen Hellas, den ungestümen Muth ein und verhinderten die Ausartung in das Wüste und Rohe; eine festliche Musik leitete und weihete die meisten der Kampfarten ein.

Der einfachste Gegenstand, aber auch der älteste und gleichsam heiligste Gegenstand des Wetteifers bei den Hellenen war der Lauf: eine Strecke von 600 Fuß mußte von den fast unbekleideten Kämpfern zurückgelegt werden. Nach dem Sieger in diesem ehrwürdigen Spiele datirte man die Olympiaden; Abarten dieser Gattung waren der Doppellauf, in welchem die doppelte Strecke, der Dolichos, in welchem die vierundzwanzigfache, der Waffenlauf, in welchem wieder die einfache Strecke, aber in voller Rüstung zu durchlaufen war. An anderen Orten und bei anderen Anlässen lief man mit Rebschossen, mit Fackeln, die nicht verlöschen durften, und am Feste der Hera zu Olympia liefen Jungfrauen um die Wette.

Das zweite Kampfspiel war der Ringkampf, bei welchem es darauf ankam, den Gegner zu Boden zu werfen; Schönheit des Leibes und Gewandtheit, aber auch Schlauheit und List kamen hier zur Geltung.

Stärkeren Körper erforderte der Faustkampf; geflochtene Riemen von gehärtetem Leder umschnürten und bewehrten dabei die Hand, und oft kam es zu blutigen Wunden; doch für den edleren Sieg galt auch hier der unblutige, und wer nur durch geschicktes Auslegen den Gegner ermüdete, bis er nachgab, der hatte am schönsten gesiegt.

Aber der schwerste der Leibeskämpfe war der Fünfkampf: Ringen und Lauf, Speerwurf und Sprung und das Schleudern einer schweren Bronzescheibe, des Diskos, waren seine Bestandtheile, nur wer in allen sich ausgezeichnet und schließlich noch im Ringen den Gegner geworfen, ward Sieger.

Handelte es sich bei dieser Art von Wettspielen um persönliche Tüchtigkeit, so kam der Besitz irdischer Güter mehr in Frage bei dem Rennen von Wagen und Pferden, daher galten diese allmählich für vornehmer und ritterlicher, und das mythische Prototyp olympischer Wettkämpfe, derjenige zwischen dem alten Landeskönig Oenomaus und dem Asiaten Pelops, war ja ein Wagenrennen gewesen. Reiter — in früherer Zeit ohne Sattel und Steigbügel —, Zweigespanne und Viergespanne wetteiferten mit einander auf der Olympischen Ebene. An anderen Orten gab es sogar ein Rennen mit Fackeln zu Pferde, wie denn die Olympischen Spiele überhaupt nicht die zahlreichen Schattirungen erschöpfen, welche die Wettkämpfe annehmen konnten: Regatten stellte man zu Actium, zu Trözen an und im athenischen Hafen Munychia, vor Allem aber vielfach musische Wettkämpfe von Sängern, Leyerspielern und Flötenbläsern, als deren eigentliche Heimath Delphi gelten darf, wo sie zu Ehren Apollos stattfanden.

Und mehr oder weniger ausführlich wiederholten sich diese Spiele, wie die Aufzüge, aller Orten in der antiken Welt, wo nur ein Fest begangen

Google

wurde. Immer mehr gewinnen sie bei der Abnahme des politischen Lebens in Griechenland an Ausdehnung und Bedeutung: Olympien, Isthmien, Pythien und Nemeen, d. h. Feste nach dem Muster und der Anordnung dieser vier großen nationalen, feiert man später über die ganze antike Welt, bisweilen an Plätzen geringster Bedeutung.

Wohl haben auch festliche Gelage die Feiernden vereint, und in frohem, zur Theilnahme geneigten Gefühl sind an solchen Tagen selbst die Sclaven hie und da zur Tafel gezogen worden, ja die Herren haben diese wohl gar selber bedient; aber selten war das Mahl der Mittelpunkt der ganzen Feier, niemals bei größeren Festen. Nur in dem immer bäuerlich gebliebenen Arcadien konnte sich ein Wettkampf im Vielessen ausbilden, während der Wetteifer im Trinken am Dionysosfeste zu Athen als Dienst des Gottes gelten durfte.

So wurden von den Hellenen die religiösen Feste, so aber auch die historischen Gedenktage begangen. Das Gedenken — im tiefsten Sinne — ist ja überhaupt einer ihrer liebenswürdigsten und gemüthvollsten Züge gewesen: jedes glückliche, bedeutsame Ereigniß, das dem Einzelnen, der Stadt, der Gesammtheit begegnet, findet in Weihgeschenken an die Götter einen dauernden Ausdruck und wird durch ein Denkmal der vorübergehenden Bedeutung und der zufälligen zeitlichen Sphäre entrückt. Auch dem tiefen Ernste hat man sich dabei nicht entzogen, wie der steinerne Löwe beweist, der „Todten und Lebenden schwer“ auf dem Schlachtfeld von Chaeronea noch heute der Stelle gedenkt, wo Griechenland vor Philipp von Macedonien unterlag.

So konnte es denn nicht fehlen, daß bei dem an bedeutenden Ereignissen so reichen staatlichen Leben der Hellenen sich nach und nach eine Reihe von Gedenktagen herausbildete, gewissermaßen eine zweite, obere, historische Schicht über den religiösen Feiertagen. Welche aber erschienen den Griechen vor anderen würdig, als Gedenktage begangen zu werden? Diese Frage beantwortet Plutarch: nicht die Tage, so sagt er, feiert man, an denen Aeschylos oder Sophokles im musischen Kampf gesiegt, sondern die Tage von Marathon, Salamis, Plataeae u. s. w., also Siegestage, deren Ruhm und Verdienst gleichsam jeden im Volke persönlich anging, und welche nebenbei schließlich wie ein gedrängter und zugleich idealer Auszug aus der ganzen Geschichte erscheinen mußten.

Wann die Hellenen angefangen haben, solche historischen Gedenktage zu feiern, ist nicht so gewiß, wie ein Anderes, daß sie nämlich auch für diese ein Vorbild im Mythus fanden: so begingen die Athener den Sieg der Athene über Poseidon im Kampf um ihre Stadt durch das Fest der Niketerien, und auch die allerersten Olympischen Spiele waren eine Siegesfeier, da Zeus dieselben nach dem Siege über seinen Vater Kronos angestellt haben sollte.

Wie aber die bildende Kunst der Griechen nur ganz allmählich von der Gestaltung religiöser Gegenstände und Motive zu den rein menschlichen übergegangen ist, und auch für diese noch lange Zeit hindurch eine Anlehnung an Mythisches und Religiöses gesucht hat, so wurden auch die historischen Gedenktage mit Vorliebe im Mythischen gleichsam fundamentirt oder auch den religiösen Festtagen eingefügt. Galt doch jedes glückliche Ereigniß, jede

Google

Errettung aus Feindeshand, jeder folgenreiche Sieg für ein Geschenk der Götter, denen so auch der Dank dafür gebührte; doch konnte die Beziehung auch noch etwas anders begründet werden. So war es nur Erfüllung gethaner Gelübde, kein eigentliches Siegesfest, wenn zum Andenken an die Schlacht von Marathon die Athener der Artemis Agrotera alljährlich 500 Ziegen opferten; und das Erinnerungsfest für die Schlacht bei Leuktra ward ein Wettkampf zu Ehren des Zeus Basileus, wie ein Orakel vorher geboten hatte.

Aber auch ohne solchen Zwang verband ein frommer Sinn gern die wiederkehrende Siegesfeier mit einem bestehenden Feste der Götter: wohl ließen die Athener zum Andenken an die Schlacht von Salamis im Anschluß an einen besonderen Vorfall, welcher der Schlacht vorherging, alljährlich einen Hahnenkampf im Theater anstellen, aber die eigentliche Siegesfeier fand am Feste der Mondgöttin statt, weil sie ihr Licht den Hellenen damals hätte strahlen lassen. Und weder das Befreiungsfest für den Tag von Plataeae noch die Feier für den Sieg von Leuktra scheinen an den Jahrestagen der Schlachten stattgefunden zu haben, sondern an nahe liegenden Festen der Götter.

Auf der anderen Seite war aber auch wiederum in einem bestimmten Brauche des griechischen Lebens die Handhabe geboten, um an historische Ereignisse eigene, ganz besondere Feste anzuknüpfen: man brauchte sich nur zu entschließen, die Feier, welche man ohnehin nach jedem Siege, jeder Errettung und Befreiung anzustellen pflegte, zu einer wiederkehrenden zu machen, — und der Gedenktag war geschaffen. Daß dies häufig geschehen, dürfen wir aus den nicht vielen, aber ganz zufällig überlieferten Fällen dieser Art mit Recht schließen: in Argos gedachte man noch im zweiten christlichen Jahrhundert einer Frau, der Telesilla, an dem Tage, an welchem sie fast siebenhundert Jahre früher an der Spitze der Argiverinnen die Stadt gegen den Spartanischen König Kleomenes vertheidigt hatte. Fast ebensoviele Jahre nach dem Leonidas und nach dem Pausanias, der bei Plataeae gesiegt, feierten die Spartaner noch das Andenken dieser Helden durch einen Wettkampf und durch Reden; letztere gewiß kein ursprüngliches Element, zumal in Sparta. Die Athener feierten das Gedächtniß des Harmodios, des Tyrannenmörders, durch ein Todtenopfer; und außer den schon charakterisirten Siegesfesten begingen sie den Tag, an welchem Trasybulos sie aus den Händen der dreißig Tyrannen befreit hatte, den Tag, an welchem Chabrias bei Naxos gesiegt, Timotheos die Lakedaemonier zum Frieden gezwungen, die Schlacht bei Mantinea geschlagen wurde; und Jahrhunderte hindurch sind einem „Condottiere“ des makedonischen Antigonos Gonatas, Diogenes göttliche Ehren erwiesen und ein Stieropfer dargebracht worden, wohl an dem Tage, an welchem er im Jahre 229 v. Chr. die piraeischen Festungen geräumt und dadurch den Athenern die Freiheit wiedergegeben hatte.

Die Syracusaner — anscheinend besonders zur Einrichtung von Gedenktagen geneigt — beschlossen schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts von einem Tyrannen erlöst, den Tag jährlich durch große Opfer und Wettkämpfe zu begehen; sie feierten den Tag, an welchem sie den athenischen Feld-

Google

herrn Nikias mit seinem Heere fingen, und dann, wohl gemeinsam mit andern griechischen Städten Siciliens, das Andenken des Timoleon, dessen oben gedacht ward.

Die *Sicyonier* im Peloponnes begingen neben dem Geburtstag des Arat auch den Tag, an welchem er sie von der Tyrannis befreit hatte.

Die *Klazomenier* in Kleinasien hatten ein eigenthümliches Fest „des Zuvorkommens“ zum Gedächtniß daran, daß sie einst ihren Nachbarn in der Besetzung einer Stadt durch List zuvorgekommen. Die Bewohner von *Kyzikos* feierten noch zu Hadrians Zeit den Tag, da mehr als zwei Jahrhunderte vorher, Lucullus sie von einer Blokirung entsetzt hatte. Ein Festtag, der zugleich ein Fasttag war, erinnerte die *Tarentiner* dauernd an eine Belagerung, die sie überstanden, da eine befreundete Stadt, um *ihnen* zu helfen, jeden zehnten Tag sich der Nahrung enthalten hatte.

Unberechenbar und zahlreich wie die Veranlassungen, sind sicher auch die historischen Gedenktage der Hellenen gewesen, aber ebenso sicher waren sie immer von durchaus historischer Bedeutung. Wohl begingen kleine Kreise von Anhängern in später Zeit, da man die Vergangenheit gleichsam antiquarisch wieder beleben wollte, die Geburtstage des Platon, des Sokrates, des Epicur, der selber testamentarisch zu solcher Feier ein Capital bestimmt hatte: ein Festmahl vereinigte die Gleichgesinnten zu angeregten und bezüglichen Gesprächen; und in diesen Kreisen ist wohl auch die Festrede, zu der übrigens sehr frühe Ansätze nicht fehlen, als ein eigenthümliches Element der Feier herausgebildet worden. Aber allgemeine Gedenktage sind solche niemals gewesen, wie etwa in unsern Zeiten die Geburtstage Schillers und Humboldts, zu deutlichem Beweise, daß bis dahin uns nichts Anderes gemeinsam geblieben war als Sprache und Wissenschaft. Denn auch ein Zeichen dessen, *was* man gemeinschaftlich besitzt, sind die Gedenktage: wenn nichts Anderes, so würde bis vor Kurzem schon der gänzliche Mangel an derartigen historischen nationalen Tagen bei uns gezeigt haben, *was* uns eigentlich fehlte. Freilich ist es auf der andern Seite eine Umkehrung des wahren Verhältnisses, durch gemeinsame Festtage ein nationales Leben erzwingen zu wollen; das war ein starker Irrthum Wohlmeinender auch bei uns zu Lande, welche für Ursache hielten, was nur Folge sein kann, und den Bau von oben beginnen wollten statt von unten.

Der nationale Gedenktag, d. h. der gewordene, hat, wie schon im Eingang hervorgehoben, zwei Seiten: er stärkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie er auch diese selber beweist. *Wir* mögen uns damit zufrieden geben, daß von diesem Standpunkt aus jede Feier gut ist, so fern sie nur den Zusammenhang aller Volksglieder in würdiger Weise immer auf's Neue betont; wenngleich man beklagen darf, daß uns eine charakteristische Form, ja vorläufig wohl noch die Fähigkeit schicklicher Massenkundgebungen für gewöhnlich abgeht. Aber wir haben ja auch eben erst das Glück gehabt, wieder nationale Gedenktage zu gewinnen: sorgen wir nur dafür durch Sinn und Form, daß uns dieser werthvolle Factor nationalen Lebens nicht wieder verkümmert werde.

Go gle

Bibliographie.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach, mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über die letzte Reise des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Camillus Wendelin 8. Heilbronn, 1880. Gebr. Henninger.

Herr von Meusebach, seiner Zeit Präsident des Rheinischen Cassationshofes in Berlin, und soviel ich weiß 1845 in stiller Zurückgezogenheit in Baumgartenbrück bei Potsdam gestorben, war einer der größten Sammler in germanischen Angelegenheiten. Nach seinem Tode hat die preußische Regierung seine kostbare und umfangreiche Bibliothek und seinen literarischen Nachlaß gekauft und der Königlichen Bibliothek einverleibt. Aus diesem Nachlaß hat der verdienstvolle Dr. Wendelin 1877 die Meusebach'schen „Fischart-Studien" (Halle a.S., Max Niemeyer) herausgegeben und läßt nun den obigen Briefwechsel folgen, welcher letzterer uns in die Anfänge und den Fortgang der germanistischen Wissenschaften einführt und unsere Kenntniß der um diese Wissenschaften verdienten Männer erweitert. Wir sehen hier diese Gelehrten an der Arbeit, unermüdlich, immer höher und zugleich tiefer strebend, daneben aber auch zuweilen mit seltsamen Schrullen (Quisquilien) und Zänkereien beschäftigt, die Gebrüder Grimm in ihrer großen Liebenswürdigkeit und edlen Einfachheit, den Baron Meusebach mit seinen großen Verdiensten, mit seiner unermüdlichen Thätigkeit und Opferfreudigkeit im Dienste der Wissenschaft, aber auch mit all seinen Ecken und Stacheln und mit etwas unbegreiflichen hyperconservativen Idiosynkrasien und Marotten. Die thypographische Ausstattung ist lobenswerth. B.

Konrad Telmann, Im Frühroth. Roman in 3 Bänden. 8. 1047 S. Breslau 1880, S. Schottlaender. *M.* 16 —

Der begabte Schriftsteller, dem unsere Literatur bereits eine Reihe stimmungsvoller Erzählungen verdankt, betritt mit seiner neuen umfangreichen Arbeit den gefährlichen Boden des politisch-socialen Romans. Der Titel „im Frühroth" ist treffend und charakteristisch: „Wir schauen die Verdunkelung oben am Fürstenhofe sowohl, wo ein an sich edler Fürst nicht Herr wird der Hinfälligkeit seines Menschthums, als unten im Volke, wo Leidenschaft und Niedrigkeit noch den Sieg haben über Mäßigkeit und Wahrheit. Es wirren und wogen die Nebel des Fanatismus, der Verderbtheit, des selbstischen Ehrgeizes, der Habsucht, Frivolität und entfesselten Sinnlichkeit — aber das Banner des Fortschritts ruht fest in reinen Händen; man sieht bereits das Frühroth leuchten: es wird und muß Tag werden, und dann wird jenes Banner wehen, frei und stolz im ganzen, weiten Vaterlande". Man darf das Buch einen Tendenz-Roman nennen; aber in spannenden Situationen, in farbenreichen Bildern, in treuen und reichen Typen der Gesellschaft und nicht in doctrinären Auseinandersetzungen kommt die Tendenz zum Ausdruck; darum ist das umfangreiche Buch fesselnd und unterhaltend.

Bibliotheca rabbinica. Eine Sammlung alter Midraschim zum ersten Male in's Deutsche übertragen von Aug. Wünsche. 1. Lieferung: der Midrasch Kohelet. 8. XVI. u. 96. S. Leipzig, 1880. Otto Schulze. à Lieferung *M.* 2.

Die talmudisch-midrasische Literatur ist für die allgemeine Culturgeschichte von großem Werth. Insbesondere erfährt die biblische Wissenschaft in fast allen ihren Disciplinen durch sie vielfache Bereicherung.

Google

Bis jetzt sind jedoch nur wenige Theile dieser Literatur durch Uebersetzung den verschiedenen Wissenschaftskreisen zugänglich gemacht worden. Während vom Talmud doch nach und nach einige Tractate übertragen worden sind, haben die verschiedenen Midraschwerke, wie der Midrasch Rabboth, der Midrasch Tanchuma (Jelamdenu) und die Pesikta des Rab Kahana noch keinen Uebersetzer gefunden. Und doch sind gerade die genannten Werke, weil sie das halachische (gesetzliche) Element fast gänzlich ausschließen und dafür die Haggada (den moralisch religiösen und erzählenden Vortrag) betonen, von hohem Interesse. Außer der allegorisch moralischen Schriftauslegung enthält der Midrasch viele Bruchstücke wirklich gehaltener Predigten, poetische Ausschmückungen biblischer Begebenheiten, Umschreibungen und Erweiterungen des einfachen Schriftwortes, eine große Anzahl von anmuthigen Parabeln, Fabeln und Sagen, zahlreiche treffliche Sentenzen und kernige Sittensprüche. Schon Herder, der Schöpfer der Poesie der Völker, machte in der ersten Vorrede zu den jüdischen Dichtungen und Fabeln auf den großen Reichthum der Haggada mit den Worten aufmerksam: „Es thäte mir leid, wenn man nicht etwas Scharfsinniges, etwas Feines in diesen Dichtungen fände; sehr lieb aber wäre mir's, wenn ich einen Weisen, einen Gelehrten der Nation selbst veranlaßte, die Perlen aus dem Grunde des Meeres, die Goldkörner aus dem schlechten Staube hervorzuziehen". Der auf dem Gebiete der rabbinischen Literatur vielfach bewährte Herausgeber glaubt nicht blos Theologen, Culturhistoriker und Literatoren, sondern auch das gebildete Publikum in Wahrheit zu interessiren, wenn er eine Reihe alter Midraschwerke in fließender deutscher Uebersetzung vorführt. Zunächst soll der Midrasch Rabboth erscheinen. Wir werden auf das verdienstvolle Unternehmen nach Erscheinen einer größeren Anzahl von Lieferungen eingehend zurückkommen.

Humoristisches. Aus der guten alten Zeit. Bruchstücke aus geographischen Lehrbüchern 1733—1760. I. Kurzgefaßte Kinder-Geographie, das ist: Versuch einer katechetischen Lehr-Art, vermittelst welcher die Romannischen illuminirten General- und Special-Charten benebst den vornehmsten Merkwürdigkeiten der Erdbeschreibung bey Erlernung der Historie einem Kinde von 9 oder 10 Jahren in kurzer Zeit mit Lust können bekannt gemacht werden, wenn des Tages nur eine Stunde zu diesen zwei schönen Wissenschaften angewendet wird, vor adeliche und bürgerliche Jugend, wie auch vor junger Frauenzimmer aufgesetzet und an's Licht gegeben von Gottlieb Endesfelder, der evangelischen Schule zu Friedland erstem Rector, Breslau bey Johann Jakob Korn, 1759. 8. II und 64 S. Hamburg, Johs. Kriebel.

Ein überaus ergötzliches Buch: es wirkt um so erheiternder, als alle darin gegebenen Antworten auf die in katechetischer Form gestellten Fragen im vollen pädagogischen Ernst ertheilt sind. Da heißt es z. B. beim „Chur-Fürstenthum Sachsen": Was reden die Einwohner für Deutsch? Antwort: Sie reden das beste Deutsch. 9. Weswegen ist Leipzig berühmt? Wegen der Zierlichkeit der deutschen Sprache, die allhier am besten geredet wird. 10. Wo wird sonst das schönste Deutsch geredet? Zu Dresden und Halle.

Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste. Geschichtliche, archäologische, biographische, chronologische, monogrammatische und technische Encyclopädie &c. von August Demmin, in Wiesbaden, unter Mitwirkung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Oscar Mothes. 1. Band, Lexikon-Format. 430 S. mit über 1000 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig 1879, Karl Scholtze.

Während eines Besuches auf Demmin's Hort 1875 animirte mich der gelehrte Verfasser, für seine Encyclopédie des arts plastiques einen deutschen Verleger aufzusuchen, und versprach in diesem Falle bei der Uebersetzung getreulich mitzuwirken. Ich bezweifelte die Möglichkeit, für dieses bei seiner Herstellung kostspielige, weil umfang- und an Illustrationen überaus reiche Werk einen Verleger auf deutschem Boden zu finden und war daher sehr überrascht, als mir vor geraumer Zeit schon der erste Band fertig zukam. Wenn seitdem von den folgenden vier Bänden nichts erschienen ist, so läßt sich wohl besorgen, daß die Aufmerksamkeit bisher zu klein gewesen, um zu neuen Kosten zu ermuntern. Diese Ermunterung verdient jedoch der opferwillige Verleger, und Gebildeten aller Stände ist diese umfassende Encyclopädie ein werthvolles Nachschlagebuch, das eine sehr interessante Persönlich-

Google

seit zum Verfasser hat. August Demmin ist den Lesern von „Nord und Süd“ aus seinem dort veröffentlichten Aufsatz über „Sammeln, Sammler und Sammlungen“ in bestem Andenken. Demmin hat sich viele Jahre in Paris aufgehalten. Er ist ein geborner Preuße von ungemeiner Rührigkeit, größter Sammellust, reichem Wissen. All dies hat er an die Seine mitgebracht. Daselbst, wo in den großartigen öffentlichen Privatsammlungen Material in Fülle vorhanden war, war auch der Boden zu den umfassendsten Untersuchungen, die Demmin in stetem Verkehr mit Amateuren, Kunstkennern und Kunsthändlern führte. Er beschränkte sich übrigens nicht auf Paris, sondern besuchte auch die meisten anderen europäischen Länder wiederholt, sammelte Notizen, Skizzen und Kunstgegenstände und hat in französischer Sprache eine namhafte Zahl reich illustrirter Werke geschrieben, welche ebenso sehr von gründlicher Kenntniß der behandelten Fächer zeigten, als sie keine Gelegenheit unterließen, den Franzosen Mittheilung von dem Kunstleben Deutschlands in früherer und neuerer Zeit zu machen. Die politische Stimmung in Frankreich 1870, die sich in steten Ausfällen erging und alle Privatzirkel beherrschte, vertrieb ihn aus Paris und seitdem lebt Demmin zurückgezogen in seiner schön gelegenen Villa in Wiesbaden, widmet seine ganze Zeit dem Cult seines prächtigen Gartens und den kunstgewerblichen Publikationen. Für manche Gruppe, wie Keramik, Mosaik, Waffenkunde, waren seine Monographien bahnbrechend und gerade das letzte, deutsch geschriebene, compendiöse Werk ist bei uns in weiteren Kreisen bekannt und noch nicht überholt. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch häufige Anwendung von skizzenhaften Illustrationen aus, in denen aber immer das Charakteristische und Wichtige deutlich gegeben ist, die weit mehr beleben und belehren als weitschweifige Beschreibungen. Sobald er zu Concretem kommt, ist der Verfasser in seiner richtigen Stimmung, da gruppirt er klar, zeichnet und beschreibt correct und arbeitet so concis, daß nichts hinweggenommen werden kann, nichts hinzugefügt zu werden braucht.

Alle die vorzüglichen Eigenschaften des Verfassers, sein gründliches Wissen, seine glückliche Combinationsgabe, die Kenntniß fast aller europäischen Antiquitätensammlungen, der reiche Schatz an correcten Skizzen von kunstgewerblichen Objecten aller Völker und Zeiten, kommen seinem „Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste“ zu Gute, das in seinem ersten Bande, außer einer eingehenden Einleitung, Schriftzeichen, Ziffern, Abkürzungen, Hausmarken, Wappen, symbolische christliche Figuren, Monogramm, Christi Kreuz, Crucifixe, Kümmernißbilder, Kirchengewänder, Kirchengefäße, Kirchengeräthe, dann die bürgerliche und kirchliche Baukunst, die Kriegsbaukunst und die Schiffsbaukunst behandelt. Wie die einzelnen Capitel durchgeführt werden, sei an der Wappenkunde (Seite 125—147) gezeigt. Erst ist die Defraction, Geschichte und Literatur zusammengestellt, dann wird eine Anleitung gegeben, die Wappen in deutscher, französischer und englischer Sprache richtig zu beschreiben, dann folgen Abbildungen der Schildformen mit kurzen Bemerkungen (11 Typen), dann die Wappenschildformen (22 Typen), dann der Schildertheilungen und jetzigen Tingirweise (101 Typen), darauf verschiedene gemeine Figuren (35 Typen); im Weiteren sind die Umbildung der Wappenfiguren in den verschiedenen Stilperioden am Löwen, Adler und Drachen illustrirt (10 Typen); ferner wird die häufig angewendete Lilie besonders behandelt (27 Typen), und den Schluß bilden die Helmzierden (68 Typen); es sind somit auf 22 Seiten mehr als 270 erklärende und erklärte Illustrationen, auf knappen Raum, was der Gebildete braucht, der ein Wappen nach der Zeit, nach dem Charakter bestimmen oder beschreiben will. Uebersetzer ist der bekannte Verfasser eines archäologischen und eines Baulexikon, Oscar Mothes, durch sein Wissen für die Aufgabe ganz geeignet. Die Ausstattung ist vortrefflich.

A. Weber. Verfehlt. Roman. 8. 176 S. Breslau, 1880, S. Schottlaender.

Der enge Rahmen des Romans birgt eine lebhaft bewegte, dramatische Handlung. Eine junge Polin, heißblütig und hochsinnig, liebt einen jungen Polen, liebt ihn mit all' seinen Fehlern, liebt ihn, obgleich er sie verläßt, und daran kann die Zeit nichts ändern und auch nicht, daß sie die Gattin eines andern Mannes geworden. Diesen, an sich nicht ungewöhnlichen Conflict weiß der Verfasser durch nationale Gegensätze noch zu vertiefen. Aniella und Casimir sind Polen, der Mann, dem Aniella die Hand gereicht, ist ein Deutscher — und liebte Aniella den polnischen Helden Casimir

Google

auch nicht, sie würde den Antagonismus wider den Deutschen immer empfunden haben, dem sie gegen ihren Willen ihre Hand reichen mußte. Und so ist denn „verfehlt" das Schicksal Aller; der Tod bringt die gewaltsame Lösung dem Einen, Einsamkeit ist das Loos des Ueberlebenden. Was dem Buche zu starker Wirkung verhilft, ist, daß selbst die Verirrungen der Helden uns nur tragisch, nicht verächtlich erscheinen. Dieses Resultat ist durch die Kraft eines nicht zu unterschätzenden Talents herbeigeführt.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn &c. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. 8. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Jeder Halbband ℳ 3. —

Mit anerkennenswerther Raschheit schreitet das großartige Werk weiter. In den letzten Monaten ist als 12. Heft die Fortsetzung von Hertzbergs Darstellung der griechisch-römischen Geschichte und als 13. Heft diejenige von Brückners „Peter der Große", ein in seiner Materie grundlegendes Werk, erschienen, während Heft 11 und 14 Philippsons Geschichte des Zeitalters von Ludwig XIV., weiterführen. Als neuestes Heft liegt nun das 15. mit dem Anfang der Geschichte des alten Indiens von Professor Lefmann vor. Die Darstellung Lefmanns, welche durchweg auf solider Forschung aufgebaut ist, macht mit ihrer knappen und zugleich klaren Form den vortheilhaftesten Eindruck. Wir erhalten hier vielleicht zum ersten Mal eine wirklich zuverlässige Darstellung der Culturentwicklung der alten Inder. Ueber die illustrative Ausstattung erwähnen wir nur, daß sie sich, nach allen Seiten veranschaulichend und unterrichtend, derjenigen der früheren Hefte durchaus würdig anschließt. Der indischen Geschichte ist u. A. eine interessante Facsimilenachbildung einer altindischen Bilderhandschrift über das Buddhaleben beigegeben.

H. Jäger, Garten und Blumen-Brevier. Widmungsgabe für unsere Frauen und Jungfrauen. Nebst einem Gartenarbeitskalender. 8. VI. und 302 S., mit 100 Text-Abbildungen nach Zeichnungen von G. Eggel u. A. Leipzig, 1880, Otto Spamer. Geb. ℳ 6

Der auf dem Gebiete der Gartenliteratur bewährte Verfasser bietet hier das Wissenswertheste aus dem Gebiete der Garten- und Blumencultur. In guter, einfacher Sprache, alle überflüssige Gelehrsamkeit verbannend, wendet sich der Verfasser zunächst an das Bedürfniß der Frauen, ohne jedoch jemals den Boden der Wissenschaftlichkeit zu verlassen. In fünf große Abschnitte theilt er seinen Stoff. In dem ersten werden der Schmuckgarten und die Blumenzucht behandelt. In dem zweiten ist von dem Küchen- und Obstgarten die Rede, während sich der dritte mit der Blumenzucht im Zimmer beschäftigt. Die beiden letzten Abschnitte: „Die Symbolik der Pflanzen und die Blumensprache" und „Gartenarbeitskalender" sind Ergänzungen der in den ersten drei Capiteln gegebenen technischen Ausführungen. Die beigegebenen, sorgfältig ausgeführten Holzschnitte erläutern hauptsächlich die für den Schmuckgarten zur Anwendung empfohlenen Formen. Das Brevier ist mit gewähltem Geschmack ausgestattet: das Auge weilt mit Behagen auf der Zierlichkeit des Ganzen und seiner einzelnen Theile.

Marc. Boyen, Von Gott gezeichnet. Roman. 8. 236 S. Breslau, 1880, S. Schottlaender. 4.50

Ein Mädchen von ungewöhnlichen Anlagen des Geistes und Gemüths, dessen Gesicht aber entstellt ist durch ein häßliches Mal, ist die Heldin des Buches. In folgerichtig sich entwickelnden Scenen wird der wahre menschliche Werth, die seelischen Vorzüge gegenüber äußerer Schönheit, zum Siege geführt. Aus dem einfachen Vorgang wird durch die Kunst eines mit sicherer schriftstellerischer Hand gestaltenden Talents eine fesselnde Erzählung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

Schutz- CARLSBADER STADT-WAPPEN Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $1/1$ und $1/2$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Band 13. — Heft 39.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Juni 1880.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Theodor Fontane's, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte
von der Städtischen Cur- und Brunnen-Direction in Wiesbaden (Wiesbadener Thermalwasser).

Google

An unsere Abonnenten!

Vielfach ausgesprochenen Wünschen zufolge, haben wir durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen dreizehn Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XIII (April bis Juni 1880), wie auch zu den früheren Bänden I—XII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im Juni 1880.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

Bestellzettel umstehend

Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

.... Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

.... do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

.... Einbanddecke zu Band XIII (April bis Juni 1880)

.... do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Go gle

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIII. Band. — Juni 1880. — 39. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Fontane.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Google

L'Adultera.

Novelle

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

I. Commercienrath Van der Straaten.

Der Commercienrath Van der Straaten, Große Petristraße 4, war einer der vollgiltigsten Financiers der Hauptstadt, eine Thatsache, die dadurch wenig alterirt wurde, daß er mehr eines geschäftlichen als eines persönlichen Ansehens genoß. An der Börse galt er bedingungslos, in der Gesellschaft nur bedingungsweise. Es hatte dies, wenn man herum horchte, seinen Grund zu sehr wesentlichem Theile darin, daß er zu wenig „draußen" gewesen war und die Gelegenheit versäumt hatte, sich einen allgemein giltigeren Weltschliff oder auch nur die seiner Lebensstellung entsprechenden Allüren anzueignen. Einige neuerdings erst unternommene Reisen nach Paris und Italien, die übrigens niemals über ein paar Wochen hinaus ausgedehnt worden waren, hatten an diesem Thatbestande nichts Erhebliches ändern können und ihm jedenfalls ebenso seinen specifisch localen Stempel wie seine Vorliebe für drastische Sprüchwörter und heimisch geflügelte Worte von der derberen Observanz gelassen. Er pflegte, um ihn selber mit einer seiner Lieblingswendungen einzuführen „aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen" und hatte sich, als reicher Leute Kind, von Jugend auf daran gewöhnt, Alles zu thun und zu sagen, was zu thun und zu sagen er lustig war. Er haßte zweierlei: sich zu geniren und sich zu ändern. Nicht als ob er sich in der Theorie für besserungs-unbedürftig gehalten hätte, keineswegs, er bestritt nur in der Praxis eine besondere Benöthigung dazu. Die meisten Menschen, so hieß es dann wohl in seinen jederzeit gern gegebenen Auseinandersetzungen, seien einfach erbärmlich und so grundschlecht, daß er, verglichen mit ihnen, an einer wahren Engelgrenze stehe. Er sähe mithin nicht ein, warum er an sich arbeiten und sich Unbequemlichkeiten machen solle. Zudem könne man jeden Tag an jedem

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

beliebigen Conventikler oder Predigtamtscandidaten erkennen, daß es doch zu nichts führe. Es sei eben immer die alte Geschichte, und um den Teufel auszutreiben, werde Beelzebub citirt. Er zög' es deshalb vor, Alles beim Alten zu belassen. Und wenn er so gesprochen, sah er sich selbstzufrieden um und schloß behaglich und gebildet: „O rühret, rühret nicht daran", denn er liebte das Einstreuen lyrischer Stellen, ganz besonders solcher, die seinem echt-berlinischen Hange zum bequem Gefühlvollen einen Ausdruck gaben. Daß er eben diesen Hang auch wieder ironisirte, versteht sich von selbst.

Van der Straaten, wie hiernach zu bemessen, war eine sentimental-humoristische Natur, deren Berolinismen und Cynismen nichts weiter waren, als etwas wilde Schößlinge seiner Unabhängigkeit und immer ungetrübten Laune. Und in der That, es gab nichts in der Welt, zu dem er, Tag oder Nacht, so beständig aufgelegt gewesen wäre, wie zu Bonmots und scherzhaften Repartis, ein Zug seines Wesens, der sich schon bei Vorstellungen in der Gesellschaft zu zeigen pflegte. Denn die bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten nie ausbleibende Frage nach seinen näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Gutzkow'schen Vanderstraaten, ward er nicht müde, prompt und beinahe paragraphenweise dahin zu beantworten, daß er jede Verwandtschaft mit dem von der Bühne her so bekannt gewordenen Manasse Vanderstraaten ablehnen müsse, 1. weil er seinen Namen nicht einwortig sondern dreiwortig schreibe, 2. weil er trotz seines Vornamens Ezechiel, nicht blos überhaupt getauft worden sei, sondern auch das nicht jedem Preußen zu Theil werdende Glück gehabt habe, durch einen evangelischen Bischof, und zwar durch den alten Bischof Roß, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden, und 3. und letztens weil er seit längerer Zeit des Vorzugs genieße, die Honneurs seines Hauses nicht durch eine Judith, sondern durch eine Melanie machen lassen zu können. Durch eine Melanie, die, zu weiterem Unterschiede, nicht seine Tochter, sondern seine „Gemahlin" sei. Und dies Wort sprach er dann mit einer gewissen Feierlichkeit, in der Scherz und Ernst geschickt zusammenklangen.

Aber der Ernst überwog, wenigstens in seinem Herzen. Und es konnte nicht anders sein, denn die junge Frau war fast noch mehr sein Stolz als sein Glück. Aelteste Tochter Jean de Caparoux', eines Adligen aus der französischen Schweiz, der als Generalconsul eine lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Hauptstadt gelebt hatte, war sie ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauses großgezogen und in all ihren Anlagen auf's Glücklichste herangebildet worden. Ihre heitere Grazie war fast noch größer als ihr Esprit und ihre Liebenswürdigkeit noch größer als Beides. Alle Vorzüge französischen Wesens erschienen in ihr vereinigt. Ob auch die Schwächen? Es verlautete nichts darüber. Ihr Vater starb früh, und statt eines gemuthmaßten großen Vermögens, fanden sich nur Debets über Debets. Und um diese Zeit war es denn auch, daß der zwei-

Google

undvierzigjährige Van der Straaten um die siebzehnjährige Melanie warb und ihre Hand erhielt. Einige Freunde beider Häuser ermangelten selbstverständlich nicht, allerhand Trübes zu prophezeien. Aber sie schienen im Unrecht bleiben zu sollen. Zehn glückliche Jahre, glücklich für beide Theile, waren seitdem vergangen, Melanie lebte wie die Prinzeß im Märchen, und Van der Straaten seinerseits trug mit freudiger Ergebung seinen Necknamen „Ezel", in den die junge Frau den langathmigen und etwas suspecten „Ezechiel" umgewandelt hatte. Nichts fehlte. Auch Kinder waren da: zwei Töchter; die jüngere des Vaters, die ältere der Mutter Ebenbild, groß und schlank und mit herabfallendem, dunklem Haar. Aber während die Augen der Mutter immer lachten, waren die der Tochter ernst und schwermüthig, als sähen sie in die Zukunft.

II. L'Adultera.

Die Wintermonate pflegten die Van der Straatens in ihrer Stadtwohnung zuzubringen, die, trotzdem sie altmodisch war, doch an Comfort nichts vermissen ließ. Jedenfalls aber bot sie für das gesellschaftliche Treiben der Saison eine größere Bequemlichkeit, als die spreeabwärts am Nordwestrande des Thiergartens gelegene Villa.

Der erste Subscriptionsball war gewesen, vor zwei Tagen erst, und Van der Straaten und Frau nahmen wie gewöhnlich in dem hochpaneelirten Wohn- und Arbeitszimmer des Ersteren ihr gemeinschaftliches Frühstück ein. Von dem beinah unmittelbar vor ihrem Fenster aufragenden Petri-Kirchthurme herab schlug es eben Neun und die kleine französische Stutzuhr secundirte pünktlich, lief aber, in ihrer Hast und Eile den dumpfen und langsamen Schlägen, die von draußen her laut wurden, weit voraus. Alles athmete Behagen, am meisten der Hausherr selbst, der in einen Schaukelstuhl gelehnt und die Morgenzeitung in der Hand, abwechselnd seinen Kaffee und den Subscriptions-Ball-Bericht einschlürfte. Nur dann und wann ließ er seine Hand mit der Zeitung sinken und lachte.

„Was lachst Du wieder, Ezel", sagte Melanie, während sie mit ihrem linken Morgenschuh kokettisch hin und her klappte. „Was lachst Du wieder? Ich wette die Robe, die Du mir heute noch kaufen wirst, gegen Dein häßliches, rothes und mir zum Tort wieder schief umgeknotetes Halstuch, daß Du nichts gefunden hast als ein paar Zweideutigkeiten".

„Er schreibt zu gut", antwortete Van der Straaten, ohne den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. „Und was mich am meisten freut, sie nimmt es Alles für Ernst".

„Wer denn?"

„Nun wer! Die Maywald, Deine Rivalin. Und nun höre. Oder lies es selbst".

„Nein, ich mag nicht. Ich liebe nicht diese Berichte mit ausgeschnittenen Kleidern nnd Anfangsbuchstaben".

Google

„Und warum nicht? Weil Du noch nicht an der Reihe warst. Ja, Lanni, er geht stolz an Dir vorüber".

„Ich würd' es mir auch verbitten".

„Verbitten! Was heißt verbitten? Ich verstehe Dich nicht. Oder glaubst Du vielleicht, daß gewesene Generalconsulstöchter in vestalisch-priesterlicher Unnahbarkeit durch's Leben schreiten oder sacrosanct sind wie Botschafter und Ambassaden! Ich will Dir ein Sprüchwort sagen, das Ihr in Genf nicht haben werdet . . ."

„Und das wäre?"

„Sieht doch die Katz den Kaiser an. Und ich sage Dir, Lanni, was man ansehen darf, das darf man auch beschreiben. Oder verlangst Du, daß ich ihn fordern sollte? Pistolen und zehn Schritt Barriere".

Melanie lachte. „Nein Ezel, ich stürbe wenn Du mir todtgeschossen würdest".

„Höre, dies solltest Du Dir doch überlegen. Das Beste, was einer jungen Frau wie Dir passiren kann, ist doch immer die Wittwenschaft, oder „le Veuvage" wie meine Pariser Wirthin mir einmal über das andere zu versichern pflegte. Beiläufig, meine beste Reise-Reminiscenz. Und dabei hättest Du sie sehen sollen, die kleine, corpulente, schwarze Madame . . ."

„Ich sehne mich nicht danach. Ich will lieber wissen, wie alt sie war".

„Fünfzig. Die Liebe fällt nicht immer auf ein Rosenblatt . . ."

„Nun, da mag es Dir und ihr verziehen sein".

Und dabei stand Melanie von ihrem hochlehnigen Stuhl auf, legte den Cannevas bei Seite, an dem sie gestickt hatte, und trat an das große Mittelfenster.

Unten bewegte sich das bunte Treiben eines Markttages, dem die junge Frau gern zuzusehen pflegte. Was sie daran am meisten fesselte, waren die Gegensätze. Dicht an der Kirchenthür, an einem kleinen, niedrigen Tische, saß ein Mütterchen, das ausgelassenen Honig in großen und kleinen Gläsern verkaufte, die mit ausgezacktem Papier und einem rothen Wollfaden zugebunden waren. Ihr zunächst erhob sich eine Wildhändlerbude, deren sechs aufgehängte Hasen mit traurigen Gesichtern zu Melanie hinübersahen, während in Front der Bude, das erfrorene Gesicht in eine Capuze gesteckt, ein kleines Mädchen auf und ab lief und ihre Schäfchen, wie zur Weihnachtszeit an die Vorübergehenden feilbot. Ueber dem Ganzen aber lag ein grauer Himmel, und ein paar Flocken federten und tanzten, und wenn sie niederfielen, wurden sie vom Luftzuge neu gefaßt und wieder in die Höhe gewirbelt.

Etwas wie Sehnsucht überkam Melanie beim Anblick dieses Flockentanzes, als müsse es schön sein, so zu steigen und zu fallen und dann wieder zu steigen, und sie wollte sich eben vom Fenster her ins Zimmer zurückwenden, um, in leichtem Scherze, ganz wie sie's liebte, sich und ihre Sehnsuchtsanwandlung zu persifliren, als sie, von der Brüderstraße her, eines jener langen und auf niedrigen Rädern gehenden Gefährte vorfahren sah, die

Google

die hauptstädtischen Bewohner Rollwagen nennen. Es konnte das Exemplar, das eben hielt, als ein Musterstück seiner Gattung gelten, denn nichts fehlte. Nach hinten zu war der zum Abladen dienende Doppelbaum in vorschriftsmäßigem rechten Winkel aufgerichtet, vorn stand der Kutscher mit Vollbart und Lederschurz, und in der Mitte lief ein kleiner Bastard von Spitz und Rattenfänger hin und her, und bellte Jeden an, der nur irgendwie Miene machte, sich auf fünf Schritte dem Wagen zu nähern. Er hatte kaum noch ein Recht zu diesen Aeußerungen übertriebener Wachsamkeit, denn auf dem ganzen langen Wagenbrette lag nur noch ein einziges Colli, das der Rollkutscher jetzt zwischen seine zwei Riesenhände nahm und in den Hausflur hineintrug, als ob es eine Pappschachtel wäre.

Van der Straaten hatte mittlerweile seine Lectüre beendet und war an ein unmittelbar neben dem Eckfenster stehendes Pult getreten, an dem er zu schreiben pflegte.

„Wie schön diese Leute sind“, sagte Melanie. „Und so stark. Und dieser wundervolle Bart! So denk' ich mir Simson“.

„Ich nicht“, entgegnete Van der Straaten trocken.

„Oder Wieland den Schmid“.

„Schon eher. Und über kurz oder lang denk' ich, wird diese Sache spruchreif sein. Denn ich wette zehn gegen eins, daß ihn der „Meister“ in irgend etwas Zukünftigem bereits unterm Hammer hat. Oder sagen wir auf dem Ambos. Es klingt etwas vornehmer“.

„Ich muß Dich bitten, Ezel . . . . Du weißt . . . “

Aber ehe sie schließen konnte, wurde geklopft, und einer der jungen Contoristen erschien in der Thür, um seinem Chef, unter gleichzeitiger Verbeugung gegen Melanie, einen Frachtbrief einzuhändigen, auf dem in großen Buchstaben und in italienischer Sprache vermerkt war: „zu eigenen Händen des Empfängers“.

Van der Straaten las und war sofort wie elektrisirt. „Ah, von Salviati! . . . Das ist hübsch, das ist schön . . . Gleich die Kiste heraufschaffen! . . . Und Du bleibst, Melanie . . . . Hat er doch Wort gehalten . . . Freut mich, freut mich wirklich. Und Dich wird es auch freuen. Etwas Venezianisches, Lanni . . Du warst so gern in Venedig“.

Und während er in derartig kurzen Sätzen immer weiter perorirte, hatte er aus einem Kasten seines Arbeitstisches ein Stemmeisen heraus genommen und hantirte damit, als die Kiste hereingebracht worden war, so vertraut und so geschickt, als ob es ein Korkzieher oder irgend ein anderes Werkzeug alltäglicher Benutzung gewesen wäre. Mit Leichtigkeit hob er den Deckel ab und setzte das daran angeschraubte Bild auf ein großes staffeleiartiges Gestell, das er schon vorher aus einer der Zimmerecken ans Fenster geschoben hatte. Der junge Commis hatte sich inzwischen wieder entfernt, Van der Straaten aber, während er Melanie mit einer gewissen Feierlichkeit

Google

vor das Bild führte, sagte jetzt: „Nun Lanni, wie findest Du's? . . . Ich will Dir übrigens zu Hilfe kommen . . . . Ein Tintoretto“.

„Copie?“

„Freilich“, stotterte Van der Straaten etwas verlegen. „Originale werden nicht hergegeben. Und würden auch meine Mittel übersteigen. Dennoch dächt' ich . . .“

Melanie hatte mittlerweile die Hauptfiguren des Bildes mit ihrem Lorgnon gemustert und sagte jetzt: „Ah, l'Adultera! . . . Jetzt erkenn' ich's. Aber daß Du gerade das wählen mußtest! Es ist eigentlich ein gefährliches Bild, fast so gefährlich wie der Spruch . . . Wie heißt er doch?“

„Wer unter Euch ohne Sünde ist . . .“

„Richtig. Und ich kann mir nicht helfen, es liegt so was Ermuthigendes darin. Und dieser Schelm von Tintoretto hat es auch ganz in diesem Sinne genommen. Sieh nur! . . . Geweint hat sie . . Gewiß . . Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubt sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden . . . Und daß ich Dir's gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist so viel Unschuld in ihrer Schuld . . . Und Alles wie vorherbestimmt“.

Melanie, während sie so sprach, war ernster geworden und von dem Bilde zurückgetreten. Nun aber fragte sie: „Hast Du schon einen Platz dafür?“

„Ja, hier“. Und er wies auf eine Wandstelle neben seinem Schreibpult.

„Ich dachte“ fuhr Melanie fort „Du würdest es in die Galerie schicken. Und offen gestanden, es wird sich an diesem Pfeiler etwas sonderbar ausnehmen. Es wird . . . .“

„Unterbrich Dich nicht“.

„Es wird den Witz herausfordern und die Bosheit, und ich höre schon Reiff und Duquede medisiren, vielleicht auf Deine Kosten und gewiß auf meine“.

Van der Straaten hatte seinen Arm auf das Pult gelehnt und lächelte.

„Du lächelst, und sonst lachst Du doch, lachst mehr als gut ist und namentlich lauter als gut ist. Es steckt etwas dahinter. Sage, was hast Du gegen mich? Ich weiß recht gut, Du bist nicht so harmlos, wie Du Dich stellst. Und ich weiß auch, daß es wunderliche Gemüthlichkeiten giebt. Ich hab 'mal von einem russischen Fürsten gelesen, ich glaube Suboff war sein Name. Eigentlich waren es zwei, zwei Brüder. Die spielten Karten und dann ermordeten sie den Kaiser Paul und dann spielten sie wieder Karten. Ich glaube beinah, Du könntest auch so 'was! Und alles mit gutem Gewissen und gutem Schlaf“.

„Also darum König Ezel!“ lachte Van der Straaten.

„O nein. Nicht darum. Als ich Dich so hieß, war ich noch ein halbes Kind. Und ich kannte Dich damals noch nicht. Jetzt aber kenne ich

Google

Dich, und ich weiß nur nicht, ob es etwas sehr Gutes oder etwas sehr Schlimmes ist, was in Dir steckt . . . Aber nun komm. Unser Kaffee ist kalt geworden".

Und sie gab ihren Platz am Fenster auf, setzte sich wieder auf ihren hochlehnigen Stuhl und nahm Nadel und Cannevas und that ein paar rasche Stiche. Zugleich aber ließ sie kein Auge von ihm, denn sie wollte wissen, was in seiner Seele vorging.

Und er wollt' es ihr auch nicht länger verbergen. War er doch ohnehin, aller Freundschaft unerachtet, ohne Freund und Vertrauten, und so trieb es ihn, angesichts dieses Bildes, einmal aus sich herauszugehn.

„Ich habe Dich nie mit Eifersucht gequält, Lanni".

„Und ich habe Dir nie Veranlassung dazu gegeben".

„Nein. Aber heute roth und morgen todt. Das heißt, Alles wechselt im Leben. Und sieh, als wir letzten Sommer in Venedig waren, und ich dies Bild sah, da stand es auf einmal Alles deutlich vor mir. Und da war es denn auch, daß ich Salviati bat, mir das Bild copiren zu lassen. Ich will es vor Augen haben, so als Memento mori, wie die Capuziner, die sonst nicht mein Geschmack sind. Denn sieh, Lanni, auch in ihrer Furcht unterscheiden sich die Menschen. Da sind welche, die halten es mit dem Vogel Strauß und stecken den Kopf in den Sand und wollen nichts wissen. Aber andere haben eine Neigung, ihr Geschick immer vor sich zu sehen und sich mit ihm einzuleben. Sie wissen genau, den und den Tag sterb' ich. Und sie lassen sich einen Sarg machen und betrachten ihn fleißig, und die beständige Vorstellung des Todes nimmt auch dem Tode schließlich seine Schrecken. Und sieh, Lanni, so will ich es auch machen, und das Bild soll mir dazu helfen . . . . Denn es ist erblich in unserm Hauſ' . . . und so gewiß dieser Zeiger . . ."

„Aber Ezel" unterbrach ihn Melanie „was hast Du nur? Ich bitte Dich, wo soll das hinaus? Wenn Du die Dinge so siehst, so weiß ich nicht, warum Du mich nicht heut oder morgen einmauern läßt".

„An Dergleichen hab' ich auch schon gedacht. Und ich bekenne „Melanie die Nonne" klänge nicht übel, und es ließe sich eine Ballade darauf machen. Aber es hilft zu nichts. Denn Du glaubst garnicht, was Liebende bei gutem Willen Alles durchsetzen. Und sie haben immer guten Willen".

„O, ich glaub es schon".

„Nun siehst Du" lachte Van der Straaten, den diese scherzhafte Wendung plötzlich wieder zu heiterer Laune stimmte. „So hör' ich Dich gern. Und zur Belohnung: Das Bild soll nicht an diesen Eckpfeiler, sondern in die Galerie. Verlaß Dich darauf. Und um Dir nichts zu verschweigen, ich hab auch so selber meine wechselnden und widerstreitenden Gedanken; und mitunter denk' ich: ich sterbe vielleicht drüber hin. Und das wäre das Beste. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es ist nichts Neues. Aber die trivialsten Sätze sind immer die richtigsten".

Google

„Dann vergiß auch nicht den, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll!“

Er nickte. „Da hast Du recht. Und wir wollens auch nicht, und wollen diese Stunde vergessen. Ganz und gar. Und wenn ich Dich je wieder daran erinnere, so sei's im Geiste des Friedens und zum Zeichen der Versöhnung. Lache nicht. Es kommt was kommen soll. Und wie sagtest Du doch? Es sei so viel Unschuld in ihrer Schuld. . .“

„. . . Und vorherbestimmt, sagt' ich. Prädestinirt! . . Aber vorherbestimmt ist heute, daß wir ausfahren, und das ist die Hauptsache. Denn ich brauche die Robe viel, viel nöthiger, als Du den Tintoretto brauchst. Und ich war eine Thörin und ein Kindskopf, daß ich alles so bitter ernsthaft genommen und Dir jedes Wort geglaubt habe! Du hast das Bild haben wollen, c'est tout. Und nun gehab Dich wohl, mein Dänenprinz, mein Träumer. . . Sein oder nicht sein . . . Variationen von Ezechiel Van der Straaten!“

Und sie stand auf und lachte, und stieg die kleine durchbrochene Treppe hinauf, die, von Van der Straatens Zimmer aus, in die Schlafzimmer des zweiten Stockes führte.

III. Logirbesuch.

Van der Straaten, um es zu wiederholen, bewegte sich gern in dem Gegensatze von derb und gefühlvoll, überhaupt in Gegensätzen, und so war es wenig verwunderlich, daß das vor dem Tintoretto geführte Gespräch in seinem Herzen nicht allzu lange nachtönte. Auch nicht in dem seiner Frau. Nur so lang es geführt worden war, war Melanie wirklich überrascht gewesen, nicht um des sentimentalen Tones willen, den sie kannte, sondern weil alles eine persönlichere Richtung nahm, als bei früheren Gelegenheiten. Aber nun war es vorüber. Das Bild erhielt seinen Platz in der Galerie, man sah es nicht mehr und Van der Straaten, wenn er ihm zufällig begegnete, lächelte nur in beinahe heiterer Resignation in sich hinein. Denn er hatte ganz den fatalistischen Zug der Humoristen, der sich verdoppelt, wenn sie nebenher auch noch Lebemänner sind.

Es war eine belebte Saison gewesen. Auch Ostern, trotzdem es spät fiel, lag schon zurück, und die Wochen waren wieder da, wo herkömmlich die Frage verhandelt zu werden pflegte: „Wann ziehen wir hinaus?“

„Bald“, sagte Melanie, die bereits die Tage zählte.

„Aber die „gestrengen Herren“ waren noch nicht da“.

„Die regieren nicht lange“.

„Zugestanden“ lachte Van der Straaten. „Und um so lieber, als ich nur hierin eine leidliche Garantie meiner eigenen Herrschaft finde. Wenigstens mittelbar. Und immer besser noch schwach regieren, als gar nicht“.

Diese Worte waren an einem der letzen Apriltage beim Frühstück gewechselt worden, und es mochte Mittag sein, als der Commercienrath von seinem Comptoir aus die Frau Commercienräthin bitten ließ, mit ihrer

Google

Ausfahrt eine Viertelstunde warten zu wollen, weil er ihr zuvor eine Mittheilung zu machen habe. Melanie ließ zurücksagen, „daß sie sich freuen würde, ihn zu sehen und rechne danach auf seine Begleitung".

In Courtoisien dieser Art, denen allerdings gelegentlich auch der Revers nicht fehlte, hatten sich die Van der Straatens seit Jahren eingelebt, namentlich er, der nach seiner eignen Versicherung „dem adligen Hause de Caparoux einiges Ritterdienstliche schuldig zu sein glaubte" und zu diesem Ritterdienstlichen in erster Reihe Pünktlichkeit und Nichtwartenlassen zählte.

So erschien er denn auch heute, bald nach erfolgter Anmeldung, im Zimmer seiner Frau.

Dieses Zimmer entsprach in seinen räumlichen Verhältnissen ganz dem ihres Gatten, war aber um vieles heller und heiterer, einmal weil die hohe Paneelirung, aber mehr noch weil die vielen nachgedunkelten Bilder fehlten. Statt dieser vielen, war nur ein einziges da: das Portrait Melanies in ganzer Figur, ein wogendes Kornfeld im Hintergrund und sie selber eben beschäftigt ein paar Mohnblumen an ihren Hut zu stecken. Die Wände, wo sie frei waren, zeigten eine weiße Seidentapete, tief in den Fensternischen erhoben sich Hyazinthen-Estraden und vor einer derselben, auf einem zierlichen Marmortische, stand ein blitzblankes Bauer, drin ein grauer Kakadu, der eigentliche Tyrann des Hauses, sein von der Dienerschaft gleichmäßig gehaßtes und beneidetes Dasein führte. Melanie sprach eben mit ihm, als Ezechiel in einer gewissen humoristischen Aufgeregtheit eintrat und seine Frau, nach vorgängiger respektvoller Verneigung gegen den Kakadu, bis an ihren Sophaplatz zurückführte. Dann schob er einen Fauteuil heran und setzte sich neben sie.

Die Feierlichkeit, mit der all dies geschah, machte Melanie lachen.

„Ist es doch, als ob Du Dich auf eine ganz besondere Beichte vorzubereiten hättest. Ich will es Dir aber leicht machen. Ist es etwas Altes? Etwas aus Deiner dunklen Vergangenheit . . .?"

„Nein, Lanni, es ist etwas Gegenwärtiges".

„Nun, da will ich doch abwarten und mich zu keinem Generalpardon hinreißen lassen. Und nun sage, was ist es?"

„Eine Bagatelle".

„Was Deine Verlegenheit bestreitet".

„Und doch eine Bagatelle. Wir werden einen Besuch empfangen, oder vielmehr einen Gast, oder wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen Dauer-Gast. Also kurz und gut, denn was hilft es, es muß heraus: einen neuen Hausgenossen".

Melanie, die bis dahin ein Chocoladenbiscuit, das noch auf dem Teller lag, zerkrümelt hatte, legte jetzt ihren Zeigefinger auf Van der Straatens Hand und sagte: „Und das nennst Du eine Bagatelle? Du weißt recht gut, daß es etwas sehr Ernsthaftes ist. Ich habe nicht den Vorzug, ein Kind dieser Euerer Stadt zu sein, bin aber doch lange genug in Euerer

Google

bevorzugten Mitte gewesen, um zu wissen, was es mit einem „Logirbesuch“ auf sich hat. Schon das Wort, das sich sonst nirgends findet, kann einen ängstlich machen. Und was ist ein Logirbesuch gegen eine neue Hausgenossenschaft. . . Ist es eine Dame?“

„Nein, ein Herr“.

„Ein Herr. Ich bitte Dich, Ezel. . . .“

„Ein Volontair, ältester Sohn eines mir befreundeten Frankfurter Hauses. War in Paris und London, das ist selbstverständlich, und kommt eben jetzt von New-York, um hier am Ort eine Filiale zu begründen. Vorher aber will er in unserem Hause die Sitte dieses Landes kennen lernen, oder sag' ich lieber wieder kennen lernen, weil er sie draußen halb vergessen hat. Es ist ein besonderer Vertrauensakt. Ich bin überdies dem Vater verpflichtet und bitte Dich herzlich, mir eine Verlegenheit ersparen zu wollen. Ich denke, wir geben ihm die zwei leer stehenden Zimmer auf dem linken Corridor“.

„Und zwingen ihn also, einen Sommer lang auf die Fliesen unseres Hofes und auf Christels Geraniumtöpfe hinunter zu sehen“.

„Es kann nicht die Rede davon sein, mehr zu geben als man hat. Und er selbst wird es am wenigsten erwarten. Alle Personen, die viel in der Welt umher waren, pflegen am gleichgiltigsten gegen derlei Dinge zu sein. Unser Hof bietet freilich nicht viel; aber was hätt' er Besseres in der Front? Ein Stück Kirchengitter mit Fliederbusch, und an Markttagen die Hasenbude“.

„Eh bien, Ezel. Faisons le jeu. Ich hoffe, daß nichts Schlimmes dahinter lauert, keine Conspirationen, keine Pläne, die Du mir verschweigst. Denn Du bist eine versteckte Natur. Und wenn es Deine Geheimnisse nicht stört, so möcht' ich schließlich wenigstens den Namen unseres neuen Hausgenossen hören“.

„Ebenezer Rubehn . . .“

„Ebenezer Rubehn“, wiederholte Melanie langsam und jede Silbe betonend. „Ich bekenne Dir offen, daß mir etwas Christlich-Germanisches lieber gewesen wäre. Viel lieber. Als ob wir an Deinem Ezechiel nicht schon gerade genug hätten! Und nun Ebenezer. Ebenezer Rubehn! Ich bitte Dich, was soll dieser Accent grave, dieser Ton auf der letzten Silbe? Suspekt, im höchsten Grade suspekt!“

„Du mußt wissen, er schreibt sich mit einem h“.

„Mit einem h! Du wirst doch nicht verlangen, daß ich dies h für ächt und ursprünglich nehmen soll? Einschiebsel, versuchte Leugnung des Thatsächlichen, absichtliche Verschleierung, hinter der ich nichts desto weniger alle zwölf Söhne Jacobs stehen sehe. Und er selber als Flügelmann“.

„Und doch irrst Du, Lanni. Wie stand es denn mit Rubens? Ich meine mit dem großen Peter Paul? Nun, der hatte freilich ein s. Aber was dem s recht ist, ist dem h billig. Und kurz und gut, er ist getauft. Ob durch einen Bischof, stehe dahin, ich weiß es nicht und wünsch' es nicht,

Google

denn ich möchte etwas vor ihm voraus haben. Aber allen Ernstes, Du thust ihm Unrecht. Er ist nicht blos christlich, er ist auch protestantisch, so gut wie Du und ich. Und wenn Du noch zweifelst, so lasse Dich durch den Augenschein überzeugen".

Und hierbei versuchte Van der Straaten aus einem kleinen gelben Couvert, das er schon bereit hielt, eine Visitenkarten-Photographie herauszunehmen. Aber Melanie litt es nicht und sagte nur in immer wachsender Heiterkeit: „Sagtest Du nicht New-York? Sagtest Du nicht London? Ich war auf einen Gentleman gefaßt, auf einen Mann von Welt, und nun schickt er sein Bildniß, als ob es sich um ein Rendezvous handelte. Krugs Garten, mit einer Verlobung im Hintergrund".

„Und doch ist er unschuldig, Glaube mir. Ich wollte sicher gehen, um Deinetwillen sicher gehen, und deshalb schrieb ich an den alten Goeschen, Firma Goeschen Goldschmidt und Co., discreter alter Herr. Und daher stammt es. Ich bin Schuld, nicht er, wahr und wahrhaftig, und wenn Du mir das Wort gestattest, sogar „auf Ehre".

Melanie nahm das Couvert und warf einen flüchtigen Blick auf das eingeschlossene Bild. Ihre Züge veränderten sich plötzlich und sie sagte: „Ah, der gefällt mir. Er hat etwas Distinguirtes: Offizier in Civil oder Gesandtschafts-Attaché! Das lieb' ich. Und nun gar ein Bändchen. Ist es die Ehrenlegion?"

„Nein, Du kannst es näher suchen. Er stand bei den fünften Dragonern und hat für Chartres und Pouvry das Kreuz empfangen".

„Ist das eine Schlacht von Deiner Erfindung?"

„Nein. Dergleichen kommt vor, und als freie Schweizerin solltest Du wissen, daß fremde Sprachen nicht immer gebührende Rücksicht auf die verpönten Klangformen einer anderen nehmen. Ja, Lanni, ich bin mitunter besser als mein Ruf".

„Und wann dürfen wir unseren neuen Hausfreund erwarten?"

„Hausgenossen", verbesserte Van der Straaten. „Es ist nicht nöthig, ihn, mit Rücksicht auf seine militairische Charge, so Hals über Kopf avanciren zu lassen. Uebrigens ist er verlobt, oder so gut wie verlobt".

„Schade".

„Schade? Warum?"

„Weil Verlobte meistens langweilig sind. Sind sie beisammen, so sind sie zärtlich, bedrückend zärtlich für ihre Umgebung, und sind sie getrennt, so schreiben sie sich Briefe oder bereiten sich in ihrem Gemüthe darauf vor. Und der Bräutigam ist immer der schlimmere von beiden, und wenn man sich gar in ihn verlieben will, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als zwei Lebenskreise stören".

„Zwei?"

„Ja, Bräutigam und Braut".

„Ich hätte drei gezählt" lachte Van der Straaten. „Aber so seid ihr. Ich wette Du hast den Dritten in Gnaden vergessen. Ehemänner zählen

Google

überhaupt nicht mit. Und wenn sie sich darüber wundern, so machen sie sich ridicül. Ich werde mich davor hüten und verzichte darauf den Mohren der Weltgeschichte, das seid Ihr, weiß waschen zu wollen. Apropos, kennst Du das Bild die Mohrenwäsche?"

„Ach, Ezel, Du weißt ja, ich kenne keine Bilder. Und am wenigsten alte".

„Süße Simplicitas aus dem Hause de Caparoux", jubelte Van der Straaten, der nie glücklicher war, wie wenn sich Melanie eine Blöße gab. Oder auch klugerweise nur so that. „Altes Bild! Es ist nicht älter als ich".

„Nun, dann ist es gerade alt genug".

„Bravissimo. Sieh, so hab ich Dich gern. Uebermüthig und boshaft. Und nun sage, was beginnen wir, wohin gondeln wir?"

„Ich bitte Dich, Ezel, nur keine Berolinismen. Du hast mir doch gestern erst . . ."

„Und ich halt' es auch. Aber wenn mir wohl um's Herz wird, da bricht es wieder durch. Und jetzt komm, wir wollen uns bei Haas einen Teppich ansehn . . . „Gerade alt genug" . . . Vorzüglich, vorzüglich. Und nun sage Papchen, wie heißt die schönste Frau im Land?"

„Melanie".

„Und die liebste, die klügste, die beste Frau?"

„Melanie, Melanie".

„Gut, gut . . . Und nun gehab' Dich wohl, Du Menschenkenner!"

IV. Der engere Zirkel.

Die drei gestrengen Herren waren ganz ausnahmsweise streng gewesen, aber nicht zu Verdruß beider Van der Straatens, die vielmehr nun erst wußten, daß der Winter all seine Pfeile verschossen und unweigerlich und ohne weitere Widerstandsmöglichkeit seinen Rückzug angetreten habe. Nun erst konnte man freien Herzens hinaus, hinaus ohne Sorge vor frostigen Vormittagen, oder gar vor Eingeschneitwerden über Nacht. Alles freute sich auf den Umzug, auch die Kinder, am meisten aber Van der Straaten, der, um ihn selber sprechen zu lassen „unter den mannigfachen Geburtsscenen einzig und allein der des Frühlings beizuwohnen liebte". Vorher aber sollte noch ein kleines Abschieds-Diner stattfinden und zwar unter ausschließlicher Heranziehung des dem Hause zunächst stehenden Kreises.

Es war das, und zwar von mehr verwandtschaftlicher als befreundeter Seite her, in erster Reihe der in der Alsenstraße wohnende Major v. Gryczinski, ein noch junger Offizier mit abstehendem, englisch gekräuseltem Backenbart und klugen blauen Augen, der vor etwa drei Jahren die reizende Jakobine de Caparoux heimgeführt hatte, eine jüngere Schwester Melanies und nicht voll so schön wie diese, aber rothblond, was, in den Augen Einiger, das Gleichgewicht zwischen beiden wiederherstellte. Gryczinski war Generalstäbler

Google

und hielt, wie jeder dieses Standes, an dem Glauben fest, daß es in der ganzen Welt nicht zwei so grundverschiedene Farben gäbe, wie das allgemeine preußische Militair-Roth und das Generalstabs-Roth. Daß er den Strebern zugehörte, war eine selbstverständliche Sache, wohl aber verdient es, in Rücksicht gegen den Ernst der Historie, schon an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß er, alles Strebertthums unerachtet, in allen nicht zu verlockenden Fällen, ein bescheidenes Maß von Rücksichtsnahme gelten ließ und den Kampf ums Dasein nicht absolut als einen Uebergang über die Beresina betrachtete. Wie sein großer Chef war er ein Schweiger, unterschied sich aber von ihm durch ein beständiges, jeden Sprecher ermuthigendes Lächeln, das er, alle nutzlose Parteinahme klug vermeidend, über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig scheinen ließ.

Gryczinski, wie schon angedeutet, war mehr Verwandter als Freund des Hauses. Unter diesen konnte der Baron Duquede, Legationsrath a. D., als der angesehenste gelten. Er war über sechzig, hatte bereits unter Van der Straatens Vater dem damals ausgedehnteren Kreise des Hauses angehört und durfte sich, neben anderen Qualitäten, auch schon um seiner Jahre willen, seinem hervorstechendsten Charakterzuge, dem des Absprechens, Verkleinerns und Verneinens ungehindert hingeben. Daß er, in Folge davon, den Beinamen „Herr Negationsrath" erhalten hatte, hatte selbstverständlich seine milzsüchtige Krakehlerei nicht zu bessern vermocht. Er empörte sich eigentlich über alles, am meisten über Bismarck, von dem er seit anno 66, dem Jahre seiner eigenen Dienstentlassung, unaufhörlich versicherte „daß er überschätzt werde". Von einer beinah gleichen Empörung war er gegen das zum Französiren geneigte Berlinerthum erfüllt, das ihn, um seines „qu" willen, als einen Colonie-Franzosen ansah und seinen altmärkischen Adelsnamen nach der Analogie von Admiral Duquesne auszusprechen pflegte. „Was er sich gefallen lassen könne" hatte Melanie hingeworfen, von welchem Tag' an eine stille Gegnerschaft zwischen beiden herrschte.

Dem Legationsrath an Jahren und Ansehn am nächsten stand Polizeirath Reiff, ein kleiner behäbiger Herr mit rothen und glänzenden Backenknochen, auch Feinschmecker und Geschichtenerzähler, der, so lange die Damen bei Tische waren, kein Wasser trüben zu können schien, im Moment ihres Verschwindens aber in Anekdoten excellirte, wie sie, nach Zahl und Inhalt, immer nur einem Polizeirath zu Gebote stehn. Selbst Van der Straaten, dessen Talente doch nach derselben Seite hin lagen, erging sich dann in lautem und mitunter selbst stürmischem Beifall, oder zwinkerte seinen zwei Tischnachbarn seine neidlose Bewunderung zu.

Diese zwei Tischnachbarn waren in der Regel zwei Maler: der Landschafter Arnold Gabler, ebenfalls, wie Reiff und der Legationsrath, ein Erbstück aus des Vaters Tagen her, und Elimar Schulze, Porträt- und Genremaler, der sich erst in den letzten Jahren angefunden hatte. Seine

Google

Zugehörigkeit zu der vorgeschilderten Tafelrunde basirte zumeist auf dem Umstande, daß er nur ein halber Maler, zur andern Hälfte aber Musiker und enthusiastischer Wagnerianer war, auf welchen „Titul“ hin, wie Van der Straaten sich ausdrückte, Melanie seine Aufnahme betrieben und durchgesetzt hatte. Die bei dieser Gelegenheit abgegebene Bemerkung ihres Eheherrn „daß er gegen den Aufzunehmenden nichts einzuwenden habe, wenn er einfach übertreten und seine Zugehörigkeit zu der alleinseligmachenden Musik offen und ehrlich aussprechen wolle“, war von dem immer gut gelaunten Elimar mit der Bitte beantwortet worden „ihm diesen Schritt erlassen zu wollen und zwar um so mehr, als doch schließlich nur das Gegentheil von dem Gewünschten dabei herauskommen würde. Denn während er jetzt als Maler allgemein für einen Musiker gehalten werde, werd' er als Musiker sicherlich für einen Maler gehalten und dadurch zum Aerger des Herrn Commercienraths wieder in eine relativ höhere Rangstufe hinaufgehoben werden“.

Diesem Verwandten- und Freundeskreise waren die zu heute sieben Uhr Geladenen entnommen. Denn Van der Straaten liebte die Spät-Diners und erging sich mitunter in nicht üblen Bemerkungen über den gewaltigen Unterschied zwischen einer um vier Uhr künstlich hergestellten, und einer um sieben Uhr natürlich erwachsenen Dunkelheit. Eine künstliche Vier-Uhr-Dunkelheit sei nicht besser als ein junger Wein, den man in einen Rauchfang gehängt und mit Spinnweb umwickelt habe, um ihn alt und ehrwürdig erscheinen zu lassen. Aber eine feine Zunge schmecke den jungen Wein und ein feines Nervensystem schmecke die junge Dunkelheit heraus. Bemerkungen, die namentlich in ihrer „das feine Nervensystem“ betonenden Schlußwendung, von Melanie regelmäßig mit einem allerherzlichsten Lachen begleitet wurden.

Das Van der Straaten'sche Stadthaus — wodurch es sich, neben anderem, von der mit allem Comfort ausgestatteten Thiergarten-Villa unterschied — hatte keinen eigentlichen Speisesaal, und die zwei großen und vier kleinen Diners, die sich über den Winter hin vertheilten, mußten in dem ersten, als Entrée dienenden Zimmer der großen Gemäldegalerie gegeben werden. Es griff dieser Theil der Galerie noch aus dem rechten Seitenflügel in das Vorderhaus über, und lag unmittelbar hinter Melanies Zimmer, aus dem denn auch, sobald die breiten Flügelthüren sich öffneten, der Eintritt stattfand.

Und wie gewöhnlich, so auch heute. Van der Straaten nahm den Arm seiner blonden Schwägerin, Duquede den Melanies, während die vier anderen Herren paarweise folgten, eine herkömmliche Form des Aufmarsches, bei der der Major eben so geschickt zwischen den beiden Malern zu wechseln, als den Polizeirath zu vermeiden wußte. Denn so bereit und ergeben er war, die Geschichten Reiffs bei Tag oder Nacht über sich ergehen zu lassen, so konnte er sich doch nicht entschließen, ihm ebenbürtig den Arm zu bieten. Er stand vielmehr ganz in den Anschauungen seines Standes und bekannte sich, mit

Google

einem durch persönliches Fühlen unterstützten Nachdruck, zu dem alten Gegensatze von Militär und Polizei.

Jeder der Eintretenden war an dieser Stelle zu Haus und hatte keine Veranlassung mehr zum Staunen und Bewundern. Wer aber zum ersten Male hier eintrat, der wurde sicherlich durch eine Schönheit überrascht, die gerade darin ihren Grund hatte, daß der als Speisesaal dienende Raum kein eigentlicher Speisesaal war. Ein reichgegliederter Kronleuchter von französischer Bronce warf seine Lichter auf eine von guter italienischer Hand herrührende prächtig eingerahmte Copie der Veronesischen „Hochzeit zu Cana", die von Uneingeweihten auch wohl ohne Weiteres für das Original genommen wurde, während daneben zwei Stillleben in fast noch größeren und reicheren Barockrahmen hingen. Es waren, von einiger vegetabilischer Zuthat abgesehen, Hummer, Lachs und blaue Makrelen, über deren absolute Naturwahrheit sich Van der Straaten in der ein für allemal gemünzten Bewunderungsformel „es werd' ihm, als ob er taschentuchlos über den Cöllnischen Fischmarkt gehe", zu verbreiten liebte.

Nach hinten zu stand das Buffet, und daneben war die Thür, die mit der im Erdgeschoß gelegenen Küche bequeme Verbindung hielt.

V. Bei Tisch.

„Nehmen wir Platz", sagte Van der Straaten. „Meine Frau hat mich aller Placirungs-Mühen überhoben und Karten gelegt".

Und dabei nahm er eine derselben in die Hand und ließ sein von Natur gutes und durch vieles Sehen kunstgeübtes Auge darüber hingleiten. „Ah, ah, sehr gut. Das ist Tells Geschoß. Gratulire, Elimar. Allerliebst, allerliebst. Natürlich Amor der schießt. Daß ihr Maler doch über diesen ewigen Schützen nicht wegkommen könnt".

„Gegen dessen Abschaffung oder Dienstentlassung wir auch feierlich protestiren würden", sagte die rothblonde Schwester.

Alle hatten sich inzwischen placirt, und es ergab sich, daß Melanie, bei der von ihr getroffenen Anordnung, vom Herkömmlichen abgewichen war. Van der Straaten saß zwischen Schwägerin und Frau, ihm gegenüber der Major, von Gabler und Elimar flankirt. An den Schmalseiten aber Polizeirath Reiff und Legationsrath Duquede.

Die Suppe war eben genommen und der im commercienräthlichen Hause von alter Zeit her berühmte Montefiascone gerade herumgereicht, als Van der Straaten sich über den Tisch hin zu seinem Schwager wandte.

„Gryczinski, Major und Schwager", hob er leicht und mit überlegener Vertraulichkeit an, „binnen heut und drei Monaten haben wir Krieg. Ich bitte Dich, sage nicht nein, wolle mir nicht widersprechen. Ihr, die ihrs schließlich machen müßt, erfahrt es erfahrungsmäßig immer am spätesten. Im Juni haben wir die Sache wieder fertig oder wenigstens eingerührt. Es zählt jetzt zu den sogenannten berechtigten Eigenthümlichkeiten preußischer

Politik, allen Geheimräthen, wozu, in allem was Carlsbad und Teplitz angeht, auch die Commerzienräthe gehören, ihre Brunnen- und Badekur zu verderben. Helgoland mit eingeschlossen. Ich wiederhole Dir, in zwei Monaten haben wir die Sache fertig und in drei haben wir den Krieg. Irgend was Benedettihaftes wird sich doch am Ende finden lassen, und Ems liegt unter Umständen überall in der Welt".

Gryczinski zwirbelte mit der Linken an der breitesten Stelle seines Backenbartes und sagte: „Schwager, Du stehst zu sehr unter Börsengerüchten, um nicht zu sagen unter dem Einfluß der Börsenspeculation. Ich versichere Dich, es ist kein Wölkchen am Horizont, und wenn wir zur Zeit wirklich einen Kriegsplan ausarbeiten, so betrifft er höchstens die hypothetische Bestimmung der Stelle, wo Rußland und England zusammenstoßen und ihre große Schlacht schlagen werden".

Beide Damen, die von der entschiedensten Friedenspartei waren, die brünette weil sie nicht gern das Vermögen, die blonde weil sie nicht gern den Mann einbüßen wollte, jubelten dem Sprecher zu, während der Polizeirath, immer kleiner werdend, bemerkte: „Bitte dem Herrn Major meine gehorsamste Zustimmung aussprechen zu dürfen und zwar von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe". Wobei gesagt werden muß, daß er mit Vorliebe von seinem Gemüthe sprach. „Ueberhaupt", fuhr er fort, „nichts falscher und irriger, als sich Seine Durchlaucht den Fürsten, einen in Wahrheit friedliebenden Mann, als einen Kanonier mit ewig brennender Lunte vorzustellen, jeden Augenblick bereit das Kruppsche Monstre-Geschütz eines europäischen Krieges auf gut Glück hin abzufeuern. Ich sage; nichts falscher und irriger als das. Hazardiren ist die Lust derer, die nichts besitzen, weder Vermögen noch Ruhm. Und der Fürst besitzt beides. Ich wette, daß er nicht Lust hat, seinen hochaufgespeicherten Doppelschatz immer wieder auf die Kriegskarte zu setzen. Er gewann 64 (nur eine Kleinigkeit), doublirte 66 und triplirte 70, aber er wird sich hüten, sich auf ein six-le-va einzulassen. Er ist ein sehr belesener Mann und kennt ohne Zweifel das Märchen vom „Fischer un sine Fru . . ."

„ . . . Dessen pikante Schlußwendung uns unser polizeiräthlicher Freund hoffentlich nicht vorenthalten will", bemerkte Van der Straaten, in dem sich der Uebermuth der Tafelstimmung bereits zu regen begann.

Aber der Polizeirath, während er sich wie zur Gewährleistung jeder Sicherheit gegen die Damen hin verneigte, ließ das Märchen und seine notorische Schlußzeile fallen und sagte nur: „Wer alles gewinnen will, verliert alles. Und das Glück ist noch launenhafter als die Damen. Ja, meine Damen, als die Damen. Denn die Launenhaftigkeit, ich lebe selbst in einer glücklichen Ehe, ist das Vorrecht und der Zauber ihres Geschlechts. Der Fürst hat Glück gehabt, aber gerade weil er es gehabt hat . . ."

„ . . Wird er sich hüten, es zu versuchen", schloß mit Emphase der Legationsrath, der ersichtlich nur auf ein Stichwort gewartet hatte. „Der

Google

Fürst hat Glück gehabt, versichert uns unser Freund Reiff mit polizeiräthlich unschuldiger Miene. Glück gehabt! Allerdings. Aber nicht ein einfaches und gewöhnliches, sondern ein stupendes, ein nie dagewesenes Glück. Eines das in seiner colossalen Größe den Mann selber wegfrißt und verschlingt. Und so wenig ich geneigt bin, ihm dies Glück zu mißgönnen, ich kenne keine Mißgunst, so reizt es mich doch einen Heroen-Cultus an dieses Glück geknüpft zu sehen. Er wird überschätzt, sag' ich. Glauben Sie mir, er hat etwas Plagiatorisches. Es mögen sich Erklärungen finden lassen, meinetwegen auch Entschuldigungen, eines bleibt: er wird überschätzt. Ja, meine Freunde, den Heroencultus haben wir und den Göttercultus werden wir haben. Bildsäulen und Denkmäler sind bereits da, und die Tempel werden kommen. Und in einem dieser Tempel wird sein Bildniß sein, und Göttin Fortuna ihm zu Füßen. Aber man wird es nicht den Fortuna-Tempel nennen, sondern den Glückstempel. Ja, den Glückstempel, meine Freunde, denn es wird darin gespielt, hoch gespielt, und unser vorsichtiger Freund Reiff hat es mit seinem six-le-va besser getroffen, als er weiß. Alles Spiel und Glück, sag' ich, und daneben ein unendlicher Mangel an Erleuchtung, an Gedanken und vor allem an großen schöpferischen Ideen".

„Aber lieber Legationsrath", unterbrach hier Van der Straaten, „es liegen doch einige Kleinigkeiten vor: Hinauswerfung Oesterreichs, Aufbau des deutschen Reiches . . . ."

„. . . Ecrasirung Frankreichs und Dethronisirung des Papstes! Pah, Van der Straaten, ich kenne die ganze Litanei. Wem aber haben wir dafür zu danken, wenn überhaupt dafür zu danken ist? Wem? Einer ihm feindlichen Partei, feindlich ihm und mir, der er ihren Schlachtruf genommen hat. Er hat etwas Plagiatorisches, sag ich, er hat sich die Gedanken anderer einfach angeeignet, gute und schlechte, und sie mit Hilfe reichlich vorhandener Mittel in Thaten umgesetzt. Das konnte schließlich jeder von uns: Gabler, Elimar, Du, ich, Reiff . . . ."

„Ich möchte doch bitten . ."

„In Thaten umgesetzt", wiederholte Duquede. „Ein Umsatz- und Wechselgeschäft, das ich hasse, so lange nicht der selbsteigene Gedanke dahinter steht. Aber Thaten mit gar keiner oder mit erheuchelter oder mit erborgter Idee haben etwas Rohes und Brutales, etwas Dschingiskhanartiges. Und ich wiederhole, ich hasse solche Thaten, am meisten aber haff' ich sie, wenn sie die Begriffe verwirren und die Gegensätze mengen, und wenn wir es erleben müssen, daß sich hinter den altehrwürdigen Formen unseres staatserhaltenden Princips, hinter der Maske des Conservatismus, ein revolutionärer Radicalismus birgt. Ich sage Dir, Van der Straaten, er segelt unter falscher Flagge. Und eines seiner einschlägigsten Mittel ist der beständige Flaggenwechsel. Aber ich hab ihn erkannt und weiß, was seine eigentliche Flagge ist. . . ."

„Nennen . ."

Google

„Die schwarze".

„Also die Piratenflagge?"

„Die Piratenflagge. Ja, Sie werden dessen über kurz oder lang alle gewahr werden. Und ich sage Dir, Van der Straaten, und Ihnen Reiff, der Sie's morgen in Ihr schwarzes Buch eintragen können, meinetwegen, denn ich bin ein altmärkischer Edelmann und habe den Dienst dieses mir widerstrebenden Eigennützlings längst quittirt, ich sag es jedem, alt oder jung: sehen Sie sich vor. Ich warne Sie vor Täuschung, vor allem aber vor Ueberschätzung dieses falschen Ritters, dieses Glücks-Tempelherrn, an den die blöde Menge glaubt, weil er die Jesuiten aus dem Lande geschafft hat. Aber wie steht es damit? Die Bösen sind wir los, der Böse ist geblieben".

Gryczinski hatte mit vornehmen Lächeln zugehört, Van der Straaten indeß, der, trotzdem er eigentlich ein Bismarck-Schwärmer war, in seiner Eigenschaft als kritiksüchtiger Berliner nichts Reizenderes kannte, als Größen-Niedermetzelung und Generalnivellirung, immer vorausgesetzt, daß er selber als einsam überragender Bergkegel übrig blieb, grüßte zu Duquede hinüber und rief einem der Diener zu, dem Legationsrath, der sich geopfert habe, noch einmal von der letzten Schüssel zu präsentiren.

„Eine spanische Zwiebel, Duquede. Nimm. Das ist etwas für Dich. Scharf, scharf. Ich mache mir nicht viel aus Spanien, aber um zweierlei beneid' ich es: um seine Zwiebeln und um seinen Murillo".

„Ueberrascht mich", sagte Gabler. „Und am meisten dabei die Dir entschlüpfte Murillo- will also sagen Madonnen-Bewundrung".

„Nicht entschlüpft, Arnold, nicht entschlüpft. Ich unterscheide nämlich, wie Du wissen solltest, kalte und warme Madonnen. Die kalten sind mir allerdings verhaßt, aber die warmen hab' ich desto lieber. A la bonne heure, die berauschen mich, und ich fühl' es in allen Fingerspitzen, als ob es elfer Rheinwein wäre. Und zu diesen glühenden und sprühenden zähl' ich all diese spanischen Immaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondsichel steht, und um ihr dunkles Gewand her leuchten goldene Wolken und Engelsköpfe. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und so blickt sie brünstig oder sagen wir lieber inbrünstig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brütofen von Heiligkeit".

„In einem Brütofen von Heiligkeit", wiederholte der Polizeirath, in dessen Augen es heimlich und verstohlen zu zwinkern begann. „In einem Brütofen! O, das ist magnifique, Van der Straaten, und eine Andeutung, die jeder von uns, nach dem Maaße seiner Erkenntniß, interpretiren und weiterspinnen kann".

Beide junge Frauen, einigermaßen überrascht ihren sonst so zurückhaltenden Freund auf dieser Messerschneide balanciren zu sehen, trafen sich mit ihren Blicken und Melanie rasch erkennend, daß es sich jeden Moment um eine jener Katastrophen handeln könne, wie sie bei den commercienräthlichen

Google

Diners eben nicht allzu selten waren, suchte vor Allem von dem heiklen Murillo-Thema loszukommen, was, bei Van der Straatens Eigensinn, allerdings nur durch eine geschickte Diversion geschehen konnte. Und solche Diversion ermöglichte sich denn auch, indem Melanie mit anscheinender Unbefangenheit hinwarf: „Van der Straaten wird mich auslachen, in Bild und Malerfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber ich muß ihm offen bekennen, daß ich mich, wenn seine gewagte Madonnen-Eintheilung überhaupt acceptirt werden soll, ohne Weiteres für eine von ihm ignorirte Mittel-Gruppe, nämlich für die temperirten entscheiden würde. Die Tizianischen scheinen mir diese wohlthuend gemäßigte Temperatur zu haben. Ich lieb' ihn überhaupt".

„Ich auch, Melanie. Brav, brav. Ich hab' es immer gesagt, daß ich noch einen Kunstprofessor in Dir großziehe. Nicht wahr, Arnold, ich hab' es gesagt? Beschwör' es. Eine Schwur-Bibel ist nicht da, aber wir haben Reiff, und ein Polizeirath ist immer noch so gut wie ein Evangelium. Du lachst, Schwager; natürlich; Ihr merkt es nicht, aber wir. Uebrigens hat Reiff ein leeres Glas. Und Elimar auch. Friedrich, alter Pomuchelskopf, steh nicht in Liebesgedanken. Allons enfants. Wo bleibt der Mouet? Flink, sag' ich. Bei den Gebeinen des unsterblichen Roller, ich lieb' es nicht, meinen Champagner in den letzten fünf Minuten in kümmerlicher Renommage schäumen zu sehen. Und noch dazu in diesen vermaledeiten Spitzgläsern, mit denen ich nächstens kurzen Proceß machen werde. Das sind Rechnungs- aber nicht Commercienraths-Gläser. Und mit dem Tizian, Melanie, hast Du doch Unrecht. Das heißt halb. Er versteht sich auf alles Mögliche, nur nicht auf Madonnen. Auf Frau Venus versteht er sich. Das ist seine Sache. Fleisch, Fleisch. Und immer lauert irgendwo der kleine liebe Bogenschütze. Pardon, Elimar, ich bin nicht für Massen-Amors auf Tischkarten, aber für den Einzel-Amor bin ich und ganz besonders für den des Tizianischen rothen Ruhebetts mit zurückgezogener grüner Damastgardine. Ja, meine Herrschaften, da gehört er hin, und immer ist er wieder reizend, ob er ihr zu Häupten oder zu Füßen sitzt, ob er hinter dem Bett oder der Gardine hervorkuckt, ob er seinen Bogen eben gespannt oder eben abgeschossen hat. Und was ist vorzuziehen? Eine feine Frage, Reiff. Ich denke mir, wenn er ihn spannt . . . Und diese ruhende linke Hand mit dem ewigen Spitzentaschentuch. O, superbe. Ja, Melanie, den Tag will ich Deine Bekehrung feiern, wo Du mir zugestehst: Suum cuique, dem Tizian die Venus und dem Murillo die Madonna".

„Ich fürchte, Van der Straaten, da wirst Du lange zu warten haben, und am längsten auf meine Murillo-Bekehrung. Denn diese gelben Dunstwolken, aus denen etwas inbrünstig Gläubiges in seelisch-sinnlicher Verzückung aufsteigt, sind mir unheimlich. Es hat die Grenze des Bezaubernden überschritten und statt des Bezaubernden find' ich etwas Behexendes darin".

Gryczinski nickte leise der Schwägerin zu, während jetzt Elimar das Glas erhob und um Erlaubniß bat, nach dem eben gehörten Wort einer

Google

echt deutschen Frau, („Französin" schrie Van der Straaten dazwischen), auf das Wohl der schönen und liebenswürdigen Dame des Hauses anstoßen zu dürfen. Und die Gläser klangen zusammen. Aber in ihren Zusammenklang mischte sich für die schärfer Hörenden schon etwas wie Zittern und Mißaccord, und ehe noch das allgemeine Lächeln verflogen war, das des Polizeiraths hielt sich am längsten, brach Van der Straaten durch alle bis dahin mühsam eingehaltenen Gehege durch und debutirte 'mal wieder ganz als er selbst. Er sei, so hob er an, leider nicht in der Lage, der für die „Frau Commercienräthin" gewiß höchst werthvollen Zustimmung seines Freundes Elimar Schulze (wobei er Vor- und Zunamen gleich ironisch betonte) seinerseits zustimmen zu können. Es gäbe freilich einen Gegensatz von Bezauberung und Behexung, aber manches in der Welt gelte für Behexung was Bezauberung und noch mehr gelte für Bezauberung was Behexung sei. Und er bitte sagen zu dürfen, daß er es seinerseits mit der Consequenz halte und mit Farbe bekennen, und nicht mit heute so und morgen so. Am verdrießlichsten aber sei ihm zweierlei Maaß".

Er hielt hier einen Augenblick inne und war vielleicht überhaupt gewillt, es bei diesen Allgemeinsätzen bewenden zu lassen. Aber die junge Gryczinska, die sich, nach Art aller Schwägerinnen etwas heraus nehmen durfte, sah ihn jetzt, in plötzlich wiedererwachtem Muthe, keck und zuversichtlich an, und bat ihn doch aus seinen Orakelsprüchen heraus und zu bestimmteren Erklärungen übergehen zu wollen.

„O gewiß, meine Gnädigste" sagte der jetzt immer hitziger werdende Van der Straaten. „O gewiß, mein geliebtes Rothblond. Ich stehe zu Befehl und will aus allen Orakulosen und Mirakulosen heraus, und will in die Trompete blasen, daß ihr aus Eurer Dämmrung und meinetwegen auch aus Eurer Götterdämmrung erwachen sollt', als ob die Feuerwehr vorüber führe".

„Ah" sagte Melanie, die jetzt auch ihrerseits alle Ruhe zu verlieren begann. „Also da hinaus soll es".

„Ja, süßer Engel, da hinaus. Da. Ihr stellt Euch stolz und gemüthlich auf die Höhen aller Kunst und zieht als reine Casta diva am Himmel entlang, als ob ihr von Ozon und Keuschheit leben wolltet. Und wer ist Euer Abgott? Der Ritter von Bayreuth, ein Behexer wie es nur je einen gegeben hat. Und an diesen Tannhäuser und Venusberg-Mann setzt ihr, als ob ihr wenigstens die Voggenhuber wäret, Eurer Seelen Seligkeit und singt und spielt ihn Morgens, Mittags und Abends. Oder dreimal täglich, wie auf Euren Pillenschachteln steht. Und Euer Elimar immer mit. Und sein ewiger Sammtrock wird ihn auch nicht retten. Nicht ihn und nicht Euch. Oder wollt Ihr mir das Alles als himmlischen Zauber kredenzen? Ich sag Euch, fauler Zauber. Und das ist es, was ich zweierlei Maaß genannt habe. Den Murillo-Zauber möchtet Ihr zu Hexerei stempeln und die Wagner-Hexerei möchtet Ihr in Zauber verwandeln. Ich aber sag Euch, es liegt umgekehrt, und wenn es nicht umgekehrt liegt, so sollt Ihr mir wenigstens

keinen Unterschied machen. Denn es ist schließlich Alles ganz egal und mit Permission zu sagen alles Jacke . . ."

Der aus der vergleichendsten Kleidersprache genommene Berolinismus, mit dem er seinen Satz abzuschließen gedachte, wurd' auch wirklich gesprochen, aber er verklang in einem Getöse, das der Major durch einen generalstäblerisch geschickt combinirten Angriff von Gläserklopfen und Stuhlrücken in Scene zu setzen gewußt hatte. Zugleich begann er: „Meine verehrten Freunde, das Wort Hexenmeister ist gefallen. Ein vorzügliches Wort! So lassen wir sie denn leben, Alle diese Tannhäuser, wobei sich Jeder das Seine denken mag. Ich trinke auf das Wohl der Hexenmeister. Denn alle Kunst ist Hexerei. Rechten wir nicht mit dem Wort. Was sind Worte? Schall und Rauch. Stoßen wir an. Hoch hoch".

Und mit einer wohlgemeinten Kraftanstrengung, in der jetzt jeder zitternde Ton fehlte, wurde zugestimmt, namentlich auch von Seiten der beiden Maler, und kaum Einer war da, der nicht an eine glücklich beseitigte Gefahr geglaubt hätte. Aber mit Unrecht. Van der Straaten, absolut unerzogen, konnte, vielleicht weil er dies Manco fühlte, nichts so wenig ertragen, als auf Unerzogenheiten aufmerksam gemacht zu werden; er vergaß sich dann ganz und gar, und der Dünkel des reichen Mannes, der gewohnt war zu helfen, nach allen Seiten hin zu helfen, stieg ihm dann zu Kopf und schlug in Wellen über ihm zusammen. Und so auch jetzt. Er erhob sich und sagte: „Coupirungen sind etwas Wundervolles. Keine Frage. Ich beispielsweise coupire Coupons. Ein inferiores Geschäft, das unter Umständen nichtsdestoweniger einen Anspruch darauf giebt, gegen Wort- und Rede-Coupirungen gesichert zu sein, namentlich gegen solche, die reprimandiren und erziehen wollen. Ich bin erzogen".

Er hatte mit vor Erregung zitternder Stimme gesprochen, aber mit zugekniffenem Auge fest zu dem Major hinübergesehen. Dieser, ein vollkommener Weltmann, lächelte vor sich hin, und blinkte nur leise den beiden Damen zu, daß sie sich beruhigen möchten. Dann ergriff er sein Glas ein zweites Mal, gab seinen Zügen, ohne sich sonderlich anzustrengen, einen freundlichen Ausdruck und sagte zu Van der Straaten: „Es ist soviel von Coupiren gesprochen worden; coupiren wir auch das. Ich lebe der festen Ueberzeugung . . ."

In eben diesem Augenblicke sprang der Pfropfen von einer der im Weinkühler stehenden Flaschen und Gryczinski, rasch den Vortheil erspähend, den er aus diesem Zwischenfalle ziehen konnte, brach inmitten des Satzes ab und sagte nur, während er unter leiser Verbeugung seines Schwagers Glas füllte: „Friede sei ihr erst Geläute!"

Solchem Appell zu widerstehen, war Van der Straaten der letzte. „Mein lieber Gryczinski" hob er in plötzlich erwachter Sentimentalität an, „wir verstehen uns, wir haben uns immer verstanden. Gieb mir Deine Hand. Lacrymae Christi, Friedrich! Rasch. Das Beste daran ist freilich

Google

der Name. Aber er hat ihn nun 'mal. Jeder hat nun mal das Seine, der Eine Dies, der Andre Das".

„Allerdings", lachte Gabler.

„Ach Arnold, Du überschätzt das. Glaube mir, der Selige hatte Recht. Gold ist nur Chimäre. Und Elimar würd' es mir bestätigen, wenn es nicht ein Satz aus einer überwundenen Oper wäre. Ich muß sagen, leider überwunden. Denn ich liebe Nonnen, die tanzen. Aber da kommt die Flasche. Laß nur Staub und Spinnweb. Sie muß in ihrer ganzen unabgeputzten Heiligkeit verbleiben. Lacrymae Christi. Wie das klingt!"

Und die frühere Heiterkeit kehrte wieder oder schien wenigstens wiederzukehren, und als Van der Straaten fortfuhr, in wahren Ungeheuerlichkeiten über Christusthränen, Erlöserblut und Versöhnungswein zu sprechen, durfte Melanie schließlich die Bemerkung wagen: „Du vergißt, Ezel, daß der Polizeirath katholisch ist".

„Ich bitte recht sehr", sagte Reiff, als ob er auf etwas Unerlaubtem ertappt worden wäre.

Van der Straaten aber verschwor sich hoch und theuer, daß ein vierzig Jahre lang treu geleisteter Sicherheitsdienst, über alles confessionelle Plus oder Minus hinaus entscheidend sein und vor dem Richterstuhle der Ewigkeit angerechnet werden müsse. Und als bald darauf die Gläser abermals gefüllt und geleert worden waren, rückte Melanie den Stuhl und man erhob sich, um im Nebenzimmer den Kaffee zu nehmen.

VI. Auf dem Heimwege.

Die Kaffeestunde verlief ohne Zwischenfall, und es war bereits gegen zehn, als der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Diese Meldung galt dem Gryczinski'schen Paare, das, an den Diner-Tagen, seine Heimfahrt in der ihm bei dieser Gelegenheit ein- für allemal zur Verfügung gestellten commercienräthlichen Equipage zu machen pflegte. Mäntel und Hüte wurden gebracht, und die schöne Jacobine, Hals und Kopf in ein weißes Filettuch gehüllt, stand alsbald in der Mitte des Kreises und wartete lachend und geduldig auf die beiden Maler, denen Gryczinski noch im letzten Augenblicke verbindlicherweise die Mitfahrt angeboten hatte. Das Parlamentiren darüber wollte kein Ende nehmen, und erst als man unten am Wagenschlage stand, entschied sich's und Gabler placirte sich ohne Weiteres auf den Rücksitz, während Elimar mit einem kräftigen Turnerschwunge seinen Platz auf dem Bocke nahm, angeblich aus Rücksicht gegen die Wagen-Insassen, in Wahrheit aus eigener Bequemlichkeit und Neugier. Er sehnte sich nämlich nach einem Gespräche mit dem Kutscher.

Dieser, auch noch ein Erbstück aus des alten Van der Straaten Zeiten her, führte den unkutscherlichen Namen Emil, der jedoch seit lange seinen Verhältnissen angepaßt und in ein plattdeutsches „Ehm" abgekürzt worden war. Mit um so größerem Recht, als er wirklich in Fritz Reuter'schen

Google

Gegenden das Licht der Welt erblickt und sich bis diesen Tag, neben seinem Berliner Jargon, einen Rest heimathlicher Sprache conservirt hatte. Elimar, einer seiner Bevorzugten, nahm gleich im ersten Momente des Zurechtrückens ein mehrklappiges Lederfutteral heraus, steckte dem Alten eine der obenaufliegenden Cigarren zu und sagte vertraulich „für'n Rückweg, Ehm".

Dieser fuhr mit der Rechten dankend an seinen Kutscherhut, und damit waren die Präliminarien geschlossen.

Als sie bald darauf bei der Normaluhr auf dem Spittelmarkte vorüber kamen, und in eine der schlechtgepflasterten Seitenstraßen einbogen, hielt Elimar den ersehnten Zeitpunkt für gekommen und sagte:

„Ist denn der neue Herr schon da?"

„Der Frankfurtsche? Ne, noch nich, Herr Schulze.

„Na, dann muß er aber doch bald. . ."

„J, woll. Bald muß er. Ich denke, so nächste Woche. Un de Stuben sind ooch all tapzirt. Jott, se duhn ja, wie wenn't en Prinz wär', erst der Herr un nu ooch de Jnädge. Un Christel meent, he sall man en Jüdscher sinn".

„Aber reich. Und Offizier. Das heißt bei der Landwehr oder so".

„Js et möglich?"

„Und er soll auch singen".

„Ja, singen wird er woll".

Elimar war eitel genug, an dieser letzteren Aeußerung Anstoß zu nehmen und da sich's gerade traf, daß in eben diesem Augenblicke der Wagen aus dem Wallstraßen-Portal auf den abendlichstillen Opernplatz einbog, so gab er das Gespräch um so lieber auf, als er nicht wollte, daß dasselbe von den Insassen des Wagens verstanden würde.

Von Seiten dieser war bis dahin kein Wort gewechselt worden, nicht aus Verstimmung, sondern nur aus Rücksicht gegen die junge Frau, die, herzlich froh über den zur Hälfte frei gebliebenen Rücksitz, ihre kleinen Füße gegen das Polsterkissen gestemmt und sich bequem in den Fond des Wagens zurückgelehnt hatte. Sie war gleich beim Einsteigen ersichtlich müde gewesen, hatte, wie zur Entschuldigung, etwas von Champagner und Kopfweh gesprochen, das Filet-Tuch dabei höher gezogen und ihre Augen geschlossen. Erst als sie zwischen dem Palais und dem Friedrichsmonumente hinfuhren, richtete sie sich wieder auf, weil sie jenen Allerloyalsten zugehörte, die sich schon beglückt fühlen, einen bloßen Schattenriß an dem herabgelassenen Vorhange des Eckfensters gesehn zu haben. Und wirklich sie sah ihn und gab in ihrer reizenden, halb kindlich, halb koketten Weise, der Freude darüber Ausdruck.

Ihr Geplauder hatte noch nicht geendet, als der Wagen am Brandenburger Thore hielt. Im Nu waren beide Maler, deren Weg hier abzweigte, von ihren Plätzen herunter und empfahlen sich dankend dem liebenswürdigen

Google

Paare, das nun seinerseits durch die breite Schräg-Allee auf das Siegesdenkmal und die dahinter gelegene Alsenstraße zufuhr.

Als sie mitten auf dem von bunten Lichtern überstrahlten Platze waren, schmiegte sich die schöne junge Frau zärtlich an ihren Gatten und sagte: „War das ein Tag, Otto. Ich habe Dich bewundert“.

„Es wurde mir leichter, als Du denkst. Ich spiele mit ihm. Er ist ein altes Kind“.

„Und Melanie! .... Glaube mir, sie fühlt es. Und sie thut mir leid. Du lächelst so. Dir nicht?“

„Ja und nein, ma chère. Man hat eben nichts umsonst in der Welt. Sie hat eine Villa und eine Bildergalerie ....“

„Aus der sie sich nichts macht. Du weißt ja, wie wenig sie daran hängt ....“

„Und hat zwei reizende Kinder ....“

„Um die ich sie fast beneide“.

„Nun, siehst Du“, lachte der Major. „Ein Jeder hat die Kunst zu lernen, sich zu bescheiden und einzuschränken. Wär' ich mein Schwager, so würd' ich sagen ....“

Aber sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß, und im nächsten Augenblicke hielt der Wagen.

* * *

Die beiden Räthe von der Legation und der Polizei waren an der Ecke des Petri-Platzes in eine Droschke gestiegen, um bis an das Potsdamer Thor zu fahren. Von hier aus wollten sie den Rest des Weges, um der frischen Abendluft willen, zu Fuß machen. In Wahrheit aber hielten sie blos zu dem Satze, „daß man im Kleinen sparen müsse, um sich im Großen legitimiren zu können“, wobei leider nur zu bedauern blieb, daß ihnen die „großen Gelegenheiten“ entweder nie gekommen, oder regelmäßig von ihnen versäumt worden waren.

Unterwegs, so lange die Fahrt dauerte, war kein Wort gewechselt worden, und erst beim Aussteigen hatte, bei der nun nöthig werdenden Division von 2 in 6, ein Gespräch begonnen, das alle Parteien, mit Ausnahme des Kutschers, zufrieden gestellt zu haben schien. Beide Räthe hüteten sich deshalb auch, sich nach dem letzteren umzusehen, vor allem Duquede, der ein abgeschworener Feind aller Platzübergänge mit Eisenbahnschienen und Pferdebahn-Geklingel, überhaupt erst wieder in Ruhe kam, als er die schon frisch in Knospen stehende Bellevuestraße glücklich erreicht hatte.

Reiff folgte, schob sich artig und respectvoll an die linke Seite des Legationsrathes und sagte plötzlich und unvermittelt:

„Es war doch wieder eine recht peinliche Geschichte heute. Finden Sie nicht? Und ehrlich gestanden, ich begreif' ihn nicht. Er ist doch nun

Google

Fünfzig und drüber und sollte sich die Hörner abgelaufen haben. Aber er ist und bleibt ein Durchgänger".

„Ja", sagte Duquede, der einen Augenblick still stand, um Athem zu schöpfen, „etwas Durchgängerisches hat er. Aber, lieber Freund, warum soll er es nicht haben? Ich taxir' ihn auf eine Million, seine Bilder ungerechnet, und ich sehe nicht ein, warum einer in seinem eigenen Hauf' und an seinem eigenen Tisch' nicht sprechen soll, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich bekenn' Ihnen offen, Reiff, ich freue mich immer, wenn er mal so zwischenfährt. Der Alte war auch so, nur viel schlimmer, und es hieß schon damals, vor vierzig Jahren: „Es sei doch ein sonderbares Haus und man könne eigentlich nicht hingehen". Aber uneigentlich ging Alles hin. Und so war es, und so ist es geblieben".

„Es fehlt ihm aber doch wirklich an Bildung und Erziehung".

„Ach, ich bitte Sie, Reiff, gehen Sie mir mit Bildung und Erziehung. Das sind so zwei ganz moderne Wörter, die der „Große Mann" aufgebracht haben könnte, so sehr haſſ' ich sie. Bildung und Erziehung. Erstlich ist es in der Regel nicht viel damit, und wenn es 'mal was ist, dann ist es auch noch nichts. Glauben Sie mir, es wird überschätzt. Und es kommt auch nur bei uns vor. Und warum? Weil wir nichts Besseres haben. Wer gar nichts hat, der ist gebildet. Wer aber so viel hat, wie Van der Straaten, der braucht all die Dummheiten nicht. Er hat einen guten Verstand und einen guten Witz, und was noch mehr sagen will, einen guten Credit. Bildung, Bildung. Es ist zum Lachen".

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben, Duquede. Ja, wenn es geblieben wäre, wie früher. Junggesellen-Wirthschaft. Aber nun hat er die junge Frau geheirathet, jung und schön und klug . . ."

„Nu, nu, Reiff. Nur nicht extravagant. Es ist damit nicht so weit her, wie Sie glauben; sie ist 'ne Fremde, französische Schweiz, und an allem Fremden verkucken sich die Berliner. Das ist wie Amen in der Kirche. Sie hat so ein bischen Genfer Chic. Aber was will das am Ende sagen? Alles was die Genfer haben, ist doch auch blos aus zweiter Hand. Und nun gar klug. Ich bitte Sie, was heißt klug? Er ist viel klüger. Oder glauben Sie, daß es auf 'ne französische Vocabel ankommt? oder auf den Erlkönig? Ich gebe zu, sie hat ein paar niedliche Manierchen und weiß sich unter Umständen ein Air zu geben. Aber es ist nicht viel dahinter, alles Firlefanz, und wird kolossal überschätzt".

„Ich weiß doch nicht ob Sie Recht haben" wiederholte der Polizeirath. „Und dann ist sie doch schließlich von Familie".

Duquede lachte. „Nein, Reiff, das ist sie nun schließlich nicht. Und ich sag' Ihnen, da haben wir den Punkt, auf den ich keinen Spaß verstehe. Caparoux. Es klingt nach 'was. Zugestanden. Aber was heißt es denn am Ende? Rothkapp oder Rothkäppchen. Das ist ein Märchenname, aber

Google

kein Adelsname. Ich habe mich darum gekümmert und nachgeschlagen. Und im Vertrauen, Reiff, es giebt gar keine de Caparoux".

„Aber bedenken Sie doch den Major! Er hat alle Sorten Stolz und wird sich doch schwerlich eine Mesalliance nachsagen lassen wollen".

„Ich kenn ihn besser. Er ist ein Streber. Oder sagen wir einfach, er ist ein Generalstäbler. Ich hasse die ganze Gesellschaft, und glauben Sie mir, Reiff, ich weiß warum. Unsre Generalstäbler werden überschätzt, kolossal überschätzt".

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben", ließ sich der Polizeirath ein drittes Mal vernehmen. „Bedenken Sie blos, was Stoffel gesagt hat. Und nachher kam es auch so. Aber ich will nur von Gryczinski sprechen. Wie liebenswürdig benahm er sich heute wieder! Wie liebenswürdig und wie vornehm".

„Ah, bah, vornehm. Ich bilde mir auch ein zu wissen, was vornehm ist. Und ich sage Ihnen, Reiff, Vornehmheit ist anders. Vornehm! Ein Schlaukopf ist er und weiter nichts. Oder glauben Sie, daß er die kleine Rothblondine mit den ewigen Schmachtaugen geheirathet hat, weil sie Caparoux hieß, oder meinetwegen auch de Caparoux? Er hat sie geheirathet, weil sie die Schwester ihrer Schwester ist. Du himmlischer Vater, daß ich einem Polizeirath solche Lection halten muß".

Der Polizeirath, dessen Schwachheiten nach der erotischen Seite hin lagen, las aus diesen andeutenden Worten ein Liebesverhältniß zwischen dem Major und Melanie heraus und sah den langen hagren Duquede von der Seite her betroffen an.

Dieser aber lachte und sagte: „Nicht so, Reiff, nicht so! Carrièremacher sind immer nur Courmacher. Nichts weiter. Es giebt heuzutage Personen (und auch das verdanken wir unsrem großen Reichsbaumeister, der die soliden Werkleute fallen läßt oder bei Seite schiebt) es giebt, sag ich, heutzutage Personen, denen alles Mittel zum Zweck ist. Auch die Liebe. Und zu diesen Personen gehört auch unser Freund der Major. Ich hätte nicht sagen sollen, er hat die Kleine geheirathet, weil sie die Schwester ihrer Schwester ist, sondern weil sie die Schwägerin ihres Schwagers ist. Er braucht diesen Schwager, und ich sag Ihnen, Reiff, denn ich kenne den Ton und die Strömung oben, es giebt Weniges was nach oben hin so empfiehlt wie das. Ein Schwager-Commercienrath ist nicht viel weniger werth, als ein Schwiegervater-Commerzienrath und rangirt wenigstens gleich dahinter. Unter allen Umständen aber sind Commercienräthe wie consolidirte Fonds, auf die jeden Augenblick gezogen werden kann. Es ist immer Deckung da".

„Sie wollen also sagen . . ."

„Ich will garnichts sagen, Reiff . . . Ich meine nur so".

Und damit waren sie bis an die Bendlerstraße gekommen, wo beide sich trennten. Reiff ging auf die Von der Heydt-Brücke zu, während Duquede seinen Weg in gerader Richtung fortsetzte.

Google

Er wohnte dicht an der Hofjäger-Allee, sehr hoch, aber in einem sehr vornehmen Hause.

VII. Ebenezer Rubehn.

Wenige Tage später hatte Melanie mit Kindern und Dienerschaft das Stadthaus verlassen und die Thiergarten-Villa bezogen. Van der Straaten selbst machte diesen Umzug nicht mit und war, so sehr er die Villa liebte, doch immer erst vom September ab andauernd draußen, weil er ein noch leidenschaftlicherer Obstzüchter als Bildersammler war. Bis dahin erschien er nur jeden dritten Tag als Gast und versicherte dabei jedem, der es hören wollte, daß dies die stundenweis ihm nachgezahlten Flitterwochen seiner Ehe seien. Melanie hütete sich wohl, ihm zu widersprechen, war vielmehr die Liebenswürdigkeit selbst und genoß in den zwischenliegenden Tagen das Glück ihrer Freiheit. Und dieses Glück war um vieles größer, als man, ihrer Stellung nach, die so dominirend und so frei schien, hätte glauben sollen. Denn sie dominirte nur, weil sie sich zu zwingen verstand; aber dieses Zwanges los und ledig zu sein, blieb doch ihr Wunsch, ihr beständiges, stilles Verlangen. Und das erfüllten ihr die Sommertage. Da hatte sie Ruhe vor seinen Liebesbeweisen und seinen Ungenirtheiten, nicht immer, aber doch meist, und das Bewußtsein davon gab ihr ein unendliches Wohlgefühl.

Und dieses Wohlgefühl steigerte sich noch in dem entzückenden und beinah ungestörten Stillleben, dessen sie draußen genoß. Wohl liebte sie Stadt und Gesellschaft und den Ton der großen Welt, aber wenn die Schwalben wieder zwitscherten und der Flieder wieder zu knospen begann, da zog sie's doch in die Park-Einsamkeit hinaus, die wiederum kaum eine Einsamkeit war, denn neben der Natur, deren Sprache sie wohl verstand, hatte sie Bücher und Musik, und — die Kinder. Die Kinder, die sie während der Saison oft tagelang nicht sah und an deren Aufwachsen und Lernen sie draußen in der Villa den regsten Antheil nahm. Ja, sie half selber nach, in den Sprachen, vor allem im Französischen, und durchblätterte mit ihnen Atlas und historische Bilderbücher. Und an alles knüpfte sie Geschichten, die sie dem Gedächtniß der Kinder einzuprägen wußte. Denn sie war gescheidt und hatte die Gabe, von allem, worüber sie sprach, ein klares und anschauliches Bild zu geben.

Es waren glückliche stille Tage.

Möglich dennoch, daß es zu stille Tage gewesen wären, wenn das tiefste Bedürfniß der Frauennatur: das Plauderbedürfniß, unbefriedigt geblieben wäre. Aber dafür war gesorgt. Wie fast alle reichen Häuser, hatten auch die Van der Straatens einen Anhang ganz-alter und halb-alter Damen, die zu Weihnachten beschenkt und im Laufe des Jahres zu Kaffees und Landpartieen eingeladen wurden. Es waren ihrer sieben oder acht, unter denen jedoch zwei durch eine besonders intime Stellung hervorragten und zwar das kleine verwachsene Fräulein Friederike von Sawatzki und das stattlich hochaufgeschossene Clavier- und Singe-Fräulein: Anastasia Schmidt. Ihrer apart

Google

bevorzugten Stellung entsprach es denn auch, daß sie jeden zweiten Osterfeiertag durch Van der Straaten in Person befragt wurden, ob sie sich entschließen könnten, seiner Frau während der Sommermonate draußen in der Villa Gesellschaft zu leisten, eine Frage, die jedesmal mit einer Verbeugung und einem freundlichen „ja“ beantwortet wurde. Aber doch nicht zu freundlich, denn man wollte nicht verrathen, daß die Frage erwartet war.

Und beide Damen waren auch in diesem Jahre, wie herkömmlich, als Dames d'honneur installirt worden, hatten den Umzug mitgemacht, und erschienen jeden Morgen auf der Veranda, um gegen neun Uhr mit den Kindern das erste und um zwölf mit Melanie das zweite Frühstück zu nehmen.

Auch heute wieder.

Es mochte schon gegen eins sein und das Frühstück war beendet. Aber der Tisch noch nicht abgedeckt. Ein leiser Luftzug, der ging und sich verstärkte, weil alle Thüren und Fenster offen standen, bewegte das rothgemusterte Tischtuch und von dem am andern Ende des Corridors gelegenen Musikzimmer her hörte man ein Stück der Cramer'schen Clavierschule, dessen mangelhaften Tact in Ordnung zu bringen, Fräulein Anastasia Schmidt sich anstrengte. „Eins zwei, eins zwei“. Aber Niemand achtete dieser Anstrengungen, am wenigsten Melanie, die neben Fräulein Riekchen, wie man sie gewöhnlich hieß, in einem Gartenstuhle saß und dann und wann von ihrer Handarbeit aufsah, um das reizende Parkbild unmittelbar um sie her, trotzdem sie jeden kleinsten Zug darin kannte, auf sich wirken zu lassen.

Es war selbstverständlich die schönste Stelle der ganzen Anlage. Denn von hundert Gästen, die kamen, begnügten sich neunundneunzig damit, den Park von hier aus zu betrachten und zu beurtheilen. Am Ende des Hauptganges, zwischen den eben ergrünenden Bäumen hin, sah man das Zittern und Flimmern des vorüber ziehenden Stromes, aus der Mitte der überall eingestreuten Rasenflächen aber erhoben sich Aloën und Bosquets und Glaskugeln und Bassins. Eines der kleineren plätscherte, während auf der Einfassung des großen ein Pfauhahn saß und die Mittagssonne mit seinem Gefieder einzusaugen schien. Tauben und Perlhühner waren bis in unmittelbare Nähe der Veranda gekommen, von der aus Riekchen ihnen eben Krumen streute.

„Du gewöhnst sie zu sehr an diesen Platz“ sagte Melanie. „Und wir werden einen Krieg mit Van der Straaten haben“.

„Ich fecht ihn schon aus“, entgegnete die Kleine.

„Ja, Du darfst es Dir wenigstens zutrauen. Und wirklich, Riekchen, ich könnte jaloux werden, so sehr bevorzugt er Dich. Ich glaube, Du bist der einzige Mensch, der ihm alles sagen darf, und so viel ich weiß, ist er noch nie heftig gegen Dich geworden. Ob ihm Dein alter Adel imponirt? Sage mir Deinen vollen Namen und Titel. Ich hör' es so gern und vergeß es immer wieder“.

Google

„Aloysia Friederike Sawat von Sawatzki, genannt Sattler von der Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark".

„Wunderschön" sagte Melanie. „Wenn ich doch so heißen könnte! Und Du kannst es glauben, Riekchen, das ist es, was einen Eindruck auf ihn macht".

Alles das war in herzlicher Heiterkeit gesagt und von Rieckchen auch so beantwortet worden. Jetzt aber rückte diese den Stuhl näher an Melanie heran, nahm die Hand der jungen Frau und sagte: „Eigentlich sollt' ich böse sein, daß Du Deinen Spott mit mir hast. Aber wer könnte Dir böse sein!"

„Ich spotte nicht", entgegnete Melanie. „Du mußt doch selber finden, daß er Dich artiger und rücksichtsvoller behandelt, als jeden andren Menschen".

„Ja", sagte jetzt das arme Fräulein und ihre Stimme zitterte vor Bewegung. „Er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat, ein viel besseres als mancher denkt und vielleicht auch als Du selber denkst. Und er ist auch gar nicht so rücksichtslos. Er kann nur nicht leiden, daß man ihn stört oder herausfordert, ich meine solche, die's eigentlich nicht sollten oder dürften. Sieh, Kind, dann beherrscht er sich nicht länger, aber nicht weil er's nicht könnte, nein, weil er nicht will. Und er braucht es auch nicht zu wollen. Und wenn man gerecht sein will, er kann es auch nicht wollen. Denn er ist reich, und alle reichen Leute lernen die Menschen von ihrer schlechtesten Seite kennen. Alles überstürzt sich, erst in Dienst und hinterher in Undank. Und Undank erndten, ist eine schlechte Schule für Zartheit und Liebe. Und deshalb glauben die Reichen an nichts Edles und Aufrichtiges in der Welt. Aber das sag' ich Dir und muß ich Dir immer wieder sagen, Dein Van der Straaten ist besser als mancher denkt und als Du selber denkst".

Es entstand eine kleine Pause, nicht ganz ohne Verlegenheit, dann nickte Melanie freundlich dem alten Fräulein zu und sagte: „Sprich nur weiter. Ich höre Dich gerne so".

„Und ich will auch", sagte diese. „Sieh, ich habe Dir schon gesagt, er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat. Aber das ist es noch nicht alles. Er ist auch so freundlich gegen mich, weil er mitleidig ist. Und mitleidig sein, ist noch viel mehr als blos gütig sein und ist eigentlich das Beste, was die Menschen haben. Er lacht auch immer, wenn er meinen langen Namen hört, gerade so wie Du, aber ich hab' es gern, ihn so lachen zu hören, denn ich höre wohl heraus, was er dabei denkt und fühlt".

„Und was fühlt er denn?"

„Er fühlt den Gegensatz zwischen dem Anspruch meines Namens und dem was ich bin: arm und alt und einsam, und ein bloßes Figürchen. Und wenn ich sage Figürchen, so beschönige ich noch und schmeichle noch mir selbst".

Melanie hatte das Battisttuch an's Auge gedrückt und sagte: „Du hast

Google

Recht. Du hast immer Recht. Aber wo nur Anastasia bleibt, die Stunde nimmt ja gar kein Ende. Sie quält mir die Liddy viel zu sehr, und das Ende vom Lied ist, daß sie dem Kind' einen Widerwillen beibringt. Und dann ist es vorbei. Denn ohne Lieb' und ohne Lust ist nichts in der Welt. Auch nicht einmal in der Musik . . . Aber da kommt ja Teichgräber und will uns einen Besuch anmelden. Ich bin außer mir. Hätte viel lieber noch mit Dir weiter geplaudert".

In eben diesem Augenblicke war der alte Parkhüter, der sich vergeblich nach einem von der Hausdienerschaft umgesehen hatte, bis an die Veranda herangetreten und überreichte eine Karte.

Melanie las: „Ebenezer Rubehn (Firma Jakob Rubehn und Söhne) Lieutenant in der Reserve des 5. Dragoner-Regiments . . ."

„Ah, sehr willkommen . . . Ich lasse bitten . . ." Und während sich der Alte wieder entfernte, fuhr Melanie gegen das kleine Fräulein in übermüthiger Laune fort: „Auch wieder einer, und noch dazu aus der Reserve! Mir widerwärtig, dieser ewige Lieutenant. Es giebt gar keine Menschen mehr".

Und sehr wahrscheinlich, daß sie diese Betrachtungen fortgesetzt hätte, wenn nicht auf dem Kiesweg ein Knirschen hörbar geworden wäre, das über das rasche Näherkommen des Besuchs keinen Zweifel lassen konnte. Und so war es. Im nächsten Augenblicke stand der Angemeldete vor der Veranda und verneigte sich gegen beide Damen.

Melanie hatte sich erhoben und war ihm einen Schritt entgegen gegangen. „Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Rubehn, und bitte, Sie zunächst mit meiner lieben Freundin und Hausgenossin bekannt machen zu dürfen . . . . Herr Ebenezer Rubehn, . . . Fräulein Friederike von Sawatzki!"

Ein flüchtiges Erstaunen spiegelte sich ersichtlich in Rubehns Zügen, das, wenn Melanie richtig interpretirte, mehr noch dem kleinen verwachsenen Fräulein, als ihr selber galt. Ebenezer war indessen Weltmann genug, um seines Erstaunens rasch wieder Herr zu werden, und sich ein zweites Mal gegen die Freundin hin verneigend, bat er um Entschuldigung, seinen Besuch auf der Villa bis heute hinausgeschoben zu haben.

Melanie ging leicht darüber hin, ihrerseits bittend, die Gemüthlichkeit dieses ländlichen Empfanges und vor allem eines unabgeräumten Frühstückstisches entschuldigen zu wollen. „Mais à la guerre, comme à la guerre, eine kriegerische Wendung, an die mir's im Uebrigen ferne liegt, ernsthafte Kriegsgespräche knüpfen zu wollen".

„Gegen die Sie sich vielmehr unter allen Umständen gesichert haben möchten", lachte Rubehn. „Aber fürchten Sie nichts. Ich weiß, daß sich Damen für das Capitel Krieg nur so lange begeistern, als es Verwundete zu pflegen giebt. Von dem Augenblick an, wo der letzte Kranke das Lazareth verläßt, ist es mit dem Kriegseifer vorbei. Und wie die Frauen in allem Recht haben, so auch hierin. Es ist das Traurigste von der Welt,

Google

immer wieder eine Durchschnittsheldengeschichte von zweifelhaftem Werth und noch zweifelhafterer Wahrheit hören zu müssen, aber es ist das Schönste was es giebt, zu helfen und zu heilen".

Melanie hatte, während er sprach, ihre Handarbeit in den Schooß gelegt und ihn fest und freundlich angesehen. „Ei, das lob' ich und hör' ich gern. Aber wer mit so warmer Empfindung von dem Hospitaldienst und dem Helfen und Heilen, das uns so wohl kleidet, zu sprechen versteht, der hat diese Wohlthat wohl an sich selbst erfahren. Und so plaudern Sie mir denn wider Willen, nach fünf Minuten schon, Ihre Geheimnisse aus. Versuchen Sie nicht, mich zu widerlegen, Sie würden scheitern damit, und da Sie die Frauenherzen so gut zu kennen scheinen, so werden Sie natürlich auch unsere zwei stärksten Seiten kennen: unseren Eigensinn und unser Räthselrathen. Wir errathen Alles . . . ."

„Und immer richtig?"

„Nicht immer, aber meist. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie Berlin finden, unsere gute Stadt, und unser Haus, und ob Sie das Zutrauen zu sich haben, in Ihrem Hofkerker, dem eigentlich nur noch die Gitterstäbe fehlen, nicht melancholisch zu werden. Aber wir hatten nichts Besseres. Und wo nichts ist, hat, wie das Sprichwort sagt . . ."

„O, Sie beschämen mich, meine gnädigste Frau. Jetzt erst, nach meinem Eintreffen, weiß ich, wie groß das Opfer ist, das Sie mir gebracht haben. Und ich darf füglich sagen, daß ich bei besserer Kenntniß . . ."

Aber er sprach nicht aus und horchte plötzlich nach dem Hause hin, aus dem eben (die Musikstunde hatte schon vorher geschlossen) ein virtuoses und in jeder feinsten Nüancirung erkennbares Spiel, bis auf die Veranda herausklang. Es war „Wotans Abschied" und Rubehn erschien so hingerissen, daß es ihm Anstrengung kostete, sich loszumachen und das Gespräch wieder aufzunehmen. Endlich aber fand er sich zurück und sagte, während er sich abermals gegen Riekchen verneigte: „Pardon, meine Gnädigste. Hatt' ich recht gehört? Fräulein von Sawatzki?"

Das Fräulein nickte.

„Mit einem jungen Offizier dieses Namens war ich einen Sommer über in Wildbad-Gastein zusammen. Unmittelbar nach dem Kriege. Ein liebenswürdiger, junger Cavalier. Vielleicht ein Anverwandter . . .?"

„Ein Vetter", sagte Fräulein Riekchen. „Es giebt nur wenige meines Namens und wir sind alle verwandt. Ich freue mich, aus Ihrem Munde von ihm zu hören. Er wurde noch in dem Nachspiel des Krieges verwundet, fast am letzten Tage. Bei Pontarlier. Und sehr schwer. Ich habe lange nichts von ihm gehört. Hat er sich erholt?"

„Ich glaube sagen zu dürfen, vollkommen. Er thut wieder Dienst im Regiment, wovon ich mich, ganz neuerdings erst, durch einen glücklichen Zufall überzeugen konnte... Aber, mein gnädigstes Fräulein, wir werden unser Thema fallen lassen müssen. Die gnädige Frau lächelt bereits und

Google

bewundert die Geschicklichkeit, mit der ich, auf dem Umwege des Persönlichen, in das Kriegsabenteuer und all seine Consequenzen einzumünden trachte. Darf ich also vorschlagen, lieber dem wundervollen Spiele zuzuhören, das .. O, wie schade; jetzt bricht es ab .. "

Er schwieg, und erst als es drinnen still blieb, fuhr er in einer ihm sonst fremden, aber in diesem Augenblicke völlig aufrichtigen Emphase fort: „O, meine gnädigste Frau, welch ein Zaubergarten, in dem Sie leben. Ein Pfau, der sich sonnt, und Tauben, so zahm und so zahllos, als wäre diese Veranda der Marcusplatz oder die Insel Cypern in Person! Und dieser plätschernde Strahl, und nun gar dieses Lied ... In der That, wenn nicht auch der aufrichtigste Beifall unstatthaft und zudringlich sein könnte..."

Er unterbrach sich, denn vom Corridore her waren eben Schritte hörbar geworden und Melanie sagte mit einer halben Wendung: „Ah, Anastasia! Du kommst gerade zu guter Zeit, um den Dank und die Bewunderung unseres lieben Gastes und neuen Hausgenossen allerpersönlichst in Empfang zu nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie miteinander bekannt mache: Herr Ebenezer Rubehn, Fräulein Anastasia Schmidt..." „Und hier meine Tochter Lydia", setzte Melanie hinzu, nach dem schönen Kinde hinzeigend, das, auf der Thürschwelle, neben dem Musikfräulein stehen geblieben war und den Fremden ernst und beinah feindselig musterte.

Rubehn bemerkte den Blick. Aber es war ein Kind, und so wandte er sich ohne Weiteres gegen Anastasia, um ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihr Spiel und die Richtung ihres Geschmackes zu sagen.

Diese verbeugte sich, während Melanie, der kein Wort entgangen war, auf's lebhafteste fortfuhr: „Ei, da dürfen wir Sie, wenn ich recht verstanden habe, wohl gar zu den Unseren zählen? Anastasia, das träfe sich gut! Sie müssen nämlich wissen, Herr Rubehn, daß wir hier in zwei Lagern stehen und daß sich das Van der Straaten'sche Haus, das nun auch das Ihrige sein wird, in bilderschwärmende Montecchi und musikschwärmende Capuletti theilt. Ich, tout à fait Capulet und Julia. Doch mit untragischem Ausgang. Und ich füge zum Ueberfluß hinzu, daß wir, Anastasia und ich, jener kleinen Gemeinde zugehören, deren Namen und Mittelpunkt ich Ihnen nicht zu nennen brauche. Nur Eines will ich auf der Stelle wissen. Und ich betrachte das als mein weibliches Neugiersrecht. Welcher seiner Arbeiten erkennen Sie den höchsten Preis zu? Worin erscheint er Ihnen am bedeutendsten oder doch am eigenartigsten?"

„In den Meistersingern".

„Zugestanden. Und nun sind wir einig, und bei nächster Gelegenheit können wir Van der Straaten und Gabler, und vor Allem den langen und langweiligen Legationsrath in die Luft sprengen. Den langen Duquede! O, der steigt wie ein Raketenstock. Nicht wahr, Anastasia?"

Rubehn hatte seinen Hut genommen. Aber Melanie, die durch die ganze Begegnung ungewöhnlich erfreut und angeregt war, fuhr in wachsendem Eifer fort: „Alles das sind erst Namen. Eine Woche noch oder zwei und

Google

Sie werden unsere kleine Welt kennen gelernt haben. Ich wünsche, daß Sie die Gelegenheit dazu nicht hinausschieben. Unsere Veranda hat für heute die Repräsentation des Hauses übernehmen müssen. Erinnern Sie sich, daß wir auch einen Flügel haben, und versuchen Sie bald und oft, ob er Ihnen paßt. Au revoir".

Er küßte der schönen Frau die Hand und unter gemessener Verbeugung gegen Riekchen und Anastasia verließ er die Damen. Ueber Lydia sah er fort.

Aber diese nicht über ihn.

„Du siehst ihm nach", sagte Melanie. „Hat er Dir gefallen?"

„Nein".

Alle lachten. Aber Lydia ging in das Haus zurück und in ihrem großen Auge stand eine Thräne.

VIII. Auf der Stralauer Wiese.

Nach dem ersten Besuche Rubehns waren Wochen vergangen, und der günstige Eindruck, den er auf die Damen gemacht hatte, war im Steigen geblieben, wie das Wetterglas. Jeden zweiten, dritten Tag erschien er in Gesellschaft Van der Straatens, der seinerseits an der allgemeinen Vorliebe für den neuen Hausgenossen theilnahm, und nie vergaß, ihm einen Platz anzubieten, wenn er selber in seinem hochrädrigen Cabriolet hinausfuhr. Ein wolkenloser Himmel stand in jenen Wochen über der Villa, drin es mehr Lachen und Plaudern, mehr Medisiren und Musiciren gab, als seit lange. Mit dem Musiciren vermochte sich Van der Straaten freilich auch jetzt nicht auszusöhnen, und es fehlte nicht an Wünschen wie der „mit von der Schiffsmannschaft des fliegenden Holländers zu sein", aber im Grunde genommen war er mit dem „anspruchsvollen Lärm" um vieles zufriedener, als er einräumen wollte, weil der von nun an in eine neue, gesteigerte Phase tretende Wagner-Cultus ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Lieblingsformen der Unterhaltung bot. Siegfried und Brunhilde, Tristan und Isolde, welche dankbaren Tummelfelder! Und es konnte, wenn er in Veranlassung dieser Themata, seinem Renner die Zügel schießen ließ, mitunter zweifelhaft erscheinen, ob die Musicirenden am Flügel oder er und sein Uebermuth die Glücklicheren waren.

Und so war Hochsommer gekommen und fast schon vorüber, als an einem wundervollen August-Nachmittage Van der Straaten den Vorschlag einer Land- und Wasser-Partie machte. „Rubehn ist jetzt ein rundes Vierteljahr in unserer Stadt und hat nichts gesehen, als was zwischen unserem Comtoir und dieser unserer Villa liegt. Er muß aber endlich unsere landschaftlichen Schätze, will sagen unsere Wasserflächen und Stromufer kennen lernen, erhabene Wunder der Natur, neben denen die ganze heraufgepuffte Main- und Rhein-Herrlichkeit verschwindet. Also Treptow und Stralow, und zwar rasch, denn in acht Tagen haben wir den Stralauer Fischzug, der an

Google

und für sich zwar ein liebliches Fest der Maien, im Uebrigen aber etwas derb und nicht allzu günstig für Wiesewachs und frischen Rasen ist. Und so proponir' ich denn eine Fahrt auf morgen Nachmittag. Angenommen?"

Ein wahrer Jubel begleitete den Schluß der Ansprache, Melanie sprang auf, um ihm einen Kuß zu geben, und Fräulein Riekchen erzählte, daß es nun gerade dreiunddreißig Jahre sei, seit sie zum letzten Mal in Treptow gewesen, an einem großen Dobremontschen Feuerwerkstage, — derselbe Dobremont, der nachher mit seinem ganzen Laboratorium in die Luft geflogen. „Und in die Luft geflogen, warum? Weil die Leute, die mit dem Feuer spielen, immer zu sicher sind und immer die Gefahr vergessen. Ja, Melanie, Du lachst. Aber, es ist so, immer die Gefahr vergessen".

Es wurde nun gleich zu den nöthigen Verabredungen geschritten, und man kam überein, am anderen Tage zu Mittag in die Stadt zu fahren, daselbst ein kleines Gabelfrühstück einzunehmen und gleich danach die Partie beginnen zu lassen: die drei Damen im Wagen, Van der Straaten und Rubehn entweder zu Fuß oder zu Schiff. Alles regelte sich rasch und nur die Frage, wer noch aufzufordern sei, schien auf kleine Schwierigkeiten stoßen zu sollen.

„Gryczinskis?" fragte Van der Straaten und war zufrieden, als alles schwieg. Denn so sehr er an der rothblonden Schwägerin hing, in der er, um ihres anschmiegenden Wesens willen, ein kleines Frauenideal verehrte, so wenig lag ihm an dem Major, dessen superiore Haltung ihn bedrückte.

„Nun denn, Duquede?" fuhr Van der Straaten fort und hielt das Crayon an die Lippe, mit dem er eventuell den Namen des Legationsrathes notiren wollte.

„Nein" sagte Melanie. „Duquede nicht. Und so verhaßt mir der ewige Vergleich vom „Mehlthau" ist, so giebt es doch für Duquede keinen andern. Er würde von Stralow aus beweisen, daß Treptow und von Treptow aus beweisen, daß Stralow überschätzt werde, und zu Feststellung dieses Satzes brauchen wir weder einen Legationsrath a. D., noch einen Altmärkischen von Adel".

„Gut, ich bin es zufrieden", wiederholte Van der Straaten. „Aber Reiff?"

„Ja, Reiff" hieß es erfreut. Alle drei Damen klatschten in die Hände und Melanie setzte hinzu: „Er ist artig und manierlich und kein Spielverderber und trägt einem die Sachen. Und dann, weil ihn alle kennen, ist es immer, als führe man unter Escorte, und alles grüßt so verbindlich, und mitunter ist es mir schon gewesen, als ob die Brandenburger Thorwache „heraus" rufen müsse".

„Ach, das ist ja nicht um des alten Reiff willen" sagte Anastasia, die nicht gern eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, sich durch eine kleine Schmeichelei zu insinuiren. „Das ist um Deinetwillen. Sie haben Dich für eine Prinzessin gehalten".

„Ich bitte nicht abzuschweifen" unterbrach Van der Straaten, „am

Google

wenigsten im Dienste weiblicher Eitelkeiten, die sich, nach dem Principe von Zug um Zug, bis ins Ungeheuerliche steigern könnten. Ich habe Reiff notirt, und Arnold und Elimar verstehen sich von selbst. Eine Wasserfahrt ohne Gesang ist ein Unding. Dies wird selbst von mir zugestanden. Und nun frag' ich, wer hat noch weitre Vorschläge zu machen? Niemand? Gut. So bleibt es bei Reiff und Arnold und Elimar, und ich werde sie per Rohrpost avertiren. Fünf Uhr. Und daß wir sie draußen bei Löbbekes erwarten".

Am andern Tage war alles Erregung und Bewegung auf der Villa, viel, viel mehr als ob es sich um eine Reise nach Teplitz oder Carlsbad gehandelt hätte. Natürlich, eine Fahrt nach Stralow war ja das ungewöhnlichere. Die Kinder sollten mit, es sei Platz genug auf dem Wagen, aber Lydia war nicht zu bewegen und erklärte bestimmt, sie wolle nicht. Da mußte denn, wenn man keine Scene haben wollte, nachgegeben werden, und auch die jüngere Schwester blieb, da sie sich daran gewöhnt hatte, dem Beispiele der älteren in all und jedem zu folgen.

In der Stadt wurde, wie verabredet, ein Gabelfrühstück genommen und zwar in Van der Straatens Zimmer. Er wollt' es so jagd- und reisemäßig wie möglich haben und war in bester Laune. Diese wurd' auch nicht gestört, als in demselben Augenblicke, wo man sich gesetzt hatte, ein Absagebrief Reiffs eintraf. Der Polizeirath schrieb: „Chef eben confidentiell mit mir gesprochen. Reise heute noch. Elf Uhr funfzig. Eine Sache, die sich der Mittheilung entzieht. Dein Reiff. P. S. Ich bitte der schönen Frau die Hand küssen und ihr sagen zu dürfen, daß ich untröstlich bin . . ."

Van der Straaten fiel in einen heftigen Krampfhusten, weil er, unter dem Lesen, unklugerweise von seinem Sherry genippt hatte. Nichtsdestoweniger sprach er unter Husten und Lachen weiter und erging sich in Vorstellungen Reiff'scher Großthaten. „In politischer Mission! Wundervoll. O lieb Vaterland, kannst ruhig sein. Aber einen kenn' ich, der noch ruhiger sein kann: der Unglückliche, den er sucht. Oder sag' ich gleich rundweg: der Attentäter, dem er sich an die Fersen heftet. Denn um etwas Staatsstreichlich-Hochverrätherisches muß es sich doch am Ende handeln, wenn man einen Mann wie Reiff allerpersönlichst in den Sattel setzt. Nicht wahr, Sattlerchen von der Hölle? Und heut Abend noch! Die reine Ballade. „Wir satteln nur um Mitternacht". O, Lenore! O Reiff, Reiff". Und er lachte convulsivisch weiter.

Auch Arnold und Elimar, die man nach Verabredung draußen treffen wollte, wurden nicht geschont, bis endlich die Pendule vier schlug und zur Eile mahnte. Der Wagen wartete schon und die Damen stiegen ein und nahmen ihre Plätze: Fräulein Riekchen neben Melanie, Anastasia auf dem Rücksitz. Und mit ihren Fächern und Sonnenschirmen grüßend, ging es über Platz und Straßen fort, erst auf die Frankfurter Linden und zuletzt auf das Stralauer Thor zu.

Google

Van der Straaten und Rubehn folgten eine Viertelstunde später in einer Droschke zweiter Klasse, die man „Aechtheits halber" gewählt hatte, stiegen aber unmittelbar vor der Stadt aus, um nunmehr an den Flußwiesen hin den Rest des Weges zu Fuß zu machen.

* * *

Es schlug fünf, als unsre Fußgänger das Dorf erreichten und in Mitte desselben Ehms ansichtig wurden, der mit seinem Wagen, etwas ausgebogen, zur Linken hielt und den ohnehin wohlgepflegten Trakehnern einen vollen Futtersack eben auf die Krippe gelegt hatte. Gegenüber stand ein kleines Haus, wie das Pfefferkuchenhaus im Märchen, bräunlich und appetitlich, und so niedrig, daß man bequem die Hand auf die Dachrinne legen konnte. Dieser Niedrigkeit entsprach denn auch die kaum mannshohe Thür, über der, auf einem wasserblauen Schilde „Löbbekes Kaffeehaus" zu lesen war. In Front des Hauses aber standen drei, vier verschnittene Lindenbäume, die den Bürgersteig von dem Straßendamme trennten, auf welchem letzteren hunderte von Sperlingen hüpften und zwitscherten und die verlorenen Körner aufpickten.

„Dies ist das Ship-Hôtel von Stralow" sagte Van der Straaten im Cicerone-Ton und war eben Willens in das Kaffeehaus einzutreten, als Ehm über den Damm kam und ihm halb dienstlich halb vertraulich vermeldete, „daß die Damens schon vorauf seien, nach der Wiese hin. Un die beiden Herren Maler auch. Und hätten beide schon gewartet und gleich den Tritt runter gemacht und Alles. Erst Herr Gabler und dann Herr Schulze. Und an der Würfelbude hätten sie Strippenballons und Gummibälle gekauft. Und auch Reifen und eine kleine Trommel und Allerhand noch. Und einen Jungen hätten sie mitgenommen, der hätte die Reifen und die Stöcke tragen müssen. Und Herr Elimar immer vorauf. Das heißt mit 'ner Harmonika".

„Um Gottes Willen" rief Van der Straaten „Ziehharmonika?"

„Nein Herr Commerzienrath. Wie 'ne Maultrommel".

„Gott sei Dank! . . Und nun kommen Sie, Rubehn. Und Du, Ehm, Du wartest nicht auf uns und läßt Dir geben . . Hörst Du?"

Ehm hatte dabei seinen Hut abgenommen. In seinen Zügen aber war deutlich zu lesen: ich werde warten.

Am Ausgange des Dorfes lag ein prächtiger Wiesenplan und dehnte sich bis an die Kirchhofsmauer hin. In Nähe dieser hatten sich die drei Damen gelagert und plauderten mit Gabler, während Elimar einen seiner großen Gummibälle monsieurherkulesartig über Arm und Schulter laufen ließ.

Van der Straaten und Rubehn hörten schon von Ferne her das Bravoklatschen und klatschten lebhaft mit. Und nun erst wurde man ihrer ansichtig, und Melanie sprang auf und warf ihrem Gatten, wie zur Begrüßung, einen der großen Bälle zu. Aber sie hatte nicht richtig gezielt, der Ball

Google

ging seitwärts und Rubehn fing ihn auf. Im nächsten Augenblicke begrüßte man sich und die junge Frau sagte: „Sie sind geschickt. Sie wissen den Ball im Fluge zu fassen".

„Ich wollt', es wäre das Glück".

„Vielleicht ist es das Glück".

Van der Straaten, der es hörte, verbat sich alle derartig intrikaten Wortspielereien, widrigenfalls er an die Braut telegraphiren oder vielleicht auch Reiff in confidentieller Mission abschicken würde. Worauf Rubehn ihn zum hundertsten Male beschwor, endlich von der „ewigen Braut" ablassen zu wollen, die wenigstens vorläufig noch im Bereich der Träume sei. Van der Straaten aber machte sein kluges Gesicht und versicherte, „daß er es besser wisse".

Danach kehrte man an die Lagerstelle zurück, die sich nun rasch in einen Spielplatz verwandelte. Die Reifen, die Bälle flogen, und da die Damen ein rasches Wechseln im Spiele liebten, so ging man, innerhalb anderthalb Stunden, auch noch durch Blindekuh und Gänsedieb und „Bäumchen, Bäumchen, verwechselt euch". Das Letztere fand am meisten Gnade, besonders bei Van der Straaten, dem es eine herzliche Freude war, das scharfgeschnittene Profil Riekchens mit ihren freundlichen und doch zugleich etwas stechenden Augen um die Baumstämme herumgucken zu sehen. Denn sie hatte, wie die meisten Verwachsenen, ein Eulengesicht.

Und so ging es weiter, bis die Sonne zum Rückzug mahnte. Harmonika-Schulze führte wieder und neben ihm marschirte Gabler, der das Trommelchen ganz nach Art eines Tambourins behandelte. Er schlug es mit den Knöcheln, warf es hoch und fing es wieder. Danach folgte das Van der Straaten'sche Paar, dann Rubehn und Fräulein Riekchen, während Anastasia träumerisch und Blumen pflückend den Nachtrab bildete. Sie hing süßen Fragen und Vorstellungen nach, denn Elimar hatte beim Blindekuh, als er sie haschte, Worte fallen lassen, die nicht mißdeutet werden konnten. Er wäre denn ein schändlicher zweizüngiger Lügner. Und das war er nicht . . Wer so rein und kindlich an der Tête dieses Zuges gehen und die Harmonika blasen konnte, konnte kein Verräther sein.

Und sie bückte sich wieder, um (zum wie vielsten Male!) an einer Wiesenranunkel die Blätter und die Chancen ihres Glücks zu zählen.

IX. Löbbekes Kaffeehaus.

Vor Löbbekes Kaffeehaus hatte sich innerhalb der letzten zwei Stunden nichts verändert, mit alleiniger Ausnahme der Sperlinge, die jetzt statt auf dem Straßendamm, in den verschnittenen Linden saßen und quirilirten. Aber niemand achtete dieser Musik, am wenigsten Van der Straaten, der eben Melanies Arm in den Elimars gelegt und sich selbst an die Spitze des Zuges gesetzt hatte. „Attention!" rief er und bückte sich, um sich ohne Fährlichkeit durch das niedrige Thürjoch hindurch zu zwängen.

Und Alles folgte seinem Rath und Beispiel.

Google

Drinnen waren ein paar absteigende Stufen, weil der Flur um ein Erhebliches niedriger lag, als die Straße draußen, weshalb denn auch den Eintretenden eine dumpfe Kellerluft entgegenkam, von der es schwer zu sagen war, ob sie durch ihren biersäuerlichen Gehalt mehr gewann oder verlor. In der Mitte des Flurs sah man nach rechts hin eine Nische mit Herd und Rauchfang, einer kleinen Schiffsküche nicht unähnlich, während von links her ein Schanktisch um mehrere Fuß vorsprang. Dahinter ein sogenanntes „Schapp", in dem oben Teller und Tassen und unten allerhand ausgebuchtete Likörflaschen standen. Zwischen Tisch und Schapp aber thronte die Herrin dieser Dominien, eine große, starke Blondine, von Mitte Dreißig, die man ohne Weiteres als eine Schönheit hätte hinnehmen müssen, wenn nicht ihre Augen gewesen wären. Und doch waren es eigentlich schöne Augen, an denen in Wahrheit nichts Anderes auszusetzen war, als daß sie sich daran gewöhnt hatten, alle Männer in zwei Klassen zu theilen, in solche, denen sie zuzwinkerten: „wir treffen uns noch" und in solche, denen sie spöttisch nachriefen: „wir kennen Euch besser". Alles aber, was in diese zwei Klassen nicht hineinpaßte, war nur Gegenstand für Mitleid und Achselzucken.

Es muß leider gesagt werden, daß auch Van der Straaten von diesem Achselzucken betroffen wurde. Nicht seiner Jahre halber, im Gegentheil sie wußte Jahre zu schätzen, nein, einzig und allein weil er von alter Zeit her die Schwäche hatte, sich à tout prix populär machen zu wollen. Und das war der Blondine das Verächtlichste von allem.

Am Ausgange des Flurs zeigte sich eine noch niedrigere Hofthür und dahinter kam ein Garten, drin, um kümmerliche Bäume herum, ein Dutzend grüngestrichene Tische mit schrägangelehnten Stühlen von derselben Farbe standen. Rechts lief eine Kegelbahn, deren vorderstes unsichtbares Stück sehr wahrscheinlich bis an die Straße reichte. Van der Straaten wies ironisch-fromm auf all diese Herrlichkeiten hin, verbreitete sich über die Vorzüge anspruchslos gebliebener Nationalitäten und stieg dann eine kleine Schrägung nieder, die, von dem Sommergarten aus, auf einen großen, am Spree-Ufer sich hinziehenden und nach Art eines Treibhauses angelegten Glas-Balkon führte. An einer der offenen Stellen desselben rückte die Gesellschaft zwei, drei Tische zusammen und hatte nun einen schmalen, zerbrechlichen Wassersteg und links davon ein festgeankertes, aber schon dem Nachbarhause zugehöriges Floß vor sich, an das die kleinen Spreedampfer anzulegen pflegten.

Rubehn erhielt ohne Weiteres den besten Platz angewiesen, um als Fremder den Blick auf die Stadt frei zu haben, die, flußabwärts, im roth- und golddurchglühten Dunst eines heißen Sommertages dalag. Elimar und Gabler aber waren auf den Wassersteg hinausgetreten. Alles freute sich des Bildes, und Van der Straaten sagte: „Sieh, Melanie. Die Schloßkuppel Sieht sie nicht aus wie Santa Maria Saluta?"

„Salutè" verbesserte Melanie, mit Accentuirung der letzten Silbe.

Google

„Gut, gut. Also Salutè" wiederholte Van der Straaten, indem er jetzt auch seinerseits das e betonte. „Meinetwegen. Ich prätendire nicht der alte Sprachen-Cardinal zu sein, dessen Namen ich vergessen habe. Salus salutis, vierte Declination, oder dritte, das genügt mir vollkommen. Und Salutà oder Salutè macht mir keinen Unterschied. Freilich muß ich sagen, so wenig zuverlässig die lieben Italiener in allem sind, so wenig sind sie's auch in ihren Endsilben. Mal a mal e. Aber lassen wir die Sprachstudien und studiren wir lieber die Speisekarte. Die Speisekarte, die hier natürlich von Mund zu Mund vermittelt wird, eine Thatsache, bei der ich mich jeder blonden Erinnerung entschlage. Nicht wahr, Anastasia? He?"

„Der Herr Commercienrath belieben zu scherzen", antwortete Anastasia piquirt. „Ich glaube nicht, daß sich eine Speisekarte von Mund zu Mund vermitteln läßt".

„Es käm' auf einen Versuch an, und ich für meinen Theil wollte mich zu Lösung der Aufgabe verpflichten. Aber erst wenn Luna herauf ist und ihr Antlitz wieder hinter Wolkenschleiern birgt. Bis dahin muß es bleiben und bis dahin sei Friede zwischen uns. Und nun, Arnold, ernenn' ich Dich, in Deiner Eigenschaft als Gabler, zum Erbküchenmeister und lege vertrauensvoll unser leibliches Wohl in Deine Hände".

„Was ich dankbarst acceptire", bemerkte dieser. „Immer vorausgesetzt, daß Du mir, um mit unsrem leider abwesenden Freunde Gryczinski zu sprechen, einige Directiven ertheilen willst".

„Gerne, gerne", sagte Van der Straaten.

„Nun denn, so beginne".

„Gut. So proponir' ich Aal und Gurkensalat... Zugestanden?"

„Ja", stimmte der Chorus ein.

„Und danach Hühnchen und neue Kartoffeln ... Zugestanden?"

„Ja".

„Bliebe nur noch die Frage des Getränks. Unter Umständen wichtig genug. Ich hätte der Lösung derselben, mit Unterstützung Ehms und unsres Wagenkastens, vorarbeiten können, aber ich verabscheue Landpartieen mit mitgeschlepptem Weinkeller. Erstens kränkt man die Leute, bei denen man doch gewissermaßen immer noch zu Gaste geht, und zweitens bleibt man in dem Kreise des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus will. Wozu macht man Partieen? Wozu? frag' ich. Nicht um es besser zu haben, sondern um es anders zu haben, um die Sitten und Gewohnheiten anderer Menschen und nebenher auch die Lokalspenden ihrer Dorf- und Gauschaften kennen zu lernen. Und da wir hier nicht im Lande Canaan weilen, wo Kaleb die große Traube trug, so stimm' ich für das landesübliche Produkt dieser Gegenden, für eine kühle Blonde. Kein Geld kein Schweizer; keine Weiße kein Stralow. Ich wette, daß selbst Gryczinski nie bessere Richtschnuren gegeben hat. Und nun geh Arnold. Und für Anastasia einen Anisette..."

Google

Kühle Blonde! Ob wohl unsere Blondine zwischen Tisch und Schapp in diese Kategorie fällt?"

Elimar hatte mittlerweile dem Schauspiele der untergehenden Sonne zugesehn und auf dem gebrechlichen Wasserstege nach Art eines Turners, der zum Hochsprung ansetzt, seine Knie gebogen und wieder angestrafft. Alles mechanisch und gedankenlos. Plötzlich aber, während er noch so hin und her wippte, knackte das Brett und brach, und nur der Geistesgegenwart, mit der er nach einem der Pfähle griff, mocht er es zuschreiben, daß er nicht in das gerad' an dieser Dampfschiff-Anlegestelle sehr tiefe Wasser niederstürzte. Die Damen schrieen laut auf, und Anastasia zitterte noch, als der durch sich selbst Gerettete mit einem gewissen Siegeslächeln erschien, das unter den sich jagenden Vorwürfen, von „Tollkühnheit" und „Gleichgültigkeit gegen die Gefühle seiner Mitmenschen" eher wuchs als schwand.

Ein Zwischenfall wie dieser konnte sich natürlich nicht ereignen, ohne von einer Fülle von Commentaren und Hypothesen begleitet zu werden, in denen die Wörter „wenn" und „was" die Hauptrolle spielten und endlos wiederkehrten. Was würde geschehen sein, wenn Elimar den Pfahl nicht rechtzeitig ergriffen hätte? Was, wenn er trotzdem hineingefallen, endlich was, wenn er nicht zufällig ein guter Schwimmer gewesen wäre?

Melanie, die längst ihr Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, behauptete, daß Van der Straaten unter allen Umständen hätte nachspringen müssen und zwar erstens als Urheber der Parthie, zweitens als resoluter Mann und drittens als Commerzienrath, von denen, soweit es historische Aufzeichnungen gäbe, noch keiner ertrunken wäre. Selbst bei der Sündfluth nicht.

Van der Straaten liebte nichts mehr als solche Neckereien seiner Frau, verwahrte sich aber, unter Dank für das ihm zugetraute Heldenthum, gegen alle daraus zu ziehenden Consequenzen. Er halte weder zu der alten Firma Leander, noch zu der neuen des Capitain Boyton, bekenne sich vielmehr, in allem was Heroismus angehe, ganz zu der Schule seines Freundes Heine, der, bei jeder Gelegenheit, seiner äußersten Abneigung gegen tragische Manieren, einen ehrlichen und unumwundenen Ausdruck gegeben habe.

„Aber", entgegnete Melanie, „tragische Manieren sind doch nun 'mal gerade das, was wir Frauen von Euch verlangen".

„Ah, bah! Tragische Manieren!" sagte Van der Straaten. „Lustige Manieren verlangt ihr und einen jungen Fant, der euch beim Zwirnwickeln die Docke hält und auf ein Fußkissen niederkniet, darauf sonderbarerweise jedesmal ein kleines Hündchen gestickt ist. Muthmaßlich als Symbol der Treue. Und dann seufzt er, der Adorante, der betende Knabe, und macht Augen und versichert Euch seiner innigsten Theilnahme. Denn ihr müßtet unglücklich sein. Und nun wieder Seufzen und Pause. Freilich, ihr hättet einen guten Mann, (alle Männer seien gut, ach, so gut,) aber enfin, ein Mann müsse nicht blos gut sein, ein Mann müsse seine Frau verstehen. Darauf komm' es an, sonst sei die Ehe niedrig, so niedrig, mehr als niedrig.

Google

Und dann seufzt er zum dritten Mal. Und wenn der Zwirn endlich abgewickelt ist, was natürlich so lange wie möglich dauert, so glaubt Ihr es auch. Denn jede von Euch ist wenigstens für einen indischen Prinzen oder für einen Schah von Persien geboren. Allein schon wegen der Teppiche".

Melanie hatte während dieser echt Van der Straaten'schen Expektoration ihren Kopf gewiegt und erwiderte schnippisch und mit einem Anfluge von Hochmuth: „Ich weiß nicht, Ezel, warum Du beständig von Zwirn sprichst. Ich wickle Seide".

Sehr wahrscheinlich, daß es dieser Bemerkung an einer spitzen Replik nicht gefehlt hätte, wenn nicht eben jetzt eine dralle, kurzärmelige Magd erschienen und auf Augenblicke hin der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden wäre. Schon um des virtuosen Puffs und Knalls willen, womit sie, wie zum Debüt, ihr Tischtuch auseinanderschlug. Und sehr bald nach ihr erschienen denn auch die dampfenden Schüsseln und die hohen Weißbierstangen, und selbst der Anisette für Anastasia war nicht vergessen. Aber es waren ihrer mehrere, da sich der lebens- und gesellschaftskluge Gabler der allgemeinen Damen-Stellung zur Anisette-Frage rechtzeitig erinnert hatte, und in der That, er mußte lächeln (und Van der Straaten mit ihm), als er gleich nach dem Erscheinen des Tabletts auch Riekchen nippen und ihre Eulenaugen immer größer und freundlicher werden sah.

Inzwischen aber war es dämmerig geworden und mit der Dämmerung kam die Kühle. Gabler und Elimar erhoben sich, um aus dem Wagen eine Welt von Decken und Tüchern heran zu schleppen, und Melanie, nachdem sie den schwarz und weiß gestreiften Burnus umgenommen und die Kapuze kokett in die Höhe geschlagen hatte, sah reizender aus, als zuvor. Eine der Seidenpuscheln hing ihr in die Stirn und bewegte sich hin und her, wenn sie sprach, oder dem Gespräche der Andern lebhaft folgte.

Und dieses Gespräch, das sich bis dahin medisirend um die Gryczinskis und vor allem auch um den Polizeirath und die neue catilinarische Verschwörung gedreht hatte, fing endlich an sich näher liegenden und zugleich auch harmloseren Thematas zuzuwenden, beispielsweise wie hell der „Wagen" am Himmel stünde.

„Fast so hell wie der große Bär", schaltete Riekchen ein, die nicht fest in der Himmelskunde war. Und nun entsann man sich, daß dies gerade die Sternschnuppen-Nächte wären, auf welche Mittheilung hin Van der Straaten nicht nur die fallenden Sterne zu zählen anfing, sondern sich schließlich auch bis zu dem Satze steigerte, „daß Alles in der Welt eigentlich nur des Fallens wegen da sei: die Sterne, die Engel, und nur die Frauen nicht".

Melanie zuckte zusammen, aber Niemand sah es, am wenigsten Van der Straaten, und nachdem noch eine ganze Weile gezählt und gestritten und der Abend inzwischen immer kälter geworden war, einigte man sich dahin, daß es zur Bekämpfung dieser Polarzustände nur ein einzig erdenkbares Mittel gäbe: eine Glühweinbowle. Van der Straaten selbst machte den Vorschlag

Google

und definirte: „Glühwein ist diejenige Form des Weines, in der der Wein nichts und das Gewürznägelchen Alles bedeutet“, auf welche Definition hin es gewagt und die Bestellung gemacht wurde. Und siehe da, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit schon, erschien jetzt die blonde Wirthin in Person, um die Bowle vorsorglich inmitten des Tisches niederzusetzen.

Und nun nahm sie den Deckel ab und freute sich unter Lachen all der aufrichtig dankbaren „Ach's“, womit ihre Gäste den warmen und erquicklichen Dampf einsogen. Ein reizender blonder Junge war mit ihr gekommen und hielt sich an der Schürze der Mutter fest.

„Ihre?“ fragte Van der Straaten mit verbindlicher Handbewegung.

„Na, wen sonst“, antwortete die Blondine nüchtern und suchte mit Rubehn über den Tisch hin ein paar Blicke zu wechseln. Als es aber mißlang, ergriff sie die blonden Locken ihres Jungen, spielte damit und sagte: „Komm, Pauleken. Die Herrschaften sind lieber alleine“.

Elimar sah ihr betroffen nach und rieb sich die Stirn. Endlich rief er: „Gott sei Dank, nun hab' ich's. Ich wußte doch, ich hatte sie schon gesehn. Irgendwo. Triumphzug des Germanicus. Thusnelda, wie sie leibt und lebt“.

„Ich kann es nicht finden“, erwiderte Van der Straaten, der ein Piloty-Schwärmer war. „Und es stimmt auch nicht in den Verhältnissen und Leibes-Umfängen, immer vorausgesetzt, daß man von solchen Dingen in Gegenwart unserer Damen sprechen darf. Aber Anastasia wird es verzeihen, und um den Hauptunterschied noch einmal zu betonen, bei Piloty giebt sich Thumelicus noch als ein Werdender, während wir ihn hier bereits an der Schürze seiner Mutter hatten. An der weißesten Schürze, die mir je vorgekommen ist. Aber sei weiß wie Schnee und weißer noch, Ach, die Verleumdung trifft Dich doch“.

Diese zwei Reimzeilen waren in einer absichtlich spöttischen Singsangmanier von ihm gesprochen worden, und Rubehn, dem es mißfiel, wandte sich ab und blickte nach links hin auf den von Lichtern überblitzten Strom hinaus. Melanie sah es und das Blut schoß ihr zu Kopf, wie nie zuvor. Ihres Gatten Art und Redeweise hatte sie, durch all die Jahre hin, viel hunderte von Malen in Verlegenheit gebracht, auch wohl in bittere Verlegenheiten, aber dabei war es geblieben. Heute zum ersten Male schämte sie sich seiner.

Van der Straaten indeß bemerkte nichts von dieser Verstimmung und klammerte sich nur immer fester an seinen Thusnelda-Stoff, in der an und für sich ganz richtigen Erkenntniß, etwas Besseres für seine Special-Ansprüche nicht finden zu können.

„Ich frage jeden, ob dies eine Thusnelda ist? Höher hinauf, meine Freunde. Göttin Aphrodite, die Venus dieser Gegenden, Venus Spreavensis, frisch aus demselben Wasser gestiegen, das uns eben erst unseren theuren Elimar zu rauben trachtete. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll. Aus der Spree

gestiegen, sag' ich. Aber so mich nicht alles täuscht, haben wir hier mehr, meine Freunde. Wir haben hier, wenn ich richtig beobachtet oder sagen wir wenn ich richtig geahnt habe, eine Vermählung von Modernem und Antikem: Venus Spreavensis und Venus Kallipygos. Ein gewagtes Wort, ich räum' es ein. Aber in Griechisch und Musik darf man alles sagen. Nicht wahr, Anastasia? Nicht wahr, Elimar? Außerdem entsinn' ich mich, zu meiner Rechtfertigung, eines wundervollen Kallipygos-Epigramms . . . Nein, nicht Epigramms . . . Wie heißt etwas Zweizeiliges, das sich nicht reimt . . ."

„Distichon".

„Richtig. Also ich entsinne mich eines Distichons . . . Aber bah, da hab' ich es vergessen . . . Melanie, wie war es doch? Du sagtest es damals so gut und lachtest so herzlich . . . Und nun hast Du's auch vergessen. Oder willst Du's blos vergessen haben? . . . Ich bitte Dich . . . Ich hasse das . . . Besinne Dich. Es war etwas von Pfirsichpflaum und ich sagte noch ‚man fühl' ihn ordentlich'. Und Du fand'st es auch und stimmtest mit ein . . . Aber die Gläser sind ja leer . . ."

„Und ich denke, wir lassen sie leer", sagte Melanie scharf und wechselte die Farbe, während sie mechanisch ihren Sonnenschirm auf- und zumachte. „Ich denke, wir lassen sie leer. Es ist ohnehin Glühwein. Und wenn wir noch hinüber wollen, so wird es Zeit sein, hohe Zeit". Und sie betonte das Wort.

„Ich bin es zufrieden", entgegnete Van der Straaten, aber in einem Tone der nur allzu deutlich erkennen ließ, daß seine gute Stimmung in ihr Gegentheil umzuschlagen begann. „Ich bin es zufrieden und bedauere nur, allem Anscheine nach, wieder einmal Anstoß gegeben und das adlige Haus de Caparoux in seinen höheren Aspirationen verschnupft zu haben. Es ist immer das alte Lied, das ich nicht gerne höre. Wenn ich es aber hören will, so lad' ich mir meinen Schwager-Major zu Tische, der ist erster Kammerherr am Throne des Anstands und der Langenweile. Heute fehlt er hier und ich hätte gern darauf verzichtet, ihn durch seine Frau Schwägerin ersetzt zu sehen. Ich hasse Prüderieen und jene Prätensionen höherer Sittlichkeit, hinter denen nichts steckt. Im günstigsten Falle nichts steckt. Ich darf das sagen und jedenfalls will ich es sagen, und was ich gesagt habe, das habe ich gesagt".

Es antwortete Niemand. Ein schwacher Versuch Gablers wieder einzulenken, mißlang, und in ziemlich geschäftsmäßigem, wenn auch freilich wieder ruhiger gewordenen Tone wurden alle noch nöthigen Verabredungen zur Ueberfahrt nach Treptow in zwei kleinen Booten getroffen. Ehm aber sollte, mit Benutzung der nächsten Brücke, die Herrschaften am andern Ufer erwarten. Alles stimmte zu, mit Ausnahme von Fräulein Riekchen, die verlegen erklärte, „daß Bootschaukeln, von klein auf, ihr Tod gewesen sei". Worauf sich Van der Straaten in einem Anfalle von Ritterlichkeit erbot, mit ihr in der Glaslaube zurückbleiben und das Anlegen des nächsten, vom „Eierhäuschen" her erwarteten Dampfschiffes abpassen zu wollen.

Google

X. Wohin treiben wir?

Es währte nicht lange, so steuerten von einer dunklen, etwas weiter flußaufwärts gelegenen Uferstelle her, zwei Jollen auf das Floß zu, jede mit einer Stocklaterne vorn an Bord. In der kleineren saß derselbe Junge, der schon am Nachmittage die Reisen auf die Kirchhofs-Wiese hinaus getragen hatte, während die größere Jolle, leer und blos angekettet, im Fahrwasser der anderen nachschwamm. Es gab einen hübschen Anblick, und kaum daß die beiden Fahrzeuge lagen, so stiegen auch, vom Floß aus, die schon ungeduldig Wartenden ein: Rubehn und Melanie in das kleinere, die beiden Maler und Anastasia in das größere Boot, eine Vertheilung, die sich wie von selber machte, weil Elimar und Gabler gute Kahnfahrer waren und jeder anderweitigen Führung entbehren konnten. Sie nahmen denn auch die Tête und der Junge mit der kleineren Jolle folgte.

Van der Straaten sah ihnen eine Weile nach und sagte dann zu dem Fräulein: „Es ist mir ganz lieb, Riekchen, daß wir zurückgeblieben sind und auf das Dampfschiff warten müssen. Ich habe Sie schon immer fragen wollen, wie gefällt Ihnen unser neuer Hausgenosse? Sie sprechen nicht viel, und wer nicht viel spricht, der beobachtet gut".

„O, er gefällt mir".

„Und mir gefällt es, Riekchen, daß er Ihnen gefällt. Nur das „o" beklag' ich, denn es hebt ein gut Theil Lob wieder auf, und „o, er gefällt mir", ist eigentlich nicht viel besser, als „o, er gefällt mir n i c h t. Sie sehen, ich lasse Sie nicht wieder los. Also nur immer tapfer mit der Sprache heraus. Warum nur o? Woran liegt es? Wo fehlt es? Mißtrauen Sie seinen Dragonerreservelieutenants-Allüren? Ist er Ihnen zu cavaliermäßig oder zu wenig? Ist er Ihnen zu laut oder zu still, zu bescheiden oder zu stolz, zu warm oder zu kalt?"

„Damit möchten's Sie getroffen haben".

„Womit?"

„Mit dem zu kalt. Ja, er ist mir zu kalt. Als ich ihn das erste Mal sah, hatt' ich einen guten Eindruck, obgleich nicht voll so gut wie Anastasia. Natürlich nicht. Anastasia singt und ist excentrisch und will einen Mann haben".

„Will jede".

„Ich auch?" lachte die Kleine.

„Wer weiß, Riekchen".

„ . . . Also das erste war: er gefiel mir. Es war in der Veranda, gleich nach dem zweiten Frühstück, wir hatten eben die blauen Milchsatten zurückgeschoben, und es ist mir, als wär' es gestern gewesen. Da kam der alte Teichgräber und brachte seine Karte. Und dann kam er selbst. Nun er hat etwas Distinguirtes und man sieht auf den ersten Blick, daß er die kleine Noth des Lebens nicht kennen gelernt hat. Und das ist immer hübsch und das Hübsche davon soll ihm unbenommen sein. Er hat aber auch etwas

Google

Reservirtes. Und wenn ich sage 'was Reservirtes, so hab ich noch sehr wenig gesagt. Denn Reservirtsein ist gut und schicklich. Er übertreibt es aber. Anfangs glaubt' ich, es sei die kleine gesellschaftliche Scheu, die jeden ziert, auch den Mann von Welt, und er werd' es ablegen. Aber bald konnt' ich sehen, daß es nicht Scheu war. Nein, ganz im Gegentheil. Es ist Selbstbewußtsein. Er hat etwas amerikanisch Sicheres. Und so sicher er ist, so kalt ist er auch".

„Ja Riekchen, er war zu lange drüben, und drüben ist nicht der Platz, um Bescheidenheit und warme Gefühle zu lernen".

„Sie sind auch nicht zu lernen. Aber man kann sie leider verlernen".

„Verlernen?" lachte Van der Straaten. „Ich bitte Sie, Riekchen, er ist ja ein Frankfurter!"

* * *

Während dieses Gespräch in dem Glasbalcon geführt wurde, steuerten die beiden Boote der Mitte des Stromes zu. Auf dem größeren war Scherz und Lachen, aber auf dem kleineren, das folgte, schwieg alles und Melanie beugte sich über den Rand und ließ das Wasser durch ihre Finger plätschern.

„Ist es immer nur das Wasser, dem sie die Hand reichen, Freundin?"

„Es kühlt. Und ich hab es so heiß".

„So legen Sie den Bournus ab" . . . Und er erhob sich, um ihr behülflich zu sein.

„Nein", sagte sie heftig und abwehrend. „Mich friert". Und er sah nun, daß sie wirklich fröstelnd zusammenzuckte.

Und wieder fuhren sie schweigend dem anderen Boote nach und horchten auf die Lieder, die von dorther herüberklangen. Erst war es „Long, long, ago" und immer wenn der Refrain kam, summte Melanie die Zeile mit. Und nun lachten sie drüben, und neue Lieder wurden intonirt und eben so rasch wieder verworfen, bis man sich endlich über eines geeinigt zu haben schien. „O säh ich auf der Haide dort". Und wirklich, sie hielten aus und sangen alle Strophen durch. Aber Melanie sang nicht leise mehr mit, um nicht durch ein Zittern ihrer Stimme ihre Bewegung zu verrathen.

Und nun waren sie mitten auf dem Strom, außer Hörweite von den Vorauffahrenden, und der Junge, der sie fuhr, zog mit einem Ruck die Ruder ein und legte sich bequem in's Boot nieder und ließ es treiben.

„Er sieht auch zu den Sternen auf" sagte Rubehn.

„Und zählt, wie viele fallen" lachte Melanie bitter. „Aber Sie dürfen mich nicht so verwundert ansehn, lieber Freund, als ob ich etwas Besonderes gesagt hätte. Das ist ja, wie Sie wissen, oder wenigstens seit heute wissen müssen, der Ton unsres Hauses. Ein bischen spitz, ein bischen zweideutig und immer unpassend. Ich befleißige mich der Ausdrucksweise meines Mannes. Aber

Google

freilich ich bleibe hinter ihm zurück. Er ist eben unerreichbar und weiß so wundervoll alles zu treffen, was kränkt und bloßstellt und beschämt".

„Sie dürfen sich nicht verbittern".

„Ich verbittre mich nicht. Aber ich bin verbittert. Und weil ich es bin und es los sein möchte, deshalb sprech ich so. Van der Straaten . . ."

„Ist anders, als andre. Aber er liebt Sie, glaub ich . . . Und er ist gut".

„Und er ist gut" wiederholte Melanie heftig und in beinahe krampfhafter Heiterkeit. „Alle Männer sind gut! . . Und nun fehlt nur noch der Zwirnwickel und das Fußkissen mit dem Symbol der Treue darauf, so haben wir alles wieder beisammen. O Freund, wie konnten Sie nur das sagen, und um ihn zu rechtfertigen, so ganz in seinen Ton verfallen!"

„Ich würde durch jeden Ton Anstoß gegeben haben".

„Vielleicht . . . Oder sagen wir lieber gewiß. Denn es war zu viel, dieser ewige Hinweis auf Dinge, die nur unter vier Augen gehören, und das kaum. Aber er kennt kein Geheimniß, weil ihm nichts des Geheimnisses werth dünkt. Weil ihm nichts heilig ist. Und wer anders denkt, ist scheinheilig oder lächerlich. Und das vor Ihnen . . ."

Er nahm ihre Hand und fühlte, daß sie fieberte.

Die Sterne aber funkelten und spiegelten sich und tanzten um sie her, und das Boot schaukelte leis und trieb im Strom und in Melanies Herzen erklang es immer lauter: wohin treiben wir?

Und sieh, es war als ob der Bootsjunge von derselben Frage beunruhigt worden wäre, denn er sprang plötzlich auf und sah sich um, und wahrnehmend, daß sie weit über die rechte Stelle hinaus waren, griff er jetzt mit beiden Rudern ein und warf die Jolle nach links herum, um so schnell wie möglich aus der Strömung heraus und dem andern Ufer wieder näher zu kommen. Und sieh, es gelang ihm auch, und ehe fünf Minuten um waren, erkannte man die von zahllosen Lichtern erhellten Baumgruppen des Treptower Parks und Rubehn und Melanie hörten Anastasias Lachen auf dem vorauffahrenden Boot. Und nun schwieg das Lachen und das Singen begann wieder. Aber es war ein andres Lied und über das Wasser hin klang es „Rohtraut, Schön-Rohtraut", erst laut und jubelnd, bis es schwermüthig in die Worte verklang:" Schweig stille, mein Herze".

„Schweig stille, mein Herze", wiederholte Rubehn und sagte leise „soll es?"

Melanie antwortete nicht.

Und das Boot lief ans Ufer, und Elimar und Arnold warteten schon in aller Dienstbeflissenheit. Und gleich darauf kam auch das Dampfschiff, und Riekchen und Van der Straaten stiegen aus. Er heiter und gesprächig.

Und er nahm Melanies Arm und schien die Scene, die den Abend gestört hatte, vollkommen vergessen zu haben.

Google

XI. Zum Minister.

„Wohin treiben wir?" hatte es in Melanies Herzen gefragt, und die Frage war ihr unvergessen geblieben. Aber der fieberhaften Erregung jener Stunde hatte sie sich entschlagen, und in den Tagen, die folgten, war ihr die Herrschaft über sich selbst zurückgekehrt.

Und diese Herrschaft blieb ihr auch, und sie zuckte nur einen Augenblick zusammen, als sie, nach Ablauf einer Woche, Rubehn am Gitter draußen halten und gleich darauf auf die Veranda zukommen sah. Sie ging ihm wie gewöhnlich einen Schritt entgegen und sagte: „Wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen! Sonst sahen wir Sie jeden dritten Tag, und Sie haben diesmal eine Woche vergehen lassen, fast eine Woche. Aber die Strafe folgt Ihnen auf dem Fuße. Sie treffen nur Anastasia und mich. Unser Riekchen, das Sie ja zu schätzen wissen (wenn auch freilich nicht genug), hat uns auf einen ganzen Monat verlassen und erzieht sieben kleine Vettern auf dem Lande. Lauter Jungen und lauter Sawatzkis, und in ihren übermüthigsten Stunden auch muthmaßlich lauter Sattler von der Hölle".

„Sagen wir lieber gewiß. Und dazu Riekchen als Präceptor und Regente. Muß das eine Zügelführung sein!"

„O, Sie verkennen sie; sie weiß sich in Respekt zu setzen".

„Und doch möcht' ich die Verzweiflung des Gärtners über zertretene Rabatten und die des Försters über angerichteten Wildschaden nicht mit Augen sehn. Denn ein kleiner Junker schießt Alles, was kreucht und fleucht. Und nun gar sieben. Aber ich vergesse, mich meines Auftrags zu entledigen. Van der Straaten . . . Ihr Herr Gemahl . . bittet, ihn zu Tische nicht erwarten zu wollen. Er ist zum Minister befohlen und zwar in Sachen einer Enquête. Freilich erst morgen. Aber heute hat er das Vorspiel: das Diner. Sie wissen, meine gnädigste Frau, es giebt jetzt nur noch Enquêten".

„Es giebt nur noch Enquêten, aber es giebt keine gnädigste Frauen mehr. Wenigstens nicht hier und am wenigsten zwischen uns. Eine Gnädigste bin ich überhaupt nur bei Gryczinskis. Ich bin Ihre gute Freundin und weiter nichts. Nicht wahr?" Und sie gab ihm ihre Hand, die er nahm und küßte. „Und ich will nicht" fuhr sie fort, „daß wir diese sechs Tage nur gelebt haben, um unsre Freundschaft um eben so viele Wochen zurück zu datiren. Also nichts mehr von einer „gnädigsten Frau". Und dabei zwang sie sich, ihn anzusehen. Aber ihr Herz schlug und ihre Stimme zitterte bei der Erinnerung an den Abend, der nur zu deutlich vor ihrer Seele stand.

„Ja, lieber Freund", nahm sie nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „ich mußte das zwischen uns klar machen. Und da wir einmal beim Klarmachen sind, so muß auch noch ein Andres heraus, auch etwas Persönliches und Difficiles. Ich muß Ihnen nämlich endlich einen Namen geben. Denn Sie haben eigentlich keinen Namen, oder wenigstens keinen, der zu brauchen wäre".

„Ich dächte doch . . .“ sagte Rubehn mit einem leisen Anfluge von Verlegenheit und Mißstimmung.

„Ich dächte doch“, wiederholte Melanie und lachte. „Daß doch auch die Klugen und Klügsten auf diesen Punkt hin immer empfindlich sind! Aber ich bitte Sie, sich aller Empfindlichkeiten entschlagen zu wollen. Sie sollen selbst entscheiden. Beantworten Sie mir auf Pflicht und Gewissen die Frage: ob Ebenezer ein Name ist? Ich meine ein Name für's Haus, für's Geplauder, für die Causerie, die doch nun mal unser Bestes ist! Ebenezer! O Sie dürfen nicht so bös aussehen. Ebenezer ist ein Name für einen Hohenpriester oder für einen, der's werden will, und ich seh' ihn ordentlich, wie er das Opfermesser schwingt. Und sehen Sie, davor schaudert mir. Ebenezer ist au fond nicht besser als Aaron. Und es ist auch nichts daraus zu machen. Aus Ezechiel hab ich mir einen Ezel glücklich condensirt. Aber Ebenezer!“

Anastasia weidete sich an Rubehns Verlegenheit und sagte dann: „Ich wüßte schon eine Hilfe“.

„O, die weiß ich auch. Und ich könnte sogar alles in einen allgemeinen und fast nach Grammatik klingenden Satz bringen. Und dieser Satz würde sein: Um- und Rückformung des abstrusen Familiennamens Rubehn in den alten, mir immer lieb gewesenen Vornamen Ruben“.

„Und das wollt' ich auch sagen“, eiferte Anastasia.

„Aber ich hab' es gesagt“.

Und in diesem Prioritäts-Streite scherzte sich Melanie mehr und mehr in den Ton alter Unbefangenheit hinein und fuhr endlich, gegen Rubehn gewendet, fort: „Und wissen Sie, lieber Freund, daß mir diese Namensgebung wirklich etwas bedeutet? Ruben, um es zu wiederholen, war mir von jeher der Sympathischste von den Zwölfen. Er hatte das Hochherzige, das sich immer bei dem Aeltesten findet, einfach weil er der Aelteste ist. Denken Sie nach, ob ich nicht Recht habe. Die natürliche Herrscherstellung des Erstgeborenen sichert ihn vor Mesquinerie und Intrigue“.

„Jeder Erstgeborene wird Ihnen für diese Verherrlichung dankbar sein müssen, und jeder Ruben erst recht. Und doch gesteh ich Ihnen offen, ich hätt' unter den Zwölfen eine andere Wahl getroffen“.

„Aber gewiß keine bessere. Und ich hoff' es Ihnen beweisen zu können. Ueber die sechs Halb-Legitimen ist weiter kein Wort zu verlieren. Sie nicken, sind also einverstanden. Und so nehmen wir denn, als erstes Betrachtungsobject, die Nestküken der Familie, die Muttersöhnchen. Es wird soviel von ihnen gemacht, aber Sie werden mir zustimmen, daß die spätere egyptische Excellenz nicht so ganz ohne Noth in die Cisterne gesteckt worden ist. Er war einfach ein enfant terrible. Und nun gar der Jüngste! Verwöhnt und verzogen. Ich habe selbst ein Jüngstes und weiß etwas davon zu

Google

sagen . . . Und so bleiben uns denn wirklich nur die vier alten Grognards von der Lea her. Wohl, sie haben alle vier ihre Meriten. Aber doch ist ein Unterschied. In dem Levi spukt schon der Levit, und in dem Juda das Königthum, — ein Stückchen Illoyalität, das Sie mir als freier Schweizerin zu gute halten müssen. Und so sehen wir uns denn vor den Rest gestellt, vor die beiden letzten, die natürlich die beiden ersten sind. Eh bien, ich will nicht mäkeln und feilschen und will dem Simeon lassen, was ihm zukommt. Er war ein Charakter und als solcher wollt' er dem Jungen ans Leben. Charaktere sind nie für halbe Maßregeln. Aber da trat Ruben dazwischen, mein Ruben, und rettete den Jungen, weil er des alten Vaters gedachte. Denn er war gefühlvoll und mitleidig und hochherzig. Und was seine Schwäche war, darüber sag ich nichts. Er hatte die Fehler seiner Tugenden, wie wir alle. Das war es und weiter nichts. Und deshalb Ruben und immer wieder Ruben. Und kein Appell und kein Refus. Anastasia brich einen Tauf- und Krönungszweig ab, da von der Esche drüben. Wir können sie dann die Ruben-Esche nennen".

Und dieses scherzhafte Geplauder würde sich muthmaßlich noch fortgesetzt haben, wenn nicht in eben diesem Augenblicke der wohlbekannte, zweirädrige Gig sichtbar geworden wäre, von dessen thurmhohem Sitze herab Van der Straaten über das Gitter weg mit der Peitsche salutirte. Und nun hielt das Gefährt, und der Enquêten-Commerzienrath erschien in der Veranda, strahlend von Glück und freudiger Erregung. Er küßte Melanie die Stirn und versicherte einmal über das andere, daß er sichs nicht habe versagen wollen, die freie halbe Stunde bis zum ministeriellen Diner, au sein de sa famille zu verbringen.

Und nun nahm er Platz und rief in das Haus hinein: „Liddi, Liddi. Rasch. Antreten. Immer flink. Und Heth auch, das Stiefkind, die Kleine, die vernachlässigt wird, weil sie mir ähnlich sieht . . ."

„Und von der ich eben erzählt habe, daß sie grenzenlos verwöhnt würde".

Die Kinder waren inzwischen erschienen, und der glückliche Vater nahm ein elegantes Tütchen mit papierenem Spitzenbesatz aus der Tasche und hielt es Lydia hin. Diese nahm's und gab es an die Kleine weiter. „Da Heth".

„Magst Du nicht?" fragte Van der Straaten. „Sieh doch erst nach. Es sind ja Pralinés. Und noch dazu von Sarotti".

Aber Lydia sah mit einem Streifblick zu Rubehn hinüber und sagte: „Tüten sind für Kinder. Ich mag nicht".

Alles lachte, selbst Rubehn, trotzdem er wohl fühlte, daß er der Grund dieser Ablehnung war. Van der Straaten indeß nahm die kleine Heth auf den Schooß und sagte: „Du bist Deines Vaters Kind. Ohne Faxen und Haberei. Lydia spielt schon die de Caparoux".

Google

„Laß sie", sagte Melanie.

„Ich werde sie lassen müssen. Und sonderbar zu sagen, ich hasse die Vornehmheits-Allüren eigentlich nur für mich selbst. In meiner Familie sind sie mir ganz Recht, wenigstens gelegentlich, abgesehen davon, daß sich auch für meine Person allerhand Wandlungen vorbereiten. Denn in meiner Eigenschaft als Mitglied einer Enquêten-Commission hab' ich die Verpflichtung höherer gesellschaftlicher Formen übernommen, und geht das so weiter, Melanie, so hältst Du zwischen heut und sechs Wochen einen halben Ober-ceremonienmeister in Deinen Händen. In den Sechswochenschaften hat ja von Uranfang an etwas mysteriös Bedeutungsvolles geschlummert".

„Eine Wendung, lieber Van der Straaten, die mir vorläufig nur wieder zeigt, wie weitab Du noch von Deiner neuen Charge bist".

„Allerdings, allerdings" lachte Van der Straaten. „Gut Ding will Weile haben, und Rom wurde nicht an einem Tage gebaut. Und nun sage mir, denn ich habe nur noch zehn Minuten, wie Du diesen Nachmittag zu verbringen und unsern Freund Rubehn zu divertiren gedenkst. Verzeih die Frage. Aber ich kenne Deine mitunter ängstliche Gleichgiltigkeit gegen Tisch- und Tafelfreuden und berechne mir in der Eile, daß Deine Bohnen und Hammelcotelettes, auch wenn die Bohnen ziepsig und die Cotelettes zähe sind, nicht gut über eine halbe Stunde hinaus ausgedehnt werden können. Auch nicht unter Heranziehung eines Desserts von Erdbeeren und Stilton-Käse. Und so sorg' ich mich denn um Euch, und zwar um so mehr, als ihr nicht die geringste Chance habt, mich vor neun Uhr wieder hier zu sehn".

„Aengstige Dich nicht", entgegnete Melanie. „Es ist keine Frage, daß wir Dich schmerzlich entbehren werden. Du wirst uns fehlen, Du mußt uns fehlen. Denn wer könnt' uns, um nur Eines zu nennen, den Hochflug Deiner bilderreichen Einbildungskraft ersetzen. Kaum, daß wir ihr zu folgen verstehn. Und doch verbürg' ich mich für Unterbringung dieser armen, verlorenen Stunden, die Dir soviel Sorge machen. Und Du sollst sogar das Programm wissen".

„Da wär ich neugierig".

„Erst singen wir".

„Tristan?"

„Nein. Und Anastasia begleitet. Und dann haben wir unser Diner oder doch das, was dafür aufkommen muß. Und es wird sich schon machen. Denn immer, wenn Du nicht da bist, suchen wir uns durch einen besseren Tisch und ein paar eingeschobene süße Speisen zu trösten".

„Glaub's, glaub's. Und dann?"

„Dann hab' ich vor, unsren lieben Freund, den ich Dir übrigens, nach einem allerjüngsten Uebereinkommen, als Rubehn mit dem gestrichenen h, also schlechtweg als unsern Freund Ruben vorstelle, mit den Schätzen und Schönheiten unsrer Villa bekannt zu machen. Er ist eine Legion von Malen,

Google

wenn auch immer noch nicht oft genug, unser lieber Gast gewesen und kennt trotzalledem nichts von dieser ganzen Herrlichkeit, als unser Eß- und Musikzimmer und hier draußen die Veranda mit dem kreischenden Pfau, der ihm natürlich ein Greuel ist. Aber er soll heute noch in seinem halb freireichsstädtischen und halb überseeischen Hochmuthe gedemüthigt werden. Ich habe vor mit Deinem Obstgarten zu beginnen und dem Obstgarten das Palmenhaus und dem Palmenhause das Aquarium folgen zu lassen".

„Ein gutes Programm, das mich nur hinsichtlich seiner letzten Nummer etwas erschreckt oder wenigstens zur Vorsicht mahnen läßt. Sie müssen nämlich wissen, Rubehn, was wir letzten Sommer in dieser erbärmlichen Glaskasten-Sammlung, die den stolzen Namen Aquarium führt, schaudernd selbst erlebt haben. Nicht mehr und nicht weniger als einen Ausbruch, Eruption, und ich höre noch Anastasias Aufschrei und werd' ihn hören bis an's Ende meiner Tage. Denken Sie sich, eine der großen Glasscheiben platzt, Ursach unbekannt, wahrscheinlich aber weil Gryczinski seinem Füsiliersäbel eine falsche Directive gegeben, und siehe da, ehe wir drei zählen können, steht unser ganzer Aquariumflur nicht nur handhoch unter Wasser, sondern auch alle Schrecken der Tiefe zappeln um uns her, und ein großer Hecht umschnopert Melanies Fußtaille mit allersichtlichster Vernachlässigung Tante Riekchens. Offenbar also ein Kenner. Und in einem Anfalle wahnsinniger Eifersucht hab' ich ihn schlachten lassen und seine Leber höchsteigenhändig verzehrt".

Anastasia bestätigte die Zutreffendheit der Schilderung, und selbst Melanie, die seit längerer Zeit ähnlichen Excursen ihres Gatten mit nur zu sichtlichem Widerstreben folgte, nahm heute wieder an der allgemeinen Heiterkeit Theil. Sie hatte sich schon vorher in dem mit Rubehn geführten Gespräche derartig heraufgeschraubt, daß sie wie geistig trunken und beinahe gleichgiltig gegen Erwägungen und Rücksichten war, die sie noch ganz vor Kurzem gequält hatten. Sie sah wieder alles von der lachenden Seite, selbst das Gewagteste, und faßte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, den Entschluß, mit der ganzen nervösen Feinfühligkeit dieser letzten Wochen ein- für allemal brechen und wieder keck und unbefangen in die Welt hinein leben zu wollen.

Van der Straaten aber, überglücklich mit seinem Aquariums-Hecht einen guten Abgang gefunden zu haben, griff nach Hut und Handschuh und versprach auf Eile dringen zu wollen, soweit sich, einem Minister gegenüber, überhaupt auf irgend etwas dringen lasse.

Das waren seine letzten Worte. Gleich darauf hörte man das Knirschen der Räder und empfing von außen her, über das Parkgitter hin, einen absichtlich übertriebenen Feierlichkeits-Gruß, in dem sich die ganze Bedeutung eines Mannes ausdrücken sollte, der zum Minister fährt. Noch dazu zum Finanzminister, der eigentlich immer ein Doppelminister ist.

(Schluß folgt.)

Google

Friedrich Christoph Schlosser.

Von

Franz Rühl.

— Königsberg. —

Als man sich anschickte, den hundertjährigen Gedenktag der Geburt Friedrich Christoph Schlossers zu begehen, da mochte die Zeit wohl als eine wenig günstige erscheinen. Die Geschlechter, die ihn als Meister, Berather und Warner verehrt hatten, waren dahingegangen, die Masse der Nation folgte Führern, die ganz andere Aufgaben, grundverschiedene Ideale auf ihre Fahnen geschrieben, selbst bei der jüngeren Generation der Gelehrten von Fach schien er vergessen zu sein: es giebt nicht Wenige, die stolz auf ihre historische Bildung und ihre historische Forschung sind und wenig mehr von ihm kennen, als den Namen. Hat doch selbst der Heidelberger Festredner geglaubt, mit einer gewissen Entschuldigung beginnen zu sollen, daß man diesen Mann feiere, der so lange als eine der ersten Zierden der pfälzischen Hochschule gegolten und der lange Zeit der gelesenste und einflußreichste Geschichtsschreiber der Deutschen gewesen ist. Indessen dieselbe Gelegenheit zeigte, daß der Kreis der Verehrer Schlossers doch größer war als man geglaubt hatte annehmen zu dürfen. Und was vielleicht am auffallendsten war: nicht nur von den Aelteren hatten Viele ihm die Gefühle bewahrt, die sie in der Jugend für ihn gehegt, sondern es fehlte auch nicht an Spuren, die darauf hinwiesen, daß gerade bei dem ganz jungen Geschlecht, innerhalb und außerhalb der Fachkreise, eine gewisse Hinneigung zu dem Manne sich bemerkbar machte. Es hängt das zusammen mit einer merkwürdigen Wandlung in unserer Bildung überhaupt. Die deutsche Welt von heute ist übersättigt von einer Weltanschauung, die sich als Realismus ankündigte, und sehnt sich zurück nach dem idealen Schwung, der die Väter beseelte; hier und da werden Zweifel laut, ob jener vielgepriesene Realismus nicht am Ende blos auf einer Stimmung beruhe, wie sie

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dem Rausche zu folgen pflegt, ob er statt der Ausdruck normalen und gesunden Lebens nicht vielleicht selbst ein Zeichen der Schwäche und des Mißbehagens sei. Man sieht ein, daß auf dem bisherigen Wege nicht weiter zu kommen ist und man kehrt zurück zu den Anfängen. Die Philosophie, so lange mißachtet, fängt wieder an, in den Vordergrund des öffentlichen Interesses zu treten, die Naturforschung, Jahrzehnte lang nur mit der Sammlung und Einreihung einzelner Thatsachen beschäftigt, sucht wieder zu allgemeinen Gesichtspunkten vorzudringen, die Jurisprudenz sogar beginnt die Fesseln der historischen Schule abzustreifen und stellt die Frage nach dem Zweck und nach der Vernunft im Recht. Sollte die Geschichtswissenschaft von dieser Strömung allein unberührt bleiben? Sollte sie, die in Forschung und Methode, in Darstellung und Auffassung nicht am wenigsten von den Zielen abgewichen ist, die man sich vordem gesteckt, nicht auch versuchen, sich wieder an ihren Ursprüngen zu orientiren und sich fragen: Woher und Wohin? Und eine derartige Einkehr in sich selbst wird sie mit Nothwendigkeit zu einer Würdigung von Schlosser führen müssen. In der That ist neuerdings von Ottokar Lorenz ein bedeutsamer Versuch in dieser Richtung unternommen worden*), und wenn wir im Folgenden versuchen, uns selbst und dem Leser das Wesen Schlosserscher Historik klar zu machen, so werden wir mannigfaltige Veranlassung haben, an diese Erörterungen anzuknüpfen.

Es ist vor Allem die Stellung von Schlosser in der geistigen Bewegung des Jahrhunderts, die Lorenz zuerst genauer bestimmt hat, und in hohem Grade anregend, wenn auch nicht selten zum Widerspruch auffordernd, ist der Nachweis der Fäden, durch welche er mit der vorangegangenen Entwicklung zusammenhängt. Bis dahin, das darf man wohl aussprechen, war Schlosser immer nur als isolirte Erscheinung betrachtet worden, selbst Gervinus hat ihn angestaunt, bewundert und zu ergründen gesucht lediglich als ein Phänomen; bis zu der Genesis dieses Geistes ist er nur an einzelnen Punkten vorgedrungen, wo es galt, individuelle Züge zu erklären, die auch anders hätten sein können, ohne daß der Meister dadurch wesentlich ein Anderer geworden wäre. Schlosser war nach seinem ganzen Denken und Fühlen ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts. Er gehörte zu einer Generation, die im Begriff war zu scheiden, als er zuerst mit größeren Werken vor die Oeffentlichkeit trat. So erscheint er als ein Nachzügler und er hat die nach langen und schweren Kämpfen gewonnene Welt- und Geschichtsanschauung bis an das Ende eines ungewöhnlich langen Lebens unverbrüchlich bewahrt. Während dessen veränderte sich die Welt, die ihn umgab. Ein philosophisches System, dem er fremd gegenüber stand, errang eine unbedingte Herrschaft und suchte alle Wissenschaften nach seinem Bilde zu gestalten, neue Tendenzen in Staat und Kirche brachen sich Bahn, vor Allem aber begann

*) Friedrich Christoph Schlosser und über einige Aufgaben und Principien der Geschichtsschreibung. Wien 1878.

Google

eine von der seinen grundverschiedene Behandlung und Betrachtung der Geschichte emporzuwachsen, zu der sich allmählich die Mehrzahl der akademischen Lehrer bekannte, die schließlich auch das große Publikum für sich eroberte. So war er, wie er bei seinem feinen Gefühl für den Pulsschlag des öffentlichen Lebens vielleicht am frühesten wahrnahm, von der Zeit und die Zeit von ihm abgewichen. Wenn er trotzdem eine so gewaltige und tiefdringende Wirkung ausgeübt hat, so liegt das daran, daß er in seinem weltumfassenden Geiste, in seinem tiefen Gemüth die Gesammtheit der Bildung der Epoche, welcher er von Haus aus angehörte, am vollkommensten zusammenfaßte und daß diese Bildung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwar in ihrer speciellen Erscheinungsform zurückgedrängt werden, aber in ihrem Wesen nie eigentlich veralten kann.

Daß sich Schlosser aber so früh einsam fühlte, liegt an einem ganz individuellen Umstand. Es ist das die Verspätung, man kann kaum sagen seiner Entwicklung, aber die seines öffentlichen Auftretens. Er ist einer der wenigen unserer großen Geschichtsschreiber, die nicht von Anfang an auf die akademische Laufbahn hingestrebt haben. Es fehlte ihm damit ein äußerer Grund, der so häufig zu früher Production antreibt. Er scheint aber auch den inneren Antrieb zur Schriftstellerei erst verhältnißmäßig spät empfunden zu haben. Man kann vielleicht behaupten: die Production machte ihn productiv. Er sah sich durch seine Frankfurter Vorlesungen gezwungen, den ungeheuren geschichtlichen Stoff, den er gesammelt und durchdacht, gestaltend zu durchdringen, und mit dem Werke wuchs die Lust daran.

So ist die Grundlage der „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung“ entstanden, auf ähnliche Weise sind alle seine Hauptwerke allmählich geworden, aus kleinen Anfängen, die eigentlich nur die Grundzüge und die Grundgedanken enthielten, dann immer weiter und weiter ausgeführt wurden, bis der angewachsene Stoff den alten Rahmen gleichsam zu zersprengen schien. Streben nach Ruhm und Ehren lag Schlosser immer fern. Er war zu früh zu der Erkenntniß gekommen, was eigentlich an den vielbewunderten Größen der deutschen Gelehrsamkeit sei, er hatte zu früh eingesehen, wie die Art von Ruhm, dessen sich in seiner Jugend etwa die Göttinger erfreuten, gemacht werde, um dadurch geblendet zu werden, und er war eine zu tiefe Natur, um eine ähnliche Rolle erstrebenswerth zu finden. Er geht aus auf die Erkenntniß, nicht auf die Verkündigung neuer, möglichst blendender Resultate; aus dem Altbekannten herauszugreifen und durch Verbindung und Zusammenfassung zu wirken, ist die Devise wie von Gervinus so auch von ihm. Es würde ihm, wenigstens in seinen früheren Jahren, kaum viel Ueberwindung gekostet haben, wenn er diese Erkenntniß nur einem kleinen Kreise im mündlichen Verkehr hätte mittheilen sollen; es ist meist ein praktischer Zweck, das Wirken auf die Zeit, das Verlangen in ihre Bewegung einzugreifen, was ihm die Feder in die Hand drückt.

Mit dieser Entstehungsweise seiner Werke hängt ein Fehler seiner

Google

Geschichtsschreibung zusammen, den man ihm oft und mit Recht zum schweren Vorwurf gemacht hat, die Sorglosigkeit hinsichtlich der Form. Er sah immer nur auf die Sache und glaubte, das Uebrige werde sich von selbst finden. Er hatte sogar eine Abneigung gegen die Schönheit der Darstellung in historischen Werken, seit er ihre Hohlheit bei einem Manne wie Johannes Müller durchschaut hatte und zu bemerken glaubte, daß selbst ein Gibbon den Bedürfnissen des Stils zuweilen das Interesse der Sache opfere. Im Laufe der Jahre muß er dann doch wohl wieder anders darüber denken gelernt haben. Gervinus schiebt es auf die Gleichgiltigkeit gegen die Form, daß er sich seinen Stil von Bercht und Kriegk ganz nach ihrem Gutdünken zurechtstutzen ließ; richtiger scheint die Auslegung zu sein, daß er fühlte, wie er mit seiner ungelenken Schreibart der Wirkung dessen schadete, was er vortrug. Mehr wie einmal glaubt man in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aus gelegentlichen Bemerkungen das Bedauern herauszuhören, sich nicht rechtzeitig die Herrschaft über den spröden Stoff der deutschen Sprache angeeignet zu haben; für den Fünfziger war es dazu, auch wenn er sonst gewollt hätte, freilich zu spät, und auch die Freunde konnten nur im Einzelnen bessern, während doch der Grundfehler in der ganzen Anlage der Perioden steckte, die Niemand ändern kann, als der Schriftsteller selbst. Was aber den Werken des menschlichen Geistes in der Leserwelt die Unsterblichkeit sichert, ist nicht der Inhalt, sondern die Form. Der Gedanke, einmal geboren, lebt fort in tausend Gestalten, und wer ihn in sich aufnimmt, dem pflegt wenig daran zu liegen, wo und in welcher Gestalt er zuerst an's Licht trat. Die Schönheit der Form aber behält ihren Reiz für immer, sie zieht selbst diejenigen an, denen der Gehalt dieser Form gleichgiltig oder gar antipathisch ist. Daß er die Form so gering geschätzt, hat Schlosser büßen müssen bei der Nation; aber auch die Nation muß es büßen, daß er ihr den Zugang zu ihm so erschwert hat.

Man kann nicht sagen, daß Schlosser von Anfang an ein bestimmtes Ziel bei seinen wissenschaftlichen Studien im Auge gehabt hätte. Es hat lange gedauert, bis er in der Geschichte seinen eigentlichen Beruf erkannte. Er war auch in der Richtung seiner Studien ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als unsere Epoche mit ihrem Streben nach Specialisirung, mit ihrer immer schroffer und schroffer durchgeführten Arbeitstheilung auch auf wissenschaftlichem Gebiete, und jenes Zeitalter der Polymathie. Wenn man die Wissenschaft als ein abstractes Ding betrachtet, als die Gesammtsumme dessen, was die Menschheit weiß und erkannt hat — kein Zweifel, daß unsere Methode der des vorigen Jahrhunderts unendlich voraus ist, denn sie fördert das Anwachsen des Wissens in unvergleichlichem Maße. Wenn wir dagegen dem Wissen seinen Hauptwerth in Bezug auf das Individuum anweisen, wenn wir mit den Alten in der möglichst vollständigen und allseitigen Ausbildung seiner selbst das höchste Ziel der wissenschaftlichen Beschäftigung des

Google

Einzelnen sehen, so läßt sich ebenso wenig zweifeln, daß die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ein unbeschreiblich Größeres erreichten als wir. Banausisch, meint Erwin Rohde in seinem geistvollen Buch über den griechischen Roman, würde den Zeitgenossen des Platon Vieles in der Thätigkeit der großen Alexandriner erschienen sein; es fragt sich, ob ein Mann wie Schiller, wenn er heute die denkenden Köpfe von den bloßen Brotgelehrten scheiden wollte, nicht eine Auswahl treffen würde, die von dem Urtheil der großen Masse, auch der Fachmänner, himmelweit abwiche.

Und schließlich hat sich doch auch schon Vielen, und nicht den Schlechtesten, die Frage aufgedrängt, ob nicht die Wissenschaft an sich bei dieser Isolirung ihrer einzelnen Zweige in den Köpfen der Forscher Schaden nehmen müsse, ob das, was ihr Wachsthum im Kleinen und Einzelnen so begünstigt, nicht ihrem Fortschritt im Großen und Ganzen als Hemmung diene.

Als Schlosser seine Studien begann, war das gerade Gegentheil aller Specialisirung an der Tagesordnung. Das Sachinteresse erstreckte sich auf alle Gebiete der Natur wie der menschlichen Thätigkeit, die Studien der Gelehrten nehmen einen Umfang an, vor dem uns heute schwindelt. Und Schlosser war selbst für damalige Begriffe ein ungewöhnlicher Polyhistor. Schon als Gymnasiast hatte er über 4000 Bände durchflogen, seine Studienzeit in Göttingen, der Stadt mit dem unermeßlichen Haufen von Büchern, über den er später zu spotten liebte, trug nicht dazu bei, ihn zu concentriren. Was wir von seiner Lectüre wie von den Vorlesungen, welche er besuchte, wissen, zeigt ein buntes Gemisch scheinbar ganz unzusammenhängender Fächer. Mathematik und schöne Literatur, Geschichte und Dogmatik, Philologie und Naturwissenschaften, das Alles zog ihn in gleicher Weise an, wurde mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft, man kann kaum sagen studirt, aber verschlungen, und dieselbe allumfassende Richtung der Studien behielt Schlosser noch viele Jahre hindurch bei. Zur Theologie, für deren Studium er immatriculirt war, hatte er kein inneres Verhältniß; sie sollte ihm, wie so vielen jungen Leuten der damaligen Zeit, die Sicherheit der äußeren Existenz gewährleisten und dabei doch den Uebergang zu einer anderen Laufbahn offen lassen. Die Consequenz des alten dogmatischen Systems zog den jungen Mann zwar an, er hat immer großen Respect davor behalten, aber er leugnete schon damals seine Basis und so konnte er die ganze Theologie nur historisch betrachten und die Beschäftigung mit ihr war zunächst nur eine Uebung des Scharfsinns. Aber ebenso wenig scheinen die berühmten Göttinger Historiker eine tiefgreifende Anziehungskraft auf ihn ausgeübt zu haben. Er ist keinem von ihnen persönlich nahe getreten, Niemand darf ihn als Schüler in Anspruch nehmen, ja man kann wohl sagen, daß er überhaupt die Mehrzahl der damaligen Göttinger Größen verachtet habe. Wenn man von Planck absieht, weiß er eigentlich nur Spittler und Schlözer zu rühmen, und die Kritik, welche er an ihnen ausübt, zeigt, daß er ganz unbeirrt von

Google

ihnen seine Wege gegangen ist. Er hat von ihren Ideen eigentlich nichts aufgenommen, als was sie mit den übrigen Führern der Aufklärungsperiode gemein hatten. Er haßte sein ganzes Leben lang die Schulen und die von ihnen ausgehende Tradition, wie er es denn auch später selbst möglichst vermieden hat, Schüler zu bilden.

Die entscheidende Zeit für seine Entwicklung waren vielmehr die unstäten Wanderjahre, welche zwischen dem Ende seiner Göttinger Studienzeit und seiner Uebersiedelung nach Frankfurt liegen. Damals hat er nicht nur Gelegenheit gehabt, als aufmerksamer und umsichtiger Beobachter die große Welt kennen zu lernen, die noch in ganz Europa überall so ziemlich die gleiche war, sondern damals begann er auch zuerst seine Studien zu concentriren und unter einheitliche Gesichtspunkte zu fassen. Vor Allem beginnt jetzt eine eingehende Beschäftigung mit der deutschen Philosophie, durchgeführt in der denkbar systematischsten Weise, obwohl er bald erkannte, daß er so wenig ein speculativer als ein mathematischer Kopf sei. Daneben aber geht ein fortgesetztes Studium der ganzen Literatur des Jahrhunderts her, die Niemand in ähnlichem Umfang beherrscht hat, als Schlosser. Schließlich trug es denn doch die Geschichte davon, obwohl er noch in den Anfängen des Frankfurter Aufenthalts daran dachte, als Reformator der Theologie aufzutreten. Nicht unmöglich, daß bei der endlichen entscheidenden Wendung auch der Umstand noch mitgewirkt hat, daß die Geschichte damals als Wissenschaft mit dem ganzen Reize der Neuheit auftrat. Erst das achtzehnte Jahrhundert hatte sie selbständig gemacht, ihr eigene und eigenthümliche Aufgaben gestellt und zugleich durch die Begründung der historischen Kritik den Weg zu ihrer Lösung gewiesen. Die kritischen Grundsätze, welche damals aufgestellt wurden, sind im Wesentlichen noch heute in Geltung und werden es auch immer bleiben. Denn es giebt allezeit nur eine einzige Methode der Kritik, es handelt sich nur darum, sie auf die verschiedenen Gebiete anzuwenden. Gleichzeitig wurde denn auch, in Deutschland zum ersten Male, versucht, die Geschichte in politischem und staatsmännischem Geiste aufzufassen und die Entwicklung der Cultur, der man bis dahin gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, pragmatisch zu verfolgen. Ueberall zeigte sich eine rege Begeisterung für dieses zu einem ganz neuen Leben erweckte Studium und auf einen Polyhistor wie Schlosser mußte es eine doppelte Anziehungskraft ausüben, weil die Geschichte in der That die große associirende Wissenschaft zu sein schien, deren Betrieb die Kenntniß aller Wissenschaften voraussetzte und ihre letzten Ergebnisse vereinigte.

Es ist aber auch ein andrer Umstand zu beachten, der für Schlossers Haltung bestimmend wurde. Der ganze Zug der Zeit ging doch trotz und wegen der Polyhistorie nicht auf das Einzelne, sondern auf das Ganze. Man war ungeheuer systematisch, weil man ein System stürzen wollte. Man strebte heraus aus dem Mittelalter, und wie das in solchen Uebergangsperioden natürlich ist, man suchte sofort zu einer Lösung der letzten und

Google

höchsten Fragen vorzudringen. Kaum war die Geschichte von ihren Magdsdiensten bei Theologie und Jurisprudenz befreit worden, als man auch schon mit dem Aufsuchen von Gesetzen begann. Es sind im Grunde nur verschiedene Stufen eines und desselben Bestrebens, wenn Gatterer als gründlicher und etwas pedantischer Gelehrter bemüht ist, eine Eintheilung der Weltgeschichte nach immanenten Principien zu gewinnen, welche an die Stelle der vier Monarchien des Daniel treten könnte, wenn Lessing der Erziehung des Menschengeschlechts nachsinnt und wenn Herder die Gesammtentwicklung der Menschheit umfassen zu können hofft. Es ist aber keiner von allen diesen, der sich rühmen kann, Schlosser die Wege gewiesen zu haben: es war ein ganz anders gearteter Geist: es war Voltaire. Voltaire ist für ihn wie für Buckle der eigentliche Bahnbrecher der modernen Geschichtswissenschaft, obwohl er sich zu Voltaires eigenen historischen Werken nur ablehnend verhält. „Voltaire", so sagt er, „erscheint nie unabhängig von den Vorurtheilen der Gesellschaft, worin er von Jugend auf gelebt hatte, weil er aber dafür auch von allen Vorurtheilen der Schulen ganz frei ist, urtheilt er mit der nüchternen Besonnenheit seiner Zeit über jede andere Zeit. Einer der fleißigsten und genauesten deutschen Geschichtslehrer, Schlözer, hat dankbar anerkannt, daß er und alle andere, die, wie er, blos die äußere Größe achten und Miltiades neben Attila und Dschingiskhan einen Dorfschulzen, Athen ein kleines Nest nennen, von Voltaire erleuchtet worden; wir anderen danken ihm, daß er das Abgeschmackte des Treibens der Sammler, Stoppler, Foliantenschreiber durch einen beißenden Spott doch wenigstens in einige Schranken trieb". Wer nun den Beziehungen zwischen Schlosser und Voltaire weiter nachgehen wollte, der würde auch sonst überall Anknüpfungspunkte in Hülle und Fülle finden. Vielleicht nicht blos Anknüpfungspunkte negativer Art. Aber die positiven Elemente Schlosserscher Betrachtungsweise stammen doch aus ganz andern Quellen, aus Rousseau und Kant und aus der Romantik.

Der Einfluß der romantischen Schule auf Schlosser, das mystische Element in ihm, sind zwar mehrfach hervorgehoben, aber nur selten genügend gewürdigt worden. Und doch ist das ein Haupterforderniß für das Verständniß seines Wesens. Welchen gewaltigen Eindruck hat nicht Schelling auf ihn gemacht! Wie hebt er selbst die Dankbarkeit hervor, die er den Gebrüdern Schlegel schulde! Mit welcher Begeisterung hat er sich Dante hingegeben und wie hat er sich grade auch nach der mystischen Seite hin in ihn versenkt! Diese Entwicklungsphase gehört dem Aufenthalt in Frankfurt an. Schon aus der Autobiographie konnte man ersehen, welche gewaltige Umwandlung hier in Schlosser vorgegangen sein muß; jetzt besitzen wir in den Briefen an Frau Schmidt, wie eine neue Perle unserer Literatur so ein unvergleichliches Document für die Geschichte seines inneren Lebens. Leider fließen die Quellen für das äußere zu spärlich, als daß wir uns ein deutliches Bild von der Gemüthsverfassung machen könnten, in der er nach Frankfurt kam; aus den Andeutungen, die er selbst gibt, können wir nur ersehen, daß ihn die inneren

Google

und äußeren Erfahrungen, die er gemacht, nahezu zur Verzweiflung an allen Idealen des Lebens geführt hatten. Im Verkehr mit den Gebrüdern Meyer, in dem kleinen Kreise, der sich um Frau Schmidt herum bildete, fand er sie wieder, oder vielmehr erst jetzt ging ihm das auf, was er das wahre Leben nennt, ein Leben in Gott und ein Leben in der Liebe, d. h. nicht im ἔρως, sondern in der φιλία und der ἀγάπη. Hier zeigte sich ihm der Adel der menschlichen Seele, an den er nicht mehr geglaubt hatte, und den er nur in der Dichtung zu finden wähnte, im äußeren Verkehr. Er gewann „neuen Muth für den Kampf mit der Gemeinheit". Freilich nicht ohne die furchtbarsten Seelenkämpfe. „Mein Herz", so erzählt er selbst, „war zerrissen und geheilt, und wenn ich unter einer kleinen Zahl schöner Seelen als Mann und als Tröster stand, so ward ich am Mehrsten getröstet und mit der Menschheit, an der ich längst verzweifelt hatte, völlig ausgesöhnt. Daß dies kein Traum war, hatte mich lange Erfahrung gelehrt, und das Wort vom Glauben, das mehrentheils nur ein Mittel schien und scheint, womit der Kecke oder Schlaue den Schwachen und Einfältigen täuscht, erschien mir seitdem als ein Trost der Seelen, denen das Wissen aus Gnaden von Gott versagt ward. Ich blickte tief in das menschliche Herz, weil ich Herzen fand, wo eine Tiefe war, ich sah nebeneinander im Leben und in der Handlung das gemeiniglich für edel und gut Geltende und das Idealische, ich sah gewöhnliche Tugend und die Sentimentalität der Welt neben wahrem Seelenadel und echtem Gefühl". Der Grundzug dieser Empfindungen hat Schlosser nie verlassen. Noch 1853 schreibt er an Helene Souchay: „Meine Gedanken werden, so viel ich älter werde so viel mystischer und ich fühle mich alternd ewiger und himmlischer Liebe voll".

Dieser kleine Frankfurter Kreis war sich völlig genug in seiner Paradiesesseligkeit und sah, stolz auf den Besitz unermeßlicher geistlicher Güter, mit einem gewissen Hochmuth auf die Weltkinder herab, die von dergleichen nichts wissen. Die Berufung Schlossers nach Heidelberg brachte zunächst fast keine Veränderung hervor; es ist für seine Anschauungen bezeichnend, daß er seinen vertrauten Umgang bei Männern wie Creuzer, Sulpiz Boisserée und Daub suchte. Auch seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die in die Frankfurter Zeit fallen, zeigen neben einer ernsten Gelehrsamkeit zugleich die tiefen Spuren der mystischen Stimmung jener Tage und liegen ganz und gar auf dem Wege der Romantik. Der vollendetste Ausdruck von Schlossers damaliger Denkweise aber ist das herrliche Buch über Vincenz von Beauvais, das dann auch mit vollem Recht den beiden Freundinnen Schmidt und Grunelius gewidmet wurde.

Die Gefahr hat nahe gelegen, daß auch Schlosser, wie mancher seiner Frankfurter Freunde, zu einem Werkzeug politischer und kirchlicher Reaction wurde. Allein die Schule Rousseaus und Kants hat ihn davor bewahrt. Es gibt Naturen, und zu denen hat er gehört, die ein tiefgehendes religiöses Bedürfniß, den Hang zu phantastischer Mystik mit schneidender Schärfe des Verstandes vereinigen und keinen Augenblick anstehen, mit unerbittlicher Logik

Google

die Grundlage ihrer eigenen Schwärmerei zu zerzausen. Aus Rousseau und Kant hatte er gelernt, stets festgehalten und nie aufgehört, seinen Freundinnen einzuprägen, daß aller Glaube nur in soweit Werth habe, als er auf das Praktische, auf die Sittlichkeit bezogen werden könne. „Wir beide", so spricht er Frau Schmidt gegenüber sein religiöses Glaubensbekenntniß aus, „bekennen uns zu einem Gott, der die Liebe ist, das wird uns untereinander und mit der Welt in Frieden halten, und wenn wir aus leidenschaftlicher Heftigkeit oder sonst fehlen sollten, auf den Weg des Rechts zurückbringen. Das Uebrige sind Nebensachen. Der Friede, der über mich gegossen, die Ruhe über Gegenwart und Zukunft, Haben und Entbehren, ist nicht mein Frieden, es ist Gottes Frieden; wie der Gott aber aussieht, das mag der Herr Pastor Stein Ihnen sagen. — Daß ich indessen den, der den Frieden nicht heute und gestern, sondern Jahre lang in mir schafft, der mir meine Einsamkeit zur Seligkeit und meine Arbeit zur Beruhigung gedeihen läßt, innig preise, mag er sein wer oder wo er will, das können Sie denken".

Der Stich auf den Pastor Stein, einen jungen orthodoxen Prediger in Frankfurt, bezeichnet bereits ein neues und letztes Stadium der Entwicklung Schlossers. Es ist die ganze Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in ihm gegen den Rückfall in's Mittelalter auflehnt, der im neunzehnten angestrebt wurde. Frühzeitig hat er hellen Auges die Gefahr erkannt und ist ihr mit männlicher Entschlossenheit entgegengetreten. Heftig und rücksichtslos, wie er von Natur war, ging er vor und scheute sich nicht, deshalb mit alten Freunden zu brechen. Noch vor wenigen Jahren hatte er, vielleicht allerdings nicht unbeeinflußt durch Creuzers Warnungen vor dem „μαστιγοφόρος", dem alten Voß sein Auftreten gegen Stolberg auf das Bitterste verdacht, doppelt verdacht, daß er noch als alter Mann so ganz der Zeit angehöre, mit einer Seele voll bitterster Galle; jetzt trat er in die engsten Beziehungen zu ihm und nach seinem Tode hat er ihn in jenem begeisterten Nachruf gefeiert, der ihn als den Mann preist, der Luthers Kreuz aufgenommen und alle Kämpfer für Freiheit der Lehre und des Glaubens unter sein Banner gesammelt habe, der nicht am Wenigsten den edlen Zorn des Greises rühmt, mit dem er den elenden Künsten vorgeblicher Gelehrten entgegengetreten sei. Und derselbe Mann, der sich so lange aus dem Weltgetümmel hinausgesehnt hatte, griff als Fünfziger zur Feder mit der ausgesprochenen Absicht, auf die politische Haltung der Nation einzuwirken.

Dieser neuen, durchaus weltlichen Richtung ist er dann treu geblieben bis ans Ende. Als der schönste Traum, den man auf Erden träumen kann, erschien zwar noch dem Siebziger das Frankfurter Leben, aber er hatte längst erkannt, daß es auf einer Täuschung, einem Verkennen der Menschen und des auf Erden Möglichen beruht hatte. Er kann freilich auch nie in der Mystik so aufgegangen sein, wie es den Anschein hat. Er war stets ein scharfer Beobachter der Dinge um ihn her geblieben, er hat oft hervorgehoben, daß er in Frankfurt in der bewegtesten Epoche so recht im Mittelpunkte der

Google

Dinge gestanden, und es ist sehr bedauerlich, daß wir so wenig von seinem Verhältniß zu dem wissen, wovon er der Frau Schmidt versichert, daß es sie nichts angehe. Mit der Zeit traten die realen Verhältnisse des Menschen- und Völkerlebens immer mehr für ihn in den Vordergrund der Betrachtung: zu Dante gesellte sich Macchiavelli.

Ein politischer Zug hat immer in ihm gelegen und er konnte durch die Zeit und die Umgebung, in denen er lebte, nur noch verstärkt werden. Politischen Sinn verlangte er von den Deutschen; oft und herbe genug hat er sie wegen ihres Mangels daran ausgescholten und die Mahnung, welche Gervinus am Schlusse seiner Geschichte der deutschen Dichtung aussprach, war ganz nach seinem Sinne. Vielleicht ist es auch nur für bewußte Resignation zu halten, wenn er nie versucht hat, in die eigentlichen Welthändel einzugreifen. In der That war zu seiner Zeit in der großen Oeffentlichkeit für die Nation noch nichts zu thun; stehen wir doch auch heute — wenn wir nicht auf die Vergangenheit zurückblicken, sondern vorwärts nach dem, was da kommen soll — noch in den allerersten Anfängen eines wirklichen öffentlichen Lebens. Ihm fiel noch eine vorbereitende Aufgabe zu, einzuwirken auf die Erziehung der Nation zu politischem Denken, zu Selbständigkeit und Schärfe des politischen Urtheils, auf die Zerstörung der sklavischen Befangenheit des Geistes, die jahrhundertlanger Despotismus erzeugt hatte.

Eine solche Geschichtschreibung zu praktischen Zwecken war damals so neu in Deutschland, wie sie jetzt alltäglich ist. Sie hatte sich bereits in der Geschichte der bilderstürmenden Kaiser angekündigt, sie trat deutlicher hervor in der Geschichte der alten Welt, ihren höchsten Ausdruck erreichte sie bekanntlich in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Allein für die Geschichte der Wissenschaft sind die Schlosser'schen Werke vielleicht noch wichtiger durch ihren universalhistorischen Grundzug, und es ist eine Verkennung der Natur und der Anlage des Werkes, wenn man die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aussondert und als „Staatengeschichte" bezeichnet. Der Unterschied liegt nur in der detaillirteren Ausführung. Mit Bewußtsein wird auch hier Alles hintangesetzt, was bloß für die Geschichte eines einzelnen Staates von Wichtigkeit ist; hält man die Stellen zusammen, wo Schlosser ausdrücklich motivirt, warum er auf einzelne, oft höchst interessante Punkte nicht näher eingeht, so ergibt sich, daß sein Verhalten durch die größere oder geringere Bedeutung der Thatsachen für die allgemeine europäische Entwicklung bestimmt wird. Es ist auch kein Zufall, am Wenigsten durch eine Buchhändlerspeculation veranlaßt, daß sich Schlosser in seinem hohen Alter entschloß, seine Hauptwerke zusammenziehen und zu einer „Weltgeschichte" redigiren zu lassen, und die paar Bände, die er für dieses Unternehmen neu schrieb, um die Lücke, welche zwischen dem Ausgange des Mittelalters und dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts geblieben war, auszufüllen, gehören zu seinen charakteristischsten Leistungen. Die meisten Historiker würden es mit Recht als eine Beleidigung betrachten, wenn man ihnen zumuthen wollte,

Google

das, was sie geschrieben, in einen Auszug zu bringen, und die Bemerkung hat etwas Wahres, die Lectüre eines Buches, aus dem man einen Auszug machen könne, dürfe man sich noch mehr abkürzen, indem man es gar nicht lese. Bei Schlosser liegt die Sache anders. Seine Hauptwerke sind schon in ihrem Ursprung als Bruchstücke eines größeren Ganzen gedacht; alles Detail ist nur zur Erläuterung und zum Erweise der leitenden Ideen gegeben, auf die es dem Verfasser allein ankommt; künstlerische Form hat keines: so ergibt sich der Gedanke der Zusammenziehung, so zu sagen einer Verdichtung fast von selbst. Im Grunde stellt sie doch auch wieder nur die Synthese in der Entwicklungsgeschichte dieser Schriften dar; sie kehren gleichsam zu ihrer ersten Gestalt zurück, nur geläutert und vertieft durch die inzwischen eingetretene Würdigung und Verwerthung eines ungeheuren empirischen Stoffes.

Schlosser ist der letzte deutsche Universalhistoriker im großen Stil gewesen. Heute herrscht in den Kreisen der Historiker eine bald versteckt, bald offen ausgesprochene Abneigung gegen Universalgeschichte überhaupt, so sehr man es auch liebt, bei der Betrachtung allgemeiner Verhältnisse zu verweilen und ihre Einwirkung auf die Vorgänge, die man jeweilig behandelt, hervorzuheben. Es ist daher wohl der Mühe werth, der Auffassung, die Schlosser von der Universalgeschichte hatte, und der Frage nach ihrer inneren Berechtigung einige Aufmerksamkeit zu schenken. Er fußt hier im Wesentlichen auf Schlözer. Schlözer hat den Begriff der Universalgeschichte eigentlich geschaffen, und Schlosser hat ihn, wie Lorenz mit Recht bemerkt, nur verschärft. Indem Schlözer mit der alten theologisch-scholastischen Auffassung, mit dem Begriff der „Hauptnationen" bricht, weist er der Universalgeschichte als Gegenstand alle Völker der Welt zu. „Ohne Vaterland", heißt es bei ihm, „ohne Nationalstolz verbreitet sie sich über alle Gegenden, wo gesellschaftliche Menschen wohnen, und überschaut mit weitem Blick die ganze Bühne, auf welcher jemals Rollen gespielt worden sind. Jeder Welttheil ist ihr gleich. Sie weidet ihre Neugier so gut am Hoangho und Nil, als an der Tiber und Weichsel". Wenn wir dann weiter fragen, welche Lebensäußerungen der Völker ihr Interesse in Anspruch nehmen dürfen, so erhalten wir eine ebenso umfassende Antwort. „Sie ist weder Staats-, noch Religions-, noch Handels-, noch Kunst-, noch Gelehrten-Geschichte, sondern aus allen zusammen borgt sie, ihrer Bestimmung getreu, Begebenheiten, die den Grund erheblicher Revolutionen des menschlichen Geschlechtes enthalten". Nur eine einzige Beschränkung wird beigefügt: „Eine Zeit ohne verzeichnete Begebenheiten ist eine unbekannte, folglich für die Geschichte keine Zeit". Man sollte meinen, das wäre genug, aber Schlosser geht in der That noch einen Schritt weiter. Was Schlözer Universalgeschichte genannt hatte, das nennt er Weltgeschichte und bezeichnet es als „die Geschichte der einzelnen Völker nach der Zeitfolge geordnet". Universalhistorie ist ihm dagegen „die Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet". Damit stürzt denn natürlich

Google

auch die Beschränkung auf die „verzeichnete" Geschichte und wird die Universalgeschichte an die Anthropologie und die Naturwissenschaften überhaupt angeknüpft. Schlosser hat bitteren Ernst mit diesen Forderungen zu machen gesucht, und seine Geschichte der alten Welt beginnt mit einem Abriß der Geologie. Eine ähnliche Erweiterung erfährt der Inhalt der Universalgeschichte. Schlözer hat unter seinen ‚Revolutionen' nur politische Umwälzungen verstanden, Schlosser dehnt den Begriff aus auf die Umwandlungen des Geisteslebens und der Cultur überhaupt.

Bei der Schlosser'schen Definition der Universalgeschichte aber stehen wir im Grunde noch heute. Hier und da ist einmal ein Universitätslehrer noch darüber hinausgegangen; in der Schriftstellerwelt ist, soviel wir wissen, nur ein einziges solches Unternehmen zu verzeichnen, Karl Riels geistreiches Werk „Natur und Geschichte", und das ist ein Torso geblieben. Unsere Handbücher der Weltgeschichte glauben aber damit, daß sie eine der Schlosser'schen nachgebildete Begriffsbestimmung an die Spitze stellen, ihrer Pflicht vollauf Genüge geleistet zu haben; in Wirklichkeit sind sie nur halb synchronistisch, halb ethnographisch geordnete Geschichten verschiedener, meist europäischer Staaten. Sieht man freilich genauer zu, so findet man, daß auch Schlosser sich mit der von ihm selbst gestellten Aufgabe viel leichter abgefunden hat, als man nach dem Anlauf, den er nimmt, erwarten sollte. Es ist eine bittere und scharfe, aber wohlverdiente Kritik, die Lorenz hier ausübt, wenn er ihm vorwirft, daß er die ungeheure Welt der buddhistischen Völker kaum berührt habe, daß die Semiten mit einem literarisch-culturhistorischen Raisonnement abgemacht würden, daß sich dann etwa um das Jahr 500 vor Christus der Ton plötzlich ändere, Kraft und Aufmerksamkeit des Historikers sich von da an auf die staatlichen Vorgänge bis in ihre kleinsten Umstände erstreckten. Es ist ebenso richtig, daß sich diese Mängel in den mittleren und neueren Zeiten nicht vermindern, sondern eher noch steigern. Aber es ist nicht richtig, was Lorenz über das Princip sagt: „Nach wie vor ist alles das, was die Weltgeschichte für die Vergangenheit der Menschheit zu leisten verspricht, nicht viel mehr als eine Phrase, und muß mit jeder neuen Entdeckung, welche im Gebiete der Sprachwissenschaften, im Gebiete der Geographie und Ethnographie gemacht wird, in immer größerem Maßstabe leere Phrase bleiben. Eine die Menschheit erschöpfende Universalgeschichte ist für jeden Einzelnen ein frommer Wunsch seiner Erkenntniß, eine Befriedigung in großem Sinne wird hierin ein Sterblicher so wenig zu erlangen fähig sein, als Jemandem gelingen mag, den gesammten Umfang alles menschlichen Wissens und aller menschlichen Erfahrung in sich zu vereinigen und aufzunehmen".

Mit dem Einwand der „Phrase" kann man gegen die Aufstellung allgemeiner Principien in jeder nicht rein mathematischen Wissenschaft operiren; heuristische Hypothesen wären für eine solche Betrachtung unter allen Umständen von Uebel. Eine „Befriedigung im Großen" kann ein Sterblicher in keiner Wissenschaft empfinden, wenn er überhaupt weiter zu denken fähig

Google

ist, als daß wir den vergangenen Geschlechtern beträchtlich voraus sind, und eine solche Zumuthung an die Geschichtswissenschaft ist doppelt ungerechtfertigt, weil sie die schwierigste von allen Wissenschaften ist. Denn während alle anderen einen fertigen Stoff besitzen, ein abgeschlossenes Gebiet, auf dem es gilt, die einzelnen Erscheinungen kennen zu lernen und auf ihre Gesetze zurückzuführen, ist die Geschichte die einzige, deren Stoff selbst immerfort wächst, wo der höchsten denkbaren Intelligenz nach vollkommener Erforschung aller vorangegangenen Zeiträume immer nur ein Theil des Materials zu Gebote stände, aus dem sie ihre Schlüsse zu ziehen hätte, da immer der größte Theil der Geschichte noch in der Zukunft liegen wird. Diese Eigenthümlichkeit der Geschichte zu verkennen, war der Hauptfehler, an dem Buckles neue Grundlegung der Historik scheitern mußte. Soll aber eine Wissenschaft der Geschichte wirklich bestehen, so muß der Versuch einer universalhistorischen Uebersicht im Schlosser'schen Sinne immer wieder gemacht werden, auch auf die Gefahr hin, daß er rascher veralte, als die Geisteskraft erwarten ließe, die an ihn gewendet ward.

Und sollte es wirklich unmöglich sein, bei einer solchen Auffassung die Geschichte von anderen Wissenschaften abzusondern? Müßte ihr Stoff wirklich begrenzt, etwa, wie Lorenz ausführt, auf die politischen und gesellschaftlichen Momente beschränkt werden? Es bleibt ein wesentlicher und tief greifender Unterschied zwischen dem Begriff der Geschichte und dem aller übrigen Wissenschaften. Alle anderen Wissenschaften haben es mit dem Sein zu thun, die Geschichte allein mit dem Werden. Nicht alle einzelnen Wissenschaften begreift sie in sich, sondern sie zieht ihre Ergebnisse nur soweit heran, als sie auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechts und seiner Cultur ein Licht zu werfen geeignet sind. Daß auch so noch ein Ungeheueres verlangt werde, hat Schlosser trotz der „naiven Zuversicht", mit der man zu seiner Zeit hoffen konnte, sich mit Hilfe einiger weniger Haupt- und Grundwerke auf dem Gesammtgebiet aller Wissenschaften soweit nöthig zu orientiren, keinen Augenblick verkannt, ebenso wenig wie die Unlösbarkeit der Aufgabe selbst für seine so unendlich ausgebreitete Gelehrsamkeit. Ein Unternehmen wie die Universalgeschichte, sagte er ausdrücklich, könne erst nach vielen Versuchen gelingen, und jeder Bescheidene werde, wenn er eine Geschichte der Menschheit schreibe, nichts anderes, als einen Versuch oder einen Beitrag zu einer solchen Geschichte geben wollen.

Indessen die Kritik gegen Schlosser war richtig, haben wir bemerkt, woran liegt der Fehler? Sollte es eine alte Gewohnheit sein, noch aus der Zeit der vier Monarchien her, die ihn bestimmt hätte, erst von den Persern an ausführlich auf Staatengeschichte einzugehen und nachher fast bloß die europäischen Völker eingehend zu behandeln? Aber schon Gattner und Schlözer waren in ihren universalhistorischen Compendien ganz andere Wege gegangen. War es Mangel an Kenntnissen und die so häufige bequeme Selbsttäuschung, was man nicht wisse, sei auch nicht der Mühe werth,

Google

gewußt zu werden? Das wird man bei Schlosser am wenigsten voraussetzen wollen. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß es ein innerer Grund gewesen, der Schlosser halb unbewußt von dem ursprünglich aufgestellten Plane abweichen ließ? Man braucht sich in der That nur die synchronistischen Uebersichten von Schlözer anzusehen, um inne zu werden, daß eine Verbindung beispielsweise der Geschichte von Hinterasien mit der der klassischen Völker für die Betrachtung völlig ergebnißlos ausfällt. Gehen wir noch etwas weiter: wenn wir die Geschichte der amerikanischen Culturstaaten vor der Entdeckung der neuen Welt noch so genau kännten, wäre es möglich, sie mit der Geschichte des europäischen Mittelalters irgendwie in Verbindung zu setzen? Welche Vorzüge würde hier eine synchronistische Behandlung vor der rein ethnographischen voraus haben? Es muß doch wohl in dem Begriff „Geschichte der Menschheit" irgend etwas mangelhaft sein. So ist es in der That. Es gibt keine „Menschheit" im historischen Sinne, so wenig, wie es eine „allgemeine Christenheit" gibt. Die „Menschheit" als Ganzes ist erst im Werden begriffen. Alle Geschichte beginnt mit der Vereinzelung. Die Horde ist älter, als der Staat, die Staaten sind älter, als die Staatensysteme. Wer die weltgeschichtliche Entwicklung gleichsam aus der Vogelperspective überschauen könnte, würde zuerst die einzelnen Staaten ganz isolirt für sich sehen; erst im Laufe der Zeit bilden sich durch ihre gegenseitige Einwirkung Beziehungen heraus, die zu einer Bedingung der Entwickelung des einen Staates durch die des anderen führen und somit alle in einen unlösbaren Zusammenhang bringen. So entstehen gewisse Culturkreise an verschiedenen Punkten der Erde, ihrerseits gleichfalls zunächst gegen einander abgeschlossen. Erst ihr Zusammenstoß, das ihnen allen innewohnende Bestreben, sich einander anzuähnlichen, vermittelt dann den weiteren Fortschritt. Von einer „Menschheit" als solcher aber kann im Ernst für den Historiker erst die Rede sein, wenn die sämmtlichen Culturkreise der Erde in eine und dieselbe geistige Bewegung hineingezogen sein werden, wenn man also z. B. den Rückschlag einer Staatsumwälzung in Paris in Peking ähnlich empfindet wie in Berlin. Es ist für eine wirkliche Universalgeschichte im Schlosser'schen Sinne mindestens um ein Jahrtausend zu früh.

Bis dahin bleibt nichts übrig, als die Geschichte der einzelnen Culturkreise abgesondert darzustellen und Alle andern nur so weit zu berücksichtigen, als sie von demjenigen, den man behandelt, Einwirkungen erfahren oder an ihn ausgeübt haben. Im anderen Falle entsteht doch nichts, als ein Conglomerat von Einzelgeschichten, bei dem der Leser nicht bemerken würde, daß er etwas verlöre, wenn auch die eine oder die andere ganz und gar wegfiele.

Diese Sätze gehören zu den wenigen, welche sich aus dem abgelaufenen Stück Geschichte empirisch begründen lassen, und es ist bezeichnend, daß der erste Universalhistoriker der Griechen auftritt, als man durch die Unternehmungen des Dareios und Xerxes inne geworden war, daß Griechen und Orientalen zusammengehören wie Pol und Gegenpol, und daß der größte

Google

auftrat, als durch den Conflict Makedoniens mit Rom endlich die vollkommene Einheit dessen hergestellt worden war, was man alte Geschichte nennt.

Die formale Seite, die Definition des Begriffs der Universalgeschichte ist übrigens das Einzige, wodurch sich Schlosser allenfalls als alten Göttinger zu erkennen gibt; sonst hat er mit den kgl. großbritannischen und kurfürstlich hannöverischen Hofräthen nichts gemein. Man könnte eher bei Herder eine der seinigen verwandte Auffassung suchen. Und doch steht er auch zu diesem in einem so schroffen Gegensatze! Er muß die „Ideen" wiederholt auf das Eingehendste studirt haben, es ist aber kaum möglich, herber darüber zu urtheilen, als er gethan. Vielleicht nicht am wenigsten, weil er so tiefe Eindrücke von dem Buche empfangen, wie denn überhaupt seine heftige, oft ironische und sarkastische Gegnerschaft gegen die weltgeschichtlichen Constructionen philosophischer Systeme gelegentlich darauf hinzudeuten scheint, als sei er selbst einst in solchem Wahn befangen gewesen und erst spät zu der Einsicht gekommen, daß in der Geschichte „ohne vorhergegangene Anschauung des Einzelnen alles Absprechen hohl und eben darum schief" sei, daß eine vollkommene Kenntniß des geschichtlichen Stoffs allem Philosophiren darüber vorangehen müsse. Eine gewisse, oft staunenswerthe Gleichgiltigkeit gegen die Thatsachen an sich hat er immer behalten; unzählige auffallende Fehler hat er gleichmüthig begangen und eingestanden, denn für seinen eigentlichen Zweck kam nach seiner Meinung nichts darauf an, glaubte er doch sogar, daß eine Universalgeschichte möglich sei, welche von allen Einzelnheiten fast völlig absehe. Die Thatsache selbst ist ihm todt; sie gewinnt nur Leben durch die Ideen, die sich daran aufweisen lassen, und er unterscheidet sich von den theologischen und philosophischen Geschichtsconstructoren im Princip nur dadurch, daß er nicht die Thatsachen aus den Ideen verstehen, sondern die Ideen aus den Thatsachen erkennen will.

Für den Universalhistoriker muß denn natürlich Auswahl und Stellung der Thatsachen die Hauptsache, seine Behandlungsweise grundverschieden von derjenigen sein, die blos die Dinge erzählen will, „wie sie wirklich gewesen". Denn „wer die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen zeigen, einen Gedanken durch seine ganze Erzählung durchführen will, muß seine eigene Meinung aussprechen und darauf verzichten, aus Urkunden, Nachrichten, Denkmalen dasjenige enthüllen zu wollen, was seiner Natur nach nur errathen, nicht bewiesen werden kann", woraus dann freilich sofort wieder die Beschränkung folgt, daß er sein Urtheil selbst, als nothwendig vielfachem Irrthum unterworfen, nicht mit der Geschichte selbst verwechseln darf.

Jenen „einen Gedanken" aber entnahm Schlosser aus Kant. Kant, von seiner Theorie ausgehend, daß jedes vernünftige Wesen sich Selbstzweck sei, betrachtete die Geschichte der Menschengattung als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur, um eine innerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln könne. Schlosser läßt hier, ähnlich wie er sich Schlözer gegenüber verhielt, die vollkommene Staatsver-

Google

fassung als ein zu enges Ziel fallen, und bezeichnet als Aufgabe der Universalgeschichte, als Resultat aller Erfahrungen durch Darstellung der Geschichte unseres Geschlechts zu beweisen versuchen, daß es unter steten Revolutionen nach und nach weiter zu größerer Vollkommenheit sich entwickelt habe. Sieht man dann zu, wie er das durchgeführt hat, so begegnet man beständig einer praktischen Anwendung des gleichfalls aus Kant abgeleiteten Schillerschen Satzes, daß der Einzelne vermöge seines freien Willens zwar den Zwecken der Geschichte widerstreben könne, daß aber die Geschichte diese selbstsüchtigen Zwecke zu vernünftigen Zwecken der ganzen Menschheit umkehre. In der Theorie freilich weicht Schlosser hier wieder von Schiller ab, indem er seinen eigenthümlichen Gottesbegriff einführt und geradezu an die Spitze stellt, nicht ohne einen Ausdruck mitleidiger Verachtung gegen diejenigen, welche diese „Hypothese" für ihre Untersuchung nicht nöthig zu haben glauben. Daß eine derartige Auffassung im Grunde doch wieder auf eine philosophische Construction hinausläuft, ist klar, und daß man zu verschiedenen Resultaten kommen wird, je nachdem man von dem einen oder dem anderen philosophischen System ausgeht, nicht minder. Wer aber Schlosser einen Vorwurf aus dem Princip seines Verfahrens machen will, wird nachzuweisen haben, wie man auf einem andern Wege zu einem vernünftigen Begreifen der Geschichte gelangen kann.

Man würde indessen irren, wenn man annehm en wollte, daß Schlosser die universalhistorische Behandlungsweise für die einzig angemessene gehalten oder auf die anderen Arten der Geschichtsschreibung von oben herabgesehen habe. Er setzt vielmehr die Bekanntschaft mit andersartigen Darstellungen bei seinen Lesern überall voraus, da es ihm, wie Ranke, immer widerstrebt hat, oft Erzähltes auf's Neue zu erzählen; er verfehlt selbst nicht hervorzuheben, daß z. B. der Engländer, der praktischen Gebrauch von der Geschichte seines Landes machen wollte, eine Geschichte verlangen müsse, die von ganz anderen Gesichtspunkten ausgeht und ganz andere Umstände in den Vordergrund rückt; er betont endlich wiederholt, daß, wer politische Geschichte schreiben wolle, ganz anders verfahren müsse, als er selbst gethan, daß es für diesen höchstes Gesetz sei „seine eigenen Gedanken so wenig als möglich einzumischen". Selbst der Geschichtsschreibung „für Diplomaten" läßt er ihr Recht widerfahren und eigentliche Abneigung zeigt er nur gegen die sogenannte antiquarische Behandlung. Sie schien ihm den Boden der eigentlichen Geschichte zu verlassen, die es nicht mit Zuständen, sondern mit dem Geschehen zu thun habe, und er scheint gefürchtet zu haben, daß sie die Wissenschaft, die erst zu seiner Zeit zur Selbständigkeit gelangt war, zur Dienerin der Philologie herabdrücken werde. Vor Allem aber meinte er, sie führe ab von dem, was die Zeit brauche und wende ihren Fleiß auf Dinge, die nicht mehr werth seien als das, womit sich die Historiker vor der Aufklärungsepoche herumschlugen.

So wenig wir heute geneigt sein mögen, dem Schlosserschen System der Universalgeschichte ein anderes, als ein blos historisches Interesse zu

Google

widmen, so werden wir doch zwei Punkte hervorheben müssen, in denen sein Urheber bleibende Bahnen für die Wissenschaft gebrochen hat und sein Verdienst wird dadurch nicht geringer, daß seine Neuerungen heute als selbstverständlich erscheinen. Wir haben ihm eine ganz veränderte Auffassung großer Perioden der Geschichte zu verdanken; für die Betrachtung des Mittelalters ist er epochemachend geworden. Byzantiner, Araber und Normannen hat er zuerst an ihren richtigen Platz gestellt und auch die heutige Behandlung der römischen Kaiserzeit kann den Schlosserschen Einfluß nicht verleugnen. Er zuerst hat sie anders, denn als bloße Verfallszeit angesehen und mit Vorliebe sein Augenmerk auf die beginnenden Neubildungen gerichtet. In der alten Geschichte stammen überhaupt zahlreiche jetzt gang und gäbe Ideen von ihm her, und es verdient bemerkt zu werden, daß bereits Schlosser die Begrenzung der alten Geschichte durch die Erhebung des Odoaker hat fallen lassen. Was aber am meisten neu war bei Schlosser, wodurch er eine wirkliche Revolution in der Geschichtsschreibung hervorgebracht hat, das war die Verbindung, in welche er die Geschichte der Cultur, insbesondere der Literatur, mit der politischen Geschichte setzte. Und doch hat ihm unmittelbar nach seinem Tode schnöde Verunglimpfung auch diesen Ruhmeskranz rauben wollen. Als wenn es einerlei wäre, verbindungslos herausgegriffene Größen der Nationalliteratur chronologisch in die Weltbegebenheiten einzureihen und den Zusammenhang und das gegenseitige Bedingen der politischen und der literarischen Bewegung aufzuweisen! Man wird im Gegentheil gestehen müssen, daß nicht nur Schlosser in seiner eigenthümlichen Art keinerlei Vorgänger hatte, sondern daß ihn auch unter den Spätern Wenige erreicht haben, Keiner übertroffen hat. Er geht freilich einen Weg, den der Literarhistoriker nicht gehen kann und Gervinus, der von den Schlosserschen Anregungen zur Begründung der wissenschaftlichen Literaturgeschichte kam, war sich der Nothwendigkeit dieses obwaltenden Unterschieds wohl bewußt. Schlosser verfolgt, und mit vollem Recht, die Geschichte der Wissenschaft mit nicht geringerer Aufmerksamkeit, als die der Nationalliteratur; er muß Vieles vernachlässigen, was der Literarhistoriker breit zu behandeln hat, und anderes ausführlich darlegen, was für jenen gleichgiltig ist. Denn nicht die Bedeutung der einzelnen Geisteswerke an sich ist für ihn von Werth, sondern die Wirkung, die sie ausgeübt und die Zeitströmungen, die sie wiederspiegeln. So vergißt er z. B. nicht bei dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts die Stellung der verschiedenen Schulen hervorzuheben, die sich an den Universitäten gebildet hatten. Hier ist ein Hauptpunkt, wo ihm seine Polyhistorie befruchtend zu Statten kam: welcher Historiker möchte sich heute wohl daran wagen, die Geschichte der exacten Wissenschaften im Alterthum in seine Darstellung aufzunehmen? Dem gegenüber fällt ein Mangel um so schmerzlicher auf: die gänzliche Vernachlässigung der bildenden Kunst. Daß Schlosser ihre historische Bedeutung ganz entgangen sein sollte, kann man kaum annehmen. Daß er aber empfunden habe, wie sie am allerunbedingtesten den Geist der Zeiten ausspreche, muß man bezweifeln. Es war

Google

eine persönliche Schranke in ihm, die ihm hier hemmend entgegentrat; es ging ihm alles Kunstverständniß vollständig ab, selbst der Umgang mit Boisserée hat es nicht zu wecken vermocht.

Indessen die Haupteigenthümlichkeit der Schlosserschen Geschichtsschreibung liegt, wie oben hervorgehoben, in ihrer praktischen Tendenz und eben darauf beruht der größte Theil ihrer Wirkung. Er will Propaganda für seine Ansichten machen, d. h. für die Errungenschaften des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts. Man hat behauptet, er habe diese seine Ansichten je nach den Zeitbedürfnissen modificirt, scheinbar nicht ohne Grund, denn daß er dieselben Dinge und Personen zu verschiedenen Zeiten einer ganz verschiedenen Beurtheilung unterzieht, ist unleugbar. Aber jene Behauptung zeugt doch von sehr oberflächlicher Bekanntschaft mit seinen Werken. Er setzt ja immer die Kenntniß, häufig die Vergleichung anderer Darstellungen voraus, insbesondere übergeht er in der Regel, was er selbst anderswo schon einmal gesagt hat. Die scheinbaren Widersprüche entstehen dadurch, daß er jedesmal diejenige Seite herauskehrt, von der er glaubt, daß die obwaltende Zeitströmung Nutzen daraus ziehen könnte. Ein so tief gebildeter Geist wie der seinige konnte unmöglich den wechselnden und stets einseitigen Stimmungen des Tages unterliegen, und er sah sich veranlaßt, hielt es sogar vielleicht für Pflicht, gerade auf das aufmerksam zu machen, was die öffentliche Meinung übersah. Ein Gesammtbild von Schlossers Meinung über Dinge und Menschen kann man nur erhalten, wenn man in jedem einzelnen Falle Alles zusammennimmt, was er überhaupt darüber geäußert. Es ist dies ohne Zweifel ein schwer wiegender Mangel: dem praktischen Nutzen für die Gegenwart wurde der dauernde Werth für die Nachwelt bis zu einem gewissen Grade aufgeopfert. Es hängt aber auch wohl mit einem anderen Fehler Schlosserscher Geschichtsschreibung zusammen, der ungenügenden Berücksichtigung der Individualiät der geschichtlichen Personen. Nirgends finden wir ein ausgeführtes Charakterbild, nirgends jene feinen psychologischen Analysen, durch die uns Ranke entzückt; es scheint fast, als sollte der Mensch für den Geschichtsschreiber verschwinden und nur die That für sich dastehen.

Wenn sonst die Rede auf die Fehler Schlosserscher Geschichtschreibung kommt, so pflegt man gewöhnlich von der Forschung zu reden. Daß diese den heutigen Ansprüchen nicht mehr genügt, ist ohne Weiteres zuzugeben, auch wenn man von den zahlreichen Ungenauigkeiten im Einzelnen absieht. Daß sie aber zu ihrer Zeit einen bedeutenden Fortschritt darstellte, wird man doch auch nicht bestreiten können, insbesondere dann nicht, wenn man bedenkt, welche Zeiträume seine Werke umspannen und wie wenig auf den meisten Gebieten vorgearbeitet war. Man wird Respect vor ihm bekommen, wenn man sich klar macht, in welchem Umfange er z. B. die alte Literatur herangezogen hat, welche Vorstudien er für nöthig hielt, um die Scholastiker, d. h. den Geist des Mittelalters, zu verstehen. Auch zu der Methode der Forschung, die Ranke ausgebildet hat, steht er kaum in einem so principiellen Gegensatze, wie man vielfach annimmt. Er gehörte zu den ersten unter den neuern

Google

deutschen Historikern, welche archivalische Studien in größerem Umfang machten; er war aber freilich nicht in derselben glücklichen Lage, wie Ranke mit seinen italienischen Relationen. Fast nur das pariser Archiv war damals bis auf einen gewissen Grad zugänglich, und Schlosser hat es zwei Mal längere Zeit hindurch benutzt. Dann legte er nach Art der Alten den höchsten Werth darauf, Mittheilungen von Personen zu erlangen, die den Ereignissen selbst nahe gestanden, wie von Grégoire, Schlabrendorf, Thibaudeau, den Mitgliedern der napoleonischen Familie. Dies schien ihm fast noch werthvoller, als das Actenmaterial, weniger wegen des positiven Werthes dieser mündlichen Angaben, die im Einzelnen vielfach irrig sein mußten, als wegen der Einsicht in den ganzen Geist und die Auffassungsweise der Zeit und der Handelnden, die auf diesem Wege in der That sehr viel leichter und sicherer zu gewinnen ist, als aus den Urkunden. Daß Andere, mit anderen Zwecken an die Dinge herangehend, sein Material in ganz anderer Weise genutzt haben würden, ist natürlich. Leugnen läßt sich aber nicht, daß Schlosser diplomatische Berichte als Geschichtsquellen überhaupt nicht sehr hoch anschlug. Er hatte zu gründlich Gelegenheit gehabt, die Diplomaten kennen zu lernen, um vor ihrer Weisheit und ihrer Wahrheitsliebe allzu große Achtung zu haben; skeptisch und kühl steht er auch den zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen der handelnden Staatsmänner gegenüber, auch abgesehen davon, daß er für seine Art von Geschichtsschreibung nur bedingten Gebrauch davon machen kann. Es ist nicht schwer von dem Standpunkt moderner „Methode“ auf den alten Meister herabzusehen, allein bereits Lorenz hat mit Recht hervorgehoben, wie wenig feste Grundsätze doch in der Benutzung archivalischer Urkunden bis jetzt zur Geltung gelangt seien. Eine gewisse Reaction gegen das heute beliebte Verfahren thäte Noth und hat auch glücklicherweise schon angefangen, sich Bahn zu brechen. Es wird eben nicht jeder Wisch zu einer Urkunde, weil er ungedruckt in einem Archiv liegt, und der Bericht eines Junkers, der eine Gesandtschaftsstelle erschnappt hat, muß mit anderen Augen angesehen werden, als eine venetianische Relation.

Die Absicht der Hauptwerke Schlossers geht im Wesentlichen auf die Belehrung und Warnung der Gegenwart durch die Betrachtung vergangener Zeiten, aber nicht so, daß er zeigt, wie die Dinge gemacht werden, was der praktische Staatsmann fordern würde, sondern so, daß er die Weltgeschichte auftreten läßt als Weltgericht. Rücksichtsloseste Wahrheitsliebe erscheint hier natürlich als erstes Gesetz und zwar eine Wahrheitsliebe, die nicht nur nichts Falsches sagt, sondern die vor Allem auch Nichts verschweigt, was zur Beurtheilung der Menschen gehört, die alle Sachen mit dem richtigen Namen bezeichnet. Daß er diesem Grundsatz stets treu geblieben, hat nie Jemand bezweifelt und ebensowenig, daß ihm nirgends mit Bewußtsein Vorliebe oder Abneigung die Feder geführt haben. Am Allerwenigsten wird man bei ihm jener Sorte von Patriotismus begegnen, die leider bei allen Völkern so häufig ist, welche in der Lobpreisung der eigenen Nation mit scheelen Seitenblicken auf Fremde ihre Befriedigung sucht. Daß es ihm nicht „an eigentlicher

Google

nationaler Anregung gefehlt", daß Deutschland keineswegs „für den Sohn der frisischen Erde ein imaginärer Begriff blieb", würde, wenn es dazu eines Beweises bedürfte, neben zahlreichen Aeußerungen schon der tiefe Schmerz bezeugen, den er 1813 gefühlt, daß es ihm wegen des Verlustes des einen Auges nicht möglich war, selbst zur Waffe zu greifen. Allein seine Vaterlandsliebe war eine gereifte und geläuterte, die von der Teutomanie des zweiten und dritten Jahrzehnts nicht minder weit ablag, wie von der unklaren Begeisterung des fünften, welche eine Flotte auf Nationalsubscription bauen wollte.

Das Urtheil Schlossers drängt sich dem Leser überall mit ganzer Gewalt auf, nur selten läßt er die Thatsachen selbst für sich sprechen. Er ist darum nicht eigentlich subjectiver, als andere, und es ist bei ihm weniger Gefahr vorhanden, daß er den Leser ohne Weiteres gefangen nehme. Doch treten die persönlichen Anschauungen des Verfassers in den verschiedenen Werken in sehr verschiedener Stärke hervor, selbstverständlich am Meisten in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die er zum großen Theil mit erlebt hatte. Der Grundton ist überall ein demokratischer. Der alteinheimische Freiheitssinn seines Stammes, sein angeborener und nie verleugneter Stolz auf seine Persönlichkeit trugen dazu ebensoviel bei, als das Studium Rousseaus und Kants. Aristokratische Anschauungen, wie sie z. B. in seinem Frankfurter Freundeskreise vorherrschten, waren ihm gradezu unverständlich, und er konnte darin nichts sehen, als eine Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke; vor monarchischen Gefühlen konnte der sicher sein, der als Knabe und Jüngling den scheußlichsten Mißbrauch der Fürstengewalt in der Heimath, die Folgen eines aufgeklärten Despotismus, der für seine Unterthanen denken zu müssen glaubt, in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Schandthaten der Großen und Mächtigen werden schonungslos aufgedeckt, der Glorienschein wird ihnen vom Haupt gerissen und ein besonderes Behagen scheint Schlosser darin zu finden, die Kunstwerke der Sophisten zu zerzausen, welche sie als Genien der Menschheit gepriesen haben. Er bekämpfte den Despotismus in jeder Gestalt, auch da, wo er von den besten Absichten ausgeht und scheinbar glänzende Resultate erzielt hat, und neben der Ruchlosigkeit der Regierenden vergißt er nicht, auch die Niederträchtigkeit der Regierten in das gebührende Licht zu setzen. Mit der populären Auffassung kommt er dabei ebenso oft in Conflict, wie mit der officiellen. Es mag genügen, auf die Schilderung der inneren Politik Friedrichs des Großen hinzuweisen, der schon damals anfing, tabu für die Kritik zu sein. Die Revolution erscheint dann als ein furchtbares, aber wohlverdientes Strafgericht, von sentimentalem Mitleid mit den höchsten und allerhöchsten Herrschaften findet sich nicht die leiseste Spur. Ueberhaupt aber hat der Historiker keine Sympathie für das Vornehme, Höfische und Conventionelle, insbesondere ist ihm auch der Salon verhaßt. Es ist ihm das Alles ein rein äußerliches Leben, welches das echte und innere schädigt oder gar nicht

Google

aufkommen läßt, welches nothwendig zur bewußten oder unbewußten Heuchelei führen muß. Im Leben wie in der Wissenschaft aber hat ihm immer das als das höchste Gebot gegolten, welches Jehovah auf dem Sinai vergessen hat: Du sollst nicht lügen.

Und doch ist es so leicht, antidemokratische Aussprüche in Menge bei Schlosser zu finden! Das ist aber erst recht demokratisch, wenn anders das höchste Ziel der Demokratie die Gerechtigkeit ist. So ist es nur in der Ordnung, wenn ehrgeizige Volksführer nicht besser wegkommen, als Tyrannen und Eroberer, wenn die Jesuiten gegen Pombal in Schutz genommen werden, obwohl sie die Finsterniß bedeuten und der Markes die Aufklärung. Daß von einer sophistischen Beschönigung der Greuelthaten der Revolution keine Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Der Standpunkt der Beurtheilung ist überall in erster Linie der moralische und zwar der einer Moral, die direct von Kant übernommen ist. Das wurde freilich schon damals vielfach verworfen und wird es heute noch mehr, wo die romantische Verklärung des „genialen Subjects" sich zur „Heldenverehrung" gesteigert hat. Solchen Angriffen gegenüber bleibt aber der Einwurf bestehen, welchen der Kritiker Schlossers in den deutschen Jahrbüchern von 1842 erhoben hat, daß die Moral, sobald man sie als Gewißheit seiner selbst nehme, ein wesentliches Moment zu dem historischen Urtheil sei. „Lassen wir sie ganz fallen", sagte er, „so ist jede Willkür, Schändlichkeit und Gemeinheit, jeder Machiavellismus, jede Tyrannei, wenn sie nur kräftig und sieghaft auftritt, historisch gerechtfertigt: Tiberius und Ludwig XI. erscheinen dann als große, tiefblickende, bewunderungswürdige Herrscher, Heinrich VIII. und Philipp II. als Heroen der Religion und der Kirche; Brutus aber wird zu einem Narren, und die Märtyrer aller Zeiten zu müßigen Phantasten und Schwärmern". Zu solchen Anschauungen ist, wie vordem etliche Althegelianer, so jetzt ein Theil der neuesten Generation der Historiker wirklich gekommen; wir können ja abwarten, wie lange sich diese Richtung in Gunst zu halten vermögen wird.

Hart genug freilich muß die Beurtheilung der meisten historischen Größen bei Schlosser ausfallen und er klagt selbst einmal, daß große geistige Gaben in der Regel mit sittlicher Verdorbenheit gepaart seien; aber, so führt er doch anderswo wieder aus, zu Menschenhaß und Menschenverachtung könne die Geschichte trotzdem nur den führen, dessen Herz ohne Liebe sei.

Und bereits Gervinus hat glänzend dargethan, daß der moralische Standpunkt Schlossers Werthbeurtheilung nicht erschöpfe, daß dieser im Gegentheil zu denen gehöre, welche am unbefangensten die realen Kräfte in der Geschichte hervorheben, welche die Scheußlichkeit des Charakters nicht von der Bewunderung wirklicher Größe und Kraft abhält. Immer und immer wieder predigt der gewaltige Moralist den Satz Machiavellis, daß Gott nur den Starken und Scrupellosen helfe; in der Erzählung der Regierung Katharinas II. wie der Thaten Napoleons nicht minder, wie in

Google

der Beurtheilung Marc Aurels wird man ohne die Berücksichtigung dieses Moments die größten inneren Widersprüche finden, die sich aber in Wirklichkeit zu einer vollkommenen Harmonie auflösen. Allein nicht die äußere Größe, nicht die Genialität hochbegabter und energischer Naturen erscheint ihm als der eigentlich ausschlaggebende Factor in der Geschichte und auch vor der bloßen mechanischen Masse hat er keine Achtung. Wir haben oben eine Stelle angeführt, wo er gegen den Schlözer'schen Realismus eifert; seine Geschichte des Alterthums ist, wie Boeckhs Staatshaushaltung, eine bewußte Opposition gegen die Verachtung der Griechen, weil ihrer so wenig gewesen. Er ist und bleibt ein Vertreter der Vernunft in der Geschichte: die Staatsactionen können die Bewegungen des Geistes fördern und hemmen, aber sie werden schließlich doch durch sie bestimmt. Zugleich aber ist er derjenige, welcher die Massenwirkung in der Geschichte, im Gegensatz zu den Anstößen, die von Einzelnen ausgehen, zuerst hervorgehoben hat. Nicht die Großen und Mächtigen bringen den Fortschritt der Welt, sondern die Kleinen und Gedrückten. Das hält er auch fest, wo ihn einmal wirkliche Begeisterung für einen Mann erfaßt, den die Compendien als Heros preisen. Alexander von Makedonien ist ihm der einzige Mann, der die Welt hätte retten und glücklich machen können, aber er fügt gleich hinzu: „wenn anders das Schicksal es je wollte, daß das Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe". Und er fährt mit einem Gedanken fort, der wohl in nuce das letzte Resultat seiner Geschichtsphilosophie zieht: „den Trost gibt die Geschichte den Armen, den Gedrückten und Leidenden, daß die Gottheit öfter durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er für groß hält, Revolutionen herbeiführt. Durch einen Hirten, eines Zimmermannes Sohn, durch einen Fischer, durch verfolgte Missionarien heilt sie die Wunden, welche der Stolz und die Pracht der Pharaonen, die Ueppigkeit der römischen vornehmen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser, die Barbarei und Grausamkeit der Riesen des Nordens der Menschheit geschlagen".

Alle Vorzüge und Mängel Schlossers vereinigen sich in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts; auf ihr beruht seine Wirkung als Volksschriftsteller. Denn das achtzehnte Jahrhundert ist, wie die deutschen Jahrbücher richtig ausgeführt haben, zugleich unsere Vergangenheit und unsere Zukunft. Die beiden Parteien, die sich unter den verschiedensten Formen und Namen in ganz Europa bekämpfen, haben dort ihre Ideale; wer auf das gebildete Publikum durch historische Betrachtung politisch einwirken will, wird wohl thun, dort anzusetzen. Den revolutionären Geist des achtzehnten Jahrhunderts aber hat Niemand schärfer erfaßt, als Schlosser, und sobald dieser Geist wieder lebendig wird, muß man zu Schlosser zurückkehren. Vielleicht ist die Stunde nahe, denn das Zeitalter der Gegenrevolution, in dem wir leben, scheint wenigstens einen theoretischen Höhepunkt so ziemlich wieder erreicht zu haben.

Google

Italienische Studien*).

Von

Hans Semper.

— Innsbruck. —

In der Seele des Künstlers treffen die verschiedensten Momente zusammen, um jene Stimmung zu erzeugen, aus der das Kunstwerk hervorquillt. Nicht nur wirken auf des Künstlers schöpferischen Seelenproceß die bereits erworbenen künstlerischen Kenntnisse, die Erwägung der ihm zu Gebote stehenden Darstellungsmittel, es wirken auf ihn auch die ihm gestellte oder die erwählte Aufgabe, die Ideen, welche die Zeit besonders bewegen, sowie endlich seine persönlichen Erlebnisse und daraus hervorgehenden Maximen, Tendenzen, Stimmungen ein. Diese Thatsache nun, daß ein ganzer Complex von Einflüssen den Künstler im Schaffen bestimmt, deren er sich, selbst wenn er wollte, nicht erwehren könnte, läßt es also nicht nur für das volle Verständniß eines jeden Kunstwerks werthvoll erscheinen, nach jenen verschiedenen Momenten zu forschen, welche auf den Künstler und damit auf seine Schöpfung einwirkten, sondern zahlreiche Erzeugnisse des Kunsttriebes, die zu keiner vollendeten Form gelangten, besitzen sogar ihren fast einzigen Werth nur in jenen Vorbedingungen, deren frappanter Ausdruck sie sind, indem sie durch die sinnliche Unmittelbarkeit, mit der sie vor die Anschauung treten, einen, wir möchten sagen, lebendigen Beitrag zur Charakteristik jener Culturepoche liefern, der sie ihr Dasein verdanken.

Ein Gelehrter, welcher wie der geistvolle Verfasser der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in so hohem Grade literaturgeschichtliche und kunsthistorische Kenntnisse in sich vereinigt, war denn auch ganz besonders dazu

---

*) Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance von Hermann Hettner. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig. Druck und Verlag von Vieweg und Sohn. 1879.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

befähigt, uns über den Zusammenhang einer Reihe von Kunst- und Culturerscheinungen aus der Blüthezeit Italiens mit den allgemeinen geistigen Strömungen der betreffenden Epochen Aufschlüsse zu geben, die meist ebenso neu und überraschend, als schlagend und überzeugend sind, obwohl sie sich zum Theil auf oft schon besprochene und beschriebene Gegenstände beziehen.

Den Gesichtspunkt, von dem aus Hettner diese Forschungen unternahm, bezeichnet er ausdrücklich durch zwei Aussprüche eines hervorragenden Kunsthistorikers und des berühmten Verfassers der Geschichte Roms, die er an die Spitze seines Buches stellte und mit meisterhafter Gewandtheit und Consequenz als rothen Faden durch den mannigfaltigen Stoff sich durchziehen läßt*). In steter dramatischer Steigerung gewährt er uns perspectivische Blicke auf wichtige Phasen und Einzelerscheinungen mehrerer Jahrhunderte, die sich in unserer Phantasie schließlich zu einem einheitlichen Bilde der ganzen, großen italienischen Kunstentwickelung vom 13. bis 16. Jahrhundert vereinigen.

Der gesammte Stoff, den uns Hettner vorführt, ist in sechs Hauptpartien gegliedert, die theils einzelne, theils Gruppen von Abhandlungen umfassen. Die erste Partie, aus der Einzelabhandlung: „Zur Streitfrage über Niccolò Pisano" bestehend, führt uns in jene Epoche zurück, da Italiens Kunst aus barbarischer Verwilderung einerseits, sowie aus greisenhafter Verknöcherung andrerseits zuerst sich wieder zu erheben begann. Hettner tritt von Neuem mit Entschiedenheit jener Ansicht entgegen, nach welcher Niccolò Pisanos Stil aus Apulien nach Pisa verpflanzt worden wäre.

Die Frage ist zu verwickelt, als daß wir an dieser Stelle auf die Details derselben eingehen könnten; wir wollen blos hervorheben, daß Hettner die von seinen Parteigenossen in dieser Frage (insbesondere Dobbert) für ihre Ansicht bisher vorgebrachten Argumente in lichtvoller Darstellung vereinigt und noch durch einige neue verstärkt. So besonders erkennt er in den vor einigen Jahren bei einem Brückenkopf von Capua aufgefundenen drei Marmorbüsten, die als neuer Beweis für die behauptete Blüthe der süditalischen Plastik vor Niccolò Pisano angeführt wurden, nach Gypsabgüssen im Dresdner Museum, den spätrömischen Ursprung derselben. Ferner weist er darauf hin, daß G. Milanesi in seiner neuen Ausgabe des Vasari ein Hauptargument der Gegner ein für allemal beseitigt hat, welches

*) „Ganz wie im Leben, wie in der Natur, ist in der Kunst Nichts schön, was nur der Schönheit willen schön sein will; die nöthige Wesenheit ertheilt aber dem Kunstwerk dessen unmittelbarer Zusammenhang mit dem gesammten Leben der Zeit, aus deren echtem, tiefgefühltem Verlangen und Bedürfen dasselbe hervorgegangen ist". Rumohr, Ital. Forschungen, 3, 131.

„Das große Capitel, welches die italienische Malerei in der Geschichte der Cultur einnimmt, ist gerade deshalb von so hohem Reiz, weil sie für die ganze Dogmengeschichte der Menschheit, für die innerlichsten Begriffe und Empfindungen der Zeitalter den farbigen Abdruck und Körper geschaffen hat". Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, 8, 145.

Google

darin bestand, daß Niccolòs Vater von den Urkunden mehrmals mit dem Zusatz de Pulia bezeichnet wird. Nun wies G. Milanesi schlagend nach, daß dieser Zusatz nicht die Provinz Apulien bedeutet, da sonst nach damaligem Gebrauch de partibus oder de provinciae Apulie gesetzt worden wäre, sondern daß das de Pulia vielmehr sich entweder auf eine Vorstadt von Lucca, oder einen Ort bei Arezzo beziehe, welche auf alten Karten Apulia bezeichnet werden. (Siehe: Repetti, Dizionario Geografico etc. vol I. p. 102).

Endlich weist Hettner auf den vorwiegend decorativen Charakter der plastischen Ausstattung der süditalischen Kanzeln hin, während in Toscana sich schon vor Niccolò Pisano durchgehends „der unbeirrbar feste Sinn für das Figürliche, für das Bedeutungsvolle und Gedankentiefe" finde. Dieser letztere Punkt gewährt dem Verfasser sodann den Uebergang zum 2. Theile seines Aufsatzes, in welchem er die Deutung der Figurensymbolik an Niccolò Pisanos Kanzel im Baptisterium zu Pisa unternimmt. Wenn wir nun heute allerdings diese Löwen, welche andere Thiere verschlingen oder aber ihnen nichts thun, diese Adler, Greife, Hunde, Schlangen, sowie die verschiedenen christlichen Tugenden ꝛc. weniger mehr nach ihrer religiös-symbolischen und begrifflichen Bedeutung als nach ihrer decorativen und architektonischen Function auffassen, so mußten sie doch, als sie der Anschauung des Volkes noch unmittelbar verständlich waren, auch als religiöse Symbole zur architektonischen Stimmung des Ganzen in höherem Grade beitragen als jetzt, indem sie die Kanzel in eine Atmosphäre religiöser Weihe tauchten, die wir jetzt nur noch ahnen können. — Es ist das Verdienst einer Exegese, wie sie uns Hettner giebt, der Thätigkeit unserer Phantasie die sicheren Grundlagen zu verschaffen, vermöge deren sie uns ein zugleich plastisches und stimmungswahres Bild vergangener Anschauungs- und Denkweisen neuzuschaffen vermag.

„Was wir in redender Betrachtung und Schilderung nur als ein Nacheinander empfinden, wirkt in der bildenden Kunst als ein lebendiges Neben- und Miteinander, als ein ergreifendes Zusammen. Und was wir, die wir den kirchlichen Anschauungen des Mittelalters entwachsen sind, uns erst auf langen und mühsamen Umwegen der Forschung erschließen müssen, das war dem mittelalterlichen Christen unmittelbar faßlich, vom Herzen zum Herzen sprechend".

Wenn uns Hettner in Niccolò Pisano einen der frühesten Vorboten der Renaissance im 13. Jahrhundert vorführt, so werden wir im folgenden Abschnitt: „Der Ursprung der Renaissance", ein Jahrhundert weiter geführt. Im ersten Capitel dieses Abschnittes werden uns die humanistischen Vorläufer der eigentlichen Renaissance, Petrarca und Boccaccio, vorgeführt. Schon bei Dante, wiewohl der Grundgedanke seiner göttlichen Komödie noch durchaus mittelalterlich ist, „erklingen doch bereits überall die stolzen Klänge einer neuen Denkart". Trotz all ihrer theologisirenden Färbung ist „die

Google

göttliche Komödie wieder das erste Gedicht, das von den Idealen des echt und rein Menschlichen durchglüht ist". — Neben Dante steht Giotto, „der Begründer und Ahnherr jener großen Monumentalität, die der unterscheidende Grundzug der italienischen Malerei ist". Neue Ereignisse, der Sturz der Hohenstauffen, und damit der Idee des römisch-deutschen Kaiserthums, neue Staatenbildungen in Italien, das avignonesische Exil der Päpste bringen eine neue Zeit, ein neues Geschlecht hervor. „Alle Ueberlieferungen, welche bis dahin bindende Kraft gehabt hatten, waren erschüttert. Der Mensch sieht sich lediglich auf sich selbst gestellt". — In Petrarca und Boccaccio kam dieses stolze Selbstgefühl zuerst zum klaren Bewußtsein. Hettner rückt uns die Zeit, deren Vertreter sie sind, näher durch eine treffend durchgeführte Vergleichung mit der Sturm- und Drangperiode Deutschlands. Hier wie dort der Kampf gegen veraltete Satzungen, hier wie dort dieselbe Gefühlsphantastik und Selbstverhätschelung, hier wie dort das Anklammern an die Ideale des klassischen Alterthums. „Mitten aus seinem tiefinnersten Gefühlsleben heraus ist Petrarca der begeisterte Wiedererwecker der Alterthumsstudien, der Schöpfer des Humanismus geworden". „Boccaccio ist eine durchaus anders geartete Natur als Petrarca". Er tritt für „das unveräußerliche Recht der Leidenschaft" ein, ist aber zugleich „ein eingreifender Begründer des Humanismus", besonders in seinen späteren Jahren. Ihm ist die Wiederaufnahme des Studiums der griechischen Sprache und Literatur zu verdanken.

Im folgenden Aufsatz (desselben zweiten Abschnittes) über „Die Monumentalität der Kunst" führt Hettner aus, wie die großen Meister der Renaissancekunst dadurch, daß sie sich vom mittelalterlichen engen Handwerksgeiste befreiten und mit der vom Humanismus vermittelten klassischen Bildung erfüllten, die Kunst in ihrer wahren Größe und Weihe auffaßten*).

Nach wie vor blieben zwar die kirchlichen Aufgaben die vorwaltenden, doch die Auffassung derselben wurde von Grund aus verändert. „Die Bildner und Maler der Renaissance suchen in den Gestalten und Vorgängen der heiligen Geschichte und Sage nicht blos das Dogma, sondern ebenso sehr und noch mehr die ihm innewohnende Poesie". „Auch wer mit dem Dogma zerfallen war, fühlte sich verbunden und versöhnt mit einer Kirche, in welcher so unerschöpfliche Poesie lag". „Die Künstler standen auf der Höhe der Zeit, darum wurden sie deren monumentaler Ausdruck". Ja, bald überflügelten sie Wissenschaft und Dichtung nicht blos an Formenschönheit, sondern auch Gedankentiefe. Wenn aber der Verfasser meint, daß diese Wandlung sich in der Plastik langsamer vollzog als in der Baukunst, so ist dagegen zu bemerken, daß gerade die ornamentale und figurenbildende

*) Nur möchten wir bemerken, daß eigentlich humanistische Bildung nur den ganz hervorragenden Künstlern eigen war, während die große Masse derselben den Geist des Alterthums nur ganz naiv aus dessen Kunstwerken, so wie aus den durch die Humanisten zum Allgemeingut gewordenen Kenntnissen und Anschauungen schöpfte.

Google

Plastik in Florenz die frühesten Erscheinungen des neuen Stiles aufzuweisen hat, und daß z. B. gerade Donatello nicht nur der erste, sondern auch einer der ausgeprägtesten Vertreter jener neuen Auffassung war, wie sie Hettner charakterisirt, und daß sein Beispiel und Vorgang in seinem Gebiet nicht nur dem ganzen Jahrhundert die Bahnen weist, sondern geradezu den Ausgangspunkt und die Grundlage der recht eigentlichen Renaissance-Tendenzen in Sculptur und Malerei bis in ihre letzten Ausläufer bildet.

Sehr feine und neue Bemerkungen giebt sodann der Verfasser über die Umwandlung alter christlicher Compositionsmotive in Folge des neuen vermenschlichenden Geistes der Renaissance. Das Thema, welches hiermit der Verfasser anregt, verdiente eine systematische Durchführung, wenn auch nur in Bezug auf die hervorragendsten Compositionsmotive der christlichen Kunst. Besonders dem Filippino Lippi schreibt Verfasser verschiedene feine, neue Motive in der Darstellung der Madonna mit dem Kinde zu. Wenn aber Hettner in Bezug hierauf sagt: „Es wäre ein psychologisches Räthsel, wie ein Künstler, dessen Leben so leichtfertig und dessen Darstellungsformen zuweilen so unschön sind, so feinen Sinn für die Poesie der Bibel und Legende hatte, wenn nicht diese Erfindungen in Fra Filippos Jugendzeit fielen", so glaube ich, daß solche psychologische Räthsel gerade charakteristisch für viele Gestalten der Renaissance sind. Man betrachte nur die Ruchlosigkeit einerseits, die wahre Liebe zu Kunst und Wissenschaft andererseits, die wir an so vielen Fürsten der Renaissance wahrnehmen. Auch kann ja ebensogut ein schlechter Mensch ein guter Musikant sein, wie umgekehrt.

Die höchste Monumentalität erreichte die Renaissancekunst, wie Hettner zum Schluß hervorhebt, jedoch in einer Rückkehr zur altgeheiligten Ueberlieferung, die jetzt eine künstlerische Vollendung findet, wie sie durch die ganze vorhergehende Entwickelung der Renaissance vorbereitet und ermöglicht worden war. Raphaels Bildungsgang umfaßt nach Hettner die bedeutendsten dieser Phasen, sowie deren erhabenes Resultat.

Ein drittes Capitel des zweiten Abschnittes von Hettners Buch behandelt endlich den Kampf um Formensprache und Technik. Hettner weist auf den Kern der formellen Entwickelung der Renaissancekünstler hin, daß sie nämlich an der Antike sich wieder das Verständniß für die Natur erwarben, durch die Antike also Realisten wurden, ein Prozeß, der jedenfalls die originelle Begabung derselben darthut. Dem gleichzeitig erwachenden wissenschaftlichen Realismus verdankte es die Kunst sodann, daß sie von Anfang an sich nicht mit äußerlicher Nachahmung der Einzelerscheinungen begnügte, sondern den Zusammenhang der Naturgesetze in ihren Schöpfungen zu verfolgen strebte. Das Studium der Anatomie ging Hand in Hand mit dem Studium der Perspective sowie der Darstellungsmittel, insbesondere der Farbentechnik.

Während Hettner in der zweiten Abtheilung seiner Schrift vorzugsweise

Google

die realistischen Tendenzen der Renaissancekunst im Zusammenhang mit der allgemeinen Culturgeschichte darstellt, so wendet er sich im dritten Abschnitt: „Die Dominicaner in der Kunstgeschichte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts" (wie aus dem Titel ersichtlich, theilweise wieder in frühere Zeiten zurückgreifend), der entgegengesetzten, reactionären Strömung zu, welche mit den geschilderten Tendenzen in Kampf trat.

In einer kurzen Einleitung macht Hettner auf den Unterschied zwischen dem Mysticismus der Franziscaner, sowie dem Dogmatismus der Dominicaner aufmerksam und charakterisirt in allgemeineren Zügen den Einfluß des Letzteren auf die italienische Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts. — Im 14. Jahrhundert seien die von ihnen inspirirten Gemälde Erfindungen gelehrter Mönche, trockene Bücherphantasien, die hauptsächlich auf die Verherrlichung der Lehren des heiligen Thomas von Aquino ausgehen. Im 15. Jahrhundert wandle sich die starre dogmatische Tendenzpredigt zwar in fromme Asketik, aber das Ziel engster Kirchlichkeit bleibe unwandelbar dasselbe.

In dem folgenden Capitel giebt nun der Verfasser zur weiteren Beleuchtung jener allgemeinen Charakteristik zunächst, mit Hilfe der herangezogenen Sätze des Thomas von Aquino, die Erklärung zweier Kunstwerke des 14. Jahrhunderts, eines Altarbildes des Traini in S. Catarina zu Pisa, sowie eines solchen des Orcagna in S. Croce zu Florenz, die sich beide auf die Verherrlichung eben jenes Meisters der Scholastik beziehen. — Wenn nun auch der mäßige Kunstgenuß, den uns diese Werke gemalter Scholastik bieten, durch Entzifferung ihrer Hieroglyphik nicht erhöht wird, so gewährt uns Hettner dadurch doch einen culturgeschichtlich hochinteressanten, unmittelbaren Einblick in die geistige Werkstätte des 14. Jahrhunderts.

Von besonderem Interesse sind aber die beiden folgenden Capitel, die sich auf einige der hervorragendsten Fresken des 14. Jahrhunderts beziehen, zu deren in der That ebenso neuer und überraschender, wie nach unserer Ansicht richtiger Erklärung er ebenfalls die Lehrsätze des Thomas von Aquino zu Hilfe zieht. — Die Beweisstellen, welche Hettner in's Feld führt, um darzuthun, daß die auf dem Frescobild der streitenden und triumphirenden Kirche in der „Capella di Spagna" zu S. Croce in Florenz rechts oben befindlichen Gruppen in einem Garten sitzender Personen, ebenso wie die tanzenden und lustwandelnden Paare im Garten, nicht, wie bisher angenommen wurde, die Weltlust, sondern im Gegentheil die Ueberwindung der Weltlust darstellen sollen, sind so schlagend, daß von jetzt an sich schwerlich noch eine andere Auslegung behaupten kann. Hettners neue Auslegung gewinnt aber noch erhöhte Bedeutung dadurch, daß sie die Grundlage zu einer von der bisherigen ganz abweichenden Erklärung einer Gruppe auf dem großartigen, als „Triumph des Todes" allgemein bekannten Frescobilde im Camposanto zu Pisa bildet.

Auch hier sehen wir nämlich wieder den Garten mit sitzenden und lustwandelnden Figuren, die im Einzelnen so vielfache Uebereinstimmung mit

Google

den Motiven der entsprechenden Gruppe in der Capella di Spagna zeigen, daß an einer Idendität der unterliegenden, symbolischen Bedeutung beider nicht gezweifelt werden kann.

Sowohl der unbefangene Beschauer wie die Gelehrten pflegten bisher allgemein diese Gruppe als inmitten der Weltlust vom Tod überraschte Menschen aufzufassen; nach Hettners unzweifelhaft richtiger Deutung illustrirt sie aber im Gegentheil den Gedanken: „Wer die Weltlust überwunden, erwartet heiter und gefaßt den Tod“.

Von der Dominicanerkunst des 14. Jahrhunderts geht Hettner im 4. Capitel dieses Abschnittes zu der des 15. Jahrhunderts über und stellt als zwei stark contrastirende Vertreter derselben den frommen Dominicaner Fra Beato Angelico und den ganz ausgeprägt weltlichen Renaissancemaler Filippino Lippi gegenüber, der nur im Auftrag der Dominikaner ein Gemälde ausführte, das sich auf deren Lehre bezieht.

„In den Bildern Fiesoles spricht sich das Dominicanerthum des 15. Jahrhunderts mit derselben festen und eindringlichen Monumentalität aus, wie das Dominicanerthum des 14. Jahrhunderts an den Bildern Trainis und Orcagnas und in den Fresken der spanischen Capelle in Florenz und des Camposanto zu Pisa. Es ist nicht mehr trockne Scholastik und düsterer Fanatismus; es ist jetzt tief innige religiöse Lyrik. Aber nur die Kampfweise ist verschieden, das Ziel ist dasselbe; ein stiller Protest kindlicher Gläubigkeit gegen den rings aufwuchernden Unglauben. — Das Dominicanerthum Fiesoles ist nicht mehr ein starr dogmatisches, sondern ein fromm ästhetisches —“. Ueber die Fresken Filippino Lippis, die dieser im Auftrag des Cardinals Olivieri Caraffa in der Dominicanerkirche S. Maria sopra Minerva zu Rom zur Verherrlichung des Thomas von Aquin ausführte, äußert sich dagegen der Verfasser am Schluß der Besprechung in folgender Weise: „Wo ist in dieser trocknen Programmmalerei die herzgewinnende eindringliche Herzenspoesie Fiesoles? Und dies kalte scholastische Wesen wenige Schritte entfernt von Fiesoles Grabstätte! —“

Bei dieser Vergleichung der beiden Meister vom Gesichtspunkte des dargestellten Inhaltes aus scheint uns die besprochene Schöpfung Filippinos als Kunstwerk im Ganzen zu schlecht wegzukommen. — Wenn auch das dem Filippino vorgeschriebene Thema allerdings Programmmalerei verlangte, so vergißt man hier doch nahezu den scholastischen Hintergedanken, um den der Maler selbst im Einzelnen sich wenig kümmerte, und fühlt sich vielmehr reichlich für die mangelhafte „Idee“ durch die verschwenderische Entfaltung der blendenden Reize filippinischer Kunst entschädigt. Was ist ihm Hekuba? Man erfreut sich an der herrlichen Architektur, an der Pracht der Ornamentik, der Leuchtkraft der Farben, den zum Theil großartig schönen Motiven der einzelnen Gestalten in ihrer reichen Gewandung, sowie besonders an der mannigfachen Charakteristik der dargestellten Portraitköpfe. Auch der symmetrische Aufbau der ganzen Composition ist sehr gelungen, und ist im Verein mit

Google

den vorzüglichen Einzelnheiten vollkommen geeignet, die Seele des Beschauenden mit jener Harmonie zu erfüllen, die der Genuß eines ächten Kunstwerkes gewährt, ohne daß man das Bedürfniß findet, sich dieselbe durch Aquinos Strafpredigt gegen den niedergeschmetterten Averroes oder gar durch ein Grübeln über dessen, dem Bild zu Grunde liegende, Dogmatik zu verkümmern.

Das letzte Capitel dieses Abschnittes ist dem Dominicanermönch Fra Savonarola gewidmet, der ja auch auf die Kunst seiner Zeit durch seine Stellung zu derselben einen mächtigen Einfluß übte.

Sein Auftreten bildet allerdings einen schrillen, wenn auch begreiflichen Mißton inmitten des Glanzes und Selbstbewußtseins der Renaissancekunst. Es ist der Gegensatz zwischen dem religiösen Schein und der weltlichen, antidogmatischen Tendenz derselben, welcher den Zorn des starren Dominicaners herausfordert. Und in der That, wenn auch sein barbarisches Eifern Anfangs manche Verwirrung und Zerstörung in das Kunstleben hineintragen mochte, von seinem Anftreten an datirt ein neuer großartiger Aufschwung der Plastik und Malerei. Das naive, oft hausbackene Spiel mit heiligen Stoffen, die specifisch künstlerische Prahlerei mit der Indifferenz gegen den Stoff an sich, der blos als Gelegenheit zur Bewältigung formeller und technischer Probleme, sowie zur Vorführung von Charakterstudien nach dem Leben angesehen wird, nimmt ab, es erwacht ein vertieftes Streben, die gewonnene Beherrschung der Natur, Technik und Formensprache zum höchsten und mächtigsten Ausdruck der christlichen, in ihrer tiefsten Poesie erfaßten Ideen zu verwerthen.

„Auch Michelangelo stand, wie die Ueberschrift „Christus“ auf einem Briefe vom 2. Juli 1496 (Lettere 1875, S. 375 u. 342) beweist, eine Zeit lang unter demselben bestrickenden Einfluß; sicher hat die tiefe Innerlichkeit der Pietà hier ihren Ursprung.“ —

Den nächsten Abschnitt (IV) bildet ein einzelner Aufsatz über das „Cambio zu Perugia“. Die Malereien des Pietro Perugino daselbst, obwohl als Kunstwerke nicht hervorragend, sind doch vollkommen aus dem Geiste der Zeit hervorgegangen. „In den Deckenbildern der Einfluß der Gestirne“. . . „in den Wandbildern die geistig sittlichen Mächte“. „Es ist das alte Räthsel von Nothwendigkeit und Freiheit“. „Wo ist ein würdigerer und sinnigerer Schmuck eines Gerichtssaales?“

Die wichtigste und interessanteste Partie des Buches ist nach unserer Ansicht die folgende (V.), welche den Titel: „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance“, trägt und in die Capitel zerfällt:

1) Das Wiederaufleben des Platonismus.
2) Raffael und die kirchlichen Bewegungen.
3) Michelangelo und die sixtinische Capelle.

Auch in diesem Abschnitt geht also der Verfasser, seinem Programm entsprechend, hauptsächlich darauf aus, den inneren Zusammenhang zwischen den allgemeinen, geistigen Tendenzen des sechszehnten Jahrhunderts und einiger

Google

seiner hervorragendsten Kunstschöpfungen, als besonders prägnanten Culturäußerungen, nachzuweisen. Im ersten Capitel zeigt er zunächst, wie der durch Gemisthon Pletho bei Gelegenheit des Florentiner Concils von Neuem ins Leben gerufene Platonismus mächtig bestimmend auf das geistige und religiöse Leben Italiens und somit auch auf dessen Kunst einwirkte. — Zugleich charakterisirt Hettner mit feiner psychologischer und dialektischer Unterscheidung die verschiedenen Schattirungen, welche sich unter den an Plato anknüpfenden Systemen geltend machten. Gemisthon Pletho selbst war der Anführer einer das Christenthum verneinenden Richtung, welche insbesondere an der römischen Akademie unter Pomponius Letus Wurzel faßte. Die, obwohl von Plethon ins Leben gerufene, platonische Akademie in Florenz suchte dagegen Christenthum und platonische Philosophie in Einklang zu bringen. — Sie theilte sich wiederum in zwei Hauptrichtungen, wovon die eine vorwiegend dogmatische, die andere moralphilosophische Fragen verfolgte. Während die Dogmatiker wie Christoforo Landini in der Erkenntniß Gottes die höchste Glückseligkeit suchten, führte den Moralphilosophen zufolge die Liebe zu dem ersehnten Ziele. (Wie besonders deutlich Lorenzo de Medici im Gedicht l'altercazione ausspricht.)

„Die Lebensfreudigkeit und der Schönheitssinn, den die Florentiner mit ihrem rührend emsigen Erkenntnißstreben verbanden, zeigt uns aber wieder recht lebendig, wie dieses große Zeitalter der italienischen Renaissance das Alterthum nicht blos erforschte, sondern in tiefster Sinnesverwandtschaft es frisch und begeistert wieder durchlebte".

„Mehr noch als die Dogmatiker haben diese Moralphilosophen die platonisirende Denkweise in die weitesten Kreise getragen. Bald wurde sie die herrschende Zeitrichtung. Sie hatte nicht mit dem Christenthum gebrochen, aber die Enge und Strenge der mittelalterlichen Kirchlichkeit hatte sie erweitert und vermenschlicht. Die Kunst der italienischen Hochrenaissance wurzelt wesentlich in dieser Gesinnung". —

Im folgenden Capitel führt uns der Verfasser zumächst in die mit Raffaels unsterblichen Fresken geschmückten Stanzen des Vaticans. Jene, von platonischer Philosophie human erweiterten, christlichen Anschauungen fanden ihren herrlichsten künstlerischen Ausdruck in den Fresken der Stanza della Segnatura. „Es ist eines der denkwürdigsten Ereignisse der Papstgeschichte, daß der Freskenschmuck desjenigen Gemaches, in welchem die dem Papste persönlich vorgelegten und mit seiner Unterschrift zu versehenden Entscheidungen verhandelt wurden, nicht die Verherrlichung der Kirche und des Papstthums ist, sondern der großartig monumentale Ausdruck des neuen, freien Menschenideals, wie es die neue humanistische Bildung erfaßte und verwirklichte".

Von Einzelnheiten der Besprechung dieses Saales wollen wir die Erklärung hervorheben, die Hettner, entgegen so vielen erkünstelten, christlichen Deutungen, der Tafel mit Schriftzeichen und Linien giebt, welche in der

Google

Schule von Athen ein Knabe zur Seite des von Hettner eben in Folge dieser Erklärung mit Bestimmtheit als Pythagoras bezeichneten Philosophen hält. Im Unterschied von Springer beschränkt sich Hettner nicht darauf, in den Zeichen dieser Tafel blos eine Hindeutung auf Arithmetik und Musik zu sehen, noch weniger begnügt er sich mit der ausschließlich musikgeschichtlichen Deutung von Emil Naumann (Zeitschrift für bildende Kunst. Bd. 14. S. 99 ff.), sondern er sieht darin vor Allem eine Beziehung auf das philosophische System des Pythagoras. —

„Diese vor ihm aufgestellte Tafel ist die Darstellung der Pythagoräischen Zahlen- und Harmonielehre, die Darstellung der Pythagoräischen Grundidee, daß das All Zahl und Harmonie ist. Es ist bewunderungswürdig, mit welchem genialen Scharfsinn und zugleich mit welchem unvergleichlichen Schönheitssinn das Thema dieser Tafel die verwickelte Pythagoräische Lehre klar und faßlich zum Ausdruck bringt: die Zahl als den Urgrund und das Wesen der Dinge, die harmonischen Zahlenverhältnisse als die Gesetze ihrer Verbindungen und Wechselbeziehungen, als die Ursache ihrer Ordnung und ihres Bestandes!"

Die Begründung, welche der Verfasser seiner Ansicht durch Herbeiziehung einschlägiger Stellen sowohl des Pythagoras und anderer griechischer Philosophen, wie auch aus der Literatur der Renaissance und der modernen Forschung unternimmt, ist ebenso eingehend als überzeugend, möge jedoch im Buche selbst nachgelesen werden, da hier doch nur Bruchstücke daraus mitgetheilt werden könnten, die geschlossene Ordnung derselben also unterbrochen werden müßte.

Auch diese Betonung der Lehre des Pythagoras in der Schule von Athen beweist nach Hettner die Durchdringung der damaligen Bildung mit der Lehre des Plato. „Die Pythagoreische Harmonielehre ist die Grundlage und Vorstufe der platonischen Ideenlehre". —

Während wir in der Stanza della Segnatura den Ausdruck freiester Renaissancebildung wahrnehmen, sehen wir bereits in der anstoßenden Stanza d'Eliodoro „die ausdrückliche und absichtliche Verherrlichung der Kirche". —

Diese Wandlung kam nicht aus dem Innern des Künstlers, sondern aus den veränderten Richtungen und Absichten der päpstlichen Auftraggeber.

Die Ausschmückung dieser Stanza fällt in die Jahre 1512—1514, das lateranensische Concil in die Jahre 1512—17. — Die Malereien dieser sowie der anstoßenden Stanzen sind unter den directen Einwirkungen der Concilbeschlüsse und der gleichzeitigen Ereignisse, auf welche sich diese bezogen, entstanden. —

Schon andere Autoren, wie insbesondere Passavant, haben im Allgemeinen darauf hingewiesen, daß die Fresken der Stanzen Anspielungen auf die Schicksale der Kirche zur Zeit ihrer Entstehung enthalten; es ist aber das Verdienst Hettners, diese zeitgeschichtliche Bedeutung der Fresken im Ein-

Google

zelnen durch die überraschendsten chronologischen und sachlichen Daten nachgewiesen zu haben.

Während nun die Züchtigung Heliodors, die Umkehr Attilas und die Befreiung Petri auf den Triumph der Kirche über ihre äußeren Feinde und ihre Rettung vor denselben (d. h. auf ihre Kämpfe mit Ludwig XII. und die Schlachten von Ravenna und Novara) hindeutet, so stellt dagegen die Messe von Bolsena den Sieg der Kirche über ihre inneren Feinde dar. Die Reformation hatte ihr Haupt erhoben, zugleich fühlte die Kirche selbst das Bedürfniß einer inneren Reform. Es beginnt ein Kampf derselben sowohl gegen die laxen Sitten der Geistlichkeit, als gegen Abfall oder Unglaube, also gegen Reformation, Sectenthum, wie humanistische Freigeisterei. Die Messe von Bolsena ist der monumentale Ausdruck der beginnenden Gegenreformation.

In Bezug auf den Burgbrand in der nächsten Stanza dell' incendio äußert sich Hettner folgendermaßen:

„Der Ursprung und Zweck des Bildes liegt in der achten Sitzung des lateranischen Concils vom 18. December 1513, die gegen die Ausschreitung der Materialisten gerichtet war, denen, wie Pietro Pomponazzi offen aussprach, der Glaube an das wunderthätige Eingreifen übernatürlicher Gnadenmittel nur als leerer und thörichter Wahn galt".

Das Grundmotiv, wenigstens im Sinne des Auftraggebers, Leo X., ist nicht der Brand selbst, sondern der wunderthuende Papst im Hintergrund. Wenn nun Raffael diesen möglichst perspectivisch zurückdrängte und als künstlerische Hauptsache „die Gestalten der Bedrängten und Rettenden" hervorhebt, so handelt er eben ähnlich wie Filippino Lippi in seinen oben erwähnten Fresken der Minerva. Dem Werthe auch des Raffaelischen Frescobildes wird dadurch kein Eintrag gethan, nur darf nicht die ihm in Auftrag gegebene „Idee" als Maßstab der Beurtheilung angenommen werden; die künstlerische Idee liegt vielmehr allerdings in der Dramatik des vorgeführten „historischen Genrebildes". — Was ist ihm Hekuba? —

Der Sieg Leo IV. über die Sarazenen enthält dagegen eine unmittelbare Anspielung an die lebhaften Mahnungen des 6., 7, und 8. lateranischen Concils an Europas Fürsten, den unter Selim I. hereinbrechenden Türken entgegenzutreten. „In den beiden letzten Bildern aber, deren Entstehung in die Jahre 1516 und 1517 fällt, in der Krönung Karls des Großen und im Reinigungseid Leo III., sehen wir die Verherrlichung der in ihren Ansprüchen immer mehr sich steigernden Kirchenpolitik, die Verherrlichung der unumschränkten Gewalt und Machtvollkommenheit des Papstthums, der unbedingten Ueberordnung der Kirche über die weltliche Macht". — Sie stehen in directer Beziehung zu der am 19. December 1516 im lateranischen Concil erfolgten Verkündigung des Concordates mit Frankreich, durch welches die gallicanischen Sonderrechte aufgehoben, die französische Kirche wieder unter die unbedingte Oberherrlichkeit des Papstes zurückgeführt wurde.

Google

„Folgerichtig entstand jetzt auch der Gedanke des Constantinsaales. Die Schilderung der Macht der Kirche sollte begründet und erzeugt werden durch die Schilderung der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und der Stiftung des Kirchenstaates“.

Während in den Aufträgen für die Ausmalung der vaticanischen Stanzen mehr der äußere Einfluß der Zeitereignisse auf Raffaels Schaffen hervortritt, so zeigen dagegen die Visionsbilder (heilige Cäcilia, Vision Ezechiel, sixtinische Madonna, Transfiguration), welche die letzten und herrlichsten seiner Schöpfungen sind, wie der allmählich sich umwandelnde Zeitgeist auch auf Raffaels innerstes Seelenleben, dessen Ausdruck jene Gemälde sind, auf's Tiefste einwirkte. — „Das Pfäffische und herrschsüchtig Hierarchische wies Raffael unmuthig von sich ab, das bekunden die Bilder der Stanza dell' incendio unwiderleglich. Aber das erhöht religiöse Leben, wie es seit der Eröffnung des lateranischen Concils in immer weitere Kreise drang, fand im Schöpfer der Disputa den lebhaftesten Wiederhall“. „Wir stehen vor einer höchst denkwürdigen Wendung. Das dämonisch Visionäre ist einer der hervorragendsten Züge in Raffaels letzten Lebensjahren“.

Im dritten Capitel des V. Abschnitts bespricht Hettner Michelangelos Verhältniß zu den geistigen Zeitrichtungen, wie es sich in seinen Fresken in der sixtinischen Capelle offenbart.

Zunächst giebt er eine kurze Uebersicht der Malereien dieser Capelle, die noch im 15. Jahrhundert ausgeführt wurden, und betont, daß auch sie nach einem einheitlichen, kirchlichen Grundgedanken entworfen wurden. — (Wenn er als Baumeister der im Jahre 1473 unter Sixtus IV. erbauten Capella Sistina den Baccio Pontelli anführt, so scheint diese Annahme nach Milanesis neuesten Forschungen hinfällig zu sein.)

„Es folgte die zweite gewaltigste Episode in der Geschichte der sixtinischen Capelle. Es folgten die Deckengemälde Michelangelos. „Sie sind die eigenste That des Künstlers; auch in ihrem tiefen Ideengehalt“. „Liebevoll und feinsinnig suchte sich auch die Erfindung Michelangelos dem Vorhandenen anzuschließen“. Trotz der kirchlichen Symbolik stammt aber der gestaltende Grundgedanke bei ihm aus der platonischen Philosophie. „Der christliche Begriff des Sündenfalls und der Erbsünde war in den neuen Florentiner Platonikern erweitert und vertieft worden durch die platonische Anschauung von der eingebornen Tragik der himmelentstammten Menschenseele“ . . . Aus dieser platonisirenden Auffassung des Christenthums erklärt Hettner auch die bisher räthselhaft gebliebenen weiblichen Gestalten inmitten der Engelschaaren, welche Gottvater bei der Erschaffung von Sonne und Mond, sowie der Erschaffung Adams umgeben. „Nur Plato giebt Antwort auf diese Räthsel“. „In jenem ersten Bild ist die Personification der Weltseele, im zweiten die Personification der Menschenseele. Das Vorbild war die antike Darstellung der Psyche“.

Auch bei Michelangelo aber findet Hettner einen analogen Uebergang

Google

vom platonischen zum gegenreformatorischen Christenthum in dessen Werken ausgeprägt, wie bei Raffael. — „Der Meister des Jüngsten Gerichtes ist ein Andrer als der Meister der Deckengemälde". — „Michelangelo, der Schöpfer des Jüngsten Gerichtes, ist nicht mehr der begeisterte Anhänger der platonischen Philosophie; er ist der zornmüthige Parteigänger des wiedererstandenen kirchlichen Eifers".

Der letzte Abschnitt des Buches (VI.) wendet sich einer wieder etwas vorgerückteren Periode, der Spätrenaissance, und zwar hinsichtlich deren Literatur wie Kunst zu. — Im ersten Capitel: „Das Renaissancedrama und die Vitruvianer und Manieristen", scheint uns das Band, durch welches diese heterogenen Stoffe aneinandergeknüpft sind, etwas locker. — Wenn Hettner den Mangel einer echten Tragödie der Renaissance mit folgenden Worten erklärt: „Tragödie ist nur möglich in Völkern und Zeitaltern, welche Gewissen haben. Deshalb hatten die Römer keine Tragödie. Und deshalb hatte auch das Zeitalter Cesare Borgias und Machiavellis keine Tragödie", so scheint uns dieser Ausspruch im Ganzen doch etwas zu herbe. Wir glauben eher, der Grund sei in dem Unvermögen des Renaissancezeitalters zu suchen, die verschiedenen, gleich mächtigen und sich widersprechenden Culturelemente, die auf dasselbe eindrängten, zu einer harmonischen, consequenten Weltanschauung durchzubilden. Christenthum und Alterthum, ästhetische Phantasie, eingewurzelte Tradition und realistischer Forschergeist waren Factoren, die theils einander bekämpften, theils Compromisse miteinander eingingen, aber nie sich zu einer einheitlichen Gesammtanschauung verschmelzen konnten. Dazu hätte der eine oder andere dieser einander ausschließenden Factoren geopfert werden müssen. Dasselbe Urtheil wie über die Tragödie fällt Hettner auch über die Komödie der Renaissance, in welcher denn in der That auch die Frivolität der Renaissance (die aber doch nicht deren treibendes Princip, sondern nur ein Ausfluß jener Widersprüche war) besonders nackt hervortritt.

Die antikisirende Tendenz des Epos der Spätrenaissance, welche Hettner als Ausdruck einer zunehmenden Entseelung der Dichtung auffaßt, bietet ihm endlich die etwas schmale Brücke zum Classicismus der Hochrenaissancearchitektur. Das zunehmende Studium antiker Architektur scheint uns eine durchaus gesunde und nothwendige Consequenz des ersten Schrittes gewesen zu sein, welcher im 15. Jahrhundert gethan wurde, wenn auch das trotz allen Forschens und Bemühens lückenhaft bleibende Material von antiken Monumenten und in Folge dessen mangelhafte Verständniß desselben der Kunst jener Zeit nicht in dem Maße zu Gute kommen konnte, als eine vollständige Kenntniß antiker Baukunst dem architektonischen Schaffen ersprießlich sein muß, ohne dessen Freiheit zu hemmen. — Wenn Hettner von der vitruvianischen Akademie, die sich im Jahre 1542 zu Rom bildete, um die antiken Monumente Roms neu auszumessen und mit Vitruvs Vorschriften zu vergleichen, sagt: „Ein sichtbares Ergebniß ist nicht aufzuweisen; aber

Google

man sieht, wohin der Zug der Zeit geht und wie äußerliche Regelrichtigkeit als höchstes Kunstideal gilt", so scheint uns Vignola, der als Zeichner für diese Akademie seine Studien der römischen Architektur machte, schon durch seine Schöpfungen ein schönes Ergebniß jenes Unternehmens geliefert zu haben. Auch Michele Sammicheli, dessen Hettner ganz geschweigt, verdankt dem Studium der römischen und veronesischen Ruinen seinen Stil. Immerhin verkennt Hettner nicht ganz die großen Vorzüge der Spätrenaissancearchitektur, dagegen bricht er den Stab völlig über Malerei und Plastik aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, worin wir ihm auch nicht ganz beistimmen können, insbesondere was die Plastik betrifft. — Wenn auch auf Bildhauer wie Vincenzo Rossi, Vincenzo Danti und viele andere Affen Michelangelos Hettners Worte: „Die Form wird phrasenhaft und naturlos, der Stil wird Manier" passen, so möchten wir dieselben doch nicht auf zahlreiche andere Bildhauer der Zeit, wie Niccolò Tribolo, Alfonso Lombardo, Pio Clementi, Begarelli ꝛc. angewendet wissen. — Ja selbst Baccio Bandinelli ist keineswegs in allen seinen Werken so manirirt und schwülstig, wie er gemeinhin wegen seines Herkules und Cacus, sowie wegen seiner Stellung zu Michelangelo verschrieen ist. Was nun aber gar Benvenuto Cellini und Giovanni da Bologna betrifft, so verdient ihre Kunst doch gewiß nicht das allzuharte Urtheil: „Pathos ohne Inhalt, theatralische empfindungslose Affecthascherei, herausfordernde Dreistigkeit glänzenden Machens ohne Wahrheit, ohne Natur, ohne Liniengefühl". — Es ist allerdings richtig, daß Cellini wie Gianbologna die menschliche Figur mehr decorativ verwendeten. Aber, wird man ihnen Liniengefühl absprechen können, und gab es größere Meister der architektonischen Sculptur, als sie?

Im 2. Capitel dieses Abschnittes, womit das Buch schließt, wird uns der Dichter Tasso, als das tragische Opfer der Gegenreformation, nicht des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung, wie er nach Goethes Schauspiel in Deutschland meist aufgefaßt wird, vorgeführt. In dramatischen Zügen schildert uns der Verfasser den allseitigen und trostlosen Weg der kirchlichen Reaction, sowie er uns an der Hand der Documente die Ursachen der geistigen Zerrüttung Tassos enthüllt. — Ein Rath von jesuitischen Freunden in Rom, denen er das Manuscript seiner Gerusalemme liberata zur Beurtheilung vorgelegt hatte, tadelt darin die Stellen, die über Liebe und Heidenthum handeln, er weist ihre Kritik anfangs entrüstet zurück, verfällt dann in Tiefsinn, unterwirft sich freiwillig einem Inquisitionstribunal nach dem andern, um stets als frommer Christ entlassen zu werden; er begnügt sich aber nicht damit, grübelt weiter, schließlich stellen sich die ersten Anfälle von Irrsinn ein, indem er im Zimmer der Herzogin von Ferrara einen Diener mit einem Messerstich anfällt.

„Die Tragödie Tassos war die Tragödie Italiens —"

Zum Schluß zeigt Hettner, wie die durchgeführte, vollständig zur Herrschaft in Italien gelangte kirchliche Reaction nun auch der bildenden Kunst wieder

Google

einen Inhalt „und darum auch wieder eine überzeugende Monumentalität“ giebt. Es ist die Zeit des mächtig prunkhaften Barockstils und der inbrünstigen Ekstasenmalerei.

In möglichst kurzen Andeutungen haben wir auf den selbst schon so knapp gehaltenen mannigfachen und höchst anregenden Inhalt dieses glänzend geschriebenen Buches hingewiesen.

Statt in eine ermüdende, formelle Besprechung der vorgeführten Kunstschöpfungen einzugehen, die doch nimmer die Anschauung selbst ersetzen könnte, hat uns der Verfasser vielmehr das geboten, was wir beim Anschauen von Werken der Kunst, trotz allen unmittelbaren Genusses derselben, dessen wir nur fähig sein mögen, doch so oft zu wissen wünschen, und was nur das Wort und die Forschung bieten kann, nämlich die Enthüllung des weiteren wie engeren Zusammenhanges solcher einzelnen Culturerscheinungen mit den allgemeinen Zeitideen, unter denen sie hervortraten und für welche auch sie Ausdrucksweisen bildeten. — Wesentlich wird dieses Streben des Verfassers dadurch gefördert, daß er neben den politischen, socialen und religiösen Strömungen der verschiedenen Zeiten insbesondere auch deren literarische und wissenschaftliche Thätigkeit mit der künstlerischen, der er immerhin den Vordergrund einräumt, in Parallele stellte. Denn wenn schon das praktische eben sowohl wie das theoretische Leben und Streben des Menschengeistes immer aus denselben gemeinsamen Zeit- und Grundideen fließt, so äußern sich letztere doch stets am reinsten und durch Zufälle und Nebensachen ungetrübtesten in den theoretischen Gebieten der menschlichen Geistesthätigkeit, welche daher einander das directeste und hellste Licht und Verständniß für die Nachwelt zu gewähren geeignet sind.

Ueber die sprachlichen und formellen Vorzüge von Hettners Schrift werden die Auszüge, die wir absichtlich möglichst oft selbst reden ließen, dem Leser, der diesen Meister der Form nicht schon aus seinen früheren Schriften kennen sollte, schon eine annähernde Vorstellung gegeben haben, die jedoch erst durch die Lectüre des eleganten Buches selbst dem letzeren auch in dieser Hinsicht völlig gerecht werden kann.

Google

Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Von

Jakob Baechtold.

— Zürich —

Zu Neujahr 1879 erschien bei J. Huber in Frauenfeld ein Band Gedichte, die den Namen ihres Urhebers, Heinrich Leuthold, sofort weit über die Grenzen der Schweiz hinaustrugen. Bis dahin war die Familie Leuthold hauptsächlich aus dem „Tell" bekannt gewesen; man gestand sich, daß das Talent, die Leute zum Hutabziehen zu nöthigen, sich von Ahn zu Enkel fortgeerbt habe, und erinnerte sich zugleich, dem überaus formgewandten Poeten früher schon als Uebersetzer französischer Lyrik begegnet zu sein. Es wurde zunächst nach den üblichen Personalien geforscht, und da bekam man gar trübselige Dinge zu hören: der Dichter all' dieser schönen Sachen sitze im Züricher Irrenhause, wahnsinnig und von einer unheilbaren Brustkrankheit befallen. So war es auch, und ein Kritiker hatte in einem der angesehensten Blätter Deutschlands sogleich das Wort in Bereitschaft: die Trias Hölderlin, Lenau und Leuthold sei nun leider complet. Der Vergleich mit Waiblinger wäre passender gewesen.

Am 1. Juli 1879 ist Heinrich Leuthold gestorben, und die Oeffentlichkeit hat nun das Recht, das ihr bei Lebzeiten des unglücklichen Dichters Vorenthaltene zu erfahren.

Es war eine verhängnißvolle Mischung, Edles und Unedles wie grelle Farben dicht neben einander: eine Natur von unbändiger Kraft, welche zu Ausschreitungen drängte, eine freudlose Jugend, frühe Verbitterung, stachelnder Neid auf Glück und Erfolg falscher Größe, auf die mit grimmiger Verachtung herabgesehen wurde, das nagende Gefühl halber Talente, herbes, verschlossenes Mannesalter, oft selbst verschuldete Noth; — daneben aber, wenn die Stunde gut war, ein Herz voll Liebefähigkeit, „ein Auge, lechzend nach allem Schönen und eine Seele voll Wohllaut".

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Heimath Leutholds ist Schönenberg, unweit vom Züricher See gelegen. Es ist ein wilder Volksschlag, der hier an den Grenzen zum Canton Schwyz wächst, und diese Stammeseigenthümlichkeit hat Leuthold sein Leben lang nicht verläugnet. Es lastete wie das fluchvolle Fatum einer Schicksalstragödie auf vier Brüdern: alle haben nach glücklosem Dasein, jeder auf verhängnißvolle Weise, geendet.

Vor fünf Jahren schrieb Leuthold auf Anliegen eines schweizerischen Schriftstellers seine Selbstbiographie nieder, und da ich mit dem gesammten literarischen Nachlaß zur Zeit im Besitz auch dieses Schriftstückes bin, mag dasselbe in seinem ganzen Umfange hier zum Abdruck gelangen. Es ist in mehr als einem Punkte charakteristisch, zwar so farblos und ohne jeden warmen Pulsschlag, daß man ihm die Masse auf Bestellung ohne Weiteres ansieht.

„Im Jahr 1827 geboren in Wetzikon (C. Zürich), besuchte ich die dortigen Schulen und verdanke dem damaligen Secundarschullehrer und späteren Regierungspräsidenten K. Sieber die erste Förderung meiner schon in allerfrühester Jugend erwachten Neigung zur Poesie und die Anregung zu eigenen poetischen Versuchen; besonders lebhaft erinnere ich mich der zündenden Wirkung, welche außer der Bekanntschaft mit einzelnen Werken Goethes, Schillers und Lenaus — die erstmalige Lectüre von Herweghs Gedichten auf mich übte.

Nach wechselvollen Schicksalen und einer unter dem Druck materieller Sorgen mühsam erworbenen Vorbildung für den Universitätsbesuch bezog ich nach einander alle drei schweizerischen Hochschulen, indem ich die Jurisprudenz zu meinem Brotstudium wählte, dabei aber die meisten philosophischen und beinahe alle Collegien über Literatur hörte, welche mir während meiner Studienzeit zugänglich waren. In letzterer Beziehung wirkte der damals an der Berner Universität angestellte, als Dichter des „Sohn der Zeit" und Uebersetzer des Aristophanes, Shakespeare, Béranger &c. bekannte Ludwig Seeger sehr anregend auf mich; noch entscheidender aber war der Einfluß, den später in Basel Wilhelm Wackernagel und der treffliche, als Lehrer und Freund mir gleich unvergeßliche Jakob Burckhardt durch ihre Vorlesungen sowohl als durch den frequenten Privatverkehr auf mich übten.

Im Jahre 1848 an die Universität Zürich zurückgekehrt, lag ich beinahe ausschließlich den juristischen Studien ob und war eben im Begriff, veranlaßt durch das Vertrauen und die aufmunternde Unterstützung des damaligen Justizdirectors Bollier, in den Staatsdienst einzutreten, als mir das Anerbieten einer pädagogischen Stellung plötzlich die Aussicht auf Erfüllung des langgehegten Wunsches, Italien zu sehen, eröffnete. Ich nahm die Stelle an, welche mir einen längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz, in Südfrankreich und Italien ermöglichte, und erwarb mir bei dieser Gelegenheit eine genauere Vertrautheit mit der neueren französischen und italienischen Literatur. Aus dieser Zeit stammen außer meinen Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen ich nur einen Theil in die seither mit Emanuel Geibel herausgegebenen „Fünf Bücher französischer Lyrik" aufnahm, verschiedene Uebertragungen aus dem Italienischen und zahlreiche eigene — vorzugsweise lyrische — Gedichte, welche fast alle in Genua und an der Riviera entstanden und meist noch unveröffentlicht sind. Bei einem späteren Aufenthalt in der Schweiz bestärkte mich der inzwischen zum Professor an das neugegründete Polytechnikum in Zürich berufene Jakob Burckhardt in meinem Entschluß, nach Deutschland überzusiedeln und mich ganz dem literarischen Beruf zu widmen, und bestimmte mich, einstweilen München zum Aufenthaltsort zu wählen, wo ich im Jahre 1857 eintraf.

Von Burckhardt an seinen Freund Emanuel Geibel empfohlen, wurde ich von dem=

Google

selben in den Münchener Dichterkreis eingeführt, der unter dem eigenthümlichen Namen: „Das Krokodil“ eben damals in höchster Blüthe stand und Mitglieder zählte wie Geibel, Heyse, Hermann Lingg, Friedrich von Schack, J. Victor Scheffel u. s. f.

Die nähere Bekanntschaft mit diesen Männern und ihren Leistungen, und mehr noch der jahrelange freundschaftliche Verkehr in der gastfreundlichen Familie des feinsinnigen und vielfach begabten Paul Heyse, zumeist aber die intimen literarischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Emanuel Geibel wirkten mannigfach fördernd und bildend auf mich. — Es ist mir bei diesem Anlaß eine angenehme Pflicht, zu erklären, daß ich während eines langjährigen ununterbrochenen Umgangs mit Geibel demselben jede Art geistiger Anregung und materieller Hilfe und die mannigfachsten Beweise von Noblesse der Gesinnung und uneigennütziger, aufopfernder und treuer Freundschaft verdanke.

Trotz der vielseitigen Anregung und Aufmunterung, die ich damals erfuhr, entwickelte sich gerade in dieser Zeit — vielleicht durch das häufige Anhören und Beurtheilen literarischer Leistungen veranlaßt — meine kritische Anlage in einer unverhältnißmäßig raschen, der eigenen productiven Thätigkeit entschieden nachtheiligen Weise. Es hing dies allerdings auch mit meinen Lebensverhältnissen und meinem ganzen Bildungsgang zusammen. Wie ich in meinen Jugend- und Studentenjahren stets genöthigt war, mit der einen Hand gewissermaßen um's Leben zu kämpfen und mir die Mittel zur Existenz und zu meiner geistigen Entwicklung durch Ertheilung von Unterricht, Büreauarbeiten u. dgl. selbst zu erwerben, so konnte ich auch in reiferen Jahren mich — gelähmt und gehemmt durch materielle Sorgen — nie anhaltend und erfolgreich größeren literarischen Aufgaben zuwenden, zu deren Lösung ich Muth und Neigung hatte und mir die entsprechende Begabung zutraute. Dies gilt besonders vom Drama großen Stils. Das Gebiet der Novelle und das der sogenannten Unterhaltungsliteratur habe ich nie betreten, nicht weil ich mir keine Fähigkeit dafür zugetraut, sondern weil nach meiner Anschauung diese Gattung der Schriftstellerei — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — am meisten zum Verfall der Literatur, zum Dilettantismus und zu jener Verflachung des Geschmacks beigetragen, welche unsere Zeit kennzeichnet und gegen die ich stets ehrlich nach Kräften gekämpft, so lange ich eine Feder führe. Dieser Anschauung entsprechend, war ich auch zu Erwerbszwecken stets vorwiegend kritisch thätig, obwohl dieses Fach in jeder Hinsicht undankbar und namentlich, was den materiellen Ertrag betrifft, viel weniger ergiebig ist, als die seichteste Unterhaltungsschriftstellerei. So lebte ich längere Zeit ausschließlich von literarischen Besprechungen, Theater-, Kunstkritiken und dgl., und mein ganzes geistiges Streben und Arbeiten wendete sich — vielleicht im Widerspruch mit meiner ursprünglichen Begabung und sicher gegen meine Neigung — vorzugsweise der kritischen Richtung zu.

Daneben erregte die Gründung des National-Vereins und die politische Bewegung in Deutschland mein lebhaftes Interesse, und ich habe — gleich sympathisch angezogen von der Sache selbst, wie von einzelnen leitenden Persönlichkeiten — der nationalgesinnten Partei in Deutschland von Anfang an bis heut mit ausdauernder Treue, Hingebung und Aufopferung gedient, nicht blos weil ich von den Bestrebungen dieser Partei allein die wünschbare politische Wiedergeburt Deutschlands erwartete, sondern weil nach meiner Ueberzeugung mit der gebührenden politischen Machtstellung Deutschlands auch die Anerkennung, der Einfluß und die Weltbedeutung deutscher Cultur — mit der ich mein eigenes geistiges Sein und Streben gewissermaßen verwachsen fühle — für immer gesichert sind.

Als daher im Jahre 1861 das erste größere süddeutsche Organ dieser Partei, die „Süddeutsche Zeitung“, unter der Chef-Redaction des trefflichen, leider viel zu früh verstorbenen Carl Brater gegründet wurde, betheiligte ich mich an dem Unternehmen durch Beiträge und war an demselben als Redacteur des Feuilletons und Mitarbeiter am politischen Theil abwechselnd mit meinem hochbegabten, seither als vielseitiger Schriftsteller rühmlichst bekannt gewordenen Freund Dr. Adolf Wilbrandt thätig. Als Brater

Google

durch seine bereits sehr erschütterte Gesundheit zu längeren Heilversuchen in Kurorten veranlaßt wurde, leitete ich in seiner Abwesenheit die Redaction der täglich in einer Morgen- und Abendausgabe erscheinenden Zeitung und zeichnete das Blatt als verantwortlicher Chef-Redacteur, und als dasselbe endlich — mit der „Zeit" verschmolzen und mit dem ursprünglichen Namen „Süddeutsche Zeitung" unter der Chef-Redaction von Brater-Lammers in Frankfurt forterschien, siedelte ich auf den Wunsch Braters nach Frankfurt über, behielt die Redaction des Feuilletons und arbeitete am politischen Theil unter der Rubrik des Auslandes und an der politischen Uebersicht mit.

Im Spätherbst des Jahres 1862 traf mich ein verhängnißvoller Schlag, nämlich die Nachricht vom Tode meines in München verunglückten Halbbruders, des jüngsten, letzten und liebsten von drei Brüdern, die alle, nach einer mehr oder minder viel versprechenden Jugend, einen frühen und gewissermaßen tragischen Tod fanden. Dieses Ereigniß, das mich auf's Tiefste und Schmerzlichste erschütterte, bestimmte mich zur Aufgabe meiner Stelle und mitten im Winter zu einer Fußreise in die Schweiz, auf welcher eine heftige Erkältung den Ausbruch einer Lungenkrankheit veranlaßte, zur welcher ich die Disposition schon früher entdeckte und von deren anhaltenden und immer weiter um sich greifenden Folgen ich kaum mehr eine Heilung erwarten darf.

Noch ein Mal nahm ich im Jahre 1864 trotz entschiedener ärztlicher Abmahnung die Stelle eines Redacteurs der neugegründeten „Schwäbischen Zeitung" in Stuttgart an. Die rasch gewonnene Einsicht in die tiefern Ursachen, aus denen auch seither alle Versuche, in Schwaben neben dem „Schwäbischen Merkur" ein größeres, auf einen Leserkreis in ganz Süddeutschland berechnetes Organ der nationalgesinnten Fortschrittspartei zu gründen, gescheitert sind, und verschiedene mit dieser Erkenntniß zusammenhängende Verdrießlichkeiten verleideten mir diese Stellung schon früh. Dagegen wirkten während meines einjährigen Aufenthalts in Stuttgart die dortigen klimatischen Verhältnisse günstig auf meine Gesundheit, und die Bekanntschaft mit einer Reihe trefflicher Männer unter den politischen Parteigenossen sowohl, als unter den in Stuttgart lebenden Schriftstellern, namentlich die intimere Freundschaft mit Moriz Hartmann und der Verkehr mit Raabe (Corvinus), Otto Müller, Mörike, J. G. Fischer u. s. w., waren mir vielfach werthvoll und literarisch befruchtend.

Im Winter 1865 nach München zurückgekehrt, gab ich mich längere Zeit — den literarischen Coterien und selbst dem politischen Leben vielleicht allzusehr abgewendet — in tiefster Zurückgezogenheit der längst empfundenen und in meiner Studienzeit nur mangelhaft befriedigten Neigung nach einer gründlichen Kenntniß der Literatur der Alten hin und beschäftigte mich in besonders eingehender und erschöpfender Weise mit Aeschylos, Sophokles und Homer. Das genauere Studium dieses Letztern besonders weckte in mir einen freudigen Trieb zum Schaffen; und ich schrieb unter dem frischen Eindruck der packendsten, mir fast wörtlich im Gedächtniß gebliebenen Stellen der „Ilias" ein episches Gedicht: „Penthesilea", eine Arbeit, die für mich ganz Genuß war, und die mich — wie keine andere — gewissermaßen in einem steten poetischen Rausch erhielt. Die Sage von dieser Amazonenkönigin ist bekanntlich von verschiedenen älteren und neuern Dichtern und Schriftstellern — besonders ausführlich von Quintus von Smyrna — bearbeitet worden. Ich behandelte den Stoff sehr frei und selbständig und wählte eine durchaus moderne Form mit gereimten Versen und Strophenbau, hielt mich aber, was Bilder, Local und Zeitton betrifft — mit möglichstem Ausschluß der mythologischen Ausführungen — rückhaltlos an Homer. — Der Beifall, den einzelne Partien des Gedichts bei Kennern fanden, veranlaßte mich noch zu einer ähnlichen Schöpfung: „Hannibal", in Rhapsodien. Ich hatte die Absicht, diesen beiden größern Dichtungen auch die epische Bearbeitung eines heimischen Stoffes aus der deutschen oder Schweizer-Geschichte anzureihen. Die Ungunst der Verhältnisse ließ mich nie dazu kommen.

In dem Jahre 1866 und während des französisch-deutschen Feldzugs 1870—71

Google

verfolgte ich die Entwicklung der politischen und kriegerischen Ereignisse mit lebhaftem Interesse und begrüßte den Erfolg der deutschen Waffen mit aufrichtiger Sympathie und rückhaltloser Begeisterung in einer Reihe von Gedichten, welche indessen meist ungedruckt blieben. Auch die wiederholt aufgetauchte Neigung, in diesen Zeiten der politischen Wiedergeburt Deutschlands nochmals eine publicistische Thätigkeit anzutreten, unterdrückte ich in einer vielleicht übertriebenen Zurückhaltung und mit einem wachsenden Gefühl der Verstimmung über die Art und Weise, wie für viele der einflußreichsten publicistischen Stellen theils ganz ungeeignete Kräfte, theils gewohnheits- und berufsmäßige Apostaten, die zu jeder Zeit für jede Sache käuflich waren, oder solche verwendet wurden, die mit einer fast cynischen Feindseligkeit sich der deutschen Sache entgegengestellt, als dieselbe noch weniger Aussicht auf Erfolg hatte; während Männer mit dem Hermelin um die Seele, die zuerst jener Sache mit freudiger Hingebung gedient und in aufreibender Thätigkeit Gesundheit und Leben geopfert, gänzlich verschollen und vergessen schienen.

Diesem Gefühl der Verbitterung entsprang damals — außer einem rhapsodischen Gedicht: „Winkelried" und verschiedenen liederartigen lyrischen Erzeugnissen und einer größern Anzahl sapphischer und alkäischer Oden politischen Inhalts, die ich in dieser Zeit vollendete, — eine Fülle von Distichen, Epigrammen und Zeitgedichten, in welchen der polemische und epigrammatische Ton vorschlägt.

Was nun endlich die Veröffentlichung meiner Erzeugnisse betrifft, so ist an Gedichten außer den im Jahr 1862 mit Emanuel Geibel bei Cotta in Stuttgart herausgegebenen „fünf Büchern französischer Lyrik", einer Arbeit, welche, was Auswahl und Uebertragung der einzelnen Nummern betrifft, zum weitaus größten Theil von mir herrührt, und die von allen kritischen Stimmen von Beruf mit einmüthigem und und ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, von mir noch keine besondere Sammlung, wohl aber eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Albums, Almanachen und Anthologien, wie das „Münchener Dichterbuch" (1862), die „Cornelia" (1868), die „Freya" (1866) und dergl. mehr erschienen. — An prosaischen Arbeiten habe ich außer einer Unzahl größerer politischer Aufsätze und Leitartikel über wichtige Zeit-Fragen, die seit einer langen Reihe von Jahren in verschiedenen größern Blättern Deutschlands — zeitweise auch im Berner „Bund" — von mir erschienen und außer den nur zum kleineren Theil ausgeführten Vorarbeiten zu einer „Geschichte Genuas", welche ich während meines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt unter Benützung der dortigen Bibliotheken und Archive und besonders zuverlässiger Privatquellen begonnen, verschiedene größere Abhandlungen über hervorragende Erscheinungen der neueren deutschen uns französischen Literatur, kritische Erörterungen, Biographien und Essays über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich, wie Victor Hugo, Sainte-Beuve, Alfred de Musset, über Barbier, Auguste Brizeux u. s. w. für das seiner Zeit von Paul Heyse redigirte „Literaturblatt", für das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung", die von Moriz Hartmann herausgegebene „Freya" u. s. w. und außerdem eine Menge von Bücherbesprechungen, literarischen, Theater- und Kunstkritiken für die verschiedensten politischen und literarischen Zeitschriften geschrieben. Wenn ich dem Rath literarischer Freunde — worunter mir derjenige des überaus sachkundigen Moriz Hartmann von besonderem Werth war —, eine Sammlung oder wenigstens eine Auswahl dieser prosaischen Arbeiten zusammenzustellen und sie unter einem geeigneten Titel im Buchhandel herauszugeben, nicht gefolgt bin, so geschah das früher, weil ich diese oft flüchtig hingeworfenen Leistungen nicht für wichtig genug erachtete und mir die Fähigkeit zu reiferen und gediegneren, vor Allem aber zu eigenen selbständigen Schöpfungen zutraute, später weil ich manches Gute darunter für veraltet und von der Zeit überholt hielt.

Unter dem Vorrath an ungedruckten poetischen Erzeugnissen liegen in meinem Pult außer einigen größern Arbeiten, welche durch die Ungunst der Verhältnisse

Google

Fragment blieben, zum Theil gesammelt und druckfertig, zum Theil noch zerstreut und der Retouche bedürftig: das epische Gedicht „Penthesilea", der Rhapsodien-Cyclus „Hannibal", das rhapsodische Gedicht „Winkelried", an lyrischen Producten — je nach mehr oder weniger strenger Auswahl — ein größerer Band oder zwei kleinere Bände Gedichte, ein Bändchen Oden, Epigramme und Zeitgedichte und eine größere Anzahl freier Nachbildungen und Uebertragungen aus alten und neuen Sprachen.

Ob ich je Zeit und Stimmung finden werde, diese Sachen, von denen manche nur mit Bleistift niedergeworfen sind, vollends in's Reine zu schreiben, zu sichten, zusammenzustellen und — wo es nöthig ist — durchzucorrigiren, das wird zunächst von meinen Gesundheitsverhältnissen abhangen, welche sich in letzter Zeit so bedenklich gestalteten, daß ich Wochen lang ganz arbeitsunfähig und kaum im Stande war, mir die nothwendigsten Existenzmittel zu erwerben. — Für gänzliche oder wenigstens relative Heilung meiner Brustkrankheit in der Weise, daß ihre Fortentwicklung gehemmt würde, wäre nach dem Urtheil sachkundiger Aerzte nur von einem längern Aufenthalt im Süden — besonders in Egypten — für mich zu hoffen. Meine Versuche, einen solchen Aufenthalt zu ermöglichen, blieben bisher erfolglos.

Meine poetischen Arbeiten sind fast durchweg aus Bedürfniß und Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu lassen. Ich habe es auch immer als eine Art Achtung vor dem Publikum und insofern als verdienstlich angesehen, wenn ein Dichter in diesem Punkt eine gewisse Zurückhaltung beobachtet und der Welt nicht in zudringlicher Weise ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen Producten seiner Phantasie zumuthet. Dieses Gefühl hat mich vielleicht zu weit geführt, denn ich bin anderseits unbescheiden genug, von manchen meiner poetischen Erzeugnisse anzunehmen, daß sie eigenartiger und werthvoller sind, als die Durchschnittsleistungen unsrer modernsten Eintagspoeten. Trotz alledem hat es mir im Leben nicht an Anerkennung gefehlt. Ich habe bei Fachleuten und Kennern, mit denen ich persönlich verkehrt, und nach Maßgabe dessen, was ich veröffentlichte, auch bei einem größeren Publikum vielleicht mehr Beifall gefunden, als ich verdient. Und doch habe ich die bei Berufsgenossen vielfach üblich gewordenen Reclamen und die kleinen Mittel, um öffentlich vielgenannt und volksthümlich zu werden, stets verschmäht. Mit einer besonders tadelnswerthen Rücksichtslosigkeit habe ich namentlich seit vielen Jahren die frequenten Aufforderungen zu poetischen Beiträgen für Zeitschriften und Sammelwerke, zur Einsendung von Selbstbiographien u. dgl. gänzlich unbeachtet gelassen und so selbst die von vielen der achtbarsten Vertreter der Literatur mit Sorgfalt geübte Pflege des Rufes vernachlässigt, ohne welche es unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen schwer sein wird, sich einen geachteten Namen als Dichter oder Schriftsteller zu erwerben oder zu erhalten.

Neben den angeführten Beweggründen wirkten übrigens zu dieser Handlungsweise noch wesentlich mit meine erschütterte Gesundheit, eine durch die widerwärtigsten persönlichen und Familienverhältnisse, durch unverdientes Mißgeschick in literarischen und publicistischen Unternehmungen, durch Verkennung, Undank und die schmerzlichsten Erfahrungen an Leuten, denen ich im Leben nahe gestanden, erzeugte Verbitterung und die außerdem durch Krankheiten und hypochondrische Naturanlage veranlaßte oder doch vielfach in ihrer Entwicklung geförderte pessimistische Menschen- und Weltanschauung, die mir in jüngster Zeit beinahe alle Freude an der Arbeit und am Leben überhaupt verleidete".

So weit Leuthold selbst. Einzelnes bedarf der Berichtigung. Zunächst die Angabe über die „fünf Bücher französischer Lyrik". Leuthold beabsichtigte im Jahre 1859 eine Sammlung von Uebersetzungen aus der Lyrik moderner Literaturen zu veröffentlichen. Diese Versuche, wie er sie bescheiden nannte, sollten Geibel und Heyse zugeeignet werden. Wie der Nachlaß zeigt,

Google

wäre neben dem Französischen namentlich das Italienische (Petrarca, Giusti 2c.), das Englische (Burns, Byron, Moore 2c.) und das Ungarische in Uebertragungen vertreten gewesen. Die Sache unterblieb, als sich ihm die Aussicht bot, gemeinschaftlich mit Geibel die französischen Lyriker herauszugeben. Was nun die Mittheilung Leutholds betrifft, als rühre die Auswahl und Uebertragung der einzelnen Nummern zum größten Theil von ihm her, mag dieselbe im Allgemeinen richtig sein — an dem Anhang: „Die Dichter der französischen Schweiz", hat Geibel keinen wesentlichen Antheil —; aber man muß das Manuscript Leutholds mit den gedruckten Uebersetzungen verglichen haben, um gerecht urtheilen zu können. Geibel hat, abgesehen von den vielen eigenen Beiträgen, vor Allem die strengere Sichtung vorgenommen und seine Meisterhand macht sich auch sonst durchwegs da, wo sie an die Arbeit des jüngeren Freundes die verbessernde, glättende Feile anlegt, vortheilhaft geltend, so daß eine Ausscheidung des Eigenthums eine Unmöglichkeit ist.

Selbständige Production. Leutholds dichterischer Nachlaß besteht in dreißig Quartheften, die oft kaum zum vierten Theil beschrieben sind, darunter die Hälfte Uebersetzungen (auch solche aus Sophokles, Sappho, Tibulls Sulpicia-Elegien). Vier Hefte enthalten Oden, zwei: Epigramme, bissige Dinger, deren Veröffentlichung Niemandem frommt. Seine Lieblingsdichtung „Penthesilea" ist ganz vorhanden und soll auf lautes (fast unbegreifliches) Verlangen in der zweiten Auflage der Gedichte zum Abdruck kommen. Man wird sich bei genauerem Zusehen überzeugen, daß Leuthold eben kein Epiker ist und daß dem Ganzen die glatte Klangfarbe bedeutenden Eintrag thut. Von fünf Rhapsodien „Hannibal" mag es bei der gedruckten dritten sein Bewenden haben. Eine „Schlacht von Sempach" (der erwähnte „Winkelried") eignet sich durchaus nicht zur Publication. Die meisten mir bekannten kleineren prosaischen Arbeiten, Kunst- und Theaterkritiken, Bücherbesprechungen, Feuilletons über französische Literatur sind lediglich literarische Taglöhnerei, die Leuthold, „gebeugt vom Joche der Nothdurft", schreiben mußte. Von Vorarbeiten zu einer Geschichte Genuas existirt nicht eine Spur. Was den Publicisten Leuthold angeht, war derselbe wohl von gut deutsch-nationaler Gesinnung und scharfem politischen Urtheil, aber daß der Zeitungsschreiber gar oft ein Mensch ist, der seinen Beruf verfehlt hat, straft auch er nicht Lügen. Zur raschen journalistischen Thätigkeit war er ungeeignet: so peinlich er an seinen Gedichten feilte — Beweis die zahllosen handschriftlichen Lesarten und Correcturen —, so sehr quälte er sich mit der Form seiner Artikel, und wenn ihm dieselbe endlich genügte, sah er nicht selten sein Geschriebenes veraltet. Dieses zweckwidrige Bemühen nach stilistischer Abrundung brachte seine Chefs oft zur hellen Verzweiflung; umgekehrt lauten auch die eigenen Briefe Leutholds, zumal die aus der Stuttgarter Zeit, nicht sehr erbaulich über damalige Umstände.

Eines muß noch gesagt werden, und der gute Freund darf es um so eher aussprechen, als er glücklicherweise nicht zu warm werden muß, um die

Google

Wage gegen kalte Beurtheiler zu halten. Aus der ganzen Selbstbiographie tönt die Klage über Verkennung, Undank, Ungunst des Schicksals, das allen großen Plänen Leutholds grausam entgegengetreten, ihn z. B. auch verhindert hätte, nach den obersten Gattungen, nach dem Drama größern Stils, zu greifen. Man kennt diesen krankhaften Zug aus den Liedern. Was wird dort nicht Alles angeklagt! Das Vaterland, die Menschheit. Wahr ist's, das Leben legte ihm manche Entbehrung auf. Wann aber war Leuthold je über die bloßen Anstalten zur ernstlichen Arbeit hinausgekommen? Warum hielt er seine Gedichte zurück? Bei aller Selbstbespiegelung, die oft zu grell auf die eigene Persönlichkeit gerichtet ist, wartete er immer auf die große Stunde, bis es zu spät wurde. Was ihm blieb, war Mißmuth und Gram um verlorenes Streben. Es ist die alte Geschichte: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

Und doch nicht ganz. Zeuge dessen die während seiner letzten Krankheit gesammelten Gedichte, welche Leutholds Namen nicht in der großen Fluth unserer Zeit werden untergehen lassen. Sie reichen zumeist in die fünfziger Jahre zurück, manche auf das Jahr 1848. Die glücklichsten Zeiten seiner Muse waren die Tage im Süden, da die Ghaselen oder der schöne Liedercyclus „an der Riviera" entstanden. Der Rest fällt zumeist in den Anfang der siebenziger Jahre. Die Sichtung und Ausgabe der Gedichte lag mir ob, und Gottfried Keller unterstützte mich mit seinem Rath, wie er auch der erste war, der das Büchlein dem Publikum vorstellte. Nachher kamen die Kritiken förmlich geregnet. Ein Formtalent ersten Ranges und ein echter Lyriker, lauteten übereinstimmend die enthusiastischen Urtheile; und dabei wird es auch seine Giltigkeit haben. Die Ghaselen in erster Linie, die Oden, manche Sonette, welche sich allerdings zum großen Theil auf Gefilden bewegen, die Platen abgewandelt hat, werden dem Besten ihrer Art beigesellt bleiben. Aeußere Schönheit ist durchweg der Charakter der Leuthold'schen Poesie. Die Form ist dergestalt bestrickend, einschmeichelnd, daß sie nur zu oft über den innern Gehalt hinwegtäuscht. Denn dieser hat das einförmige Gepräge des „Vanitas, vanitatum vanitas", die, nachdem die Fackel der Leidenschaft ausgeschwungen ist, als trüber Niederschlag bleibt. Es fehlt die Tüchtigkeit und die Ursprünglichkeit.

Mit der zunehmenden Brustkrankheit nahm auch des Herzens Bitterniß überhand. Die Satire war ein Grundzug seines Wesens. Die Mitglieder des Münchener „Krokodil" erinnern sich, wie Leuthold bei ihren Festmahlen von Stuhl zu Stuhl ging, um den Fröhlichen irgend einen Dorn in's blühende Fleisch zu setzen. Lange ließ man sich den Schalk gefallen, das kaustische Originell wirkte oft erfrischend und erheiternd. Aber mehr und mehr überwog der Dämon in ihm, und immer einsamer wurde es um ihn her. Monate lang verhielt er sich völlig zurückgezogen, er arbeitete für des Lebens Nothdurft und brütete über dichterischen Plänen; gegen die wenigen theilnehmenden Freunde — die Andern hatte er sich nach und nach entfremdet — verharrte

Google

er in lang anhaltendem Schweigen. In einem Freundesbriefe, aus dem Anfang der sechziger Jahre datirt, heißt es z. B: „Sage mir nur das Eine: wann wirst Du begraben, Leuthold? Denn daß Du todt bist, entnehme ich Deiner beredten Stummheit. Erfülle mir noch eine letzte Bitte (folgt ein Auftrag) und nachher beerdige Dich weiter!“ Dann kamen plötzlich die „dithyrambischen Nächte“, der halb Verschollene tauchte in seinen alten Weinstuben auf und suchte — zu vergessen. — —

Mit dem Jahre 1875 bricht die Selbstbiographie ab. Die Passionszeit beginnt. Zur Stärkung des zerrütteten Organismus begab sich Leuthold 1876 nach dem südlichen Tyrol, und einer der letzten Lichtpunkte seines Lebens mag die Goethe-Feier in Klausen, am 28. August, gewesen sein. Dort trug er in einem auserwählten Kreise von Gästen, darunter Steub, Weinhold, J. V. Zingerle, zur Eröffnung des Festes sein letztes Gedicht vor. Bald darauf nahte die Katastrophe, und im August des nächsten Jahres bezog er seine traurige Zelle in der Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich. Es war ein langsames Hinsiechen; die psychische Abgestumpftheit schien das Schmerzvolle der körperlichen Leiden wohlthätig zu lindern. Die mittlerweile erschienenen Gedichte nahm er erst mit Ingrimm auf, da der bekannte Stuttgarter Greif, das Verlagszeichen der Firma Cotta, auf dem Titelblatt fehlte. Nach und nach wurde ihm das Bändchen werther und er trug es, sorgfältig in Zeitungsblätter gewickelt, mit sich herum. Eine allmähliche Verblödung stellte sich ein; aber manchmal überfiel ihn das klare Bewußtsein seiner Lage, dann summte er eines jener rührenden Gedichtchen vor sich hin: und die mächtige Gestalt brach in krampfhaftem Weinen zusammen:

„Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin:
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin.
Bring' meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin; —
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin!“

Dann kam der Tod, und schon hat der menschlich rührende Ausgang seinen versöhnenden Schimmer auf dieses unglückselige Leben ergossen. Heinrich Leuthold liegt auf dem weit ausschauenden Züricher Friedhofe der Rehalp, zu deren Füßen der Heimathsee blaut. Das unbändige Herz ist zur Ruhe eingezogen; der Schatten seines Lieblingsdichters grüßt den schicksalsverwandten Fremdling —

— „und brüderlich ist's hier unten“.*)

*) Ich darf auf den Nekrolog in der Beilage zur Allg. Ztg. 1879 (Nro. 215) hinweisen.

Google

Eigene Gedichte.*)

Waldfrieden.

An einem hellen Frühlingstag,
In einer stillen Morgenstunde
Tönt mir der Lerche froher Schlag
Wie eine süße Liebeskunde.

Der Himmel blau, die Luft weht lind
Und buhlt um's junge Laub der Birken;
Der Frühling sendet sein Gesind,
Den Teppich der Natur zu wirken.

Der Schlehdorn steht in vollem Blust,
Von duft'gem Harz die Föhren triefen —
Und Bilder steigen aus der Brust,
Die lang darin begraben schliefen.

Süß träumt sich's in der Morgenruh
Von einem lenzdurchwehten Haine; . .
Die Wipfel rauschen leis dazu,
Wie eine betende Gemeine.

Wilde Rosen.

Ob dieses Waldbach's lautem Tosen
Weit überhängend ragt ein Ast,
Hinstreuend seine duft'ge Last
Von aufgeblühten Hagerosen.

Mir ist, vor meiner Seele stünde
Die Jugendzeit, da diesem Bach
Mein Leben glich, das nun gemach
Hinfließt durch stille Wiesengründe.

Damals war es ein wildes Schäumen;
Unstät zerriß ich jedes Band. . .
Manch stilles Glück sah ich am Strand,
Ach, und vermochte nicht zu säumen!

Und doch zuweilen, sehnsuchtstrunken
Hinströmend ihren duft'gen Hauch,
Sind aufgeblühte Rosen auch
An meine junge Brust gesunken.

Wanderlied.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,
Und wandern möcht ich von Pol zu Pol;
D'rum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb,
Vielsüßes Lieb, leb' wohl!

Noch ein Mal, gestützt auf den Wanderstab,
Schau' ich zurück, schau ich zurück;
Duftige Blüthen fallen herab
Und hemmen meinen Blick.

Nun folg' ich ohne Reiseziel
Der Vögel Flug, der Wolken Zug;
Des Schönen hat die Welt so viel,
Hat auch für mich genug.

Und trag' ich gleich im leichten Kleid
Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold,
Ist doch manch' Herz, manch' rosige Maid
Dem wandernden Burschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,
Das Waldesdunkel, der Sonnenschein,
Und der klingende, singende Frühlingstag
Ist Alles, ist Alles mein!

*) Für die zweite, im Laufe des Jahres erscheinende Auflage bestimmt. Es sei jenen, die da und dort noch Leuthold'sche Gedichte „entdecken", ausdrücklich gesagt, daß eine weitere Ausbeutung des Nachlasses weder in der Absicht des Herausgebers, noch im Interesse des Dichters liegt.

Google

Die deutsche Sprache.

Dich vor Allem, heilige Muttersprache,
Preis' ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
Je gewährt ein karges Geschick, ich hab' es
Dir zu verdanken.

Spröde nennt der Stümper Dich nur; mir gabst Du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg' ich
Stets in den Deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichthum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist Dir vergleichbar.

Ja, Du bist der griechischen Schwester selber
Ebenbürtig, wär'st des Gedankenfluges
Eines Pindar werth und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.

Abschied.

Lebe wohl! hier theilen sich uns're Pfade — —
Wandle Deine sonnigen Lebensbahnen,
Leicht des ernstgesinnten und strengen Freundes
Wirst Du vergessen.

Selt'ner Gaben Fülle verlieh ein Gott Dir:
Dieses Auge, lechzend nach allem Schönen,
Holde Anmuth, griechisches Maß und eine
Seele voll Wohllaut.

Dir gebührt, mit jenen allein den Adel
Deines Herzens, Deiner Geburt zu theilen,
Denen früh der lachende Mund des Glückes
Küßte den Scheitel.

Mir geziemt, den strebenden Flug der Seele
Nicht zu hemmen; aber, getreu der Fahne,
Bei des Glücks Stiefkindern zu steh'n im herben
Kampfe des Lebens.

Google

Uebertragungen.

Robert Burns.

Die Maid von Ballochmyle.

Rings auf den Fluren wob der Thau
Ein diamantenes Gewand;
Durch Bohnenbluſt zog lind und lau
Der Wind und trug den Duft durch's Land;
Die Droſſel ſchlug im tiefen Thal,
Die Sonne hatte keine Eil,
Die ſcheidende ſah noch ein Mal
Dort auf die Höh'n von Ballochmyle.

Und ſinnend irrt ich über's Moor
Und durch die blüthenreiche Haid';
Bis ſich im Wald mein Schritt verlor,
Da ſah ich eine ſchöne Maid;
Ihr Antlitz war ein Frühlingstag,
Des Auges Blick ein Sonnenpfeil;
Aufjauchzte da mein Herzensſchlag:
Das iſt die Maid von Ballochmyle!

Maimorgen auf des Hochlands Höh'n,
Im Herbſt bei heller Mondennacht
Einſam zu wandeln — iſt ſo ſchön
In eines Waldes ſtiller Pracht;
Das Schönſte aber, was wir ſchau'n
Ward einem holden Weib zu Theil;
Jedoch die lieblichſte der Frau'n,
Das iſt die Maid von Ballochmyle.

Ach, möcht' ſie eine Bäu'rin ſein,
Und ich ihr ſeliger Schäfer, o!
Wär' nur das kleinſte Hüttchen mein,
Wie wollt' ich ſchaffen treu und froh
In Hof und Feld und Waldgeheg,
Tobt' Sturm und Wetter auch derweil;
Denn Nachts an meinen Buſen läg
Die ſchöne Maid von Ballochmyle!

Mariechen ſüß.

Mariechen ſüß, Mariechen klein,
Marie iſt klug und beſcheiden;
Marie iſt hold, Marie iſt fein,
Marie iſt ſchön zum Beneiden.

Ein barfuß Mädchen zog dahin
Die Straß' und bot mir Grüße,
Doch viel zu rauh der Weg mir ſchien
Für dieſes Mädchens Füße.

Ihr zarter Fuß, ſo nett und klein,
Sollt' ſeidne Schuhe tragen,
Und auch viel beſſer würd' es ſein,
Sie ſäß' im gold'nen Wagen.

Schwanweiß durch ihr blondwallend Haar
Sieht man den Nacken blinken;
Ihr leuchtend Sternenaugenpaar
Erhöb' ein Schiff im Sinken.

Mariechen ſüß, Mariechen klein,
Marie iſt klug und beſcheiden;
Marie iſt hold, Marie iſt fein,
Marie iſt ſchön zum Beneiden!

Google

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John,
Als wir ein junges Paar,
War deine Brau so buschig,
So rabenschwarz deine Haar.
Nun ist die Braue licht, John,
Auf deinem Scheitel blieb
Nur Schnee; doch Gottes Segen dir,
John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John,
Bergan stiegst du mit mir,
Und manchen frohen Tag, John,
Hab ich verlebt mit dir;
Nun wanken wir bergab, John
Gib mir die Hand, o gib!
Daß drunten wir zusammen ruh'n,
John Anderson, mein Lieb!

O wär mein Lieb ein Fliederbusch!

O wär' mein Lieb ein Fliederbusch
In lenzdurchwehter Blüthenpracht,
Und flög' ich, als ein Vöglein, husch,
Zu ruh'n in seiner Blätternacht!

Wie trauert' ich, würd' ich ihn bleich
Und welk im Herbst und Winter seh'n,
Wie säng' ich, säh' ich blüthenreich
Ihn wiederum im Mai ersteh'n!

O wär mein Lieb die rothe Ros',
Die keck empor am Schloßwall klimmt,
Und würde mir des Tropfens Loos,
Der im bethauten Kelche schwimmt!

In ihrer Schönheit lustentflammt
Durchschwelgt' ich dann die ganze Nacht,
Geschmiegt an ihrer Blätter Sammt,
Und stürbe, wenn der Tag erwacht.

O wenn um Dich auf kahler Haid'.

O wenn um Dich auf kahler Haid'
Der Sturmwind strich, der Sturmwind strich,
Vor seiner Wuth mit meinem Kleid
Beschirmt' ich Dich, beschirmt' ich Dich.
Und drohte Unheil allerwärts
Dich zu umfah'n, Dich zu umfah'n,
Als Zuflucht wär' mein treues Herz
Dir aufgethan, Dir aufgethan!

Und irrt' ich auch in Wüstenei'n,
Verzweifelnd schier, verzweifelnd schier,
Die Oede würd' ein Eden sein,
Wärst Du bei mir, wärst Du bei mir
Und wär' ich Fürst, fiel' auf Befehl
Die Welt mir zu, die Welt mir zu,
Mein allerschönstes Kronjuwel,
Das wärst doch Du, das wärst doch Du!

Lebewohl.

Schnell bricht herein die finst're Nacht,
Laut rast der Sturm, der Hochwald kracht;
Schwarz, niedrig ob den Eb'nen ziehn
Die regenschweren Wolken hin.
Nun kehrt der Jäger heim vom Moor,
Das Rebhuhn findet Schutz im Rohr;
Ich aber schweife sorgenschwer
Entlang den schönen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint die reife Saat,
Auf die der Winter herrisch trat;
An seinem Himmel, sonst so klar,
Ballt nun der Sturm die Wolkenschaar
In meiner Brust gerinnt das Blut,
Gedenk' ich der empörten Flut,
Und daß ich zieh'n muß über Meer,
Fern von dem schönen Strand des Ayr.

Google

Zwar, ob die Brandung tobt und brüllt
Und diesen Strand in Schrecken hüllt,
Dem Tod in's Auge furchtlos schaut,
Wer mit der Noth, wie ich, vertraut:
Doch wird manch Herzensband gelöst,
Manch alte Wunde, jäh entblößt,
Bricht klaffend auf und blutet sehr,
Scheid' ich vom schönen Strand des Ayr.

Lebt wohl, Alt-Coila's Berg und Flüh'n,
Ihr Schluchten, Moor und Ginstergrün,
Die ihr von meinem bittern Leid
Um todte Liebe Zeugen seid!
Lebt wohl, ihr Freund' und Feinde mein!
Euch biet' ich Lieb' und euch Verzeih'n!
Mein Herz — doch Thränen sagen mehr —
Leb' wohl, du schöner Strand des Ayr!

Thomas Moore.

„When midst the gay."

Strahlt unter Scherz und Lust
Mir Deines Lächelns Licht,
Wie sehr ich Deiner Treu bewußt,
Mein eigen scheint's mir nicht.
Doch immer fühlt ich tief,
Wenn Beide wir allein,
So oft Dein Auge überlief,
Daß all sein Weinen mein.
D'rum gib, wenn sich gesellt
Ein froher Kreis zu Dir,
Dein Lächeln gib der ganzen Welt,
Dein Weinen laß nur mir!

Des Jura schneeig Joch
Wohl auch zu lächeln pflegt,
So lang der Winterfrost es noch
In starre Fesseln legt;
Doch löst, wenn strahlenhell
Die Sonne fällt darauf,
Sich all sein eisig Lächeln schnell
In warme Thränen auf.
D'rum gib, wenn sich gesellt
Ein froher Kreis zu Dir,
Dein Lächeln gib der ganzen Welt,
Dein Weinen laß nur mir!

Aus dem Altdeutschen des Johannes Hadloub.

I.

Was sind der Vögel Töne
Und all' des Lenzes Schöne,
Wenn manch viel schöner Weib,
Den Frühling anzuschauen,
Hinwandelt über die Auen
Mit zart aufblühendem Leib?
Da geh'n sie in lichtem Kleide
Liebreizend durch das Gras:
Ihre Schönheit und die Haide
Leuchten zusammen beide
Von Wonnen ohne Maß.

II.

Sie hat mir die Brust durchbrochen
Und zog in des Herzens Schrein
Trotz seinem gewaltigen Pochen
Mit all ihrem Zauber ein.

Sie geht da auf und nieder
Als ein willkomm'ner Gast
Und läßt sich wohnlich nieder; —
Ich aber hab' keine Rast.

Google

Vincenzo Monti.

Auf den Tod.
(Sulla morte.)

Wer bist Du, Tod? — Dein denkt mit Furchtgezitter,
Wem Schuld und Feigheit das Gemüth umspannen,
Der Himmel, der allmächt'ge, rächend tritt er
Mit Deinem Fuß den Nacken des Tyrannen.

Doch der Gebeugte, dem das Leben bitter,
Dem alle seine Hoffnungen zerrannen,
Ihm bist Du ein ersehnt willkomm'ner Schnitter;
Er lächelt, wenn Du mild ihn führst von dannen.

Der Krieger brennt, entgegen Dir zu eilen,
Und trotzt im Kampfe Deinen Schreckgewalten;
Der Weise steht gelassen Deinen Pfeilen.

Wer bist Du, Tod? — ein Schatten nur, gehalten
Für gut, für bös', wie sich Dein Bild jeweilen
Nach unser'm eig'nen Innern mag gestalten.

Google

Ueber G. E. Lessing.

Von

Kuno Fischer.

— Heidelberg. —

II. Lessings Minna von Barnhelm.

I.

Seit den Tagen der Renaissance galt in der Lehre und Ausübung der dramatischen Dichtkunst ein Kanon der Eintheilung, wonach die Arten des Dramas sich wie die Stände und Rangstufen der menschlichen Gesellschaft verhalten sollten: Fürsten und Helden gehören nur in die Tragödie, die bürgerliche Klasse in die Comödie, die Bauern in das Schäferspiel. Die großen Personen der Welt müssen nach standesgemäßer Poesie ernst und erhaben, die bürgerlichen Leute spaßhaft und lächerlich erscheinen; dort enthüllt die dramatische Kunst heroische Handlungen und Schicksale, hier Thorheiten und Laster. Was in dem Leben der Fürsten und Helden nach gewöhnlicher oder niederer Menschenart geschieht, kommt auf der Bühne so wenig zum Vorschein, als in der Etikette der Hof- und Staatsactionen; was in der bürgerlichen Welt Ergreifendes und Erschütterndes erlebt wird, ist für die dramatische Muse nicht vorhanden und findet im Spiegel ihrer Kunst kein Abbild. Es war nicht schwer zu entdecken, daß der Inhalt des wirklichen Lebens in den steifen Formen einer solchen Kunst nicht aufgeht. In dem Dasein der Großen ist nicht Alles hoher Ernst, wie schon Corneille bemerkt hatte; die Könige sitzen nicht mit Krone und Scepter am Tisch, wie im „gestiefelten Kater". Noch weniger besteht das bürgerliche Leben in einer Sammlung typischer Thorheiten und Laster. So hatten sich zwischen der wirklichen Welt und der dramatischen Kunst, die ihr den Spiegel vorhalten soll, traditionelle Schranken aufgethürmt, die den ernsten Empfindungen und Begebenheiten den Eingang in

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

das Lustspiel, und den bürgerlichen Erlebnissen und Schicksalen den Eingang in die Tragödie sperrten. Diese Schranken müssen im Angesichte der neuen Zeit, insbesondere dem Selbstgefühl des modernen, reich entwickelten, innerlich lebensvollen Bürgerthums gegenüber als unnatürliche empfunden werden und fallen. Die dramatische Poesie war standesgemäß, sie soll menschlich werden; der dritte Stand forderte seine Gleichberechtigung erst auf der Bühne, dann im Staat: die poetische Revolution war eine Vorläuferin der politischen!

Durch die Wegräumung jener Schranken bilden sich zwei neue, den Zeitbedürfnissen entsprechende, darum zeitgemäße Formen des Dramas. Die Komödie nimmt ernste und ergreifende Begebenheiten, die Tragödie bürgerliche Erlebnisse und Schicksale in sich auf: so entsteht dort „das rührende Lustspiel", welches die Gegner das weinerliche (comique larmoyant), Gottsched das heulende nannten; hier „das bürgerliche Trauerspiel": jenes haben die Franzosen, namentlich Nivelle de la Chaussée, dieses die Engländer, zunächst George Lillo in seinem „Kaufmann von London" (1731) ausgebildet. Beide Formen hatte Lessing vor sich, als er seine Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele schrieb (1754).

Er selbst hielt sich an die Engländer und wollte der deutschen Bühne das erste bürgerliche Trauerspiel geben. Aber hier war eine Umgestaltung nöthig. Daß die bisherige Tragödie, die sogenannte hohe, ihre Charaktere auf den Höhen der Gesellschaft, in Fürsten und Helden suchte und ihre Handlungen in entlegenen Zeiten und Ländern geschehen ließ, damit die Erhabenheit ihrer Personen nicht durch die Nähe geschwächt werde, hatte nicht blos die traditionelle Autorität für sich, sondern eine gewisse menschliche Berechtigung. Um gewaltige Leidenschaften zu haben und auszulassen, muß man gleichsam mit ungehemmter Kraft ausholen und handeln können, und dazu ist ein weiter, unbeengter Spielraum nothwendig, wie ihn die Großen der Welt durch ihren erhabenen, den gewöhnlichen Gesetzen entrückten und überlegenen Lebenszustand unmittelbar besitzen. Sie sind in der menschlichen Gesellschaft auf den Kothurn gestellt und erscheinen daher für die Tragödie wie privilegirt. Anders verhält es sich mit den bürgerlichen Personen, die von allen Seiten durch Gesetze eingeschränkt, auf Schritt und Tritt Gensdarm und Polizei in der Nähe haben. Hier werden Ausbrüche der Leidenschaft und gewaltthätige Handlungen leicht zu gemeinen Verbrechen, die der bürgerlichen Justiz verfallen und besser in den Pitaval als auf die Bühne gebracht werden. In jenem englischen Trauerspiel, das Lessing vor sich hatte, wird ein junger Kaufmann in die Netze einer Buhlerin verstrickt, zu Unthaten verführt und zuletzt als Dieb und Mörder zum Galgen verurtheilt; das macht auch seinen Effect, aber nicht die erschütternde und erhebende Wirkung, die wir tragisch empfinden. Das bürgerliche Trauerspiel bedarf daher eines Spielraumes, den äußerlich beengte Lebenszustände weniger einschränken und verkümmern können: Dies sind die Conflicte des Herzens, die ergreifenden

Google

Begebenheiten und Schicksale, die innerhalb des Hauses und der Familie erlebt werden und um so mannigfaltiger sind, um so sympathischer berühren, je reicher und tiefer das Gemüthsleben der Welt sich entwickelt hat. Die Stürme, die das zurückgezogene Gebiet des Herzens und der Familie bewegen, brachte der englische Buchdrucker Samuel Richardson in seinen Romanen, vor allem in der Clarissa, zur Darstellung und eröffnete damit die Bahn jener Dichtungen, die in der neuen Heloise und im Werther ihre Vollendung erreichen sollten.

In der Umgestaltung des bürgerlichen Trauerspiels zur Familientragödie erkannte Lessing seine nächste Aufgabe: er dichtete Miß Sara Sampson und vereinigte in diesem Stück (wie Danzel des Näheren nachgewiesen) gewissermaßen Lillo und Richardson, den Kaufmann von London und die Clarissa. Das Werk wurde in den ersten Monaten des Jahres 1755 in einem Gartenhause zu Potsdam vollendet und den 10. Juli in Frankfurt a/O. aufgeführt. Es machte den Anfang zur Reform des Dramas. Zum erstenmal betrat ein bürgerliches Trauerspiel die deutsche Bühne. Aber das Stück selbst spielte nicht blos mit seinen Figuren und Begebenheiten in England, sondern blieb auch in der Behandlung und Ausführung des Stoffs, selbst in der Stilisirung der Charaktere dergestalt von seinen Vorbildern abhängig, daß ein Engländer, der es sah, wetten wollte, es sei englischen Ursprungs und nur eine deutsche Uebersetzung. Es war noch kein nationales Drama, auch kein gelungenes Kunstwerk; man hat nicht Charaktere und wohl motivirte Handlungen vor sich, die den Gang des Schicksals bestimmen, sondern Situationen und Empfindungsarten, deren Schilderungen auf den raffinirten Effect des Mitleids berechnet sind. Saras Ermordung durch Marwood müßte eine That der Rache sein, die aus der Eifersucht folgt, aber die Buhlerin ist nicht eifersüchtig, denn sie liebt den abtrünnigen Mann nicht, sondern will ihn nur ausbeuten; sie wird auch nicht durch Habsucht getrieben, denn eine Mörderin, die ihre Unthat rühmend eingesteht, hat nichts zu gewinnen. Der tragische Ausgang ist unmotivirt. Eben so unbegründet erscheint, daß Mellefont die Buhlerin als seine Verwandte der Sara zuführt, wodurch allein jenes tragische Ende der letzteren ermöglicht wird. Diesen entscheidenden Schritt zu motiviren, hat der Dichter nicht einmal den Schein eines Grundes aufgewendet. In eine Lage gebracht, worin sie nur noch in Demuth zu gehorchen und nichts mehr zu fordern hat, wagt Marwood eine solche Bitte, und Mellefont gewährt sie ohne Weiteres, „nachdem er einen Augenblick nachgedacht“. Ich vermuthe den Inhalt seines verschwiegenen Monologs. Ich muß es thun, denkt er, sonst kommt die Tragödie nicht zu Stande. So aber macht sich nicht die Handlung, sondern, um mit Lessing zu reden — der Rummel einer Tragödie!

Die Bedeutung der Sara beschränkt sich auf die neue Art des Dramas, die Herstellung eines bürgerlichen Trauerspiels durch die Wegräumung der Schranke zwischen der tragischen Dichtung und dem bürgerlichen Leben,

Google

zwischen Familie und Bühne. Die Schranke zu durchbrechen, die das deutsche Leben und seine Gegenwart vom Theater trennt, ist die Aufgabe, die sich jetzt erhebt, und in ihrer Lösung liegt die entscheidende That.

II.

Hier aber gab es kein Vorbild, worauf man hinweisen, keines, das man literarisch erwerben konnte, oder bei dem sich eine poetische Anleihe machen ließ. Das Original zu unserem nationalen Drama mußte in Deutschland erlebt werden und gegenwärtig sein, wie der heutige Tag. Man kann der Kunst und Dichtung nationalen Charakter wünschen, aber unmöglich daraus eine Anweisung machen, die in jedem beliebigen Zeitpunkte, wenn man nur ernstlich wolle, auszuführen sei; nationale Gesinnung und Affecte lassen sich der Poesie so wenig vorschreiben, als man dem Dichter rathen kann: „Sei originell, sei genial; ich will dir sagen, wie du die Sache anzufangen hast". Wenn er nach einer solchen Vorschrift handelt, ist er gewiß das Gegentheil des Originals. Und wenn die Poesie erst belehrt werden oder selbst ergrübeln muß, was zu thun sei, um unsere nationalen Empfindungen zu bewegen, wird sie sicher nicht das Herz des Volkes treffen, sondern auf allerhand Hirngespinnste gerathen, wie Klopstock, der Barden erfand, wo nie welche waren.

Dem nationalen Umschwung der deutschen Dichtung mußte eine Umwandlung der deutschen Nation selbst vorausgehen: eine neue gewaltige Zeit, die das morsche, in seinen mittelalterlichen Formen erstarrte, vom dreißigjährigen Kriege niedergeworfene Reich in seinen Grundfesten zerstörte und den deutschen Staat der Zukunft schuf. Diese Zeit erschien in dem Augenblick, als auch unserer Dichtung kein anderes Thema blieb, als nationale, erlebte, gegenwärtige Schicksale; die Anleihe, die Lessing zu unserem ersten bürgerlichen Trauerspiel bei den Engländern gemacht hatte, war verbraucht; die neue Dichtung mußten wir mit unseren eigenen Mitteln bestreiten. Die Epoche, von der ich rede, ist der siebenjährige Krieg und der Thatenruhm Friedrichs des Großen.

Die Phantasie, hatten die Schweizer gesagt, bedürfe neuer, ungemeiner, erhabener Vorstellungen von wunderbarer Wirkung; die Tragödie nach alter Art verlangte erhabene Personen, Könige und Helden, die von Natur das Recht und die Kraft gewaltiger Leidenschaften, Handlungen und Schicksale haben. Nun, eine solche bewunderungswürdige Person, ein König und Held, der selbst nach dem Urtheile des Feindes durch seine Einsicht und Thatkraft wie kein Zweiter das Diadem geadelt, steht plötzlich vor den Augen der Welt: er allein gegen eine Welt in Waffen, die seinen Untergang begehrt! Die Tragödie ist da, die gewaltigste, die es giebt: „denn der Krieg läßt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Muth!" Welche Contraste und Schicksalswechsel in dem Gange dieses Krieges, in dem Leben dieses Königs: die Siegesschlachten von

Google

Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen und Zorndorf; die Unglückstage von Kollin, Hochkirch und Kunersdorf! Der Eindruck seiner persönlichen Erhabenheit und Heldenkraft ist mächtiger als die politische Parteistimmung. Wenn man nicht preußisch gesinnt ist, kann man doch „fritzisch“ gesinnt sein.

Dieser König war der deutschen Literatur und Dichtung von Grund aus abgeneigt und ist es sein Leben lang geblieben. Mag man ihm daraus einen Vorwurf machen, denn daß er selbst einen Lessing und Goethe nicht zu schätzen wußte und weniger als einen Wolf und Gellert, war gewiß ein Mangel an Einsicht und Geschmack. Aber die Liebe zur Poesie wird in der Jugend entschieden, nicht im Alter. Als Karl August von Sachsen-Weimar jung war, sah er den Dichter des Götz und Werther vor sich. Als Friedrich Kronprinz war, blühte Gottsched; er hatte Recht, wenn er Voltaire vorzog. Doch war er im Innersten ein deutscher Mann. Seine Bewunderung für Voltaire hat ihn nicht gehindert, bei Gelegenheit einer nichtswürdigen Handlung dem hochgepriesenen Dichter auf französisch die Wahrheit nach deutscher Art zu sagen: „Ich schreibe diesen Brief mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne zweideutige Ausdrücke und flaue Beschönigungen, welche die Wahrheit entstellen“. Seine Bewunderung für die französische Literatur hat ihn nicht gehindert, das französische Heer bei Roßbach zu schlagen, und es war doch besser, daß er die deutsche Literatur verachtet und bei Roßbach gesiegt hat, als wenn es umgekehrt gegangen wäre. Durch das, was Friedrich war, ein großer Heldenkönig, durch den Eindruck seiner Person und Thaten, hat er der deutschen Literatur weit mehr genützt, als wenn er sie gepflegt, bezahlt, selbst statt französischer Gedichte deutsche gemacht und der Karschin mehr als zwei Thaler geschenkt hätte.

Die Herzen öffneten sich den Eindrücken einer heroischen Gegenwart. Welche Phantasie hätte auch jenem Eindruck widerstehen können, den die Kunde von dem Heldentode Schwerins in der Schlacht bei Prag hervorbringen mußte: wie der linke Flügel der Preußen zu weichen beginnt und der siebzigjährige Feldmarschall die Fahne ergreift, vorangeht und bei den ersten Schritten von Kartätschen zu Boden gestreckt wird! Hören wir nur, welchen poetischen Widerhall der siebenjährige Krieg in unsrer Dichtung hervorrief: „den Schlachtgesang“ eines preußischen Grenadiers nach dem Siege von Lowositz:

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg!

Und das Siegeslied nach der Schlacht von Prag mit der Verherrlichung Schwerins:

Google

Victoria, mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb als Held,
Und sieht nun unser Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit muntrer jugendlicher Kraft
Ergriff er eine Fahn'
Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.

Und sagte: „Kinder, Berg hinan!
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle Mann für Mann,
Geschwinder, wie der Blitz.

Ach, aber unser Vater fiel,
Die Fahne fiel auf ihn,
O welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Welche natürliche Siegesgewißheit im Vertrauen auf den großen König erfüllt die letzten Worte des Liedes:

Und weigert sie auf diesen Tag
Den Frieden vorzuziehn,
So stürme Friedrich erst ihr Prag
Und dann führ' uns nach Wien!

Der Grenadier, der diese Lieder sang, war Gleim, der Anakreontiker! die Tändeleien waren verstummt, die Heldenthaten der Zeit weckten deutschen Heldengesang. Lessing gab die beiden Lieder in eine Zeitschrift und ließ die Bemerkung vorausgehen: „sie könnten beide weder poetischer noch kriegerischer sein, voll der erhabensten Gedanken in dem einfältigsten Ausdruck". Als er ein Jahr später (1758) den Vorbericht zu den Kriegsliedern des Grenadier schrieb, wollte er vor allem ihren nationalen Charakter erkannt und beherzigt wissen: sie sind nicht nach dem Vorbilde römischer oder griechischer Dichter, sie sind preußisch. Wie hatte man sich früher mit solchen Vergleichungen gütlich gethan, bald sollte oder wollte einer der deutsche Ovid, bald der deutsche Horaz, sogar der deutsche Pindar sein. Dieser Grenadier, so urtheilte Lessing, ist kein deutscher Horaz, kein deutscher Pindar, nicht einmal ein deutscher Tyrtäus, denn die heroischen Gesinnungen sind einem Preußen eben so natürlich als einem Spartaner!

Go gle

Mit dem nächsten Jahre begannen die Briefe über die neueste Literatur, die Nicolai herausgab, und deren wichtigste Lessing in den Jahren 1759 und 1760 schrieb. In diesen Briefen sollte die deutsche Literatur während des siebenjährigen Krieges besprochen werden; man dachte sich einen verwundeten Offizier im Feldlager, der auf diesem Wege von den geistigen Erlebnissen der Kriegszeit Kunde erhalten sollte. Es war Lessings Gedanke. „Wie leicht“, sagte er, „kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein“. Kleist fiel in demselben Jahr bei Kunersdorf und starb den Heldentod, wie er es gewünscht hatte, denn er konnte sich nicht tapfer genug sein. „Er wollte sterben“, sagte Lessing, von Schmerz erschüttert, wie er den Tod dieses Mannes erfuhr, der zu seinen liebsten Freunden gehörte. Als Kleist in Leipzig die Lazarethe verwalten mußte, während er sich nach der Feldschlacht sehnte, hat ihn Lessing oft mit dem Worte Xenophons getröstet: „Die tapfersten Männer sind auch die mitleidigsten“. Wenn ich mir Kleists Gemüthsart vergegenwärtige, in der sich der Poet mit dem Helden vereinigte, seine Tapferkeit, sein Mitleid, seine Freigebigkeit, die sich auch gegen Lessing bewies, so zweifle ich nicht, daß dem letzteren das Bild dieses Freundes vorschwebte, als er den Charakter Tellheims dichtete.

III.

In dem berühmtesten jener Literaturbriefe, dem siebzehnten, hatte Lessing das nationale, von aller fremdländischen Renaissance freie, echt deutsche Drama gefordert und auf den Faust hingewiesen. Aber die Dichtung, welche diese Aufgabe lösen sollte, mußte sein wie die schicksalsvolle Zeit selbst und gegenwärtig wie der Tag. Mitten unter den Eindrücken des siebenjährigen Krieges, dessen letzte Jahre Lessing in Breslau an der Seite des Generals Tauentzien zubrachte, entstand „Minna von Barnhelm“; er dichtete den Entwurf unmittelbar nach dem Frieden von Hubertsburg (15. Februar 1763) an einem heiteren Frühlingsmorgen in einem Breslauer Garten, er hat das Stück in Berlin unter den Augen seines Freundes Ramler ausgeführt und erst im Jahre 1767 veröffentlicht. Wollen wir die ungeheure Umwandlung, die der siebenjährige Krieg in unserer Literatur und Dichtung hervorgebracht hat, an Lessings eigenen Werken erkennen, so ist nichts sprechender und bemerkenswerther, als diese Folge seiner dramatischen Dichtungen: vor dem Ausbruche des Krieges die empfindsame Sara Sampson, während desselben der kriegerische Philotas, nach dem Ausgange Minna von Barnhelm!

Niemand hat den Einfluß jener gewaltigen Zeit auf unsere Dichtung richtiger und treffender gewürdigt als Goethe im siebenten Buche seiner Lebenserinnerungen. „Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker

Google

und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen". „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt". „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, muß ich vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Inhalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm". „Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete".

Lessing selbst fühlte, daß diese Dichtung seine entscheidende That sei. „Ich brenne vor Begierde", schrieb er den 20. August 1764 an Ramler, „die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist. Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben". — Zu jenen Kriegsliedern und diesem Lustspiel, die aus der Zeit des siebenjährigen Krieges unmittelbar hervorgegangen sind, möchte ich noch ein Gedicht fügen, eine unserer besten Balladen, deren tragische Erzählung sich von dem Hintergrunde des vollendeten Krieges stimmungsvoll abhebt: „Er war mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben".

IV.

Die Schicksalswechsel der Kriege bewegen nicht blos die Loose der Fürsten, Staaten und Völker, sondern erschüttern auch das Dasein der Einzelnen bis in die kleinsten verborgensten und spurlosen Verhältnisse, die der historischen Forschung nicht mehr bemerkenswerth scheinen; aber gerade in dem Genrebild der Privatgeschicke, die mitten unter den großen Weltveränderungen erlebt werden, erscheinen die Züge der Zeit in einer so greifbaren und eindringlichen Form, daß der Dichter, der diese Gegenwart dramatisch fassen will, hier eine Menge der fruchtbarsten Motive findet. Der siebenjährige Krieg, der die deutschen Völkerzustände in einen so gewaltigen Aufruhr brachte, griff auf mannichfaltigste Art umgestaltend in das Dasein der Familien und Individuen, und es gingen jähe Lebenswandlungen aus ihm hervor, deren Kunde von Mund zu Mund lief und sich sagenhaft verbreitete. Man hörte von einer Menge plötzlich emporgestiegener, plötzlich zerstörter Existenzen. In den preußischen Freibataillonen, die nach dem Frieden entlassen wurden, waren tapfere, durch Kriegsthaten ausgezeichnete

Google

Offiziere, deren sich manche aus niederem Stande aufgeschwungen hatten und nun durch ihre Verabschiedung wieder in Dunkelheit und Elend versanken. Ein solcher Offizier war, wie man sich erzählte, vor den Feldzügen Mühlknappe gewesen und hatte sich auf dem Schlachtfelde den Orden pour le mérite verdient; er mußte nach seiner Entlassung den alten Dienst wieder aufsuchen und schickte dem Könige den Orden zurück, damit das glänzende Ding nicht bestaubt werden möge. Ein anderer war zum Schmiedehandwerk zurückgekehrt und verleugnete sich dem General, der ihn Pferde beschlagen sah und einen tapferen Rittmeister in ihm wiedererkannte. Eines der merkwürdigsten Schicksale hatte ein ungarischer Husar erlebt, der einst in der Schlacht bei Mollwitz im Begriff stand, den König gefangen zu nehmen; Friedrich rief ihm zu: „Ich bin der König, geh' mit mir!“ Der Husar gehorchte, trat in die Dienste des Königs und brachte es in der Folge durch seine Tüchtigkeit bis zum Reiteroberst und General. Sein Name heißt Paul Werner. Wir sehen einen Sagenkreis vor uns, in dem einige der Motive enthalten sind, die Lessing in seiner Dichtung benützt hat. Tellheim, der Held seines Stückes, ist der verabschiedete Major eines Freibataillons, sein treuester Freund und Kriegskamerad ist der Wachtmeister Paul Werner. Die Mutter des Philosophen Garve wollte von Lessing selbst gehört haben, daß sich etwas Aehnliches als die Geschichte seines Stücks in dem Breslauer Gasthause zur goldenen Gans wirklich zugetragen habe.

Vergegenwärtigen wir uns den Gang der Begebenheiten oder die Fabel, die Lessing seinem Stück zu Grunde gelegt hat; galt ihm doch die Erfindung der Fabel des Dramas hier, wie überhaupt, für die wesentlichste Aufgabe des Dichters.

Tellheim, ein junger reicher Edelmann kurländischen Geschlechts, tritt unter die Fahnen Friedrichs, nicht aus Liebe zum Kriegshandwerk, dessen Unmenschlichkeiten er verabscheut, sondern aus Begeisterung für die Person und Sache des großen Königs, aus Neigung zur Gefahr, aus hochherziger, tapferer Gesinnung. Er zeichnet sich aus und wird Major. In den sächsisch-thüringischen Winterquartieren erhält er den Befehl, von den Ständen mit aller Strenge eine hohe Kriegssteuer einzutreiben, die auf sein Bitten im äußersten Nothfall auf ein geringeres Maß, dessen Minimum ihm vorgeschrieben wird, soll herabgesetzt werden dürfen. Da die Stände unvermögend sind, eine größere Steuerlast zu tragen, gewährt ihnen Tellheim die niedrigste Forderung; da sie auch diese nicht vollständig leisten können, deckt er aus eigenen Mitteln durch einen Vorschuß von 2000 Pistolen die fehlende Summe. Bei Zeichnung des Friedens will er seine noch ausstehende Forderung unter die Kriegsschuld aufnehmen lassen. Man anerkennt die Wechsel, aber verdächtigt den Inhaber, als ob dieser sie nicht gegen baaren Vorschuß empfangen, sondern als Belohnung dafür genommen habe, daß er die Kriegssteuer auf das niedrigste Maß herabgesetzt. Er ist der Bestechung verdächtig. Die Generalkriegskasse soll die Sache genau unter-

Google

suchen, und bevor sie im Reinen ist, darf Tellheim, durch schriftliches Ehrenwort gebunden, die Hauptstadt nicht verlassen. Er gehört unter die vielen Offiziere, die nach dem Frieden entbehrlich geworden und verabschiedet sind. Eine Schußwunde hat ihm den rechten Arm gelähmt, sein Vermögen ist verloren, seine Ehre gekränkt, die Dienerschaar verschwunden, die den reichen Mann früher umgeben: Kammerdiener, Jäger, Kutscher und Läufer: der erste hat sich mit der Garderobe des Herrn aus dem Staube gemacht; der zweite ist mit dem letzten Reitpferde auf und davon geritten; der Jäger karrt in Spandau, weil er Soldaten zur Desertion verleitet hat, und der Läufer ist als Trommelschläger in ein Garnisonregiment gesteckt worden, weil er den Major betrogen und die nichtswürdigsten Streiche begangen. Nur einer, sein Reitknecht Just, ist ihm treu geblieben. Der tapfere Wachtmeister Paul Werner, der im Kriege ihm zweimal das Leben gerettet, lebt jetzt im Besitz eines dörflichen Freiguts in seiner Nähe. Nach so bitteren Erfahrungen erwartet Tellheim in der Verborgenheit eines Berliner Gasthauses den Ausgang seiner Sache, um so stolzer, je größer sein Elend ist; er hat sich auf seine Art heroisch gefaßt und ohne ein Wort der Klage, ohne ein Zeichen seiner Seelenkämpfe dem höchsten Glücke entsagt: dem Besitz seiner Braut.

Jene hochherzige That in Thüringen hatte das Herz eines jungen Mädchens, einer der reichsten Erbinnen des Landes von edler Abkunft, für Tellheim gewonnen, noch bevor sie ihn kannte. Um den Mann zu sehen, der so großmüthig handeln konnte, geht Minna von Barnhelm uneingeladen in eine Gesellschaft, wo sie ihn findet. Schnell erkennen sich die beiden, durch ihre Denkart verwandten, durch ihre Gemüthsart zur schönsten wechselseitigen Ergänzung bestimmten Naturen. Schicksalsvolle Zeiten steigern die Gefühle und beschleunigen die Entschlüsse. Tellheim ist Minnas Bräutigam, als er die thüringischen Quartiere verläßt; das Zeichen ihrer Verlobung sind zwei einander völlig gleiche Brillantringe. Sehnsüchtig erwarten beide das Ende des Krieges, um sich ganz gehören zu können; endlich schreibt Tellheim: „Es ist Friede, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünsche". Plötzlich verstummen seine Briefe. Monate lang harrt Minna vergebens auf Nachrichten; dann faßt sie den schnellen und kühnen Entschluß, selbst ihn zu suchen. Begleitet von ihrem Kammermädchen Franziska, ihrer Gespielin und Freundin, und unter dem Schutze ihres Oheims, des Grafen Bruchsall, eines sächsischen, preußenfeindlichen Edelmannes, der während des Krieges in Italien gelebt hat und erst nach dem Frieden zurückgekehrt ist, reist sie nach Berlin, wo sie noch vor dem Grafen eintrifft, den ein kleiner Reiseunfall auf der letzten Station zurückgehalten. Hier führt sie der Zufall in dasselbe Gasthaus, wo Tellheim mit seinem Diener Just in ärmlicher Zurückgezogenheit lebt. Der Wirth zum „König von Spanien" schätzt seine Gäste nur nach dem Gelde, und die vornehme Dame mit Kammermädchen und zwei Dienern ist ihm natürlich mehr werth, als der Major, der seit einiger Zeit die Rechnung nicht mehr bezahlt hat. Seine Wohnung wird

Google

sofort der Dame eingeräumt und er selbst, abwesend und ungefragt, in schlechteren Räumen untergebracht. Nach einer solchen Behandlung will Tellheim nicht einen Augenblick länger in dem Gasthause bleiben und läßt, um seine Schuld bezahlen zu können, durch Just sein letztes und theuerstes Gut, den Verlobungsring, verpfänden, der nun in die Hände des Wirths gelangt und dem Fräulein gezeigt wird, die in der Hoffnung, etwas von Tellheim zu erfahren, sich nach dem Offizier erkundigt, der (freiwillig, wie sie glaubt), ihr sein Zimmer überlassen. Bei dem Anblick des Ringes erkennt Minna, daß jener Offizier Tellheim selbst. Der Bräutigam ist wiedergefunden, das erste Ziel glücklich erreicht, aber bei weitem nicht das letzte.

Jetzt gilt es, den Entschluß Tellheims zu besiegen, der bereit ist, jedes Glück ihr zu opfern, jedes Unglück mit ihr zu theilen, nur nicht das seinige: ein Bettler, ein Krüppel, ein bescholtener an seiner Ehre gekränkter Mann, wie er sei, dürfe nicht daran denken, der Gemahl einer Minna von Barnhelm zu werden! Opfer zu bringen, kostet ihm gar nichts, Opfer anzunehmen ist ihm unmöglich: dazu ist er zu stolz und zu zartfühlend. Vergebens bietet Minna alle Ueberredungskunst ihrer innigen Liebe, ihrer klaren und heiteren Gemüthsart auf, um seinen Sinn zu ändern, seine Schwermuth zu verscheuchen, ihn zu überzeugen, daß ihr ganzes Glück darin bestehe, sein Unglück zu theilen; daß seine stolze Entsagung ihr Qualen bereite, daß aus gekränktem Ehrgefühl er nicht blos ihr Glück zerstöre, sondern auch ihre Ehre verletze. Jedes ihrer Worte rührt ihn tief und läßt ihn seinen Vorsatz bis zur Verzweiflung schmerzlich empfinden, aber nichts vermag den gefaßten Entschluß zu erschüttern. Nur eine günstige Wendung seines Schicksals könnte helfen: nicht die bloße Niederschlagung der Sache, sondern die ehrenvollste Wiederherstellung.

Aber bevor diese Wendung wirklich eintritt, siegt Minna durch List über Tellheims stolze, schwermüthige und verkehrte Entsagung; sie kennt ihn genau und weiß ihn zu lenken. Wäre sie nicht die reiche, vornehme, beneidenswerthe Erbin, sondern arm und verlassen, so würde keine Macht der Welt diesen Mann hindern, ihr Schicksal zu theilen und ihren Besitz als höchstes Gut zu fordern; er würde an der Wahrheit ihrer Liebe irre werden, wenn sie im Unglück seine Hand ablehnen wollte, weil sie es nicht über sich bringen könne, ein so großmüthiges Opfer anzunehmen. Und doch würde die Geliebte nichts anderes thun, als er so eben gethan hat; sie würde gegen ihn nur dieselbe vermeintliche Entsagungspflicht zu üben scheinen, die sein Verhalten ihr gegenüber bestimmt. Eine solche Art der Vergeltung wird zugleich die heilsamste Kur sein. Tellheim kann über seine edel gedachte, aber falsch empfundene Handlungsweise nicht schneller und gründlicher aufgeklärt werden, als wenn Minna den weiblichen Tellheim spielt. Sie ist nicht mehr die gute Partie, sondern ein armes, von ihrem preußenfeindlichen Oheim um ihrer Liebe willen enterbtes Mädchen, ein verlaufenes sächsisches Fräulein, das zu ihrem Bräutigam flieht, um in seinen Armen

Google

Schutz und Heimath zu suchen. Und von diesem Bräutigam muß sie hören: es sei nichtswürdig, wenn ein Mann, den das Unglück verfolge, sich nicht schäme, sein ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit einer Frau zu verdanken. Damit ist ihr Urtheil gesprochen: sie müßte ja eine nichtswürdige Creatur sein, wenn sie in ihrem Elende ihr ganzes Glück von der blinden Zärtlichkeit Tellheims annehmen wollte. Jetzt spielt sie die tief gekränkte, in ihrer Würde beleidigte Frau, sie giebt ihm den Verlobungsring zurück und fordert den seinigen. In Wahrheit ist es der von ihm verpfändete, von ihr eingelöste Ring, den sie ihm wiedergiebt, indem sie ihn zurückfordert: sie erneuert den Liebesbund, während sie thut, als ob sie ihn auflöse. Seine Bitten und Betheuerungen bleiben fruchtlos. Ein königliches Handschreiben bringt ihm die ehrenvollste Wiederherstellung. Der gerechte König gewährt ihm eine Genugthuung, die nicht größer sein kann, er wünscht auch seine Dienste wieder: „Ich möchte nicht gern einen Mann Eurer Bravour und Denkungsart entbehren". Mit Freuden will er die glänzende militärische Laufbahn, die sich vor ihm eröffnet, für die Geliebte aufgeben, aber sie darf, seinem Vorbilde gemäß, kein solches Opfer annehmen und besteht auf der Rückgabe seines Ringes. Tellheim ist so benommen und so geradsinnig, daß er das Spiel mit dem Ringe nicht merkt und keinen der Winke versteht, die ihn auf die Spur bringen wollen. Wie er erfährt, daß der verpfändete und zurückgeforderte Ring bereits durch Minna eingelöst sei, glaubt er, sie habe ein grausames und arglistiges Spiel mit ihm getrieben, den Bruch gewollt und darum den Ring an sich gebracht. Da meldet man die Ankunft des gräflichen Oheims, den Tellheim noch immer für Minnas Verfolger hält. Seine empörten Empfindungen schweigen und der ritterliche Mann ist sogleich bereit, die verlassene Frau zu beschützen.

Es ist des Spieles genug. Schnell klärt sich Alles auf mit wenigen Worten. Die Liebenden haben sich zum zweiten male und für immer gefunden: der preußische Major und das sächsische Edelfräulein. „O boshafter Engel!" ruft Tellheim, „mich so zu quälen!" Minnas heitere Antwort erklärt die heilsame Rolle, die sie gespielt, und warnt den geliebten Mann vor einer solchen Wiederholung: „Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele. Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?" Und wenn Tellheim entgegnet: „O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen sollen!" so wird mit diesem Wort eines der Motive bezeichnet, die das Stück zu einem „Lustspiel" gemacht haben.

V.

Wir haben den Gang der Begebenheiten erzählend dargestellt, damit im Unterschiede davon der Gang der Handlung in der dramatischen Composition um so besser einleuchte. Daß wider den Bund der Liebenden sich in den Schicksalen und dem Charakter Tellheims Hindernisse erhoben haben,

Google

die er nicht überwinden kann und welche durch sie besiegt werden müssen: darin liegt der Knoten unseres Dramas. Er ist geschürzt, sobald Minna ihren Bräutigam wieder gefunden und die Beweggründe entdeckt hat, die ihn zur stillen Entsagung genöthigt. Damit ist das Problem entwickelt, welches die weitere Handlung zu lösen hat. In der Auseinandersetzung dieses Problems besteht die Exposition unseres Dramas; sie bildet das Thema der beiden ersten Acte; am Ende des zweiten liegt die Sache, um die es sich handelt, die dramatische Aufgabe offen am Tage, ihre Lösung wird im dritten vorbereitet, im vierten begonnen und im fünften vollendet. Die Einheit der Handlung ist unterstützt durch die des Orts und der Zeit: der Ort, wo sie vor sich geht, ist das Berliner Gasthaus zum König von Spanien, die Zeit der 22. August 1763.

Bekanntlich hat Goethe in den beiden ersten Acten unseres Stückes die unerreichte Kunst des Motivirens bewundert und darum die Exposition der Minna von Barnhelm, die er an Meisterschaft nur mit der des Tartuffe zu vergleichen wußte, sich zum Vorbilde dienen lassen. Wir wollen diese meisterhafte Exposition zu erleuchten suchen, indem wir zeigen, welche Aufgabe hier zu lösen war, und wie Lessing dieselbe gelöst hat.

Minna von Barnhelm sucht ihren Bräutigam, von dem sie seit Monaten nichts mehr gehört, und findet ihn in einem Berliner Gasthause wieder: dies ist die erste zu motivirende Handlung. Da sie ihn sicher zu finden wissen wird, wo er auch ist, so hat der Zufall, der sie in dasselbe Gasthaus führt, keine weitere dramatische Bedeutung. Aber es ist eine sehr gewagte Situation, die an sich den Charakter des Komischen trägt, wenn eine Dame ihrem abhanden gekommenen Bräutigam nachläuft. Hätte uns Lessing eine solche lächerliche Begebenheit vorführen wollen, so konnte er sein Lustspiel damit eröffnen; er hat es nicht gethan, sondern Minna von Barnhelm erst im zweiten Act auftreten lassen, nachdem wir aus dem Gange des ersten den Mann ihrer Liebe kennen und dadurch verstehen gelernt, daß sie bis ans Ende der Welt reisen würde, um ihn wiederzufinden. Jede Art der Untreue und des Flattergeistes ist von dem Charakter Tellheims ausgeschlossen, es konnte nur Unglück sein, das ihn verstummen ließ, Schicksalsstürme, die ihn betroffen haben, und deren Ungemach er allein tragen will. Jene großherzige Gesinnung, die ihn vermocht hat, in den Krieg zu ziehen im Dienste des ersten Heldenkönigs der Zeit, ist aus den Kämpfen noch gestärkter und gestählter hervorgegangen. In jeder Art der Selbstverleugnung eisern, in jedem Mitgefühl für die Leiden Anderer hingebend und zart, vereinigt Tellheim die menschlich schönsten Empfindungen und die soldatisch tüchtigsten Eigenschaften, das weiche menschenfreundliche Herz und die kriegerische Zucht so ungesucht und eindrucksvoll, daß er auf seine Untergebenen, wenn sie nicht ganz verdorbene Naturen sind, einen unwillkürlichen Zauber ausübt, der sie mit schwärmerischer Anhänglichkeit, mit unbedingter Treue und Hingebung an seine Person fesselt.

Google

Diesen Mann schildern heißt Minnas Handlungsweise motiviren. Er soll uns dramatisch geschildert werden: nicht so, daß wir ihn etwa nur von Anderen rühmen und loben hören, sondern so, daß wir als Augenzeugen erfahren, wie er ist und handelt. Und bevor wir ihn selbst sehen, läßt uns der Dichter den einfachen, gleichsam elementaren Eindruck seiner Person in der Seele seines letzten Dieners, einer rohen, unverdorbenen Natur erleben. Dieser Eindruck soll Tellheims dramatischer Vorbote sein und zugleich dem Zuschauer die Situation enthüllen, womit die Handlung beginnt. Der Major ist des Abends vorher von einem Ausgange zurückgekehrt und während seiner Abwesenheit von dem habgierigen Wirth ausquartiert worden; sofort verläßt er das Haus nnd campirt die Nacht, als ob er noch im Felde wäre, im Freien. Just wartet im Wirthshaussaale die ganze Nacht auf seinen Herrn und möchte am liebsten auch nicht schlafen, er ist außer sich vor Empörung und Mitleid: „Meinen Herrn aus dem Hause stoßen, auf die Straße werfen! Meinen Herrn! so einen Mann, so einen Offizier! Einen Offizier, wie meinen Herrn!“ Wie ihn der Schlaf übermannt, träumt er; sein einziger Gedanke ist Rache an dem niederträchtigen Wirth. Wenn er ihn nur prügeln könnte! Wie er träumt, prügelt er ihn, er knurrt förmlich im Schlaf. Mit diesem Traum des Dieners eröffnet der Dichter sein Stück, mit diesen Worten des schlafenden Just: „Schurke von einem Wirth! Du, uns? Frisch Bruder! Schlage zu Bruder!“ Wie er aufwacht, thut es ihm leid, daß der Traum nicht Wirklichkeit war. „Ich mache kein Auge zu, so schlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erst die Hälfte von allen den Schlägen!“ Der Wirth kann ihn mit nichts begütigen, er haßt ihn weit mehr, als er selbst mit nüchternem Magen den besten Danziger liebt; bei jedem Glase, das ihm jener einschenkt, denkt Just nur an seinen Herrn; der Schnaps ist gut, „wenn ich heucheln könnte, würde ich für so was heucheln, aber ich kann nicht, es muß raus — er ist doch ein Grobian, Herr Wirth!“ Dieser treue Mensch, roh und plump, wie er ist, fühlt nur für seinen Herrn; er haßt auch die vornehme Dame, die dem Major das Zimmer genommen hat, er verhält sich zu Tellheim, wie der Pudel, dem er das Leben gerettet, zu ihm: er kann ohne seinen Herrn nicht leben. Drastischer und für die Vorstellung, die wir von Tellheim gewinnen sollen, wirksamer konnte das Stück nicht beginnen.

Während sich Just mit dem Wirthe herumzankt, kommt der Major. Wir sind auf seine Erscheinung vorbereitet und finden sie unsrer Erwartung gemäß: ein solcher Herr, wie Just gesagt hat, ein solcher Offizier! Er gebietet dem Diener Schweigen; kurz und ohne jede Erregung erklärt er dem Wirth, daß er bezahlt werden soll und daß er selbst suchen werde, wo anders unterzukommen. Die 500 Thaler, die ihm der Wachtmeister gebracht mit dem Wunsch, daß er sie brauche, rührt er nicht an; er ist so arm, daß er auch den letzten einzigen Diener nicht mehr bezahlen kann und ihm befiehlt, seine Rechnung zu schreiben.

Google

Da erscheint die Wittwe eines seiner Kameraden, des Rittmeisters Marloff, dem Tellheim 400 Thaler geliehen, und der sterbend seiner Frau zur Pflicht gemacht hat, diese Schuld zu tilgen. Die Wittwe hat Alles verkauft und bringt das Geld, um die Handschrift einzulösen. Tellheim, selbst im Zustande der größten Noth, erläßt nicht nur die Schuld, sondern verleugnet sie, denn er will der Frau den Dank sparen und weiß, daß Marloff einen Sohn hinterlassen hat. „Wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll?“ Die Wittwe versteht seine Absicht; in den Worten, die sie erwidert, reden die ergreifenden Schicksale des Krieges: „Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß“. Sie kann dem edlen Manne, der das Vatergefühl nicht kennt und in der Seele einer Mutter empfindet, nicht rührender danken: „Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als sie für ihr eigenes Leben thun würde?“ — Wie sie ihn verlassen hat, nimmt Tellheim den Schuldschein aus seiner Brusttasche, um ihn zu vernichten. Dies Alles geschieht auf die natürlichste Art, ohne jede großmüthige Wallung, ohne jedes Aufgebot einer Empfindung, die ihm selbst edel erschiene; anders zu handeln ist bei seiner Art unmöglich. „Armes braves Weib! Ich muß nicht vergessen, den Bettel zu vernichten!“ Diese kleine Scene machte auf das Publicum, dem die Schicksale der Soldatenwittwen tausendfach vor Augen standen, einen erschütternden Eindruck. Als Minna von Barnhelm zum ersten Mal in Berlin aufgeführt wurde*), brach in dem vollen Hause ein Sturm des Beifalls aus, wie Tellheim die Worte sagte: „Armes braves Weib!“

Durch die Scene mit der Marloff weicher gestimmt, empfängt Tellheim die geforderte Rechnung, die Just unter Thränen geschrieben. „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr; ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben, aber ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermuthet“. Er soll den Major verlassen, der ihm lauter Wohlthaten erwiesen, alle Kosten seiner Krankheit bezahlt, seinem abgebrannten und geplünderten Vater Geld geliehen und zwei Beutepferde geschenkt hat; er soll Geld von ihm nehmen, während, Alles gerechnet, er vielmehr seinem Herrn noch 91 Thaler 16 Groschen 3 Pfennige schuldet. Der Herr möge ihn nur in seiner Nähe dulden, wie er den Pudel, den er aus dem Wasser gezogen und der ihm nicht mehr vom Leibe geht. „Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund“. Dieses Wort rührt Tellheims Herz, dieser Ausdruck der Treue. „Nein, es giebt keine völligen Unmenschen!“ sagt er zu sich und zu dem Diener: „Just, wir bleiben beisammen“. Er befiehlt ihm den Ring zu verpfänden, die Rechnung zu zahlen und seine Sachen in das wohlfeilste Gasthaus, gleichviel welches, zu schaffen; Tellheim selbst denkt

*) Den 21. März 1768; sie mußte zehnmal nach einander wiederholt werden.

Google

nur an zwei Dinge, die nicht vergessen werden sollen: seine Pistolen und „noch eins, — nimm mir auch deinen Pudel mit, hörst du, Just!" Der große Schauspieler Schröder erzählt von Ekhof: „Es lag eine Welt von Ausdruck in seiner Rede, wenn er als Tellheim die Worte sprach: „nimm mir auch deinen Pudel mit, hörst du, Just!"

Es fehlt in dem Bilde Tellheims, das wir in dramatischer Ausprägung empfangen sollen, bevor Minna von Barnhelm erscheint, noch ein Zug. Wir glauben dem treuen Just, daß es in der Welt keinen besseren Herrn giebt; wir empfinden mit der Wittwe Marloff, daß niemand großmüthiger und zarter handeln kann, als Tellheim; dem Wirth gegenüber ist er stolz und kurz gebunden; auch haben wir nebenbei bemerken können, daß er für das gewöhnliche Leben sehr unpraktisch ist: er läßt seine Habseligkeiten in einen anderen Gasthof schaffen und kümmert sich weder um das Haus noch die Sachen, er denkt nur an zwei Dinge, die ihm nachträglich einfallen und für seine gegenwärtige Lage die unnützesten sind: seine Pistolen und Justs Pudel! Wir wollen mit dieser Bemerkung die Sorgen beschwichtigen, die sich wegen der Pistolen einige Erklärer gemacht haben: daß sich der Mann nur nicht erschießt! Sorgen, die eben so unnütz sind, als für Tellheim selbst in diesem Augenblick die Pistolen.

Damit uns nichts von der Kunst des motivirenden Dichters entgehe, möge auch das kleine Selbstgespräch Justs, nachdem ihn Tellheim verlassen, wohl beachtet werden. Wie hat es Lessing verstanden, hier mit ein paar Worten das Hauptmotiv, welches den Knoten des Dramas bilden soll, anzudeuten und zugleich den Fortgang der Handlung vorzubereiten. Just hat von seinem Herrn den kostbaren Ring erhalten mit dem Befehl, ihn zu verpfänden. Es muß mit dieser Kostbarkeit eine eigene Bewandtniß haben, denn Tellheim sagt: „ich hätte nie geglaubt, einen solchen Gebrauch von ihr zu machen". Nun wundert sich Just nicht blos, daß der Herr solch einen kostbaren Ring besitzt, sondern noch über einen andern Umstand: „Und trug ihn in der Tasche anstatt am Finger!" Es ist der Verlobungsring, den Tellheim nicht mehr als Zeichen der Verlobung trägt: so fest steht sein Entschluß der Entsagung! Und was thut Just mit dem Ringe, den er verpfänden soll? „Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden!" Kann er den Schurken von Wirth nicht prügeln, so will er ihn doch ärgern. So kommt der Ring auf die natürlichste Art zu dem Gastwirth und nimmt seinen Weg in die Hand des Fräuleins, durch die er in die Hand Tellheims zurückkehren soll.

Aber der Zug in Tellheims Charakterschilderung, der uns noch fehlt! Ein solcher Herr, ein solcher Mann, sagt Just, ein solcher Offizier! Von seiner kriegerischen Tüchtigkeit, von dem heldenmüthigen tapfern Major, dem Vorbilde seiner Soldaten in der Schlacht, werden wir aus seinem eigenen Munde keine Silbe hören; diesen Zug kann uns weder sein Diener noch

Google

die Wittwe seines Kameraden, sondern nur ein Soldat schildern, der unter ihm gedient, ihn gesehen hat und für den Helden Tellheim schwärmt: Paul Werner, der kriegslustige Wachtmeister! Ich glaube, der Mann weiß, daß sein Namensvetter Oberst geworden ist; er könnte es auch noch werden, wenn der Hubertsburger Frieden nicht wäre! Jetzt sitzt er auf seinem Bauerngut und denkt nur an den Krieg und den Major Tellheim; am liebsten erzählt er die Affaire bei den Katzenhäusern, die Just schon so oft von ihm gehört hat, daß er dem Wachtmeister in die Rede fällt: „soll ich dir die erzählen?“ Seit dem verwünschten Frieden sind die Kriegsaussichten in der Nähe geschwunden, aber unser Wachtmeister hat die Zeitungen studirt, natürlich nur die Kriegsberichte, und gelesen, daß der Fürst von Georgien gegen die Türken ziehen wird. „Gott sei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg ist!“ Um die Einzelnheiten kümmert er sich nicht weiter. „Der Prinz Heraklius“ (Iralli) war schon Herr von Georgien und hatte sich von Persien unabhängig gemacht. Das heißt bei unserem Wachtmeister: „er hat Persien weggenommen!“ Jetzt will er die Türken bekriegen, die Pforte, wie in der Zeitung steht. Damit nimmt es Paul Werner etwas zu buchstäblich und etwas zu eilig: „er wird nächster Tage die ottomanische Pforte einsprengen!“ Auch über den Schauplatz ist er nicht genau orientirt; genug es ist Krieg in weiter Ferne, wo Geographie und Geschichtskunde des Wachtmeisters aufhören. Krieg ist sein Element, das er in Persien sucht, wenn er es in Preußen und der Umgegend nicht mehr findet. Sein Freigütchen hat er verkauft und hält sich marschfertig; das Geld bringt er seinem Major, der damit machen soll, was er will; das Beste wäre, er ginge mit nach Persien. „Blitz! Der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch schon seinen gewesenen Wachtmeister Paul Werner nicht kennt“. Dieses eine Wort sagt mehr als alle Lobpreisungen der Kriegsthaten Tellheims. Es ist ein feiner wohlthuender Zug unseres Stücks, daß es gar nichts von soldatischen Prahlereien nach Art der Maskenkomödie enthält, nicht einmal die Affaire von den Katzenhäusern darf der Wachtmeister erzählen. Und daß Tellheim einer der tapfersten Helden in der Schlacht war, glauben wir dem braven Werner auf dieses eine so naiv empfundene, so überzeugungsvolle Wort: „Der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben!“ Jetzt wundert es mich gar nicht mehr, und ich verstehe es noch besser als zuvor, daß Tellheim, wie er seine Sachen ausräumen läßt, selbst an nichts denkt als an die Waffen; mag Just liegen lassen, was er vergißt, aber die Pistolen soll er mitnehmen!

VI.

Der Auftritt zwischen Just und Werner ist die Schlußscene des ersten Acts. Wir sind durch die lebendigste dramatische Schilderung über die Lage und den Charakter Tellheims völlig im Klaren und wünschen einen Schutz-

Google

engel herbei, der dem guten, hochherzigen, tapferen, unglücklichen, in der Sorge für sein eigenes Wohl nachlässigen und thatlosen Mann die hilfreiche Hand reiche. Jetzt erst erscheint Minna von Barnhelm.

Das Gespräch zwischen ihr und Franziska, womit der zweite Act beginnt, ist das Muster eines Lessing'schen Dialogs. Der Dichter war seiner dialogischen Kunst, wie alles dessen, was er that, sich vollkommen bewußt; er macht einmal die überraschend wahre Bemerkung, daß die unwillkürlichen Bilder und Metaphern, die ein Gespräch hervorruft, auch häufig die ungesuchten Mittel sind, die es leicht und zwanglos fortleiten*). Verweilen wir mit dem Interesse dieser Beobachtung einen Augenblick bei der Composition des Gesprächs, das im Gange unseres Lustspiels uns eben hier begegnet.

Wie leicht und natürlich fließt in dieser weiblichen Plauderei eine Wendung aus der anderen, bis sich der Dialog gleichsam in das Element ergießt, von dem die Herzen erfüllt sind! Minna ist nach einer unruhigen Nacht sehr früh aufgestanden: „Die Zeit wird uns lang werden, Franziska!" So beginnt das Gespräch. Was ihr die Ruhe gestört hat, war wohl nicht, wie das Kammermädchen aus eigener Erfahrung meint, der nächtliche Lärm der großen Stadt, denn das Fräulein läßt auch das Frühstück unberührt. Um die Langeweile zu vertreiben, bemerkt neckend Franziska, „werden wir uns putzen müssen und das Kleid versuchen, in welchem wir den ersten Sturm geben wollen". Weiß sie doch, woran ihr Fräulein denkt und worüber sie am liebsten sprechen möchte, ohne den Anfang zu machen. „Was redest Du von Stürmen, da ich blos hier bin, die Haltung der Capitulation zu fordern". Hier ist das Bild, kriegerisch und militärisch, wie die Zeit. Unwillkürlich erinnert es an den Offizier, der dem Fräulein sein Zimmer geräumt und dafür einen höflichen Dank empfangen hat. Daß er nicht so höflich war, seine Aufwartung zu machen, findet die Kammerjungfer zu tadeln. Wir sind schon an der Stelle, die das Gespräch ungesucht und schnell erreichen mußte, das Bild vom Sturm und der Capitulation hat geholfen; der unhöfliche Offizier erinnert an das Muster des Gegentheils: „Es sind nicht alle Offiziere Tellheims", erwidert Minna, froh, daß sie von ihm sprechen kann. „Mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden werde". Aber das Herz, entgegnet Franziska, redet uns gewaltig gern nach dem Munde, während sich dieser sehr in Acht nehmen muß, nach dem Herzen zu reden und unsere eigenen Gefühle oder gar Vorzüge zu offenherzig darzuthun. Wo sind wir hingerathen? Von der Hoffnung Minnas auf einen glücklichen Ausgang ihrer Reise in eine wortspielende Plauderei über Herz und Mund, wobei die gescheidte und witzige Franziska eine Reihe Einfälle hat, die mit der Bemerkung enden: „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt". Alle ihre Einfälle fließen aus derselben Wendung,

*) Vgl. „Nord und Süd" Maiheft: I. Lessings reformatorische Bedeutung, S. 217.

Google

aus demselben bildlichen Ausdruck, den Minnas frohes Wort: „Mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden werde", hervorrief, ich meine die Entgegnung: „Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Munde". Ohne Bild und Metapher: „man glaubt, was man wünscht". Hätte sich Franziska so ausgedrückt, so waren alle jene Einfälle, die nur aus dem Bilde und der Metapher entsprungen sind, unmöglich, auch der von der Tugend, die man um so weniger hat, je mehr man von ihr redet. „Siehst Du, Franziska!" ruft das Fräulein, „da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht". In der Antwort, die das Kammermädchen giebt, belehrt uns der Dichter zugleich über dieses so natürliche und eben gebrauchte Mittel seiner dialogischen Kunst, worauf wir unsere Leser hinweisen wollten: „Gemacht?" sagt Franziska, „macht man das, was einem so einfällt?"

Die ganze flüchtige Plauderei über Herz und Mund war nur eine scheinbare Digression, womit das Gespräch schnell und spielend von der Erwähnung Tellheims zur Schilderung seines Charakters gelangt ist. „Und weißt du", fährt das Fräulein fort, „warum ich eigentlich diese Anmerkung so gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim. Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtschaffenste Herz, aber Rechtschaffenheit und Edelmuth sind Worte, die er nie auf die Zunge bringt". Er muß alle Tugenden besitzen, denn er spricht von keiner, eine einzige ausgenommen, die Minna von Barnhelm selbst an ihrem Bräutigam nie bemerkt und, wie mir scheint, nicht ungern vermißt hat: „Er spricht sehr oft von Oekonomie. Im Vertrauen, Franziska, ich glaube der Mann ist ein Verschwender". Daß es sich aber bei Tellheim mit der Treue ähnlich verhalten könnte wie mit der Sparsamkeit, ist nur der neckende und spielende Einwurf des Kammermädchens, der Minna nicht irre macht. „Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch sehr oft der Treue und Beständigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeist wäre?" Gerade ein solcher Scherz ist der sicherste Beweis, daß Tellheims Treue und Beständigkeit jeden Zweifel ausschließt. Minnas innere Stimme hat wahr gesprochen: „Mein Herz sagt es mir, daß ich ihn finden werde". Schon der nächste Augenblick erfüllt ihre Hoffnung. Aus dem Munde des Wirths erfährt sie, daß der aus seiner Wohnung verdrängte Offizier abgedankt und verwundet ist; an dem verpfändeten Ring erkennt sie ihren Verlobten. „Von wem haben Sie den Ring?" „Von einem sonst guten Mann", antwortet der bedenklich gemachte Wirth, dem nichts so nahe liegt, als der Verdacht, das Kleinod könne im Kriege „gerettet" worden sein. „Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben!" Der Bräutigam ist wiedergefunden; sie sucht ihn in der weiten Welt und wohnt in seinem Zimmer! Ihr erstes Gefühl ist unaussprechliches Glück. Trunken vor Freude, möchte sie, daß die ganze Welt mit ihr jubelt. „Es ist so traurig, sich allein zu freuen". „Da, liebe Franziska,

Google

kaufe dir, was du gern hättest. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir". „Nimm — und wenn du dich bedankest! Warte, gut, daß ich daran denke. Das stecke bei Seite für den ersten blessirten armen Soldaten, der uns anspricht". Ihre Seele ist von Dank so erfüllt, daß sie kein Wort des Dankes annehmen, nur selbst davon durchdrungen sein will und für das eigene Gefühl keinen anderen Ausdruck findet, als das Opfer des innigsten stummen Gebets. „Ich habe ihn wieder! Bin ich allein? Ich will nicht umsonst allein sein. Auch bin ich nicht allein", sagt sie mit gefalteten Händen. „Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet! Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Ich bin glücklich und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf!"

Es giebt Naturen, welche die köstliche Gabe besitzen, von Grund aus glücklich zu sein und zu machen, die durch ihre heitere Gemüthsart wie ein heller warmer Frühlingstag in die Welt leuchten, das Leben sich und Anderen erleichtern und erquicken, ohne daß die Tiefe, Innigkeit und Treue des Herzens, die Kraft der Hingebung und aufopfernden Liebe den mindesten Abbruch leidet. Solche Gemüther haben nichts Problematisches, nichts von dem Leichtsinn, der auf der Oberfläche des Lebens hinflattert, dem Schmetterlinge gleich, der doch nur von der Raupe herkommt und nicht höher fliegt als der Staub. Es ist höchst selten, daß sich die Tiefe und der Ernst der Empfindung ohne alle Empfindsamkeit mit dem „holden Leichtsinn der Natur" ohne alle Flatterhaftigkeit in demselben Gemüth vereinigt. Eine solche seltene, in ihrer Klarheit gegen alles unechte Glück gesicherte, in ihrer Heiterkeit über alles eingebildete Unglück erhabene Natur ist Minna von Barnhelm; ich wüßte unter den Frauengestalten unserer Dichtung keine, die ich darin mit ihr vergleichen möchte. Sie hat, wie Goethe sagt, Lessingschen Verstand. Und dieser Verstand verträgt sich auf das Beste mit wahrer Gemüthstiefe. Als Klopstock in einer seiner Oden Gott mit erhabenen Worten anflehte, ihm die Geliebte zu geben, machte Lessing die treffende und ergötzliche Bemerkung: „Welche Verwegenheit, Gott so ernstlich um eine Frau zu bitten!" Dagegen ist es wahr und natürlich, wenn in Lessings eigener Dichtung eine Frau, die den Mann ihres Herzens wiedergefunden hat, ein so freudiges Gebet wortlosen Dankes emporsendet.

Sobald sie der Nähe Tellheims gewiß ist, erscheint ihr Alles gut; jetzt fühlt sie sein Schicksal in ihrer Hand, und diese wird den Knoten zu lösen wissen. Nur ein Ausbruch von Zorn und Mitleid trifft den Wirth: „Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam sein?" Unglücklich ist Tellheim nicht mehr, denn er hat ja auch sie wiedergefunden. „Er jammert dich?" ruft sie Franziska zu, „mich jammert er nicht. Unglück ist auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel Alles nahm, um ihm in mir Alles wiederzugeben". Und wie Minna ihn wiedersieht und von ihm selbst hören muß, daß er sich einen „Elenden"

Google

nennt, frägt sie nicht nach seinem Elend, sondern nur nach seiner Liebe. „Sie lieben mich noch, genug für mich". „Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen: Ihr ganzes Glück sei sie. Geschwind kramen sie Ihr Unglück aus". Schon dieses Wort: „kramen Sie es aus", erleichtert die tragische Situation. Seine Zurückhaltung: „mein Fräulein, ich bin nicht gewöhnt zu klagen", ist eine Schanze, die einem so treffenden Einwurf, wie dem ihrigen nicht Stand hält: „O mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. Ganz geschwiegen oder ganz mit der Sprache heraus". Jetzt muß er sein Unglück „auskramen", alle die schlimmen Wechsel seiner Schicksale: er ist nicht mehr der glückliche Tellheim, „der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde, der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war, vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet standen". „Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. Jenem, mein Fräulein versprachen Sie sich; wollen Sie diesem Wort halten?" In Minnas Erwiderung liegt ihr ganzes Herz, ihre ganze Gemüthsart: „Das klingt sehr tragisch! Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. Deine Hand, lieber Bettler!" Aber die Sache ist weit ernsthafter, als sie im Jubel des Glückes meinte. Mit dem höchsten Ausdrucke des Schmerzes reißt sich Tellheim von ihr los und erklärt mit der Willensstärke, die sie kennt, daß er gehe, um sie nie, nie wieder zu sehen; daß er fest entschlossen sei, keine Niederträchtigkeit zu begehen, sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen.

Der Knoten ist geschürzt und die Exposition unseres Dramas vollendet, sie konnte Zug für Zug nicht natürlicher motivirt, nicht feiner und meisterhafter ausgeführt sein. Der letzte Moment macht den erschütternden Eindruck einer tragischen Peripetie, eines plötzlichen und schlimmen Umschwungs der Dinge. Auf dem Gipfel des Glücks, ihres Zieles sicher, erkennt Minna mit einem Male den furchtbaren Ernst des Schicksals. Aus dem Wiedersehen ist Trennung geworden, hoffnungslose, wie es scheint. In diesem Augenblicke ist sie ihrer selbst nicht mächtig, sie eilt ihm nach und will ihn nicht lassen, er reißt sich von Neuem los und stürzt fort; sie sieht den Wirth nicht, der vor ihr steht, und glaubt mit Franziska zu sprechen. Händeringend, unter Thränen, ruft sie aus, wie verloren im Abgrund des Elends: „Bin ich nun glücklich? Franziska, wer jammert dich nun?" Diese Scene läßt der Dichter aus den triftigsten Gründen nicht vor unseren Augen geschehen, sondern blos durch den Zeugen schildern. Sie ist für den Charakter Minnas durchaus bezeichnend und darf in dieser ihrer ergreifenden Bedeutung um keinen Preis durch den Anblick der mit Tellheim vergeblich ringenden Frau und des Wirths, den sie in der Betäubung für ihre Kammerjungfer ansieht, geschwächt werden: Züge, die vor unseren Augen

Google

leicht in's Komische fallen können, aber durch die Erzählung in Schatten treten. In der Einbildungskraft sehen wir nur die von fassungslosem Schmerz überwältigte Minna, die jene Gabe, im besten Sinne des Wortes glücklich zu sein und zu machen, nicht besitzen würde, hätte sie nicht auch die Fähigkeit, grenzenlos unglücklich zu werden.

VII.

Wir wissen schon, wie Minna die Lage bemeistert und Tellheims Entschlüsse, die zu schmerzlich sind, um für immer unerschütterlich zu sein, durch eine glückliche, auf seinen Charakter berechnete List besiegt. Soll der Knoten nicht tragisch zerreißen, so muß er auf heitere Art gelöst werden. In der Gemüthsart Tellheims fehlt eine befreiende Kraft gänzlich, ohne welche das menschliche Leben in seinen Hemmungen stecken bleibt und den Druck des Schicksals nie los wird: er hat keinen Humor, er ist völlig verdüstert und in die Sackgasse seines Unglücks so verrannt, daß er die freie Gegend nicht mehr sieht, daß ihm sein gutes Gewissen nicht über die gekränkte Ehre, seine Verachtung des Geldes nicht über das Gefühl der Armuth, das Bewußtsein, auf dem Schlachtfelde verwundet zu sein, nicht über den „Krüppel" hinweghilft; er ist mit seinem Unglück dergestalt zusammengewachsen, daß dieser höchst uneigennützige und aufopferungswillige Mann thut, was er am wenigsten thun möchte: er denkt eigentlich nur an sich und will in jener stolzen Isolirung des Unglücks, worin jede Wohlthat abgelehnt wird, keinem die Freude gönnen, ihm zu helfen. Könnte er seinen Stolz opfern, wie sein Geld, so wäre Allen geholfen. Aber was nützt noch seine Großmuth und Freigebigkeit? Wenn sich die Anderen, für die er Alles thun möchte, ebenso spröde verhalten, wie er, so ist seine ganze Uneigennützigkeit umsonst. Es heißt nicht wohlthätig sein, wenn man es dem Empfänger versagt, seine Dankbarkeit durch die That zu beweisen; dann erscheint der letztere nicht als der Freund, sondern als die Creatur des Wohlthäters, was kein tüchtiges und dankbares Gemüth erträgt. Diese nothwendigen Folgen seiner Handlungsweise hat Tellheim nicht bedacht, er muß die Rückwirkung derselben erfahren: dies ist „die Lection", deren er bedarf und die sicher bei ihm anschlägt. Just ist gegen den Pudel besser gewesen, als sein Herr gegen ihn sein wollte, er hat das treue Thier behalten, und Tellheim hat sich die kleine Geschichte zu Herzen genommen.

Aber die erste ernstliche Lection, die ihn erschüttert und für das Spiel der letzteren vorbereitet, soll er durch den Wachtmeister empfangen, der vergebens sein Geld hingeben möchte, um seinem vergötterten Major aus der Noth zu helfen. „Es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin". „Ziemt sich nicht?" anwortet Werner. „Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, Sie zu mir kamen und sagten: Werner hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? Ziemte sich das? Bei meiner armen

Google

Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr werth war, als all der Quark! Nehmen Sie, lieber Major, bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen". Tellheim kann nur entgegnen: „Du marterst mich, du hörst es ja, ich will dein Schuldner nicht sein?" „Ja, das ist was anderes", erwidert der Wachtmeister, „Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein ander mal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte? Was können Sie diesem Manne mehr schuldig werden? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen, als mit meinem Beutel? Wenn das vornehm gedacht ist, bei meiner armen Seele, so ist es auch sehr abgeschmackt gedacht". — Was bleibt dem Major noch übrig zu sagen? Daß ihm nur die Gelegenheit gefehlt habe, für Werner dasselbe zu thun! Es ist wahr; hat ihn dieser doch hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, sein Leben wagen sehen. Aber Werner hat für den Major, der auf seiner Weigerung beharrt, noch ein Wörtchen auf dem Herzen. „Wenn ich manchmal dachte, wie wird es mit dir auf's Alter werden? Wenn du zu Schanden gehauen bist? Wenn du nichts mehr haben wirst? Wenn du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirst nicht betteln gehen, du wirst zum Major Tellheim gehen, der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen, der wird dich zu Tode füttern, bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können. Das denk ich nicht mehr. Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nicht's geben, wenn er's hat und ich's bedarf. Schon gut". Dieses Wort hat getroffen. Tellheim ist besiegt. „Mensch mache mich nicht rasend! Ich verspreche dir auf meine Ehre, wenn ich kein Geld mehr habe, du sollst der Erste und Einzige sein, bei dem ich mir etwas borgen will".

Diese unübertreffliche Scene, eine der schönsten des ganzen Stücks, bildet gleichsam die Vorschule Tellheims, die ungesuchte, zu der Lection, die ihm Minna ertheilen wird. Wenn man dem dritten Acte unseres Dramas mit Goethe den Vorwurf macht, daß hier die Handlung still zu stehen scheine, und retardirt werde, so hat man diese eben erwähnte Scene nicht genug und richtig gewürdigt: sie enthält ein fortbewegendes, die unbeugsame Sprödigkeit Tellheims brechendes Motiv. Er hat an Minna geschrieben und ihr die Beweggründe seines Entschlusses geschildert; sie will ihn selbst sprechen und sendet den Brief zurück, als ob sie ihn nicht gelesen; dazwischen fällt sein Gespräch mit dem Wachtmeister; es hat gewirkt, der Major ist schon nachgiebiger geworden, jetzt wird er auf die Einladung des Fräuleins kommen, sogar etwas geputzter, wie Franziska wünscht, in Schuhen und frisirt. „So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußisch aus! Sie sehen aus, als ob

Google

Sie die vorige Nacht campirt hätten". („Du kannst es errathen haben", antwortet der Major.)

Seitdem Minna den Brief gelesen, weiß sie, daß Tellheims Entsagung zwar in seiner Absicht den edelsten, aber in Wahrheit einen verkehrten Grund hat, daß sie nicht aus der Kraft, sondern aus einer Schwäche oder einem Fehler seiner Denkart hervorgeht. „Ein wenig zu viel Stolz scheint mir in seiner Aufführung zu sein. Denn auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz!" Diesen Fehler, der aus Ueberzartheit das wahre Zartgefühl abstumpft und verhärtet, ihm selbst zu erleuchten, ist ihre Aufgabe. „Ich denke der Lection nach, die ich ihm geben will. Du wirst sehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin". Sie besitzt als natürliche Mitgift, was ihm fehlt: ich meine nicht das Geld, sondern den Humor, der frei um sich blickt, Tellheims Hemmungen durchschaut und die Bande derselben löst.

Der kluge Plan gelingt vollkommen. Kaum hat Tellheim erfahren, daß sie enterbt, flüchtig, verfolgt ist, so hat er sein Unglück vergessen und fühlt sich frei und wie gerettet. „Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eigenes Unglück schlug mich darnieder, machte mich ärgerlich kurzsichtig, schüchtern, lässig; ihr Unglück hebt mich empor. Ich sehe wieder frei um mich und fühle mich willig und frei, Alles für sie zu unternehmen". Mit einem Male wird es Licht in seiner Seele, und er erkennt, wie verkehrt und thöricht der Liebe gegenüber sein Unglücksstolz war. Wie Minna mit seinen Gründen seine Hilfe, Begleitung und jede Verbindung mit ihr zurückweist: „Wo denken Sie hin, Herr Major? Ich meinte Sie hätten an Ihrem eigenen Unglück genug; Sie müssen hier bleiben, Sie müssen sich die allervollständigste Genugthuung ertrotzen" — bekennt ihr Tellheim seinen Irrthum: „So dacht, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Aergerniß und verbissene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst in dem vollsten Glanze des Glückes konnte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbsterhaltung erwacht, da ich etwas Kostbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe".

In dieser Umwandlung Tellheims, in dieser Wiederherstellung seines wahren Charakters und seiner Kraft liegt die eigentliche Lösung des Knotens. Daß sie durch eine Täuschung herbeigeführt wird, mindert nichts an ihrer Bedeutung und ihrem Bestande. Es war, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, eine homöopathische Heilung. Er mußte so, wie Minna es erdacht und ausgeführt hat, getäuscht werden, um seine Selbsttäuschung und Verblendung zu erkennen, seinen Unglücksstolz und Unglücksegoismus, denn

Google

anders kann man es kaum nennen, wenn jemand sein Unglück nur für sich behalten und selbst der Liebe nicht gönnen will, es zu erleichtern und zu theilen.

Doch würden wir Tellheims Beweggründe, die Minna von Barnhelm zu überwinden hat und überwindet, nicht völlig durchschauen und würdigen, wenn wir Alles darin nur seinem Stolz und überzarten Ehrgefühl zuschrieben. Er vergißt jede Rücksicht auf die ihm ganz ergebenen Menschen, blos weil er sich selbst vergißt. In der Art, wie er sein Unglück empfindet und trägt, in dieser wortlosen Entsagung, in dieser stummen Fassung liegt eine Schlichtheit und Gelassenheit, die von den Schicksalen des Krieges und von der Schule der Schlachten herkommt. Die Unfälle, die ihn betroffen haben, gehören noch zu den Kriegsstürmen; er steht wie unter dem Commando des Schicksals und läßt, was es verhängt, über sich ergehen, wie der Soldat im Felde, der standhalten muß, wie es der Dienst fordert; er steht, wie der tapfere Soldat, der die Gefahr für sich allein haben will. Tellheim sieht seine Ehre gefährdet in Folge einer That, die er im Kriege verübt hat: diese Gefahr muß überstanden sein, bevor in seinem Leben Friede wird. Darum darf auch die königliche Ehrenerklärung nicht ausbleiben. Wer den Charakter Tellheims darstellen will, muß uns in jedem Zuge den Soldaten erkennen lassen, den der Krieg geschult hat.

Unser Stück ist ein Genrebild, das nicht blos in den Begebenheiten, sondern in den Charakteren und Empfindungsweisen, die es schildert, unmittelbar auf dem grandiosen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges ruht. In einer Fülle von Zügen, die deshalb so eindringlich sind, weil sie einfach und anspruchslos, ohne Putz und anekdotische Färbung, aus der Handlung hervorgehen, erscheinen uns die Wirkungen jener heroischen, die menschlichen Schicksalsloose stürmisch durcheinander rüttelnden Zeit. Leichter als sonst werden ungewöhnlich starke, großherzige Entschlüsse gefaßt und eine Energie des Herzens an den Tag gelegt, ohne welche im Bilde unserer Dichtung Minna von Barnhelm und Tellheim sich nie gefunden und wiedergefunden hätten. Es gehört zu der erhabenen Zucht des Krieges, daß tüchtige und kraftvolle Naturen allen Eigennutz verlernen und alle Weichlichkeit des Empfindens sich abgewöhnen. Um so reiner zeigt sich das Mitleid, um so einfacher und natürlicher die Großmuth. Von solchen Eindrücken sind wir ergriffen, wenn Tellheim den Schuldschein Marloffs vernichtet und voll tiefen Mitgefühls der Wittwe nachruft: „Armes braves Weib!" Wenn Minna dem Kammermädchen Geld mit vollen Händen giebt: „Für den ersten blessirten, armen Soldaten!" Wenn der Wachtmeister dem Major den Beutel mit seinen Ersparnissen hinhält, als ob es die Feldflasche wäre: „Nehmen sie, lieber Major, bilden sie sich ein, es sei Wasser!" — Was in der menschlichen Natur der Krieg nicht besser macht, das macht er schlechter. Auch Charaktere der niederen und verdorbenen Art durften in unsrem dramatischen Zeitbilde nicht fehlen, wie der habgierige Wirth und der falsche Spieler, der französische Industrie-

Google

ritter, der in der nichtswürdigsten Weise die Kunst versteht und übt, die Tellheim selbst in der besten und ehrlichsten Form verschmäht: corriger la fortune! Es giebt Leute die Menge, die vom Kriege nichts lernen, aber eines gleich nach dem Frieden vergessen: wie sehr sie noch eben im Kriege für Haus und Habe gezittert und jeden Soldaten als erhabenen Beschützer verehrt und als Held bewundert haben. Unser Wirth ist davon ein so einleuchtender Typus, daß Just an seinem Beispiel diese Erfahrung bestätigt: „Warum wart ihr denn im Kriege so geschmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Offizier ein würdiger Mann und jeder Soldat ein ehrlicher braver Kerl? Macht euch das Bischen Friede schon so übermüthig?"

Wenn die Welt ihrer Kämpfe satt und müde ist, macht sie ihr „Bischen Friede". Aber die wahre Ausgeburt des Krieges soll der volle und ganze Friede sein, der in den Gemüthern der Menschen geschlossen wird und die Grundlagen alles echten Menschenglücks wiederherstellt. Mit dieser Lösung wollte Lessing seine Dichtung vollenden. In Tellheims Leben war noch Krieg trotz des Hubertsburger Friedens; hat er doch mitten in der Hauptstadt noch so eben die letzte Nacht durch campiren müssen! Jetzt ist Friede geworden, nachdem seine Minna ihn besiegt und sein König ihm die vollste Genugthuung gewährt hat; jetzt hat er sich und das Ideal seines Lebens wiedergefunden: „Nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein ein ruhiger, zufriedener Mensch sein; der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, unfehlbar werden, der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben". — Was kann man Besseres sein wollen und sein? Dies ist echtes, wahres Menschenglück! Daß es der preußische Major mit dem sächsischen Edelfräulein gewinnt, darf in unsrem Stück nach Goethes Auslegung als ein poetisches Sinnbild des Hubertsburger Friedens erscheinen. Nehmen wir es in seiner rein menschlichen Form, wie uns der Dichter seine Entstehung und Vollendung geschildert hat: dieses Glück wird in den Stürmen des Krieges gesäet, im Frieden geerntet, durch zwei herrliche soldatische Tugenden, Tapferkeit und Mitleid, verdient — „denn die tapfersten Männer sind auch die mitleidigsten!" — durch die weibliche Liebe erhalten und neu begründet. Darum nannte Lessing sein Lustspiel: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück".

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bibliographie.

Sylva Carmen. Hammerstein. Gedicht. 8. 104 S. (Als Manuscript gedruckt). Leipzig, 1880, F. A. Brockhaus. 2 Mk. — Sappho. Ein Gedicht. 8. 73 S. (Als Manuscript gedruckt). Leipzig, 1880, F. A. Brockhaus. 2 Mk.

Unter dem romantisch angehauchten, nicht eben gefälligen Pseudonym, welches diese beiden Dichtungen als den Namen ihres Verfassers auf dem Titelblatt tragen, verbirgt sich schüchtern, die hohe poetische Begabung einer Fürstin von deutschem Stamm, deren Wiege am Rhein gestanden, deren Fürstenschloß unten an der Donau steht. Die beiden poetischen Schifflein, mit denen die hohe Dame sich auf die weite, unergründliche See der Literatur hinausbegiebt, hätten es ruhig wagen dürfen, unter den Namen ihres Eigners zu segeln. Die anspruchsvolle Kritik hätte für die Fürstin nicht ermuthigendere, anerkennendere Worte finden können, als sie für Sylva Carmen übrig hat. Aus einer Reihe vortrefflicher, zum Theil in der „Gegenwart" (unter den Namen E. Wedi erschienenen) Uebersetzungen rumänischer Poesien, war die Verfasserin eingeweihten Kreisen als form- und sprachgewandt in bester Erinnerung. Diese formale Begabung macht sich auch in den jetzt vorliegenden beiden Bändchen und in weniger unverkennbarer Weise geltend. Der fünffüßige Daktylus in „Sappho" ist mit überraschender Sicherheit gehandhabt; in breitem ungehindertem Fluß gleiten die Verse hin, nirgends wird der Sprache Gewalt angethan um des Verses willen; nur selten begegnet man was man „gereimte Prosa" nennt. Zu diesen Vorzügen der Form gesellt sich ein größeren Vorzug: der echter unverfälschter poetischer Empfindung, die sich für ihren Ausdruck oft sinniger, farbenreicher Bilder und anmuthiger, niemals auf der Oberfläche aufgelesener Gedanken bedient. In „Sappho" werden die Schicksale der berühmtesten griechischen Dichterin in neuer Weise dichterisch zusammengefaßt, durchaus abweichend von den bisherigen Formen der Behandlung des gleichen Stoffes. Leider gestatten es die Aufgaben der Monatsschrift nicht, dem Gedankengange der Dichtung bis in's Einzelne nachzugehen. Das Scheidelied Sapphos möge hier eine Stelle finden:

Leise erreichte und ungesehen den Fels sie,
Der aus dem Meere emporstieg, tiefer als Memnons
Haus; dort erhob sie die Stimme, als wolle sie ihm noch
Geistergleich Grüße empor in die Einsamkeit senden,
Sang sie erst leise; dann klang's wie gewaltiges, fernes
Brausen der brechenden Brandung; dann sank es verhallend:

Weine nicht, weil dich die Götter gesendet,
Weil sich mein Schicksal, mein Leben vollendet. —
Was man besingen kann, durfte ich sagen,
Was man ertragen kann, hab' ich getragen,
Danke den Göttern: ich habe geendet!

Weine nicht! Staub ist das Leben und Kleinheit,
Laß mich vergehn in der ewigen Einheit,
Alles, was mein war, das hat mich verlassen,
Laß mich das Ganze im Fluge erfassen,
Daß ich es schaue in leuchtender Reinheit!

Weine nicht! Singst Du dereinst meine Lieder,
Weht Dir mein Geist durch die Ewigkeit wieder.
Dein will ich bleiben, in schwingenden Tönen,
Nun bin ich müde — will ruh'n, — in der schönen
Lockenden Meerfluth leg' ich mich nieder!

Google

In „Hammerstein“ wird eine Episode aus der Zeit der Kämpfe zwischen Heinrich IV. und seinem Sohne behandelt. Die unvergängliche Schönheit der Rheinlandschaft bildet den leuchtenden Hintergrund für die aus freundlichen Anfängen zu düster-tragischem Ausgange sich entwickelnde Handlung. Der ewige Reiz des deutschen Stroms hat es auch dem Kinde seiner Ufer angethan: wo es seinem Preise gilt, wo das Lied, wie es an seinen Gestaden wohnt und wächst, zu tönen anfängt, dort findet die Dichterin ihre schönsten, nicht selten hinreißenden Wirkungen. Sprache und Rhythmen fordern dort zum Singen, fordern den Componisten auf. Die Lieder erinnern die schönen frühlingsfrischen Gesänge aus an „Waldmeisters Brautfahrt“. Hier zwei Proben, zuvörderst das Werbelied des Sängers:

Es rieselt im Rheine,
Es wiegt in den Wellen,
Vom Riedgras zum Steine
Ein Plätschern, ein Quellen.

Es lachte die Schöne
Vom Felsen so heiter
Nun wirbeln die Töne
Die Wellen schon weiter.

Die Glocken die tragen
Es weit durch die Gauen
Und singen und sagen
Die Lust meiner Frauen.

Es ahnt nicht die Traute
Mein liebend Verlangen,
Nun hat meine Laute
Ihr Lachen gefangen!

Und hier ein anderes:

Durch den Wald, durch den Wald kam ein fröhlich Lied
Auf luftigen Schwingen gezogen,
Wie der Westwind säuselnd durch Buchwald zieht
Ist's um die Harfe geflogen,
Die singt es weiter, dem grünen Rhein,
Drum wissen's die Bäume, die Vögelein,
Die ewig flüsternden Wogen.

Durch den Wald, durch den Wald zog die Liebe dahin,
Das war ein Knospen, ein Schwellen,
Es weckte die Vöglein die Sängerin,
Sie küßte die Blumen, die Quellen,
Die sangen und sagten's dem grünen Rhein,
Drum wissen's die Bäume, der Sonnenschein,
Die heimlich flüsternden Wellen.

Durch den Wald, durch den Wald kam der Sturm daher,
Hat Lied und Liebe gefangen,
Er trug sie fort auf das weite Meer,
Im Hain ist's Blühen vergangen,
Nun wartet träumend der tiefe Rhein,
Es harren die Harfe, die Vögelein
Und flüstern von Sehnen, Verlangen.

Das sind echte Aeußerungen starken lyrischen Empfindens.

Rudolf Goecke, das Großherzogthum Berg unter Joachim Murat, Napoleon I. u. Louis Napoleon 1806—1813. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Fremdherrschaft auf dem rechten Rheinufer. Meist nach den Acten des Düsseldorfer Staatsarchivs. Köln, 1880. Du Mont-Schauberg.

Die Quellen in Betreff der Zeit der französischen Fremdherrschaft in Deutschland fließen nicht reichlich. Einzelne deutsche Regierungen, welche sich in jenen unglücklichen Zeiten über die Grenzen der Nothwendigkeit hinaus compromittirt, haben sich sogar bemüht, das Material der Kenntnißnahme nach Möglichkeit zu entziehen. Um so dankenswerther ist eine so fleißige, gewissenhafte und erschöpfende Arbeit, wie die obige. Sie giebt uns ein vollständiges und anschauliches Bild aus der Franzosenzeit. Einzelne Züge daraus habe ich in meiner culturhistorischen Erzählung „Nur ein Schneider“ (in „Nord und Süd“ 1879, October bis December) verwerthet. Ich halte mich deshalb um so mehr verpflichtet, auf dieses schätzbare Buch aufmerksam zu machen, da eine Erwähnung desselben mir in dem Munde meines Schneiders nicht passend erschien

K. B. W.

Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Nach aufgefundenen Handschriften herausgegeben von Gustav Nottebohm. 8. XII und 139 S. Leipzig, 1880, Breitkopf und Härtel.

Den für das große Publikum werthvollsten Bestandtheil der Veröffentlichung, bilden zweiundvierzig bisher ungedruckte Briefe Mozarts; fünfundzwanzig sind an seine Frau, fünfzehn an Puschberg und zwei an's „Bäsle“ gerichtet. Die Mehrzahl von diesen Briefen athmet jenen liebenswürdigen Humor, jene fast kindliche Herzlichkeit und Ursprünglichkeit der Em-

Google

pfindung, durch welche Mozarts Briefe eine so eigenartige Stelle unter allen bekannten Künstler-Correspondenzen einnehmen. Für den Geschichtsschreiber Mozarts wird der von seiner Schwester seiner Zeit an Schlichtegroll gelieferte biographische Aufsatz — in elf Abschnitten die Antworten auf ebensoviele Fragen — von großer Wichtigkeit sein. In der Form und Vollständigkeit, in der er von Marianne Mozart geschrieben ist, ist der Aufsatz noch nicht gedruckt worden. — Im Uebrigen enthält Nottebohms Sammlung u. A. eine Reihe sehr interessanter Auszüge aus Briefen der Wittwe und Schwester Mozarts an Breitkopf und Härtel, in deren Besitz sich auch die Vorlagen zu dem hier Veröffentlichten befinden. Das Ganze ist dem Material entnommen, welches Friedrich Rochlitz für die von ihm beabsichtigte Biographie Mozarts aus den Händen der Wittwe und Schwester des unsterblichen Tonmeisters seiner Zeit erhalten hatte. — Die Arbeit Nottebohms als Herausgeber ist mit der an dem bewährten Manne geschätzten Sauberkeit und Gründlichkeit gethan: sie wie die Ausstattung des Buches verdient alles Lob.

G. J. Bogrow. Memoiren eines Juden. Zwei Theile. Aus dem Russischen übersetzt von M. Ascharin. 8. 1772 S. Petersburg, 1880, A. E. Landau. ℳ 9 —

Ein sehr originelles Buch, welches nicht verfehlen wird Aufmerksamkeit zu erregen und dem Verfasser Theilnahme zuzuwenden. Es ist ein werthvoller Beitrag nicht nur zur Culturgeschichte der Juden, sondern auch zu der Rußlands und seiner halbasiatischen Zustände, von denen man ein anscheinend sehr treues Bild gewinnt. Alle Mittheilungen des Verfassers machen den Eindruck des Selbsterlebten, der Unmittelbarkeit, und darin beruht zu einem nicht geringen Theil die oft ergreifende Wirkung des Buches. Ueber seine Absichten und Ziele äußert sich der Verfasser ungefähr mit folgenden Worten:

„Ich zähle bereits vierzig Jahre. Mein Leben ist nicht voll von jenen romantischen Abenteuern, bei welchen es den Leser heiß und kalt überläuft. Im Gegentheil, es ist sehr einfach und bescheiden. Und doch, besäße ich die Gabe eines guten Erzählers, es könnte, wenn auch nicht bei jedem, so doch im jüdischen, lesenden Publicum Theilnahme erwecken. Wie ein Tropfen Wasser dem bewaffneten Auge des Naturforschers eine ganze Welt voll Leben enthält, so birgt auch der enge Pfad, auf dem ich die Blüthezeit meines wechselvollen Lebens durchwandelt, die bemerkenswerthesten Seiten des öffentlichen, religiösen und ökonomischen Lebens der Juden in den letzten vier Jahrzehnten, mit seinen directen und indirecten Einflüssen auf das Dasein jedes einzelnen Juden. Wenn es mir gelänge, alles das, was ich im Laufe der Jahre gesehen und erfahren, in die entsprechenden Worte zu kleiden, so würden meine Glaubensbrüder deutlich den eigenthümlichen Alp erkennen, welcher so schwer auf dem Geiste unseres Volkes geruht, — jenen Alp, unter dessen lähmendem Druck sich die gequälte Brust nicht einmal durch einen Schrei Erleichterung zu schaffen vermochte. Aber ich wiederhole: ich halte diesen meinen Versuch für den ersten, vielleicht schwachen Schritt auf dem Wege der Selbsterkenntniß, welcher die Juden einem neuen, der vernünftigen Natur des Menschen entsprechenden Leben entgegenführen soll". Die Uebersetzung könnte besser sein. Die Ausstattung ist — für ein im Ausland gedrucktes, deutsches Buch — angemessen.

Martin Greif. Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. 12. 128 S. u. 4 S. Nachtrag. Cassel, 1880, Theodor Kay.

Die zierliche Buchausgabe des kürzlich im Wiener Burgtheater mit großem Erfolge zur ersten Aufführung gelangten dramatischen Werkes eines unserer anerkanntesten Lyriker.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

Schutz-Marke
CARLSBADER STADT-WAPPEN

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Beneke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Aord und SÃ¼d.
(3 i n e deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
l^'N
f)aul tindau.
Dreizehnter Vcmd.
<M!> ocn pii!rH!> Â»an Lmllc ZÃ¼>Â», Alfred MelÃŸnci und Theodor Honiane.)
Vreslmi.
Druck und Verlag von 5. Ã¶chottlaender.

Inhalt des I,Z. Bandes.
April — Mai — Juni
^880.

Inhalt des (2. Van des.

April 5880.

Inhalt.

hierzu ci,i Porträt Emile Zola's, Radirung von Paul lzalm i» München.

piois pio V»>>i>>!l 13 lieft«) b INaif, —»

All» lzuch!,>ii>d,u,,gr,i 11,>d ^os!>,,istii!ic,i nehmen jedeijeil ve^elliin^en an.

Nord und SÃ¼d.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
rc>,i
Faul tindau.
XIII. Band. â€” April MO. â€” 37. Heft.
<Mit linem poKioi! in lladilung! Â«mile Jolo,)
-i-W-5-
Druck und Verlag von 5. Schottlaender.

T o n i.

Novelle
von
Alfred Meißner.

— Vregenz. —

ch, die jungen Leute, die jungen Leute!" rief der Rath Mangold, indem er mit dem Ausdrucke tiefsten Mißmuths den eben erhaltenen Brief wieder in's Couvert steckte. „Ich sage Ihnen: lieber sechs Tochter, als einen Sohn! lieber sechs Töchter!"

„Was? Ihr Sohn macht Ihnen Sorge?" fragte der Doctor. „Der Student? Ter vortreffliche junge Mann, der neulich hier war und fo rasch unser aller Herz gewann?"

„Er hat wirtlich die besten Anlagen —" entgegnete der Vater, indem er aufstand. „Zuweilen wünsche ich mir allerdings, er wäre minder brav, ordentlich, gewissenhaft — dann —" er verschluckte das Weitere, steckte den Brief in die Brnsttnschc und machte sich davon.

„Was ist unserm Hern, Rath?" fragte der Major. „Er macht ein sonderbares Gesicht? — "^

„Er hat mir theilweise sein Herz eröffnet", sagte der Professor. „Sein Sohn macht ihm Sorgen. Er hat da eine Bekanntschaft gemacht — ein Mädchen aus der Arbeiterklasse, dem er täglich begegnete, wenn es aus der Fabrik kam — und nun — kurz, er spricht vom Heirathen — es ist allerdings für einen Vater, um fich die Haare auszuraufen!"

„Narrensposscn!" rief der alte Major. „Nicht ein einziges graues Haar ließe ich mir darüber wachsen!"

„Sie haben gut reden", sagte der Baron. „Die Sache ist nicht so unwichtig, als Sie sich denken. Ich habe vor Jahren in meiner Familie Aehnliches durchgemacht. Ein heranwachsender junger Mann bedarf eigentlich mehr der Aufsicht, als ein junges Mädchen. Die steht in der Familie da. So ein junger Mensch — allein in einer großen Stadt — doch ich sage,

es sollte gar leine Universitäten in großen Städten geben, die Verführung
dort ist gar zu groß. Die Engländer haben Recht. In ihren Colleges,
gehörig überwacht, da können tüchtige junge Leute heranwachsen".
„Und doch können wirkliche Universitäten nur in großen Städten sein!"
rief der Professor. „Aus hundert Gründen, die ich Ihnen an den Fingern
herzählen wollte. Aber die Sache liegt anderswo. Mit dem jungen
Mangold muß nicht alles in Ordnung sein. Ein junger Mensch, der ernst-
liche Liebe zu den Wissenschaften hat, ist gegen alle Verführungen geschützt!
Die Arbeit, die Wissenschaft, das Studium — Sehr wahr sagt ein griechischer
Dichter, daß vor dem Vogel der Minerva die Tauben der Venus die
Flucht ergreifen . . ."
„Das ist zum Lachen!" rief der Major. „Sie tonnen um einen jungen
Mann eine ganze Mauer von Büchern bauen, das wird ihn nicht abhalten,
den Mädchen nachzugehen. Da weiß ich was Besseres: militärische Er-
ziehung. -^ Im Sommer um Fünf, im Winter um Sechs aus dem Bett
heraus — ein paar Stunden täglich Exerciren — Feldübungen, als junger
Ossicicr Abrichtung der Soldaten — dabei wird man müde wie ein Jagd-
hund und denkt an nichts, als recht bald zu Tisch und Abends wieder recht
bald ins Bett zu kommen. Da vergehen dem jungen Manne die Allotria..."
„Es ist lange her, Major, daß Sie jung waren", entgegnete der Baron.
„Es täuscht Sie Ihr Gedächtniß. Ich erinnere mich, daß Sie mir voriges
Jahr ein paar Geschichten aus Ihren jungen Jahren erzählt haben"
„Ich denke", mischte sich jetzt der Doctor hinein, „es ist nicht das
Studium und nicht die körperliche Ermüdung, die junge Leute schützt. Der
eigentliche Schutz vor Verirrungen ist eine edle Liebe. Das junge Herz
muß durchaus seinen Roman haben, das ist nun einmal so. Ich sage mit
Rousseau: wenn ein junger Mensch kein Wüstling werden soll, muß er
lieben".
„Einverstanden", meinte ich, „aber es fragt sich nur: welche Wahl soll
man ihm wünschen? Wir reden doch von einem jungen Manne zwischen
Achtzehn und Zweiundzwanzig oder darüber. Er ist reif, aber noch lange
nicht reif zum Hcirathen. Zur Geschlechtsgemeinschaft und zur Familie darf
es nicht kommen. Wer soll seine Geliebte sein?"
„Ei was — wenn es nicht ohne Geliebte geht — ein Philinchen".
„Oder noch besser, eine kluge Weltdame!" meinte der alte Major.
„Die führt ihn sacht an den Klippm vorbei".
„Sie setzen mich in Erstaunen!" sagte der Doctor. „Die Jugend
bedarf des Idealismus. Erste Liebe, erste Jugend sollten rein und klar sein.
Mit Zweideutigkeit und Lüge ein Leben beginnen? Das wäre schnöde.
Gönnen wir dem jungen Menschen die Liebe eines braven Mädchens und
lassen wir es darauf ankommen, was daraus wird".
„Da sind Sic eine egoistische Natur", sagte ich. „Die erste Liebe
eines jungen Mannes ist dem Untergänge geweiht. Edler Stoff ist zu gut

für Experimente. Sucht man für den.Anfänger im Zeichnen das schönste
Blatt Velin aus? Sie meinen es dabei auch Ihrem Sohn nicht gut, und
haben doch nur das Wohl desselben im Auge. Wo der Idealismus sich hin-
einmischt, wird die Sache immer ernst. Denken Sie doch auch an das
Mädchen, das Sie ihm als Geliebte bestimmen. Wird es nicht geopfert sein?"
„Sie mochten Recht haben, erwiderte der Doctor. „Diese Fragen
sind so schwierig — man weiß wirklich nicht, auf welche Seite man sich
schlagen soll . . ."
So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her und nahm eine
Wendung an, deren Mitheilung nicht für alle Leser paßt. Der Gegenstand
wurde abgebrochen, ohne jaß die Frage zu einer Lösung gekommen wäre.
Den zweiten Sommer schon hatten wir uns, — großentheils dieselbe
Gesellschaft — auf ein paar Wochen an einem kleinen, wenig bekannten,
aber wunderschönen See des österreichischen Alpenlandes zusammengefunden.
Wir bewohnten zusammen dasselbe geräumige Gasthaus, wo wir einfache,
aber gesunde Verpflegung gefunden hatten. Die Energischeren unter uns
zogen morgens aus, heute in dieses, morgen in jenes entfernte Thal,
bestiegen heute diesen, morgen jenen „Kogel". Abends brachten sie den
Damen große Sträuße von Alpenblumen mit, die während des Abendessens
von Gelehrten, die wir unter uns hatten, botanisch bestimmt wurden, wo-
gegen diese, welche untertags mit der Zeichenmappe ausgezogen waren, Ab-
risse der oder jener Mühle, der oder jener Schlucht vorlegten. Noch andere
unter uns beschränkten sich auf kleine Ausflüge und pflegten in den Schatten
irgend ein Buch mitzunehmen. So verging ein Tag um den andern. Nur
in den allzuheißen Nachmittagsstunden blieb die Herren-Gesellschaft regel-
mäßig bei Kaffee und Cigarre beisammen. An Stoff zur Unterhaltung fehlte
es nicht. Von Politik zu reden, wurde vermieden, aber die Debatte über
allerlei Lebensresultate ruhte nie: wir litten allefammt nicht an allzugroßer
Jugendlichkeit.
Nur Einer aus unserer Gesellschaft hatte sich diesmal am Gespräche
nicht betheiligt. Er war der Jüngste unter uns, ein Mann in den Dreißigen,
den ich hier, wo ich seinen wirklichen Namen nicht nennen darf, als Armin
Hammer einführen will. Er war ein Mann, zu dem man sich unwillkürlich
hingezogen fühlte, für den man sich interessiren mußte. Sein schöner, dunkler
Kopf, sein freundliches Wort, sein gefälliges Wesen hatte ihn in unserem
Kreise rasch beliebt gemacht. Er war Jurist, hatte mehrere Jahre eine
Docentenstelle an der Universität inne gehabt, hatte aber jetzt Urlaub genommen.
Er schien nicht der besten Gesundheit zu genießen und gehörte zu Jenen,
die nie einen „Kogel" bestiegen. Dafür faß er um so länger, eine Schieib-
tafel in der Hand, auf irgend einer einsamen Bank am Saume des Waldes.
Ich war ihm näher gerückt, hatte sein Vertrauen gewonnen. Er zeigte
mir ein paar größere Gedichte, in welchen sich ein edles Gemüth, ein reicher
Geist aussprachen. Sie überraschten mich wirtlich. Eines derselben,

„Requiem" benannt, hatte solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer wieder Verse daraus citirte. Da erfuhr ich nun, daß er auch eine Anzahl Dramen daheim in seiner Schublade habe. Aber, fügte er rasch hinzu, das sei ein Privatluxus, den er sich gestatte, er gedenke nicht, mit denselben hervorzutreten.

Ich äußerte meine Verwunderung. Man wolle die Musik, die man niedergeschrieben, doch auch zu hören bekommen und ihre Wirkung sehen.

„Ich begnüge mich damit, sie mir selbst vorzuspielen", war die Antwort. „Ich hatte wohl einst andere Absichten, aber ich habe sie aufgegeben. Denken Sie sich doch Jemanden, der sehnlichst wünschte, einem geräuschvollen Schauspiele beizuwohnen. Er macht sich auf den Weg, aber auf dem Flecke angelangt, wird er ein Gedränge gewahr, das ihn erschreckt. Es ist ein toller Andrang, wo Einer den Andern stößt und vorwärts schiebt; nur der kommt vorwärts, der tüchtig die Ellenbogen gebraucht. Der eine flucht, der andere seufzt, einem Dritten weiden Injurien an den Kopf geworfen. Mein Jemand lehrt um und denkt bei sich: ich wäre auch gern dabei, aber Stoßen und Gestoßenwerden ist nicht meine Sache, es ist auch nicht meine Sache, in die hintersten Bänke zu kommen. Unter solchen Bedingungen verzichte ich lieber, bringe den Abend daheim zu und führe mir selbst mein Schauspiel auf. So ist meine Lage. Ich sehe, daß auf die Vorderplähe nur der gelangt, der sich tüchtiger Ellbogen erfreut — ich bleibe daheim ..."

Ich konnte ihm Alles in Allem nicht so Unrecht geben. Es giebt Naturen, die sich im Kampfe aufreiben; er mochte fühlen, daß er zu diesen gehöre.

Mein junger Freund hatte einen sehr alten Man» bei sich, den man zuerst nach seiner einfachen Kleidung, feinem mehr als bescheidenen Auftreten und den tiefen Bücklingen, die er machte, für seinen Diener hielt. Er war es aber nicht, Armin behandelte ihn mit großer Rücksicht. Wir hörten ihn später den Mann als „seinen alten Freund" bezeichnen. Er war auch kein Verwandter. Man merkte, daß irgend eine Beziehung zwischen dem geistig hochbegabten jungen Gelehrten und der traurigen, halbzerstörten Menschenruine bestehe, aber welcher Gattung sie sei, blieb unaufgeklärt.

Ich hatte mich, als unsere Debatte abgebrochen wurde, meinem Freunde genähert; es war die Stunde da, um die wir unseren gemeinsamen Spaziergang zu machen pflegten. Eine halbe Stunde später saßen wir auf unserem Lieblingsplähchen, dem Altan eines kleinen Landwirthshauses. Ein Teller mit Obst und eine große Flasche rothen Tyrulers stand vor uns.

Die Sonne näherte sich dem mächtigen Gebirgsjoche und färbte die tannenbewachsenen Felsterrassen mit rothbrcmnem Schimmer. Manche der ausgangslosen Thaleinschnitte lagen schon im Schatten. Wir waren ganz allein, aus dem weiten Thalkcssel vor uns drang kein Ton herauf.

Ich war wieder auf den jungen Mangold zu fprechcn getonimen; Hammer, der stumm dagesessen, den Blick vor sich heftend, fuhr empor.

„Wir begegnen uns in unseren Gedanken", sagte er. „Das heutige
Gespräch hat mich ganz ernst gemacht. Es hat tausend Erinnerungen und
Nebenvorstellungen in mir geweckt. Die Vergangenheit hat mich angesehen
wie ein Gespenst. Ja wohl ist die erste Liebe einer der wichtigsten
Momente unserer geistigen Entwicklung. Wie entscheidend über die Richtung,
die wir einschlagen! Wie nachwirkend für's Leben! Doch was ist sie im
Grunde? Ein ganzer Lenz von Blumen in einen Strom geworfen, der sie
erbarmungslos verschlingt. Je köstlicher sie sind, desto mehr Schade um sie.
Sie sind ja dem Tode verfallen. Wenn Sie mich so sehen, wie ich bin,
da ich freudelos durch eine verödete Welt hinwandle, die erste Wahl, die
ich traf, ist schuld daran. Manche Wege stehen dem jungen Menschen offen
— auf jedem drohen eigenthümliche Gefahren —"
Endlich, wie von einer inneren Gewalt getrieben, fugte er, indem ein
wehmüthigcr Ernst feine Züge überstrahlte:
„Wollen Sie meine Geschichte — die Geschichte meiner Wahl hören?"
„Es steht bei Ihnen —"
„Mittheilung ist oft Wohlthat. Es wird mich erleichtern, mein Herz
zu öffnen. Vielleicht höre ich auch ein Urtheil, das micb entlastet. Ich
erzähle Ihnen die Ereignisse, die zwölf und mehr Jahre zurückliegen. Hören
Sie zu?"
Ich nickte, und Hammer begann.
Ich bin ein Deutfchböhme und stamme aus einer Fabrikanten-Familie.
Mein Großvater hat einen in der Gefchichte der böhmischen Glasindustrie
wohlbekannten Namen, ein Onkel von mir lebt heute als reicher Mann in
Batavia. Nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters zog meine Mutter
mit mir in das alte, ruhmwürdige, romantische Prag. Wir besaßen ein
Haus auf der oberen Neustadt, mit einem schönen Garten daran. Nichts
fehlte mir von dem, was ein Leben geordnet und glücklich machen konnte.
Ich hatte gute Lehrer, liebe Gespielen, ich war ein vielversprechender Knabe,
ein Glückskind. Meine Mutter war die Güte selbst. Nie versuchte sie den
Eigensinn des Knaben durch Strenge zu brechen, immer nur ihn durch Liebe
zu leiten.
Sehr frühe war in mir ein ausgeprägter Sinn für die Kunst und
alles Schöne erwacht. Ich las mit Leidenschaft, jeder Augenblick war mir
kostbar. Bilder sprachen zu meiner Seele, ich vermochte nicht leicht Rührendes
ohne Thriinen zu lesen. Musik regte mein ganzes inneres Leben auf. Doch
hinderte mich eine leidenschaftliche Unruhe, die mich planlos heute dies,
morgen jenes treiben ließ, auf irgend einem Gebiete selbständige Fortschritte
zu machen.
Ich übergehe den Aufenthalt am Obergymnasium, die romantische

Periode der Flegeljahre, die Zeit, da der Kopf tausenderlei Gedanken über
Lectüre, Umgang, Gesellschaft nachhing, während sich die Aufmerksamkeit auf
die mit algebraischen Buchstaben beschriebene Tafel richten sollte; die Zeit,
da die Reitschule schließlich zu manchem Malheur zwischen Hecken und Gräben
führte, die Tanzstunde die ersten schuldlosen Mädchenbelanntschaften vermittelte.
Noch immer hatte mir das Leben nichts Absonderliches gebracht. Ist's
nicht blos einfach natürlich, daß sich in der Seele des jungen Menschen ein
Gedllnkengewimmcl regt, hier Lichter aufgehen, dort Schatten einfallen, Be-
zcmberung durch Poesie, Entzauberung durchs Leben miteinander abwechseln?
Der Kopf wagt sich an philosophische Fragen, die Phantasie baut Luftschlösser,
deren Thurmspihen bis an den Himmel gehen, die Debatte des nächsten
Tages, ein überlegenes Wort, gehört, oder in einem Buche gefunden, wirft
sie alle über den Haufen. Dann Zweifel, Zerfall, Pessiniismus: die Welt
liegt im Argen! Es hat nichts zu bedeuten, die junge Seele kommt schon
wieder ins Gleichgewicht . . . Und weiter geht es, weiter durch Sommer
und Winter, Sonnenschein und Dunkel, bis ein Ruck sich fühlbar macht.
Was ist's? Eine Kleinigkeit. Die Parze, die am Rocken des Lebens jedes
Einzelnen spinnt, hat etwas neues Werg hineingemischt ....
Und von da an wird das ganze Leben ein anderes.
Ich war zwanzig Jahre geworden und studirte Iura. Inmitten eines
fremden slavischen Elements pflegten wir recht und treu deutsches akademisches
Leben. Ach, der glücklichen Zeit, wo das frühliche Herz meint, dein Studenten
gehöre die Welt! Wir hatten Freude an unseren Liedern und an unseren
Schlägern, Pflogen unverbrüchliche Treue, hielten Begeisterung für deutsches
Wesen hoch. Wenn etwas derber und roher Spaß mit unterlief, es hatte
nichts zu sagen. Wir waren treue, biedere junge Leute, gesund an Leib und
Seele und das dreifarbige Band hielt uns fest zusammen.
Dem weiblichen Geschlechte war ich bisher so gut als fern geblieben,
da schlug eine Phantasieliebe mir in's Herz hinein. Seit ich im Theater
Fräulein Sophie Wallberg gesehen, hielt ich mich für sterblich in sie verliebt.
Ich wollte aber auch Dichter sein. Das erschien mir als das Höchste. Ich
fing niit Leidenschaft an, Trauerspiele zu schreiben. Sophie Wallberg war eine
sehr reife majestätische Jungfrau, welche mit Vorliebe in Gastrollen wie Judith,
Medea, Phädra, Vrunhild, gelegentlich auch als Lady Milford, auftrat. Ihr
Kopf, die Büste nach der Antike geformt, die Augen, die jetzt glühende
Leidenschaft, jetzt hohe Schwärmerei ausstrahlten, hatten es mir angethan.
Ich ging stundenlang vor dem Gasthofe, in dem sie wohnte, auf und nieder
und sandte ihr — natürlich anonym — ein Dutzend feuriger, himmelhoch
gehender Sonette zu. Ich wollte nur solche Stücke schreiben, in denen sie
eine Rolle fände, antike, hochpathetische. Als sie abreiste, war ich unglück-
lich, aber sie stand vor meiner Phantasie als meine tragische Muse. In
meinem großen Drama „Arethusa" hatte ich, wie ich meinte, die Hauptfigur
ganz nach ihren Zügen geschaffen.

Toni. ?
Längst war meine Ungeduld groß, nebst der Stadt, aus der ich bisher
nicht gekommen, noch ein weiteres Stück der Welt kennen zu lernen. Meine
Mutter erlaubte mir, ihre jüngere Schwester zu besuchen, die über Sommer
in einem der großen böhmischen Badeorte lebte. Das waren meine ersten
außer dem Hause verlebten Ferien. Die Stadt in der anmuthigen Thal-
senkung zwischen dem grünen Erz« und Mittelgebirge gefiel mir ungemein,
In der Nähe waren historische Stätten, entscheidungsvolle Schlachtfelder,
merkwürdige, durch abenteuerliche Persönlichkeiten berühmt gewordene Schlüsser;
romantische Ritterburgen lagen inmitten großer Waldungen, sagenreiche Wall-
fahrtsorte standen auf den Höhen — sie waren die Zielpunkte meiner weiteren
Ausflüge. Blieb man im Orte selbst, so bot der herrliche Part mit seinen
Jahrhunderte alten Alleen, seinen mächtigen Baumgrupven, die sich in stillen
Teichen spiegelten, Gelegenheit genug zu träumerischen Spaziergängen. Man
konnte im Grünen sitzen und lesen, konnte gelegentlich die Schwäne füttern,
tonnte die Rehe rudelweis aus dem thaugrünen Dickicht treten sehen. Riefen
dann die Klänge des Brunnenorchesters zum Versammlungsplatz, so war man
rasch wieder im buntesten Menschengewühls in welchem es an glänzenden
Fiaueneischeinungen und allerlei die Aufmerksamkeit herausfordernden Persönlich-
keiten nicht fehlte. Die „Saison" war eben auf ihrem Höhepunkt angelangt;
ich bewegte mich in einem neuen, mich höchlich anmuthenden Kreise. . . .
Ich düntte mich meinestheils nichts anderes, als ein Mann. Meine
Tante, eine jugendliche Wittwe und nicht frei von harmloser Koketterie,
schieb meine hoch aufgeschossene Gestalt nicht ohne Vergnügen zu bemerken;
an ihrer Seite heiwandelnd, ihren Shawl über dem Arm, sah ich einem
jugendlichen Verehrer gleich, und das war ihr lieb; sie war klein und nicht
eben hübsch, hatte nie Verehrer gehabt. Im Nebligen war sie der Ansicht,
daß es mir an Weltgeläufigkeit und am rechten Benehmen mit Damen noch
gar sehr fehle. Sie wünschte, daß ich mich abfchleife, und wollte mir dazu
behilflich sein.
Im ersten Stockwert unseres Hauses wohnte Graf Greifenklau (Erlaucht)
mit feiner Gemahlin, Er war ein schlanker, hagerer, sehr aufrecht gehender Herr
mit glänzend schwarzem Backenbart, lachendem Munde, herrlichen Zahnen,
immer jugendlich gekleidet. Dennoch hatte man das Gefühl, daß dieser junge
Mann schon alt sei. Das war er in der That, er hatte bereits unter
Mctternich als Diplomat an italienischen Fürstenhöfen gedient. Seine Gemahlin
war eine hohe Frau von gewaltigen Formen, mit großen leuchtenden Augen,
für welche das berühmte homerische Beiwort in Anwendung gebracht weiden
tonnte. Eine Frau, die, wenn das Wert der Toilette an ihr beendigt war,
wie die königliche Juno im Pfauengespann daherkam. Nie noch hatte ich
eine solche Fülle goldblonden Haares über einen üppigeren Nacken herau-
ließen fehen. Im Scheine ihrer Gegenwart erblaßte die Jugendlichkeit ihres
Gemahls wie eine von der Sonne beschienene Theatermalern.
Die stolze Schöne war schon mehrmals an mir vorübergerauscht; ich

hatte jedesmal scheu die Augen niedergeschlagen. Aber wie wird mir, als ich einmal knapp an ihr vorüberkomme — ich erkenne in ihr Sophie Wallberg, die von mir so viel bewunderte! Aber wer erkennt auch sofort Judith, Medea, mit moderner Toilette angethan? Ich erkundige mich — alles ist richtig. Sie ist erst seit einem halben Jahre Gräfin Grcifentlau.
Und nun muß ich ihr näherrückcn um jeden Preis! Ich lasse nicht nach, bis meine Tante Annährungsversuche macht. Diese finden das freundlichste Entgegenkommen.
Eines Tages sollte eine Landpartie nach Kranberg, einem malerisch gelegenen Bergstädtchen der Umgegend, unternommen werben. Eine zahlreiche Gesellschaft gruppirte sich um das gräfliche Paar, Medea insbesondere war von Anbetern umlagert. Mir Armen, schien nur Fidele bleiben zu sollen — das war der wunderliche Name der Gesellschafterin, der ehemaligen Zofe der Gräfin. Fidele war ein lustiges aufgewecktes Mädchen, mit mir etwa in gleichem Alter, dem das hochruthe Haar vortrefflich stand. Ein allerliebstes Kind, aber ich achtete ihrer kaum. Meine Blicke weilten auf der tragischen Heroine von ehedem, der ich mehr Verehrung zollte, als einer Königin.
Am Fuße des Berges, von dessen Gipfel die Trümmer zweier alten Burgen herabschaucn. hatten wir den Wagen verlassen, um zu Fuß im Schatten der breitkronigcn Ahorne hinanzusteigen. Die Gräfin, deren wohlwollender Blick einen Moment lang auf mir geweilt, wandte sich an mich.
„Ich höre mit Vergnügen", sagte sie, „daß Sie sich dichterisch versuchen. „Werden Sie mir davon etwas mittheilen?"
Ich erwiderte, vor Freude über solche Annäherung ganz aufglühend, daß ich es mir zur hohen Ehre schätzen würde, mein Trauerspiel „Arethusa" vorlegen zu dürfen.
„Arethufa!" rief sie. „Ach, der Name schon ist so poetisch und verspricht das Schönste! Arethusa. Wohl eine griechische Königin?"
„Doch nicht, der Stoff gehört der Mythologie an".
„Gleichviel. Schon der Name wird Ihnen Glück bringen. Ach, wie verstehe ich den Zug, der ein junges Gemüth zum Drama fortreißt. Das Theater ist ja das höchste, das potenzirte Leben. Wie glücklich war ich, als ich ganz der Kunst leben durfte! Die Lampen zu unseren Füßen — vor uns ein Publikum, das an unseren Lippen hängt — nein es geht nichts darüber! Der abscheuliche Mann dort" — sie wies mit dem Sonnenschirm auf den Grafen — „wird nie begreifen, welches Opfer ich ihm gebracht".
„Wir", meinte ich „müßten das Opfer am meisten beklagen. Wer so durch Erscheinung und Naturell zur Darstellung von Heroinen berufen, sollte den Brettern nie entsagen".
„Mindestens später als ich es gethan" — sehte sie in sinnender Träumerei hinzu.
Fidele, die uns gefolgt war, schien uns beide zu verspotten. Ich schaute zufällig zurück und überraschte sie, als sie eine unendlich komische Fratze schnitt.
'

„Gnädige Gräfin", sagte ich, „es bleibt Ihnen der Genuß an den
Leistungen Anderer".
„Ein ärmlicher Trost!" war die Anwort. „Selbst muß man wirken,
selbst den Kranz für seine Leistlmgen ernten. Auf die Gefahr hin, Ihnen
als eine fchreckliche Egoistin zu erscheinen, gestehe ich: ich mag Andere gar
nicht ansehen, vollends in Rollen, die ich einst gespielt. Kaum jemals besuche
ich das Schauspiel — höchstens die Oper —"
„Es wird Ihnen eben schwer Jemand zu Dante spielen — leine andere
Künstlerin Ihre Absichten treffen".
In der Mitte dieses Geplauders, — wir hatten ein von einzelnen
großen Bäumen bestandenes Hochplateau erreicht — schlug ein lautes Hunde-
gebell und gleichzeitig der Aufschrei einer hellen Mädchenstimme an unser
Ohr. Ich meinte, es müsse ein Unglück geschehen sein.
Es war minder groß, als ich gefürchtet. Als wir um eine Wendung
des von Heckengcbüfch umsäumten Pfades gekommen, sahen wir es mit einem
Blicke. Neptun, der große schwarze Neufoundländer der Gräfin, war über ein
zahmes Reh hergefallen, und stand nun mit bluttriefender Schnauze da.
Tas Thier, noch ganz jung, mit dem graziösesten Köpfchen, lag zuckend am
Boden, das Blut troff aus der Halswunde und färbte das Gras. Ein
Mädchen — halb noch ein Kind — war rasch herbeigelaufen, ein Stöckchen
in der Hand, furchtlos vor dem Thäter — zwischen zwei Empfindungen
gctheilt: den Mord zu rächen und ihn zu betrauern.
Noch sehe ich den Platz vor mir. Ein Raum, von einem Nasenabhang
umgrenzt, war von großen Buchen auf's Lieblichste beschattet. Ein Zieh-
brunnen, von Faircntraut und Kresse umwuchert, war in der Mitte, dort
lag ein alter Kübel umgestürzt, dort war das Unglück geschehen.
Das Mädchen selbst war ein Wunder von Lieblichkeit. Es zählte kaum
sechszehn Jahre. Die großen braunen Augen standen voll Thränen, das
Gesicht mit den kindlichen Zügen war noch vom Ausdruck des erlebten Schreckens
starr. Tic Kleine war in der Tracht der Gegend, ärmlich, aber reinlich,
gekleidet, in einem dunklen Mieder, einem roth und schwarz gestreiften Röckchcn.
Tas blonde Haar hing in langen Strähnen herab über die noch magern
Schultern. Unfein — auf dem Grase neben einem großen Steine — lag ein
Klöppelkissen — sie hatte im Schatten der Bäume bei ihrer Arbeit gesessen,
als sich das Unglück zutrug.
Die Gesellschaft war stehen geblieben und betrachtete den Todeskampf
des Thiercs, während das Mädchen vergebliche Versuche machte, das vor-
schießende Blut zu dämmen. Das Thier richtete mehrmals das Köpfchen
mit den zierlichen fchwarzen Hörnchen empor, sanft und traurig blickten die
schönen braunen Augen die Herrin an. Immer wieder wollte es sich auf
die zarten Füßchcn stellen, wieder brach es zusammen.
Wedelnd, daß man ihm den Irrthum verzeihe und ihm die Strafe

erlasse, kam Neptun an die Gräfin heran, fletschte aber gleichgiltig die
Zähne dabei.
„Hui, was für ein böser Hund!" rief das Mädchen, aus ihren Thränen
heraus finster auf die Dame blickend. „Er ist wie ein Wolf über mein
armes Hansel hergefallen . . . . "
Der Graf hatte sofort in die Tasche gegriffen. „Kind, Kind", sagte
er, „Rehe aufziehen ist recht hübsch — aber — Thierchm sind immer in
Gefahr — früher oder später kommt ein Fleischerhund drüber! Diesmal
war's ein Neufoundländer. Wohl selbst gefunden im Walde — im Winter
dem Hause nahe gekommen — mit Brot und Milch aufgezogen — das
Thierchen sehr liebgewonnen? Bebaure den Schaden, den Neptun angerichtet.
Wie ihn taxiren? Wie vergüten? Wirklicher Werth sehr gering, aber pretnmi
«neotiuins sehr groß! Nun, laß mit diesem Thaler den schnöden Mord
gesühnt sein — morgen trägst Du Dein Reh in die Stadt zum Wildpret-
Händler und erhältst auch etwas!"
„Behalten Sie Ihr Geld!" entgegnete die Kleine zornig. „Mir ersetzen
Sie damit das Thierchen nicht. „O, das brave, liebe, treue Ding!" rief sie,
das Rehlein noch leidenschaftlich lieblosend, indeß helle Thränen aus ihren
Augen brachen.
Da hob das Thier noch einmal das zierliche Köpfchen — noch einmal
läutete die kleine Schelle, die es am Halse trug, ein winziges Todtenglöcklein,
dann streckte es sich; sein kleines Leben war entflohen. Das braune, seiden-
weiche Fell war mit Blut übergössen.
„Da Mädchen, nimm!" wiederholte der Graf.
Aber das Mädchen fuhr empor.
„Geld kann nicht Alles wieder gut machen!" sagte es und finster vor
sich hersehend, eilte es einem unfern gelegenen Häuschen zu.
„Geld kann nicht Alles wieder gut machen!" wiederholte die Gräsin.
„Das hatte die größte Künstlerin nicht besser sagen können. Gehen wir,
sonst kommen noch Vorwürfe von anderer Seite!"
„Dummer Stolz armer Leute!" sagte der Graf und steckte sein Geld-
stück wieder ein.
Die Gesellschaft sehte sich in Bewegung.
Ich aber zog in aller Stille ein Beutelchen, das ich bei mir trug, her-
vor, und legte es unbemerkt mit seinem allerdings nur mäßigen Inhalt neben
das todte Thier. Ich wußte doch, daß das Mädchen es demnächst abholen
werde
An diesem Nachmittage wurde noch allerlei unternommen und sehr viel
von Knnst gesprochen.
Aber Alles ging an mir vorüber. Mittendurch erschien vor mir immer
wieder das Bild des stolzen, zornigen, weinenden Mädchens. Die kleine
Idylle vom Waldkind mit dem Reh, die mir entgegengetreten, war echt und

wahr. Was die großen Gefühle meiner Dame anbelangte, so sagte nur etwas, daß sie an- und abgelegt würden, wie ihre Haartracht und ihr sonstiger Putz.

Als ich am Morgen des nächsten Tages von einem Spaziergang heimkam, begegnete mir Fidele auf der Treppe.

„Nun?" fragte sie nach rascher Begrüßung. „Werden Sie wirklich meiner Gräfin vorlegen, was Sie geschrieben und gedichtet haben?"

„Ich habe es bereits gethan", war meine Antwort. „Vor einer Stunde habe ich ein Packet dem Diener zur Überreichung an die Frau Gräfin übergeben".

„Wozu doch das?" rief das Mädchen.

„Wozu? Wozu? Um von ihr ein Urtheil über den Werth der Sachen zu erhalten! ..."

„Ja", erwiderte Fidele, „wenn Ihre Verse Seidenstoffe oder Spitzen wären, dann hätten Sie sich an eine große Kennerin gewendet".

„Fidele!" rief ich zurückweisend, „die Gräfin war eine große dramatische Künstlerin. Sie hat vielleicht hundert große Rollen gespielt, viele Charaktere geradezu geschaffen — ich kann mir auf diesem Gebiete keine größere Autorität denken ..."

„Nun, so thue, was Du nicht lassen lannst, thörichter Jüngling!" rief die nette rothhaarigc Hexe, indem sie ihr Naschen rümpfte und eine ihrer gewohnten Grimassen schnitt. Dann flog sie davon.

Wie wahr ist doch das Sprichwort, daß es vor dem Kammerdiener leine Helden giebt! dachte ich bei mir und ging kopfschüttelnd weiter.

Oben wurde mir ein Packetchen, in grobes Papier eingesicgelt, ohne Adresse übergeben; ich fragte, was das sei?

„Das hat heute ein junges Mädchen vom Lande bei der Hausmeisterin für Dich abgegeben", erzählte meine Tante. „Sieh doch, was es ist".

Ich wußte es, noch ehe ich das Siegel ausriß. „Ich habe gestern in Kranberg", sagte ich, „unter der alten Burg ein Beutelchen mit etwas Geld darin verloren. Da wird es mir zurückgebracht",

„Und das Mädchen ist davon gegangen, ohne einen Finderlohn zu beanspruchen!" rief meinte Tante. „Merkwürdig, wie sie Dich finden konnte! Sie muß in der halben Stadt herumgelaufen sein. Es giebt doch noch brave Leute —"

Aergerlich steckte ich mein Beutelchen zu mir. Das Mädchen hatte doch nicht glauben können, daß ich es unabsichtlich dort gelassen, und so war diese Rückstellung, die sie einen mehistündigen Weg in die Stadt kostete, der Act eines seltsamen, fast störrisch zu nennenden Stolzes. Doch — diesen Stolz hatte sie schon gestern gezeigt.

„Schade", «ußerte die Tante nach einer Weile, „daß man das Mädchen

nicht zu mir heraufgeschickt hat. Ich hätte eine Frage an sie stellen können. Seitdem ich hier bin, will ich mich nach einem gewissen Maurer Erhardt in Kranbcrg erkundigen — ich hätte es jetzt gethan".

..Was hast Du mit ihm?"

„Dein Ontel, mein lieber Mann", war die Antwort, „hatte für einen Maurer, Namens Erhardt, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, ein gewisses Interesse gefaßt, und ihm eine ziemliche Summe, wofern mir recht ist, achthundert Gulden geliehen. Sie waren auf dessen Häuschen hypothecirt. Es ist dies vierzehn bis fünfzehn Jahre her. Eine Reihe von Jahren hindurch sind die Zinsen zu den Terminen richtig eingegangen, dann sind sie ausgeblieben, und ich höre gar nichts mehr von der Sache. Ist der Mann noch am Leben oder nicht? Ist er noch Besitzer des Häuschens oder ist es in andere Hände übergegangen? Warum zahlt er nicht?"

„Wenn ich Dir damit einen Dienst erweise, daß ich mich an Ort und Stelle erkundige, will ich gleich morgen nach Kranberg gehen", war meine Antwort.

Die Tante war mit diesem Anerbieten höchlich zufrieden.

Indem ich an diesen Gang dachte, trat die Kleine mit dem Neh wieder vor meine Erinnerung, sie erschien mir unendlich romantisch und grazienhaft. Ihr Stolz, von dem ich heute wieder eine Probe erhalten, stand ihr doch gut . . . Aber das alles flog mir nur so durch den Kopf, im Vordergrund meiner Gedanken stand die Gräfin. Ich sah sie im Geiste über meiner „Arcthusa" sitzen und alle Intentionen meines dramatischen Gedichts in ihrer hohen Seele erfassen. Gewiß würde sie mir Winke geben, wie alles noch emporzuheben sei.

„Senden Sie mir morgen frühestens Ihre Dichtung", waren beim Nachhausegehen ihre letzten Worte gewesen. „Und abends zwischen Sechs und Sieben kommen Sie. Ich sorge dafür, daß wir ungestört lesen".

Zwischen Sechs und Sieben war es, auf die Minute, als ich schüchtern an die Thüre pochte.

Die schöne Frau saß in einem Schaukelstuhl am Fenster, dessen Jalousien leicht zugelehnt waren. Ihr zu Füßen lag der schwarze Neufoundländer. Im Hintergrunde deutete ein Thecservice an, daß ich bis zu ziemlich später Stunde werde bleiben dürfen.

Die Abendsonne blickte herein und spielte auf den goldenen Wellen des wunderbaren Haares.

„Schön, daß Sie so pünktlich sind", sagte die Gräfin mit dem freundlichsten Tone ihrer tiefen sonoren Stimme, indem sie ein Heft bei Seite legte, in welchem ich mit Stolz mein Manuscript erkannte. „Kommen Sie, nehmen Sie Platz. Sie finden mich noch unter dem vollen Eindrucke Ihrer Dichtung".

„Ist es möglich — Arethusa hätte Ihnen gefallen?" rief ich mit gepreßter Stimme.

„Die Dichtung hat mich entzückt. Es ist Schwung darin — hinreißende Wärme. Als Stück könnte es vielleicht handlungsreicher sein — theilweise bühnengerechter — wie man es heutzutage wünscht — indeß — mein Gott wie jung müssen Sie gewesen sein, als Sie das schrieben!"
„Das Stück ist", erwiderte ich, „vor einem Jahre in Prag entstanden. Sie, Gräfin, haben einen Theil daran. Ihr Gastspiel — die Verkörperung von Gestalten, die mir bisher nur undeutlich vorschwebten und die ich nun so wunderbar vergegenwärtigt sah, hat an meinem Werke mehr mitgeholfen, als Sie wohl glauben".
„Ach, Prag! Prag!" seufzte die Gräfin. „Wenn ich meines dortigen Gastspieles gedenke — es war mein letztes — da geht mir das Herz auf! Die Aufnahme, die ich fand, war so enthusiastisch — so nachsichtig, sollte ich vielleicht sagen. — Der kunstsinnige Adel dort — das Publikum — die Kritik — alles kam zusammen, mich höher zn stimmen. „Meine Präger verstehen mich!" sagte schon Mozart — es ist und bleibt eine kunstsinnige Stadt. Tort" —, sie hielt inne und lächelte eine Weile — „dort bin ich auch noch besungen worden . . . Eine Zahl reizender Sonette kam mir zu — ach, wie begann doch das eine, das mich so sehr gefreut —?

Tu tratst ini Purpur aus des Schlosses Thüren,
An Wuchs und Gang dcn Königinnen gleich,
Tu trugst — du trugst —"

Sie schwieg, das Weitere im Gedächtnifz suchend, ich aber fuhr schüchtern fort:

„Die Zeichen nnr, die dir gebühren,
In deiner Brust liegt auch ein Königreich!
Doch nicht blos Kön'gin bist du — es berühren
Uns Klagctüne wonncuoll und weich
Wenn du —"

„O, so kamen die Sonette doch von Ihnen!" rief die Gräfin, und es fehlte bei Gott nicht viel, sie wäre mir an den Hals geflogen. „Ich ahne es seit heute morgen. Ich errieth es — bei Ihrer Arethusa! Die Schrift jener Blätter — und dieses Manuscriptes — ist ja dieselbe! Liebster Hammer, was hüllten Sie sich doch in das Dunkel der Anonymität? Warum kamen Sie nicht vertrauensvoll — Ach, junge Leute!"
In diesem Augenblicke trat Fidele ein, wie es schien mit der Absicht, auf dem Nipptisch allerlei zu ordnen.
„Was?" rief die Gräfin auffehend, „Du bist noch hier? Ich denke, Tu wolltest schon um Fünf bei Deiner Freundin fein?"
„Ich gehe nicht hin. Es regnet. Da sind mir meine Kleider zu lieb — " war des Mädchens barfche, verdrießliche Antwort.
„So bändige wenigstens jetzt Deinen Thätigkeitstrieb!" entgegnete die Gräfin mit einer Handbewegung. „Herr Hammer, ich wünsche, daß Sie weiter lesen".
Ich hatte noch gar nicht begonnen.

Fidele schoß zum Zimmer heraus.
„Sie sehen mein Talent mit allzu nachsichtigen Augen an —" begann
ich nach dieser Unterbrechung. „Ich bin ein Anfänger —"
„Natürlich sind Sie das!" sagte die Gräsin. „Freuen Sie sich, daß
Sie das sind! Aber — Sie bleiben es nicht lange — ich prophezeie Ihnen
Glück, ein hohes Gelingen. Wäre ich noch Schauspielerin — Sie sollten
mich bald als Arcthusa sehen". .
„Niese Hoffnung ist leider für immer dahin".
„Hm" — sagte die Gräfin und dieser langhingezogene Laut war
unendlich vielsagend. Es war, als ob sie sagte: ich verschwöre es nicht, daß
man mich noch einmal auf den Brettern sieht! . . .
Das brachte mich ganz außer Fassung, ich sah sie groß an. Sollte sie
auf den Tod des Grafen warten? oder war sie gesonnen —
„Lesen Sie, lesen Sie!" rief die Gräfin, den Gedanken nicht weiter ver-
folgend. „Ich will die große Seene zwischen Arethusa und Myron von
Ihnen selbst huren".
„Aber Sie kennen sie bereits".
„Ich will sie von Ihnen hören".
Und nun soll ich wirklich den Vortrag der Scene zwischen dem jungen
Jäger und der mächtigen Nymphe beginnen, bei deren Niederschreiben ich
mich als Myron. Sophie Wallberg als Arethusa gedacht! Das Blut schießt
mir in die Wangen. Alles geht so gut, daß ich davor erschrecke — die
Liebeserklärung steht vor der Thür.
Wirtlich, ich begann, mit kurzem Athem und pochenden Herzen; aber
ich kam nicht weit.
„Genug, genug!" hörte ich die Gräfin schon nach einer Weile sagen
und sie hatte ihre Hand auf die meinige gelegt. „Es ist heute ein so
unglücklicher Tag — es ist, als habe mau es darauf abgesehen, uns zu
stören . . . ."
Ich schwieg, es ward wieder still. Aber mein Herz hörte ich laut
wciterpochen.
Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers. Graf Greifenklau
zeigte sein Haupt. Auf seinem immer ernsten Gesichte war nichts weniger
als gute Laune zu lesen.
„Ich bedauere", sagte er, „ein ^«w-n-tMy zu stören. Darf ich Dich
bitten, Sophie — auf einen Augenblick —"
Die Gräfin erhob sich und flog in's anstoßende Zimmer hinüber, ich
blieb allein mit meinem Manuscript.
Eine Zeitlang hörte ich die Gatten miteinander sprechen, eifrig in
kurzen Sahen, und da ich vermuthen mußte, daß es mich anging, war es
wohl verzeihlich, daß ich mich der Thür näherte:
Ter Graf sagte:
„Erinnern Sie sich unseres Vertrags nicht mehr? Keine Schauspieler

mehr im Hause — leine Recensenten — keine Dichter? Tiefer junge
Mann — gestern, den ganzen Nachmittag haben Sie sich von ihm den Hof
machen lassen. Heute laden Sie ihn zu sich. Ihre unbefangene Vorliebe
für sehr junge Leute wird noch Sie und mich lächerlich machen. — Mit
vierzig Jahren —"
Sie entgegnete leidenschaftlich, doch mit leiser Stimme; er fuhr drein:
„Er intcrefsirt Sie nicht? Sie verhandeln mit ihm über die Ausführbar-
keit seiner Trauerspiele? Das ist dumm. Ich weiß nicht, was mich abhält,
ihm die Thür zu weisen —"
Ich fuhr zornig auf, in meinem Studcntensinne entschlossen, dem Grafen
entgegenzutreten und ihm derb meine Meinung zu fagen. — Doch schon legte
sich eine nachdrückliche Hand auf die Klinke, ich hörte nur noch, als die
Thür wich, die Worte:
„Bin Philofoph — schmeichle mich dessen — aber Augen immer
offen — Augen immer offen —"
Ich hörte, wie er sich entfernte, die Gräfin trat ein.
„Unser Plauderstündchen", sagte sie leichthin, „erleidet eine unwillkommene
Störung. Eben eingetroffene Briefe unseres Gutsverwalters haben meinen
Gemahl verstimmt und aufgeregt. Ich eile zu ihm — verzeihen Sie, daß
ich Sie in fo brüsker Weise verabschiede. Auf Wiedersehn, lieber Armin,
auf Wiedersehn ..."
Ich nahm niein Manuscript und empfahl mich. Als ich aber über den
Eorridor ging, war mir, als hätten mir durch die halbgeöffnete Thür
Fidelens blitzende Augen schadenfroh nachgcsehn.
Ter Morgen des nächsten Tages traf mich auf dem Wege nach Kranberg.
Ich hatte wenig und unruhig geschlafen und fühlte jetzt, daß Bewegung mir
wohlthat. Es war noch sehr srüh am Tage, ein zarter Duft lag auf den
Gebirgen. Die Büsche, die Wiesen funkelten von Thauperlen. Die Lerche
sang über den Feldern, da und dort lauteten die Glocken zur Messe. Alles
athmete Frieden und Freude . . .
Während ich so hinzog, gab mir die gestern erlebte Scene viel zu
denken. Ich war von meiner Bewunderung der großen Tragödin sehr stark
zurückgekommen. Sie war, bei Tageslicht besehen, doch eine ganz Andere,
als ich sie mir gedacht. War sie wirtlich die Hohepriesterin ihrer Kunst?
Nie wäre Medea solch einem Jason gefolgt, trotz seines goldenen Vließes!
Dieser Aufwand von Toilettenmitteln — die vierzig Jahre, die mir ihr
Gatte verrathen — kurz, ich war entschlossen, mich sachte zurückzuziehen und
der Eifersucht seiner Erlaucht keinen Vorwcmd niehr zu bieten . . .
Weit mehr als die große Tragödin gefiel mir heute ihre kleine Zofe.
Das war doch unverfälschte Natur. Ihr pikantes Gesicht, die schelmischen

Augen, das burleske Mienenspiel — alles an ihr war bizarr, grotesk,
barock — aber auch alles verführerisch. Wie stand ich zu ihr? Offenbar
hatte sie uns den Grafen über den Hals geschickt, nachdem sie zuvor ihren
Verdruß auf jede mögliche Weise an den Tag gelegt. Welchen Schluß durfte
ich aus diesen Prämissen ziehen? Daß sie eifersüchtig war und somit eine
Neigung für mich habe?

Das alles ging mir gar sehr im Kopf herum.

Nach dreistündigem Marsch war ich bei den ersten zerstreut auseinander-
liegenden Häusern des Bergstädtchens angelangt. Als ich auf das Plätzchen
kam, wo Neptun gestern das zahme Reh überfallen hatte, stand das Vild
davon mir wieder vor Augen. Da war der mit einer Hecke überwachsene
Erdwall, da die breitgewipfelte Eiche, da der Ziehbrunnen — nur das
Mädchen fehlte.

Ich hätte es gar zu gern wiedergesehen.

Wieder lockte es mich seitwärts und ab vom Wege. Von einem
mächtigen Hügel, der wie ein Vorwerk in die anderen Gründe hineinragte,
schaute nur ein uraltes, fast ganz verfallenes Gemäuer entgegen, nur stellen-
weise durch die Taimen, die de« Bergeshang umkleideten, sichtbar. Ich wollte
es in der Nähe betrachten, und stieg hinan. Die kleinen schmalen Felder,
die hier der Landmann noch hatte, waren mit Steinmauern eingefriedet. Das
Geröll der alten Burg hatte das Material dazu geliefert, lauter große,
runde, mit rothen und gelben Flechten überzogene Blöcke. Ich überstieg und
umging mehrere. Nun hatte ich einen alten Söller vor mir. Zu seinen
Füßen, nicht allzu tief, zog sich, einen rechten Winkel bildend, eine niedere,
fast ganz zerstörte, theilweise durchbrochene Wallmauer hin. In ihren
Spalten waren alte Hollunderbäume emporgewachsen, Hagerosen und Weiß-
dorn standen in Gruppen beisammen, hohe Farrenkräuter, Vlnmcnsternc aller
Art leuchteten mir entgegen. Ueber herabgerolltc Blöcke und Bruchsteine stieg
ich aufwärts. Epheu, zu dicken Stämmen herangewachsen, umkleidete den
Söller von allen Seiten. Seine saftig grünen Blätter bildeten eine feste,
undurchdringliche Decke. Ich hatte eine alte Fensterbrüstung vor mir, und
schwang mich zu ihr hinan. Der herabgefallene Kies, das Moos, die feinen,
eben blühenden Gräser hatten für mich ein nicht gar zu hartes Bett bereitet:
ich streckte mich nieder. Der Duft des Thymians, der Hagrosen, war köst-
lich/ Kleine Heuschrecken schwirrten, alles schwelgte und lebte in der Sommer-
gluth. Ich sog das alles in mich mit Äug' und Ohr, darüber bin ich, da der
Tag sehr heiß war, eingeschlafen.

Was mich aus meinem Halbschlummer aufweckte, waren die ureinfachen
Töne einer Mundharmonica. Sie kamen aus der Tiefe .... Ich blicke
hinter meiner Ephcugardine hervor und habe ein Vild vor mir, das ich nie
vergesse. Unten, auf der zerstörten alten Mauer, läuft ein Mädchen, ein
Torfkind, dessen Gesicht ich von meinem Standpunkt aus nicht zu sehen be-
kommen, hin und her und treibt ihr Spiel mit einem Paar brauner Eidechsen,

von denen ctz hier wimmelte. Die Thierchcn scheinen das Mädchen gar
nicht zu fürchten, vielmehr wohl zu kennen. Nenn es die Harmonien an
die Lippen setzt, kommen sie näher und näher, halten endlich still und scheinen
andächtig» zuzuhören. Jetzt, kauert das Mädchen nieder — bläst immer
leisere Töne — verstummt >— die winzigen Lindwürmer im braunen
Panzer rücken ihr wieder näher, so daß sie mit der Hand zu greifen sind,
dann springt das Mädchen unerwartet auf, fchüttclt ihre Röckchen, oder
klappert mit den Schuhen — die Thiercheu verschwinden oder zucken iu
scharfen Windungen auseinander. Aber gleich sind sie wieder da. Wieder
bläst das Kind einige Töne, dann springt es plötzlich in entgegengesetzter
Richtung davon, macht einen Satz über eine Mauerlücke — die Eidechsen
wieder dicht hinter ihr ... .

Mir war es wie ein Märchen, das Mädchen so hin nnd herlaufen zu
sehen ans der schmalen, rissigen Mauer, wo die gelbe Königsterze blühte und
die Maucrwurz wucherte; mehrere Minuten sah ich ihrem Spiel mit den
Eidechsen zu. Nun aber gedachte ich es mir aus der Nähe anzusehen. Ich
wollte mich von der Brüstung aus herunterschwingen, aber das wäre ein
gefährlicher Sprung gewefen, ich nahm meinen Weg durch den inneren Burg-
raum und trat durch einen Thürbugen in's Freie.

Das Mädchen, durch die Schritte eines Herannahenden gestört, hatte ihr
Spiel aufgegeben, war heruntergesprungen, nnd stand neben mehreren Ziegen,
die zwischen den Felsblöckcn grasten. Sie strickte eifrig an einem Strumpf
von grauem Garn. Und nun fah ich auch, daß es meine Bekannte von vor-
gestern, das Mädchen mit dem Rehe fei!

„Sie sind es!" rief ich freudig überrascht, indem ich näher trat.
„Welches wunderliche Spiel haben Sic doch mit den Eidechsen getrieben,
Ich habe Ihnen zugesehen wie einer Zauberin" ....

„Dabei ist gnr keine Zauberei im Spiele", sagte das Kind, — „das geht
ganz einfach zu". . . .

„Aber die Eidechsen sind doch so scheu — Sie schienen sie zu
kennen . . . ."

„Gewiß kennen sie mich", sagte das Mädchen. „Und in dieser Mauer
wohnen einige Paar, die sich von mir mit Händen greifen lassen. — Sie
müssen mir wissen, daß man ihnen nichts thut — dann sind sie ohne Scheu,
und lassen sich locken" ....

„Das glückt wohl nur Ihnen" . . .

„Bewahre!" war die Antwort. „Diese Thierchcn sind wohl sehr
furchtsam und sehr gescheit — aber sie sind auch schrecklich neugierig und
schrecklich naschhaft! Alles Auffällige lockt sie heran, sie wollen es ansehen,
und wenn man ihnen ein paarmal einen kleinen Schmetterling hingehalten
hat, oder eine Heuschrecke — nur lebendig muß sie sein —, da sind sie
auch dankbar und werden zahm — beinahe zahm".

„Aber wie ich sehe, scheinen sie auch die Musik zu lieben?" meinte ich

„Von den Schlangen habe ich gehurt, daß man sie mit Musik zähmt und sogar zum Tanzen bringt. Von den Eidechsen ist es mir neu, lassen Sie mich doch Ihre Harmonien sehen. ..."
„O, da ist nichts d'ran!" lachte das Mädchen, indem es das ureinfache, kleine, blcchbeschlagene Instrument aus der Tasche zog und an ihren Lippen voibcifühtrte, daß die sieben Töne nacheinander erklangen. „Doch nun sagen Sie, wie kommen Sie wieder her? Zum Glück ohne den Hund? Die Hausbesorgerin wird Ihnen doch das kleine Beutelchen zurückgestellt haben, das Sie hier verloren hatten?"
„Ich hatte es nicht verloren, ich hatte es absichtlich zurückgelassen", sagte ich. „Wir haben Ihnen Schaden verursacht und Leid — Sie sollten eine kleine Entschädigung annehmen".
Das Mädchen erschien mir so schön, daß ich das Alles nur mit einer gewissen Befangenheit sagte.
„Wenn man ein Thier, das sonst so scheu ist, aufgezogen hat, und es Einem so zugethan ist, daß es uns auf Schritt und Tritt folgt, da thut es Einem leid, es so zu verlieren. Aber Geld ersetzt das nicht ..."
„Ich weiß, wie man ein Thier liebgewinnen kann", erwiderte ich. „Ich habe einst ein Windspiel ebenso geliebt. Es kam unter ein Wagenrad, und seitdem ich es verloren, mag ich keinen Hund mehr haben".
„Der große Schwarze war also nicht Ihr Hund?" rief das Mädchen. „Das freut mich! Wie kann man doch mit einem so blutgierigen Thier umgehen? Gehört er etwa der großen Dame, in deren Gesellschaft Sie waren?"
Ich bejahte es.
„Sie hat etwas Hartes im.Gesicht, so schön sie auch sein mag", sagte das Mädchen. „Schließlich hat sie ihn noch gestreichelt, den häßlichen Mörder!" Das Kind ahnt richtig, dachte ich bei mir. Wie oft hat die Frau den tragischen Dolch geschwungen!
„Sie wohnen in der Nähe", sagte ich nach einer Weile. „Darf ich bei Ihnen eintreten — das Steigen hat mir gewaltig heiß gemacht. — Ich wollte mich auch erkundigen —" .
„Kommen Sie!" erwiderte das Mädchen, „es sind nur wenige Schritte. Meine Mutter ist daheim".
Sie ging voran; ich folgte.
Ein Häuschen, von Obstbäumen umgeben, stand in einer Senkung. Wir traten ein: meine Begleiterin wies mich in eine niedrige und ärmliche, aber äußerst sauber gehaltene Stube. Eine Frau in einfacher Kleidung, von ehrbarem Aussehen, etwa vierzig Jahre alt, doch an den Schläfen schon grau, saß am Fenster über ihr Klöppelkissen gebeugt. Es war ein eigenthümlich sorgenschweres fast hartes Gesicht niit tiefliegenden Augen, das mir entgegensah. Die Frau grüßte leichthin, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.
„Also hat die Toni Sie gefunden, und Sie kommen sich bedanken, daß

wir das Geld nicht behalten haben?" ließ mich die Frau fast hühnisch an,
„Das war doch wahrlich nicht nöthig!"
„Sie haben Schaden gehabt", warf ich hin.
„Wie man es nimmt", war die Antwort. „Wir hätten das Thier
nicht lange mehr behalten tonnen. Meiner Tochter hat es leid gethan —
nun hat sie es schon halb verschmerzt. Aber so setzen Sie sich doch — Sie
weiden müde sein. ..."
Unermüdlich warf sie die Klöppel hin und her.
„Und sehen Sie, Mutter", sagte das Mädchen, indem sie einen Stuhl
herbeibrachte, „der Hund gehört gar nicht dem Herrn, Ich habe es gleich
errathen!"
Eine eigenthümliche Freude leuchtete, indem sie es sagte, aus ihren
Augen.
„Kindisches Mädel", sagte die Frau, während ein Lächeln über ihre
Lippen pflog. „Dem Sprichwort zum Trotz — aber es ist gar nichts auf
Sprichwörter zu geben — hat mancher brave Herr einen bösen Hund und
umgelehrt".
„Und wie heißt die Dame, der er gehört?" fragte das Mädchen,
„Gräfin Greifenklau".
„Was das für Namen find! Daß man sich fürchten könnte. Sind
Sie mit ihr verwandt, weil Sie im felben Hause wohnen?"
„O nein, Zufall. So ein Haus beherbergt im Sommer viel Parteien".
„Eine fchöne Dame!" sprach das Mädchen mit großem Ernste,
„Sie ist eine berühmte Schauspielerin gewesen", erläuterte ich,
„So, so, eine Schauspielerin! Jetzt weiß ich, warum ich vor ihr eine
solche Scheu gehabt habe!"
„Warum Scheu?" fragte ich.
„Nun ja", sagte sie. „Wie kann man Zutrauen fassen zu Leuten, die
nach Belieben lachen und weinen könne.n und sich kunstvoll zu verstellen
wissen, daß man ihnen immer glauben möchte, wenn man auch weiß, daß
Alles nicht wahr ist? Da kann doch kein Verlaß sein".
„Das Kind macht sich allerlei Gedanken über die Welt", hob nun die
Mutter an. „Und eines, was sie sagt, ist so wenig klug, wie das Andere.
Diese Frauen werden nicht anders, als alle Damen sein!" Ein Wink zu
ihrer Tochter sagte: nun genug des Geschwätzes. Die Arbeit wartet.
„Ich bin auch darum nach Kranberg gekommen", sagte ich, indem ich
aufstand, „weil ich da zu thun habe. Können Sie mir vielleicht sagen, wo
hier ein Maurer Erhardt sein Haus hat?"
Die Frau sah mich mit einem sonderbaren Blicke an und die Arbeit
fiel ihr aus der Hand. „Der Maurer Erhardt", sagte sie langsam, „das war
ja mein verstorbener Mann".
„Wunderliches Zusammentreffen —"

„Und was wünschen Sie? Womit lönnen wir dienen?" fragte die
Frau.
„Ich komme in der Angelegenheit meiner Tante, Frau Binder".
„Da weiß ich Alles", sagte die Frau mit finster niedergeschlagenen
Augen. „Wir haben da — in diesem Falle — nicht recht gehandelt. Wir
hätten schreiben und der Dame unsere Lage vorstellen sollen . . . Früher
oder später mußte es kommen, wie es jetzt kommen wird . . . ."
„Es wird nicht so arg sein", sagte ich, die ungewöhnliche Wirkung
bemerkend, die der Name hervorgebracht.
„Doch, doch!" sagte die Frau. „Darlehn ist Darlehn. Schuld ist
Schuld. Der verstorbene Ruth Binder hat meinem Manne aufhelfen wollen.
Ich bin eine ehrliche Frau und weiß, was Verpflichtungen sind — aber
wenn ein Unglück nach dem andern kommt — eine Wittwe allein — wieder
kam ein Termin und wieder einer — und der Zins war nicht beisammen
— und die Arbeit geht nicht — man schämt sich zu bitten, aber es ist
nicht recht . . . ."
„Ich komme auch nicht als harter Mahner oder Gerichtsvollstreckcr"
erwiderte ich. „Meine Tante ist gut, hätten Sie ihr ein paar Worte
geschrieben" —
„Ja, das ist's, ich hätte schreiben sollen", sagte die Frau eifrig.
„Habe mir's immer wieder gesagt. Aber der verdammte Stolz — wenn
man vom Wohlwollen der Menschen so wenig gemerkt hat, fällt es so schwer
daran zu appelliren — nnd mit der Feder ist unsereins gar so ungeschickt.
Die Toni da hätte es freilich besser machen können, als ich. Die gnädige
Frau ist wohl jetzt gegen uns recht aufgebracht? Ach, wenn sie uns das
Häuschen wegnähme — sie wäre im Rechte — was wollten wir nur
anfangen? Toni, Toni, Tu weißt am besten, wie viel schlaflose Nächte ich
der Sache wegen schon gehabt habe!"
Tonis schöne braune Augen richteten sich groß, wie uni Vermittlung
flehend, auf mich.
„Sie nehmen es zu ernst, die Sache ist nicht so arg", sagte ich
lächelnd.
„Doch", erwiderte die Frau, „für uns ist die Summe schrecklich groß.
Achthundert Gulden und die seit Jahren aufgewachsenen Zinsen! Wenn
man uns Haus und Habe verlauft, wird kaum so viel gelöst. Reden Sie!
Nicht wahr, Ihre Tante will nicht mehr warten?"
Ach, was hätte ich nicht alles zum Tröste gesagt und zugesagt, während
Toni, die sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, den Kopf auf die Hand gestützt,
mich schwcrmüthig ansah. „Legen Sie doch ein freundliches Fürwort ein —
Sie thuu damit eiu gutes Werk!" sagten diese Augen. Noch lebt der
Moment in unverwischlicher Starte in meiner Erinnerung.
„Besorgen Sie nichts Schlimmes!" rief ich. „So lange ich da bin,
darf Ihnen gar nichts geschehen. Haben Sie auch der Geschichte wegen leine

schlaflose Nacht mehr. Ich habe Sie kennen gelernt und lann ja bezeugen,
daß nicht übler Wille die Schuld trägt. Ich verspreche Ihnen, die Tante
zu bestimmen, daß sie wartet und Nachsicht übt".
Ich rief es nachdrucksvoll, wiewohl es mehr war, als ich versprechen
tonnte.
„Das wird Ihnen der Himmel lohnen!" sagte Frau Erhardt und der
Tochter beredter Blick sagte das Gleiche.
„Tic werden sich wundern", hob die Frau nach einer Weile wieder
an, wie Herr Binder dazu tum, meinem Manne so viel Geld zu leihen.
Er hat es in der Absicht gethan, ein au ihm begangenes Unrecht wieder gut
zu machen. Wenn nur die Geschichte Sic nicht langweilt . . . aber vorsehen
müssen wir Ihnen etwas . . ."
Sic eilte hinaus, brachte eine Schüssel Doll Kirschen, die im Gebirge
so spät reifen und ich setzte mich dazu.
„Ter Nath Binder", begann die Frau, „hatte jahrelang eine Vorliebe
für meinen Mann, weil er bei der Arbeit immer heiter und guter Dinge
war. Wenn eine Reparatur nöthig war, sagte er immer zu den Architekten:
schicken Sie mir den Erhardt. Einmal — es sind nun viele, viele Jahre
her, läßt Nath Binder Verzierungen mit Cement an der Vorderseite
seines Landhauses anbringen und mein Mann, der ein gar geschickter
Arbeiter in solchen Sachen war, hat es ganz allein auszuführen; nur ein
Handlanger ist dabei. Es wird ein kleines Gerüst aufgeführt, knapp unter
den Fenstern vom Herrn Nath Binder und hundertmal im Tage gehl mciu
Mann da vorüber. Da geschieht einmal etwas Schreckliches. Aus einem
Stübchcn, das gelbe Cabinct genannt, wo ein Gast, ich glaube ein Anver-
wandter wohnt, kommt ein ungeheuer kostbarer Diamantring in Verlust —
er war in einem Etui auf dem Schreibtisch gelegen — und der Nath, denken
Sie nur —, der Nath Binder, beschuldigt meinen Mann, ihn genommen zu
haben! Denken Sie nur — einen Menschen, den er seit Jahren kennt.. ."
Sie hielt innr, ihr Gesicht veränderte sich und düster setzte sie hinzu: Neiche
Leute! reiche Lcutc!"
Auch ich wurde seltsam ergriffen. Ich wußte von der Geschichte.
Tort — im gelben Cabinet wohnte damals der Oheim, der alte, jähzornige
Mann aus Java, unseren Sitten entfremdet, gewohnt über Halbmenschen zu
commandiren. Sein Ning'war fort, der große, fast unschätzbare Diamant —
und wer konnte ihn gestohlen haben? Natürlich kein anderer als der Maurer,
der Schützling des Hauses . . . Der alte Herr wollte von keinem Bedenken
hören — schimpfte auf unsere zahme, schläfrige Justiz, tobte — und Nath
Binder wagte kaum einen schüchternen Widerspruch.
„Auf meinem Mann", fuhr Frau Erhardt fort, „hat das schrecklich
gelastet, denn es bleibt immer etwas hängen und er wurde von seinem
Architekten fortgeschickt. Dreiviertel Jahre später kam Alles an den Tag
Ein vier- oder fünfjähriger Knabe aus dem- Hause hatte den Ning vom

!
Tische genommen, damit gespielt und ihn dann in eine Vase fallen lassen, die in einem anderen Iinimer ruhig auf dem Kamin stehen blieb. Der Besitzer des Ringes war abgereist. Da kommt Rath Binder aus freien Stücken zu meinem Mann gelaufen, erzählt ihm Alles, bittet ihn, ihm seinen Verdacht zu verzeihen, fragt ihn, was er für ihn thun könne? Mein Mann wollte in seine Heimat zurück, dort selbständig arbeiten, Rath Binder leiht ihm das Geld. Aber wir hatten wenig Glück vom Hause, das wir bauten. Mein Mann fällt vom Gerüst und bleibt jahrelang krank".

So ungefähr war's, was die Frau erzählte, ich hörte aber Alles nur undeutlich. Ich war ja selbst der Kuabe, der den Maurer in den ungerechten Verdacht gebracht! Die Mutter hatte mir die Geschichte vom gelben Kabinette oft erzählt. Ein eigenthümliches Gefühl der Befremdung, in einer Beziehung zu diesen Leuten zu stehen, mit ihrem Schicksal verflochten zu sein, ergriff mich, gleichsam voll Furcht, daß meine Schuld, von der ich nur durch Erzählung etwas wußte, an den Tag kommen könnte, schwieg ich und senkte betroffen den Kopf.

Ich verließ das Häuschen unter den Bäumen und versprach wiederzukommen, sobald ich über die schwebende Angelegenheit mit meiner Tante Rücksprache genommen. Die Leute baten mich darum; wie gern sagte ich zu! Meine Tante war, während ich in Kranberg weilte, auf andere Gedanken gekommen. Sie ließ zwar meist die Dinge so gehen, wie sie eben gehen wollten, doch von Zeit zu Zeit regte sich wieder in ihr eine Thatenlust, die aus den Vorwürfen entsprang, die sie sich über ihre Lässigkeit machte, und dann glaubte sie doppelte Energie entwickeln zu müssen. Ich traf sie jetzt lebhaft eingenommen gegen ,ihre säumigen Schuldner. Ihr Einnahme- und Ausgabebuch vor sich, berechnete sie, wie viel sie an Iinseszinsen verloren^ selbst wenn ihr jetzt Capital und Zinsen zurückgezahlt würden. Nur ein Advocat konnte ihr rasch zu ihrem Gelde verhelfen, es handelte sich für sie nur darum, an wen sie sich wende.

Die Wittme und ihre Tochter schienen mir jetzt von einer ernstlichen Gefahr bedroht. Ich aber fühlte einen leidenschaftlichen Drang, ihnen zu helfen. Wie ich jetzt zu den Leuten stand, schien es mir eine Pflicht, ich beschloß, die Angelegenheit ganz auf mich zu nehmen. Um ganz und radical zu helfen, waren, wie man sich denken mag, meine Mittel unzureichend, teilweise konnte ich ihnen doch zu Hilfe kommen. Ich fchilderte also meiner Tante die Leute, wie ich sie getroffen, entschuldigte sie nach Möglichkeit, und sagte: sie bäten ihre Schuld ratenweise abtragen zu dürfen. Diese Raten wollte ich aus meinem Eigenen zahlen und zwar wollte ich so vorgehen, daß die Wittwc Erhardt vorerst Nichts erführe. Erst wenn ihre Schuld ganz getilgt, wollte ich ihr sagen oder schreiben, daß sie sich von aller Sorge erlöst betrachten dürfe.

„Ja, wer sich durch Versprechungen vertrösten ließe!" war das letzte
Wort meiner Tante und ich blieb im Ungewissen, was sie unternehme!!
werde.
Unmittelbar darauf gelang es mir eine namhafte Summe zusammenzu-
bringen, theils durch Hergabe meines Taschengeldes, theils durch den Vertauf
einiger Goldsachen. Ich legte das Geld, als käme es von der Wittwc,
zusammen, um es am nächsten Tag meiner Tante zu überbringen, und eilte
wieder nach Kranberg, den Leuten zu sagen, daß sie jetzt Nichts mehr zu
befürchten hätten.
Ich sah Toni wieder. O, sie war schön! Noch heute, nach Jahren,
denke ich mit zitternder Bewegung daran, wie sie mir an diesem Morgen
erschien. Nicht eben groß sllr ihr Alter, war sie so schlank und zart gebaut,
wie man sich vielleicht eine Melusine, eine Mignon denkt. Ihr Gesicht war
nicht voll, doch von so sanften, edlen Linien wie das herrlichste Köpfchen
einer antiken Gemme. Ihre Wangen, von zarter durchsichtiger Blässe, hatten
sich geröthet, als ich eintrat. Ihre Augen, vom schönsten Braun, richteten
sich so freundlich auf mich, wie auf den Helfer in der Noth. O dieser
Glanz, der mit unbeschreiblicher Gewalt in's tiefste Gemuth drang! Oft,
immer »nieder denke ich diefes wunderbaren Glanzes und frage mich, aus
welchen Tiefen der Seele er stammte?
Die Mutter, welche mich das erstemal so wenig entgegenkommend
aufgenommen hatte, war diesmal freundlicher. Das Wohlwollen, das ich
für sie empfand und an dem sie nicht zweifeln konnte, stimmte sie um und
nahm ihr etwas von ihrer sonstigen Herbheit. Sie ließ sich über ihre häus-
liche Lage aus, sie öffnete den Kasten und ließ mich die Sachen sehen, die
sie mit ihrer Tochter verfertigte und den Spitzcnhändlern im Badeorte
ablieferte. Ich erfuhr auch, daß Toni einen Bruder habe.
„Er ist fast in gleichem Alter mit Ihnen", sagte die Frau. „Seit
fünf Jahren arbeitet er schon in einer großen Fabrik und hat eine gute
Stellung für seine Jahre, Er ist talentvoll und voll Anlagen — wenn er
nur zufrieden wäre! Wie er ist, kann er nur unglücklich weiden ... So
großer Ehrgeiz thut nicht gut, wenn man arm geboren ist ..."
Es schien mehr hinter diesen Andeutungen zu liegen, doch ich enthielt
mich des Fragens.
Toni mischte dann und wann eine Bemerkung ein. Alles einfach und
doch so klug! Die sanften Augen blickten mit durchdringender Klarheit in
die Welt, der schöne Mund, der niemals Jemanden Uebles nachgeredet, sprach
ohne Bitterkeit über die Menschen, von denen sie doch noch so wenig Gutes
erfahren. Sie erschien zugleich stolz und bescheiden und hatte dabei die Züge
einer Grazie . . . Ein ruhiger Ernst war der Grundzug ihres Wesens.
Immer wieder mußte es sich mir aufdrängen, was aus diefer reichbegabtcn
Natur hätte werden können, wenn ihr das Schicksal eine andere Stellung,
andere Erziehung hätte zu Theil werden lassen. Wie es jetzt war,

konnte sich ihre Auffassungsgabe nur auf den engen Kreis dörflicher Anschauungen beschränken, den kaum etwas außerhalb Liegendes durchbrochen hatte. Und doch hatte innerhalb dieser Umzäunung das Leben sie gereift.

An diesem Tage kam ich wie bezaubert nach Hause zurück. Die Gräfin und Fidcle hatte ich vergessen; nur Toni, Toni allein war für mich auf der Welt. „ Zwanzig Jahr!" Das Herz ist so voll, die Lcnzsonne hat es geschwellt und geschwellt, daß der Inhalt die Hülle zu durchbrechen droht. Da springt demnächst die Knospe wie mit einem Schlage.

Mit voller Ruhe brachte ich meine lange meditirte Nothlügc vor und überreichte meiner Tante mein, gesummtes Geld als „erste Ratenzahlung der Frau Erhardt", mir soeben in Kranberg übergeben.

Meine Tante sah es an, fand die Summe zu gering und erwiderte, daß sie bereits mit einem Advocaten gesprochen, der demnächst die Klage gegen Magdalena Erhardt, Wittwc des Tobias Erhardt, wohnhaft in Kranbcrg, wegen Rückzahlung eines Capitals und seit langer Zeit ausständiger Zinsen einbringen werde.

Eine Nacht verging mir in Folge davon schlaflos, dann beschloß ich unter einem Vorwand nach Hause zu fliegen. Ich Halle bereits durch Mitthcilungen von Geldleuten erfahren, welche jungen Leuten eine theure Hilfe zuzuwenden gewohnt seien und gedachte einen derselben aufzusuchen, um der Familie Erhardt gründlich und für immer zu helfen.

An diesem Tage ging ich wieder nach Kranbergl brachte es aber nicht über mich, in das Häuschen einzutreten. Angesichts der Schritte, die meine Tante vorhatte, wagte ich gar nicht der Frau Erhardt entgegenzutreten. Ich hielt mich in einem Virkenwäldchen versteckt, aus dem heraus ich das Häuschen in Sicht behalten konnte. Schon senkte sich die Sonne, schon glaubte ich den Tag verloren, als ich Toni aus dem Hause treten und langsam über die Wiese gehen sah. Ich flog aus meinem Versteck hervor und hatte sie bald erreicht. Sie sah mich groß au.

„Zürnen Sic mir, daß ich schon wieder da bin?"

„Nein, Sie sind gut", erwiderte sie. „Sie meinen es gut mit uns. Ich weiß, daß Sie für uns wirken".

„Davon reden Sic nicht, liebe Toni. Wissen Sie aber, warum ich da bin? Ich sehe Sie heute auf längere Zeit zum letzten Mal. Morgen reise ich heim.

„Was Sic sagen — morgen — das ist überraschend — es kommt so plötzlich. Ist es denn gar so nöthig, daß es morgen ist?"

„Wäre es nicht nothwcndig, ich bliebe sicher noch. Ist es Ihnen recht, wenn ich bald wiederkomme?"

„Ach, das wissen Sic so schon" —

Sie reichte mir die Hand.

„Aber wie spät es wird, bis Sie heimkommen heute", sagte sie wieder. „Sic werden nicht vor elf Uhr zu Hause sein. Also — Sie kommen

wieder — recht bald wieder? Wenn Sic da den Hügel hier hinuntergehen
und dort um die Tannen herum, schneiden Sie ein großes Stück ab. Da
kommen Sie gleich zur Brücke uud auf die Straße. Ich zeige es Ihnen".
Wir gingen eiu Stückchen Wegs schweigend nebeneinander her.
„Da — da hinunter, rechts der Pfad".
Nun stand sie wieder still, legte die Hand an die Stirn und sagte
ernst, gleichsam aus einem beklemmten Herzen heraus: „Ich mutz mich
sammeln und nachdenken, wie das alles ist. Nein, es ist besser, ich sage
Ihnen setzt Lebewohl, Tort — sehen Sic dort zwischen den Tannen sieht
man die Straße schon".
Sie gab mir die Hand ohne mich anzusehen, sagte noch eimnlll, also
Adieu, Herr Armin, Adieu! und wandte sich rasch wie ein Gemslein der
Hohe zu. Ich horte ihre Schritte noch eine ganze Weile, dann war
alles still.
Ich konnte nicht weiter. Ich sehte mich auf den nächsten Stein,
während ein Sturm in nieinem Herzen tobte.
Nun wollte ich ihr nacheilen, die ich bereits zu Hanse dachte und ging
den nächsten Weg durch Stock uud Stein hinauf.
Ich war kaum dreißig Schritte aufwärts gegangen, als ich, zusamiuen-
schrat. Knapp vor mir, zusammengekauert, als ob sie sich vor mir verbergen
müsse, saß Toni auf der Erde.
Ich flog auf sie zu und kniete neben ihr hin.
„Liebe, liebe Toni!"
Ihr Haupt sank an meine Brust.
„Liebe, liebe Toni, wie muß ich Sie lieben ..."
Ich drückte sie lange und heiß an mich und war selig. Wünsche,
Ahnungen, Hoffnungen hoben mich, tausend unbekannte Gefühle stürmten auf
mich ein und versetzten mich in einen Zustand süßer Auflösung. Bald fühlte
ich mich wie von Schwingen emporgehoben, bald meinte ich unterzutauchen —
indcß erhob sich ein Wind und wirbelte Blätter um uns her, in der Ferne
wetterleuchtete es.
„Fort! Fort!" rief Toni mich abwehrend.
„Leb wohl, meine Geliebte! Leb wohl!"
Ich riß mich los und eilte lauttlopfenden Herzens vorwärts. Tic
schwüle Nacht, das heraufziehende Wetter, die Hast der Wanderung peitschte
mein Blut bis zum Fieber.
Zu Hause angekommen, versuchte ich mir alles Vorgefallene zu wieder-
holen. Es war wie ein süßer Rausch, aber etwas Grauen vor der Zukunft
war doch mit dabei.
(Tchluß folgt.)

^

L3.l23.c.
I'llr
Nmi 1 e ^ o 1 2.
fe V1LN8 66 r6lire 11», t7c»'>'e«pm«i«nce 6e Val226. Nu i6rinllnt
«s li^'re, ^6 8u1» tomdtz 6an8 uns Grande reveile. <Huel8
8lnß-u11er8 6l>eni1n8 nr6n6 ^arloiZ la 668t1nee iiour Küre un
Frand 1winin6! Hu^'oui'6'Iiui, Lnlxae e8t mort, et nou8 n'»von8
p1u8 <1U6 80U inonnment 80U8 Is8)'6ux; 11 N0U8 etonu6 ^lu- 82 Nlluteui',
N6U3 i-e8tQN8 p1ein8 6e lS8^)sot 66V2nt UN 3U881 nro6iFl6ux tnlvuil.
Ooininent un ou^'iei- a-t-11 pu tirilier Z, lui 86u1 un Mreil inonäs? I^t,
»1 N6U8 loui11on8 1'ni8toir<3 6e cet ouvrioi, 81 N0U8 1i86N8 868 16^68, voll»
«lue nou8 6ü60livron8 c^u'il travllillllit tout 8illl^1em6nt pour M'er 868
6ette8. Oui, 66 ^e«nt int»tiF2dl6 n'stait u^u'un 6edit6Ui' tia^ue p»r 8S8
6i-ean6ier8, »elievant un roinan nc>ur llec^uittei' un dillet, ent283lint 1<?8
INFS8 pour N6 ^28 ötro 8»I8i, t3i8imt 06 7NU»6l6 6e ^>ro6uet1on 8Uvei1)6
UNl<^U6Nl6Nt 6N -5-U6 66 863 Ü6N62N668 6e 6ll2<^U6 Nai8. 11 86indl6
s^U6, 80U8 668 N66688lt68 t0U^6Ur8 Nr6883Nt68, 6äN8 868 ossr0^l»dl68
6mdanN8 ci'ui-F6nt 8ON 66i^'6au 86 8o1t ellllßi et »it sc1ilt6 6N 6liel8'6'eeu>i'6.
Hui 8a1t <^ue1l6 llUlllit NU 6tr6 1'o6uvr6 66 Llüxlle, 8'il üwlt ne ÄV66
UN6 tortune 8«1i6e, 62N8 une vie tranc^ulile et i-esslee? On N6 86 I'iinllFins
PÄ8 Iieuieux. H. eeun 8Ü1' 11 nullit IN01N8 pi-eäult. 1^'ewnt niu8 trn^ue,
11 86 8srait neut-etre NÜ8 ä vouloir la pecketion, 86iFlll»nt 8QN 8t^l6,
eerivant u 868 N6ur68. Ma8 ^ «,ui1en8 FilFne 668 oeuvi'68 piu8 inuri68
et ml6ux eciu1111>ree8; nmi8 8»N8 6oute 668 eeuvi'63 »unnent 6u Ui«in3
66 Nllmine 1ntei'i6U!'6. VllN8 ee edainn 6e8 1>^otl>ö868, on ^>eut indine
ii1l6i- ^U8HU' a 8U^)P086? Me Lll1«26 llUlllit plöterü l'^ctlen et <1U6 N0U8
eompt6rien8 un Frnn6 eeilvnin 6o inc>1n3. II ^ avlllt en lui un Iwnune
6'2fflln-68 tron 2i-66nt, 11 86 86iÄit eerwinein6nt 1llne6 6«N8 168 6ntr6nri8e8,
vo^l>ße8, poI1ticiu6, induzti-lo. D'aHIeur8, ze ine eont6nt6 6'1n6iciU6r 668
ev6ntua1ite8 Z)083ldl68.
") Auf ürsuchc» der Ncdoctlon l,»t sich Hcn Emilc Zo!», dcr bcrilhmlc Vcif»!?« de« gcnclllo»ilchm
3l»m»ncyIU!!: „Lcs Roug»»-Mc>cqullit". bcicii findcn In^cn, unft«l Zcitichlijt die obiye Niirdiguiig
Val,»cs zu »cbcn, »clche dcn Tchlus! cinci umjcoiürcichcn Studie über Valzncs Briefwechsel bilde!. Wir
lmbc« diese cdllcgialischc uud iütciimüonale Zuvor!»nime!>hei! um s» liölici llüzuichlo^en, nl« wir Heiin
(im,le Zolc> qegcniider lein Oelseimiiis! daraus «cmocht haben, daß wir bei aller ausrichÜMN Hochachtung
leine« »naewoynlichc!! und mächtigen Talent« durchau« nicht zu den Anhängern jener naturalisliichcn
Echule gehiiicn, »li deren Haupt der Verfasser de« „Aslommoir" und der „Nana" zu betrachten ist. —
Unsere Leser werden jcdcnsall« die Lharalierisirung de« bedeutendsten Romanschriltstcllcr« des vorigen

Valzac.

von

Emile Tola.

— Paris. —

'ch habe soeben Balzacs „Briefwechsel" wieder durchgelesen. Während ich das Buch zuschlage, verfalle ich in tiefes Nachdenken. V Was schlägt doch bisweilen das Schicksal für wunderliche Wege ein, um einen großen Mann hervorzudringen! Balzac ist nun todt, und wir haben nur noch sein Denkmal vor Augen. Es erregt dnrch seine Höhe unser Erstaunen, und wir stehen mit Ehrfurcht erfüllt einer so gewaltigen Arbeit gegenüber. Wie hat es nur ein einziger Arbeiter fertig bringen tonnen, eine solche Welt hcrauszumcißcln? Und wenn wir nun dir Geschichte dieses Arbeiters durchforschen, wenn wir seine Briefe lefen, so machen wir die Entdeckung, das; er ganz eiufach gearbeitet hat, um seine Schulden zu bezahlen. Ja, dieser unermüdliche Riese war nichts als ein von seinen Gläubigern gehetzter Schuldner, der einen Noman fertig machte, um einen Wechsel einzulösen, der Seite um Seite füllte, um dem Execntor zu entgehen, uud das Wunder seiner herrlichen Production lediglich im Hinblick auf die am Ende des Monats fälligen Zahlungen vollbrachte. Fast scheint es, als ob sein Gehirn unter den unabweislichen Drangsalen und der schrecklichen Geldnoth sich erweitert uud in Meisterwerken sich entladen habe. Wer weih, wie es um die Werte Balzacs bestellt wäre, wenn dieser unter soliden Vermogensveihaltnissen in einem ruhigen und geregelte» Leben seine Tage vollbracht hätte! Man kann ihn sich unter so glücklichen Verhältnissen gar nicht vorstellen. Sicherlich würde er weniger geschaffen haben. Er hätte sich, wenn er weniger abgehetzt gewesen wäre, vielleicht bestrebt, das Vollkommene in seiner Kunst zu erreichen, er hätte seinen Stil gepflegt und nur in guter Stimmung geschrieben. Wir hätten daraus den Vortheil gezogen, reifere und ausgeglichenere Werke von ihm empfangen zu haben, aber ohne Zweifel wären diefe Werke weniger vom inneren Fcuer durchglüht gewesen. Wenn man einmal dies Gebiet der Hypothesen beschreitet, so kann man sogar bis zu der Vorausfetzung gehen, daß Balzac ein Gründer geworden wäre, und wir würden einen großen Schriftsteller weniger besitzen. In ihm steckte ein allzu eifriger Geschäftsmann, nnd er würde sich sicherlich in geschäftliche Unternehmungen, in Reisen. Politik und Industrie gestürzt habe». Im Ucbrigen beschränke ich mich darauf, diese Eventualitäten lediglich als mögliche zu bezeichnen.

Geschlechts aus dir Feder des nierlwlirdigsten nnicrvr Tage mit wahrem Intereüe lesen, wenn sie sich auch schwerlich mit einigen echt srauzosischen Auffassungen und Acliauvtungen, wie z. N. dee Bezeichnung Victor Hugo« als de« „ersten Luritcrs der Welt" uud der Vlcichslcllnng Balzacs und Thalesvcarcs, weiden einverstanden crllären tonnen. Im Wesentlichen aber wird man den geiltecichiu und dedeailndcn Auslassungen des französischen Dichter« und Kritikers zunimmcn; und sedeusalls Hai die Nedaetion van ,.ülord und Lud" liier nur die angenehme Pflicht zu eisiilleu, Herrn Emile Felo sür die Anigleit, mit welcher er unserer Einladung gesolgt ist, ihre» Dan! auszusprechen.

T>, ül.

I.ll verite 68t <jne l'oeuvre. de Nalüae n ete reelleiuent lnite de I,i
vie »doinirilidle siu'il a rneuee. Dos eriti^ue«, nu noni du ^oüt, ^euveut
eommettre la laute de «ouliniter un Llllxne exrinr^e et eorrisse. II «eiiiit
imnn««idle de le niederer, de lui donner une iuventiou plu« nette et un
ßtvle plu8 edätie, «nn« l>u««iM l'amoindrir et le rnl)!u««er ü In Wille de»
romnneier« de «eeoud ordre. II taut l'aceeriter dnn» «on en«emdle et
I'aiiner z)our 8» toree. Hunnd il ^a««liit le« nuit« «Nu de fnire liouneur
» «ll «i^nature, 8» üövre de«een(la!t dan« 868 doizt« et 8e8 uliraFe»
s,reuaient de 8a volonte. ?lu« il entendnit le fouet de In dette eln^uer
«ur «e« epuule«, et nlu8 »ou essoi-t devennit mnFi8ti-l>I. De lil In pniz^nee
de tont ee o^u'il n eerit. II t'nit «ouFer n uu nausrnFe ^ni «e noie et
e^ui 8e trnn«torrne en liero«. ng^ennt de» 1ieu8, deeu^>Innt 80N effoi-t.
neeompli««nut le nnrnele de innrerer 8ur In. rner et de eoiumnnder nux
Not» i,i'it»''8. 8il nvnit eu le Ioi8ir d'etre snrtnit, nou« v nm-ion« r^ei'du
eette eoulee snornie s^ui eliarrie 1» vie dnn« In t?o»?«?ie /«»»««/««. Oe
«out 808 tourment«, 8N ^iro^re exi»teuee de lutteur, s^ui roule nin«i NU
fond de son oeuv^-e, nvee un liÄen« «i retenti««nut et «i prolond.
)Iai« ^e veux etre ^)lu« nlNrmntif eneore. 8eul uu tel Iiounne
pouvüit eerire l'euoi'ee mo<lerue, II tnllnit o^u'il eüt r«8«e pnr I» Knllite
I>our ereer «on ndmirndle Oe«nr Lirottenu, o^ui e8t nu««i Fi-nud d»n3 zn,
douti,^ue de pnrtumeur c^ue le» liero« d'Homere devnnt "lioie. Il willait czu'il
eut Mlii-elie 8ur le i>»ve de I'nii« »vee dez 8ouliei8 ee»ile8, ^o»i- eonnntti-e
1e8 de880U8 de 1ü vie ?ai-i8ienne et inetti-e dedout le8 tv^>e8 sternel» des
Oeriot, de« ?lülippe Li-idau, de8 ^larueffe, de« Dulot, de8 Itasti^lie et
de» Rudemrirü. I7n domine Iie.ureux, dlFer^nt ü l'ni«e, euulnnt «e»
iournee« 82N8 8eeon«8e, naurait i>imni8 de8eendn dan8 eette tievie dy
l'exi8tenee »ewelle. Lalxae, nutenr du dinine de larFent, n deFl>F>'> de
I'lli-Fent tont le 5>I>tli>'ti<iue teii-ible <iu'il eontient » noti-e epo^ue: et il
n »nnlv8e de meine lo8 M88i<)ii8 o^ni kent mouvair leg ^ei^ennßeij de
I» vie eonteinpornine; il a peint ndnniÄdleiuent 8«n teiup«, ^«ree^n'il
»onssiÄit de 8on temn8. 0'e8t le »elclnt, plaeu an eentre de In >>i>wille
de 1» vie, <M voit teut, (ini »e dat pour 8en pi-o^re eoni^te, et <M rneente
l'aetien, eneore lmnünt et lililetunt,
Il e8t venu Z, 8on lieure, voilii eneore uue de3 IÄI80N8 de 8nn Fenie.
On ne 8e 1'imÄßine ^,»8 Nl>i88»nt »n dix-8eptieme 8ieele, dnn8 le^nel il
aiuÄit tait un Änteur traßi^ne dien niedioere. II devait 8e ^rodnire .ju8te
nu mmuent ou ln litteiÄtui-e el»88i^ue 8e moui-nit d'ansmie, oü ln, torme
du lomnn allait 8'elni-ßir et enssloder to»8 1e8 Feni-e« de l'aneienne
ilistori^ue, pour »ei^'U' d'in8trument n l^en^uets universelle o^us l'esi'rit
moderne ouvrait 8ur 1s3 etres et zur- 1e8 e!w8e8. Des metllode« 8eienti>
llo^ue« 8'inipo8nieut, lez Iieros p,»Ii8 8'eNiicaieut devant 1e8 erention8 reelle«.

Die Wahrheit aber ist, daß die Schöpfungen Balzacs ein Ergebnis;
des erbärmlichen Lebens sind, das er geführt hat. Mögen Kritiker im Hinblick ans
den guten Geschmack deu Fehler begehen, den Wunsch nach einem geläuterten und
verbesserten Valzac zu äußern; es wäre aber unmöglich, ihu zu mäßigen,
ihm eine schärfere Erfindungsgabe und einen gesäubcrtereu Stil zuzucrtheilen,
ohne sofort seine Eigenschaften zu vermindern und ihn auf das Maß der
Romanschriftsteller zweiter Klasse herabzudriickeu. Man muß ihu in seiner
Gefammthcit hinnehmen und ihn liebgewinnen um seiner Kraft willen, Nenn
er die Nächte verbrachte, um einen acccptirtcn Wechsel zu houoriren, so drang
ihm das Fieber bis in die Fingerspitzen, und seine Tatze nahmen aus seiner
eigenen Willenskraft die Elemente in sich auf. Je vernehmlicher er das Klatfchen
der Peitfche seiner Schulden auf seinem Rücken verspürte, desto bedeutender
und imposanter wurde seiu Wille, seine Kraft zur Leistung. Daher auch das
Gewaltige in allem, was er geschrieben hat. Man denkt dabei unwillkürlich
an den Schiffbrüchigen, der in's Wasser stürzt uud nun ein Held wird, wie dieser
meilenweit schwimmt, seine Kraftaiistrcngungcn verzehnfacht und das Wunder
vollbringt, auf dem Meere zu schreiten nnd den zürnenden Wogen zu gebieten.
Hätte er die Zeit darauf verwenden tonnen, vollkommen zu fein, so würden
wir dabei jene großartige Strömung verloren haben, die das Leben in seiner
„Menschlichen Komödie" treibt. Seine eigenen Qualeu sind es, seiu eigenes
Dasein voller Kampf, das im Grunde seiner Schöpfungen mit so dröhnendem
und so tiefem Brausen dahinströmt.

Ich will indessen noch bestimmter sein. Nur ein Mann wie Er konnte
das Epos des modernen Lebens schreiben. Er selbst mußte Bankerott gemacht
haben, um seinen bewunderungswürdigen Cäsar Birotteau zu schaffen, der in
seinem Parfümerieladcn gerade so groß ist wie die Homerischen Helden vor
Troja; er muhte auf dem Pariser Pflaster mit schiefgelaufenen Stiefeln sich
herumgetrieben haben, um die Verborgenheiten des Pariser Lebens zu
erkennen und die unvergänglichen Typen der Goriot, Philipp Bridau,
Marucfse, Hulot, Rastignac und RubcmprH aufzurichten. Ein glücklicher
Sterblicher, der gemächlich verdaut, seine Tage ohne Erschütterung ruhig
verbringt, würde niemals in jene fiebererfüllten Schichten des gegenwärtigen
Daseins hinabgestiegen sein. Balzac, der in dem Gelddrama selbst eine
Rolle spielt, hat diesem Gelde all jenes fürchterliche Pathos, das demselben
in unserer Zeit anhaftet, abgestreift; er hat ebenso die Leidenschaften, welche
die Personen des zeitgenössischen Lebens in Bewegung bringen, analysirt;
er hat seine Zeit in wuuderbarer Weise dargestellt, weil er die Leiden dieser
Zeit selbst erduldet hat. Er gleicht jenem Soldaten, der in das Eentrum der
Schlacht des Lebens gestellt wird und alles sieht, der sich für feine eigene Rechnung
schlägt und nun frlbst noch dampfend und fchnaufend die Geschichte erzählt.
Er ist zur richtigen Stunde gekommen. Und das ist noch eine Erklärung
seines schriftstellerischen Genies. Man kann ihn sich als ein Kind des sieb-
zehnten Jahrhunderts gar nicht vorstellen. Da wäre aus ihm ein recht
mittelmäßiger Tragödiendichter geworden. Gerade in dem Augenblicke, da
die klassische Literatur an Blutleere zu Grunde ging, da die Form des
Romans sich erweiterte und alle Arten der früheren Dichtung in sich aufnahm,
unl bei dem allgemeinen Eroberungskriege, den der moderne Geist gegen
Wesen und Dinge eröffnete, als Werkzeug zu dienen, — gerade in dicfem
Augenblicke mußte er kommen. Die wisfcnfchaftlichcn Methoden traten

l'l»nl»!v5o rsmplacait Mi'tout l'iiNÄFination. Lalxac, 1s vrswisr, stait l»vr>s1ö
a smvlo^sr 1s8 outil8 nouvsaux. II crea 1s roinan NI>turali8ts, l'stuäo
sxncts äs In, 80oi^t«; et, äu coup, uar uns auäacs äu Fsuis, il 08a llür«
vi>is, <I2N8 La v»8ts trs8WS, touts uns 8ocist6 soviss 8iu' cslls cini
V08l>it äsvaut lui. <ü'swit 1'assiiiuntion In ^»1u8 sclatsuts 6s 1'üvolutiou
uwäerns. II tullit 1s8 insu8onßS3 äs8 2ncisn3 FSNI-S8, il coiniusuc«it
'avsuir. <^s ciu'il ^ 2 äs p1u8 stonnaut ä2N3 8ou S23, c's8t ciu'il 2 2ccoiupli
cstts rövolutiou en vleiu mouvsiusnt roin2uticius. ?outs 1'attsntion LS
I,ort2it 2lor8 8ur 1s Frouvs tl2indo^2nt 2 In, tsts äuc^usl tronait Victor
UnF«. I^S8 osuvrs8 <1s Lalxgs n'avgisnt o^u'un trs3-iuiucs 8uccs8.
korzouus ns N2lni88llit 8ouvconnsr <ius Is vüritadls novatsur stait cs
romancisr, c^ui iowit sncors 8i vsu ä'sclat, st äout 1e8 osuvrs8 LSiudlaisut
8i contii8L8 st 81 LNNUHSN8L8. <üsrts8, Victor Ilußo rs8ts UN Iiouuns US
Fsuis, Is vrsiuisr vosts l^ric^us äu monäs.)Iai3 l'scols äs Victor Husso
2F0ni5L, Is uoöts n'a o1u8 o^u'uus iutlusncs äs rlistoricisu 8ur 1s8 ^suus3
sorivllinz, tanäi8^us V2I22« Fi-2näit tou8 1s8 ^'our3 st äütsriuins 2 cetts
Iisurs uu mouvsmeut 1ittsr2iro n,ui 8sra 8Ürsiusut cslul äu vinFtisius
8iso1s. On 2V2ucs ä«n8 In, vois ciu'il 2 traoss, clia^us nouvsau venu
oou88sr2 1'ai!ll1v8S p1»8 loiu st ülarssir», 1a instlinäs. II 68t 2 1a tsts äs
In Francs litt^rairs äs äsiuain.
HI. H. lains, 6»N8 uns stuäs, <iu'i1 2 kaits aucisunsiusut 8ur lui,
2 äü rsiuontsr ^nz^u'ü 8KaIcs8uS2rs uoui' lui trouvsr un «Flu. N cstt«
complliÄizon L8t ^U8ts. Nu sssst, 8!i2liS8ns2rs 8su1 2 sntauts uns luuuauitü
:ui38i IlllFS st UU88I vivants. <ÜQ 8sut äsux srülltsur8 ä'Ü!US8 äs möms
pui33Ä,ncs, NS8 <1llN8 clsux 8osittS8 äiWrsuts8. Nt 1'un st 1'autrs U0U8
ont 1lÜ88ö Isui8 06IN-rS8 comius cls V28tS8 UI3FN8in8 (Is closumsnts
Inunlliu». Hullncl on soin^lirs Victor ÜUF0 ü, 8ImI:sFpLl>rs, cslll tlüt 8ourirs,
cnr lui u'a crss c^us äs8 liFurs» ds dronxs ou d'nldutrs, oü Is »anF ns
circuls ^>az. H,a vsritadls Floirs äs Valxllc S8t »u LolltiÄirs <1an8 In,
^irolouäs üumllnitü äs 83, orsation. V'autrs8 sci°ivl»in8, cliSL nou3, out vu
scrirs avss u1u8 äs corrsction st ä'sclat, nvvortsr un Fsnis inisiix
!'^ui1ibn'!; m«i8 ^>sr8ouns u'a louills I'üninanits vlu3 il touä st n'en ll äit
äavautußs 8ur 1'Iioinius. IwaFins? uu clüiui8t« c^ui, tou3 1s3 inatiu«,
^'sulerms ä»n8 8on ladoratoiis st c^ui ^ multiplis Is8 sxpsrieuos8; es
cliiiui^ts äscolnis Z, cliac^us Iisurs äs8 v6ritS8 uouvs11s8 st 1s8 uots, »u
luilisu äs I» fis^is äu travail. ?sut-strs 1'oräro nian^usrn-t-il, uuü» il
v «um In äe8 mMrinux ä'uu MX ius8tünad1s. I^s 8avaut cM aui-n, Is
prsiuier, (16Fro88i 1» dszoFus, ^nräsiÄ 1'ötsrnsl Iionnsur ä'avoir touäü uns
»cisucs, NK dien! Lalxae S8t cs cluini8ts äu cosirr st äu csrvoau
I>u>nl>in8, il a lonäs uns littsraturs.

gebieterisch hervor, die Helden der Dichtung erbleichten und verschwanden vor
den Geschöpfen der Wirklichkeit. Die Analyse verdrängte überall die
Phantasie. Balzac war der Erste, der dazu berufen war, diese neuen Werk-
zeuge anzuwenden. Er schuf den naturalistischen Roman, die getreue Studie
der Gesellschaft; und mit einem Schlage in genialer Verwegenheit wagte er
es, in seinem großartigen Frescogemälde eine ganze Gesellschaft lebendig dar-
zustellen, die ein getreues Abbild jener Gesellschaft war, welche ihm zum
Modell gedient hatte. Dies war die glänzendste Bestätigung des modernen
Umschwunges, er tödtete die Verlogenheit der bisherigen Dichtungsarten und
begann die Zukunft. Was hier aber am meisten in Erstaunen versetzt, ist,
daß er diese Revolution inmitten der romantischen Bewegung vollbracht hat.
Damals richtete sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die strahlende
Gruppe, an deren Spitze Victor Hugo stand. Die Werte Balzacs hatten
nur einen sehr dürftigen Erfolg. Niemand schien zu ahnen, daß der wahre
Bahnbrecher eben jener Romanschriftsteller war, der noch so wenig Glanz um sich
verbreitete und dessen Werke so verworren und langweilig erschienen.
Sicherlich, Victor Hugo bleibt ein Mann von Genie und der erste lyrische
Dichter der Welt: aber die Schule Victor Hugos siecht dahin, und der Dichter
hat auf die jungen Schriftsteller nur noch eine rhetorische Einwirkung, während
Balzac mit jedem Tage wachst und schon zu dieser Stunde eine literarische
Bewegung bestimmt, die sicherlich diejenige des zwanzigsten Jahrhunderts sein
wird. Auf dem Wege, dm er vorgezeichnet hat, fchreitet man vorwärts, und
ein jeder, der ihm folgt, wird in die Analyse noch tiefer eindringen und die
Mcthodeerweitern. Ersteht an derSpitze des liternrifchen Frankreichs von morgen.
Herr Henri Taine hat in einer Studie, die er früher einmal über
Balzac geschrieben, bis auf Shakespeare zurückgreifen müssen, um seinesgleichen
zu finden; und diese Vergleichung ist richtig. In der That hat nur
Shakespeare eine so breite und so lebendige Menschlichkeit gezeugt. Die
Neiden sind gleichmächtige Schöpfer von Seelen, die nur in zwei verschiedenen
Gesellschaften geboren sind, und der Eine wie der Andere hat uns seine
Werke hinterlassen wie ungeheuere Aufspeicherungen der menschlichen Documente.
Vergleicht man Victor Hugo mit Shakespeare, so überkommt einen das Lächeln.
Denn dieser hat eben nur Gestalten aus Bronze oder Alabaster geschaffen, in
denen lein Blut rinnt, während Balzacs wahrer Ruhm gerade der ist, daß
seine Schöpfung so tief menschlich wahr ist. Andre unserer Schriftsteller haben
correcter und glänzender schreiben mögen und sind mit ausgeglichenerem
Genius an ihre Weile herangetreten, aber niemand ist tiefer in das
Menschliche eingedrungen und hat über den Menschen mehr gesagt als er.
Man denke sich einen Chemiker, der sich jeden Morgen in sein Laboratorium
einschließt und nicht müde wird, zu experimentiren. Dieser Chemiker entdeckt
zu jeder Stunde neue Wahrheiten, die er im Fieber der Arbeit verzeichnet.
Es ist schon möglich, daß da die Ordnung fehlt, aber jedenfalls schafft er
Materialien von unschätzbarem Werthe. Jenem Gelehrten, der zuerst die
Arbeit aus dem Gröbsten herausgearbeitet haben wird, wird die unsterbliche
Ehre zuerkannt werden müssen, eine Wissenschaft begründet zu haben. Nun,
Balzac ist jener Chemiker des Menschenherzens und des Menschengeistes.
Er hat eine Literatur begründet. (Uticisehun» «on P. L.)

Emile Zola.

von

Ludwig Pfau.

Paris —

ls hat mich einige Ueberwinoung getostet, die Arbeit einer ernst'
lichen Studie an eine literarische Erscheinung zu wenden, welche,
für sich betrachtet, diese Mühe nicht verlohnt, und ohne Zweifel
nach kurzer Frist eben so tief in die Stille der Vergessenheit
zurücksinken wird, als sie jetzt hoch in den Lärm des Tages emporsteigt. Aber
wie es auch mit dem Werthe des Werkes bestellt sein mag, dir Wirkung
desselben ist nicht zu bestreiten; und indem die Romane Emil Zolas —
denn von ihnen soll hier die Rede sein — in rascher Folge eine Reihe
zahlloser Auflagen erleben, nehmen sie, als ein Zeichen der Zeit, die Auf-
merksamkeit der Kritik in Anspruch, wenn diese auch weniger den Schrift-
steller und sein Talent, als das Publikum und seinen Geschmack zum Ausgangs»
und Zielpnnti hat.

Die Auflagen eines Vuches sind leider kein Kriterium für dessen Vor-
züge, und die Zeit ist noch fern, da der ästhetische Factor eine stärkere
AnziehungMaft auf die Gemüther üben wird als der pathologische; fo hat
denn auch der Skandal einen größeren Antheil an der Zola'schen Berühmheit
als die Kunst, Es ist jene ungesunde Neugierde für das Grausame und
Obscöue, mit der eine rohe Volksmasse an das Schaffott der Missethäter
und eine feine Damenwelt in den Ballsaal der Courtisanen eilt; es ist jeuer
geheimnißvolle Zug nach dem Abgrund, welcher dieser, mehr noch mit Schmutz
als mit Blut besudelten Muse ihren Leserkreis zuführt. Um gerecht zu
sein, darf man trotzdem nicht verkennen, daß — wenn überhaupt bei großen
Erfolgen das Talent nicht abwesend zu sein pflegt — das Werk Zolas eine
mit überlegter Absicht und energischer Consequcuz durchgeführte Arbeit ist.
Dasselbe läßt sich daher, trotz seiner bedenklichen Richtung und seiner ästhetischen

Unzulänglichkeit, nicht mit ein paar Scheltworten abspeisen, sondern verlangt
eine gründlichere Untersuchung — wie sehr auch die Kritik geneigt sein mag,
einer Literatur, die nach allem eher als nach Moschus duftet, mit verhaltenem
Athem die Thüre zu weisen.

Es ist erklärlich, daß die Schilderung von Personen, die es als ihre
Lebensaufgabe betrachten, sich im tiefsten Pfuhle niedriger Begierden zu
wälzen, lein günstiges Vorurtheil für die Moralität des Verfassers erweckte:
man sagte sich, ein Erzähler solcher Dinge könne seine Studien nicht wohl
am Kaminfeuer tugendfamen Familienglücks machen. Aber hierin täuschte
man sich. Nenn obwohl Zola bei seinen harten Lebens anfangen ohne Zweifel
mit den tieferen Schichten der Gesellschaft in Berührung kam, und deren
Thun und Treiben nicht, blos als Studiensammler kennen leinte, so würde
schon die ehrenwerthe Strebsamkeit, mit welcher er sich durch Fleiß und
Ausdauer zu einem „selbstgemachten" Mann von einer gewissen literarischen
Bedeutung emporrang, für seine moralische Tüchtigkeit zeugen, auch wenn
er nicht in einem bürgerlich wohlgeordneten Familienleben gerade das Gegen«
theil von dem pralticirte, was er in seinen Romanen theoretisch in Scene
setzt. Das Laster sitzt ihm nur Modell; und bei seinen Vivisektionen scheinen
ihn die Lockungen so wenig wie die Wehklagen seiner Opfer aus dem Concept
zu bringen.

Emile Zola ist 1840 in Paris geboren, verlebte jedoch seine Jugend,
vom dritten bis zum achtzehnten Jahr, in der Provence. Sein Vater, ein
italienischer Ingenieur aus Treviso bei Venedig, war nach Frankreich einge-
wandert, starb aber schon im Jahre 1847, nachdem er in Aix einen Canal
erbaut hatte, der seinen Namen trägt. Der allzufrühe Tod des Bauleiters
inmitten einer schwebenden Geschäftslage veranlaßte einen Proceß, dessen Ver-
lust die Wittwe in beschrankten Verhältnissen zurückließ. Im Jahre 1858 siedelte
sie mit ihrem Sohne nach Paris über, woselbst dieser seine in der Latein-
schule zu Aix begonnenen Studien in Lycöe Saint-Louis vollendete und sein
Baccalaureat machte. Aber die Hilfsmittel der Mutter waren jetzt erschöpft,
und die Familie lebte mehrere Jahre in den dürftigsten Umständen, bis der
junge Zola 1862 in der Buchhandlung Hachette eine bescheidene Stelle fand.
Es gelang ihni jedoch bald, seine Lage zu verbessern, indem er sich zum
Secvetair der Firma emporschwang. Längst mit literarischen Arbeiten be-
schäftigt, und nun niit den Berichten für die verschiedenen Zeitungen betraut,
fand er Gelegenheit den namhaftesten Schriftstellern näher zu treten und im
Kreise der Journalistik Fuß zu fassen. Nachdem er 1864 eine Sammlung
von Erzählungen — „Oontes ü Ninon" — und 1865 einen Roman —
„IH eonls88i<m 6e <I2ucIs" — veröffentlicht hatte, trat er 1866 aus feiner
Stellung bei Hachette, um beim „Figaro" als literarischer Berichterstatter
einzutreten. Daneben wurde er Mitarbeiter verschiedener Zeitungen: so des
„Couiricr de Lyon", für welchen er kritische Plaudereien unter dem
bezeichnenden Titel, „Hls8 Iinines", so,^ „I^o Vosu ä'uns morte" und

„1^68 Ill)'8töi68 <Is HlarseiUs" schrieb; feiner de) „Evsncment", der „Vie Parisienne", des „Petit Journal", der „Tribüne", des „Salut public" und schließlich des „Corsaire", der in Folge eines Artikels von ihm, ,,I^« iLnHemain äe 1a ei-iso", 1872 unterdrückt wurde. Seine journalistischen Arbeiten hatten ihn jedoch der erzählenden Gattung nicht abwendig gemacht, denn im Jahre 1867 erschien „l'KöröZe Ila^uin", ein Roman, der Aufsehen erregte, und in welchem die charakteristischen Eigenschaften Iolas zum ersten Mal voll und ganz hervortreten. Die folgende Erzählung „HlnäsIsinQ ?6iAt", die ein Jahr später erschien, trieb die Ungenirtheit bereits so weit, daß ihre Fortsetzung als Feuilleton verboten wurde. Dasselbe Schicksal erfuhr später „I^Ä <üurso" in der „Cloche" und „I/HZ80miuoii" im „Bien Public", zwei Romane des großen, auf zwanzig Bände berechneten Cyclus, „Die Rougon-Macquart", welcher seit einem Jahrzehnt die Feder des Erzählers hauptsächlich in Anspruch nimmt, wenn auch die des Journalisten imnicr noch einige Zeit für ihre Thätigkeit zu finden weiß.

Nachdem nämlich Zola sich ganz dem schriftstellerischen Berufe gewidmet hatte, suchte er niit dem praktischen Instinct des Südfranzofen nach eineni steten und ergiebigen Felde der Production, auf welchem er, gleichsam durch eine regelmäßige Bewirtschaftung, sowohl seinen geistigen Anforderungen als feinen materiellen Bedürfnissen eine gesicherte Befriedigung zu schaffen vermöchte. Ein solches erblickte er in einer umfassenderen Conception, welche einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Erzählungen herstellt, und die einzelnen Bande als die Fortsetzung eines größeren Ganzen erscheinen läßt. So entwarf er den Plan zu seiner „physiologisch-socialen Geschichte einer Familie unter dein zweiten Kaiserreich", deren Stammbaum vier Generationen umfaßt, wenn sich auch die eigentliche Handlung in einen Zeitraum von achtzehn Jahren zusammendrängt. Zur Ausführung dieses Unternehmens schloß er mit dem Verleger Lacroix einen Vertrag, der ihm vorerst eine monatliche Pension von 500 Frcs. sicherte. Die Herausgabe des ersten, 1869 geschriebenen Bandes, wurde durch den Krieg verzögert und erfolgte erst im Jahre des Friedens 1871. Kaum war jedoch 1872 der zweite Band erschienen, als eine neue Störung eintrat: das ausgedehnte Geschäft des Verlegers kam in Liquidation, und die gesicherte Existenz des Schriftstellers in Frage. Da übernahm die große Verlagshandlung Charpentier — welche auch Balzacs „Ooinsclio Imnmine" herausgegeben hat — nicht nur den Lacruix'schen Vertrag, sondern vereinbarte auch, nach den bald sich ergebenden glänzenden Erfolgen des Unternehmens, ein neues Ucbereiutommen mit dem Verfasser, welches diesem, außer dem festen Honorar, noch einen jährlichen, wohl auf 20,000 frcs., und bei dem großen Absatz jetzt gewiß noch höher gestiegenen Gewinnantheil gewährt. Von den beabsichtigten zwanzig Bänden sind bis jetzt neun erschienen.

Nachdem wir die Geschichte des Schriftstellers, soweit nöthig, kennen gelernt, müssen wir nun dessen Hauptwerk etwas näher betrachten. Er selbst

sagt in der Vorrede des ersten Bandes — die sich mehr durch Kürze, als
durch Klarheit auszeichnet — er wolle zeigen, wie eine Familie in der Ge-
sellschaft sich verhalte, indem sie sich zu einer Neinen Gruppe von Geschöpfen
entwickle, deren innige Zusammengehörigkeit, trotz dem Anscheine gründlicher
Verschiedenheit, vermittelst der Analyse zu Tag lomme. Er werde, durch Lösung
der doppelten Frage des angeborenen Temperaments und der umgebenden Mitte,
den Faden zu verfolgen suchen, der mit mathematischer Genauigkeit von einem
Menschen zu einem andern Menschen führe. Die Erblichkeit habe ihre
Gefetze wie die Schwerkraft. „Die Rougon-Macquart" — fährt der Ver-
fasser fort — „die Gruppe, die Familie, welche ich zu studiren gedenke, hat
zum Charakteristicum die Schrankenlosigkeit der Begierden, jene sinnliche
Sturmfluth unserer Zeit, die sich auf die Genüsse stürzt. Physiologisch
betrachtet, sind sie die langsame Folge der Zufälle im Blut- und Nervenleben,
die sich aus einer ersten organische» Verletzung i» einer Rasse entwickeln, und
welche, je nach der umgebenden Mitte, bei jedem Individuum dieser Rasse
die Gefühle, die Triebe, die Leidenschaften, alle die natürlichen und instinctiven
Kundgebungen des Menschen bestimmen, deren Ergebnisse man Tugenden und
Laster zu nennen pflegt. Historisch betrachtet, gehen sie vom Voll aus und
verbreiten sich in die ganze zeitgenössische Gesellschaft; sie steigen vermöge
jenes wesentlich modernen Impulses, den die unteren Klassen aus ihrem Wege
durch den gesellschaftlichen Körper empfangen, zu allen Stellungen empor,
und sie erzählen so, mit Hilfe ihrer individuellen Lebensdramen, die Geschichte
des zweiten Kaiserreiches, von der Hinterlist des Staatsstreichs an bis zum
Verrath von Sedan". Die Genealogie der „physiologisch-socialen" Sippe,
sowie die Rollen der einzelnen Glieder weiden nun gleich beim Beginn der
Arbeit vermittelst eines regelrechten Stammbaums festgestellt.

Das Unternehmen, die focialen Zustände des zweiten Kaiserreiches in
einer Reihe von Romanen zur Darstellung zu bringen, hat ohne Zweifel
seine Berechtigung. Auch gegen den Plan, die verschiedenen Episoden dieser
Reichsgeschichte durch das Familienband der einzelnen Helden zu einein
epischen Ganzen zu verknüpfen, ist offenbar nichts einzuwenden, wenn auch,
selbst bei der geschicktesten Composition, die Einheit der Verwandtschaft
meistens nur einen äußerlichen Zusammenhang herzustellen vermag. Aber
diesen Mangel der inneren Verbindung durch eine Naturgeschichte der Erblich-
keit ersehen zu wollen, ist eine starke Prätention. Es ist dies ein toll
gewordener Darwinismus, der die Physiologie der Fortpflanzung in die
Phllntasmagorie der Romantik überseht und sich einbildet, einen wissenschaft-
liche» Realismus zu treiben, wenn er die Gefetze der EntWickelung, die sich
nur aus dem Facit taufender von Generationen und ihrer Mischungen ergeben
tonnen, willkürlich erfindend, für die enge Zufälligkeit einer Familiengeschichte
Nein hackt. Die Thatsachen des Naturforschers beweisen etwas, die Phantasien
des Fabulisten aber beweisen nichts; und die genaueste Protokollirung der
Abstammungen, Temperamente und Verhältnisse begründet noch lange nicht

die Notwendigkeit, daß ein Individuum gerade so beschaffen sein muß und nicht anders. Jedes Gesetz beruht auf großen, allgemeinen Principien, läßt aber den kleinen Besonderheiten einen gewissen Spielraum, den man Zufall nennt; sonst müßten die Krystalle eines Stoffes alle congruent sein, und die Blätter eines Baumes sich absolut ähnlich sehen, was sehr langweilig wäre. Ohne Zweifel werden auch die Geheimnisse der Procreation mehr und mehr entschleiert werden; aber bis die Gesetze der Erblichkeit in einer Weise „analysirt" und festgestellt sind, welche der Synthese erlaubt, dieselben mir „mathematischer" Sicherheit dichtend aufzubauen, werden wohl noch verschiedene Generationen Zolas den Weg alles Fleisches gehen..

II.

Der erste Band der Reihenfolge, welcher die Anfänge der Rasse, die Entstehung der Familien Rougon, Macquart und Mouret erzählt, führt den Titel „IH tortulls äeZ Lyndon", das Glück der Rougons, eine wörtliche Uebersetzung, die freilich den Sinn um so weniger vollständig wiedergicbt, als die deutsche Sprache für die Begriffe torwns und lxmnsur nur das eine Wort „Glück" hat. Ferner heißt lortune zugleich Vermögen, auch selbsterworbenes, und schließt daher die Bedeutung eines Aufsteigens, Emporkommens in sich, so daß man im vorliegenden Falle vielleicht besser „Glücksweg" oder „Glücksstern" übersetzen würde.

Diese grundlegende Erzählung spielt in Plassans, einer Unterpräfectur der Provence von zehntausend Einwohnern. Zur Zeit des Staatsstreichs und bevor die Stadt eine Eisenbahn erhielt, stand sie niit dem umliegenden Lande nur durch die Straßen nach Nizza und nach Lyon in Verbindung. Ihre Industrie bestand in einigen übelduftenden Gerbereien, und ihr Handel in dem Verlauf der Landesproducte Oel, Wein und Mandeln. Dank ihrer Abgeschiedenheit hatte sie den fromm-aristokratischen Charakter der alten provenylllischen Städte bewahrt. Wie der Ort, war auch die Bevölkerung in drei von einander abgeschlossene Gruppen getheilt: in das Quartier des Adels mit seinen großen Hotels Louis XIV. und Louis XV., seinen Klöstern und Iesuitenhausern; in die neue Stadt, von der Bourgeoisie — den Kaufleuten, Rentnern, Advocaten und Notaren — bewohnt; und in die alte Stadt, das Viertel der Arbeiter und Handwerker, mit etlichen Kleinhändlern und größeren Handlungshäusern als Beigabc.

Hier vegetirte ums Jahr 1848 in Dunkelheit und Mißachtung eine Familie, deren Haupt, Peter Rougon, in nicht allzuferner Zukunft, eine bedeutende Rolle spielen sollte. Er war der Sohn eines Bauers. Die Familie seiner Mutter, die Fouque genannt, besaßen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein ausgedehntes Grundstück in der Vorstadt, hinter dem alten Kirchhof Saint-Mittre, und waren die reichsten Gemusegärtncr des Ortes. Der letzte Fouque starb wenige Jahre vor der Revolution, als Narr, und hinterließ eine achtzehnjährige Tochter, Adelheid, als einzige Erbin.

Diese, ein großes, dünnes, bleiches, schcublickendes Geschöpf, schwachen Geistes,
nervösen Temperaments, und nur nach der geschlechtlichen Seite gehörig
entwickelt, heirathete ihren Gartentnecht, den ungehobelten Bauer Rougon,
welcher einen Sohn Peter zeugete, um nach kurzem Genüsse der Vatersreuden
einem Sonnenstich zu erliegen. Ein Jahr widmete die Wittib dem Andenken
des Verstorbenen, worauf sie ihm in der Person des Taugenichts Macquart,
der ein altes, an das Fouque'sche Anwesen stoßendes Häuschen bewohnte,
einen Nachfolger gab, zu um so größerem Skandal der Gerechten, als sie
weder Pfarrer noch Schultheiß mit diefer Privatangelegenheit behelligte.
Macquart, ein Schmuggler, Wilderer und Trinler, der wochenlang in Wäldern
und Schluchten umherzog, tum nur periodisch zum Vorschein, bereicherte jedoch
die Familie mit zwei kleinen Macquarts, einem Knaben, Antun, und einem
Mädchen, Ursula. Diese beiden unberechtigten Existenzen wuchsen neben dem
rechtmäßigen Dasein des kleinen Rougon wild und unwirsch empor wie das
Krautwert des Gartens. Denn Adelheid, mit heftigen Anfällen von Ncrven-
zuckuugen behaftet, lebte in den Tag hinein wie ein zärtlich liebkosendes
Thierchen. Wenn sie, selber ein halbes Kind, mit ihren Kindern sich
beschäftigte, so war es nur, um sie zu küssen und mit ihnen zu spielen.
Sobald jedoch Macquart von seinen Streifzügen zurückkehrte, verschwand sie
hinter dem Gemäuer der Sackgasse Saint-Mittre. Wenn sie wieder erschien,
fand sie die Kinder in der Verfassung einer kleinen Räuberbande und das
Haus im Zustande der Plünderung, was sie weiter nicht beirrte, da eine
Nare Idee von der Nothwendigkeit der Ordnung und dem Werthe der Dinge
ihr abging.

Peter, in dem die väterliche Schwere des Bluts und die mütterliche
Erregbarkeit der Nerven sich gegenseitig ausgeglichen hatten, wuchs allmählich
zu einem berechnenden, hinterlistigen, herztrocknen Vengel heran. Er zeigte
die unersättliche Gier und den neidischen Ehrgeiz des Bauernsohnes, den das
Vermögen und die Constitution der Mutter zum Bourgeois machte. Seine
Geschwister betrachtete er als eingedrungene Bastarde, die dem rechtmäßigen
Erben sein Gut verzehren, und seine Mutter als eine Tollhäuslerin, die mit
ihrer Schleudeiwirthschaft das ihm zukommende Vermögen vergeude. Sein
Dichten und Trachten war nur noch auf Mittel und Wege gerichtet, Mutter,
Brüder, Schwester und Dienstboten vor die Thüre zu setzen. Er begriff,
daß er sich vor Allem der schwachsinnigen Mutter bemächtigen müsse. Es
gelang ihm leicht, sich ihr als stiller Nichter und Rächer ihrer ehelichen
Unordnungen furchtbar zu machen und die Verwaltung von Haus und Ver»
mögen vollständig in die Hand zu bekommen.

Die Umstände begünstigten seine Pläne ganz besonders. Während er
selbst, als der älteste Sohn einer Wittwe, militärfrei war, schaffte er sich seinen
Bruder Anton, der bei der Ziehung verloren hatte, vom Halse, indem er
dessen Lostauf verhinderte. Auf noch unerwartetere Weise ward er seiner
Schwester Ursula ledig. Ein Hutmacher der Vorstadt, ein rechtschaffener.

etwas beschränkter Arbeiter, Namens Mouret, verliebte sich sterblich in dos
zarte, weiße Geschöpf von sentimental-phantastischem Gemüth und hektisch-
aristokratischem Aussehen. Sie gab ihre Einwilligung, um einem Leben zu
entfliehen, das der Bruder ihr unerträglich zu machen wußte, und die jungen
Leute etablirten sich in Marseille. Nun erwies dem Strebsamen überdies
ein Gensdarm den Gefallen, den schmuggelnden Macquart an der Grenze zu
erschießen, wodurch er auch die Mutter los wurde, die sich in das ihr hinter-
lassene Häuschen der Sackgasse Saint-Mittre zurückzog. Eiligst verkaufte
nun Peter das Anwesen dem Besitzer eines großen anstoßenden Gutes, des
Ias-Meiffren, um 50,000 Franken, und ließ seine Mutter, die er mit einer
kleinen Rente abfertigte, einen Empfangsschein unterzeichnen; denn vorsichtige
Erkundigungen hatten den Ueberraschten belehrt, daß der Codex einen schänd-
lichen Paragraphen enthalte, welcher den unehelichen aber anerkannten Kindern
einen Theil des elterlichen Vermögens zuspricht.
Jetzt erst konnte Peter Nougon aus seiner Ianchenatmosphäre in das
ersehnte Land der Bourgeoisie auswandern. Er heirathcte Felicitas, die Tochter
des Oelhändlers Puech, eine kleine, schwarze rührige Grille, ebenso ehrgeizig
als verschlagen, und trat in das Geschäft seines Schwiegervaters. Tapfer
machte sich das junge Paar an die Eroberung der irdischen Herrlichkeit, aber
vergeblich suchten sie ihren Durst nach Reichthum und Ansehen zu befriedigen.
Auf dem undankbaren Boden der kleinen, seitwärts liegenden Stadt sich ab-
mühend, in dem einen Jahre verlierend, was sie in dem andern gewonnen,
führten sie einen dreißigjährigen Krieg mit dem Glücke. Das einzige Gedeihen,
d^sen sie sich rühmen tonnten, bestand in einein Kinder-„Segen", der jedoch
die pecuniären Schwierigkeiten keineswegs vermindern half. Peter brummte
oft über die zehrende Brut, d^ie aus drei Knaben und zwei Mädchen bestand;
aber Felicitas, mit viel Intelligenz und noch mehr Zähigkeit ausgestattet, gab
den Kampf uni's Glück nicht so leicht auf. Je geringere Aussichten ihre
eigene Lage darbot, desto größere Hoffnungen baute sie auf die Zukunft ihrer
Kinder. Der Vater war vom Mistgeruch zum Oelduft avancirt, die Söhne
sollteil aus der Ladenstube ins Amtszimmer steigen: sie mußten studiren.
Kein Opfer erschien zu groß, um sie ins Gymnasium zu Plassans und später
auf die Universität nach Paris zu schicken. Als die Söhne jedoch, nach
Hause zurückgekehrt, eine ziemlich bescheidene Rolle spielten und keine Anstalten
machten, die glänzenden Traume der Eltern zu verwirklichen, fühlten sich diese
in ihren: Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit zugleich getroffen. Grausam enttäuscht,
und mit bittern Klagen über die Undankbarkeit der Kinder. zogen sie sich
endlich mit einer kleinen Rente zurück, um wenigstens das Nöthigste für ihre
alten Tage zu retten.
Eugen, der älteste Sohn, obwohl Jurist von nicht gewöhnlicher Intelligenz,
hatte es in Plassans nur zu der Stellung eines mäßig beschäftigten Advocaten
gebracht. Die Gier der R 'ugons hatte sich bei ihm zu einem höher gehende»
Streben nach Macht und Stellung gesteigert. Er war nicht dazu angethan.

in einer kleinen Provinzstadt sein Glück zu machen, und hielt, nach einer
günstigen Gelegenheit spähend, die Augen auf Paris gerichtet. Einige Wochen
vor den Februartagen wurde er unruhig; er witterte eine Krisis. Eines
Morgens war er nach Paris verschwunden, leine fünfhundert Franken in
der Tasche.

Pascal, der zweite Sohn, hatte Medicin studirt. Lernbegierig und
uneigennützig, der Idealist der Sippe, lebte er der Wissenschaft, und tuiirte
die Armen unentgeltlich. Ein Fremdling in seiner Familie, interessirt ihn
diese nur als physiologisches Problem.

Aristid, der jüngste der Söhne, ein leibarmer Schlau- und Wiesellopf,
verbummelte seine Studienzeit im Quartier latin, ohne an irgend ein juristisches
Examen zu denken. In der Hoffnung, ihn zu einem geordneten Leben zu
bringen, behielt endlich der Vater den Thunichtgut im Geschäft und verheirathete
ihn mit einer phlegmatischen Blondine, Namens Angela, der Tochter des
pensionirten Hauptmanns Sicardot. Aber Aristid schleppte seine genußsüchtige
Trägheit im väterlichen Geschäfte weiter und sah sich, als dies nicht langer
gehen konnte, genüthigt, eine bescheidene Schreiberstelle auf der Kanzlei der
Präfectur anzunehmen. Mit gierigem Grimme witterte auch er nach einer
Katastrophe, bereit dem eisten besten Raubopfer den Hals umzudrehen.

Das wenigstens war den Eltern gelungen, die beiden Töchter an den Mann
zu bringen, und zwar die ältere, Eidonie, nach Paris, an einen Händler mit
Südfrüchten, die jüngere, Martha, an ihren Vetter Franz Mouret, Commis
und hernach Theilhaber der Firma Rougon. Franz etablirte sich nach
der Liquidation in Marseille, da er das Geschäft seines Ontels zu gut
kannte, um zu dessen Uebernahme Luft zu bezeugen. Gerne hätten sich
die Alten in die neue Stadt zurückgezogen, wo die angesehenen Leute
residirten; aber in Anbetracht ihrer beschrankten Mittel wagten sie
sich nur in die Grenzstraße, in der sie zwar noch auf der Seite der
„Canaille" logirten, aber doch die Aussicht ins gelobte Land hatten. Die
Wohnung war bescheiden und die Einrichtung dürftig. Vergebens hatte
Felicitas ihre ganze Kunst aufgeboten, dem alten Mobiliar einen trügerischen
Schimmer zu geben. Von ungestillter Vesitzgier verzehrt, spielten sie sich
nun als Opfer des Schicksals auf und waren außer sich über ihr Miß-
geschick. Die Rougons glichen zu dieser Zeit einer Familie von Wegelagerern
auf der Lauer, bereit, den vorüberkommenden Ereignissen die Taschen zu
leeren.

, Als Anton Macquart, nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs, in die
Heimath zurückkehrte, fand er das Fouque'sche Anwesen verkauft und das
mütterliche Vermögen in den Händen seines Stiefbruders. Ein brutaler
Taugenichts und Trunkenbold, wie fein Vater, aber dessen muthige That-
kraft durch feige Hinterlist erfctzend, fand er nirgends die Mittel, einen
zweifelhaften Proceß anzustrengen, und verfolgte die Rougons, die ihm ein
paar hundert Franken als Vettelpfennig hingeworfen hatten, mit Schmähungen

und Verwünschungen. Ohne Unterstützung und von der öffentlichen Meinung
als Faullenzer behandelt, sah er sich endlich genöthigt nach Arbeit zu suchen.
Mit dumpfem Grimnie lernte er das Korbstechten, zu dem er wenigstens
die Weiden stehlen tonnte. Beim Verkaufen seiner Körbe in der Halle
machte er die Bekanntschaft einer gewissen Iosephine Gavaudan, genannt
Fine, welche dort, je nach der Jahreszeit, gekochte Früchte und Kastanien
feil hatte. Ein großes, dickes Weibsbild von mächtigem Gliederbau und
mllnnsstnrken Fausten, verband sie die UnVerdrossenheit des Gauls niit der
Sanftmut!) des Lammes. Neben ihrem Handel fegte sie einigen Junggesellen
die Haushaltung, spülte den Honoratioren an Galatagen das Geschirr und
versah die durchgesessenen Stühle mit neuem Strohgeflecht. Anton fand,
daß das just die Frau sei, die er brauche. Fine, an die sich noch kein
Mann gewagt, war entzückt über den Antrag und fühlte sich trotz aller
Warnungen unfähig, die ehelichen Freuden von sich zu weisen. Still-
schweigenden Uebereinlommens arbeitete nun die Frau, den Mann zu er-
nähren; sie aß das Brot der Ehe im Schweiße ihres Angesichts. Aber
leine Sonne ohne Flecken, und so hatte auch diese enorme Vollkommen-
heit ihre Schattenseite: sie liebte den Anisliqueur nicht weniger zärtlich als ihren
Gatten, eine Nebenbuhlerschaft, die vollständig zu begreifen, zwar Macquart der
Mann gewesen wäre, wenn dieselbe nicht den Uebelstanb mit sich gebracht
hätte, daß Fine in der Anisbegeisterung ihre Sanstmuth vergaß und die
Rippenstöße des Berauschten mit wuchtigen Faustschlägen heimzahlte. In
solchen Nächten der Trunkenheit pflegten sich daher die beiden Eheleute mit
der gewissenhaftesten Gegenseitigkeit durchzuwalken.

Die Kinder, die zum Vorschein kamen, waren sür Anton eine Ursache
fortwährenden Aergers, da ihre Bedürfnisse seinen Theil Kuchen verringerten;
als die Treizahl erreicht war, erklärte er, daß es genug sei. Mit Bereit-
willigkeit überließ er denn auch das älteste Kind, Lisa, einer Nachbarin, der
Postdirectorin, die Gefallen an ihn« gefunden hatte und es mit sich nach
Paris nahm, Lisa war ein hübsches, gelassenes, vollsaftiges Mädchen, das
der Mutter nachartete und später den wohlhabenden Schweinemehger Quenu
in Paris heirnthete. Gervaise, die jüngere, ein Puppentöpfchen, schmächtig
und etwas hinkend, war Wäscherin geworden; und Hans, der jüngste
Sprößling, ein starker Vcngrl mit gutem Willen aber hartem Kopfe, hatte
die Schreinerei erlernt. Als die Beiden etwas verdienten uud die eisten
Franlcnstücke nach Hause brachten, fand Anton, daß die Kinder doch ihr Gutes
hätten. Er ließ sich nun auch von diesen ernähren, wie schon vorher von
der Muttter, und verbrachte seine Tage im Kaffeehaus mit Rauchen, Trinken
und Spielen. Gervaise, ohne Erziehung auf der Straße ausgewachsen und
von der Mutter mit Anisschnaps gestärkt, hatte schon im vierzehnten Jahre
den achtzehnjährigen Gerbergesrllen Lantier zum Liebhaber, ein Verhältnis
dessen Folgen nicht ausblieben. Lantiers Mutter, eine wackere Frau, nahm
jedoch die Kinder zu sich, während Macquart seine Einwilligung zu einer

Heirath verweigerte, um den Lohn seiner Tochter nicht zu verlieren. Aber seine Herrlichkeit nahm ein jähes Ende. Fine, nach einer übermäßigen Waschllnstrengung, starb plötzlich an einer Brustentzündung; Gervaise, der schamlosen Ausbeutung müde, verschwand kurz darauf mit ihren zwei Kindern und Lcmtier, dessen Mutter gleichfalls gestorben war, nach Paris; und Hans zögerte nicht, dem Beispiel seiner Schwester zu folgen. Als sich Anton allein in seiner Wohnung sah, in der er sich zwanzig Jahre lang hatte füttern lassen, verfiel er in ein Wuthgeheul über die Ungerechtigkeit Gottes und die Undankbarkeit der Kinder. Die Angst, sein Brot selber verdienen zu müssen, machte ihn vollständig trank. Er verkaufte nach und nach die Haushaltung bis zum letzten Stück, und als gar nichts mehr übrig war, holte er, weinend vor Ingrimm und mit der düstern Resignation des Selbstmörders, ein seit einem Vierteljahrhundcrt in einer Ecke vergessenes Bündel Weiden hervor, um sein altes Handwerk wieder aufzunehmen,

Der wackre, fleißige Mouret hatte inzwischen gute Geschäfte in Marseille gemacht und war von seiner geliebten Ursula mit zwei Knaben und einem Mädchen beschenkt worden. Als dieselbe jedoch an der Auszehrung starb, verfiel er in Schwermuth, vernachläßigte sein Geschäft, verlor sein Geld und erhängte sich schließlich zwischen den hinterlassenen Kleidern der Verstorbenen. Sein ältester Sohn, Franz, der eine gute commercielle Erziehung erhalten, und den soliden Charatler des Vaters geerbt hatte, trat als Commis bei seinem Onkel Rougon ein und wurde, wie schon gemeldet, dessen Schwiegersohn. Die Tochter, Helene, ein physisch und geistig wohlgebildctes Geschöpf, war bereits mit Grandjean, dem Sohne einer reichen Fabrikantenfamilie, wenn auch gegen den Willen der letzteren, verheirathet. Der dritte Sohn Silvöre, bei dem Tode des Vaters erst sieben Jahre alt, wurde von der Großmutter Adelheid aufgenommen.

Die Stammmutter der Sippe näherte sich jetzt der Mitte der Sicbenzig. Ihr fahles, stets von einer weißen Haube säuberlich umrahmtes Gesicht glich dem einer Sterbenden; es hatte den Ausdruck ewiger Einkehr, endgiltiger Beruhigung; es trug den Schleier höchster Gleichgültigkeit, absoluten Verzichts. Nur von Zeit zu Zeit erbebte dieser bleiche Leib, der leinen Blutstropfen mehr zu haben schien, unter Nervenzuckungen, welche ihn, wie elektrische Ströme, zu gewaltsamer Lebensthätigkeit, zu furchtbaren Kraftüußerungen galvanisirten. Das Lächeln des kleinen Silvere war für die alte Frau ein letzter Strahl. Sie faßte für ihn eine unaussprechliche Zärtlichkeit. Sie, die in ihrer Jugend vergessen hatte, Mutter zu sein, um Geliebte sein zu können, empfand die Wonnen einer Neuentbundenen, wenn sie ihn waschen, kleiden und überwachen tonnte. Es war gleichsam der Todeskampf eines Herzens, das in den heftigsten Begierden gelebt hatte und in der Zärtlichkeit für ein Kind nun dahinstarb. Schmeichelnden Tones nannte der Knabe sie Tante Dide, ein Name, der ihr blieb. Das Wort Tante, so gebraucht, ist in der Provence ein Ausdruck der Zärtlichkeit. Anfangs

nahm er weinend die Flucht, wenn die Großmutter ihre Anfälle bekam;
später aber harrte er muthig bei ihr aus, umfaßte sie mit den Armen, um
die Gewalt der Erschütterungen zu brechen, und betrachtete sie mit Augen
voll tiefen Mitleids. Er liebte sie, die ihn aufgenommen, von ganzem
Herzen, aber mit einer gewissen verschämten Heimlichkeit, denn er sah in ihr
ein außergewöhnliches Geschöpf, von unbekannten Uebeln heimgesucht, das
man beklagen und achten müsse. Gleich nach seinem zwölften Jahre ging
er bei einem Nachbar, einem Wagner, in die Lehre und wurde bald ein
vortrefflicher Arbeiter, froh, die arme Tante Dide unterstützen und ihr heim-
geben zu können, was sie für ihn aufgewendet. Seine Schulbildung war
unter solchen Umständen eine beschränkte geblieben, und das Halbwissen, das
er seinem Leseifer verdankte, war ganz geeignet, den lebhaften Edelmuth
seiner Natur zur Schwärmerei zu steigern. Die Unwissenheit verwandelte
sich in Begeisterung. Er war ein frommer Verehrer der großen Gedanken
und der großen Worte, die er nicht immer verstand; ein naiver Gläubiger
auf der Schwelle des Tempels, der von weitem die Kerzen für Sterne
ansah. Sein energischer Kopf, mit der Adlernase und der vortretenden
Stirne, barg den Muth eines Helden, geführt von der Einsicht eines Kindes.
Die Sackgasse Saint - Mittre, in der Adelheids Häuschen stand, bildete
die rechtseitige Grenze eines freien, vorn gegen die Hauptstraße offenen Platzes,
eines ehemaligen Kirchhofs, welcher, in einen Holzgarten und Zimmerplatz
verwandelt, der Hof Saint-Mittre hieß. Links und hinten wurde er durch
Mauern abgeschlossen, über welche die großen Maulbeerbäume des Jas«
Meiffren emporragten. Stets mit Reihen von Stämmen und Balken, mit
Beugen, von Dauben und Brettern bedeckt, bildete er den Spiel- und Tummel«
platz der Vorstadtjugend. Adelheids Häuschen war hinten von einem kleinen
Hof umschlossen, der an das ehemalig Fouque'sche, jetzt mit dem Ias-Meissren
vereinigte Anwesen grenzte und mit diesem einen gemeinschaftlichen Zieh-
brunnen hatte. Auf der Fläche des ziemlich hochstehenden Wassers erglänzten
die zwei hellen, von dem schwarzen Schatten der Zwischenmauer durch-
schnittenen Halbmonde der Brunnenöffnung wie zwei Spiegel. Als Silvtzre
eines Morgens der Tante Dide ihren Wasservorrath holte und sich über
die Einfassung beugte, bemerkte er auf dem Grunde des Brunnens den Kopf
eines jungen Mädchens, das ihn lächelnd betrachtete. Als sie, sich jedoch
entdeckt sah, setzte sie plötzlich die Spiegelstäche mit dem Eimer in Bewegung
und begrub ihr schelmisches Antlitz in den Ringen des tanzenden Wassers. Ein
Zwiegespräch entspann sich aus dieser Begegnung, und aus dem Wiedersehen beim
Wasserholen eine Neigung, die naturgemäß zu dem Wunsche führte, das
Bild mit der Wirtlichkeit zu vertauschen. Der Hof Saint-Mittre war wie
gemacht für die Zusammenkünfte der beiden Liebenden. Silvöre hatte sich
nur nach den letzten Holzbeugen zu schleichen, hinter welchen der breite
Nasengang, der längs des Jas-Meiffren frei blieb, ein bequemes Versteck
bildete; die kleine Hexe aber erkletterte mit Hilfe der Maulbeerbäume die

Mauer und war mit zwei Sätzen auf einem halbversunlencn Grabstein in
der Ecke des Kirchhofs.
Und der Trost der Liebe war ihr wohl zu gönnen, der armen Miette,
wie man sie nannte, obwohl sie Marie hieß; eines freundlichen Schutzes war
sie wohl bedürftig, „die Chantegreil", wie die Straßenjodel der Vorstadt
ihr hämisch nachriefen, um sie mit den» Namen ihres Vaters zu brandmarken,
welcher auf den Galeeren war. Der Wilderer hatte einen Gensdarmen
erfchosfen, der auf ihn zielte, und vor dem Schwurgericht behauptet, daß
Nothwehr lein Verbrechen sei. Die kleine Miette war zu ihrem Onkel
Rebufat gekommen, der — Bauer auf dem Ias-Meiffrcn und ein habgieriger
geiziger Schollenpuffer — sie mit den härtesten Arbeiten überlud und wie
ein Laftthier behandelte. Dazu kam, daß ihr Vetter Justin, ein feiger,
tückischer Knirps, sie zu feiner Unterhaltung mißhandelte. Sie verrichtete
jedoch ihr Geschäft in der Stille und rächte sich für die Verfolgungen
durch schweigende Verachtung. Sie wußte, daß sie ihr Brot verdiene.
Manchmal freilich fuchte sie ein Versteck, um nach Herzenslust schluchzen zu
tönneu. Die Zurückstoßung, der sie, als Kind des Sträflings, in dieser
rohen Umgebung fortwährend begegnete, hätte ihr Gemiith allmählich
verbittern muffen, wenn nicht Silvüre dem Liebesbedürfniß ihrer guten
Natur zu Hilfe gekommen wäre. Die heitere Sorglosigkeit der Jugend
erwachte wieder in ihr, seitdem sie sich nicht mehr allein fühlte in diefer
gehässigen Einsamkeit.
Die beiden Kinder sahen sich fast jeden Abend. In der fchlimmcn
Jahreszeit griff Silvtzre in die Holzvorrüthe und baute einen kleinen Unter-
schlupf mit einer Bohle als Sitz und einem Bretterdach gegen den Regen.
Miette erfchien in dem braunen Kapuzenmantel, innen mit rothcm Zeuge
gefüttert, wie ihn die Provenyalinuen tragen, und der weit genug ist für
Zwei. Hat doch, nach der Landcssitte, dieses Gewand selbst zur Sommers-
zeit den Beruf, die spazierenden Liebespaare aufzunehmen, um sie den Blicken
der Neugierigen zu entziehen. Unter seiner Hülle pflegten denn auch die
Beiden aus dem hohen Grase ihres Friedhofs die Mauer entlang zu Weichen
auf die Hauptstraße, welche, die Vorstadt durchschneidend, sich langsam zu
Thal senkt. Inmitten ausgedehnter Wiesengründe rauscht hier zwischen
buschigen Ufern mit zerstreuten Baumgruppen die Viorne, ein kleiner Fluß,
den die Straße auf einer Brücke überschreitet, um den entgegengesetzten Thal-
abhang emporzuklimmen. Dieser Naturpark war der Licblingsaufenthalt der
beiden Ausreißer. Hier tummelten sie sich zwei Sommer lang unter freiem
Nachthimmel, in unschuldiger Kameradschaft spielend und kosend, während
die Mahnungen der erwachenden Sinne ihre Liebe mit gehcinmißvollen
Schauern durchzuckten.

III.

So war es um die Familie Rougon-Macquart bestellt, als das
Jahr 1848 herankam, und die Februar-Revolution ausbrach.

HH ludwig f>fau i» Paris.

In Plassans hatte die Politik nie ein öffentliches Leben geführt; die Dinge wurden zwischen Adel, Klerus und Bourgeoisie mit Hilfe unterirdischer Minen und heimlicher Salonsintriguen ausgesuchten. Das Volt, gläubig und royalistisch, lam nicht in Rechnung, Nach 1830 wurden jedoch Arbeiter bevölkerung und Bourgeoisie der Sache des Glaubens und der Legitimität abwendig, um sich der großen demokratischen Bewegung anzuschließen. Als die Revolution von 1848 losbrach, waren Adel und Klerus die einzigen, welche an dem Triumphe Heinrich V. arbeiteten. Sobald sie jedoch sahen, daß die Begeisterung der Bourgeoisie nur ein Strohfeuer war, indem diese alsbald für ihre Kasse und ihre egoistische Existenz zu zittern begann, suchten sie die ehemaligen Bundesgenossen wieder zu gewinnen. Als 1849 die klerikale Reaction hervortrat, ging denn auch die gcsammte Bourgeoisie von Plassans zu der conservativen Partei über, von der sie natürlich mit offenen Armen empfangen wurde. Nachdem es der geschickt operirenden Geistlichkeit, mit Hilfe der Weiber, gelungen war, fogar die Kleinhändler des alten Quartiers zu bekehren, wurde die Reaction die Herrin im Ort. Daß ihre Majorität sich aus Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten und Klerikalen zusammensetzte, that nichts zur Sache; es handelte sich ja vorerst um das Eine: die Republik umzubringen. Und diese lag in den letzten Zügen: ihr Anhang war auf etwa tausend Arbeiter zusammengeschmolzen.

Im Uebrigen witterten die leitenden Politiker von Plassans das Kaiser-reich erst in der letzten Stunde. Sie hielten Louis Napoleon für unfähig, die Popularität seines Namens für vorübergehend, und betrachteten den Prinz-Präsidenten als ein leicht zu beseitigendes Wertzeug, wenn die Stunde des rechten Prätendenten gekommen sein würde. Die Zeit verstrich jedoch, und eine Ahnung, daß sie die Angeführten feien, stieg ihnen auf. Aber der Staatsstreich, der ihnen plötzlich über den Köpfen losging, ließ ihnen keine andere Wahl, als Beifall zu klatschen. Die Republik, dieses Scheusal, war wenigstens abgethan. Das war immerhin ein Triumph, bei dessen Ein-heimsung man sich für den Aufschub der eigenen Siegesfreudcu durch die Vernichtung der letzten Republikaner, im Bunde mit den Bonapart lst.n, einst-weilen entschädigen konnte. Die Benützung dieser 'Ereignisse gründeten das „Glück" der Rougons, welche auf den Ruinen der Freiheit emporwuchsen, indem sie die Republik ausplündern halfen, nachdem sie ermordet war.

Gleich nach den Februartagen war Felicitas, welche die feinste Nase der Familie hatte, im Klaren, daß sie jetzt auf der rechten Fährte seien. Ein heruntergekommener Edelmann, der bei einem reichen Anverwandten wohnte, der Marquis von Earnavant, stattete den beiden Eheleuten öftere Besuche ab. Die bösen Zungen behaupteten, Felicitas, deren Mutter er sehr gekannt habe, sei ihm aus dem Gesicht geschnitten. Auch pflegte er ihr die Wange zu tätscheln, mit den Worten: „Kleine, wenn mir Heinrich V. mein Vermögen zurückerstattet, sehe ich Dich zu meiner Erbin ein". Der reiche Adel, der keine Lust verspürte, ein neues Exil zu riskiien, fand in Earnavant,

der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, den eifrigsten Agenten
der reactionären Bewegung. Dieser aber brauchte ein Operationscentrum.
Auch tonnte er den Arbeitern und Kleinbürgern nicht den Legitimismus
predigen, ohne sich Verhöhnungen auszusetzen; Peter dagegen redete ihre
Sprache und war der rechte Mann für diese Mission. Bald war die
Familie Rougon royalistischer als der Roy. und ihr Haus der Versammlungs-
ort eines Kerns von Conservativen, welchen der Marquis aus der Sacristei
der unsichtbaren Staatsweisen von Plassans die politische Parole brachte.
Sicardot, Aristids Schwiegervater, Commandant der Nationalgarde und einer
der glorreichsten Hohllöpfe der großen Armee, war der Kriegsheld dieser
Bande dickhäutiger, turzstirniger Philister. Rougon aber, hinter welchem der
Marquis klug zu verschwinden wußte, galt für das Haupt, und sein gelber
Salon für das Centrum der Reaction.
Im Frühjahr 1849 kam Eugen plötzlich auf vierzehn Tage nach Hause.
Wahrscheinlich wollte er seine Vaterstadt wegen einer Abgeordnetenstelle
sondiren, fand aber die Trauben noch nicht reif. Doch ließ er sich das nicht
verdrießen, traf Vorbereitungen für die Zukunft und benutzte seinen Aufenthalt.
Mit Sicardot hatte er abfeitige Zwiegespräche, seit welchen der Commandant
nie mehr ohne geheimnihvolles Lächeln von Napoleon sprach. Auch mit seinem
Vater hatte er eine geheime Unterredung vor der Abreise. „In dieser Richtung
gilt es zu arbeiten", sagte er, als sie aus dem Schlafzimmer kamen; „hier
liegt unser Glück". Der über seine Heimlichkeit empfindlichen Mutter flüsterte
er ins Ohr: „Zu viel Intelligenz würde jetzt schaden; wenn die Krisis kommt,
sollst Du die Zügel führen". Und im Gehen sagte er noch: „Hauptsächlich
nehmt Euch vor Aristid in Acht; er ist ein Querkopf und würde Alles ver-
derben. Sorge braucht Ihr keine um ihn zu haben; der fällt immer auf
die Füße, und wenn wir unser Glück machen, wird er uns seinen Theil
fchon zu stehlen wissen".
Aristid hatte sich nämlich bei Verkündigung der Republik auf gut Glück
zur Partei der Sieger geschlagen und alle Beziehungen zu seiner Familie
abgebrochen, was ihm wenigstens vorerst eine Aufbesserung von der Präfectur
eintrug. Er wollte sich so theuer als möglich verkaufen; aber ohne Anzeichen
und Compaß, lugte er in der Abgefchlossenheit seiner Provinz vergeblich nach
dem Wind aus. Sein Pariser Aufenthalt hatte ihn hinlänglich gewitzigt, um
Legitimisten und Orleanisten für aussichtslos zu halten, aber er vermochte
nicht zu erkennen, welcher dritte Langfinger die Republik schließlich einstecken
werde. So behielt er die Haltung eines begeisterten Republikaners bei und
gründete, um eine Rolle zu spielen, ein demokratisches Blatt, in welchem er
die Reactionäre und namentlich die Stammgäste des gelben Salons aufs
Heftigste angriff. Als er die ganz entgegengesetzte Haltung Eugens inne
ward, vor dessen Geschicklichkeit er allen Respcct hatte, kam er vollends aus
dem Gleichgewicht und in der Erbitterung seiner Blindheit warf er sich mit
neuer Wuth auf die Conservativen.

Nach Eugens Abreise schien im gelben Salon alles den alten Gang zu
gehen; das Könìgthum war obenauf. Bei Gelegenheit der römischen
Expedition jedoch fühlte sich Rougon bewogen, das Lob des Präsidenten zu
singen, und Sicardot secundirte ihm. Napoleon allein, nieinten sie, könne
Frankreich vor der Anarchie retten. Von da an flocht Rougon von Zeit zu
Zeit ein Wort zu Gunsten des Präsidenten ein, das der Marquis mit einem
geheimnißvollen Lächeln begleitete. Dieser hatte eine viel zu feine Witterung,
um nicht zu merken, wohin der Strom trieb. Da er jedoch Felicitas iiu
Fahrwasser sah, tröstete er sich über den Schiffbruch der Legitimität und
wurde der Vertraute „der Kleinen". Mochte sie von den Bonapartes sich
geben lassen, was er ihr von den Bourbons hatte verschaffen wollen.
Inzwischen kamen von Paris die widersprechendsten Nachrichten. Der
Widerhall der parlamentarischen Kämpfe drang bald verstärkt, bald abgeschwächt
nach Plassans und verbreitete Furcht und Bestürzung. Die allgemeine
Empfindung war, daß eine Lösung bevorstehe; aber eben die Ungewißheit
derselben demoralisirte dieses Heer hasenherziger Philister und machte sie
angsttrant. Sie wünschten nur noch ein Ende herbei, von wem es auch
komme. Grüchte, der Präsident wolle einen Staatsstreich machen und sich
zum Kaiser ernennen lassen, verbreiteten sich. „Wir werden ihn ernennen zu
was er will", sagte ein dicker Oelhändler und Gemeinderath des Abends im
gelben Salon, „wenn er nur diese Lumpen-Republikaner erschießen läßt".
Eugen, der zu Paris im Dienste des Staatsstreichs stand und init
seinem Vater correspondirte, kündigte die Katastrophe an. Jetzt galt es, der
neuen Regierung sich nützlich zu machen. Wohl waren die Rougons Herren
der Lage, denn von Adel und Geistlichkeit, welche bereit waren, dem siegreichen
Bonapartismus gegen die gemeinschaftliche Feindin, die Republik, die Hand
zu bieten, hatten sie keinen Widerstand zu gewärtigen; aber die Behörden
tonnten durch sofortige Unterdrückung des Aufstands ihnen weder Zeit noch
Mittel lassen, sich hcrvorzuthun. Zum Glück für sie war auch von dieser
Seite nicht viel zu besorgen. Die Beamten, furchtsame Legitim-Klerikale
zeigten keinen großen Eifer; und nicht ein Mann fand ssich in der Partei,
der überzeugt oder bedürftig genug gewesen wäre, um einen entschiedenen
Schritt zu riskiren. Die kluge Felicitas, die ihren plumpen, eingebildeten
Eheherrn im Glauben seiner Führerschaft ließ, während sie mit ihrem Rath-
gebcr die wichtigen Maßregeln vereinbarte und in Gang setzte, ohne daß Peter
es merkte, war voll der besten Hoffnungen.
Sobald die Kunde vom 2. December anlangte, erklärte sich der gelbe
Salon für den Staatsstreich. Die Stadt blieb verhältnißmäßig ruhig, aber
die kleinen Städte der Umgegend, mit dem ganzen Süden des Departements,
griffen zu den Waffen. Als am 7. die Nachricht nach Plassans kam, daß
die Ausständigen, dreitausend Mann stark, sich der Stadt näherten und
gefangene Reactionäre mit sich schleppten, fuhr das Entsetzen in den gelben
Salon. Von den Leute«, die seit zwei Jahren jeden Tag die Republikaner

zu füfiliren versprachen, war bald Niemand mehr zu sehen als der Marquis
von Carnavant und der Commandant Sicardot; letzterer bereit, mit seiner
Person zu bezahlen und sich an die Spitze der Mationalgarde zu stellen.
Felicitas wußte es einzufädeln, daß auch Rougon den Commandanten allein
ziehen ließ und dm Schlüssel zum Waffenvorrath nebst einem Reservecorps
von fünfzig Mann zur Verfügung behielt, um hinter den Insurgenten die
Ruhe der Stadt wieder herstellen zu können. „Der Teufels-Commandant soll
sich nur festnehmen lassen", sagte sie; „er hat gar zu viel Eifer". Sobald
Rougon allein war. eilte er in die Sackgasse Saint-Mittre und versteckte sich
bei seiner Mutier, die er seit Jahren nicht gesehen hatte.
Jede Partei hat ihre Caricaturen und ihre Hallunten. Anton Macquart,
von Neid und Haß verzehrt, Rache gegen die ganze Welt brütend, empfing
natürlich die Republik, die er als eine Nera brutaler Vergeltung betrachtete
mit lautem Jubel. Müßiges Wirthshausleben und gedankenloses Zeitungs-
lesen hatten einen furchtbaren Schwätzer aus ihm gemacht, der in Betreff der
Politik die ungereimtesten Ideen von Stapel ließ. Da er jedoch viel sprach,
gedient hatte und deshalb für einen „Mann der That" galt, war er der
Mittelpunkt eines Kreises von Arbeitern geworden, welche seine eiferfüchtigen
Wuthausbrüche für die Entrüstung einer ehrlichen Ueberzeugung nahmen.
Was ihn hauptsächlich zu einem wüthenden Republikaner machte, war die
Hoffnnng, an den Rougons sich rächen zu können: und sein Grimm steigerte
sich noch, als diese bei der conservativen Partei einen gewissen Einfluß ge-
wannen. Stundenlang zog er über sie los, nannte den gelben Salon eine
Räuberhöhle, feinen Bruder einen Galioten und suchte das Voll gegen die
ganze Sippschaft aufzustacheln. Die Rougons waren über die immer unver-
schämteren Angriffe ihres Anverwandten, die ihrem Ansehen in der neuen
Stadt großen Schaden brachten, ganz außer sich. „Man muß sich diese
Canaille um jeden Preis vom Halse schaffen", sagte Peter. „Er wird zu
unbequem".
Macquart, der sich in der eigenen Familie vergeblich nach Verbündeten
umgesehen hatte, glaubte endlich einen solchen in dem jungen Silvere gefunden
zu haben. Er suchte ihn durch eine übermäßige Bewunderung seiner Frei-
heitsideen zu ködern und ließ ihn in die geheime Gesellschaft der Montagnards
aufnehmen. Aber seine Hoffnung, ihn auf die Rougons zu Hetzen, schlug fehl.
Der hochherzige Knabe war zwar stets bereit, gegen die Feinde feiner theuren
Republik die Waffen zu ergreifen; aber fobald diese Feinde sich in Gestalt
seiner Verwandten darstellten, hatte er Abscheu vor dem Blutvergießen. „Wenn
diese Elenden uns beraubt haben", sagte er, „so ist das am schlimmsten für
sie felber. Ich will ihr Geld nicht".
Als die Umgegend aufstand, machte sich auch Silvöre bereit, mit den
Montagnards ins Feld zu ziehen. Aus einem Abschieds-Stelldichein im
Hof Saint-Mittle war ein letzer Spaziergang an die Viorne geworden,
wo die beiden jungen Leute von der anmarschirenden Sturmcolonne über-

rascht wurden. Silvere schloß sich dm Männern von Plassans an, und
Miette verlangte die Fahne zu trogen. Ihr weiter Mantel, dessen rothe
Seite sich nach außen gekehrt hatte, hüllte sie in seine Purpursalten, während
die Kapuze ihren Haarlnäuel mit einer Art phrygischer Mühe umgab. Ein
kräftiger, eben zum Weib erblühter Backfisch, stand sie im vollen Mondlicht,
in den Händen die Fahne, deren Stange sie fest an die Brust drückte. Ihr
begeisterter Kindertopf, mit seinen schwarzkrnusen Haaren, seinen großen feuchten
Augen, seinen strotzenden, lächelnd geöffneten Lippen drehte sich mit einem
Schwung stolzer Entschlossenheit halb gen Himmel. Von der leuchtenden
Fahne umflattert, von der Marseillaise umbraust, erschien sie ein jung-
fräulicher Genius der Freiheit. Ein ungeheurer Beifallssturm brach los.
Diese Südfranzosen mit ihrer lebhaften Phantasie, waren gepackt von dern
künstlerisch-symbolischen Zauber der Erscheinung. Mit tausendstimmigen
Klängen des Revolutionsliedes wälzte sich die dunkle Masse der Stadt zu.
Auf dem Rllthhaus in Plassans waren der Maire, drei oder vier
Gemeinderäthe und Angestellte, sowie der Commandant Sicardot, der mit
Mühe einige zwanzig Nationalgardisten zusammengebracht hatte, versammelt,
als die Aufständischen einrückten. Sicardot wollte mit aller Gewalt sich
schlagen, aber der Maire erklärte jeden Widerstand für unnütz. Im Nu
waren die Thüren eingestoßen, die Nationalgardisten entwaffnet und die
Beamten festgenommen. Diese hatten nicht einmal Zeit gefunden, die
Gensdarmerie zu benachrichtigen, welche im Bett überrascht wurde. Bei
Entwaffnung derselben hatte Silvöre das Unglück, im Ringen um den
Carabiner, dem langen Gensdarmen Rengade das Auge auszustoßen, was
ihn mit nicht geringen» Entsetzen erfüllte. Trotz des leichten Sieges hatten
die Insurgenten natürlich nicht die Absicht, eine so reactioniire Stadt zu
behaupten; nicht einmal ein demokratisches Comitö gedachten sie einzusetzen
wie anderwärts. Sie waren einfach abgezogen, wenn nicht Macquart, muthig
aus Haß, sich erboten hätte, Plassans in Respect zu halten. Man ließ ihm
zwanzig Entschiedene, mit welchen er sich im Triumph auf der Maine
installirte. Während er einen vergeblichen Versuch machte, seinen Bruder
zu Hause zu finden, verließen die Insurgenten die Stadt und nahmen die
Gefangenen mit sich, die sie übrigens mit der größten Schonung behandelten.
In Orchöres wurden sie mit Jubel empfangen und strahlten von
Zuversicht. Aber über Nacht erfüllten beängstigende Gerüchte die Luft, man
wußte nicht woher. Jener unsichtbare Mund, dessen Hauch die Menge
plötzlich in panischen Schrecken versetzt, hatte sie ausgestreut. Paris sei
besiegt, hieß es, und die Provinz ducke sich. Die Männer, die gestern noch
von patriotischer Opferlust glühten, fröstelten heute in der großen Kälte des
feig sich niederwerfenden Landes. Sie hatten von einem heiligen Krieg, von
der Erhebung eines Volles, von Erliimpfung des Rechts geträumt; und nun
waren sie zu Rebellen geworden, auf die man mit Flintenschüssen Jagd
macht wie auf wilde Thiere. Aber trotz der Hoffnungslosigkeit gab es

wenig Ausreißer, Sie wollten die Kugeln des Militärs abwarten und
wenigstens zeigen wie Republikaner sterben. Nur über die Führer und
deren Unfähigkeit waren sie aufgebracht. Der „General", schwankend unter
der Last der Verantwortlichkeit, entschloß sich endlich, die Höhe von Saint-Roure
zu besetzen, — die mit ihrer Felsenterrasse eine Art Citadelle bildet. Die
Stellung war uneinnehmbar, aber man hatte die einfachsten Vorsichtsmaßregeln
unterlassen. „Die Soldaten! Die Soldaten!" hieß es plötzlich. Der takt-
mäßige Schritt anmarschirender Truppen machte sich hörbar, und das
Geknatter begann. Die Insurgenten feuerten ohne Plan und Ordnung.
Rechts und links fiel Mann um Mann. Ein Theil ergriff die Flucht, ein
anderer schloß die Glieder. Nach einiger Zeit standen noch zehn. Silvöre
lud und schoß immer zu wie ein Wüthender. Miette reckte die durchlöcherte
Fahne höher und höher. Da fiel die Fahne plötzlich, und das Kind, die
Fäuste an die Brust gedrückt, sank nieder auf das rothe Tuch. Der Knabe
warf sich auf die Kniee und riß ihr das Kleid auf. Unter der linken
Brust war ein kleines Loch mit einem einzigen Blutstropfen. Nachdem die
Soldaten die Flüchtigen massacrirt hatten, fanden sie den knieenden Silvöre,
der verwirrten Sinns die todte Miette anstarrte, und schleiften ihn fort.
Als Rougon in aller Frühe sich klopfenden Herzens aus seiner Sack-
gasse hervorwagte, vernahm er mit großer Genugthuung, daß die Bande
abmarschirt, die Behörde beseitigt, und das Kaiserthum nicht ohne ihn ge-
macht sei. Nach verschwundener Gefahr gelang es ihm, vierzig Getreue im
Schöpfe, wo die Reaction ihre Waffen verborgen hatte, zu verfammeln.
Zwar schlotterten sie noch immer, diese ehrsamen Philister, und einige be-
gannen bereits von Weib und Kind zu sprechen, als die Nachricht, daß das
Rathhaus höchstens noch zwanzig Republikaner beherberge, ihren Muth wieder
aufrichtete. Vierzig gegen zwanzig schien eine mögliche Zahl, und sie be-
schlossen Plassans zu „retten". Im Gänsemarsch zogen sie nach der Mairie,
wo die unbesorgte Mannschaft auf ihrer Pritsche überrumpelt und Macquart
im Kabinette des Maires verhaftet wurde. Einige unvorsichtige Gewehre
waren losgegangen, ein Schuß hatte den Spiegel zersplittert, und Rougon
hatte sogar eine Kugel pfeifen hören. Er war ein Held. Die ganze
Reaction huldigte ihm. In Abwesenheit der BeHürden an die Spitze des
Gemeinderathes berufen, fugte er mit der Würde eines alten Römers, der
seine Familie auf dem Altar des Vaterlands opfert: „Ich werde meine
Pflicht erfüllen, meine Herren. Ich habe geschworen, die Stadt der Anarchie
zu entreißen und müßte ich zum Henker meines nächsten Verwandten werden".
Indessen kamen die sehnsüchtig erwarteten Truppen immer nicht zum
Vorschein. Von den abgeführten Beamten erscholl leine Kunde. Der Präfect
gab nicht das geringste Lebenszeichen. Die Post erlitt immer bedenklichere
Störungen. Dunkle Gerüchte behaupteten, der Staatsstreich sei mißglückt,
und der Prinz-Präsident sitze im Thurme von Vincennes. Und als vollends
der Lärm sich verbreitete, ein Insurgentenhaufe sei im Anmarsch, da lagerte

sich eine Atmosphäre dumpfer Verzweiflung über die Stadt. Die Reactioniire
zitterten und das Rathhaus leerte sich. Rougon stürzte Plötzlich von der
Höhe seines Ruhmes in einen Abgrund von Mißgunst. Die Advocaten der
neuen Stadt, ärgerlich über den Einfluß eines Halbtnoten, arbeiteten an
seinem Verderben. Ein feindlich gesinnter Volkshaufe versammelte sich
höhnend unter feinen Fenstern. Er war an dem Unglück schuld, das der
Stadt bevorstand. Eine faubere Heldenthat übrigens, ein offenes Thor ein-
zustoßen! Von einem Kampfe nicht die Spur: Blut war keines geflossen,
und den Spiegel hatte er offenbar selber zersplittert, der ehrgeizige Schlau-
berger. Eine saubere Familie, das! Und Schimpfworte gellten empor.
Rougon, dem aller Muth abhanden gekommen war, dachte schon an Flucht.
Doch Felicitas raffte sich auf. Die schlimmen Gerüchte waren vielleicht
nur Ausgeburten der Angst. Noch war die Partie nicht verloren; aber
eine blutigere Heldenthat mußte das Ansehen Peters wieder herstellen:
P lllssans follte lernen, die Rougons ernsthaft zu nehmen. Da meldete ein
Brief Eugens das Gelingen des Staatsstreichs. Felicitas wußte das Post.'
packet einen Tag lang hintanzuhalten, um die Stadt in den Befürchtungen der
Ungewißheit zu lassen. Nun begab sie sich zu dem gefangenen Macquart
und bot ihm die Freiheit und tausend Franken zur Flucht, unter der Bedingung,
daß er in der Nacht einen erneuten Angriff auf die Maine' veranstalte.
Es waren das zwei Fliegen auf einen Schlag: fo wie fo konnte man diesen
Hllllunlen nicht vor Gericht kommen lassen, wo er die ganze Familieuschande
ausgekramt hätte. Dieses abgemacht, ermuthigte sie ihren Mann zu seiner
Heldenrolle auf dem Rathhaus. Ganz allein, zum bewundernden Entsetzen
der davonlaufenden Gcmeinderäthe, fpielte er dort den letzten Retter. Nach-
dem es dunkel geworden, gab er feine Befehle und bereitete er den Hinter-
halt vor. Um elf Uhr war der ganze Hof mit Nationalgardisten gefüllt,
die in kleinen Gruppen heimlich gefchlicheu kamen. Er befahl nun, die
Thore zu öffnen, die Lichter auszulöschen, absolute Stille zu halten und beim
ersten Signale zu feuern. Macquart hatte leine Mühe gehabt, die röthesten
der in Plassans zurückgebliebenen Arbeiter, welche die Insurgenten im An-
marsch und das Rathhaus verlassen glaubten, zur Besetzung der Mairie zu
bestimmen. Beim Eindringen jedoch wurden sie von einem mörderischen
Kugelregen empfangen. Ein Geheul stieg in die Nacht empor. Sie schoßen
ihre Gewehre ab und ergriffen, , Verrat!)!" schreiend, die Flucht. Drei der
Ihrigen blieben todt auf dem Platze; aber auch ein Nationalgardist war
gefallen. Die Vaterlandsretter stürzten nun zum Thore heraus und knallten
noch eine Viertelstunde lang in die Nacht hinein. In der Stadt glaubte
man, sie hätten sich mit einem ganzen Heere geschlagen.
Die Füsilade. welche die Rougons in Scene gesetzt hatten, um ihre
Verdienste über alle Zweifel zu stellen, warf ihnen endlich die erfchrockrne
und dankbare Stadt widerstandslos zu Füßen. Und als das erwartete
Militär nun wirklich einzog, mit dem Priifecten des Departements an der

Spitze, feierte Peter seinen großen Triumph. Sein Lohn war die Einnehmer-
stelle von Plasscms, mit der Ehrenlegion und einem Einkommen von zwei-
tausend Frcs. verziert. Der Siegeszug der Truppen ließ eine lange Blutstraße
hinter sich. Damit das Entsetzen alle Lippen schließe, besäten sie ihren Weg
mit Tobten. An jeder Haltstelle wurden einige Insurgenten massakrirt.
Man schlug ihnen einfach das Hirn mit dem Gewehrkolben ein. Um auch
dem Neste Plasfans, wo sie in der Vorstadt und im Hof Saint-Mittre sich
gelagert hatten, den näthigen Respect vor dem aufgehenden Kaiserreich ein-
zuflößen, beschloß man, noch einen Gefangenen zu füsiliren. Doch die
Soldaten waren des Mordens müde. Da erkannte der Gensdarm Rengade
seinen Verstummter unter den Gefangenen. Der Einäugige, noch blutrünstig
und racheschnllubend, verlangte den Jungen als Opfer und lud feine Pistole,
Silvöre, am Kragen emporgerissen, schlug von selber den Weg zum Hinteren
Gange an der Mauer ein und sank an dem Grabstein, auf dem feine Miette,
so oft gesessen, mit zerschmettertem Haupte zu Boden. Im letzten Augen-
blicke hatte er noch zwei Visionen, die ihm den Tod verbitterten. Ueber
der Mauer des Ias-Meiffren erschien der grinsende Kopf Justins, des
-tückischen Kobolds; und in der Ferne, am Eingang der Sackgasse, glaubte
er die Tante Dide zu erblicken, weiß und starr, wie versteinert von dem,
was sie sah. — Die arme Alte wurde wahnsinnig.

Aristid war eben im Hofe Saint-Mittre, als sein Vetter zum Tode
geschleppt wurde; er hütete sich aber weislich, zu seiner Rettung einzuschreiten.
Man sei ihn wohl los, meinte er. Noch in letzter Stunde hatte er, von
seiner Mutter auf die rechte Fährte gebracht, den Bonapartisten sich angeschlossen
und in seiner Zeitung einen langen Artikel zu Gunsten des Prinzen losgelassen.
Einige Tage nach dem Staatsstreich, mit der Witterung eines Raubvogels
der das Aas des Schlachtfeldes riecht, machte er sich eiligst gen Paris auf.

Das ist der Grundstock der Sippe, wie er im eisten Bande in Scene
geht Zur Vervollständigung des Stammbaums sind noch die Glieder der
vierten Generation zu verzeichnen. Aristid Rougon wird von seiner Angela
Sicardot mit einem Sohne, Maxim, und einer Tochter, Clotilde, beschenkt.
Lisa Macquart, verheirathete Quenu, hat eine Tochter, Pauline. Gervaise
Macquart besitzt von ihrem Liebhaber, Lautier, zwei Söhne, Claude und
Stephan; von ihrem nachherigen Manne Coupeau eine Tochter, Anna. Die
Ehe Franz Mourets und Martha Rougons ist mit zwei Sühnen, Octav
und Serge, und einer Tochter, Desir6e, gesegnet. Helene Mouret, verehlichte
Grandjean, hat eine Tochter, Johanna. Und sogar die fünfte Generation
zeigt sich in einer verkommenen Frucht, welche Aristids frühreifes Lotter-
bürschchen Maxim mit der Kammerjungfer seiner Mutter vom Baume der
Erkenntniß pflückt.

IV. ,

Von dem Personal der Rougon-Macquart'schen Familiengruppe ist ein
Theil in den erschienenen neun Bänden bereits aufgetreten, der Rest soll

in den noch ausstehenden auf die Bühne gelangen. Pascal Rougon, der Forscher und Idealist, führt indessen das Protokoll der sippschaftlichen Entwicklungsgeschichte. Denn im letzten Bande will Zola an der Hand dieser Actenstücke den Schlüssel der ganzen Wahlverwandtfchaftlichkeit liefern — was einen hübfchen Gallimathias anthropologischer Zoologie in Aussicht stellt.

Der zweite Band, der Aristid Rougon zum Helden hat, führt den Titel „La Curöe": Das Hallali. Vollständig wird freilich das französische Wort vom deutschen um so weniger gedeckt, als die französifche Sprache beide Wörter besitzt, die Anwendung des einen, also die Wahl derjenigen Sinnesschlltirung voraussetzt, welche dem andern abgeht. „Curse", in seiner genauesten Bedeutung, heißt der Theil des von den Jägern erlegten Wildes, der den Hunden zum Lohne wird: also der Hmideantheil, und, in erweitertem Sinne, die Beute überhaupt. Es erinnert mehr an das Ausweiden und Aufzehren des Iagdopfers, während „Hallali" mehr an den festlichen Iägerruf und Hörnerklang des Iagdfchlusses gemahnt, an das „sonnsr 1» ourös".

In diefem Romme kommt die Gold- und Fleischorgie des Kaiserreichs zur Aufführung. Die Hauptrollen, neben dem Helden, haben dessen zweite Frau, Renße, und dessen Sohn erster Ehe, Maxim. Aristid verkörpert die abenteuernde und scrupelfreie Speculationswuth jener Epoche. Seine Schwester Sidonie, die, nachdem ihr Mann in Folge schlechter Geschäfte verschwunden ist, finanziellen Trödeltram und höhere Kuppelei in der Pariser Hautevolee treibt, kuppelt ihm am Sterbebett seiner ersten Frau ein reiches Mädchen aus vornehmer Familie, das die Folgen einer schwachen Stunde zu verbergen hat. Von seinem Bruder Eugen im Stadthause untergebracht, an den Thüren horchend und in den Schubfächern stöbernd, hat er die Projecte und Pläne des großen Demolirungswerts ausgekundschaftet und weiß nun bei den gewaltigen Bauunternehmungen der neuen Straßen und Boulevards durch zeitigen Anlauf und späteren Verlauf der betreffenden Häuser und Grundstücke, überdies mit Anwendung betrügerischer Schätzungen, sich Millionen zu erschwindeln. Nen6e, ein Typus jener Weiber, die sich, inmitten dieses Treibhauslebens von Luxus und Schande, im Uebermaß aller Genüsse wälzten, endigt, übersättigt und nach einer unbekannten Aufregung, nach einer höchsten Ausschweifung suchend — als die Geliebte ihres eigenen Stiefsohnes, um schließlich an einer Gehirntranlheit zu sterben. Maxim zwischen den Röcken unt> Schleppen seiner Stiefmutter und ihrer Freundinnen in einer Atmosphäre lüsterner Ueppigkeit aufgewachsen, ist der „petit erevö" des Kaiserreichs jenes geschniegelte, tänzelnde, dirnenhaft verkommene Püpvchen, das eine Feder und einen Blasbalg statt eines Herzens und einer Seele im Leibe zu haben scheint, und nur in dem faden Dufte des Boudoirs oder in dein animalischen Gerüche des Stalles zn athmen vermag — die hermaphroditische Spottgeburt eines erschöpften Blutes.

Ein dritter Band führt den Titel: „Seine Excellenz Eugen Rougon", eine Ueberfchrift, welche den Inhalt genügend bezeichnet. Wie „das Hallali"

in der Person Aristids den Bonapartistischen Gründer vorführte, so kommt
hier, in der Person Eugens, der imperialistische Streber zur Darstellung,
wobei die Haupt- und Staatsactionen des Kaiserreichs in Scene gesetzt
werden: die Festlichkeiten bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen, die
Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung, die Einladungen nach Compiögne,
die Handhabung der Gewalt im Ministercabinet, die Feierlichkeit einer
Grundsteinlegung in der Provinz, ein Ministerrat!) unter dem Vorsitz des
Kaisers und ein Wohlthatigkeitö-Bazar der vornehmen Damenwelt in der
Orangerie der Tuilerien. Außerdem bewegt sich die Handlung im Salon
Rougons und im Hause einer zweideutigen ausländischen Gräfin und ihrer
abenteuerlichen Tochter, welche einen reichen Deputirten, späteren Minister
heirathet, die Gunst des Kaisers erbuhlt und den Einfluß der sittenlosen
Weiber in der Napoleon'schen Wirthschaft personificirt. Zu diesen beiden
Figuren haben Dame' Montijo und Fräulein Eugenie mehr oder weniger
Modell gesessen, während Eugen Rougon eine freie Copie Eugen Rouhers
ist. Auch Morny bewegt sich unter dem Namen Marsy im Hintergrund.
Der Roman zerfallt eigentlich in drei Acte, in welchen Rougon — nicht auf
Gold und Weiber, sondern auf Herrfchaft erpicht — inmitten der selbstsüchtigen
Cabalen einer beutegierigen „Haute-Pegre" die Machtleiter auf- und absteigt.
Der erste Act beginnt mit der Taufe des kaiserlichen Prinzen und der Ent-
lassung Rougons; den Mittelpunkt bildet die Periode des Orsini'schen
Bomben-Attentats, wo Rougon, zu kräftigerer Handhabung der Repression
wieder Minister wird, wegen allzuderber und parteiischer Anwendung der
Gewalt aber auf's Neue stürzt, um sodann — nach den» Erstehen einer Opposition
in der Kammer durch den Eintritt der fünf Republikaner — als Minister-
präsident ohne Portefeuille wieder zur Macht zu gelangen und die conftitutionell-
liberale Komödie zu insceniren, welche das Kaiferreich aufzuführen für gut
fand. Damit hört der Roman auf, ohne zu schließen.
Ein vierter Band, „Die Eroberung Plassans'", schildert die klerikalen
Umtriebe des Bonapartismus in der Provinz und hat, neben Franz Mouret
und seiner Frau, Martha, geborne Rougon, den Abb6 Faujas zur Haupt-
figur. Plassans war nach feiner „Rettung" durch den Staatsstreich in feine
alte Politik zurückgefallen und hatte vermittelst einer antibonapartistischen
Coalition der Rohalisten und Republikaner einen legitimistischen Abgeordneten
nach Paris geschickt. Es galt daher, die Stadt mit Hilfe des Klerilalismus
für den Bonapartismus zu „erobern". Peter Rougon und die fchlaue Felicitas,
seit ihrer neuen Würde flott eingerichtet in der „neuen Stadt", glaubten
diese Eroberung weit besser durch geheime Machenschaften als durch offene
Parteinahme betreiben zu können und hatten ihren Salon für neutralen Boden
erklärt, auf dem die verschiedenen Parteien sich zusammenfanden. Der auf's
Pflaster gefallene, wegen einer dunkeln aber unfaubern Geschichte von Besanyon
entfernte Abbö Faujas, der Plassans zugleich für seine Existenz und seinen
Ehrgeiz zu erobem hatte, war von der Regierung insgeheim mit der geistlichen

Rolle in diesem politischen Drama betraut worden. Er hatte bei Franz Mouret — einem antiklerikalen Republikaner, der mit seinem in Marseille erworbenen Vermögen als Rentier nach Plassans zurückgekehrt war — mit Mutter, Schwester und Schwager sich eingemiethet und begann die Eroberung der Stadt mit Eroberung dieses Hauses. Nachdem er die confessionell gleich-giltige Frau in religiöse Schwärmerei für die Kirche und in hysterische Leidenschaft für den Beichtvater getrieben, wurde er, mit der still sich einnistenden, unmerkbar um sich greifenden GewalttlMigkeit des Priesters, wie der Kutul im Drofselnest, zum unangefochtenen Herrn des Hauses. Martha, mit Herstellung der frommen, die Popularität des Abbtz begründenden Werke beschäftigt, hatte in ihrer erotisch-mystischen Ueberspannung allen Sinn für Mann und Kinder verloren, und das Hauswesen verfiel, ausgeraubt von den jähhungrigen Verwandten des Pfaffen. Der älteste Sohn, Octav, wurde nach Marseille in ein Geschäft, der jüngere, Serge, vom Abbö bearbeitet, wider den Willen seines Vaters ins Priesterseminar, die kindische schwach-löpfige Tochter Desiroe zu ihrer Amme aufs Land geschickt. Franz, der sich aus dem Verfall des Familienlebens trübsinnig und gemüthstrant auf seine einsame Stube zurückgezogen hatte, wurde, um vor den Neuwahlen seinen Einfluß auf die Republikaner zu paralysiren, für wahnsinnig ausgegeben und in ein Irrenhaus gesteckt, wo er denn auch wirtlich in Wahnsinn verfiel.

Nicht minder geschickt als im Hause Mouret hatte der Abbe, — von Felicitas, die ihren Schwiegersohn haßte, heimlich unterstützt — in der Stadt Plassans manüverirt und die Partie glänzend gewonnen. Der anscheinend neutrale in Wirtlichkeit aber Bonapartistische Candidat wurde mit einer erdrückenden Majorität gewählt. Nach dem Siege jedoch kehrte Faujas die ganze Rück-sichtslosigkeit seiner herrschsüchtigen Natur heraus. Die ausgebrauchte Martha, deren unbefriedigte Leidenschaft ihm fchon lange lästig geworden, wies er nun mit einer Brutalität von sich, die bei der physisch und moralisch zerütteten Frau eine tödtliche Krisis hervorrief. Während sie sterbend bei ihrer Mutter lag, öffnete eine klerikale von der Umgebung des Bischofs ausgehende Gegen-cabale dem eingesperrten Mouret die Zelle. Dieser schlich sich des Nachts durch den Garten in sein verriegeltes Haus, und nachdem er sich überzeugt, daß Niemand als der Abbö und seine Sippschaft darin sei, thürmte er mit der berechnenden Um- und Vorsicht des Geisteskranken sämmtliche Reisig-, Holz-, und Kohlenvorräthe sowie das ganze Mobiliar des Hauses vor den Thüren der Schlafenden, in den Gängen und leeren Stuben, sowie auf der Gartenterillsse unter den Fenstern der Schlafzimmer empor. Sodann setzte er einen Scheiterhaufen um den andern in Brand, mit seinem flammenden Spahn hin und her, auf und ab rennend, bis das ganze Haus flackerte. Als die herausgetrommelte Feuerwehr auf den Platz kam, fand sie eine unnahbare Hölle, die leine Seele hatte entrinnen lassen. Der Beraubte war mit den Räubern verbrannt. Die arme Martha starb an demselben Tage in den Armen ihres herbeigerufenen Sohnes Serge, nicht ohne einen Schreckensblick auf sein Priestergewand geworfen zu haben.

Ein fünfter und ein sechster Theil sind gleichfalls der Familie Mouret
gewidmet. Hier vermittelt jedoch das verwandtschaftliche Band den Zusammen-
hang mit der «Geschichte des zweiten Kaiserreichs" nur in oberflächlicher
Weise; denn die erzählten Vorgänge könnten, in Beziehung auf Zeit und
Personen, beliebig sich ereignen. Der eine Roman, mit dem Titel: „Der
Fehltritt des Abb« Mouret", hat den ebengenannten Serge zum Helden.
Derselbe ist, nach empfangenen Weihen, Pfarrer in einem einsamen ver-
kommenen Gebirgsdorf geworden, wo ihm seine geistesschwache Schwester
Desiröe, die in intimster Freundschaft mit Vieh und Geflügel lebt, Gesellschaft
leistet. Ein sentimental-religiöser Schwärmer, zieht er sich in Folge von
Enthaltsamteitslämpfen ein Nervenfieber zu, das ihn an den Raud des
Grabes und der Hirnzerrüttung bringt. Zur Genesung beim Wächter eines
verschollenen Parts in einer Einöde einquartiert, wird er von dessen wild
aufgewachsener, eben zur Jungfrau erblühten Nichte durch die Heilmittel der
Liebe dem Leben und Denken heimgegeben. Auf seine Pfarre zurückgekehrt,
stößt er jedoch, im Gefühl seiner Priesterpflicht und im Egoismus feines
Ienfeitigteits-Glaubens, die Geliebte von sich, die aus Verzweiflung sich um-
bringt. Der andere Roman, „Ein Liebestraum", befaßt sich mit Helene
Grandjean, der Schwester von Franz und Silvere Mouret. Ohne Liebes-
drang verheirathet und jung zur Wittwe geworden, hat sie eine Neigung zu
ihrem Arzte gefaßt, der, obwohl beweibt, ihre Gefühle erwidert. Ihr
Töchterchen Johanna, mit den Nervenanfällen der Urgroßmutter Adelheid
behaftet, stirbt, wie die Großmutter Ursula, an der Schwindsucht, nicht ohne
einiges Verschulden der Mutter, die in der Aufregung der Liebeskämpfe ihre
zärtliche Sorgfalt für die Kranke einen Augenblick vergißt und eine Krisis
herbeiführt. Der Tod des Kindes tritt trennend zwischen die Liebenden, und
Helene geht eine zweite Vernuuftehe mit einem älteren Rentier ein. — An
diesem verschiedentlichen Unglück scheint nicht eben der Vonapartismus schuld
zu sein.

Das Drama eines siebenten Bandes: „Der Bauch von Paris", lehrt
wieder in die politische Sphäre zurück und spielt in den Centralhallen und
deren nächster Umgebung, im Wurst- und Fleischladen des Charcutier Quenu,
des Mannes von Lisa Macquart, und in dir Schankstube des Marchand-de-vin
Lebigre, eines Affilirlen der Polizeipräfectur. Zwischen der mehr als aus-
führlichen Beschreibung des großen Victualienmartts — der Berge von
Gemüsen, Blumen und Früchten, der Vorräthe von Fischen, Geflügel und
Käsen — bewegt sich eine niederträchtige, von Polizeispionen und Provocations-
agenten angesponnene Verschwörung^- und Denunciationsgeschichte, wie sie
das Kaiserreich von Zeit zu Zeit aufführte, um den Schrecken vor dem
„rothen Gespenfte" in Athem zu erhalten. Der Held dieser Geschichte ist
ein Stiefbruder Quenu's, der, ein Opfer des 2. December, von Cayenne
entflohen und nach Paris zurückgekehrt, im Hause seines schweinetödtenden
Bruders ein heimliches Unterkommen gefunden. Ein ebenso unschuldiger als

unpraktischer Idealist, hat ihn seine widerrechtliche Deportation zu einem
jener Vollsbefreier von Profession, zu einem jener Revolutionäre aus Pflicht-
gefühl und Gewissensdiang a 1» Blanqui gemacht, deren letzte Ueberbleibsel
im Aussterben begriffen sind. Nach einer hirnlosen Zettelung bei Lebigre^
in Gesellschaft eines gleichgesinnten Freundes und einer Bande von „Mouchards",
wird er natürtich wieder nach Cayenne spedirt, nicht ohne vorher von seiner
liebenswürdigen Schwägerin, der „schonen Charcutiöre", die für die Sicher-
heit ihres Mannes und das Gedeihen ihres Wohlstands fürchtet, denuncirr
worden zu sein — eine Mühe, die sie sich freilich hätte ersparen können, da man,
ihr auf der Präfectur, außer dem vollständigen Dossier ihres Schwagers —
von seiner Ankunft in H2vre bis zu seiner letzten Brandrede — eine ganze
Mappe voll Anzeigebriefe anderer ehrbarer Personen ihrer Bekanntschaft vor-
zulegen hatte. — Claude Lautier, ein Sohn der Gervaise Macquart und>
Neffe Lisas, ein angehender Maler und wüthender Realist, der in den
Hallen Natur- und Farbenstudien machte, liefert die Schlußmoral der
Geschichte mit dem Ausruf: „Was für ein Lumpenpack sind doch diese
ehrsamen Leute!"

Der achte Roman der Reihenfolge, welcher so viel Staub aufgeworfen
und im Buchhandel die sechzigste Auflage, auf der Bühne die zweihundertfte
Vorstellung überschritten hat, führt den Titel „I/ÄHsommoir". Es ist dies
der Spitzname einer Branntweinschenke mit einem Destillirapparat im Hinter-
gründe, welcher das „edle", unaufhörlich herabträufelnde Getränt vor den
Augen der Consumenten fabricirt, und läßt sich im Deutschen nicht wörtlich
wiedergeben. Die Wurzel, das Wort 8omnis, Summe, bedeutet zugleich
eine materielle Anhäufung schwerer Dinge — wie z. B. in der Zusammen-
setzung dLt« <1e »omni«, Lastthier. ^LLounusr heißt daher: mit ein. .
wuchtigen Gewaffen niederschlagen, betäuben; und ^»zominoii- der Todtschläger.
ein kurzer elastischer Stab mit einer Bleikugel. Aber die Wirkung —
ähnlich wie beim entsprechenden deutschen Worte „niederschlagend" — tan»
auch eine moralische sein, und die Betäubung vom Leib auf die Seele über-
gehen. Außerdem bezeichnet H,88ominoir eine gewisse Art von Dachs- oder
Marderfallen — vereinigt also hier mit dem Begriffe deS physischen Todt-
schlags zugleich die Bedeutung einer geistigen Verfehrung, sowie die Vorstellung
einer tückischen Fanganstalt, und tonnte daher mit Betäubungshöhle, Taumel-
bude, Destillirhölle, Branntweingrube, Fuseltrater, Schnapsfalle — u. s. w. —
überseht weiden. Die Hauptpersonen der Handlung sind die Wäscherin
Gervaise Macquart — die mit ihren zwei Kindern und ihrem Liebhaber
nach Paris gekommen, von diesem, dem ehr- und gewissenlosen Schmarotzer
Lantier, schmählich verlassen wird — und der Zinkdecker Coupeau. der die
Verlassene liebgewinnt und heirathet. In Folge eines Sturzes und einer
längeren Arbeitsunfähigkeit geräth der früher geordnete Arbeiter in die
schlechte Gesellschaft des Assomoir, ergibt sich dem Trinken und Faullenzen
und stirbt am Säuferwahnsinn. Durch den ökonomischen Ruin des Haus-

Wesens und den sittlichen Verfall der Familie sinkt auch Gervaise tiefer und
tiefer, um im grauenhaftesten Elend trunksüchtiger Liederlichkeit unterzugehen.
Während von ihren beiden zugebrachten Knaben, die außerhalb des Hauses unter-
gekommen, wenigstens Claude dem moralischen Verderben entrinnt, wird ihr
drittes, eheliches, Kind, Anna, von dem schlimmen Beispiel der Umgebung
angesteckt und verläßt das elterliche Haus, um sich in die Ausschweifungen
der Pariser Vorstadtbälle zu stürzen.

Dieser Anna, genannt Nana, ist der neunte und neueste Roman des
Cyclus gewidmet. Die Erzählung beginnt mit dem ersten Auftreten der
Heldin auf einem Pariser Modetheater, zur Zeit der Ausstellung von 1867,
in einer mythologischen, für ihre körperliche Schönheit eigens zugerichteten
Rolle. Sie hat einen Ungeheuern leiblich-weiblichen Erfolg und erobert
alle Herzen, ober besser gesagt, entzündet alle Begierden. Unter ihren zahl-
reichen Verehrern aus der Pariser Genußwelt — Bankiers, Börsenspekulanten,
Herrensöhne, und „Gommeux" aller Art — tritt bald ein vornehmer
Graf aus einer legitimistischen Familie, Kammerherr der Kaiserin, mit
Namen Muffat, auf den ersten Plan. Bei den Jesuiten in Frömmigkeit er-
zogen, von einer übertrieben keuschen und enthaltsamen Vergangenheit,
kommt die sinnliche Leidenschaft plötzlich bei ihm zum Durchbruch. Wohl regt
sich noch immer das Bewußtsein des Edelmanns und gläubigen Katholiken
in seinem Herzen; aber zappelnd in Nanas Netzen, immer wieder bestrickt
von dem Zauber ihres Körpers, auf's Raffinirteste ausgebeutet und auf's
Rücksichtsloseste mißhandelt, sinkt er von Stufe zu Stufe, bringt jedes Opfer
und begeht jede Niederträchtigkeit, nur um ihre Gunst zu bewahren. Geduldig
sieht er zu, wie sie in ihrem glänzenden Hotel, seinem Geschenke, alle Sorten
^.l Liebhabern empfängt — einen Offizier, der ihr zu Liebe Unterschleife
begeht; einen Schuljungen, der ihretwegen einen Selbstmordversuch macht—
und während eine unaufhaltsame Processi«« von Anbetern, Abenteuern und
Gesindel aller Art durch ihr Schlafzimmer wallfahrtet, verheirathet er auf
ihr Geheiß seine einzige Tochter an einen elenden Wicht, einen ihrer vielen
Liebhaber. Seine Frau ergiebt sich inzwischen eincni Journalisten, und er
geht an solch doppelter Mißwirtschaft auch ökonomisch zu Grunde.

Diese Laufbahn Nanas wird jedoch von einer charakteristischen Episode
durchbrochen. Bevor sie zum Besitz des Hotels gelangt, hat sie einen Anfall
von Liebeslaune für einen Theatertomiler, läßt alle Herrlichkeit im Stich
und setzt sich mit ihrem neuen Adonis in eine Vorstadtwohnung. So lange
ihre Kasse vorhält, herrscht das beste Einvernehmen in dem improvisirten
Hauswesen; nachdem jedoch ihre kleinen Ersparnisse verzehrt sind, wird sie
von diesen« gemeinen „Cabotin" auf's Schmählichste mißhandelt. Sie aber
treibt die stupide Hingebung so weit, daß sie bis zum Handwerk der Straßen-
dirne niedersteigt, um den Elenden zu füttern. Ueberdies spielt — um das
Maß der Sünden voll zu machen — neben all den Liebhabern eine Frauens-
person der niedrigsten Kategorie, mit dem Spitznamen Satin, eine dämonische

Rolle,,indem sie, durch ihre lesbischen Künste, eine absolute Gewalt über
Nana gewinnt. Das Alles, weit entfernt ihre Verehrer abzustoßen, wirkt
nur noch berückender auf diese; und Muffat, im Paroxisnius seiner Liebes-
brunst, umgiebt sie jetzt niit einer fürstlichen Einrichtung.
Nanlls Stern erreicht den Culminationspunkt an einem der großen
Renntage des Longchamps. Ein nach ihr benanntes Pferd tragt, durch eine
Verkettung von Betrügereien, den großen Preis davon, und ihr Name
beherrscht acht Tage lang ganz Paris. Unigeben vom größten Luxus und
scheinbar im Golde schwimmend, kommt sie jedoch bei der Liederlichkeit ihrer
Wirtschaft zu keinem Genuß ihres Ueberflusses. Mitten in all dem Glänze
hat sie die ärmlichsten Schulben. Der Bäcker drängt mit der Rechnung,
und sie greift zum letzten der weiblichen Erwerbsmittel, um die Forderung
zu berichtigen. Ihre Dienstboten und Pferde, ihre Wagen und Stallungen
sind wie eine Fata Morgan», die jeden Augenblick zu verschwinden droht.
Nur zum Vernichten geboren, zerrinnt ihr der Reichthum wie Hexengold
zwischen den Fingern. Sie bleibt, inmitten ihres Besitzes, die Theater-
prinzessin, die vergebens ihre Unterthanen auspreßt, da ihr Diadem zu
Kupfer und Glas wird, sobald der Vorhang fällt.
Wie denn alles zuletzt ein Ende nimmt, verliert endlich auch der
finanziell total ruinirte Muffat, als er eines Tages seinen Schwiegervater,
«inen alten dürren Marquis, im tiefsten Negligü bei Nana überrascht, seine
letzte Illusion — allerdings lächerlich spät, nachdem er die beste Gelegenheit
hierzu so oft verpaßt hatte. Er ist jetzt reif, den Jesuiten, welche während
der ganzen Zeit auf ihn gelauert, in die Arme zu fallen. Mit Nana und
ihrer Herrlichkeit geht es nun reißend bergab. Sie verschwindet auf eine
Weile von Paris und wird der Gegenstand einer dunkeln Sage, der zufolge
sie in Rußland, nach anderen in Egypten, neue Schätze erworben, und eine
märchenhafte Ladung von Diamanten mit nach Paris gebracht haben soll.
In der Thllt ist sie zurückgelehrt, und erinnert sich, wie schon in anderen
Perioden ihrer wahnwitzigen Laufbahn, eines schwächlichen Kindes, der Frucht
ihrer ersten Verirrungen, des kleinen Louiset, den sie bei seiner Pflegemutter
aufsucht. Am Bette ihres tranken Kindes holt sie sich die Pocken und stirbt
in dem Augenblick, da das Kaiserreich an Deutschland den Krieg erklärt.
Schrecklich entstellt von der grausamen Krankheit, liegt sie in einem Zimmer
des Grand.Hotel auf dem Todtenbetle, wahrend die weißen Blousen Pietris
mit dem Rufe: „ü Leilüi!" auf dem Boulevard ihren Umzug halten.
Die Moral von der Geschichte ist, daß eine einzige derartige Person,
die ihre zahllosen Opfer allen Ständen entnimmt, das Leben der ganzen
Nation vergiften kann. Sie ist der Typus jener Vampyre, von welchen
Gavarnis Bettelweib sagt: „Mein guter Herr, Gott bewahre euere Sühne
Dor unseren Töchtern".

V.

Aus der vorstehenden Inhaltsangabe der einzelnen Erzählungen, und namentlich aus der ausführlichen, mit möglichst viel Fleisch und Blut hergestellten Analyse des grundlegenden Romans: „IH tortuns clss RnuFon", wird der Leser bereits ersehen haben, daß die Begabung Zola's eine nicht gewöhnliche ist. Was freilich die Kunst des Stils betrifft, kann man ihn höchstens einen findigen -Dilettanten nennen; doch hindert ihn sein etwas compilatorisches Verfahren nicht, für die Steigerungen des Pathos ein malendes Wort, einen einschneidenden Ausdruck zu finden, und in den Beschreibungen überrascht er oft durch die bemerlenswerthe Technik und das robuste Colorit seiner Darstellung. Worin er sich jedoch besonders auszeichnet, das ist die Composition. Die Fabel seiner Erzählung ist immer einfach, klar und folgerichtig. Keine künstlichen Intriguen, keine spannenden Verwickelungen suchen die Neugierde des Lesers zu reizen — eine natürliche, geraden und ebenen Weges fortschreitende Handlung entwickelt sich den gegebenen Charakteren und Situationen gemäß, ohne Zufälle und Eingriffe, mit innerer Consequenz, ans wohlmotivirten Vorgängen und oft in meisterhafter Durchführung. An der Architektur und baulichen Vollendung des Werkes ist nichts auszusehen; da ist alles fest im Blei, wohlfugig gemauert und gewissenhaft ausgearbeitet. Auch an gut beobachteter Natur fehlt es nicht, und einzelner, trefflich gelungener Scenen hätte sich der größte Romandichter nicht zu schämen. Wenn es mit dem geistigen Inhalt bestellt wäre wie mit der technischen Form, mit den poetischen Motiven wie mit der Anordnung des Plans — dann würde man Zola zwar nie zu den großen Schriftstellern, müßte ihn aber zu den Meistern der Erzählung rechnen.

Von den bis jetzt erschienenen Erzählungen sind wohl die beiden, welche in der Provence spielen, „I^ lorwus äs» Iloußon" und „die Eroberung von Plassnns", die vorzüglichsten. Die erste« zeichnet sich durch eine gewisse Frische und Innigkeit aus, die sie ohne Zweifel den Iugenderinnerungen des Verfassers zu danken hat. Das Gepräge des Erlebten und Empfundenen sticht hier von der handwerksmäßigen Beobachtung, die in den späteren Arbeiten mehr oder weniger fühlbar wird, vorteilhaft ab. Auch sind, neben dem im Hintergrund auftauchenden Onkel Pascal, Sylvtzre und Miette die einzigen wirklich sympathischen Naturen, welche die neun Bände aufzuweisen haben. Die Vermittlung ihrer gegenseitigen Bekanntschaft durch das Spiegelbild im Brunnen ist ein echt poetischer Fund; und ihre Begegnungen im alten Kirchhof Saint-Mittre, ihre Spaziergänge an den bebuschten Ufern der Viorne sind ein reizendes Idyll. Freilich ist auch hier, nach Zolas Weise, das sinnliche Moment mehr als nöthig hervorgekehrt; aber wenigstens hat diesen ersten Regungen der Geschlechtlichteit die Naivität der Unschuld ihren Zauber geliehen. Auch das tragische Ende der armen Kinder, obwohl der objectiven Versöhnung ermangelnd, hat immerhin das subjectiv Rührende des jugendlichen Todes, des Hingehens als ewig Blühendes, dessen Andenken

vo« keinem Welken mehr entstellt werden kann. Man findet wenigstens einigen
Trust in dem Gedanken, daß die einzigen idealen Figuren der Sippschaft
ihrer niederträchtigen Umgebung enthoben sind. Im Uebrigen hat der Ver-
fasser auch die politischen Evolutionen dieser Bande genieiner, beschränkter,
feiger Spießbürger mit Kennerschaft und nach der Natur gezeichnet.
„Die Eroberung von Plassans" ist eine trefflich entworfene, in sich
abgeschlossene Erzählung, welche die klerikalen Umtriebe und Erfolge, haupt-
sächlich durch die Herrschaft des Priesters über die Frauen, aufs Packendste
darstellt. Der Jesuit Faujas, vor allem aber seine Mutter — eines jener
Weiber aus dem Bauernstände, welche voll gläubigen Stolzes, einen „geistlichen
Herrn" unter dem Herzen getragen zu haben, ihrem Sohne eine abgöttische
Verehrung widmen und nur in ihm existiren — sind ausgezeichnete Charakter-
schilderungen. Namentlich ist die schreckliche Schlußscene, in welcher der
irrsinnige Franz Mouret in seinem brennenden Hause mit den Räubern seines
Heims und seines Friedens, nicht ohne einen letzten Kampf, zu Grunde geht,
von shalespearischer Grauenhaftigkeit. Macht auch der Inhalt des Romans
keinen sehr erbaulichen Eindruck, so giebt doch hier das großartige Straf-
gericht, das über diese krebsartig um sich fressende, alles corrumvirende
Pfaffenbrut hereinbricht, dem Gerechtigkeitsgefühl die volle Genugthuung.
Ein ähnliches Lob muß man, trotz der Anhäufung von Widerlichkeiten,
dem „Assommoir" zollen, das in seiner Art ein wahres Meisterstück einer bis
in's Kleinste wohlmotivirten Handlung und folgerichtigen Entwicklung ist.
Die erste Ursache von Coupeaus sittlichem Verfall, der Sturz vom Dache,
in Folge einer durch das plötzliche Erfcheineu feines Weibes und Kindes
bewirkten Ueberrafchung, wird verständig und geschickt herbeigeführt. Auch
ist unter anderem, die Scene, wo „Goldgosche" der Schmied, der geliebten
Gervaise zu Ehren, mit seinem Kameraden einen Wettkampf in der Schmiede-
lunst aufführt, von homerischer Epit.
Noch manches Gelungene, so z. B. die pittoreske Auslassung des malenden
Realisten Claude Lantier, im „Bauch von Paris", welche den politisch-socialen
Kampf der Stände und Interessen als einen physiologifchen Rafsentrieg der
Fetten gegen die Mageren darstellt, könnte man erwähnen — doch die
Medaille hat auch ihre bedeutende Kehrseite.
Vor allem haben selbst die erträglicheren Figuren des Cyclus unter
dem Erdübel des trankhaften Blutes zu leiden. So kommt die gesimd und
blühend erscheinende Helene Grandjean mit all ihrem Liebelechzen nicht über
das Bedürfniß der Sinne hinaus und bleibt unbefriedigt, weil sie die Zärt-
lichkeit des Heizens doch nur ihrer Tochter Johanna zuwendet. Diese da-
gegen, ein altkluges hektisches Kind, mit der Nervenzerrüttung der Ahnfrau
behaftet, stirbt an der Eiferfucht, die sie jedem Anbeter ihrer Mutter ent»
gegenbringt. Objectiv betrachtet, trifft die Mutter kaum eine Schuld, denn
sie ist nicht verpflichtet, ihr ganzes Herzensleben den Launen eines hysterischen
Backfischs zu opfern. Freilich erregt in erster Linie die sterbende Tochter

das Mitgefühl; aber hauptsächlich deshalb, weil der Liebesroman der Mutter
zu wenig Gefühlstiefe und idealen Gehalt hat, um die Berechtigungen der
Leidenschaft beanspruchen zu können. All diese Iartlichkeitsliimpfe sind in
der Wurzel faul und deshalb trotz ihres anscheinenden Realismus von einer
falschen unerquicklichen Sentimentalität. Ueberdies verlieren sich die Personen
zwischen den landschaftlichen Decorationen, die fortwährend aufgezogen werden.
Da ist Paris im Sonnenaufgang und Paris im Sonnenuntergang, Paris im
Schnee und Paris im Nebel und vor Allem Paris im Regenwetter. Der Regen
nimmt gar kein Ende, alle Arten, vom Spritzer bis zum Gewitterguß und vom
Wolkenbruch bis zum Tröpfeln, werden in Scene gesetzt. Dabei spielen die
Dächer und Rinnen, die Giebel und Monumentspitzen, namentlich aber die
Horizonte von Kaminröhren eine große Dtolle, so daß man zuletzt den
Eindruck eines Panoramas mit Staffage hat.
Im »Fehltritt des Abbü Mouret" ist der Held ein schwachlöpfiger
Fanatiker, der im Blödsinn langwieriger Convalescenz der Liebe in die
Arme taumelt, um, genesen, sie mit brutal asketischem Pflichteifer von sich zu
stoßen. Leidlich vernünftig, so lange sein Gehirn physisch trankt, wird er,
sobald es gesundet, wieder moralisch verrückt. Nlbine, seine Geliebte, zeigt
«ine naive Schamlosigkeit, wie sie etwa auf den Infeln Australiens zu Hause
sein mag. Der „Fehltritt" ist eine Umschreibung des Sündenfalls, und der
fabelhafte Wundergarten, genannt „le Pardou", woselbst er vor sich geht,
nnd wo die Blumen aller Zonen beisammen im Freien wachsen, ist eine
Parodie des Paradieses, welche zeigt, daß Zola, der steifleinene Realist, der
grimme Vertilger des Ideals, gelegentlich nicht verschmäht, sich mit den
Pfauenfedern der Romantik zu schmücken. Der Blödsinn der Schwester
Desiröe giebt die geeignete Interpunction ab für diese hirnkranke, von einem
zauberhaften Blumenwald umrankte Phantastik.
Wie schon die beiden vorgenannten Romane an einer Ueberfülle von
Decorationsstücken leiden, so steigert sich dieser Uebelstand im „Bauch von
Paris" noch um ein Erhebliches. Die Beschreibungen all der in den Hallen
aufgestapelten Victualien, wozu noch Fleischladen und Weinkneipe der Um-
gebung ihr Contingent liefern, sind endlos. Riesenbilder von Gemüsebergen
und Wursthaufen, mit einem Hintergründe von faulen Fischen und zerlaufenden
Käsen, steigen im Colorit eines Rubens bis zum Horizont empor. Ein die
Fleischküche des Schweinemehgers Quenu feierndes Heldengedicht giebt eine
Orgie darmfüllender Blutwurstbegeisterung zum Besten, gegen welche das
„Lied von der Glocke" als eine fehr matte Verherrlichung der Gießerkunst
erscheinen muß. Und die Schilderung eines Käseladens, welche die ganze
Tonleiter seiner schmierigen Farben und muffigen Gerüche aufbraucht, könnte
man eine Symphonie des Gestanks nennen.
Auch im „Assommoir" spielt der Schmutz und Gestank der schwarzen
Wäsche eine Rolle, deren Wichtigkeit übrigens begreiflich ist, da nur eine

solche Atmosphäre Geschöpfe beherbergen kann, welche die letzte Spur von Widerstandskraft verloren haben. Gervaise fällt dem niederträchtigen Lautier, der sie schmählich verlassen hatte, auf's Neue wehrlos in die Arme, nicht etwa aus Lasterhaftigkeit oder sinnlicher Begier, sondern aus absoluter Waschlappigteit. Und Coupeau rollt gemüthlich in den Abgrund der „Schnapsfalle" ohne einen ernstlichen Versuch' aufhaltenden Anllaminerns. Das velii-iuro, tremens, deni er schließlich verfällt, war natürlich für den Zola'schen Naturalismus eine Gelegenheit, sich in seinem Glänze zu zeigen. Und da werden- nun alle Stadien und Krisen des Säuferwahnsinns mit einer erschöpfenden Gründlichkeit vorgeführt, als hätte man das Tagebuch des Spitalarztes unter den Augen. Es ist wohl nicht nöthig hervorzuheben, wie sehr eine Darstellung, die in einer medicinischen Pathologie am Platze wäre, in einem Romane den guten Geschmack verletzt, und wie wenig der Verfasser begreift, daß in der Dichtkunst die maßvolle Andeutung des Gräßlichen, welche die Ausführung der Phantasie überläßt, von weit höherer Wirkung ist, als die plumpe Einzelmalerei einer anwidernden Wirklichkeit. Die ganze Geschichte ist eine Anhäufung von Unflath, mit Schnapsduft und Wafchdampf parfümiri.

Wohl zeigt „Nana" in manchen Einzelheiten die individualisirende Gestaltungskraft des Verfassers. So namentlich in mehreren großen Tableaux, wie z. B. das Souper bei Nana nach ihrem Triumph im Theater, befonders aber der große Renntag. im Longchamps, der mit dem Blicke eines Malers geschildert ist und als selbständige Skizze alles Lob verdienen würde. Um so störender jedoch wirkt die Ueberladung der Darstellung und die Menge nebensächlicher Figuren, wodurch das Bild jede Schärfe und Deutlichkeit verliert. Desto deutlicher ist die Schilderung der schlüpfrigen Vorgänge, welche das Thema mit sich bringt, und deren bewußter, ja gesuchter Cynismus mit der ungeschminkten Terminologie des Pariser Trottoirs und Boudoirs sich selbstgefällig breit macht. Dabei ist der Graf Muffat, dieser Ausbund sinnlicher Verrücktheit, eine jener Zola'schen Figuren, die widerstandslos den Abhang der Sünde hinabrollen und so mit Realismus geladen sind, daß sie in unwahre Ausgeburten einer übertriebenen Phantasie umschlagen. Wenn bisher die Prostitution dichterisch behandelt wurde, wie z. B. vom jüngerm Dumas, so geschah es, um sie zu idealisiren; Zola schlägt den entgegengesetzten Weg ein, und zeigt sie in ihrer schamlosen Bestialität. Sein Verfahren ist ohne Zweifel aufrichtiger, sofern es nur der Wirklichkeit ihr Spiegelbild vor» halten und die Schlußfolgerung dem Lefer überlassen will; aber auch untünstlerischer, weil es die Grenzen der Poesie überschreitet, deren Aufgabe es nicht sein kann, eine Naturgeschichte der Prostitution zu liefern. Zudem ist der Tod Nanas, als ein zufälliges, mit ihrem Leben und Treiben in keinem Zusammenhang stehendes Ereigniß, ein ästhetisch werthloser Abschluß. Selbstverständlich läßt sich der Dichter die Gelegenheit nicht entgehen, in Nanas Tod ein Seitenstück zu dem abscheulichen Bilde ihres sterbenden

Vaters zu liefern und sich mit thierischem Behagen an der gräßlichen Verwüstung, welche die Pocken an diesem schönen Leibe angerichtet, in seiner Beschreibung zu weiden. In Summa übertrifft die „Nana" das „Assommoir" womöglich noch an Brutalität des Verfahrens; denn der ganze Roman ist nichts als das Fleisch in der Brunst,

VI.

Die vorstehenden kurzen Bemerkungen über die einzelnen Erzählungen geben bereits einen Begriff von den Mängeln und Auswüchsen, welche der literarischen Methode Zola's ankleben. Ueberdies begnügt er sich nicht, seinen Personen niedersten Gelichters die rohe Ausdrucksweise ihrer gesellschaftlichen Schichte ohne Verblümung in den Mund zu legen, er selber, zur größeren Glorie des Naturalismus, bedient sich ihrer schmutzigen Sprache, um sie zu schildern. Wie ein gewisser Schauspieler den Charakter, den er gerade darzustellen hatte, auch außerhalb der Bühne durchfühlte und bald mit dem Hochmuth eines Königs, bald mit der Demuth eines Bettlers von der Probe nach Hause kam, so fährt Zola in die nicht immer säuberliche Haut seiner Helden, um nicht aus der Rolle zu fallen. Selbst da, wo er in seinem eigenen Namen spricht, sucht er die Ausdrucksweise seiner Personen beizubehalten; ungefähr wie ein Maler, der einen Müller zu conterfeien hätte und ihn mit Mehl malen würde. Glücklicher Weife hat er nicht die Gewohnheit, Leute von Geist darzustellen, was doch seinem Verfahren einige Schwierigkeiten bereiten dürfte. Dazu trägt fein Stil, dem der Guß und Rhythmus höherer sprachlicher Begabung, die Feinheit der Wendung, die Erleuchtung des Gedankens durch den Ausdruck und die prägende Kraft tieferer philosophischer Intelligenz abgeht, häufig genug die Spuren der Geburtswehen. Er bewegt sich, wie Saint-Victor treffend sagt, immer zwischen der Trivialität und der Hyperbel. Denn das Widerwärtigste an Iolas Manier ist die überladende Verschwendung der Mittel. Wo ein ordentlicher Darsteller mit einem festen, wohlgeführten Pinsclstrich ausreicht, leert er einen ganzen Farbenkübel. Er hat keinen Begriff davon, daß unter Umständen das Wenigere das Mehr ist, und kann sich nimmer genug thun. Die Andeutung ist ihm eine unbekannte Größe und zwischen den Zeilen zu lesen muthet er Niemand zi^ Sein Leitfaden ist ein Strick. Er übertreibt noch das Uebertriebene und verzerrt noch das Verzerrte. Man hat bei ihm das Gefühl, hinter einem Sonnenmitrostop zu sitzen, wo in einen, Wassertropfen die Infuforien als Seelälber umherfchwimmen. Seine durch Ausführlichkeit ermüdenden Beschreibungen sind wahre Inventare des Auspfändeis und tragen die ernste Miene des Amtscifcrs. Nie eine Spur von Geist oder Witz, von Humor oder Laune. Die Gespräche und Herzensergüsse seiner Tröpfe, in all ihrer Gewöhnlichkeit uud Geistesarmut!) wiedergegeben, schmecken nach dem Protokoll des Untersuchungsrichters. Alle Gegenstände sind gleich vor seiner Feder. Er schildert eine Waschküche mit

einem Aufwand, als ob er das Museum des Louvre vor sich hatte, und
behandelt einen Kraut- oder Rübenhaufen mit derselben Wichtigkeit, wie den
Montblanc. Seine Personen werden von der Decoration verschlungen; seine
Figuren schwimmen in ihrem Medium wie die Mücke in der Milchschüssel.
Den Gemälden gewisser Maler nacheifernd, spaziert sein Pinsel mit einförmiger
Genauigkeit über die ganze Leinwand. Alles liegt auf demselben Plane; da
ist kein Vor und kein Zurück, keine Raum» und keine Luftperspective, kein
Lichtglanz und lein Helldunkel; da regt sich nirgends ein Funle künstlerischen
Sprühfeuers unter der gleichmäßigen Hülle.
Zolas Manier wird übrigens vollständig begreiflich, wenn man seine
Methode kennt und weiß, daß er bei seinen Vorarbeiten den „Thatbestand" mit
der Pünktlichkeit eines Polizeicommissärs herstellt. Vor Allem durchforscht
er den Schauplatz, wo seine Handlung vor sich geht, auf's Genaueste. Er
besucht die Straßen und Häuser, wo er seine Personen einlogirt, die Budiken
mid Werkstätten, wo er sie beschäftigt, die Restaurationen und Kneipen, wo er
sie hinführt, und notirt die geringsten Einzelheiten der Oertlichkeit. So
hat er zu seiner „Nana" das Variötes-Theater von der Versenkung bis unters
Dach, vom Parterre bis zum Paradies, von den Bühne bis in die Garderobe
durchstöbert und selber einen genauen Plan davon aufgenommen. Des
Weiteren studirt er die Sitten, Gewohnheiten und Verhältnisse seiner Personen
bis in ihre Familien, ihren Verkehr und ihren Gesellschaftskreis; und zu
genauerer Kenntniß ihrer Profession, Verrichtung und Sprache zieht er die
gedruckten Documente und die Schriften der Specialisten zu Ruth. So z. B.
für das „Assommoir": „I,s 8udl1m6 ou 1s ^lÄVllillsur oomin« il est su
1870", von Denis Poulot, und das „vioüouuaii-s cl'^r^t, von Lorödcm
Larchey. Zur Schilderung des Abbö Mouret studirte er die Werke höherer
Frömmigkeit, wie ,,1/H.breF« clu <Ät6c.-ni8iiiy cls perzüvüriinW'- und „I^o
Nosairs cle Hlai", als Mittel, die Sprache religiöser Ileberspannung mit ihrer
sinnlich-mystischen Auffassung der christlichen Glaubenswunder sich einzuimpfen,
seinen Helden nach allen Regeln des Ritus die Messe lesen zu lassen, nahm
er die geistlichen Handbücher: „Oörömonial u 1'u8»ß6 des petita 5Fli«L8.
und „Vxzwsitioii cles osremouieL de 1a iu688s l»88s" zu Hilfe; und feine endlose
gottesdienstliche Beschreibung der Verrichtung, mit all ihren Kelchmanipulationen,
Kreuzeszeichen und Knieebeugungen, ist eine fast wörtliche Wiederholung der
dort gegebenen Vorschriften. Falls Zola seine Heldenbühne nächstens einmal
aus dem Waschhaus in die Küche verpflanzen sollte, dann wird er ohne
Zweifel der „Löfflerin Kochbuch" studiren und uns die ganze Schmor-, Brat-
nnd Brozelgeschichte einer Mahlzeit von mindestens zehn Gängen zum Besten
geben. Wenn nun das Material beisammen ist, dann gruppirt und etitettirt
er seine „Documente". Ein Roman enthält wenigstens zwanzig Hefte mit
Ueberschriften, und, wie auf der Polizei, hat jede Perfon ihren Dossier. In
diesem sind Alter, Signalement und Eigenschaften, ja selbst Einzelheiten vcr-

zeichnet, die nur zur Nachachtung des Verfassers, aber nicht zur Erbauung des Publikums bestimmt sind.
Nanlls Dossier z. B. enthalt folgendes Porträt: „Geboren 1851. Im Jahr 1867 (Jahresende, December) ist sie siebenzehn Jahre. Aber sie ist sehr stark, man würde ihr wenigstens zwanzig Jahre geben. Nlond. rosig, Pariser Gesicht, sehr aufgeweckt, die Nase leicht gestülpt, der Mund Nein und lächelnd, ein kleines Grübchen im Kinn, die Augen blau, sehr hell, mit goldenen Wimpern. Einige Sommerflecken, aber wenige, nur fünf oder sechs auf jeder Schläfe, wie Goldpünltchen. Der Nacken mit bernsteinfarbigem Anhauch und feinem Haargekräusel. Ein leichter Flaum auf den Wangen. Weib, sehr Weib. — Als moralischer Charakter: Gutes Mädchen, Eigenschaft, die dominirt. Ihrer Natur folgend, aber nie das Böse um des Bösen willen übend. Vogelköpfchen, das Hirn immer in Bewegung, mit den barocksten Launen. Das Morgen existirt nicht. Sehr zum Lachen aufgelegt, sehr lustig. Abergläubisch mit Furcht vor dem lieben Gott. Die Thicre und ihre Eltern liebend. In der ersten Zeit grob und haltungslos. Dann die Dame spielend und sich sehr in Acht nehmend. Schließlich den Mann als einen Gegenstand der Ausbeutung betrachtend, eine Naturkraft werdend, ein Zerstörungsferment, aber ohne es zu wollen, einzig durch ihr Geschlecht und ihren mächtigen Geruch des Weibes. — Nana ist die Fäulniß von unten, das „Assommoir", das emporsteigt und die obern Klassen in Fäulniß setzt. Ihr laßt das Fermmt entstehen, es steigt auf und desorganisirt euch".
Die unterstrichene Stelle ist der Schlüssel zum ganzen Charakter.
So vorbereitet, macht sich Zola nun an die Arbeit und schreibt jeden Vormittag drei Seiten, bis das Buch vollendet ist. Seine Genauigkeit steht also über jedem Zweifel; aber was foll sie uns? Es genügt nicht, daß eine Sache der Wirklichkeit entnommen und treu wiedergegeben sei, um unser Interesse zu verdienen. Was nützt uns die unerbittlichste Schärfe der Beobachtung, was hilft uns alle darstellende Geschicklichkeit der Beschreibung, wmn der Gegenstand an sich weder Werth noch Reiz hat. Wenn ein Maler noch so viel Kunst verschwendet, um uns einen Kothhaufen zu malen — und technisches Verdienst kann ja dabei sein —. so werden wir ihm sein Bild heimschlagen, obwohl bei der bildenden Kunst die Mache eine größere Rolle spielt als bei der dichtenden. Zudem besteht alles künstlerische Schaffen nicht in der Häufung, sondern in der Sichtung des Materials, nicht in der Ausdehnung auf das Ueberflüssige, sondern in der Beschränkung auf das Nöthige. Je geringer die angewandten Mittel und je stärker die damit erzielte Wirkung, desto größer ist die Kunst. Den Meister erkennt man an der Mäßigung; den Stilisten an dem, was er nicht sagt. Aber Zola steht noch auf dem Standpunkt des Bauern Troll: „Spar' Er nur die Farben nicht, handhoch aufgetragen!"
Diese mehr formellen Gebrechen stehen in unmittelbarer Wechselwirkung

mit den inhaltlichen, aus der Auffassungs- und Anschauungsweise des Verfassers hervorgehenden Mangeln. Dieselben lassen sich auf zwei Hauptquellen zurückführen : auf den ästhetischen Irrthum, welcher Wirtlichkeit und Wahrheit, und auf den philosophischen, welcher Stoff und Kraft verwechselt. Ter erste erzeugt die Vielmalerei, welche die äußere Erscheinung für das Wesentliche hält; der zweite die Schmutzmalerei, welche die geistige Kraft des Seelenlebens auf den stofflichen Lebensproceß des Organismus reducirt.

Was den ersten Punlt betrifft, so beweist in der Kunst so gut wie in der Wissenschaft die einzelne Thatsache, d. h. die brutale Wirtlichkeit, gar nichts; nur die Resultante einer Reihe von Thatsachen, oder die Wahrheit, hat Werth. Die Wahrheit ist nichts als die Zusammenfassung einer Summe von Wirklichkeiten, d. h. die große, gesetzmäßige Wirtlichkeit im Gegensah zur kleinen, zufälligen. Der „Naturalismus", weit entfernt also der Ausdruck der Realität zu sein, ist nur die kindische, dilettantenhafte, urtheilslose Auffassung derselben. Wie sehr die bloße Reproduction der Wirklichkeit zufälliger und willkürlicher Natur ist, das setzt die Photographie in's hellste Licht. Man darf nur ein Album betrachten, das ein halbes Dutzend verschiedener Aufnahmen derselben Person enthält: kaum eine sieht der anderen vollkommen ähnlich; bei einzelnen der Porträts zweifelt man sogar, ob sie derselben Person angehören. Und doch sind sie summt und sonders unmittelbare Wiedergaben der Natur. Aber nicht nur ist der Mensch selber, in Folge der Verschiedenheit seines physischen und moralischen Befindens, jeden Tag ein anderer, auch die Einflüsse der Beleuchtung, welche das eine Mal diese, das andere Mal jene Form hervorheben oder verwischen, lassen ihn als einen verschiedenen erscheinen. Die Wirklichkeit giebt also jedesmal ein falsches Bild, und das richtige Porträt könnte nur das Durchschnittsbild sein, das sich aus der Mischung all der Konterfeis als die allen gemeinsame Wahrheit ergäbe. Eine solche Arbeit des Resumirens aber ist gerade die Aufgabe des Künstlers. Jedes Kunstwerk ist daher nothmendig ein Ideal, d. h. die Zusammenfassung einer Anzahl von Wirklichkeiten. Allerdings giebt es hier eine Stufenleiter, je nachdem das Ideal eine größere oder kleinere Summe von Realitäten enthält; aber wo die absolute Wirklichkeit anfangt, hört die Kunst auf.

In Beziehung auf den zweiten Punkt, ist dieVerkchrtheitdcs„Nllturalismus" mit einem Wort zu definiren: er seht die Physiologie an die Stelle der Psychologie. Diese Einbildung, mehr zu geben, indem man weniger giebt und die Quantität der Materie'für die Qualität des Geistes eintauscht, ist eine Frucht jener unreifen Halbbildung, die, wie das Sprichwort sagt, hat läuten hören und nicht weiß, in welchem Dorf. Zola laborirt an unverdauter Entwicklungstheorie und will den Geist darwinisiren. Er hat gelesen, daß das, was wir Seele nennen, nur eine Function des Gehirns ist — flugs schecrt er alle Gehirnfunctionen über einen Kamm und behandelt die Aninia als Animlll. Ueberall rückt er das Stoffliche der Erscheinung, die organische Ver-

richtung in den Vordergrund, und sehr bezeichnend spielt unter allen Sinnen
der Geruch die große Rolle l>ei ihm. Seine Schilderungen enthalten ganze
Abhandlungen über die Riechatmosphäre, welche seine Oertlich- und Persön-
lichkeiten umgiebt, und seine Weiber verdanken den größten Theil ihrer Un-
widerstehlichkeit dem Fleischesduft, den sie verbreiten. Wenn die Hunde lesen
könnten, würden sie Zola zu ihrem Shakespeare machen. Die feineren
Schattirungen des Seelenlebens, die tieferen Empfindungen der Leidenschaft
entgehen der brutalen Vergrößerung seiner mikroskopischen Betrachtung. In
der geschlechtlichen Begeisterung des Menschen sieht er nur die Läufigteit des
Thicrcs. Die „zarteSehnsucht", das „süße Hoffen", womit „das Auge den
Himmel offen sieht, und das Herz in Seligkeit schwelgt", find Anwandlungen,
von welchen seine Weiber verschont bleiben. Die keusche Idylle ist ihm eine
unbekannte Gegend; sein Reich ist das Fleisch, seine Liebe ist der Augenblick
der Paarung. Er kennt das Weib nur in seiner Geschlechtlichkeit, und, wie
jenes Eoncil, versagt er ihm die Seele.

Ueberhllupt tritt bei Zola leine psychische Kraft als ethischer Factor auf:
die Opfer seines Naturalismus gehen zu Grunde ohne Widerstand. Da ist
leine Ahnung jener Willensanstrengungen und Seelenlampfe, womit die denkende
Crcatur sich gegen ihr inneres und äußeres Schicksal znr Wehr seht; leine
Ahnung jener sittlichen Reaction, durch welche die ethische Krankheit von der
medicinischcn sich unterscheidet: der moralische Vorgang nimmt den Verlauf eines
chemischen Proccsses — die Stofflichkeit zersetzt sich.

In diesem poetischen oder vielmehr unpoetischen Materialismus kommt
noch die krankhafte Naturanlage der geschilderten Sippe, um ihm nicht einmal
das Verdienst einer gemeingiltigen Darstellung normaler Organismen zu
lassen. Die physische Grundlage der Familie Rougon-Macquart ist Nerven-
zerrüttung und Wahnsinn, die moralische ist unstillbare Gier nach Besitz und
Genuß. Aus diesem lieblichen Urleim entwickelte sich nun eine Brut von
Irrenhaus- und Zuchthaus-Candidaten, deren jeder eine andere Familien-Erb-
sünde in sich ausreist, bis die Raffe, körperlich erschöpft und geistig verkommen,
beim Eretinismus aulangt. Eine saubere Gesellschaft! Wahnsinn, Fanatismus,
Trunksucht, Todtschlag, Blutschande, Ehebruch, Ehrgeiz, Habgier, Schwindsucht,
Hysterie, Monomanie und Blödsinn — so heißt das Inventar ihres Familien-
schatzes. Was sollen denn all diese Personen beweisen, die, mit fixen Ideen
oder Erbfehlern behaftet, eingeschlossen in ihre Verrücktheit, von jeder allgemein
menschlichen Wahrheit sich absondern? Irgend ein moralischer Leibschaden,
den sie mit auf die Welt gebracht, wird vom Verfasser genährt, gepflegt und
großgezogen, daß er schwillt und schwärt und wuchert, bis endlich der Patient
in seiner Haut verknallt. Und was nun?

VII.

Im Uebrigen und abgesehen von dieser schwarzen Kehrseite, berechtigen
selbst seine Vorzüge den „Meister des Naturalismus" keineswegs, die Stellung

einzunehmen, die er sich anmaßt. Nachdem er in seinen journalistischen
Kritiken die Romandichter der Gegenwart von oben herab gerichtet und
unter den literarischen Berühmtheiten der vorhergehenden Periode mit Hilfe
eines großen Massenmordes aufgeräumt, geberdet er sich nun als der Apostel
der „Zutunfts"-Literatur. Dem Ideal muß die Maske abgerissen werden.
Naturalismus heißt das Dogma der neuen Zeit. „Die Republik — sagt
Zola —' „ist naturalistisch, oder sie ist nicht". Namentlich gegen den „Roman-
tismus", den er einen Aussatz nennt, und gegen Victor Hugo, den Vater jener
großen literarischen Revolution, sind die Keulenschliige seiner Kritik gerichtet, die sich
— wie aus seinen eigenen Schöpfungen zu ermessen — mehr durch Plump-
heit, als durch ästhetisches Verständnis; miszeichnet. Denn seine Unwissenheit
ist so groß wie seine Velesenheit und womöglich noch grüßer als seine Ein-
bildung. Ist doch der Naturalismus so alt wie die Kunst; und gerade
Victor Hugo, der bekanntlich schon vor fünfzig Jahren die Berechtigung des
Häßlichen in der Poesie vertheidigt und in seineni Quasimodo in Scene
gesetzt hat, ist der Ausgangspunkt des heutigen Realismus, von welchem Zola
nur der Schwanz und die Earicatur ist. Als ob die Uebertreibung, die er
aus der bewußten Natur in die unbewußte verpflanzt, etwas anderes wäre
als ein Romanticismus, den er der Poesie aus dem Heizen auf die Haut
treibt — ein Ausschlag, der höchstens, vom Standpunkte der Heilung betrachtet,
sür einen Fortschritt gelten kann! Was sind denn seine Krauthäuptcr und
Salatköpfe, deren Erscheinung er zur Bedeutung eines Hiftoricngemaldes
phantastisch aufbauscht? oder die Bäume, Kräuter und Blumen in seinem
„Pardou", welche, zu beseelten Wesen gesteigert, die Mitspieler und Mit-
schuldigen der menschlicheil Umarmung weiden und ihr zu Ehren mit der
ganzen Natur einen ungeheueren urweltlich-bestialischen Begattungsact feiern?
was ist dieser stoffliche Mysticismus, der gelegentlich zu einem kothigen
wird, anderes als eine aus der Beletage bis ins Souterrain heruntergekommene
Romantik? Allerdings dürften die phantastischen Partien im „Abbü Mouret"
das am meisten Poetische sein, was Zola geschrieben hat; aber wie reimen
sie sich mit der strengen Wirklichkeit seines Dogmas? Es geht diesem
Zukunftsliteillten ungefähr wie dem Zukunftsmusiker: wo er was Hübsches
producirt, macht er's wie die Andern; und wo er's nicht wie die Andern
macht, producirt er nichts Hübsches.

Victor Hugo hauptsächlich hat die französische Sprache, die in der
klassischen Periode mehr ein Wertzeug des Gedankens war, zu einem Aus-
druck der Empfindung gemacht, und dem Stil jene Unmittelbarkeit verliehen,
welche die Dinge so wiederzugeben sucht, wie der Nerv sie empfängt, ohne
den Eindruck erst niit Hilfe der Reflexion zu bearbeiten. Zola, hinter einer
Reihe von Anderen, auf diesem Wege fortfahrend, hat schließlich von der
Schönheit nur noch die Sinnlichkeit, von der Leidenschaft nur noch die Begier,
von der Empfindung nur noch die Brutalität übrig gelassen; und unter dem
Vorwand, daß die ganze Natur in das Bereich der Kunst gehöre, gerade den

besten und höchsten Theil derselben davon ausgeschlossen, um dafür die Häß-
lichkeit auf die Spitze zu treiben, und den Schmutz als Selbstzweck zu
behandeln. Neu am „Naturalismus", außer seinem Schmutz, ist nur seine
Prätention, und dies um so mehr, als er Vorgänger hat, die das, was er
zu leisten vorgibt, längst besser gemacht haben. Zola kann sich denn auch
nicht ganz verhehlen, daß ein Goncourt — sogar deren zwei — ein
Flaubcrt, und namentlich ein Balzac — „unser aller Meister" — existirt,
die seinem Apostolat ungebührlich in der Sonne stehen. Andere Leute haben
schon vor ihm die Kühnheit gehabt, ungeschminktes Lumpengesindel darzu-
stellen. Sue hat nicht auf's ,^,88omoir" gewartet, um seine Gauner mit den
schönsten Spitznamen zu taufen. Vor allem aber zeigen die Galioten und
Courtisanen Balzacs eine ganz andere plastische und drastische Wirklichkeit als
die armseligen Hallunken Zolas. Balzacs Beobachtung war keine handwerks-
mäßige, isolirte, nur für den Zweck eines bestimmten Buches unternommene,
und haftete nicht an der Oberfläche; sie war vielmehr eine tagtägliche.
weltanschauende, ergründende, nicht im Heft, sondern im Hirn fixirte, von
wannen sie hervorkam, wenn der Dichter sie brauchte. Seine Romane sind
zusammenfassende Schilderungen ganzer Lebenslreise mit Hilfe einzelner
Gestalten, freie Schöpfungen eines denkenden Geistes mit Benützung von
Modellen; aber keine Photographien von Absonderlichkeiten und Mißgeburten.
Na ist selbst Mtzrimöe, der in Zeichnung von Räubern, Zigeunern und
Straßcndirnen Gediegenes aufzuweisen hat, und der vor keiner Naturwahr-
heit zurückschreckte, ohne deshalb unter die Naturalisten zu gehen. Manche
seiner Scenen sind so stark wie irgend welche der neuesten Schule; aber er
hatte Geschmack, kannte seine Sprache aus dem Fundament, und fand Mittel,
zu sagen was nöthig, ohne seine Ausdrücke im Straßentoth aufzulesen. Er
wußte die grobe Natur des Inhalts durch das feine Maß der Form kunft-
fähig zu machen. . Ohnehin haben in neuerer Zeit Goncourt und Flaubert
in Beziehung auf unverblümte Darstellung der Wirklichkeit das Mögliche
geleistet, und zwar indem sie die Forderungen künstlerischer Knappheit und
literarischen Anstands im Auge behielten.

Offenbar sind unter solchen Umständen die Bezeichnungen Realismus
und Naturalismus nicht sehr geeignet, dem Haupte einer „neuen" Schule als
Fahne zu dienen; Zola suchte daher nach einem weniger verbrauchten Namen
und macht in einer glücklichen Stunde den Fund des „Itoman sxpörimsnwl".
Ein trefflicher Titel, der einen Geruch exacter Wissenschaft um sich verbreitet,
wie ihn Zola seinen Bestrebungen längst zu geben suchte. Sein Verfahren
ist ja das der strengen Beobachtung, der physiologischen Analyse, der Vor-
legung „menschlicher Documente". Da jedoch die Anwendung der wissen-
schaftlichen Methode auf den Roman einer soliden Basis bedarf, begiebt er sich
unter die Fittige Claude Veinards und benützt dessen „Introüuotion u 1'ötuäs
6s 1» moderne exr>öi-iment»ls", um auf dieser Grundlage eine Abhandlung
über seine literarische Sendung, und zwar in fünf langen Artikeln, zu schreiben,

die er ini Journal „1^6 Voltaire" zugleich mit den ersten Capiteln seiner „Nana", gleichsam als Ouvertüre, veröffentlicht. Der arme Claude Bernard hätte sich wohl nicht wenig über dieses unerwartete Pathentind gewundert, wenn er noch gelebt hatte; todt aber, wie er war, konnte er die Gevatterschaft nicht ablehnen, Zola analysirt nun das medicinische Buch, giebt zahlreiche Auszüge ans demselben, setzt auseinander, in was die experimentale Methode bestehe, erklärt sich für einen Nacheifere! des berühmten Physiologen, und zieht eine enge Parallele zwischen dessen Arbeit und der seinigen. Er ist der Claude Bernard des Romans. Wie seine Abhandlung ausfallen mußte, das geht schon aus der einleitenden Bemerkung hervor, „er habe bei seiner Wiedergabe häufig nur das Wort Arzt mit dem Worte Romandichter zu vertauschen gehabt, um seinem Gedanken die Strenge der wissenschaftlichen Wahrheit zuzuführen". Und wie sie in der That ausfiel, davon giebt das Heureka Zeugniß, in das er nach Verkündigung der neuen Botschaft über sich felbst erstaunt, ausbricht. „Auf diefe Weise" — ruft er aus — „machen wir praktische Sociologie, und kommen mit unserem Schaffen den politischen und ökonomischen Wissenschaften zu Hilfe. Ich weiß keine Arbeit von edlerer Art und von größerer Tragweite. Herr des Guten und Bösen sein, die Gesellschaft reguliren, fämmtliche Probleme des Socialismus nach einander lösen, und vor allem, durch Beantwortung der Criininalitäts-Fragen vermittelst der Erfahrung, der Gerechtigkeit eine feste Grundlage geben, heißt das nicht, die nützlichsten und sittlichsten Arbeiter am menschlichen Werke sein?" — Wie all diesen schönen Dingen die „Nana" und das „Assommoir" uns näher bringen sollen, ist leider nicht zu ersehen. Denn das Einzige, was aus Zolas endlosem Gcillimathias mit Evidenz hervorgeht, ist, daß er gar nicht weiß, um was es sich handelt, und zwölf Spalten lang mit Worten um sich wirft, deren Sinn ihm böhmifche Dürfer sind.

Ueberhaupt geht dem Talente Zolas gerade die hauptsächlichste der Eigenschaften ab, welche den Schriftsteller von Beruf machen: das Verständnis) für den logischen Werth und die exacte Bedeutung der Worte. Das ahnungsvolle Ungefähr, das zu Malung der Gefühlseindrücke zur Noth ausreichen mag, trägt er in die Denkoperation über und giebt die Scheidemünze der Sprache auf gut Glück aus, ohne ihr Gepräge untersucht zu haben. So auch mit dem Wort Expcrimental-Roman. Allerdings bedarf die künstlerische Darstellung so gut wie die wissenschaftliche der Beobachtung; aber die Beobachtung ist kein Experiment, das Leben ist kein Laboratorium, und der Dichter ist lein Medicus, der mit dem Individuum seines Studiums beliebige Versuche anstellen kann. Der Ausdruck Experimcntal-Roman enthält also schon an sich einen Widersinn. Der Dichter ist auf die Intuition feines Gedächtnisses angewiesen, er arbeitet mit seiner Gestaltungstraft, und diefe bedarf der ahnungsvoll schauenden Phantasie. Der Forscher dagegen hat das Object der Untersuchung in seiner Gewalt, er arbeitet mit seiner Urthcilskraft, und diese bedient sich des kritisch zerlegenden Verstandes. Der erste giebt,

mit Hilfe der Deduction, die ästhetische Synthese zu der logischen Analyse
des zweiten, welche dieser, vermittelst der Induction, herzustellen hat, Ter
ganze experimental-belletristische Lärm Zolas ist daher nur das eitle, aus
gutem Glauben und Marktschreier« vermischte Gebaren eines dialektisch
ungeschulten Phrasenmachers, der die Aufgaben der Knnst und der Wissen-
schaft absolut verwechselt. '

In einem Punkte freilich irrt fich Zola nicht: darin nämlich, daß er
mit seinen Bestrebungen inmitten der Ieitströmung steht, die auf allen Gebieten
nach dieser positiven materialistischen Richtung hindrängt. Abgesehen von
der Erneuerung des Gcwalts- und Autoritätsprincips in der politisch-religiösen
Welt und der Ausbreitung des pessimistischen Dynamismus in der dialektisch-
ethischen, zeigt sich mich im Bereiche der Kunst überall das Voranstellen des
Sinnlichen und Physischen im Gegensatz zum Geistigen und Moralischen.

In der Malerei sehen wir ein ganz ähnliches Streben nach Darstellung des
Stofflichen, nach Hervorhebung der Farbe, nach Geschicklichkeit der Mache.
Schon Eourbet war gewissermaßen ein Zola der Malerei. Auch er erklärte
die alten Meister, namentlich die Nichtcoloristcn, für dumme Jungen, uud
gcberdcte sich, als ob die Malerei mit ihm anfange. Ter Unterschied ist nur,
daß hier die bildende Kunst sich im Vortheil befindet, eben weil die Wieder-
gabe der äußeren Erscheinung, wenn nicht ihre einzige Aufgabe, so doch ihr
einziges Mittel, und deshalb die sinnlich-technische Frage viel wichtiger für
sie ist.

Die Tonkunst befindet sich auf demselben Wege, und die Zukunftsmusik
hat die größte Analogie mit der Zukunstsliteratur. Vor allem zeigt sie
dieselbe Marktschreierei, dieselbe Mißachtung der Vorgänger unter dem Vorwand
der Unnatur; sodaun dasselbe Drängen nach dem Stofflichen; das Vorcm-
schiebcn der Klangfarbe, des Instruments, der Technik; das Hervorbringen
der Wirkung nicht durch den Tonwerth, der zur Seele spricht, sondern durch
den Tonreiz, der am Hörnerv rüttelt; kurz das Bestreben, das sinnliche
Princip des Naturlauts zur Herrschaft zu bringen, und das geistige Princip
der Melodie an die Wand zu drücken. Dabei dieselbe Uebcrladung, die lein
Ende findet. Eine Prügelscene, die ein wohlstilisirender Componist wie
z. V. Mozart, mit einigen charakteristischen Sätzen zu zeichnen sich begnügen
würde, füllt in den „Meistersingern" einen ganzen Act mit ihrem wüsten Gelärm.
Die alte Opernform hat freilich ihre Schablonen; aber wenn es richtig ist,
daß die Menschen den Ausdruck ihrer gegenseitigen Gefühle nicht in Duette
und Terzette zu kleiden pflegen, so ist es nicht weniger wahr, daß die Leute
überhaupt nicht einander ansingen, wenn sie sich etwas mitzutheilen haben;
daß alle Kunst eine Convention, und vom Standpunkte der Wirklichkeit
betrachtet, der „Lohengrin" um kein Haar weniger conventionell ist, als der
„Ton Juan", wenn auch der eine Recitative abhaspelt, wahrend der andere
Arien singt. Im Gegcntheil, diese abgerundeten, wiederkehrenden, lieder-
cirtigen Formen liegen ganz in der Natur der Musik. Hat doch selbst die

sprachliche Kunst ihre Verse und Strophen, ihre Reime und Refrains. Und
die Musik, welcher der logische Inhalt abgeht, wofern sie ihn nicht entlehnt,
vermag solch' ornamentaler Klangfiguren noch viel weniger zu entrathen. Ein
Schaubild kann das Auge länger und öfter betrachten, um seiner Schönheit
Herr zu werden; ein Tonbild aber verklingt im Entstehen; von ihm verlangt
daher das Ohr die Wiederholung. Die Wiederkehr der einfassenden Klang-
arabeske ist ein Genuß für's Gehör und eine Erholung für's Gemiith:
während der endlos sich abwickelnde musikalische Bandwurm eine Qual für
die Sinne ist, und eine Enttäuschung für die Phantasie. So bringt denn
auch schließlich diese Musik dieselbe Wirkung hervor wie jene Literatur i statt
mit einem Gefühl künstlerischer Erhebung, wie z. B. von einer Symphonie
Beethovens, geht man von dieser höheren Katzenmusik müde und abgespanni
nach Hause, mit unbefriedigtem Schönheitssinn und mißhandeltem Trommel-
fell. Beruht ja überhaupt der Traum einer Verbindung aller Künste zu
einer großartigen Gesammtwirlung auf totaler Verkennung der ästhetischen
Gesetze. Jede Kunst hat ihr bestimmtes Bereich, ihre besonderen Bedingungen,
und kann zu ihrer Vollendung nur gelangen indem sie für eigene Rechnung
wirkt. Die Vereinigung aller ist die Beeinträchtigung einer jeden. So
gewiß daher die Oper, mit ihrem trügerischen, bei allen Künsten zusammen-
geliehcnen Lappenkleide, im Grunde nichts ist als ein barbarisches Kunstge-
misch, so gewiß ist das „Kunstwerk der Zukunft", mit all feinen Pauken
und Trompeten, nichts als ein großer Humbug.

VIII.

Wie wenig unser „Naturalist" von den ästhetischen Pflichten des
Dichters eine Ahnung hat, das tritt am deutlichsten zu Tage, wenn wir sein
Verfahren mit den Anforderungen vergleichen, welche ein geläuterter poetischer
Geist, wie z. B. Schiller, sich selber stellt, um seiner Aufgabe gerecht zu
weiden. Der Abstand ist freilich ein gewaltiger; überdies bewegt sich das
Drama auf einer höheren Bühne als der Roman, und neben dem Historien-
gemälde hat das Genrebild seine Berechtigung. Aber die ästhetischen Grund-
gesetze bleiben überall dieselben; und gerade die Verglcichung der Gegensätze
schürft die Unterscheidung. Zudem ist Schiller — abgesehen von der Ver-
trautheit des deutschen Lesers mit seinen Werken — unter allen Dichtern
wohl derjenige, welcher Theorie und Praxis, welcher das dichterische Schaffen
und die ästhetische Reflexion im höchsten Grade mit einander zu verbinden
wußte, und deshalb zur Lieferung des kritischen Maßstabes sich vorzugsweise eignet.
Auch Schiller hielt das Studium der Wirklichkeit in hohen Ehren.
Er hatte von seinen» eisten Berufe, dem des Arztes, sogar eine gewisse
physiologische Neugierde zurückbehalten, und Goethe, der ihm gelegentlich über
die Achseln schaute, ließ es an Anmahnungen zu eingehender Motivirung und
realistischer Genauigkeit auch nicht fehlen. Um seinem „Tell" die rechte

Farbe zu geben, studiite er nicht nur Tschudrs und Anderer Chroniken, sondern auch die Naturgeschichte der Schweiz und die Topographie der Urcantone. Er begnügt sich nicht, die nackte Handlung des Dramas vorzuführen, er giebt uns zugleich ein Panorama der Schweiz mit ihren Menschen und Landschaften. Der Hirt und der Fischer, der Jäger und der Landmann, der Adlige wie der Freie und Hörige — das ganze Volk kommt in seinen Vertretern zur Erscheinung. Die Seen und die Gletscher, die Wälder und die Matten, die Sturzbache wie die Abgründe und Felsenthore — die ganze Natur tritt durch die Handlung in Mitleidenschaft; ist doch neben der läutenden Heerde und Wächter, dem Hunde, selbst die flüchtige Gemse und der krächzende Lämmergeier nicht vergessen! Wie weiß die dichterische Phantasie dieses Alpenleben in seiner Eigenthümlichleit und Frische vor unser Auge zu zaubern! Und doch hat Schiller die Schweiz nie gesehen. — Ein deutlicher Fingerzeig, daß es mehr das geistige als das leibliche Schauen ist, was den Dichter macht und was ihn befähigt, die poetische Wirkung hervorzubringen.

In den Vorbereitungen zu seinem „Wallenstein" ging Schiller so ernstlich zu Werke, daß er vorher die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" schrieb, und wie gewissenhaft er es niit der Wirklichkeit nahm, das zeigt sein „Wallensteins Lager", dessen lebendige Plastik an dem handhohen Farbenauftrag eines Zola sicherlich nichts zu gewinnen hätte. Und mit welch bewußter Kunst sucht nun der Dichter seinem Helden unsere Aufmerksamkeit und Sympathie zu sichern! In dem trotzigen Feldherr« und rauhen Kriegsmanu zeigt er den warmen Freund und besorgten Familienvater. Neben deni Abfall und Ehrgeiz des Glückssoldaten kommt des Staatsmannes politischer Sinn für das Gemeinwesen zum Vorschein:

„Vom Kaiser freilich Hab' ich diesen Stab;
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen! —"

Und wohl mochte der mit wahrhaft souveränen Befugnissen und Privilegien ausgestattete Generalissimus diesem traurigen Kaiser und dieser dynastisch gewissenlosen Kriegswirthschaft gegenüber einige Berechtigung fühlen, den Herrn zu spielen. Doch nicht genug — selbst der Irrthum soll die Schuld des Helden uns menschlich näher rücken, und auch die Astrologie mit ihrem phantastischen Glauben an die Gestirne wird zu Hilfe gerufen, um dem dänionischen Zuge in der Natur des genialen fürstlichen Abenteurers eine poetische Verbildlichung und zugleich eine psychologische Milderung zu geben.

Aehnlich verfährt der Dichter in der Charakterisirung seiner „Maria Stuart". Nicht als ob er ihr die schlimme Vergangenheit schenkte; denn sie bekennt sich offen zu ihren Jugendsünden. Aber im Gegensah zu diesen erscheint sie nun, durch Reue und Leid geläutert, als eine schöne, an ihrem

gegenwärtigen Schicksal unschuldige Dulderin, welche den unverdienten Tod als letzte Sühne für die längst gebüßte Schuld mit Ergebung dahinuimnrt. und deren blutiges Haupt von der verklärenden Weihe des Unglücks den versöhnenden Glorienschein empfängt.

Was wäre jedoch aus den beiden Dramen geworden, wenn Schiller, nach Zolas Necept verfahrend, im Wallenstein nichts lals den gewissenlos-ehrgeizigen Streber gezeigt hätte, der, immer tiefer in die Gemeinheit roher soldatischer Selbstsucht versinkend, die Länder verheert, die Städte plündert, die Generale zum Verrath verlockt, dem Kaiser die Treue bricht und das Vaterland dem Feind ausliefert, bis diesem höheren Schinderhannes ein wohlverdienter Partisanenstich den Garaus macht? Oder wenn er die schottische Königin in ihrer eigentlichen Gestalt dargestellt hätte, als eine verführerische sinnlich-fanatische, ehrgeizige Megäre, die nicht nur ihren ersten Gemahl — der freilich auch nicht viel Schatz werth war — in die Luft sprengen ließ, um sodann ihre Brunst in den Armen des Mörders zu kühlen, sondern auch mit allen Feinden des protestantischen England — mit den Urhebern der Alba'schen Vertilgungskämpfe in den Niederlanden, mit den Anstiftern der baitholomäusnächtlichen Gräuel in Frankreich —- sich verschwor, ihre Anhänger zu Moldauschlägen gegen die Königin Elisabeth hetzte und überhaupt, aller sittlichen Schranken bar, jedes Verbrechen für erlaubt, ja für gottgefällig hielt, wenn es nur zur Verherrlichung des katholischen Glaubens verübt wurde? Hätte nicht auch angesichts dieser Figur dem Leser der Gedanke sich aufdrängen müssen, daß mit einem solchen gefährlichen Kopfe unter den gegebenen Umständen nichts Besseres zu thun sei, als ihn abzuschlagen?

Statt einer erhebenden ethischen Empfindung hätte der Dichter nur jene gemeine Neugierde erregt, welche der „Mordthat" des Jahrmarkts entgegenkommt, und statt zweier Kunstwerke von der höchsten dichterischen Schönheit, die fortleben werden, so lange es eine dentsche Sprache giebt, hätte er nur zwei jener Spectakelstücke geliefert, die eine Zeit lang die Kassen der Schaubuden füllen, um dann spurlos zu verschwinden. Diese ästhetische Tugend ist übrigens bei Schiller um so höher anzuschlagen als, schon im „Wallenstein" einigermaßen, namentlich aber in der „Maria Stuart", der Dichter in ihm den Historiker und Philosophen zu überwinden hatte. Denn in letzterer Eigenschaft mußte er nothwendig für die englische Königin, welche immerhin den staatlichen Fortschritt und die geistige Freiheit bedeutete, und gegen die schottische Maria Partei ergreifen, welche den cultuifeiudlichen Absolutismus des blinden Glaubens vertrat. Damit wäre allerdings das Trauerspiel unmöglich geworden. Schiller schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, wobei er freilich der Elisabeth eine gehässigere Rolle zutheilte, als sie historisch verdient; denn um das politische Motiv zu vermenschlichen, machte er die Eifersucht des Weibes da zur hauptsächlichen Triebfeder, wo in Wirklichkeit nur die Staatsklugheit der Königin im Spiele war. Er hätte vielleicht diesen höheren Beweggrund etwas mehr hervorheben tonnen,

ohne seiner Eomposition zu schaden; aber er benutzte zugleich die Elisabeth
als dunklen Hintergrund, um seine Heldin darauf abzuheben, und schließlich
wollte er ein Drama schreiben und leine Historie. Ob es freilich recht und
billig ist, einen historischen Charakter zu dramatischen Zwecken in sein Gegen-
theil zu verwandeln und ihm in der Phantasie des Volkes ein falsches,
durch die Macht der Poesie fast unauslöschliches Gepräge aufzudrücken, ist eine
andere Frage, die wir hier nicht erörtern wollen. Immerhin dürfte
Shakespeares treueres Festhalten an der Geschichte vorzuziehen sein.
Ohne Zweifel läßt sich auch dem Laster und Verbrechen eine poetifche
Seite abgewinnen, aber nur unter der Bedingung, daß das Böse durch seine
Gefährlichkeit und Energie imponire «nd durch feine Niederlage sich selber
negire. Ein Richard III. ist sicherlich das Muster eines Bösewichts; aber
gerade die geniale Kraft, die er in» Vollbringen feiner Unthaten entwickelt,
zeigt auch in ihrer Verirrung die hohe Fähigkeit der menschlichen Natur —
abgesehen davon, daß der fchließliche Sieg der sittlichen Ordnung um fo
erhebender wirkt, je stärker der Feind war, den sie zu überwältigen hatte.
Denn daß dieser Sieg — wenn auch nicht in der Zeitkürze und Handgreif-
lichkeit einer poetifchen Fiction — fo doch im Großen und Ganzen mit Natur-
notwendigkeit eintritt, das eben ist der Grund, warum uns die Darstellung
der Kraft, selbst in der Form des Bösen und Häßlichen, noch erfreulich
erscheint. Was ist verderblicher als der Blitz, der die Eiche zersplittert, oder
der Meercssturm, der das Schiff verschlingt? Und doch entzückt uns die wilde
Schönheit dieser Naturgewalt, weil wir in ihr dieselbe Macht ahnen, die uns
im Sternenhimmel entgegenglänzt und unsere Erde mit Licht und Wärme
tränkt. Denn das, was wir schön oder häßlich, gut oder böse nennen, ent-
springt einer und derselben Kraftäußerung; der Unterfchied besteht nur in
der Entwicklungsstufe. Die ästhetische Verschiedenheit zwischen einem Löwen,
der einen Stier zerreißt, und einem Helden, der einen Feind erschlägt, ist
lediglich eine graduelle; und wenn die vierbeinige Bestie ihren Gegner gleich
in seiner Substanz aufzehrt, die zweibeinige den ihrigen nur in feinem
Wefen, indem sie ihm Boden und Freiheit nimmt und seine Arbeit sich
aneignet, so ist dieser Unterschied mehr eine Geschmacks- und Opportunitäts-
als eine Moralitäts-Frage. Ist doch das sittliche Moment selber nur ein
Pruduct der Energie, wenn auch einer qualitativeren Energie, die Ver-
nunft heißt.

IX.

Mit der sittlich-ästhetischen Frage verhält es sich nämlich fo: In der
physisch-mathematischen Welt sind das dynamische und das logische Princip
noch mit einander verschmolzen; in der ethisch-intellectuellen Ordnung dagegen
haben sie sich getrennt und stehen einander gegenüber. Ein Entwickluugskampf
entspinnt sich nun zwischen beiden, in welchem das logische Prinzip als das
stärkere sich erweist, weil es. mit Bewußtsein handelnd, der Waffen des

Gegners sich bemächtigt, um sie wider ihn selber zu kehren; denn der ganze Entwicklungsproceß ist nichts als ein Herrweiden der qualitativen Kraft über die quantitative. Im historisch-socialen Kampfe ist daher das logische, das ethische, d. h. das Prinzip des Schönen und Guten, immer das siegreiche — freilich nicht in jedem Individuum und zu jeder Stunde, aber in der Menschheit und von Periode zu Periode. Wenn dem nicht so wäre, gäbe es weder eine Sittlichkeit, noch eine Gerechtigkeit! die Tugend wäre der pure Schwindel, und dem logisch handelnden Menschen bliebe nichts übrig, als sich unverzagt auf den Standpunkt der blinden Naturkraft zu stellen, um, wie der Lowe seine Beute, den schwächeren Gegner einfach ab- und einzuthun. — Auch verharrt auf diesem Standpunkte, trotz aller heuchlerischen Liebesphrasen, im Grunde die ganze christliche Moral. — Aber eben weil das logisch-ethische Princip das entwickeltere, höhere und deshalb mächtigere ist, auf welchem aller historische Fortschritt und das Wesen des Menschenthums selber beruht, so handelt der Mensch in einer seinem Naturgesetz adäquaten Weise, d. h. in seinem eigensten Interesse, nur unter der Bedingung, daß er sittlich handelt. Die Sittlichkeit bedarf daher weder einer überirdischen Offenbarung, noch einer göttlichen Gnade, noch einer himmlischen Verheißung — lauter Helfershelfer die, wie die blutige Geschichte und der klägliche Zustand der Menschheit nur zu klar beweist, mehr schädlich als nützlich sind; sie braucht nichts als die Erkcnntniß der Schöpfungsgesetze und das Verständnis; der menschlichen Wohlfahrt. Damit kommt sie weiter als mit allen Mythen. Dogmen und Wunderthaten.

Obwohl daher das Princip der Kraft an sich sittlich indifferent erscheint, ist es doch ästhetisch wirtsam, und zwar deshalb, weil auch seine sittliche Indifferenz nur eine scheinbare, weil auch in der unbewußten Natur die ethische Wirksamkeit der Kraft latent ist — denn wie sollte sie sonst in der bewußten zum Vorschein kommen? Da vielmehr — vermöge des Entwicklungsgesetzes, das die Quantität in Qualität verwandelt — die „böse" Kraft sich nothwendig in „gute" umsetzt, so ist das Kraftprincip, wenn auch indifferent als Ursache, so doch ethisch als Folge, und deshalb von Haus ans ein ästhetisches, weil das Schöne nur die äußere Erscheinung des Wahren, d. h. des Gesehmäßigen ist, und beide zusammen die zwei zur einheitlichen That sich ergänzenden Formen des Guten bilden. Das Gute ist der genieinsame Act des Schönen und Richtigen, und was nicht gut ist, ist ebenso wenig schön, als es recht ist. Wenn wir daher an das Kunstwerk die Forderung eines sittlichen Endziels stellen, gleichviel ob die „poetische Gerechtigkeit" als positives oder negatives Ergebniß zum Ausdruck komme, so thun wir das nicht, weil wir die Kategorien verwechseln, oder um aus didaktischen Gründen der Poesie eine moralische Tendenz aufzunöthigen, sondern weil in der That der Entwicklungsgang der Schöpfung von der niedrigeren Bildung zur höheren, vom Häßlichen zum Schönen, vom Bösen zum Guten fortschreitet und die Kunst verpflichtet ist. uns nicht ein willkürliches Erzeugnis des Zufalls, sondern ein getreues Abbild

der Gesetzmäßigkeit zu liefern. Diese Formulirung der Kunstaufgabe ist eine Binsenwahrheit, welche die Aesthetik schon tausendmal in allen Tonarten gepredigt hat, mit der aber die Jünger der Künste immer wieder umspringen, als ob sie erst zu entdecken wäre. Nie Kunst, so gut wie die Wissenschaft, ist nicht vorhanden, um uns ein X für ein U zu machen, sondern um uns in unserer Erkenntnißarbeit zu unterstützen, um die Schönheit, Größe und Folgerichtigkeit der Schöpfung unserm Empfinden und Denken näher zu bringen. Wenn wir von der bildenden Kunst einen leiblichen Menschen fordern, so wollen wir nicht, daß sie uns einen Krüppel liefere, nnter den« Vorwande, daß die wirtlichen Sterblichen keine Apollos seien. Wir verlangen allerdings keine idealisirte Puppe, aber ein Exemplar, das uns die Kraft und Schönheit der Gattung zum Bewußtfein bringt, denn den Krüppel können wir alle Tage in der Straße sehen. Ebenso, wenn wir von der sprachlichen Kunst einen geistigen Menschen fordern, fo wollen wir nicht, daß sie uns einen Tropf vorstelle, unter dem Vorwande, daß unsere Mitbürger keine Engel seien: Tröpfe liefert uns das Leben genug, und zum Studium dieser Sorte brauchen wir die Poesie nicht. Wir verlangen freilich ebensowenig einen hohlen Hampelmann der Moral; aber einen Menschen, in dessen Thun und Lassen, in dessen Tugenden Und Lastern, in dessen Freuden und Schmerzen das Wesen der Menschheit, d. h. jenes Stieben nach einem höheren, allgemeineren, über die Existenz des Einzelgeschöpfs hinausreichenden Ideal sich offenbart, welches das Individuum mit der Gattung verknüpft, ohne sich in der rein animalischen Form dieser Verknüpfung, in den Sorgen der Ernährung und Fortpflanzung, zu erschöpfen. Mag es nun in positiver oder negativer, in directer oder indirecter Weise geschehen, als stiller Associö wenigstens muß dieses Streben, das die Erkenntniß zum Werkzeug und die Sittlichkeit zum Endziel hat, sich geltend machen, wenn eine poetische Composition mehr sein soll als ein müssiges Spielzeug der Unterhaltung. Denn was uns an der Darstellung des Bösewichts allein interessirt und erbaut, ist eben dieser Kraftproceß, durch den das Böse sich selbst zerstört, indem es schließlich bcim Gegentheil seiner Absicht anlangt und, trotz seines schlimmen Wollens, „das Gute schafft". Ini Einzelnen und Kleinen tritt dieses Gesetz freilich nicht immer klar zu Tage: aber das alte Bibelwort, daß die Sünden der Väter sich strafen bis in's dritte und vierte Glied, ist nur der Ausdruck desselben im Großen und Ganzen. Es bejaht die Solidarität der Geschlechter und ist daher um so weniger ungerecht, als die Nachkommen das eigentliche Moment der Strafe, das Bewußtsein der Schuld, auf ihre Vorfahren abwälzen können. Wenn wir die Erbschaft einer vieltausendjährigen Eivilisation einstreichen wollen, müssen wir auch die Eulturtoften, die noch daran hängen, mit in den Kauf nehmen.

Daß z. B. der sechszehnte Ludwig büßen mußte, was der vierzehnte und fünfzehnte verbrochen hatten — obwohl auch deren Ende kein bencidenswerthes war —, ist nur eine historische Gerechtigkeit; denn es ist nicht der Mensch, den

die Geschichte in ihm züchtigt, sondern der Uebermensch, der Vertreter der Tynastie. Keine bürgerliche Eigenschaft, weder die Fähigkeit, noch die Sittlichkeit, noch die Willcnsmeimmg, tommt bei ihm in Betracht; alle Fehler und Laster, die erhalte, würden jenen Ruf der Legitimität nicht aufhalten: „Ter König ist todt, es lebe der König". Als absoluter Nachfolger ist er die moralisch-persönliche Fortsetzung seiner Vorgänger. Indem er die Erbschaft antritt und auf die Rechtswohlthat des Inventars verzichtet, übernimmt er auch die monarchische Verantwortlichkeit der Erblasser; und da er nicht nur ein Mensch, sondern die Verkörperung eines Princips zu sein begehrt, muß er sich's auch gefallen lassen, wenn man dem Menschen den Kopf abschlägt, um das Princip zu widerlegen. Das humane Mitgefühl mag ihn bedauern: die historische Logik aber kann nur sagen: sein Princip hat zuviel Köpfe gekostet, um nicht mit Recht auch den scinigcn.

Freilich hat eine Weltanschauung, die das Individuum auf den Egoismus seiner Unsterblichkeit stellt und mit seinem Weltbürgerthum in ein himmlisches Jenseits verweist, die Solidarität von Mensch und Menschheit, diese einzig wahre Grundlage aller Sittlichkeit, dergestalt vernichtet, daß auch die Begriffe von Lohn und Strafe sich einer richtigen Ertenntniß entziehen. Tiefe, so weit sie objcctiv ethischer Natur sind, bestehen vielmehr darin, daß der gute, dem Entwickclungsgcseh dienende Mensch in seinen» Schaffen und Wirten fortlebt, weil er für das Dauernde, das Ewige arbeitet, während der böse, das Weltgeseh des Fortschritts bekämpfende Unmensch sammt seiner Hinterlassenschaft der Vernichtung anheimfällt, weil er für Tod und Verwesung sich abmüht. Was ist — um nur an die größeren Glocken zu schlagen — aus dem Weltreiche Karl V. was aus den Glaubcnssicgeu Philipp II., was aus dem Sonnenkönig!hum Ludwig XIV., was aus der Heldenkaiserei Napoleon I. geworden? Ist die Vernichtung von allem, was sie persönlich erstrebt und geschaffen, ist diese historische Negation ihres innersten Wesens nicht das grüßte Strafgericht, das die ewige Gerechtigkeit über diefe Halbgötter verhängen tonnte? Und wenn schon jetzt, nach kaum zweihundert Jahren, die Republik den Staub der Versailler Herrlichkeit verächtlich von den Füßen schüttelt, wie mag es erst nach einigen weiteren Jahrhunderten mit dem Ruhme dieser Herren bestellt sein? Im Gegensah zu den Gerechten wird man von ihnen sagen können: sie folgten ihren Werken nach.

Das soll übrigens nicht heißen, daß wenigstens bei Lebzeiten das erfolgreiche Laster glücklicher mache als die verkannte Tugend; das Ende und die letzte Gemiithsverfassung der eben genannten Machtpilze würde uns hierüber eines Besseren belehren. Aber nicht immer tritt das Gericht so unmittelbar und deutlich hervor; scheint doch mancher Ungerechte in Ruhm und Glück dahin zu fahre», wenn es auch in seinem Innern vielleicht nicht ganz so rosig aussah. In seiner Vergangenheit wird der Böse nicht immer zur Rechenschaft gezogen, wenn es auch Strafe genug ist, daß das süße Bewußtsein des Rechtthuns, der Genuß der eigenen Tüchtigkeit, das genugthuendc

Gefühl moralischer Gesundheit ihm abgeht; aber in seiner Zukunft wird er immer getroffen. Wenn nicht an Leib und Gut, wird er doch an Seele und Geist gestraft, indem er der „Verdammniß" des Todes anheimfällt, statt die „Seligkeit" ewigen Lebens zu erwerben; und in diesem Sinne ist die alte Mythe, welche aus der Hölle kein Entrinnen kennt, nicht im Irrthum. Denn das ist's ja, was das Wesen des Menschen ausmacht, daß er nicht nur physisch, sondern auch moralisch das Glied einer Kette bildet und nur als solches Werth und Bedeutung hat. In dieser Eigenschaft muß ihn die Kunst denn auch auffassen, wenn sie — was ihres Amtes ist — sein Wesen darstellen will. Die Art und Weise, wie der Zufall mit irgend einem Individuum fpielt, ist nur die scheinbare Wirklichkeit. Die wahre Wirklichkeit ist das Schicksal einer Persönlichkeit, wie es aus deren Stellung zum socialen Entwicklungskampfe mit Notwendigkeit hervorgeht und dieselbe zum Typus einer Gruppe macht. Die Dichtkunst muß das, was im einzelnen Falle vielleicht der Zukunft vorbehalten blieb, wenigstens implicite in die Gegenwart hereinnehmen, um mit Hilfe diefes Abschlusses aus dem Stückwerk ein Ganzes zu machen. Verfährt sie anders, so thut sie das Gegentheil von dem, was ihr obliegt: sie erweitert willkürlich das Einzelne zum Allgemeinen, statt das Allgemeine im Einzelnen gesehmäßig zusammenzufassen. Es ist wieder die Verwechslung von Wirklichkeit und Wahrheit, aber auf einer höheren Potenz, wo nicht nur die einzelne Figur, sondern die ganze Verkettung der Umstände, der ganze Verlauf der Entwicklung sumniirt und extraHirt sein will, um aus der Quintessenz der Wirklichkeit die Wahrheit zu gestalten.

X.

Nun hat Zola allerdings für dieses Gesetz historischer Aesthetik ein gewisses Verständniß, das sogar so weit geht, daß er gleich eine Kette von zwanzig Gliedern schmiedet, deren jedes einzelne wieder eine Gruppe von Ringen, d. h. ein ganzer Roman, ist. Das Band jedoch, das die Theile verknüpft, ist lein moralisches: nicht die Gruppirung um ein ethisches Problem — sondern ein physisches: die Nassenvererbung der Organisationen und Temperamente. Und obwohl Zola auf den weltgerichtlichen Abschluß, für den die Geschichte durch den Fall des Kaiserreichs bereits gesorgt hat, ausdrücklich verweist, so ist doch — namentlich bei dem oft nur äußerlichen Zusammenhang der einzelnen Episoden — die Zumuthung an den Leser, zwanzig Jahre und zwanzig Bände lang auf die sittliche Schlußfolgerung zu warten, offenbar eine ungebührliche. Wenn freilich jeder einzelne Roman seinen letzten Act poetischer Gerechtigkeit hatte, dann möchte immerhin das Ganze in dem Znsammenbruch des verrotteten Kaiserthums gipfeln; aber von folch künstlerischer, bei dem ungeheuer« Umfang allerdings fast unmöglicher Anordnung ist leine Rede. Vielmehr fallen mit Ausnahme der „Eroberung von Plasslln s", die abgerundeten Romane aus dem historischen Zusammenhang

heraus: die darin verbleibenden aber sind mehr abgeschnitten als ab-
geschlossen — was nur deshalb weniger stört, weil man jedesmal froh ist, so
oft vor diesem traurigen Gesindel der Vorhang wieder fällt. Wenn „große
Laster, Verbrechen blutig kolossal" der poetischen Motive keineswegs bar sind,
so bleibt hingegen da, wo die Kraft verschwindet und der Wille aufhört,
wo der Kampf der Elemente nur noch als ein Proceß der Fäulniß und
Zersetzung sich offenbart, nicht die Spur eines ästhetischen Zwecks übrig.
Denn die Verwesung, als die absolute Formzerstörung, bildet den directen
Gegensatz der Schönheit, d. h. der Formgestaltung. Solches aber ist bei
der großen Mehrheit der Zola'schen Helden der Fall. Was soll uns all
dieses martfaule hohe und niedere Lumpenpack, das an moralischer Auszehrung,
an sittlicher Blutvergiftung laborirt, daran es langsam zusammenbricht, und
das zu erbärmlich ist, um uns Entsetzen, ja um uns Haß oder Mitleid ein-
zustoßen, sondern uns einfach anwidert!

Summa Summaruin kann man daher mit Recht sagen, daß bei
Zola die ästhetische Intelligenz dem poetischen Talente nicht die Waage
hält, und daß er, auf Abwege gerathen, einen Übeln Gebrauch von seinen
ungewöhnlichen Gaben macht. Die meisten seiner Romane sind, bei allem
Aufwand von darstellender Geschicklichkeit und consequenter Durchführung,
nicht nur schlechte Dichtwerte, sondern überhaupt schlechte Werte, weil sie,
trotz der Unerschrockenst ihres Realismus, nicht wahr sind. Jeder denkende
Künstler weiß, daß er, wenn seine Darstellung den Eindruck des Richtigen
machen soll, nicht alles wiedergeben darf, was die Natur ihm giebt, weil der
Beschauer instinctiv die Regel zu sehen verlangt und nicht die Ausnahme,
und in der Kunst das Wahre auch wahrscheinlich sein muß. So z. B. birgt
der sociale Morast der Großstadt ohne Zweifel ein Haustein folch verkommener
Gesellen, wie das „Assommoir" sie schildert; aber indem es dieselben auf der
poetischen Bühne zur Schau stellt und ihnen so eine typische Bedeutung
giebt, weiden sie zu einem verlogenen Schmähgedicht auf den Aibeiterstand, der
nicht nur in seinem Kern, sondern auch in seiner Masse weit entfernt ist, aus
derartigen Hallunken zu bestehen. Ist doch ihre Nichtigkeit so groß, daß nicht
einmal ihr tragischer Ausgang, d. h. die Bestrafung des Lasters, eine versöhnende,
aufrichtende Wirkung zu üben vermag. Der Teufel — um ein mythisches
Bild zu gebrauchen —, dem sie sich verschrieben haben, spart Donner und
Blitz an ihnen, wenn auch der Gestank nicht abwesend ist: sie sind selbst
ihm zu schlecht; auch kann er sich die Mühe des Holens ersparen, da sie ja
von selber verfaulen. Die Macht des Guten, welche als treibendes Ferment
der bösen Kraft innewohnt und sie schließlich zerstört, ist abwesend, und mit
ihr das ethische Moment. Wenn man ein Buch Zolas zumacht, spürt man
nichts von jenem anreizenden erhebenden Hauche echter Poesie, der uns zu allem
Guten begeistert; was zurückbleibt, ist ein ästhetischer Ekel und ein moralischer
Katzenjammer. Das genügt, um diese Literatur zu kennzeichnen und zu richten.

Im Uebrigcn hat Zola gut das ethische Entwicklungsgesetz in seinen
Arbeiten mißachten, factisch ist er ihm doch verfallen: auch er ist wider
Willen genöthigt, das Gute zu schaffen, indem er das Schlechte vollbringt.
Ist doch der' „Naturalismus", wie jeder Irrthum, auf's Eifrigste bestrebt,
durch fortwährende Steigerung seines Princips seine Unvernunft an den Tag
zu legen und seine Selbstvernichtung herbeizuführen. Zuerst hat die brutale
Sittenlosigteit der Zola'schen Heldensippc das sentimental lackirte Laster der
Dumas'schen „Halbwelt" übertrumpft und unmöglich gemacht — nun schlägt
die Schamlosigkeit Nanas auch dem eigenen Fasse den Boden aus, und der
Inhalt dieser „Josse mobile" fließt in den Rinnstein. Die Reaction des guten
Geschmacks ist im Anzug. Ter üble Duft feilen Mcnschenfleifches hat sich
nachgerade dem Publikum auf die Brust gesetzt, und es schnappt nach Luft.
Es fühlt fich verrathen und verkauft in dieser Schandatmosphäre, es hat
Heimweh nach Ehrbarkeit. Trotz der 55,000 Exemplare „Nana", die
schon vor Beendigung des Druckes beim Verleger bestellt waren, dürfte Zola
auf der Höhe seines Ruhmes und am jenseitigen Abhang seines Realismus
angelangt sein. Denn man darf sich von diesem trügerischen, durch die Aus-
schlag gebenden Kreise nichts weniger als unterstützten Erfolg der Reclame,
der Neugierde und des Scandals keineswegs täuschen lassen. Und nicht umsonst
tritt ein erprobter Kampe, der zwar auch kein Heiliger, aber jedenfalls ein
Schriftsteller von ästhetischer Reinlichkeit ist, und der eine feine Witterung
für den Windwechsel hat — Edmond About — mit einer Erzählung auf
de» Kampfplatz, die den Titel führt: „I,y i-oman cl'un dravo lionuue".

Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung*)

von

Eduard Grafen Lamezan.

— Wien. —

lndcm ich es unternehme, heute hier vor Ihnen das Wort zu ergreifen, muß ich befürchten, in zweifacher Richtung einen Act der Vermessenheit zu begehen, für den ich Ihre Nachsicht nur dadurch erlangen kann, wenn ich Ihnen darlege, wie ich zu diesem Entschlüsse gelangt bin. (Ar tont ooinprenckre, Sie wissen es ja, o'68t tnnr parcionnsr! In erster Richtung also fühle ich mein Gewissen dadurch bedrückt, daß ich, obgleich mir mein Beruf eine ganz andere minder freundliche Stätte des Wirkens anweist, hier an dieser Stelle Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, wo doch nur die Wissenschaft vom Fach das Recht hat, ihr Bestes in freundlich faßbaren Worten darzubieten. In dieser Beziehung nun verweise ich zu meiner Entlastung auf die Herrn des Comit5's der „Lesehalle". die mit mächtiger Ucberredungsgabe und süßem Zwange mich zu einer Zusage vermochten, bei welcher allerdings auf Sie, verehrte Zuhörer, als die damals noch unbekannten Opfer, keine Rücksicht genommen wurde. Ich war nicht Herr meines freien Willens und daher nicht zurechnungsfähig. — Sie sehen, ich komme zur Sache.

Diese aber ist's, die den zweiten Anlaß für meine Zaghaftigkeit liefert. Der Stoff, den ich für meine heutigen Betrachtungen gewählt habe, ist ein sehr ernster, schwieriger und — wie manche Stimmen mir warnend zuriefen — ein beinahe unüberwiudbarer! Wie bin ich also dazu gelangt, gerade diesen Stoff zu erwählen?

Ich will auch hier ganz offen sein. Sie wissen, meine verehrten An-

') Vortrag, gehalten im Lesevcrein der „Akademischen Lesehalle" an der Universität Wien am 26. Februar 1880 vom kaiserlichen Staatsanwälte E. G, Lamezan.

wescnden, daß mein persönlicher Beruf, oder, wenn Sie lieber wollen, meine Alltagsbeschaftigung darin besteht, die Strafgewalt des Staates im Namen des Staates in einem bestimmten Umkreise desselben praktisch zu handhaben, 3iun giebt cs aber so Tage und Stunden im menschlichen Leben, in denen man sich selbst oft recht schwierige Fragen vorlegt und so geschah es mir, daß ich plötzlich eines Tages vor der Frage stand: Welche Berechtigung hat dieser Beruf an sich?

Es bedarf keiner speciellen Betonung, daß ich hierbei nicht die äußere oder factische Berechtigung der Stellung eines Richters oder eines öffentlichen Anklägers im Sinne hatte. Beide sind unerläßliche Uebel, so lange die Menschen den Gipfelpunkt sittlicher Vollendung noch nicht erreicht haben und beide sind durch die Gesehe eines jeden modernen Staatswesens sanctionirt. — Es handelt sich also bei jener Frage vielmehr um die ungleich schwerer zu ergründende innere Berechtigung des Amtes und der damit verbundenen Thiitigkeit.

Was ist Recht und Strafrecht insbesondere und wie verhalt sich der Staat dazu? Wie verhalte ich selbst als partieller Mandatar des Staates mich zu diesem Rechte? Sie begreifen gewiß, daß, sobald sich diese Frage dem einsamen Geiste präsentirt, man sich ihrer und der quälendeil Zweifel, die sie in sich schließt, nicht mehr entledigen kann; daß man sie lösen muß, will man nicht in unerträglicher Skepsis zu Grunde gehen oder im gemeinen Indifferentismus versinken!

Menschliche Willensfreiheit — strafrechtliche Zurechnung: Der Stoff umfaßt ein zweifaches Gebiet; ein psychologisches oder philosophisches, und ein juristisches, beide von schwindelnder Tiefe, beide von unabsehbar weiten Grenzen. Sie dürfen darum aber nicht befürchten, daß ich beide Gebiete nach allen ihren Richtungen erschöpfen, daß ich Alles sagen will, was sich zur Sache sagen ließe; eines solchen Mißbrauches bin ich unfähig; es wird mir genügen, wenn ich den Bestand des bedeutsamen Riithsels in jenen vier Worten darlege, wenn ich den tiefgreifenden Widerstreit der Meinungen auf diesem Gebiete geistiger Forschung klar mache und wenn ich endlich den Weg der Erlösung andeute, den ich subjectiv aus diesem Irrsal gefunden zu haben glaube — nach „heißem Bemühen", wenn auch geleitet von dem erhabenen und unvergänglichen Lichte, das große Denker der Vergangenheit uns hinterlassen haben.

Es ist also ein Stück der eigenen geistigen Lebensgeschichte, mit dem ich vor Sie hintrete; allein es möge mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich der Ansicht Ausdruck gebe, daß dieser Theil einer Lebensgeschichte über den Rahmen eines persönlichen Interesses hinausgeht, weil er, uni niit Locke zu sprechen, eine Angelegenheit der Menschheit im Allgemeinen berührt i).

>) I^oo^s. Ü85UV. IV. Hllz,. 12 .Moillllltv iz ti>o piopsr 8<:ieu<:L »uä Lu3uie58 vl mllllliiu<l ill zeilsrltl".

Von den beiden Seiten unserer Frage, die ich oben geschieden habe, ist
die psychologische ihrem Gewichte nach bei weitem die vorwiegende, weil die
juristische mit ihr steht und fällt. Ist die Frage nach der Freiheit des
menschlichen Willens, sei es im allgemeinen oder im einzelnen Individuum
gelöst, so bietet auch jene nach der strafrechtlichen Imputabilitiit sowohl im
Ganzen als auch für den concreten Fall keine Schwierigkeiten mehr dar.
Sehen wir also dieser Frage in ihr ernstes Auge.
Die ältere Psychologie behandelte ihr Forschungsgebiet, die menschliche
Seele, nach empirisch ärztlicher Art, indem sie aus der Wahrnehmung ihrer
Thätigleiten auf den Bestand der zahllosesten speciellen Fähigleiten zurück-
schloß, nach den Symptomen die ursachlichen Kräfte zu ermitteln suchte. Da
nahm sich diese unfaßbare menschliche Seele wie ein complicirtes System
sorgsam in einander geschachtelter Potenzen aus, von denen jede unabhängig
und unbeeinflußt von der andern fungirte. Wie die Chemie bestrebt ist, die
in der organischen Natur befindlichen Stoffe in ihre eigentlichen Elemente zu
zerlegen und so eine Reihe von Grundstoffen ermittelt hat, die einer weitern
Zerfällung nicht mehr fähig sind, — so hat die Psychologie sich bemüht,
jene einst so zahlreich seelischen Functionen auf ihre Grundmomente zurück-
zuführen und so in einer höheru Einheit das wahre Wesen des Menschen
zu entdecken.
Aristoteles thcilte die psychischen Phänomene in das Vermögen zu „denken
und zu begehren;" Kant sonderte das Ertenntnißvermögen vom Lust- und
Unlustgefühl und von» Begehrungsvermögen; Brentanos, einer der modernsten
Seelenforscher stellt gleichfalls eine Dreitheilung auf, aber abweichend von
Kant und seineu Vorgängern, indeni er zwar nachweist, daß die eine Gruppe
— Lust- und Unlustgefühl und Begehren — sich auf eine Wurzel zurück-
führen lassen, dafür aber die andere Gruppe — das Erkennen — in zwei
Theile spaltet, so daß er hiedurch die Seelenthätigteiten in „Vorstellungen,
Urtheilen und Phänomene der Liebe und des Hasses" oder „Gemüths-
bewegung", „Interesse oder Liebe" unterscheidet. Er giebt selbst zu, daß
diese Bezeichnungen wegen ihrer Unbestimmtheit einer Mißdeutung fähig sind
und daß für die Gruppe der Gemüthsbcwegungen am meisten der geeignete
einheitliche Ausdruck fehlt. Er ignorirt, beinahe möchte ich annehmen ab-
sichtlich, daß andere Forscher bereits lange vorher diesen mangelnden ein-
heitlichen Ausdruck gesunden haben. Noch in jüngster Zeit hat vi-. Jäger,
der wohlbekannte Zoologe, die Seele selbst in den Lust- und Unlustdüften
entdeckt, somit das Organ zur Ertenntniß der menschlichen Seele so recht
eigentlich in der menschlichen Nase zu finden geglaubt.
Wenn die Kraft und das Ansehen einer Autorität mit ihrem Alter
wächst, so bin ich in der glücklichen Lage, einen höchst chrwüroigen Gewährs-

2) Dr. F. Brentano, Psychologie uom cnchirischcn Etaudpunlte. Leipzig 1874»
S. 25«.

mann für die Behauptung anzuführen, daß diese Dreitheilung sich mit vollem Rechte auf blos zwei Elemente zurückführen läßt, daß Luft- und Unlustgefühle nichts anderes als Aeutzerungen der Willensthätigleit sind. Schon der heilige Augustinus, der große Kirchenvaters, der nebenher auch ein großer Denker vor dem Herrn war, wenngleich er sich durch seine vorhergesteckten Endziele in der Freiheit seines Denkens eingeengt fül)len mußte, hat in seinem Werte „vy oivitiit« ^)si" derselben Erlenntniß klaren Ausdruck gegeben und selbst Brentano, den ich oben angeführt habe, anerkennt 4), daß die Erscheinungen des Willens wirtlich aus anderen psychischen Phänomenen nicht abgeleitet werden tonnen. Kant und Schopenhauer und der Philosoph des „Unbewußten", Moriz Hartman«, obgleich sonst in vielen Dingen gewiß sehr von einander abweichend, befinden sich in diesem Punkte in vollster Uebereinstimmung, so daß wir heute mit einiger Berechtigung als unbestritten annehmen können, es bestehe die seelische Seite des Menschen lediglich aus zwei Potenzen, die aber an sich nicht weiter analysiit, nicht weiter zerlegt werden tonnen — nämlich Wille und Intellect. Auch der gemeine Sprachgebrauch im Deutschen hat diese Unterscheidung acceptirt, wir reden von „Kopf" und „Herz", „Geist" und „Gemüth", „Herz" und „Verstand" u. dgl., und sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mit dieser Antithese das ganze Wesen des Menschen umfastend erschöpft ist.

Wenn aber auch dieser Sah noch angefochten weiden wollte, so ist doch soviel sicher, daß die Moral — und mit ihr das Strafgesetz — es durchaus nur mit der Einen Seite des Menschen, mit dem Willen zu thun hat. Baco von Verulam hat die Moral geradezu die Wissenschaft vom menschlichen Willen genannt') und David Hume beweist in seinen Weiten des ausführlichsten«»), daß nur die Eigenschaften des Willens und des Charakters «nd die aus diesen entspringenden Handlungen Gegenstand des moralischen Urtheils sind und nur durch diese Triebfedern eine moralische Bedeutung erhalten. Hume, der die Trennung des menschlichen Wesens in Intellect und Wille mit ungemeiner Pracision durchführt, betont mit Recht, daß nur der Wille den Menschen zum Handeln führt und daß man noch niemals daran gedacht hat, Verstandesvorzüge etwa Tugenden, Verstandesmangel Laster zu nennen.

Ich habe behauptet, daß auch das Strafgesetz sich nur mit dem menschlichen Willen und dessen Emanationen als seinen Objecten befaßt. Der

2) ll« oivit»t6 Dsi. XIV: „VoluntH» «8t quipp« in omuibu», imo oinnß» llidil aliud «^ulm» vo!uut»te8 sunt; nllm yui6 88t oupiäiw« ßt I»etiti» uizi voluntHS in «uruin ooQ8su8iouem, yu»s voluiuu8? «t quid e«t rnstu» kt^us tristiti», nisi volui>t28 in 6i83ßu«ioriom »o di8, <zu»6 uolumu«.

4) Brentano, a. a. O. S. 336.

2) De dlßniwte et 2Ußmsuti3 3«islitil»rum lid. VII.

«) H, !llß»ti8s c>l Quinan Qgtuis. IH. siehe: Die Ethik Tauid Humes in ihrer geschichtlichen Stellung von D. G. v. Gizycli. Breslau 1878, S. 100 u. ff.

Intellcct und seine Thätigkeit bleiben vom Strafgesetze gänzlich unberührt.
Die Staatsgrundgesche aller modernen Staaten schließen den erhabenen Satz
in sich: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei?)", einen Sah, welchen
sich der Laie in dem landläufigen Dictum: „Gedanken sind zollfrei" zurecht
legt und in der That ist es ein Jedermann bekanntes Vorrecht des Staats-
bürgers, nach seinem Belieben die höchste Stufe der Intelligenz zu erklimmen
oder aber, wenn es ihm behagt, auf der untersten Sprosse sitzen zu bleiben
und seine Intelligenz, nicht über die primitivsten Anforderungen hinaus zu
entwickeln; das letztere freilich ein Recht, von dem nur allzu häufig ein greller
Mißbrauch getrieben wird! — Die Zeiten, in denen der Staat niit seinen
Machtmitteln wissenschaftliche Irrthümer oder religiöse Verirrungen zu ver-
folgen bcniüht war, sind langst entschwunden. Das Strafgesetz Österreichs
spricht es deutlich aus: „Ueber Gedanken und innere Vorhaben darf Niemand
zur Verantwortung gezogen Werdens)", dasselbe Strafgesetz aber beginnt
seinen ß 1 mit den Worten: „Zu jedem Verbrechen wird böser Vorsatz
erfordert", ein Beweis, daß die Grundlage des Strafrechts lediglich auf dein
Willen des Menschen beruht. Inwiefern hiebei die sogenannten „Wortver-
brechen", welche doch auch nicht viel mehr als ausgesprochene Gedanken, also
Producte des Intellects, und nicht Handlungen zu sein scheinen, dennoch dein
Strafgesetze unterliegen können, weil sie stets die Tendenz zum Uebergreifen
in eine fremde Rechtssphcire in sich tragen, dies zu erörtern, würde mich
hier zu weit ablenken.

Allein nicht nur materiell beruht das Strafrecht auf dem Willen des
Menschen, auch seinem innern Wesen nach ist das Recht überhaupt durchaus
nur aus den, menschlichen Willen abzuleiten.

Gestatten Sie mir, hier ein ziemlich bescheidenes Geständniß abzulegen.
Der obige Sah schließt eine sehr bedeutsame Wahrheit in sich und gibt uns
einen sehr gewinnreichen Einblick in das Wesen und die Genesis unseres
Nechtsbegriffs — allein er ist nicht neu! Wir sind eben in tausend Dingen
nur arme Epigonen, die von den geistigen Schätzen unserer Vorfahren zehren.
Glücklich genug, »venu es uns gelingt, uns diese Schätze anzueignen, sie zu
erhalten, und in unversehrter Reinheit unfern Nachkommen zu überliefern.
Trösten wir uns alfo mit den Worten unseres Altmeisters Goethe, der da sagt:
„Alles Gescheidte ist schon gedacht worden; es kommt nur darauf an, daß Du
Dich feiner bemächtigst".

So sehen wir denn mit mehr Gcmüthsruhe, daß schon I. I. Rousseau
in seinem „Oontrat Locial" zu demselben Schlüsse gelangt, daß das Gesetz
nichts anderes ist. als der Ausdruck des Gemeinwillens!'), Kant desinirt

') Oest. Swatögrundnes. vom 21. Dccbr. 186? Rgb. 143 Art 17
») Oest. St. G. u°m I. 1852 8 10.
s) I. I. Itou,35S2u, Du LontiÄt »OLllll ou principe« du droit politiaue.
<ütll»p. V. „ H1oi'5 111 MÄtlöis, 8UI lnqusllo (Iß peuplo) Status L8t ßßULiÄls
oomme la volonte <M »Wwe. <^'e»t cot »ete gue ^»ppslle nue loi", Nä. I^petit
et (luilmlllä lliuö. ?»ri8 1792 p»F, 93.

das Recht geradezu als „den Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einzelnen mit der Willkür der Andern (im Staate) nach einem allgemeinen Gesetze vereinigt »verde« kann" und Köstlin^U) freut sich über diese Errungenschaft der Forschung, die ihn selbst zu der Ueberzeugung führt, daß der verbrecherische Vorsatz nur aus der menschlichen Willkür seinen Ursprung nimmt. Robert Schellwien ^) erklärt in seinem Bnche: „Der Wille, die Lebensgrundmacht", daß der Wille allein das Recht bildet, erzeugt, erwirbt; daß alle Beziehungen des Einzelnen zur Gesammtheit im Staate durchaus nur auf der gegenseitigen Einschränkung des Einzelwillens durch den Willen der Gesammtheit, auf der Unterordnung des Einen unter den Andern beruhen.

Wir gelangen durch diese Betrachtung naturgemäß zu der weiteru Ertcnntniß, daß auch der Staat selbst, oder die gesellschaftliche Ordnung der Menschheit überhmwt auf derselben Basis aufgebaut ist. Auch hier kann ich mich auf Rousseau beziehen 12)^ der die Entstehung des Staates auf den Abschluß eines — wenn auch vielleicht niemals thatsachlich abgeschlossenen — so doch ideell gedachten und durch ganz concludente Handlungen erfüllten Vertrages, also mehrseitiger Willensübereinstimmung zurückführt, durch welchen der Einzelne aus dem Naturzustände sich zum Zwecke der Selbsterhaltung zur Association der Kräfte und Willen entschließt und einen Thcil seiner frühern schrankenlosen Freiheit opfert, um sich des Restes mit Sicherheit erfreuen zu tonnen. Herbert Spencer formulirt dies übereinstimmend in den Sätzen 13): „Die Interessen der Individuen müssen den Interessen der Gemeinschaft insoweit aufgeopfert werden, als dies zum Wohlergehen dieser Gemeinschaft erforderlich ist. Die Erhaltung der Gesellschaft ist das Mittel zur Erhaltung ihrer Einheiten" und Schellwien leitet hieraus das Axiom ab 14), daß das Recht zwar des Staates, um in's Leben zu treten, nicht bedarf, weil, wo Menschen sind, auch das Recht schon in irgend einer Form besteht, daß aber wohl der Staat die höchste und adäquate Organisation des Rechtes ist, daß der Zweck der Staatsbildung die Verwirklichung des allgemeinen Willens ist und daß das, wodurch der Staat wird, der Wille; das Recht aber nichts ist, als der Ausfluß und Ausdruck des Willens.

I») C. R. Köstlin. Neue Revision der Grundbegnsic des Criminalrechts. 1845 S. 129.

") Nubcrt Schellwien. Ter Wille, die Lebensgrundmacht. Verlin 1879. S- 233.

!2) Rousseau, a. ll. O. Nd. 1. S32: I>«3 ol»u8S3 äs «s oontr»t »out teilsmeut, ästermiuösg pllr I» natuis äs 1'»ete, yus 1» inoiuclrs iuoäili<:»tiou 1s8 rsuäiÄit vuinß8 st äs nul süst; äs 8orts qus, dien yn's11s8 u'Hieut, vsut-strs ^»M2i8 «t« lormsllsmsut öuauoss8, slle8 8ont p»»tout 1s» iuöms8, r»»r>wut tueitsmsut »äuÜ8S8 0t IS00NNUS3 — — "

«) Herbert Spencer. Die Thatsachcn der Ethit übers, von Dr. N. Vetter. Stuttgart 1879. S- 146.

") Schellwieu a, a. O. S. 235 u, ff.

Es crgiebt sich hiera us ganz von selbst die weitere Folgerung, daß auch das Unrecht, — die Differenzirung des Rechtes — im Gegensatze nichts anderes ist, als die Abweichung des Einzelwillens von drni Willen der Gesammtheit und aus diesem Widerstreite des individuellen Wollen» mit dem Geineinwollen entspringt das Unsittliche sowohl wie das im Staats- verbande strafbare. Die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Individuen, durch die ewig neuschaffende Natur stets neu geboren, wird hierdurch zur Quelle der Willensdiffeienzen, also des Unrechts^). Diesem Gedanken hat die christliche Religion in dem Mythus von den gefalleneu Engeln einen unver- kennbaren Ausdruck gegeben und wir erkennen mit Bewunderung, welch tiefer Sinn darin liegt, wenn Goethe die Verkörperung des Bösen, seinen Mephisto, als den Geist bezeichnet, der stets verneint, der zwar stets das Böse will, dennoch aber hiemit nur zur Verwirklichung des Guten beizutragen vermag.

Hieuach sehen wir die ganz außerordentliche Macht und Bedeutsamkeit des Willensbegriffes für die Lehre des Rechts und im Staatswesen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Forscher, welche sich mit der Ergründung des Wesens, das diesem Begriffe zu Grunde liegt, beschäftigt haben, diesem Wesen die außerordentlichsten Eigenschaften beizulegen bestrebt gewesen sind. Vor allem nimmt man für den Willen eine dem Intellecte beileibe nicht unter- sondern übergeordnete Stellung in Anspruch, indem man mit Recht betont, daß der Verstand nur die Motive prüft und abwägt, nach denen der Wille dann den Entschluß faßt; daß jener den Weg zum Ziele zeigt, dieser aber das Ziel selbst bezeichnet, wie etwa in dunkler Nacht die Laterne des Wanderers diesem wohl den Pfad erhellt, sicherlich aber nicht über die Richtung des Weges und dessen Endpunkt mitentscheidet i'!>. Desgleichen ist der Wille unveränderlich, weil er aus dem Wesen des Menschen, aus seinem innersten Kern entspringt; er ist vor Allem unermüd- lich und nie erschlaffend, wie sein minder qualificirter College, der Intellect, er braucht nicht erlernt zu werden i') und er ist in jedem Menschen, voni Niedrigsten bis zum Höchsten, im gleichen Grade mächtig und selbständig. —

Sie weiden niir zugeben, daß es um diesen Willen ein ganz wundersames Ding sein muß und Sie haben das Recht, doch endlich die Frage zu stellen: „Was ist Wille? was ist der Wille?" Und da muß ich das Belenntniß ablegen, daß, so weit ich auch umherblicken mag auf dem weiten Gebiete menschlicher Forschung, eine letzte Definition für diesen Begriff nicht zu finden ist. Augustinus erklärt: „Ter Mensch ist nichts als Wille"; David Hume erklärt den Willen als eine ursprüngliche Thatsachc des Bewußtseins, und

") Rousseau o. o. O. Nd. II. S. 79 u. ff. Schcllwici, a. a. O. S. 255. Kllstlin a. n. O. S. 57.

!6) Iul. Fiaucnstadt. Neue Vriesc über die Schopcnhauel'jche Philosophie. Leipzig Vrockbaus 1876.

I') 80USC2: „VsUs uou äi^itul'".

daher keiner Definition fähig, so wenig, wie das Licht oder die Farbeis), richtiger gesagt, noch viel weniger als diese, deren Natur wir viel klarer verstehen mögen. Robert Schellwien erklärt >l»), Wille und Substanz — das ist nämlich die vielfach und stets von Neuem gesuchte unbekannte Größe der Philosophie — Wille und Substanz ist dasselbe; er ist die Quelle alles Seins und Bewußtseins, er ist das, was den Impuls seiner Thätigleit blos in sich selbst hat, in all' seinem Thun nur sich selbst bethätigt u. dgl.

Ich glaube nun aber nicht, daß uns durch diese Erklärungen, die mehr das „Wie" der Sache treffen, das Wesen selbst aber nur umschreiben und durch ein ebenso unfaßbares Wort ersetzen, der Begriff, den wir suchen, näher gerückt ist und ich kann sie daher nur ersuchen, sich die Beantwortung unserer schweren Frage aus Ihrem eigenen Innern, aus Ihrem Selbstgefühl, aus Ihrem persönlichen Bewußtsein zu entnehmen, wo ich dann darüber beruhigt bin, daß Sie fortan nicht niehr im Zweifel darüber sein weiden, was der Wille ist, da Ihr Selbstbewußtsein — und je entwickelter es ist, desto mehr, selbst nur ein Ausfluß und Effect dieses Willens ist und sich selbst daher gewiß erkennen wird.

Sind wir uns nun in dieser Richtung so weit als es möglich scheint, klar geworden, so kann ich zu meinem früheren Satze zurückkehren, daß der Wille die objective Grundlage der Sittenlehre und des Strafrcchts ist und zwar der elfteren im umfassenderen Sinne, da es sich bei ihr um ein actives Gutthun, um positives Wohlwollen für Andere, kurz, um das Gebot der Liebe handelt, während das Strafgesetz nur die Repression der Uebelthat, ein negatives Verhalten durch Nicht-Unrechtthun, also ein Verbot des Eingreifens in die Rechtsfphäre eines anderen in sich schließt.

Auf beiden Gebieten nun ist schon zum Bestände der Ethik sowohl als des Strafrcchts, noch mehr aber für die Verantwortlichkeit des Menschen, sowohl vor dem einen, wie vor deni anderen Forum die Freiheit des Willens, die unerläßlichste Prämisse. Und hiermit bin ich, zwar spät, werden Sie finden, aber dennoch zu dem Kernpunkte der Betrachtungen gelangt, denen Sie Gehör zu schenken so gütig sind.

In diesem Punkte stimmen die Ansichten aller competenten Autoritäten unbedingt mit einander überein. Fichte 20) spricht es aus: „daß in der That auf die Lehre von der Freiheit des Willens in der Sittenlehre Alles ankömmt"; der Jurist C. R. Köstlin anerkennt denselben Grundsatz auf dem Gebiete des Strafrcchts mit größter Entschiedenheit; der Naturforfcher Vogt geht in seinen „Physiologischen Briefen" von derselben Voraussetzung aus; Moriz Earrierc in „Die sittliche Weltordnung" erklärt 21), daß der Begriff

ls) Leibniz, 0p. ptiilo». oä. Ni-äm2iw p. 672. bei GiMli n. a. O. E. 255.

'») Schellwicn a. n. O. S- 6. u. ff.

««) Fichte, Ges. Werte Bd 4. S. 226.

l") Moritz Karriere. Nie sittliche Wcltordnung. Leipzig 1877. S. 103 u ff. „Aus der Thatsache des Sittcngc>ches sulgt die innerliche Unabhängigkeit des Willens vom Naturmcchllnismus; ein Gebot und Gefühl der Pflicht wäre undenkbar ohne das Vermögen der Freiheit".

„gut oder böse" nur mit der Freiheit denkbar ist, da sonst die sittliche Idee
und die sittliche Welt als nichtig zusammenfallt; Krafft, Ebing in seinein
„Lehrbuche der gerichtlichen Psychopathologie" stellt au die Spitze seiner
Erörterungen 22), die gewiß deni Juristen nicht unterstützend zur Seite stehen,
daß „die Grundlage des gesummten Strafrechts das Axiom der Freiheit des
menschlichen Willens" ist und, uin endlich aus der Reihe der modernsten
Forscher eine Autorität hervorzuholen, kann ich anführen, daß auch mein
einstiger Lehrer, der sehr geehrte Professor Wahlberg, in seinen „Grundzügen
der strafrechtlichen Zurechnungslehre" 23), einer speciell unserem Gegenstande
gewidmeten Monographie, an mehrfachen Stellen uns lehrt, daß die Zurech-
nung durchaus nur von der Frage der Willensfreiheit abhängt, daß diese
die nuthwendigste Prämisse jener ist. — Hierüber also tonnen wir uns
angesichts so vieler hochachtbaren Gewährsmänner, eines jeden Zweifels cnt-
schlagen; umsomehr, als wir selbst gewiß bei einigem Nachdenken zu der
Ueberzeugung gelangen müssen, daß man den Menschen für seine That nicht
verantwortlich macheu kann, der nicht im Zustande freien Willens, sondern
unter dein Zwange irgend welcher äußeren Macht gehandelt hat.

Allein ich muß dem gegenüber ebenso bekennen, daß die Versuche, welche
so manche dieser Autoritäten gemacht haben, um uns von der Freiheit des
Willens zu überzeugen, mir nicht eben ganz geglückt oder doch zum
»lindesten sehr schwer faßbar erscheinen. Denn wenn z. V. Köstlin, nachdem
er in einer Weise, die man heut zu Tage geradezu unphilosophisch nennen
muß, die beiden Potenzen, Wille und Intelligenz, durcheinander gemengt,
den Willen, die sich selbst bethätigende Intelligenz, dann wider das Denken
ein Resultat des Willens nennt, somit die vor und nach ihm so reinlich
gezogenen Grenze zwischen beiden verwischt — endlich ganz unvermittelt zu
dem Resultate gelangt „Freiheit und Wille sind ein und dasselbe" 24^ womit
so viel wie gar nichts erklärt ist, so kann es uns kaum überraschen, wenn
er kurz darauf seinen eigenen Freiheitsbegriff wieder zerstört, indem er
bekennt: „Die reine Freiheit ist die Unfreiheit selbst". Seine Methode, die
Gegner des freien Willens aus dem materialistischen Lager zu vernichten,
indem er ihre Sähe iu's Lächerliche wendet, sie in ihrer „ganzen Verkehrt-
heit und Nacktheit" hinstellt, wodurch augeblich jede Widerlegung überflüssig
sein soll 25) — diese Methode ist allerdings sehr einfach und sicgesgewiß,
aber nichts weniger als überzeugend. 1.6 lidivuls tu« — im gesellschaft«

22) vi-. R. von Krafft-Ebing. Lchru. der gcrichtl. Psychopathologie S. 10.
Abs. 2. „Die Grundlage des gejammten modernen Strafrcchtcs ist das Axiom der
Freiheit des menschlichen Willens. Wo das Vermögen frei zu handeln aufgehoben ist.
da findet leine Verbindlichkeit aus den Gesetzen statt".

2») Wilh. Em. Wahlberg. Gesammelte kleinere Schriften. Wien 1875.
1 Nd. S. 4.

") Köstlin a. a. O. S. 69 u. ff.

25) S. »?.

lichcn Leben eine gewaltige Wahrheit — kann auf dem Gebiete ernster Forschung nicht unbedingte Geltung beanspruchen. — Wenn weiters Schellwien in den: Bemühen, den Begriff der Freiheit zu ermitteln und zu beweisen zu dem Schlußsatze gelangt: „Das Absolute in seinem Selbst- und Fürsich-sein" — umschließe die gesuchte Freiheiten), s^ klingt das zwar sehr tief und philosophisch, nur leider hat die heutige Generation das Verständnis; für diese Art Augurensprache der deutschen Philosophie schon verloren. Wir müssen daher einen anderen Weg einschlagen, um die uns so nothwendige Ueberzeugung von der Freiheit des Willens zu retten oder erst zu gewinnen.

An diesem Punkte angelangt, muß ich gar sehr befürchten, daß viele von Ihnen meine Zweifel über die Freiheit des Willens mit einem ungläubigen Lächeln zu beantworten geneigt sein werden! Denn wer von uns hätte jemals einen gleichen Zweifel im praktischen Leben empfunden? Sind wir nicht Herren unserer Handlungen — die Frauen natürlich mit inbegriffen? Und in der That sagt schon Tescartes27): „Wir sind uns der Freiheit, die in uns ist, derart bewußt, daß wir nichts klarer und sicherer verstehen, als das". Schopenhauer, ein entschiedener Gegner der Willensfreiheit im gewöhn-lichen Wortsinne, und Moriz Carriere, einer ihrer wärmsten und edelsten Vertheidiger, begegnen sich darin, daß wir die Freiheit mit untrüglicher Gewißheit ebenso wie unsere Verantwortlichkeit fühlen, daß dieses Freiheits-bewußtsein eine so unleugbare Erfahrungsthatsache sei, wie nur je irgend eine.

Daß aber mit dieser Gefühlsüberzeugung — an sich eine oonrrl»äietio in »Heoto — die Schwierigkeiten noch keineswegs beseitigt sind, wird uns alsbald offenbar, wenn wir der Sache näher auf den Grund sehen, und die Argumente der Gegenseite ernstlich in Betracht ziehen. Es ist selbstverständ-lich, daß wir hiebei von den Satzungen der christlichen Religion einstweilen ebenso absehen müssen, wie von allen anderen tendenziös vorgefaßten sonstigen Meinungen, da jene zum Aufbau ihrer Sittenlehre der Willensfreiheit absolut bedarf, unsere altgewohnten Vorurtheile aber uns diese Freiheit als etwas selbstverständliches und keines weiteren Beweises bedürftiges erscheinen lassen und uns daher in der notwendigen Voraussetzungslosigkeit unserer Forschung einschränken würden.

Die Zweifel an der Freiheit des menschlichen Willens sind so alt, als die philosophische Forschung überhaupt; allein in größter Heftigkeit entwickelte sich der Kampf um dieses Princip doch erst in der modernsten Zeit und

26) Schcllwicn n. a. O. S, 210: „Vorweg sei daran erinnert, daß in dieser Untersuchung die Ausdrücke: Substanz, Wille, Ich, Geist, Freiheit alle dasselbe besagen (!), nämlich: das Absolute in seinem Selbst und Fürsichsein".

2?) ^»rtezius: ?rin<iipi» pbil<)8(>puil»s: „I^bsitatiz lwtem et iuciitlslsllti»!?, au»s in uobis 68t, no» it» eonsoios esse, ut nibil sit, yucxi sviäsutiu» «t pLiieotiu» oomprobsnäainuz".

zwar in einer Weise, welche diese Frage zu einer geradezu brennende», und ihre Lösung zu einer höchst dringenden gestaltet.

Nachdem sich die philosophische Forschung — um nur von ihrer geschichtlichen Entwicklung in Deutschland zu sprechen — einige Generationen hindurch bis zu den äußersten Grenzen abstracter Speculation hinaufberoegt hatte, erfolgte als nothwendiger Rückschlag eine Umkehr vom Idealismus zum Realismus, und ein Herabsteigen — wenn ich es so nennen darf, zum entschiedensten Materialismus, zu welchem vor Allem die empirischen oder Naturwissenschaften den energischen Anstoß gaben. Es liegt mir fern, die Berechtigung der einen oder der anderen Forschungsmethode hier einer Kritik zu unterziehen; ich werde bloß versuchen, deren Ergebnisse soweit zu berühren, als dies mit dem Gegenstande meiner Betrachtung zusammenhängt. Um nun da sogleich in media» ro8 zu gelangen, will ich erwähnen, wie im praktischen Rechtsleben der Widerstreit der wissenschaftlichen Meinungen actucll wurde.

Es giebt bekanntermaßen factische Einschränkungen des freien Willens, welche auch das Strafgesetz als solche anerkennt und bei denen es die Verantwortlichkeit und strafrechtliche Zurechnung des Menschen ausschließt. Unser Strafgesetz zählt solche Willensstörungen einzeln und gewissermaßen casuistisch auf. indem es in seinem 8 2 von: „der Vernunft gänzlich beraubten" Thatern, von „vorübergehender Sinnesverrückung", von der Trunkenheit und vom physischen Zwange spricht. Eine flüchtige Betrachtung dieser Hindcrungsgründe der Willensfreiheit zeigt uns, daß unser Gesetz eigentlich nicht von der Annahme ausgeht, es werde die Freiheit des Willens au sich aufgehoben, ausgenommen im Falle des physischen Zwanges, sondern daß es vielmehr die Irreleitung des Willens durch eine erkrankte oder getrübte Intelligenz als Eintheilungsgrund aufstellt. Denn auch der Irrsinnige hat seinen Willen, frei, wie der Geistesgesunde 2s), allein der Wille wird irregeführt durch die Störungen seiner Vernunft. Die Nothwehr endlich gehört eigentlich gar nicht in den Kreis dieser Betrachtungen, denn in ihr bethätigt sich der Wille des Individuums erst recht in vollster Kraft zum Zwecke der Selbsterhaltung.

Das deutsche Neichsstrafgesetz hat den oft gestellten Forderungen der modernen Zeit, diese Begriffe etwas allgemeiner zu fassen und den Weg der casuistischen Formulirung zu verlassen, Rechnung getragen und erklärt in seinem 8 51: „eine Handlung sei nicht strafbar, wenn sich der Thäter in einen» Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen erscheint. Aehnlich verhalt sich unser österreichischer Strafgesetzentwurf, welcher im § 56 normirt: „es sei die Handlung nicht strafbar, wenn ein Zustand von Bewußtlosigkeit oder

2«) Dr. Henry Waudsleu. Tic ^urechmmgsfähigkeit der Geistestranien. Leipzig 1875. S. 12.

^

krankhafter Hemniung oder Störung der Geistesthätigteit eintritt, der es dem Thiiter unmöglich machte, seinen Willen frei zu bestimmen und das strafbare seiner Handlung einzusehen". — Dieser letztere Beisatz ist von unverkennbarer Bedeutsamkeit. —

Mit diesen Bestimmungen hat das positive Gesetz seine Beschäftigung mit dem unergründlichen Problem der Willensfreiheit abgeschlossen und mit Recht, denn das zur Geltung im Leben berufene Gesetz darf und kann sich nicht zum Tummelplatze abstract philosophischer Streitfragen hergeben. Und doch ist von diesem engen, mit wenigen Worten umgrenzten Gebiete der Ausgangspunkt zu dem Kampfe abzuleiten, der zwischen den Juristen und ihren Gegnern über diesen Punkt entbrannte. Jene mußten an dem Princip der Willensfreiheit festhalten, denn für sie war es die Grundbedingung des Rechtsstaates und des Rechtes selbst und sie fanden energische Streitgenossen an den Theologen, die die Willensfreiheit als Dogma und in der Sittenlehre aufstellten, und an jenen Philosophen, die sie aus metaphysischen Gründen annahmen; allein in den Physiologen, Naturforschern und der hieraus entspringenden ärztlichen Wissenschaft erstanden ihnen allen gar heftige Widersacher. Nachdem die Physiologen es unternommen hatten, die Existenz des Geistes, der Seele, kurz alles sinnlich nicht wahrnehmbaren zu bestreiten und hiebei nachzuweisen, daß alle geistige Thätigkeit nichts als eine Function des materiellen Organismus ist, mußte man ihnen einräumen, daß das, was man dereinst „Geisteskrankheiten" nannte, auf eine Störung der Gehirn-Organe zurückzuführen und nur daraus zu erklären sei.

Allein es hatte hierbei nicht sein Bewenden. Nachdem man uns Juristen den Geist des Menschen als Träger der Intelligenz wegescamotirt hatte, den wir allenfalls noch entbehren tonnen, weil er, wie oben gezeigt, mit dem Rechte nicht direct zu thun hat, sucht man uns nun auch den Willen des Menschen zu nehmen, ohne den wir nicht leben können. Die ausgesprochene Tendenz hiebei war, wie Dr. von Krafft-Ebing gar nicht verhehlt 2!»), die Begrenzung des Gebietes der Strafrechtswissenschaft und also die Eroberung des streitigen Terrains für die Psychopathologie; ein Kampf um unsere gegenseitige Existenzberechtigung. Wie schon der Urvater der ärztlichen Wissenschaft, Hippotrates, behauptete „jedes Verbrechen sei der Act eines Irrsinnigen" 2«), so trachtet man jetzt für das Verbrechen nicht den Verbrecher, sondern alle andern Factoren eher verantwortlich zu machen; bald die Erblichkeit des Charakters, also die Eltern, wie Schopenhauer; bald die Erziehung, also die Lehrer, wie Plato^i); bald die ganze Gesellschaft und ihre Insti-

2«) Krajft-Ebing a. a. O. S. 2.

n) H. Maudsley a. a. O. 25.

3>) Ebenda: „Nach Pluto ist der Bösewicht durch seine Erziehung und seine Organisation zum Bösewichte geworden und nicht er selbst, sondern die Eltern und Lehrer sind dafür verantwortlich".

tutionen, wie unsere Socialisten. Und da man diese unfaßbaren und unwäg-
baren Einflüsse im einzelnen Falle nicht nachweisen konnte und da man eben
so wenig im Stande ist, für den verbrecherischen Willen irgend ein specielles
Leibesorgan als den ertränkten und alterirten Träger — wie das Gehirn
bei dem Denkprocesse nachzuweisen, so construirte man eine wissenschaftliche,
derzeit allerdings noch recht wenig wissenschaftlich begründete Hypothese,
die der Willenstrantheit (moi-al inzanit?)".

Als ihr Erfinder kann der englische Psychiater Prichard bezeichnet
werden; der berühmte französische Irrenarzt A. B. Morel widmete ihr ein
eigenes Buch „äs 1a, tolis inoralb" und neuestens hat Henry Maudsley das
Schlagwort von der „»sseotiv inßanit^", der Krankhaftigkeit des Gefühles
wieder in die Arena geschleudert. Krafft-Ebing hat sich mit diesem Problem
ausführlich befaßt, allein zum Glücke geben sowohl er als Maudsley eine der-
artige Schilderung dieses Krankheitszustandcs — denn von einer wissenschaft-
lichen Definition kann bei einem so unbestimmten und nicht bcgrenzbaren
Gegenstande freilich nicht die Rede sein — daß uns die angeblichen Willens-
patienten in der Praxis unendlich selten entgegentreten und dann nur in
der Gestalt der sogenannten Gewohnheitsverbrecher, deren hochgradige
moralische Verkommenheit doch immer noch aus ganz andern Factoren zu
erklären sein wird, ohne daß es dazu der Annahme einer Erkrankung bedürfte,
für die selbst eine ausreichende Erklärung mangelt.

Es wird hieraus begreiflich, daß die Lehrer der „moi-al insanit^" bei
der Ableitung der Consequenzen ihrer Theorien ziemlich zaghaft zu Werke
gehen. Denn obgleich bei starrer Durchführung des zu Grunde gelegten
Princips die ganze juristische Lehre von der Zurcchnungsfähigteit aufgehoben
werden müßte, fo behaupten Maudsley Z2) und von Krafft-Ebing 33) doch nicht
mehr, als daß sich aus dem Phänomene der Willenskranlheit eine „modificirte
oder verminderte Zurechnungsfähigkeit" ergebe, daß die Frage nach dem Maße
dieser Verantwortlichkeit als eine offene bezeichnet werden muß. Es ist
bemerkenswcrth, daß, während die frühere österr. Strafproceßordnung vom
Jahre 1853 (im § 95) noch des Begriffes der „verminderten" Zurechnungs-
sähigkeit so nebenher Erwähnung macht, der Entwurf des zukünftigen österr.
Strafgesetzes sich dieser praktisch ohnedieß ganz unanwendbaren Voraussehung
bereits gänzlich entledigt und die Gründe für diesen entschiedenen Vorgang

«2) Maudsley a. a. V. S. 175: „Fragt man, ob denn Personen, die »n
moralischem Irrsinne leiden, allemal der Zurcchnungsfiihigkeit für ihr böses Thun
enthoben sein sollen, so mutz ich freilich Bedenken tragen, eine bejahende Antwort für
alle Fälle ohne Unterschied zu geben. Moralische Zurechmmgsfähigkeit im vollen Sinne
darf sicherlich nicht bei ihnen zugelassen werden; ihre Iurechnungsfähigteit reicht aber
nur soweit, als sie sich vor Strafe fürchten".

»») Krafft-Ebing S, 162: „Die Frage nach der rechtlichen Verantwortlichkeit
solcher degenerativcr Individuen mutz bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Strnf-
acsepgebungen als eine offene bezeichnet werden".

in den Regierungsmotiven in sehr lichtvoller und überzeugender Weise darlegt 34).

Zwar haben sich auch eminente Juristen theilweise auf den Standpunkt dieser neuen Schule gestellt und Professor Wahlberg hat den sensationellen Fall des Muttermörders Hacklei — der nebenbei gesagt, das schönste und vollendetste Gehirn hatte und so alle Theorien zu Schanden machte — zum Anlaß einer speciellen Betrachtung erwählt; 35) allein auch er mußte schließlich anerkennen, daß diese Prämissen zuletzt nothwendig zu der gänzlichen Straflosigkeit aller Verbrechen führen müssen. Krafft-Ebing freilich weiß einen andern Ausweg, wonach man alle „Willenslrankeu" als im hohen Grade gemeingefährliche „Unglückliche" auf ihre ganze Lebensdauer hinter Schloß und Riegel setzen 3«) und auf Staatskosten verpflegen müsse; allein mit dieser Consequenz dürfte sich weder irgend ein Jurist, noch aber der Verbrecher selbst einverstanden erklären.

Von dieser Seite also drohen uns praktischen Juristen wohl leine besonders heftigen Gefahren. Schon darum, weil die Frage der Willensfreiheit auf diesem Gebiete gar nicht gelöst, ja eigentlich gar nicht berührt, fondcrn nur auf empirischem Wege vergewaltigt werden will.

Es ist keinem Zeifel unterworfen, daß, wenn wir einmal zum Wollen gelangt sind, wir auch die Freiheit besitzen, zu thun, was wir wollen, unsere Entschlüsse auszuführen. „Wenn wir daher", sagt schon Hobbes, „unter Freiheit die Fähigkeit oder Kraft verstehen, nicht zum Wollen, sondern zu thun, was gewollt wird, dann müssen wir diese Freiheit allerdings anerkennen" Z'). Und diese Freiheit ist es auch, deren wir uns so sehr bewußt sind, wenn wir uns rühmen: «Ich kann ja doch thun, was ich will!" auf dieses unleugbare Gefühl stützen die Vertreter der Theorie des freien Willens ihre Argumente. Allein nicht um diese Freiheit des Handelns bewegt sich

«) Regierungsvorlage. Allgemeine Bemerkungen zu dem am ?. Novbr. 1874 im Abgeordnctcnhause des Rcichsrathes eingebrachten Entwürfe eines Strafgesetzes, Wien 1875. S. 49 u. 50: „Eine Bestimmung über verminderte Iurechnungssähigkeit hat der Entwurf nicht aufgenommen. Es kann zugegeben werden, obwohl die Wissenschaft darüber streitet, daß es Geisteszustände gibt, welche zwischen voller Willensfreiheit und absoluter Unfreiheit in der Mitte liegen. Wenn dieselben aber nicht so weit gehen, daß sie die ZurcchnungsfNbigkeit aufheben, fo werden sie lediglich aus dem Gebiete der Strafzumessung Berücksichtigung finden " u, s. w.

N) Nahlbcrg a. n. O. „Criminnlvsychologischc Bemerkungen über den moralischen Irrsinn". S. 216.

26> Krafft-Ebing a, a. O. S. 163. „Solche Entartete haben lein Recht und leine Fähigkeit, in der bürgerlichen Gesellschaft zu existiren: sie sind in hohem Grabe gemeingefährlich, sie sind es auf Lebensdauer, denn gegenüber ihrer organischen Störung erweist sich die ärztliche Kunst machtlos. Man halte sie hinter Schloß und Niegel auf Lebenszeit, aber man brandmarke sie nicht als Verbrecher; sie sind Unglückliche, die Mitleid verdienen".

2') I. C. Fischer. „Tic Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Nalurgcsetze". Leipzig 1871. S 157.

unsere Frage, denn aus ihr erweist sich nur, daß unser Körper unserem
Willen gehorsam ist. Ist aber der Wille selbst frei? steht hinter ihm. der
Ursache der Handlung, nicht wieder eine neue, zwingende Ursache? Können
wir wollen, was und wie wir wollen?
Schon Leonardo da Vinci, der gottbegnadete Künstler, läßt diese»
Gedanken in einem Sonett durchtlingen, das uns Riemer deutsch über-
liefert hat:
„Das ist für uns das Lust- und Lcidenvolle,
Zu wissen ob. ob nicht wir wollen tonnen —"»s)
und in der That, wie entrinnen wir mit unserer Willensfreiheit dem all-
gemeinen Gesetze der Causalität, das unerbittlich alle irdische Dinge beherrscht?
Geburt — der Anfangspunkt des menschlichen Lebens, ein ebenso unfrei-
williger und unerwünschter Act wie dessen Ende, der Tod —, sie beide
bilden den eisernen Rahmen, die wahre KvH'/x-h der alten Griechen, in
den der Mensch ohne Widerstand eingezwängt ist. Und das Leben zwischen
ihnen beiden, sollte das ganz frei, dem Zwange vollständig entrückt sein?
„Nach ewigen, ehernen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins
Kreise vollenden", sagte der gedankcntiefste unserer Dichter!
Daß das gcsammte sichtbare Weltall von solchen uuabändcrlichcu Gesetzen
beherrscht wird, ihnen ohne die Möglichkeit eines Widerstandes unterworfen
ist, können wir nicht bestreiten. Gilt dies für den Mikrokosmos, wie sollte
der Mikrokosmos, die innere Welt des Menschen, von diesen Gesetzen befreit
sein? Das Gesetz der Causalität läßt sich in die einfachen Worte einkleiden:
„Alles, was geschieht, geschieht aus einer bestimmten Ursache. Jede Wirkung
muß auf eine bestimmte Ursache zurückzuführen sein. Jede bestimmte Ursache
hat unter gegebenen Umständen ihre bestimmte Wirkung und stets dieselbe".
Soll nnn der Mensch mit seinen Willensactcn diesem Gesetze nicht unterstehen?
Wie sollte man eine solche Anomalie in der einheitlichen Natur begründen?
Um uns nur überhaupt diesen Fragen näher zu bringen, müssen wir
uns die weitere Frage vorlegen: „woraus entstehen die Handlungen oder
richtiger vor ihnen schon die Willensentschlicßungen des Menschen?" Sicherlich
nur aus zwei Factoren: einem subjectivcn, im Wesen des Menschen, in ihm
selbst gelegenen, — und einem äußern, objectiven, nämlich den an den
Menschen ohne sein Zuthun herantretenden Umständen, die sich ihm in der

ss) Guhl. Künstlcrbriefc. Das ganze wenig bekannt gewordene Sonett lautet:
„Kannst wie Du willst Du nicht, wie Du kannst, so wolle — weil Wollen thöricht
ist, wo fehlt das Können' — demnach verständig ist nur der zu nennen — der wr>
er nicht kann auch nicht sagt, er wolle. — Das ist für uns das Lust- und Leidenvollc —
zu wissen ob, ob nicht wir wollen tonnen — drum kann nur der. der nimmer trennen —
sein Wollen mag uom Wissen, was er solle. — Nicht immer ist zu sollen, was wir
tonnen; — oft däuchte süß, was sich in bitter lehrte — wie ich beweint, besaß ich,
was ich wollte. — Drum müg, o Leser, meinen Nath erkennen, — willst Tu der Gute
sein, der Andern wcrthe — woll immerdar nur tonnen das Gefällte".

Gestalt von Motiven darstellen. Diese prüft er mit dem Maßstäbe der Intelligenz; den stärkern gibt er den Vorzug vor den schwachem, den stärksten folgt er. Auf ihr Zustandekommen, ihre Beschaffenheit, ihre Intensität, ja auch auf dru Zeitpunkt, wann und die Gruppirung, in der sie ihm begegnen, hat der Mensch allerdings keinerlei Einfluß, sonst müßte er das Weltall und alle seine Nebenmenschen in seiner vollen Gewalt haben. Denn aus der steten Umwälzung dieser Elemente, aus dem unerschöpflichen Wirbcltanze dieser zwei Potenzen entstehen die Motive in ihrer mannigfaltigsten Formation nnr nach dem Gesetze der Causalität. — Liegt aber dieser Theil der Entstehung seiner Entschlüsse außerhalb der Willeussphäre des Menschen, so bleibt nur sein eigenes Wesen, der zweite Factor, als mit verursachende Kraft, auf den er seinen Willen bestimmend wirken lassen kann.

Aber, so sagen die Gegner der Freiheit, ist denn der Mensch sein eigener Schöpfer? Hat er bei seiner eigenen Entstehung, bei seiner organischen Gestaltung, hat er auch nur bei seiner Erziehung, der Entwicklung seines Eharatters selbstthatig mitgewirkt, wollend und bewußt?

Wir können nicht umhin, die verneinende Antwort, die uns da zu Theil wird, vorläufig zu acceptiren und uns demiithig zu unterwerfen, wenn man uns sagt- „Wie jede Wirkung in der unbelebten Natur ein nothwendiges Product der allgemeinen Naturkraft und der hervorrufenden Ursache ist, so ist auch die Handlung ein Product des Charakters einerseits und des Motivs andererseits. Sind diese beiden gegeben, so muß die Handlung erfolgen und wären diese beiden Factoren uns erkennbar und bekannt, so ließe sich auch jede Handlung vorausberechnen ^")" wie etwa die Aberrationen einer Planetenbahn aus deni Gesetze der Schwere:

„Gab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
„So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln")".

Hält man uns nun vollends die lange Reihe von Autoritäten entgegen, die alle sich in der Negation der Willensfreiheit vereinen, von Luther, der aus der Bibel die Annahme der Freiheit als eine Ketzerei darthut und uns auf die Lehre von der göttlichen Gnade verweist, von Augustinus, dem der Sündenfall Adams als Markstein für den Beginn der Unfreiheit gilt, bis zu Hobbes, Spinoza, David Hume, Priestley, Kant, Schopenhauer, Feuerbach und Moleschott — so darf es uns nicht Wunder nehnicn, wenn man uns schließlich sagt: „Tic Frage nach der menschlichen Willensfreiheit ist der Probirstein, an welchem sich tief denkende Geister von den oberflächlichen unterscheiden, da die letztern mit dem großen Haufen (der Thoren nämlich) dem Phantom der Willensfreiheit anhängen^) —" oder: „Die vollkommene und strenge Notwendigkeit der Willensacte, bei eintretenden Motiven, ist so deutlich bewiesen und außer Zweifel gestellt, daß sie den vollkommen demon-

n> Iul. Frnuenstädt a. «. O. S. 232.

«) Schillers Wallenstcin.

i>» Arthur Schopenhauer. „Ucbcr die Freiheit des menschlichen Willens" S. 59.

strirten Wahrheiten beizuzählen ist, daher nur Unwissenheit und Rohheit von Freiheit des Menschen in seinen einzelnen Handlungen sprechen tann^-).

Wie Sie sehen, verehrte Anwesende, ist die Energie derjenigen, die die Freiheit des Willens aus der Welt schaffen wollen, eine sehr bedeutende und da gehurt denn, aufrichtig gesagt, eine ziemliche Gabe von moralischem Muth dazu, sich dennoch, Rettung suchend, nach einem letzten Strohhalm umzusehen, niit dem man sich auf das feste Land der Erlösung retten möge, froh des wieder gewonnenen sittlichen Lebens, auf die Gefahr hin, auch zu der misera p1sd8 der Thoreu geworfen zu werden.

Vorher aber gestatten Sie mir noch, in Kürze eines weitern Einwurfs zu gedenken, der gegen die Möglichkeit der Willensfreiheit von Seite einer Wissenschaft oder vielmehr mittelst derselben erhoben wurde, von der man sich am wenigsten eines Eingreifens in das abstrakte Gebiet der Philosophie hätte versehen sollen.

Es ist dies die Statistik, eine Disciplin, die an sich und ursprünglich nur aus einer Anhäufung von Ziffern und Ermittlung gewisser Proportionalverhältnisse besteht und den Namen einer Wissenschaft erst gewinnt, wenn sie aus diesen, der Erfahrung entnommenen Ziffern Folgerungen, Rückschlüsse auf die Ursachen der Erscheinungen und Rathschläge abzuleiten beginnt. Sie unifaßt alle im Menschenleben vorkommenden Ereignisse, Geburt und Tod, Heirathen und Verbrechen, Krankheiten und Unglücksfälle und liefert den Nachweis, daß allen diesen Dingen, die man sonst so gerne als zufällige zu bezeichnen Pflegt, ein gewisses Gesetz der stetigen Wiederkehr, eine stabile Ziffer der Häufigkeit ihres Eintretens zu Gruude liegt. Und da z. B. bei wachsenden Getreidepreisen die Zahl der Heirathen abnimmt, jene der Verbrechen aber vielleicht wächst, so folgert die Statistik hieraus, der Entschluß, den Ehcbund einzugehen, hänge eben so wenig von dem freien Willen des Einzelnen ab, wie der Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen. In beiden Fällen handle der Betreffende unter dem, ihm freilich unbewußten, aber darum nicht minder zwingenden Einflüsse eines allgemeinen Gesetzes.

Quetclet, der belgische Statistiker, hat diese Anschauungen in ein vollständiges System gebracht 4») und in der That erscheinen dieselben auf den ersten Anblick fo bestechend, daß alle mit der Frage der Willensfreiheit beschäftigten Forscher von ihnen Notiz zu nehmen bemüssigt sind. Allein zu voller Anerkennung vermochten sie es weder bei den Juristen, noch bei den Psychiatern oder sonstwo zu bringen. Krafft-Ebing 44) wie Friedrich Korner 4^)

42) Derselbe. „Usber das Fundament der Moral" Z. 174.

42> Huetolet. ..Du, 8;'«teme social st äc5 loiz Hui Is rüßi8«eut". I'm'i« 1848.

«) Krnfft-Ebing a. a. O. S. 18.

") Friedrich Kürner: Justine! und freier Wille. Neilräge zur Thiel- und M'nschcnosycholl'gie". Leipzig 1875. S. 83.

Moriz Carriere^U), wie Wahlberg 47) lehnen sich in gleicher Weise gegen den Zwang auf, den die Statistik auf die Freiheit der Forschung auszuüben versucht, indem sie ihr das Gesetz der Ziffer octroirt. Sie betonen mit Recht, daß die Statistik nur Durchschnitts» oder Mittclzahlen bietet, somit an sich nicht objective Wahrheiten, sondern relative Combinationen, Approximation, die also ein wirkliches Gesetz gewiß nicht zu begründen vermögen. Die Schwankungen zwischen den Maximal- und den Minimalzahlen, aus denen die abstracte Mittelzahl der statistischen Tabelle hervorgeht, sind eben der Ausdruck der Acnderungen, die sich in dem Thun der Menschen aus deren Entschließungen ergeben. Es ist einleuchtend, daß die Statistiker eben die Wirkung für die Ursache setzen und aus dm wandelbaren Phänomenen, in denen sich diese Ursachen äußern, ein Gesetz ableiten »vollen, das dem Wesen der Dinge zwingend auferlegt werden soll. Aber nicht die Ziffern beherrschen den Menschen; der Mensch beherrscht die Ziffer, indem er sie durch sein Thun und Lassen selbst schafft.

Sie sehen aber aus dem Gesagten, mit welch reichem Arsenale von Waffen das Princip der Willensfreiheit von seinen Gegnern angefochten wird. Ja in den jüngsten Tagen erst wurde es von Seite eines sehr hochachtbaren Gelehrten geradezu schon vollends zu den Todten geworfen! In einem Vortrage, welchen Herr Dr. Iul. Ofner in der „Juristischen Gesellschaft" hielt 45), spricht derselbe die Ansicht aus, daß die Erfahrung lehrt, es sei unser Gefühl, als ob wir in unseren Handlungen die Freiheit der Wahl hätten, nur ein scheinbares und gelangt zu der Behauptung: „mit dem Dogma des freien Willens fiel auch die Schranke für die erfahrmigsmäßige Forschung auf socialem Gebiete".

Ohne hier in eine specielle Polemik einzugehen, kann ich doch sagen, daß es wohl nicht die Erfahrung ist, die uns das Gefühl der Wahlfreiheit als eine Täuschung erscheinen läßt, sondern vielmehr ganz und gar nur die Theorie, die Doctrin, die uns trotz unseres Widerstrebens das sehr entschiedene eigene Gefühl als ein trügerisches demonstriren will.

Und vor wenigen Tagen, als es bekannt wurde, daß ich es unternehme, über Willensfreiheit und Zurechnung einige Apercus zu bieten, wurde mir von sehr werth befreundeter Seite ein Feuilleton 4») zugesendet, das ich, als es erschienen war, übersehen halte. Da freut sich der Verfasser — es ist ein in ganz Europa wohlbekannter Arzt — daß wir jetzt endlich den wissenschaftlichen Nachweis dafür besitzen, daß dieses Gefühl ein fälschliches sei, und daß Tescarles mit dem Satze, den ich oben citirt habe, überwunden ist.

<«) Moriz Carriere o,. a. O. S. 206.

«) Wahlbcrg. n. a. O. S. 287.

«) In den „juristischen Blättern" No. 2 vom I. 1880. Vortrag am 30 Teccmbcr 1879.

") In der „Deutschen Zeitung" vom27. Octobcr 1879: Tic Zurechnungsfähig« teit im Richte der „objccliven Psychologie" von I. Mund».

Ob dieser Standpunkt mit der ethischen und strafrechtlichen Verantwortliche
teit des Menschen vereinbar ist, darüber scheinen sich diese beiden Denker
nicht weiter zu beunruhigen. Dr. I. Ofner läßt sich dadurch nicht abhalten,
weitere Forschungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft anzustellen, obgleich
er, wie ich glaube, dadurch dem Recht den grüßten Theil seiner Basis ent-
zogen hat, und vi-. Mundy — denn er ist's, dm ich früher erwähnte —
sagt lediglich: „Tic Consequenz dieser Anschauungen schließt die juristische
Verantwortlichkeit des Menschen nicht aus. Die Gesellschaft muß sich vor
ihren Feinden schützen, den Verbrecher scquestriren, bisweilen selbst vernichten.
— — — weil sociale Postulate höher stehen, als die Rücksicht für das
Individuum". Es scheint mir, daß er hiebet außer Acht läßt, daß man
hierdurch das Strafbefugnis; des Staates lediglich nur mehr als eine Macht-
frage gelten läßt und die fociale Ordnung durchaus nur auf das
Princip der Nothwehr stellt. Abgesehen davon, daß Macht und Recht, wenn
auch vielleicht in der realen Welt zuweilen, so doch gewiß vor dem Forum
der Wissenschaft keineswegs gleichbedeutend sind, hätte dies auch noch die
mißliche Folge, daß der Staat nur so lange das Recht hätte, zu strafen,
als er eben auch die Macht dazu besäße, und daß daher niit jeder Wandlung
der Machtverhältnisse auch das Recht ein total anderes werden müßte.
Sie ersehen aus meinem Hinweise auf ein Zeitungsfeuilleton, daß man
nun schon daran geht, die subtilsten Lehren der Philosophie der großen Masse
„unter dem Striche" geläufig zu machen. Sicherlich ist dagegen nichts ein-
zuwenden, denn die Wissenschaft soll Gemeingut Aller weiden; allein ich
erinnere mich hierbei eines Gedankens, den Herbert Spencer in der Vorrede
zu einem seiner Werke ^») in sehr glücklicher Weise zum Ausdrucke bringt.
Heutzutage, sagt er, wo die sittlichen Gebote der positiven Religionen allmählig
immer mehr an ihrer früheren Autorität verlieren, ist es niehr als je
dringend geboten, die „Mural zu säcularisiren", das heißt, sie auf einer
anderen allgemeineren Grundlage neu aufzubauen und jedermann zugänglich
zu machen, ohne daß es hierzu eines religiösen Impulses bedürfte. Daß
diesem gewiß berechtigten Wunsche nicht Genüge geschieht, indem man die
Unfreiheit des Willens auf der Straße predigt, ist wohl zweifellos. Denn
daß diese Lehre in ihren Consequenzen eine für das sittliche Leben, für das
Wesen des Rechtes und somit des Staates höchst gefährliche ist; daß mit ihr,
sobald sie uns in ihre Fesseln schlägt, Moral und Recht hinfällig wird und
die sociale Ordnung, die nur auf der Basis der Freiheit des Willens beruhen
kann, in ihr Nichts, ins Chaos zurückversinten muß, ist wohl einleuchtend.
Allein eben so sicher ist, daß mit dem Vorwurf der Gefährlichkeit allein
diese Lehre sicherlich nicht überwunden und beseitigt wäre, denn mit Polizei-
Verordnungen — das leugne ich nicht — kann man der Wissenschaft nicht
an den Leib rücken! Wäre die Lehre noch so gefährlich — wäre sie dabei

'^ Herbert Spencer n. a. O. S. IV. der Vorrede.

wahr und unwiderleglich, wir müßten sie als ausrichtige Forscher, denen
die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, das höchste Ziel ist. in Demuth
annehmen und unser Haupt unter das caudinische Joch des Geständnisses
beugen, daß wir Sclaven sind!

Aber — und man möge mich nicht für unbescheiden halten, wenn ich es
mit Zuversicht ausrufe — es giebt einen Ausweg, der uns durch die Erlenntniß
zur Freiheit führt! Hierbei wird uns gewiß zur Befriedigung dienen, wenn
wir sehen, daß wir nicht allein diesen Ausweg gefunden haben, daß wir nicht
allein zu diesem erhabenen Ziele wandeln, sondern daß uns so mancher große
Geist mit der Leuchte seiner Gedanken als Führer vuranschreitet

Ich will hier nicht alle jene Forscher ins Treffen führen, die zwar die
Freiheit des Willens behaupten, aber aus ihren» Gesichtspunkte nicht über-
zeugend darzuthun vermochten, noch jene, denen bei ihren moralphilosophischen
Erörterungen ein Zweifel an dieser Freiheit überhaupt gar nicht hindernd
in den Weg tritt, wie etwa I. Naumann^), sondern ich betone, daß selbst
jene Männer, die man als die heftigsten Gegner der Willensfreiheit anzu-
sehen Pflegt, schließlich aus ihren eigenen Prämissen zu dem Resultate gelangen,
es sei die Freiheit mit der Notwendigkeit allerdings vereinbar, es bestehe
also die Freiheit und mit ihr die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen.
Kant und Schopenhauer statuiren diese Freiheit in einer höheren Kate-
gorie der Gedanken, die sie in einer niedrigeren so energisch bekämpfen und
sie haben Recht. Nur ist die Art ihrer Deduction eine solche und die
Begriffe, mit denen sie Hantiren, sind so transcendentale, daß man nicht
jedem „kindlichen Gemüthe" das Verständnis; für das zumuthen darf, was
da „der Verstand der Verständigen" ermittelt hat. Seit langen Jahrhunderten
ist das unermüdliche Streben der Philosophie aller Nationen darauf gerichtet,
die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und Erscheinungen ihres iiußeru Scheines
zu entkleiden und hinter demjenigen, was uns unsere Sinne als das Wie
der Dinge, als Farbe, Form, Dauer und Wechsel zeigen, auch das Was
derselben zu ergründen, ihr inneres Wesen, ihr eigentliches Sein, ihre Substanz.
Von den platonischen „Ideen" bis zu den geheimnißvollen „Müttern" im
Faust und zu dem „absoluten Ich" Fichtes haben sich die Forscher mit dieser
für uns, an die Sinne gebuudene Menschen höchst schwierigen Aufgabe bemüht
und selbst der große Kant, zu dessen Höhe wir nur staunend emporblicken,
mußte zuletzt dieses stets gesuchte „Ding an sich" als eine ewig unbekannte
Größe, als das X der unlösbaren Gleichung erkennen.

Allein seit ihm hat die deutsche Philosophie noch einen Schritt nach
vorwärts gerade in dieser Richtung gemacht und, wie mir scheint, einen
nicht ganz unbedeutsamen gerade für unsere heutigen Zwecke.

Ich gestehe, daß es heutzutage etwas beinahe mißliches hat, sich auf
den Urheber dieses Fortschrittes zu berufen. Denn der einsame Denker von

") D. I. I. Baumann. Handbuch der Mural. Leipzig 1879.

Frankfurt, den ich meine, lebte sein langes Leben kaum beachtet in seinem
engen Kreise. Dann gab es Jahre, wo man die weiten Strecken der deutschen
wissenschaftlichen Production vergebens durchforschen konnte, ohne seinem
Namen, wenn auch recht oft unter fremder Flagge seinen Gedanken zu
begegnen. Und als endlich nach seinem Tode sein Name in das Getriebe
des Marktes hineintönte, schössen die Gegner wie Pilze aus der Erde und
selbst solche, die im Wesen der Sache die Berechtigung seines Systems
anerkennen mußten, suchten ihn mit dem vielgebrauchten Vorwurfe des
„Pessimismus" abzuthun'?), feine Anschauungen als die „Philosophie der
Verzweiflung" zu brandmarken53).
Es ist nun heute gewiß nicht meine Aufgabe, eine Lanze für Arthur
Schopenhauer einzulegen, der wenige zwar, aber sicher bessere Kämpen als
mich gefunden hat, fondern ich greife aus seinem reichen Gedantenschatze nur
den Einen Grundgedanken heraus, auf dem fein ganzes System aufgebaut
ist. Aber auch diefen will ich gewiß weder mir noch Ihnen auf Treu und
Glauben auferlegen — das Kurare in vei-da war mir stets verhaßt, sondern
wir werden, wenn wir diesen Grundgedanken vorangestellt haben, die
Rechnungsprobe machen und zu erforschen suchen, ob er sich mit unfern
anderweitigen Grundsätzen, Ansichten, ja auch Gefühlen vereinigen läßt, ob
er sich in den Rahmen der ethischen Wissenschaft einfügt oder nicht. Und
dabei werden wir sehen, daß zahlreiche, um nicht zu sagen alle Forscher vor
und nach Schopenhauer demselben Gedanken, wenn auch oft nur nebenher
Ausdruck gegeben haben, ja, daß ein großer Theil der Menschheit ihn ohne
Weiteres, wenn auch in der symbolischen Hülle des Glaubens anerkennt.
Schopenhauer also meint, als das gesuchte Ding an sich, als das Wesen
der Dinge und Erscheinungen, als ihr Sein und ihre Substanz den „Willen
zum Leben" oder den Willen schlechtweg zu erkennen. Dieser Wille zum
Leben wohnt aber nicht etwa blos dem Menschen allein und jedem Menschen
als der innerste, nicht weiter definirbare Kern feines Wefens inne, sondern
nicht minder dem Thiere, wie allen, wenn auch nicht bewußten Dingen in der
Natur. Ja die Welt in ihrer Totalität beruht auf diesem Urding, sie ist aus
ihm oder durch ihn entstanden und lebt mit ihm, fo lange sie leben will.
Wollen wir uns diesen allumfassenden Gedanken zu eigen machen, so
müssen wir allerdings dem Worte „Wille", das wir täglich zu handhaben
pflegen, einen höheren, intensiveren Sinn zu Grunde legen, als wir dies
bisher gewohnt waren, aber dem Wefen, deni innern Begriffe nach ändert
sich das Wort keineswegs; was wir als Wille in uns empfinden und
kennen, ist zugleich der Qualität nach identisch mit deni, was wir zum Unter-
schied den „Allwillen" nennen wollen: der individuelle Wille ist der Potenz
nach ein Theil des Allwillens.

52) D. G. u. Gizycti s. v. Anm. 6. E. 208 Anmerkung.
5») Wahlbern a. a. O. S. 15.

Ich habe gesagt, daß dieser Gedanke im Allgemeinen weder neu mich
vereinzelt ausgesprochen sei. Schon Spinoza sagt: „Das Stieben sich zu
erhalten ist das Wesen eines jeden Dings": Schilling sagt: „Die Quelle
des Bewußtseins ist das Wollen. Es gievt in der letzten Instanz lein
anderes Sein als Wollen. Wollen ist Urseiu und auf dieses allein passen
alle Prädicate desselben, Grundlosigkeit, Ewigkeit und Selbstbejahung".
Augustinus, wie bereits erwähnt: „Der Mensch ist nichs als Wille". Robert
Schellwien: „Wille und Substanz ist dasselbe 54);« Köstlin: „Die Natur ist
die Schöpfung des Willens", u. s. w. 55)
Halten wir diesen Gedanken fest, daß der Wille im allgemeineren
Sinne das Wesen der Dinge ist, so haben wir auch für unsere heutige
Forschung ein Beträchtliches gewonnen. Denn wir haben oben zugeben
müsse», daß unser Thun und Lassen von zwei Factorcn abhängt, denen es
nach dem unabweislichen Zwange der Causalität folgen mutz, und haben
als diese zwei einerseits das Wesen, den Charakter der Menschen, anderer-
seits die von außen in Gestalt sachlicher Motive an ihn herantretenden Umstände
erkannt. Da es nun zweifellos ist, daß wir diese äußeren, unserm Willen entrückten
Umstände nicht beherrschen, nicht nach unserem Belieben andern tonnen, so bleibt
uns, wollen wir uns die Freiheit retten, nur der zweiie Factor übrig. Als
diesen zweiten Factor aber haben wir jetzt den Willen erkannt, der das Wesen
des Menschen wie des Alls ausmacht. Und in diesem Willen liegt auch in
der That die Freiheit selbst. Denn Freiheit ist nicht anderes als Ursachlosig-
keit, Lostrennung aus der großen Kette der Causalität, Ausscheidung aus
dem Gebiete, wo dieses Gesetz herrscht und unserer Freiheit Fesseln schlägt.
Kant sagt uns: „Es muß der Wille gedacht werden als gänzlich unabhängig
von dem Naturgesetz der Erscheinungen, nämlich dem Gesetz der Causalität;
eine solche Unabhängigkeit aber heißt Freiheit im strengsten Verstände, im
Gegensatze zur bloßen Freiheit der Wahl, die schon nur eine halbe Freiheit
ist, weil sie durch die Beschränkung der angebotenen Objccte gebunden ist 5«)".
Ter Wille selbst liegt außerhalb des Gesetzes der Motivation; jeder
einzelne Willensact hat ein Motiv als Ursache, der Wille überhaupt aber
keines 5'); er ,ist frei, weil er selbst das grundlose ursprüngliche Wesen der
Dinge ist, der unabhängige, selbständige, unerschaffene, wirkliche und letzte
Urheber der That, deren Freiheit beurtheilt werden soll 5«).
So verstehen wir Köstlin, wenn er, etwas unvermittelt und schwer
faßbar den Satz ausspricht: .„Freiheit und Wille sind eins und dasselbe" 59)

^) Tchellwien a. a, 2. 2. 6.
25j Köstlin a. a. O. S. 54.
6«) Kant. „Kritik der praktischen Vernunft" I. Hptst. S. 116. ff.
2?) N. Schopenhauer. „Die Welt als Wille und Vorstellung". I. S, 12?
194. II. 407.
2«) Die Ascilcit des Willens.
2») Köstlin n. a. O. 2. 69 u. ff.

und meint: „Das Absolute wird zum Geist, das Ich wird Wille und hiedurch der Eausalität entrückt, ncgirt es die Freiheit nicht mchr'^)", wir verstehen auch Kant selbst, wenn er uns lehrt: „Die Freiheit liegt nicht im Handeln, sondern im Sein", in der Essenz und wir begreifen, wie Schopenhauer es als das größte und unsterblichste Verdienst seines Vorgängers hervorhebt, durch diese Erkenntnis; das Zusammenbestehen der Freiheit und der Notwendigkeit nachgewiesen zu haben ^>). Nur unter dieser Voraussetzung erscheint der Mensch und mit ihm die ganze lebende Welt, soweit sie der sittlichen Idee zu ihrem Bestände bedarf, von der Sclavenlctte befreit, die man ihm unwiderruflich angefchmiedet zu haben glaubt. Und nur aus dieser Prämisse läßt sich eine freie Uebereinstimmung mit den höchsten Anforderungen des Sittengesehes selbst ableiten und darthun, daß die Gebote, die sich hieraus ergeben, mit den Geboten der Moral, mit unseren eigenen unmittelbaren Gefühlen, mit der Geschichte der Menschheit im Einklänge stehen.

Sind wir zu der Erkenntnis; gelangt, daß das innerste Wesen des einzelneu Menschen eins und identisch ist mit dem innersten Wesen aller Menschen überhaupt, ja mit dem, dem ganzen Weltall zu Grunde liegenden Wesen selbst, so haben wir erst eigentlich den Vodcn errungen, auf welchem die Principien der modernen Humanität, der heute herrschenden Weltanschauung aufgebaut sind. Die antike Ethik, wie die Philosophie der besten Griechen und Römer und das ganze Altcrthum in allen seinen Einrichtungen beruht auf jenem realen und kräftigen Egoismus, dem das Wohl des Individuums als das höchste Ziel galt; ja selbst das alte Testament und der Detalog Mosis stand auf demselben Standpunkte, „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlergehe und Du lange lebest auf Erden". Ter Gedanke der Nächstenliebe war ihnen allen fremd, weil ihnen die Erkenntnitz der Identität aller lebenden Wesen mangelte. „Erst die christliche Moral brachte den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechtes und die Erkenntnis; der tiefen ethischen Bedeutung der diese Einheit schaffenden uud erhaltenden Grundpotenz in der menschlichen Natur zur Herrschaft, der freien uneigennützigen Menschenliebe, die sich bethätigt in dem Wirken für Anderer Wohl. Der moralische Schwerpunkt liegt nunmehr nicht mehr im Individuum, sondern im Ganzen der einigen Menschheit. Das Wesen der Tugend ist ihre glückschaffende Kraft, aber nicht nur für die Tugendhaften selbst und zunächst, sondern für alle Andern ^2)". Baco von Verulam, dem man allerdings nur in seinen Worten, nicht aber in seinen Thaten folgen darf, hat in der Ethik zuerst jene bedeutsame Wenduug vom Egoismus zum Alterismus — der ungewohnte Ausdruck ist nicht meine linguistische Erfindung — wissenschaftlich begründet 63). Aus diesem Gesichtspunkte

««> Derselbe S. 98.

6l) Schopenhauer „lieber das Fundament u. s, w. S- 174,

«2) G. v. Gizneti a. a. O. S. 253.

«') Derselbe C. 209.

werden uns mich die oft so streitigen Begriffe von „Gut und Böse" klar.
Gut ist, was. auf die Hervorbringung und Vermehrung des Glückes, der
Wohlfahrt der andern abzielt, — böse was einen Abbruch an diesem Glücke
bezweckt. So hat Lcibnitz aus dem Satze der christlichen Moral „Liebe Deinen
Nächsten wie Dich selbst" die Betrachtung abgeleitet, daß der wahre Standpunkt
zur Beurtheilung einer Handlung nicht der eigene, sondern der des Neben-
menschen (In plaos cl'autl'm) ist^). „Was der Mensch andern thut, thut er sich
selbst, weil er Eines Wesens niit ihnen ist; den Zweck des Ganzen zum
eigenen machen^) — oder nach Hegel: „sein Sein in einem andern haben"
ist Tugend. Hume hat als die tiefste Basis der Moral das Princip der
Sympathie erkannt, nnd wir tonnen nicht leugnen, daß jede That, die aus
egoistischen Motiven zum eignen Wohl oder Weh unternommen wird, auf
moralische Wertschätzung keinen Anspruch haben wird. Der wahrhaft gute
Mensch erkennt, daß zwischen ihm und jedem andern ein Unterschied nicht
besteht, da für das innerste Wesen der Dinge eine Trennung durch Raum
und Zeit und durch Individualistrung, die ja insgesammt Attribute der
bloßen Erscheinungsformen sind, nicht gedacht werden kann; ja er wird
in dem außer ihm lebenden nicht ein anderes, sondern nur sich selbst noch
einmal erblicken. Das „l^t t^vain asi" der alten indischen Upanischaden!
Haben wir uns aber von diesem Gedanken der All-Einheit des Wesens
aller Dinge ganz durchdringen lassen, so haben wir nur noch Einen Schritt
zur vollen Erkcnntniß unserer eigenen sittlichen Freiheit zu thun. Das
Gesetz, dem wir gehorchen sollen, wird uns dann nicht mehr als ein lästiger, von
außen auferlegter Zwang erscheinen, sondern als der wahre Ausdruck unseres
eigenen Wesens, durch dessen Erfüllung »vir nur unsere eigene Bestimmung
vollenden. „In dem Gesetze, das der Wille sich selber gicbt, fühlt er sich
nicht an ein fremdes, sondern an das der eigenen Natur Gemäße gebunden.
Sobald der besondere, nämlich der persönliche Wille sich selbst versteht,
erkennt er sich als Glied eines Ganzen, das sein eigener Lebensquell ist, so
daß er nur dem eigenen Wesen dient, wenn er mit dem eigenen Streben die
sittliche Weltordnung verwirklichen hilft" <>'!). Denselben Gedanken drückt auch
I. I. Rousseau aus, indem er sagt: „Vlos der eigenen Begierde folgen,
ist Sklaverei; dem Gesetze gehorchen, das man sich selbst gegeben, ist Frei-
heit" oder an anderer Stelle: „Den Gesetzen unterworfen, ist man frei, da
sie ja nichts anderes sind, als die Formeln unseres Willens" '^).

64 ,.I« vöritadlo 8er<8 äs l» rößls est, au« !» vll><:<: 6'autrui est lo vrni poiut
äß vu« pour ^uß«r «Mwblsmeut, Ior8<iu'on »'5 rnot".

«5) Moriz Carriere ll. n. O. S. 159.

««) Derselbe S. 219.

6') I. I. Rousseau c>. a. O. Vd. 1. S. 47: „ e»r I'ilnpul8ion äu zeul
nppotit est ß8e!»vllß«, ot I'oböiüZnne« » I» loi, yu'ou »'est Prozents, est liksrts".
S, 95: „cm vor», yu'il us laut plu8 <tßmlm<lsr, eomineut ur> est lidrs «t 8«umi8 nux
lois, pui8s>u'elle8 no 8nut aus Iß« reßi8tr«8 6ß uo8 voloutöz".

So sehen wir denn, daß der Zwang, der durch irgend welches Gesetz
auf den Willen des Menschen ausgeübt scheint, nichts ist als ein Zwang,
den der Wille selbst vermöge seines eigenen Wesens auf sich ausübt; daß
er sich selbst gehorcht, indem er dem Gesehe Folge leistet, das aus ihm allein
seinen Ursprung ableitet und wir werden begreifen, wie Kostlin in seinen
tiefsinnig angelegten Betrachtungen zu dem allerdings erfreulichen Resultate
gelangt: „Aus dem zur absoluten Freiheit durchgedrungenen Willen kann ein
Verbrechen (ober ein Unrecht) nicht hervorgehen, weil dieser Wille die durch
die Freiheit vermittelte Identität der substantiellen Allgemeinheit mit der
Besonderheit ist —" weil also der persönliche Wille, sobald er sich mit dem
Allwillen in Widerspruch setzt, d. h. ein Unrecht begeht sein eigenes Wesen
negirt. sich selbst aufhebt«»)
Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß der unermüdlich forschende
Menschengeist, an dieser Grenze seiner ethischen Betrachtungen angelangt,
seine Neugierde auch noch weiter erstreckt und auch dasjenige erkennen will,
was hinter diesen Grenzen wirtlich als das All-Eine, als das Wesen aller
Wesen verborgen ist, daß er also über die Welt der Erscheinung hinaus
iu's Metaphysische greift.
Jacob Böhme, der große Mystiker des 16. Jahrhunderts, Schuhmacher
und Philosoph dazu, hat als das „ewige Wollen und als das ewige Sehen"
(Intellect) Gott, den innewohnenden Grund und das wahre Wesen aller
Dinge bestimmt 69) und auf dem gleichen Wege sind viele Denker und unter
ihnen der gemüthstiefe Moritz Carriere an dem gleichen Ziele angelangt.
Wie man aber immer dies ewige Geheimniß immer nennen mag. ob
„Weltseele — Weltgeist" — ob das All-Eine. das Absolute, das Sein an
sich, oder Nirwana das Nichts — der Streit der Wissenschaft muß hier ein
Ende nehmen, weil das Wissen selbst ein Ende hat!
Ulber allen Zwiespalt der Meinungen und den fruchtlosen Streit aber
erheben sich in künstlerischer Harmonie versöhnend die unvergänglichen Dichter-
Worte, mit denen Gretchens kindliche Bedenken beschwichtigt werden sollen:
„Erfüll' davon Dein Herz, so «roh es ist
Und wenn Du ganz in dem Gefühl«: selig bist —
Nenn' es dann, wie Du willst:
Ncnn's Glück. Herz, Liebe, Gott!
Ich habe leinen Namen
Dafür! — Gefühl ist Alles!
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd himmelsgluth!"

«») Kostlin a. a. O. S. 129.
63) Iacobus Boehme: Von der Geburt oder Bezeichnung aller Wesen. Ges.
Schriften von Schieblcr. Leipzig 1831.

lieber altgriechische Musik.

von

<6arl Lang.

— Vffenburg. —

ic enge Zusammengehörigkeit von „schön" und „gut", jenen Idealen, welche der Mensch nimmer „missen lann, wenn er sich nicht seiner aristokratischen, ja königlichen Stellung in der irdische« Natur" begeben will, haben die Griechen unter allen Culturvölkern am lebhaftesten empfunden und in dem bekannten Schlagwort x«X5x«7«i>i« „Schön- und Gulheit" sprachlich fixirt. Aber schon die Reihenfolge, in welcher die beiden Begriffe in diesem Worte an einander geschmolzeu sind, bezeichnet das „Schöne" als das Vorwiegende. Und so war es in der That. Daher hat bei ihnen einerseits die Moral sich an die Kunst angelehnt und ihr manchen Tribut bezahlt, andererseits die hervorragende Stellung der Kunst selbstverständlich eine zuni Höchsten strebende Pflege derselben zur Folge gehabt. Von diesem gesteigerten Cultus des Schönen bei den Griechen tonnen wir. soweit er sich in Poesie und in den bildenden Künsten bethiitigte, uns selbst annähernd überzeugen: die Bewunderung, welche die Alten ihrem Homer und Sophokles zollten, hat der Abendländer, dem es vergönnt ist, in die überlieferten Werke der antiken Klassiker sich zu vertiefen, an der eigenen Begeisterung ermessen; die staunende Verehrung, welche die Alten für die Tenkmäler eines Phidias und Praxiteles empfanden — wir haben sie längst aus den erhaltenen Resten hellenischer Architektonik und Plastik nachgefühlt und lernen sie noch intensiver grade seht nachfühlen, wo unser aller Augen nach dem ästhetisch-nationalen Mittelpunkt des Hellenenthiims, nach Olympia, sich richten. Nicht so günstig steht es für uns in dieser Beziehung mit einem Zweige der antiken Kunst, über dessen wunderbare Wirkungen namentlich ethischer Art die Alten voll des Lobes und so entzückt sind, daß sie seinen Ursprung auf die Götter zurückführen zu müssen glauben: es ist die Musik, die

geheimnißvollste und unmittelbarste aller Künste, die „Kunst des Unaussprechlichen", die Kunst, welche das Innerlichste des Menschen, die unsichtbare, „gewaltige Dynamik" von Lust und Schmerz nachahmt und berührt. Aus erhaltenen Musikwerken der Nassischen Zeit den Enthusiasmus der alten Griechen für die Tonkunst zu begreifen, ist uns versagt. Zwar besitzen wir drei Hymnen sowie einige Solfeggien aus dem 2. und 3. Jahrhundert nach Christus; jene wie diese sind für einzelne Punkte der Theorie von großen» Werthc — aber die an und für sich nicht unbedeutenden Lieder eines Mesomedes und Dionysius vermögen uns kein Trinklied oder Liebeslicd eines Anakreon, keine Schlachtmnsit eines Tyrtäus, keine Oper eines Aeschylus vor die Ohren zu zaubern, und die herrliche Melodie, welche uns zu einem ganz kleinen Stücke einer Ode Pindars nur mittelbar überliefert ist, sie kann uns. ihre Aechthcit vorausgesetzt, in die erhabene, würdevolle Einfachheit alttlassischer Composition nur einen ganz beschränkten Einblick gewähren. Dagegen haben wir ans antiker Zeit eine Anzahl theoretischer Werte, wenn auch zum Theil in fragmentarischer Form, unter welchen die Harmonik und die Rhythmik des Aristoxenus, jenes hochbewunderten, mit wenig Worten wie lein anderer immer viel sagenden Aristoteliters, ferner Plutarchs Schrift über die archaische und klassische Periode der griechischen Musik und des Alypius Tractat über die griechischen Noten in erster Reihe stehen. Diese, sowie viele einschlägige Notizen in anderen Schriftwerten des Alterthums haben Gelehrte von musikalischer Bildung gerade in den letzten Decennicn emsig cnlsgebcutct, die erhaltenen Reste und zum Theil auch die mit altgriechischen Melodien zusammenhängenden liturgischen Gesänge der katholischen Kirche haben sie mit sorgfältigstem Fleiße verglichen und so das Wesen der altgricchischen Musit in vielen wichtigen Punkten in's Klare gestellt. Können wir aber an der Hand dieser theoretischen Einsicht den tieferen Gehalt des Musikalisch-Schönen nach Begriffen griechischer Aesthetit nur ahnen, so befriedigt diese Einsicht jedenfalls einigermaßen unser Stieben nach dem Ganzen, unseren Trieb nach Einheit, insofern als wir in der griechischen Musik nicht blos im Allgemeinen die Grundsteine der abendländischen, sondern auch im Einzelnen manchen interessanten Zusanunenhang oder wenigstens manche überraschende Aehnlichteit mit späterer Tonkunst entdecken. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte es nicht unangemessen sein, einige der wichtigsten Errungenschaften der — wenn ich so sagen darf — musikalischen Philologie weiteren Kreisen bekannt zu geben.

Der geneigte Leser erinnert sich an die pädagogische Provinz in Goethes Wanderjahren; Wilhelm hört beim Eintritt in dieses Gebiet von ferne Knaben singen und erfährt von fcineni Begleiter Folgendes über die Bedeutung der Musik in dem pädagogischen Idcalstaat: „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Ter einfachste Genuß, sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja, selbst was wir überliefern von

Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt". Diese Stelle ruft sich uns in's Gedächtniß, wenn wir an einer Elementarschule vorüberwandclnd von den Kleinen etwa das Einmaleins oder sonst ein Schulpensum in Gesangsform vortragen hören; diese Stelle ruft sich uns aber auch in's Gedächtniß, wenn wir bei Aristoteles lesen, daß man, bevor man die Schrift kannte, die Gesetze sang, um sie nicht zu vergessen, Leihen wir dem eben berührten Unterrichtsconccrt in unserer Elementarschule ein aufmerksames Ohr, so werden wir uns bald davon überzeugen, daß die jungen Necitativsänger sich in dem engen Kreise einer Quarte oder Quinte bewegen. Ganz ähnlich wird der von Aristoteles erwähnte Gesetzesgesang gewesen sein. Wenigstens beschränkte sich in der ältesten Zeit alle und jegliche Musil auf die vier Töne eines Quartintervalls, und zwar hielten sie in Bezug auf Wechsel von Ganz- und Halbtonintervallen die Ordnung ein, daß der tiefste Tun und sein Nachbar ein Halbtonintervall, die übrigen aber Ganztonintervalle bildete». Nachdem diese vier Töne auf der Kilhara fixirt waren, hieß ihre Zusammenstellung die „Viersaitenzusammenstellung", das „Tetrachordsystem". Auf den vier Tönen dieses Systems (z. B. st^a, oder »deä :c.) beruhte das zu Ehren des delphischen Apollo von den Torern vor ihrer Eroberung des Peloponncs gesungene und von der Kithara, der Erfindung des genannten Gottes, unison begleitete Fcstlicd; auf denselben vier Tönen beruht auch die Melodie, mit welcher unsere Kinder das Neigenspiel begleiten:

Elen auf der Wiesen (z. B, ssß^ßs)
Sieben Jahre schießen (gW-lßß)
Acht Jahre rumbilibum (ßßaßzze)
Fräulein Vliim dreh' sich um (^zzalik)
Frttulem Mina hat sich dreht (MZ»FF0)
Hat der Katz den Schwanz abdreht (ZZFÄilf),

Das dorische Festlied schloß sicher niit dem tiefsten der vier Töne (z. B. e). Aehnliche engrahmige Motive werden auch von unseren Componisten nicht verschmäht; wen hätte nicht z. B. der Hauptsatz aus Schuberts „Nebensonnen" entzückt?

„Drei Sonnen sah ich am Himmel steh'n,
Hab' lang' und fest sie angeschaut".

So darf es nicht befremden, daß bei den Griechen zu einer Zeit, wo man bereits über einen größeren Tonumfang verfügte, unter den verschiedenen stehenden Weisen, wie solche von Terpander im 7. Jahrhundert v. Chr. festgestellt worden waren, es immerhin auch noch einen vi^,»; ^rpamN«; gab, eine Weise, welche sich wenigstens im Gesänge auf vier Töne beschränkte. Der eben genannte Terpander kann als der eigentliche Begründer der griechischen Musik gelten. Er schuf das Siebensaitensystem in der Form ylFali-ä'e'. Daneben benutzte er ein Siebensaitensystem in der Form oiMbo'ä'; letzteres bestand aus zwei Tetrachorden, deren Mittelton zugleich

Schluß des ersten (elM) und Anfangston des zweiten (»do'<1') ist; eine
Combination, welche Terpandcr vielleicht schon vorfand. Pythagoras war
es dann, der durch Einfügung des Tones o' in das terpandrifche Siebenfciiten-
Systeni sslFali-cVe') das Achtsaitenfystem herstellte. Doch auch die> Octave wurde
nur als eine Zufammenfetzung zweier getrennter Tetrachorde (etZa-liQ'ä's')
angesehen im Gegensatz zu den zwei verknüpften des bei Terpander soeben
erwähnten, neben dem Achtsaiteusystem weiter existirendcn SiebensaitensysteinZ
<oiAi»do'ä"); auf dieseni Gegensatz beruht ein von einem Anonymus des 3. Jahr-
hunderts v. Chr. überliefertes altes 8c>1toFFio:
etßa ^ ea ! üßle ^ »s ^ ltzud > tb ^ daßt ^ dt ^ ßsnc:' ^ ßo' > e'IigF ! «'3 ^ :c.
In der Entwickelung der pythagoreischen Octave zu dem ausgedehnten
Tonumfänge von zwei Octaven und einer Quinte, wie ihn die Theorie im
4. Jahrhundert v/ Chr. in Betracht zog, sind die zwei ersten Stationen die
wichtigsten: der Ansatz eines verknüpften Tetrachords nach unten (Hcästßalio'ä^)
und die Hinzufügung des nach griechischer Stimmung unter gewöhnlichen
Verhältnissen tiefsten singbaren Tones H, welcher als außerhalb der Tetrachorde
stehend 7rpozX»^ß«vizi,c>2l »der hinzugenommene" hieß, Ini Laufe des
Mittelalters wurde von den ihre Stimme nach der Tiefe probirenden Mönchen
zeitweise an dem Ehrenstuhle des genannten tiefsten singbaren Tones gerüttelt,
bis im IL. Jahrhundert — es soll durch Giuseppe Lazarino geschehen sein —
als der tiefste von Einzelnen singbare Ton nach der damaligen Stimmung <ü
erschien (solche Stimmen „energischer" Tiefe sollen die Kirchenchöre im Berliner
Dom und in St. Petersburg besitzen); jetzt wurde die von diesem Ausgangs-
punkt sich ergebende Scala, wie» bei den Griechen die auf H. gebaute, als
Normaltonlciter angenommen, auf alle zwölf Töne der Octave übertragen
und ihr jeweils eine Scala cntgegengefetzt, welche sich von ihr nur durch die
kleine Terz unterschied: so entstand unser Dur und ZlaU; die weiteren Formen
unseres)IoU beruhen auf der harmonischen Führung. — Doch lehren wir
zu Pythagoras zurück. Pythagoras war es auch, welcher durch Verschiebung
eines Stegs unter einer aufgespannten Saite und darangcknüpfte Berechnung
die arithmetischen Verhältnisse der Tonintervalle entdeckte. Wenn
auch mehrere seiner Intervallzahlen mit den natürlichen Verhältnissen nicht
übereinstimmen, so war es doch für den Mufiter und Mathematiker
Pythagoras ein glücklicher Fund, die ganze diatonische Scala quantitativ zu
verkörpern; ein doppelt großer Fund aber war dies für den Philosophen
Pythagoras, den eine geniale Intuition in Folge der genannten Entdeckung
den gewaltigen Gedanken fassen ließ, daß auch in anderen Gebieten des Kosmos
die Zahl herrsche, ein Gedanke, dessen Wahrheit die moderne Wissenschaft
durch ihre stauncnswerthen Resultate in Chemie und Physik völlig gerechtfertigt
hat. Das Alterlhum freilich begnügte sich, jenen akustischen Zahlen eine
absolute Bedeutung zuzuschreiben und sie der übrigen Welt in phantastischer
Weise zu Grunde zu legen. Aristoxenus aber, der große Schüler des größeren
Aristoteles, trat, wie schon sein Lehrer gethan, gegen den pythagoräischen
'

Zahlendespotismus auf: nicht durch Berechnung, sondern durch das Gehiir
will er den Unterschied der Töne bestimmt wissen. Von da bekämpften sich
Pythagoräer und Mathematiker einerseits nnd Musiker andererseits oder,
deutlicher gesagt, Rechenmnsiter einerseits und Gehürmusitcr andererseits auf
das Lebhafteste in musittheoretischen Fragen, und der Kampf dauert noch heute
fort. Interessant ist, daß Aristoxenus die Octave in zwölf Halbtune theilte,
also die gleichschwebende Temperatur unserer Klaviere anerkannte. Daß diefe
Stimmung praktisch im Wesentlichen schon vor Aristoxenus bestand, beweist
die Thatsache, daß sogar in der Notenschrift in gewissen Fällen dasselbe
Zeichen z. B. für F68 und K3 gebraucht wurde, —

Im engsten Zusammenhange mit der Lehre von den Intervallen steht
die von den Consonanzen und Dissonanzen. Aus diesem Gebiete sei
hier nur soviel gesagt, daß die Griechen, wenn sie die Terz auch aus gewissen,
sehr triftigen Gründen zu den Dissonanzen rechneten, sie gleichwohl nicht
viel weniger angenehm als wir und jedenfalls angenehmer als die Mönche
des 10. und 11. Jahrhunderts empfanden. Ich müßte zu weit ausholen,
wenn ich hier an jene uralte, in den Trümmern von Ninive gefundene und
im Mufeum der asiatischen Gesellschaft zu London aufbewahrte Pfeife aus
Thou anknüpfen wollte, welche auf die drei Töne o s F eingerichtet ist; ich
bemerke nur: Ptolemäus (170 n, Chr.) nennt ausdrücklich die Terzen die
sanftesten der Dissonanzen; in den erhaltenen Resten sind die Terz- und
Seztintervalle nicht vermieden und namentlich die Terzen sehr zahlreich, auch
Treiklllngsfolgcn einzeln angewandt; Gaudentius aber, ein Musikschriftsteller
des 4. Jahrhunderts nach Christus, der übrigens fast nur aus alteren Quellen
schöpft, bezeichnet nut dem Namen n»p«V<üV2i «f^i^n (deutsch etwa „unvollkommene Consonanzen") zwei Intervalle: die große Terz und die übermäßige
Quart. Betreffs der letzteren erinnern wir daran, daß auch die moderne
Harmonielehre sie im großen Sextenaccord (äNi) als unvollkommene Consonanz
behandelt. So mag auch Gaudentius an der berührten Stelle an harmonische
Verwendung der beiden Intervalle gedacht haben.

Ja, hatten denn die Griechen harmonische Verwendung für ihre
Consonanzen? Nicht blos für die Consonanzen, sondern auch für ausgefprochene
Dissonanzen; die viel ventilirte Frage, ob die Griechen auch mehrstimmige,
nicht blos einstimmige Musik hatten, ich beantworte sie mit einem
entschiedenen Ja nnd sehe keine dichterische Freiheit in den bekannten
Schiller'schen Versen:

Aber aus den gold'nen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das l>olde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.

Doch treten wir der Frage näher. Daß unser mehrstimmiger Satz
einem Kunstprincip, nämlich dem der Einheit, widerspricht, läßt sich nicht
leugnen. Und es wäre ganz und gar verfehlt, wenn man all die Wunder

musikalischen Effects, von denen die griechische Mythe und Geschichte erzählt, als Beweis f.ür die Vielstimmigteit der griechischen Musik anführen wollie. Ein Araber, dem ein Franzose die Marseillaise auf dem Piano vorspielte, faßte die linke Hand des Spielers mit den Worten: „Nein, erst jene Melodie, dann kannst Du diese andere auch spielen". Und doch, wer hätte nicht schon von dem wunderbaren Eindrucke geHort, den die Araber, Inder x. noch heute von ihrer unisonen Musik empfangen? Auch für unsere Componisten ist die Unisonität oft das Ei des Columbus. „Es giebt gewisse in singender Urlraft gedachte Melodien, insbesondere Voltsmelodien, welche durch Hllimonisirung nicht nur nicht gewinnen, sondern entschieden getrübt weiden und an Kraft und Eindringlichkeit einbüßen". Ambros („Geschichte der Musik") fügt diesen seinen Worten als Veleg zwei böhmische Voltslieder bei: wir bleiben in unserem Lande und fragen: was würde aus dem herrlichen Chorliede „König Wilhelm saß ganz heiter" (nach der Melodie, von „Prinz Eugen" gesungen), wenn man die Naturgewalt des Textes nach zwei, drei, vier Richtungen zersplitterte? Ja, wenn im 16. Jahrhundert der berühmt römische Sänger und Componist Giulio Eaccini, ein Förderer der Arie und einer der Erfinder der heutigen Rccitativform, den Eontrapunkt als Iaesi-»mLuta d. i. Zerfleifchung der Poesie verdammte, so darf dieses Verbiet nicht so kurzer Hand, wie geschehen ist, mit dem etwas frivolen Bedeuten auf die Seite geschoben »Verden, der Mann sei eben ein schlechter Contrapunttist gewesen. Vergegenwärtigen wir uns andererseits den Effect durch die Detail-bildung in den Künsten der Hellenen, dem in gleicher Feinheit nachzudenken und nachzufühlen uns nimmer möglich wird, „der die unvergleichlichste Sinnesschärfe des Naturmenschen mit dem überlegensten Kunstsinn des fertigen Culturmenschen verband", der, wenn er in sonstiger Bildung auf noch so tiefer Stufe stand, von dem das Theatergeld ihm in die Hand drückenden Staate rasch dazu erzogen war, „jedes Detoniren, den mißtönenden Anschlag eines Kitharifsten, den unreinen Ansah eines Flötenspielers, das kleinste Verfehlen des richtigen Einfallens der Instrumente auszuhoren und auszutrommeln-: vergegenwärtigen wir uns das Alles, so fängt die Frage der Vielstimmigteit bei den Griechen an uns verdrießlich zu werden. Gleichwohl müssen wir auf Grund einer Reihe von unzweideutig sprechenden Stellen die Polyphonic bei den Griechen zulassen, jedoch nicht für den Gesang. Wenn Baß- und Alt- oder Tenor» und Sopraiistimmen in demselben Chore zusammenmirlten, wurde selbstverständlich nicht wirtlich unison, sondern in Tctaven gesungen, was übrigens im Eindruck einem Unisono gleichkommt. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß die Chöre in den Dramen von Baßstimmen, die ja zu allen Zeiten leicht zu beschaffen waren, ausgeführt wurden und sich in geringerem Umfange bewegten, als die Sologesänge (Monodien). Insbesondere stehen folgende Thatsachen fest: 1) Die in ihren Anfängen bis ins 7. oder 8. Jahr, hundert v. Chr. zurückgehende Polyphonic herrschte nicht blos zwischen Gesang und Begleitung, sondern auch zwischen zwei Instrumenten oder auf einem

Instrument; Ptolemüus verwais ausdrücklich das Monochord, auf welchem, wie wir bei Pythagoras sahen, mittels verschiedener Stellung eines beweglichen Stegs verschiedene Töne nacheinander erzeugt wurden, aus dem Grunde, weil es das Zusammenspiel zweier Hände nicht gestatte. 2) Die Begleitung lag — jedenfalls bei den Flöten und wohl auch meist bei der Kithara — über der Melodie; dazu bietet sich aus mittelalterlicher und noch spaterer Zeit mehr als eine Analogie; wir erinnern nur an Ludwig XIV. Liebling Lully, in dessen Opern, so oft ein Baß singt, die Begleitung höher als die Singstimme liegt. 3) Nie Begleitung brauchte, gerade wie bei uns, der Singstimme nicht in Noten von gleicher Dauer zu folgen; auf diese Freiheit der Bewegung in der Instrumentation scheint sich eine Notiz bei Plutarch in erster Reihe zu beziehen, wonach in der klassischen Periode rhythmische Mannigfaltigkeit in großem Ansehen stand und in Beziehung auf den Verein des Gesanges mit der begleitenden Instrumentalmusik ein größerer Formcnreichthum stattfand. 4) Der Schlußton der Begleitung mußte niit dem Melodieton übereinstimmen oder die Octave dazu bilden. Daß bei so gestalteter Begleitung ein Volk, welches in der Baukunst das absolut Senk« rechte und absolut Wagerechte mit feinem Bcobachtungssinne mied, die Dissonanzen verschmäht haben sollte, ist schon an und für sich nicht glaublich. Nun wird aber bei Plutarch gelegentlich der Besprechung eines besonderen gottesdienstlichen Gesangs die Secunde ausdrücklich als bcgleitfähig bezeichnet. Nach alledem dürfte es jedenfalls verzeihlich sein, wenn man bei der Stelle in Aristophanes' Fröschen, wo Euriuides in der Unterwelt die Musik des Aeschylus wiederholt mit fX«iic>Ä-p«^2^X«ri«9-p«^ verspottet, nur an die Begleitung denkt.

Aber, wird der Leser nach dem Gesagten fragen, ging denn die griechische Musik nicht über die Zweistimmigtcit hinaus? Westphal, ein hochbegabter Arbeiter auf dem Felde der musikalischen Philologie, glaubt an reichere Polyphonie: doch sein Glaube beruht auf Hypothesen und, wenn irgendwo, so ist hier das treffende Wort des berühmten Altmeisters der klassischen Philologie Gottfried Hermann am Platze: Ü8t etiain ali^ua aiz noZc-ionäi. Zwar waren die Flöten — oder besser gesagt die Oboen, bczw. Clarinetten, denn diese Instrumente, nicht unsere Flöten, stehe» nach Gestalt und Tonhöhe den griechischen «ü/^i am nächsten — um 450 v. Chr. schon so vervollkommnet, daß man aus drei verschiedenen Tonarten in einer Octave spielen konnte, also verschiedene chromatische Intervalle zur Verfügung standen. Auch hatte das Saiteninstrument Similiou 35 Saiten, worunter gewiß viele der Chromatik angehörten. Ferner gestattete die von Ktesibius 120 v. Chr. erfundene, mit Tastatur versehene Wasscrorgel eine complicirtere Polyphonie; denn sie enthielt — wenigstens im 2. Jahrhundert nach Christus — 3 Octnven mit allen Tönen (auch den Halbtöncn) unseres Klaviers, ausgenommen H,8, ci8 und ««' (auch bei uns fehlen an alteren Orgeln einzelne Halbtüue). Ja, man vereinigte viele — bis zu 600 — Rohr- und Saiteninstrumente in

der alexandrinischen Zeit zu Masseneffecten, eine Verirrung des Geschmacks, welche Wieland so herrlich in seinen Abderiten verspottet. Aber aus allem dem läßt sich für die wirtliche reichere Polyphonic kein Schluß ziehen. Da wir eben das Gebiet der Instrumente gestreift haben, fo möge hier noch Folgendes erwähnt werden: die Kithara, das griechische Nationalinstrumcnl, war in der klassischen Zeit eines Pindar und Aeschylus nur achtsaitig; alle griechischen Saiteninstrumente sind ihren» Klange nach unserer Harfe an« meisten zu vergleichen; bei Wechselungen, wie sie in der nachNassischen Zeit die einzelnen Theile einer Composition in Bezug auf Tonart mit sich brachten, tonnten sie rasch umgestimmt werden, vielleicht durch einen Mechanismus wie bei unserer Pedalharfe (wenigstens von einem Stimmschlüssel ist die Nede); das Saiteninstrument Magadis hatte die Eigentümlichkeit, daß seine Wirkung dem gemeinschaftlichen Gesänge von Männern und Kindern glich, d.h. daß man auf demselben in fortschreitenden Octavcn spielte; wem fielen hier nicht jene Flügel des 16. und 17. Jahrhunderts ein, auf welchen mit je einer Taste zwei Saiten angeschlagen wurden, von denen die eine die Octave der anderen ertönen ließ? Metallsaiten und Streichbogen kannten die Alten nicht, vielleicht aber dieFlllgcolettöne(ev«!)X2<; xlftäp«l?); die Saiteninstrumente wurden theils mit einem unserem Citherschlagring verwandten, federartig scharf zugespitzten Stäbchen, Plectrum genannt, theils mit den bloßen Fingern gespielt; endlich: die Griechen hatten, wenngleich in anderer Art, auch ihren Paganini: der von Pindar verherrlichte Flötenspieler Midas aus Agrigent verlor einst in einem Concertc sein Mundstück, führte aber dennoch mit ausgezeichneter Bravour fein Spiel zu Ende; der Beifall, welcher ihm zu Theil wurde, war ein ähnlicher wie in jenen Tagen, wo der genannte große Violinvirtuose neuerer Zeit auf der bloßeil 6-Saite sein Spiel bis in die oberen Octaven hinein durchführte. Doch nach dieser Digression zurück zur Polyphonic.

„Diese scheint bei den Griechen in Folge des etwas spröden, aller Sentimentalität fernen und einfacher Würde zustrebenden Idealismus des hellenischen Geistes auf der ersten Stufe ihrer Entfaltung stehen geblieben zu sein und näherte sich offenbar der Beglcitungsmanier der Lautenschläger des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts Als die heidnische Cultur sank, gerieth die Polyphonic gänzlich in Vergessenheit, so daß sie später — gegen das zehnten Jahrhundert — sozusagen — neu erfunden werden mußte". (GevaLrt sprich Gewert^, iiistoirL et tlieorie äe la muLiqus <io 1'llnti<i«it,ö, <3lmd. 1875).

Die Gcvaört'sche nach den im Vorstehenden mitgetheilten Resultaten entworfene Instrumentation des Hymnus „an die Sonne", eines der Lieder aus nachchristlicher Zeit, von denen uns neben dem Texte oder, genauer gesagt, „über" (s. n.) dem Texte auch die Melodie erhalten ist, darf in hohem Grade die Aufmerksamkeit jedes musikalisch Gebildeten beanspruchen; ist doch schon der allgemeine Eindruck, den wir von diesem Liedc mit dieser antikisirenden Be-

gleitung erhalten*), zwar recht eigcnthümlich, aber entschieden nicht unschön noch befremdlich. Daß Gevaert Vor-, Mittel- und Zwischenspiele, sowie rhythmisch nicht gerechnete Verzierungen anwendet, entspricht alter Sitte und altem Geschmack. Bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet, einen kurzen Streifzug auf das Gebiet der Beziehung zwischen Text und Melodie zu unternehmen. Nur an wenigen Stellen des genannten Liedes kommen zwei, an zwei Stellen (gegen Ende) allerdings drei Töne auf eine Silbe. Der syllabische Gesang, welcher auch in unseren alten Volksliedern**) vorherrscht, war in klassischer Zeit geradezu Gesetz. Daran anknüpfend nimmt in dem erwähnten Stucke des Aristophcmes der von Euripidcs wegen seiner Begleitungsmusik verspottete Altmeister Aeschylus Rache an diesem mit einem übertreibenden e'.eiel^^Xiüge« (statt e^'135313), als wollte er sagen: lieber angeblich altmodisch begleiten als im Euripides'schen Genre „Wann werd' ich dich wieieieieieiedcrsehcn" declamircn. Euiipibes hatte sich nämlich in seiner Elettra eine Bindung von zwei Tönen auf die erste Silbe von e>.X'.?26^ev«? erlaubt. Der Satzbau ferner stimmt in dem genannten Liebe nicht immer mit dem musikalischen Periodenbau. Es war dies schon zu Sophokles Zeiten, vereinzelt sogar bei Piudar der Fall. Kann ein moderner Componist den rhythmischen Bau des Textes willkürlich durch Wiederholungen oder Dehnungen stören, so war es dem antiken Tontünstler gestattet, den grammatischen Bau der dichterischen Unterlage zu mißachten. Bezüglich der Erfassung des Textes durch die Zuhörer der Zuhörer unter suthanen Umständen dürfte es nicht zu kühn sein, sich an die Tassovorlesungen des 16. und 17. Jahrhunderts zu erinnern, bei denen der .Zuhörer nur an der Musik der Verse und an der üppigen Vilderpracht sich ergötzte, ohne auf den grammatischen Zusammenhang im Einzelnen zu achten. Dagegen weiß Jedermann, dem die Schule die sophokleischen Chorliedcr nicht als Steinkost, sondern als schmackhaftes Brot dargereicht hat, wie zartsinnig die Rhythmik sich mit dem Pathos des Textes veischwistert. Damit hätten wir etwas wie Tonmalerei bei dm Alten gewonnen; auch die Programmmusik kannten sie: da gab es den sog. pythischen vö^oz, die pythische „Festsonate", welche ein Flötensolist in fünf Sätzen vorzutragen pflegte: im ersten wählte sich Apollo, der griechische Lichtgott und ein naher Verwandter unseres Siegfried, den Platz, wo er den pythischen Lindwurni bekämpfen wollte, im zweiten forderte er den Drachen heraus, der dritte stellte den Kampf selbst dar, wobei die Trompetenstöße der Schlachtmusik und das Zähneknirschen des von Apollos Pfeilschüssen getroffenen Ungeheuers von der Flöte nachgeahmt wurden; der vierte Sah enthielt den Sieg, im fünften tanzte der Gott den Sicgesreigen.

') Verfasser hat gelegentlich eines Vortrags über altgriechische Musil in Karlsruhe mit dem dortigen hervorragenden Liedersänger Harlachcr den betreffenden Hymnus in der Geuaerl'schcn Form einem größeren Publikum vorgeführt.

") Mit unseren alten Volksliedern haben die erhaltenen Hymnen auch die öftere Wiederholung desselben Tones (die nmel«) gemein.

II.

Haben wir bis jetzt bei den Griechen nichts principiell von unser«-
Musik Verschiedenes gefunden — auch ihre Polyphonie unterschied sich nur
graduell von der unsrigen —, so müssen wir nun an eine wirtliche Kluft
zwischen abendländischer und griechischer Musit herantreten. Diese liegt in
den Tongeschlechtern. Wir kennen — nach griechischer Terminologie — nur
zwei Tongeschlechter, das diatonische und das chromatische; die Griechen hatten
deren drei, das diatonische, chromatische und enharmonische. Die griechische
Chromatik läßt nach zwei Halbtonintervallen die kleine Terz eintreten (z. B.
eM aducl'; eng verwandt mit dieser Scala ist die altindische vö^Ki-i, z. B.
ai3ko'äi8'6'l'ßi8'). An diese Intervalle hielten sich ausschließlich ganze Comvo-
sitionen, namentlich für die Kithara, Daß man darin ganz hübsch componiren
kann, beweist ein contrapunktiscb behandeltes chromatisches Fugcnstück von
Frescobaldi (in seinen iiori mu8i«l1i, 1635), welches auf die Töne sMs »dk
gebaut ist. Die Chromat!! hat unbestreitbar einen weichlichen, ja weinerlichen
Charakter, und dieser Umstand war es sicher, welcher den hochverdienten
Liedercomponisten Lassen den Mißgriff thun ließ, in dem bekannten, von
Schumann so herrlich componirten Heine'schen Licde „Ich Hab' im Traum
geweinet" durch ausgeführte moderne Scalen der absteigenden Chromatik uns
ein Erkleckliches in niederströmendem Thränenfluß vorzuweinen. Die moderne
Chromatik eignet sich nun einmal entschieden nicht zu melodiöser Verwendung;
praktisch kann man daher bei uns vom chromatischen Tongeschlccht kaum
reden; dagegen darf man wohl — » potior! ftt äenoiuinÄtio — in den Ton-
werkcn Chopins und Wagners, welche die einzelnen chromatischen Elemente
überaus reichlich verwenden, chromatische Compositionsmanier er«
blicken. — Das dritte griechische Tongeschlecht, das enharmonische, ließ nach
zwei Vierteltonsintervallen das der großen Terz eintreten (z. B. oo^g^H').
Das Vierteltonintervall ist das punctum 8»1lsu,8 der oben erwähnten Kluft
zwischen abendländischer und griechischer Musit. Man dachte an die Manier
gewisser Sänger, beim Singen von einem Ton zum anderen durch den
Zwischenraum hindurchzuschleifen, und betrachtete die Fixirung dieser häßlichen
Durchschleifung zu wirklichen Tönen am Tetrachord für eine bloße Erfindung
der Theoretiker. Doch widerspricht dem die nichts weniger als knappe Ueber-
lieferung über diefen Punkt, und um uns jeden Zweifel, ob man nicht an
ein sog. Portamento denken darf, zu benehmen, sagt der für die Enharmonil
begeisterte Aristoxenus ausdrücklich: „Wir vermeiden beim Singen die Stimme
zu schleppen und zu schleifen uud suchen im Gegentheil mit jedem Tone fest
einzusetzen". Und der Leser staunt, wenn derselbe Mann sich also vernehmen
läßt: ,,Das enharmonische Geschlecht ist das schönste, edelste und geordnetste
Tongeschlecht, aber nur den hervorragendsten Künstlern zugänglich". So
begreifen wir allerdings, baß — nach einem derben Ausdruck desselben

Theoretikers — gewisse Leute Galle spien, wenn sie einen enharmonischen Gesang hörten. Interessant ist eine Mittheilung Gevasrts, wonach Marchesi, von 1854—64 Professor des Gesangs am Conservatorium in Wien, ihm oft mit merkwürdiger Sicherheit die vier Viertelstöne eines Ganztonintervalls vorgesungen hat. Auf Flöten (oder Geigen) läßt sich der Viertelston auch mechanisch herstellen. Demgemäß wurde das enharmonische Geschlecht von den Griechen vorwiegend zur Cultusmusik gebraucht, wo die — deswegen in der eisten Zeit der Ausbreitung des Christenthums verpönte — Flöte das Hauptinstrument war. Noch heute wird im Orient und im griechischen Kirchengesang der Viertelston verwendet. Hat die griechische Chromatik neben dem uns geläufigen chromatischen Intervall den geheimnißvollen Reiz der mangelhaften Scala, wie man ihn aus chinesischen und Mischen Liedern tcunt, so vereinigt die Enharmonit denselben Reiz mit demjenigen, welcher für ein feinfühliges Ohr in noch kleineren Intervallen liegt, als sie die Chromatik bietet. Wenn wir die Schönheit dieser Geschlechter auch nur ahnen tonnen, so müssen wir doch offen gestehen, daß hier die Griechen uns weit voraus waren.

Einen zweiten Punkt, in welchem sich unsere Musik von der griechischen unterscheidet, wollen wir nur ganz kurz berühren, nämlich die Notenschrift. Die griechische Notenschrift hatte für Tonhöhe und Tondauer verschiedene Zeichen, jedoch waren die Zeichen für Tondauer nur unvollkommen und spärlich, was damit zusammenhängt, daß die griechische Musik, welche vorwiegend Vocalmusik war, sich von selbst an den festgegliederten Rhythmus des Textes anschloß. Die Tonhöhezeichen sind Buchstaben, welche über den Silben des Textes stehen; die Noten für Instrumente gehören einem vorsolonischen, die für Gesang dem gewöhnlichen an; bei beiden Klassen gewinnt man durch kleine Veränderungen neue Notenzeichen, z. B. I —Singnote Ä', >-, (d. i. I quergelegt) — Singnote « u. s. w. Ueber die Notenschrift sind wir glücklicherweise sehr zuverlässig berichtet; aus den bezüglichen Ueberlieferungen, wo auch der Umfang der menschlichen Stimme besprochen ist, hat Bellermann, vormals Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Vater des bekannten Contrapunktisten Bellermann, unumstößlich bewiesen, daß die griechische Stimmung um 1^/2—2 Töne tiefer als die unsrige war.

Ich eile zu dem dritten Punkt, in welchem man eine ganz besondere Eigentümlichkeit der griechischen Musik hoch bewundert, in dem wir jedoch nach den neusten Forschungen ein wenn auch vielleicht etwas lockeres Band zwischen der griechischen und unserer Musik zu knüpfen in der Lage sind: wir meinen die Tonarten oder, genauer gesagt, Octavengattungen, d. i. Gattungen der Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen. Wer nicht gerade mit alter Kirchenmusik sich beschäftigt hat oder zufällig auf Raffs „Frühlingsboten" Nr. 3 („Gelübde") gestoßen ist, wer nicht etwa den ,,heiligen Dantgesllng eines Genesenen" in Beethovens H.-mo11-Quartett op. 132 oder Berlioz' erste Bearbeitung feiner Oper „die Trojaner" kennt, wo bei einem

Wettsingen auf das Lob der Dibo sich die verschiedenen Zünfte der verschiedenen griechischen Octavengattungen bedienten: für alle diese existiren nur zwei Octavengattungen, NoU und Diu-. Die Alten kannten deren jedenfalls 8, Zur Verdeutlichung derselben diene folgende Tabelle:

(2«>I.!
wixol.
I^iizetl,
I>w-V.
^.
dVI>c>-
pki^z.
?I»H3-
I. 6b
68
l
ß«3
»8
b
068'
ä«8'
68'
inixoIv>1l3'H
II. 5b.
2
o
äß8
68
t
8«8
l»3
b
ltoriLlll^.
m. 3b
6
ä
68
t
3
23
b
°'
pbi^^isob.
IV. 1b
<!
s
i
3
»
b
e
ä
lväizoli.
v. -
e
b;ßo1v«1i8<:b
VI. 1«
6
«8
3
«'
,6'
bovbniixo^
I^äiLotl.

Die Octavenreihe in V., die mit H, <») anfängt und aufhört (H,H«i«tß2), heißt hypodorisch oder aolisch, bzw. fyntonolydisch, die Octavenreihe, die mit II (b) anfangt und aufhört (üc^stßab), mixolydifch, die Octavenreihe, die mit o «» anfängt und aufhört (c-äefssakc), lydisch :c.: je nachdenl ich einen anderen Anfangs- und Schluhton in derselben Transpositionsscala (in dem gewählten Beispiel in der Transvositionsscala ohne Vorzeichen ^V.^) wähle, wird die Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen eine andere, die Octavenreihe H,—a enthält Ganz- und Halbtöne in folgender Reihe: 1, 1/2, 1,1, i/z, 1.1; die Octavenreihe 2—b, mit folgender Reihe: 1/2, 1, 1, 1/2, 1,1,1, u. s. w.

Die Reihen I.—IV. über und die Reihe VI. unter der H-Neihe sollen einige Beispiele griechischer Transpositionsscalen zeigen: die Transvositionsscala mit 1b heißt die lydische, weil der Mittelton der menschlichen Stimme, nach griechischer Tonhöhe l, unter die Octavengattungsrubril ,,lydisch" fällt; ebenso heißt die Transpositionsscala mit 3 b phrygisch weil in ihr der Ton l in die Octavengattungsrubrik „vhrygisch" fallt; die Transpositionsscala mit 6 b heißt mixolydisch, weil in ihr k unter die Octavenrubrit „mixolydisch" fällt. Die Transpositionsscala mit 1A enthält kein t und ist um 1/2 Ton höher als die mixolydische und heißt deswegen die hochmixolydische :c. Die lydische Transpositionsscala war bei den Griechen Currentschrift; die Kreuztonarten lamen erst seitdem velovonnesischen Kriege auf.

Dochtehren wirzu den Octavengattungen zurück, um noch länger bei ihnen zu verweilen. Wir haben vorhin bemerkt, daß in jeder der ? durch die Buchstaben HücäLtF angedeuteten Scalen die Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen eine verschiedene ist; aber sie sind harmonisch nicht in gleicher Weise verschieden, auch sind „aolisch" und,,fyntonolydisch" nichtidentisch; sondern die Octaven-

gatwngen gruvpiren sich in drei Classen: 1) dorisch ist unser absteigendes
Uoll; die auf die Quinte dieses UoU aufgebaute Octave heißt dorisch im engeren

Sinn, die auf die Prim desselben aufgebaute hieß ursprünglich Misch, später
hypodorisch, d. i. um eine Quint unter der dorischen liegend. In der Praxis, wo
ja dieLieder nicht aus ausgeführten Scalen bestehen, gibt der Melodieschlußton. der
für die feinfühligen Griechen noch höhere Bedeutung hatte, als für uns, den
Ausschlag, ob das betreffende Lied dcr dorischen im engeren Sinne oder der
hypodorischen Octnvcngattung angehört. Die dorifche im engereu Sinne,
d. i. das absteigende NoII mit Quintfchlüssen, nicht die hypodorische, d. i. das
absteigende AM mit Primfchlüsfen, war die häufigste und ursprünglichste
Octllvcngattung. Der Leser ist von letzterem überzeugt, wenn ich ihn an
die Entwicklung der Octave aus Tetrachorden mit Halbtonintervall an erster
Stelle erinnere. Der Quintschluß ist speciell griechisch: „er drückt", sagt
Gevasrt feinsinnig, „etwas Passives. Unbestimmtes, das vollkommene Gleich-
gewicht der Seele aus, einen GefühlZzustand, den die griechische Aesthetit als
dem Ideale zunächst kommend erachtet, für welchen sich aber der moderne
christliche, mit hebräischem Lyrismus und germanischer Träumerei genährte
Genius wenig begeistern kann". 2) Phrygifch ist ein Dur mit ver-
minderter 7. Stufe st.i. mit Schwanken nach der Unterdominante; z. B.
ein O^ur (mit b statt I,) mit Schwanken nach ?-äur oder ein Ns-äur (mit
6e8 statt ä) mit Schwanken nach ^z-äui' :c.^: dasselbe Verhältnis;, welches
zwischen „dorisch" im engeren Sinne und „hypodorisch" herrscht, gilt auch für
„Phrygifch" im engeren Sinne und „hypophrygisch" : jenes ist die Quintlage,
dieses die Primlage des eben gekennzeichneten Dur. 3) Lydisch ist ein
Dur mit erhöhter 4. Stufe ft. i. mit Schwanken nach der Oberdominante;
z. B. ein <Ü-dur (mit 2i> statt 5> mit Schwanken nach v-äur, oder ein N-äur
(mit» statt as) mit Schwanken nach L-dur:c.); in vollständiger Correfpondenz
mit 1. und 2. bedeutet auch hier „lydifch" im engeren Sinne die Quintlage
und „hypolybisch" die Primlage. Bei 2. und 3. kommt aber zu Quint- und
Primlage auch die Terzlage, d. h. es gab phrygische und lydische Lieder auch
mit Melodieschlüssen in der Terz; auf diese Weise fügen sich das „Mixo-
lydische" als Terzphrygisch und das „Syntonolydische" als Tcrzlydisch organisch
dem — von Westphal aufgestellten und von Gevaert der Evidenz nahl>
gebrachten — Systeme der griechischen Octavengattungen ein. Die Lieder
mixolydischer und syntonolydischer Gattung lagen hoch: das Hohe aber galt
und gilt zum Theil noch jetzt als Nagend; dazu haben gewiß die Griechen
wie wir (ich erinnere an ,,Zu Straßburg auf der Schanz', da ging mein
Trauern an") das Schmerzvolle des Tcrzschlusses empfunden: also Grund
genug für Plato, das weinerliche Paar aus seinem Idealstaate zu verbannen.
Das sei noch ausdrücklich bemerkt, daß neben den erhaltenen griechischen Resten
(s. Anhang zu meiner Broschüre „Kurzer Ueberblick über die altgrichische
Harmonik" Heidelberg bei Weiß, 1872) die liturgischen Gesänge der katholischen
Kirche (das Or«lo z.B. ist „phrygifch" im engeren Sinne des Wortes), sowie
vlämische und schwedische Volksmelodien sattsam Beispiele für die genannten
verschiedenen Octavengattungen bieten, sowie daß Neuere, wie Raff und

Dvorak, in Melodie wie Instrumentation — ob bewußt? — Fragmenn
griechischer OctaUcngattungen mit Glück einstreuen.
Das Ethos der Octavengattungen d. i, ihr Charakter in Bezug aus
die durch sie erweckten Empfindungen ist bei den Alten genau fixirt. Nur
muß festgehalten weiden, daß diese Ethisirung des Dorisch, Phrygisch, Lydisch
zwar in erster Reihe auf die Octavengattung, daneben aber auch zugleich auf
Rhythmus, Hohelage der Melodie und andere Punkte der Composition.
namentlich auch auf Instrumentation, sich erstreckt. Beherzigen wir dieses,
dann kann uns die Uebereinstimmung des Ethos der Tonarten mit der von
der Geschichte entworfenen Charakterzeichnung der Völker, welche ihnen den
Namen gegeben, keineswegs befremden, ist doch der Voltsgesang das treueste
Spiegelbild des Volkscharatters. Die Dorer waren einfach, mannhast, ernst
und streng; die Aeoler thatkraftig, ritterlich in Gewohnheiten und Gesinnung,
heiter; die Ioner beweglich, feurig, leidenschaftlich; die Phryger orgio.sti.sch
und ekstatisch; die Lyder sinnlich und elegisch, ihre Todtcngcsiinge waren berühmt.
Alle diese Prädicate wenden die Alten auf die betreffenden Octavengattungen
an. Sie scheinen unsere gewöhnlichen Vorstellungen von dem Ethos des Dur
und ÄoU geradezu unizukehren; insbesondere überrascht uns die Universalrolle,
welche dem)IoU als Nationaloctavengattung zum Ausdruck des Einfachen
Geraden, Würdigen, aber auch Ritterlichen und Freudigen zukommt. Doch
erinnern wir uns einerfcits, daß in den alten deutschen und slavischen Volks-
liedern das AoU vorherrscht, daß ferner noch bei Vach und Händel das ÄoN
überwiegt. Andererseits sind gerade die feierlichsten liturgischen Gesänge,
z. B. das ?6 lloum lauciümu» (eaa-aallL'^ß») oder die Präfation ^bekanntlich
ein Lobgesang) und alle Introitus, d. s. alte Eingangsmeßgesänge, nach deren
Anfangsworten z. B. unsere Sonntage voiniuioa, I^»ewi-L, Vx»u<Ii?c. benannt
sind, alle Introitus also, sage ich, welche mit 6»»(isÄinu8 oder Kauäets an«
fangen, in NoU geschrieben. Das orgiaftische Phrygisch -Dur ist uns faßlich,
nicht fo das weichliche klagende, Lydisch-Vui-. Doch wie herrlich stimmen
dazu die wundersamen Klagegesänge des Ieremias, welche man — wenigstens
im Auszuge — in der Charwoche in allen katholischen Kirchen hört, »ie
herrlich Haydns bekanntes Lied „Verzweiflung preßt mein armes Herz, ein
lange fchon verschloss'ncr Schmerz, den keine Zeit mehr heilt", das nicht blos
in Dur, sondern sogar in T-clur, in der Tonart für Iubelouvertüren und
frohe Iägerlieder, des Grames voll einherwandelt! An diesem Liede eines
gewaltigen, kaum durch NoU ausdrückbaren Schmerzes, läßt sich begreifen,
warum nach einer ganz klaren Notiz des Aristoteles gewifsc griechische
Musiker nur zwei Octavengattuugcn anerkannten, Dorisch und
Phrygisch, und alle übrigen als Variationen dieser beiden betrachteten.
Diese Männer ordneten offenbar das Klagelydisch dem Iubelphrygisch unter;
denn beide aus Kleinasien eingeführte Octavengattungen bilden den Gegensatz
der leidenschaftlichen Erregtheit zur edel einfachen Seelenharmonie der national-
griechischen AoU-Doiik; daß aber das Phrygisch und nicht das Ludisch dm

betreffenden Musikern die Gattungsbezeichnung an die Hand reicht, hängt
wohl mit der Verachtung zusammen, welche die griechischen Philosophen gegen
das weichlich-barbarische Lydisch hegten und aussprachen. Stellen wir aber
die berührte Stelle des Aristoteles unter das culturhistorische Visir, so erscheint
in der erwähnten Zweitheilung aller Octavengattungen nichts Geringeres, als
der Dualismus der polarischen Mächte in der griechischen Volksseele: der
Dualismus des Apollo- und des Dionysoscultus. Apollo mit der
Kithara ist der Gott der einfachen, edlen, ruhigen Schönheit; ihm sind die
dorischen und aolischen Lieder gewidmet; Dionysos, der von Flöten um-
rauschte, ist der Gott der Leidenschaft und des aufgelösten Innern; „den
Bacchanten und Bacchantinnen scheint der Schoß des Berges sich zu öffnen
und Schrecken wie Entzücken durchschauern sie zugleich, wenn ihnen der
gekrönte Gott erscheint mit leuchtenden Augen", bald freudetrunken, bald voll
Traurigkeit und unendlichem Sehnen. So birgt der Dionysoscultus die
positive und negative Seite der Leidenschaft; und wenn ein orphischer Spruch
sagt: „Aus dem Lächeln des Dionysos wurden die Götter, aus seinen Thränen
die Menschen geboren", so wähnten vielleicht jene Musitdualisten bei Aristoteles,
daß aus dem Lächeln des Dionysos die phrygische, aus seinen Thronen die
lydische Sangcsweise entstand.

m.

Es sind uns im Laufe unserer Erörterungen so manche Beziehungen
der griechischen Musik zur modernen entgegengetreten und auch in dem zuletzt
behandelten Cardinalpuulte der Octavengatlungen, welchen man lange Zeit
als einen schneidigen altgrichische und moderne Musik auseinanderhaltenden
Keil betrachtete, eine wenn auch nicht besonders dichte Verwachsung mit der
modernen Tonkunst gefunden. Zum Schlüsse soll noch ein Band, welches die
neueste Zeit im Hinblick auf die berühmten Bayreuth er Aufführungen
mit altgriechischer Musik geknüpft hat, einer kurzen Beaugenscheinigung und
Prüfung unterworfen werden. „Wagner — der deutsche Aeschylus", dieses
vom bewundernden Munde vieler Wagncrverehrer laut ertönende Schlagwort,
trägt für jeden, der sich ein Bischen über die schriftstellerische Thätigkeit des
Bayreuth« Musithcros oricntirt hat, nicht blos quantitative, sondern auch
qualitative Bedeutung in sich; es preist nicht einfach unseren großen National-
dichtercomponisten, es anerkennt, von der auch sonst vorkommenden Vereinigung
von Musiker und Dichter abgesehen, altgriechische Eigenthümlichkeiten in seiner
neuesten Kunst. Welche sind diese, soweit sie sich speciell auf die Musik
beziehen? Da kann zunächst die vorwaltende, allerdings schon zur Zeit der
Entwicklung unserer Oper gepflegte Einstimmigkeit des Gefangs genannt werden,
nur ist diefe Einstimmigkeit des Gesangs vielmehr Monodie, d. i. Sologesang,
als Monophonie, d. i. einstimmiger Chorgesang; letzterer bildete aber bei den
Griechen in der klassischen Zeit gerade einen fundamentalen Theil des Bühnen-

spiels. Ferner wird die Herrschaft des Worts über den Ton als Hciupt-
beziehung zwischen Wagner und altgriechischer Musik geltend gemacht. Auch
dieser Puntt trifft nur halb zu; die griechische Musik darf mit Recht eine
poetische heißen, aber nie eine gedankliche, begriffliche oder gar memoriale,
wie es die neueste Musik Wagners mit ihren leilmotivirenden Ideenassoeicl-
tionen nicht blos ist, sondern auch sein will. Können wir, wie wir bereits
im Eingang bemerkten, das tiefere Wesen des Musikalischschönen bei den
Griechen auch nur ahnen: jedenfalls gehen wir nicht irre, wenn wir ini
Ganzen und Großen auch bei ihnen die bekannten zwei jede Lust an Musik
bedingenden Hcmptfactoren voraussehen, den sinnlichen Reiz und die einheitliche
Stimmung, beide durch ein „geordnetes Formenspiel" erzeugt. Bei der Vor-
liebe der griechischen Musik für das melodische Nacheinander — im Gegen-
satz zum harmonischen Nebeneinander — darf es nicht befremden, wenn bei
ihr die Eurhythmie — d. i. die Regelung des musikalischen Zeitmaßes, des
„männlichen" Elements in jeder Melodie, nach Takten, Reihen und Perioden
in correspondircnden Zahlverhältnissen — eine fast dictatorische Gewalt aus-
übt. Ja, bei den Griechen muß Jeder in die Schule gehen, welcher den
wunderbaren Formenbau Gluck'scher und Mozart'scher Kunstwerke mit innerster
Seele erfassen will. Nur innerhalb dieses eurhythmischen Gebäudes tritt jene
Tonmalerei oder, genauer gesagt, Rhythmusmaleiei ein, von der wir oben
geredet haben. Und wir dürfen sicher annehmen, daß die einheitliche Ruhe, welche
in den Chorgcsangen auszudrücken dem griechischen Musiker Bedürfniß war,
ihn ebensowenig um Einzelpunkte des Inhalts willen jeden Augenblick die
Formentwickelung abbrechen ließ, als es dem bekanntlich mastirten Schauspieler
etwa erlaubt gewesen wäre, bei jeder neuen Detailstimmung aus einer
anderen Larve zu blicken und zu sprechen. Der einfach erhabene Edelsinn des
Griechen hatte eben eine weitere Perspective, um dramatische Wahrheit und
Formenschönheit im Gleichgewicht zu erhalten, als unsere „vom Scheidewasser
der Reflexion zerfressene" musikalische Aesthetit. Doch was rede ich? Der
Leser schlage die erhaltenen Reste auf: die scharf abgemessene Form, die
Entwickelung von Satz und Gegensatz zu gesundem Gedeihen, ja sogar das
vielverschrieene Mittel der nur musikalischen einfachen und variirenden Wieder-
holung; alles das kann ihm nicht verborgen bleiben. So wird man in der
Hauptsache d. h. in Bezug auf das Verhältnis; von Inhalt und Form eher
Gluck als Wagner mit Aeschylus vergleichen können. Für diesen Vergleich
spricht auch der Schimmer apollinischer Würde, welcher uns aus Glucks Opern
antiken Stoffs entgegenstrahlt. Der Charakter der Wagner'schen Musik dagegen
— und hier liegt die Hauptkluft zwischen Wagners Musikdrama und dem seinen
rohen, dionysischen Ursprung durch vorwiegende Dorit fast ganz verleugnenden
antiken Vühnenspiel — ist exclusiv dionysisch. „Für das in mittleren Stimmungen
zart bewegte Farbenspiel des menschlichen Gemüthes hat seine Palette keine
Farben. Er fühlt sich nur vom heißesten Lichtstrahl der erregten Leiden-
schaft zum Schaffen und Schildern hingerissen" und, wenn er in Rücksicht

auf dramatische Wahrheit die Vielstimmigteit des Gesanges in seiner neuesten Kunstphase fast ganz aufgab, so wollte er sich dadurch zugleich den Weg bahnen zu der „üppigsten Entfaltung orchestraler Gluthfarben" und nerocn-bezaubernder Effecte. Wie ganz anders urtheilt bei Plutarch Soterichus — oder, sagen wir es offen, Aristoxenus; denn bei ihm hat er sich Rath erholt — über Acschylus und die klassischen Musiker: „Nicht aus Untenntniß, sondern init Vorbedacht haben sie in den Mitteln der Melodieführung sich beschränkt, kein Chroma, kein Umschlagen in alle möglichen Tonarten, keine melodie-lanfbrechcrischen Intervallensprünge — obgleich diese Mittel in ausgedehnter Weise ihnen zu Gebote standen"; und „mit ihnen ist eine schönere Welt der hellenischen Musik z» Grunde gegangen — nach ihnen ist die effecthaschende, nur den Beifall der großen Menge erstrebende Thcatermusik in Barbarei versunken" — so etwa lautet in Kurzem das Oetei-nm ^en^oo des Aristoxenus über klassische und nachklassische Musik seiner Nation. Ja, edle Würde, einfache Größe, das war der Charakter der griechischen Musik in ihrer Nlüthezrit. Denken wir daher nicht gering von ihr. „Mag sie auch", so schließen wir mit Gevaert, „auf der Leiter der Aeußerungcn menschlichen Gefühls niederer stehen als die unsrige; wir dürfen nicht vergessen, daß die alte Kunst, wenn sie die jähen Kühnheiten und das gigantische Hochstreben der neuen Musik nicht gekannt hat, auch deren Verirrungcn und Schwächen fern geblieben ist ... . Kommen wird vielleicht der Tag, wo die abend-ländische Kunst, nachdem alle Register nervöser Einwirkung verbraucht sind, der gewaltsamen Erregungen satt, sich wieder dem antiken Geiste zukehrt, um von ihm ein Geheimniß zu erflehen, das Gehcimniß der ruhigen, einfachen und ewig jungen Schönheit".

William Harvey,

der Begründer der neueren Physiologie und ihrer Methode, im lichte der Kulturgeschichte,

von

I. tzerm. Vaa^. '

— Worms. —

line in die Augen fallende geschichtliche Thatsache, welche gewiß A nicht auf Zufall beruht, sondern auf noch unerkannte Gesetze der Geistesentwicklung hinweist, ist die: daß Angehörige gewisser ^ Zeiten in eigenthümlichcr Uebereinstimmung nur die Anfänge bestimmter Wahrheiten finden, daß andere Zeiträume über dieselben Problerne unter sich ähnliche falsche Lehren bringen, bis in späteren Epochen auch diese wieder gemeinsam eingerissen werden, um der vollen Wahrheit Platz zu geben. So brachte, um nur ein Beispiel anzuführen, dieselbe Entwicklungsepoche die ersten Anfänge der Kenntniß des Kreislaufs des Milro- und Makrokosmos, eine andere gab beiden in bestimmtem geistigen Aehnlichteitsverhältnisse stehende, aber falsche Mittelpunkte — Galen dein elfteren die Leber, Ptolemnios dem letzteren die Erde —, wieder eine andere entfernte das Irrige und setzte die Wahrheit in ihr Recht: Copernicus und Kepler lehrten den Kreislauf der Welt und ihre Gesetze, Harvey den des Blutes.

Die Wahrnehmung solcher Erschciuungen führt dahin, den geistigen Untergrund jeden Wahrhcitsfundes in der Gesammtrichtung der Cultur derjenigen Epoche zu suche», in welcher er in die Geschichte trat.

Das Leben des Entdeckers des Blutkreislaufes und des Entwicklungsgefctzes bei den Thicrcn fiel nun cinestheils in die Nachblüthe der Reformation im weitesten Sinne, aber auch noch in die Zeit des Rcactiunskampfcs gegen die Errungenschaften jener.

In dein Schlachtrufe Luthers: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die zureden ist kommen!" —einem Schlachtrufe, der gegen das ganze auf allen Gebieten durch die Kirche stumm gewordene Mittelalter gerichtet

war — und in dem Iubelrufe Huttens: „O Jahrhundert! die Studien blühn,
die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!" liegt die Charakteristik jener
ersten Zeit. Nnd sie war unsere Epoche, die der größten geistigen Macht-
stellung, welche das deutsche Volk jemals erreicht hat! Der letzteren aber
gaben Kriegsnoth und unsagbare Leiden unseres Vaterlandes mit nachfolgender
Rohhcit und Armuth desselben neben Liederlichkeit und Verschwendung der
Höfe und Knechtung des Geistes durch staatlichen und kirchlichen Absolutis-
mus die Signatur: in ihr ward der deutsche Voltsgeist zur Halste zu Grabe
getragen, für welchen Verlust griechische, römische, französische und englische
Znthaten im folgenden Jahrhundert nicht entschädigen tonnten.

Es ist hier nicht der Ort, die beiden Epochen des 16. und 17. Jahr-
hunderts ihrem Geiste nach vollständig und erschöpfend vorzuführen; doch
erinnern müssen »vir wenigstens an die hauptsächlichsten Acußerungcn desselben,
selbst auf anderen Gebieten, als auf dem der Medicin, um den culturhistorischen
Zusammenhang aller und die geistigen Wurzeln der Reform der Medicin
durch Harvens physiologische Entdeckungen darzulegen.

Das 16. Jahrhundert, in dem auch die letztere ruht, war ein Zeitraum
vorwiegend idealistischer Stimmung auf allen Gebieten des Denkens und des
Fühlens, die selbst das Volk ergriffen hatte infolge der religiösen Reformation;
denn die Religion, der einzige Idealismus, dem es huldigt, ward durch
jene wieder in seine Seele gepflanzt, nachdem die mittelalterliche Kirche durch
fortschreitende Veränßerlichung derselben es innerlich niehr und mehr ihr
entfremdet, die Sprache des Gottesdienstes ihren Inhalt unverständlich, das
Treiben der Geistlichen aber deren Wirkung verdächtig, ja verächtlich
gemacht hatte.

Durch Bekämpfung des Hexenwahns trat auch die Medicin in ergänzende
Beziehung zur religiösen Reformation, insofern der Arzt Weyer diefen
Schäden des Mittelalters mit der Macht nüchternen Deutens entgegentrat,
was um so mehr zu verwundern ist, als die Medicin selbst doch noch bis
tief in's 18. Jahrhundert hinein am Tämoncnglauben hängen blieb und damals
noch so sehr an astrologischem Aberglauben, von welch' beiden bei Harvcy aber
keine Spur zu entdecken ist, hing, daß Arzt und Astrologe so ziemlich dasselbe
bedeutete. Es war der Neuplatonismus, der dies bewirkte; denn dieser
ward in der Philosophie des 16. Jahrhunderts mit echtem Platonismus,
den man zur Gegenwirkung gegen den mittelalterlichen Aristutelismus »nieder
erweckt hatte, vielfach vermischt und verwechselt, so daß der gleichfalls
wiedererwachende Stepticismus erst zur Zeit Harveys seine Wirkungen äußerte.

Zur Charakterisirung der idealistischen Kunstrichtung des Jahrhunderts
der Renaissance, in der Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, selbst des Kunst-
handwerts, genügt es, die Namen eines Lionardo, Tizian, Michel Angelo,
Raphacl, Benvenuto Cellini, Dürer, Holbcin zu nennen, die einen Thcil der
Herrlichkeit ihrer Schöpfungen wieder der Medicin, vielmehr der Anatomie
verdankten; denn sie alle studirtcn und betrachteten diese, welche bekanntlich

im 16. Jahrhundert großartigen Aufschwung nahm, als Grundlage ihrer Zeichnung und Gestaltenbildung. Andererseits theilten sie durch vollendete Abbildungen dem Hauptfach der realistischen Forschung des 16. Jahrhunderts, der Anatomie, einen künstlerischen Zug mit, so zwar, daß es der Betrachtung wcrth wäre, wer bei dieser Wechselwirkung mehr gewann, die Kunst oder die Anatomie. Auch die Musik dieses Jahrhunderts war eine rein idealistische. Wir erinnern nur an Luthers und seines Walter Kirchenmusik, dann an die Palestrinas. Und selbst die Musik stand zu der Anatomie damals noch in, wenn auch nur innerlich-erheiternder Beziehung, insofern den Schmause» und Gelagen, welche in jener Zeit, wenigstens in Deutschland, den Sectionen folgten, durch sie ein idealer Nachklang gegeben ward. Wie sehr überhaupt das 16. Jahrhundert allem einen künstlerifchen Hauch mittheilte, geht femer daraus hervor, daß selbst einzelne Theile der Pathologie von sehr frag-würdigem poetischen Gehalt in dichterischer Form dargestellt wurden, z. B. von Fracastori.

Eine hohe Aufgabe war besonders der klassischen Philologie in der Erklärung und dem Studium der Alten zugefallen, deren Werte nunmehr durch die Vuchdruckerkunst allgemein zugänglich waren und in den zahlreichen Lateinschulen, welche auch die Vorbildung der Aerzte übernahmen, als Bildungsgrundlage benutzt wurden. Der Medicin — viele ihrer bedeutendsten Lehrer waren zugleich große Philologen — gab sie die unverfälschten alten Aerzte, zumal den Hippokratcs, zu Mustern, untergrub dadurch den Ein-fluß der arabifchen Aerzte, erhielt zwar einerseits noch große Verehrung für die Autorität der Alten, wirkte aber als Gegengewicht gegen den noch fortwirkenden Autoritätsglauben der mittelalterlichen Medicin, besonders durch das Studium der Werte des Genannten für die in den Endjahrhundcrten des Mittelalters mir erst fpärlich und schüchtern auftretende felbständige Beobachtung. So ward durch die Philologie in erster Linie die Wiedergeburt der letzteren im 16. Jahrhundert bewerkstelligt, ein Gewinn, für den man jener nicht dankbar genug fein kann. Dadurch ward sie geradezu die Mutter der neueren Medicin.

Auch bei der Wiedererweckung der Mathematik und Naturwissenschaften, die man als Grundlage der Bildung des Arztes heute in den Vordergrund stellt, war die Philologie betheiligt, insofern durch sie Männer, wie Veheim, Peurbach und Copernicus, Cordus, Matthiolus und Cäfalpin zu Eutlides und Dioskoridcs hingeführt und im Gefolge davon zu ihren mathematisch-llstionllinifchen Großthatcn und botanischen Forschungen veranlaßt wurden. Deutlich ersichtlichen Einfluß auf die Medicin des 16. Jahrhunderts hatte unter den Naturwissenschaften jedoch nur die Botanik neben der in der letzten Zeit des Mittelalters im Abendlande aufgetauchten Chemie.

Die Reform der Pathologie, vielmehr der pathologischen Theorie, bahnte auf Grundlage der letztgenannten im vielthätigen 16. Jahrhundert Theophrast von Hohenheim an, indem er, auf synthetischem Wege freilich, der das ganze

Mittelalter hindurch unbeanstandeten galenischen Humoralthcorie eine solche
mit drei chemischen sogenannten Elementen: Salz, Schwefel und Quecksilber als
Grundlage alles Organischen gegenüberstellte. Noch mehr aber erschütterte er
durch seine chemischen Mittel die galenischc Therapie, und darin liegt sogar seine
geschichtliche Hanptwirkung. Ebenso förderte er, ein Mann klaren und genialen
praktischen Instinctes, aber deib-dentsch - mystischen Denkens, die chirurgische
Therapie durch Betonung einfachen Verbandes, während Pars durch die
Einführung der Freiendligatur bei der Amputation zu gleicher Zeit die Operations-
lehre reformirte.
Die Reform der Anatomie durch Vesal, ohne deren Vorausgang die
Harvey'sche dcrPhysiologiclaum möglich gewesen, übte aufMedicin und Chirurgie
des 16. Jahrhunderts sehr wenig Einfluß, Unter den Anatomen des letzteren
ragt neben dem genannten großen Reformator der Anatomie besonders
Fabricius ab Aquapendente hervor, der Lehrer Harveys und mittelbare Schüler
jenes. Dessen lückenhafte Beschreibung gerade des Herzens gaben Harvey
den ersten Anstoß zu seineu Untersuchungen über den Kreislauf, dessen
Forschungen über die Entwicklungsgeschichte des Huhns dagegen die Anregung
zur Begründung seines berühmten Entwicklungsgesetzes, Die Anatomie ward
die Mutter der Physiologie.
Unter die Hilfsmittel, welche die wissenschaftliche Forschung im sechs-
zehnten Jahrhundert, insbesondere innerhalb der letzteren, im Ganzen schon
häusig, wie bereits auch die Alexandriner und Galen, benutzten, gehörten die
Vivisectionen, welche auch damals lauten Widerspruch erfuhren, weshalb
Colombo zuerst an Stelle des verrätherischcn schrillstimmigen Schweines den
stilleren Hund gebrauchte. —
Als besondere anatomisch-physiologische Vorarbeiten für die Harvey'sche
Kreislaufslehre sind hier die Angaben Servets und die Nachweise Colombos
nud Căslllpins zu nennen.
Servet gab den Weg des sogenannten kleinen Kreislaufs bis jenseits
der Lunge präciser als Galen an, ließ aber, wie dieser, den Inhalt der
Lungenvcnen Luft beim Ein- und Ruß beim Ansathmen mit wenig
dünnstem Blute, fortbestehen, fo daß von einer Entdeckung des kleinen Kreis-
laufs, abgesehen von der physiologischen Unzuträglichkeit einer gesonderten
Aufstellung eines solchen, nicht die Rede sein kann.
Colombo, der, wie der Genannte der eisten Hälfte des IL. Jahrhunderts
angehört, lehrte nicht blos den Weg bis zum linken Vorheizen vollständig,
sondern wies auch experimentell den Blutgehalt der Lungenvenen nach und
bekämpfte, wie jener, die Durchlässigkeit der Poren der Herzscheidewand, wie er
denn überhaupt ein lührer und feuriger Gegner Galen's war. Von den Lungen-
venen ab ließ er aber wieder Alles beim Alten, hielt außerdem das Herz
für keinen Muskel, wofür es doch bereits Hippokrates richtig erklärt hatte.
Auch bei ihm fehlt übrigens das physiologische Verständniß des kleinen
Kreislaufs. Den Colonibo nennt Harvey und erkennt ihn an.

Neider Genannten Lehren sind nichts weniger als physiologische Entdeckungen ; denn jede einfache Darlegung des heute sogenannten Neineil Kreislaufs darf ebenso wenig als physiologisch erkannter Theil der wirklichen Harvey'schen Kreislaufslehre betrachtet werden, wie es als eine astronomische Erkenntnis; des Erdtreislaufs zu bezeichnen wäre, wenn Jemand nur die halbe Erdbahn gelehrt hätte.

Der Dritte, welcher Harvey die Entdeckung des Kreislaufs ganz streitig machen soll — er starb im Jahr vor der Rückkehr desselben aus Italien —, fügte der Servet-Colombo'schen Lehre den sogenannten großen Kreislauf, wenn auch nicht mit unbeanstandbarer Klarheit hinzu. Er behalt aber die fundamentale, für immer zu Gunsten Harveys entscheidende Lücke bei, daß er das Herz weder als Vlutweg, noch als blutbewegende Kraft richtig darstellt und erfaßt. Läßt er doch — und damit fallt allein schon sein Anspruch auf Entdeckung des Kreislaufs bei jedem nüchtern Denkenden und Gefchichtslundigen! — selbst die Poren der Herzscheidewand als Blutweg fortbestehen!

Außer diesen dreien, welche Harveys Ruhm und Verdienst zu beeinträchtigen berufen waren, giebt es noch eine ganze Reihe anderer Namen, die man zu diesem Zwecke citirt hat. Alle aber sind dazu bei nicht voreingenommener Auffassung lcinenfalls im Stande, sondern beweisen nichts, als daß viele die Frage nach dem Kreisläufe, von welcher Bezeichnung auch Harvey zuerst mit klaren und bewußten Worten Gebrauch macht, berührten, aber nicht erledigen tonnten. Alle haben um den Kreislauf eben nur herumgetastet, wie im Dunkeln!

Daß derselbe keines seiner nachträglich gefundenen und erfundenen Concurrenten außer Colombos erwähnt, hat ihm viele Vorwürfe und fogar selbst den Verdacht des geistigen Diebstahls zugezogen. Welcher große Geist hätte aber nicht zu seinen Lebzeiten und oft noch lange darnach unberechtigte Angriffe erfahren? Das ist ja so gewöhnlich, daß man es geradezu als ein geschichtliches Attribut eines großen Geistes erklären kann! Harvey hatte zudem die Schwäche oder Unart fast aller bahnbrechenden Köpfe cm sich, daß er nicht „gelehrt" war, ja noch mehr, daß er, wie es scheint, sogar mitgeplanter Absicht, dies nicht sein wollte. Sagt er doch ausdrücklich, er habe sich und Andre durch eigne Beobachtung und nicht aus Büchern belehren wollen!

Im Gegensätze zu der neuplatonischen des 16. Jahrhunderts äußerte die Philosophie des 17. Jahrhunderts, dem Harvey zu nahe drei Viertheilen seiner Lebenszeit angehörte, weniger Einfluß auf den theoretischen Inhalt der Medicin, als vielmehr auf deren Methode, und mehr wieder unter den Hauptlehren derselben die des Cartesius, als die Barons, welche doch der durchaus realistischen Richtung des Jahrhunderts mehr entsprochen hätte. Auf Harvey übte der letztere leinen nachweislichen Einfluß, trotzdem oder vielleicht weil er dessen Zeitgenosse war. Und auch Bacon erkannte Harvey, der seine Entdeckungen jedenfalls, ehe er nur Kenntnis; von jenes

Philosophie hatte, nach Art der Anatomophysiologen des 16. Jahrhunderts und nach deren Methode alsbald nach seiner Rückkehr aus Italien schon in Angriff genommen hatte, nicht recht an, ja eher war das Gegentheil der Fall. Was Beide in ihrer Denl- und Forschungslichtung Gemeinsames haben, wurzelte in dein Geiste der Zeit und muß geschichtlich als die naturnoth« wendige Reaction gegen den Idealismus des 16. Jahrhunderts betrachtet werden. — In äußerster Opposition zu diesem stand zuletzt der Materialismus und Empirismus von Hobbes, des zehn Jahre jüngeren Freundes Harveys, und des Arztes Locke.

In der Philologie begann im 17. Jahrhundert an die Stelle des schöpferischen Klassicismus, der Betonung des idealen Inhaltes der Alten, die formalistische Auffassung dieser, der philologische Zopf, zu treten.

Die Künste machten einen noch entschiedeneren realistischen Umschwung, als die Philosophie. Darunter die Baukunst, die Musil, in welcher der religiösen des 16. Jahrhunderts die Oper folgte. In der Malerei räumte die religiöse Historie dem irdischen Genre den Platz, das Heiligen-, Madonnen- und Christusbild der Darstellung des Lebens und der Natur, der Landschaft, in welch' neuer Richtung Niederländer und Franzofen dieselbe Rolle ein-nahmen, wie in der des 16. Jahrhunderts die Italiener und Deutschen. „Dem seelenlos gewordenen Idealismus", sagt Dohme, „trat ein entschiedener Rea-lismus entgegen. Die Realisten erkannten confequent nur die Wirklichkeit an. Sie setzten das Genre in seine Rechte. Es geht dies parallel mit dem damaligen Auffchwung der physikalisch wissenschaftlichen Bestrebungen", was auch heute zu beobachten ist, wie denn die Richtung unseres Jahrhunderts eine Fortsetzung und Steigerung der des siebzehnten ist.

Selbst auf dem Gebiete der Religion, worin im 17. Jahrhundert be-kanntlich an die Stelle der schwungkräftigen Religiosität der Reformationszeit der Iesuitismus und der steif- und wortgläubige Consistorialglauben gefetzt ward, die dann den Unglauben weckten, trat diefe Reaction ein. Und für letzteren wurden auch damals die Medicin und die Naturwissenschaften verantwortlich gemacht, wenn auch weniger laut und allgemein, als heute.

Die Naturwissenschaften erfuhren im 17. Jahrhundert ihre Umwandlung in wahrhafte Wissenschaften. So ward unter den Händen der Boyle und Stahl aus der Alchymie die Chemie. Physik und im Besonderen die Optik — wir erinnern nur an die Erfindung des Mikroskops, des Fernrohres — machten gewaltige Fortschritte, so daß mit ihrer Hilfe und der der Mathematik durch die Galilei, Kepler, Newton die Astronomie zur erhabensten aller Naturwissenschaften herangebildet weiden konnte. In Mineralogie und Botanik wurden zahlreiche neue Funde gemacht und die Anfänge fystematifcher Einteilung begründet.

Auf die altehrwürdige und doch so modesüchtige Medicin aber gewannen die Naturwissenschaften auch damals großen Einfluß. Baute man doch auf einzelne Errungenschaften, ja auf bloße Methoden derselben Theorien und Schulen, ganz nach der Reihenfolge, wie jene sich entwickelten!

Zunächst ward die dynamisch-chemische Theorie des Theophrast von Hohenheim zerspalten, und in den Niederlanden, die damals gleich England ihre wissenschaftliche Blüthczeit hatten, von Helnwnt in erster Linie die dynamisch-supeinatnralistische Seite jener unter Zuziehung der Chemie, von de le Botz-Sylvius dagegen vorzugsweise die chemische Hälfte derselben unter Zugrundelegung der neugewonnenen Begriffe von Nahrung, alkalischen und sauren Schürfen u. s. w. zu neuen Systemen aus-, oder wenn man will, weitergebildet. Dabei ward die Theorie des ersteren sichtlich mit der mystisch-pietistischen Theologie der damaligen Zeit, die des letzteren, des jüngeren der beiden, aber mit der damals auf neue Weise verwendeten alten Lehre von den Lebensgeistern, die man aber jetzt in den hohlgedachten Nerven kreisen ließ, verquickt. Sylvius, der Stifter der chemiatrischen Schule, stand schon ans positiver Grundlage, mehr aber war dies noch bei Borelli, dem Stifter der iatromathematischen Secte, ausgeprägt. Hatte jener die Chemie, von der Harvey nicht viel hielt, und zwar die damals sich entwickelnde anorganische, als Leitfach erwählt, fo der Letztere, zu dessen Schule mit Unrecht selbst Harvey gerechnet wird, die damals so mächtig aufblühende Mathematik und Physik. Reiner Realist, der sich als solcher frei von jeder Theorie zu halten suchte, war der große Praktiker Sydenham; aber er wollte nach dem Muster der damals in der Botanik hervortretenden Species-bildung die Krankheiten nach Art solcher Species, wie die naturhistorische Schule unseres Jahrhunderts dies nach Art der natürlichen Familien ver-suchte, beschrieben und eingeteilt wissen. Deshalb betonte er, darin auf seinem Gebiete Harvey gleich, vor Allem genaueste Naturbeubachtung. Verließ Sydenham nur die galenische Theorie und theoretische Therapie, gegen die auch das 17. Jahrhundert noch vollauf zu kämpfen hatte, und kehrte er einfach zu Hippokrates' Bcobachtungs- und Nehandlungsgrundsätzen zurück, so versetzte jener zu gleicher Zeit den Todesstoß ein Deutscher: Conrad Victor Schneider, durch den siegreich geführten Beweis, daß die ganze antike Lehre von den Katarrhen falsch und daß der Schleiin einfaches-Product der Nasenschleimhaut ist. Man sagt uns Deutscheu nach, daß wir fremdes Verdienst bereitwilliger anerkennen, als das der eigenen Forscher. War und ist dies auch oft blos falsche Meinung, so ist dieser Vorwurf doch gerecht, wenn man die Anerkennung, welche Harvey für feine physiologische Widerlegung erlangte, mit der vergleicht, welche Schneider unter uns für seine pathologisch - aetiologische erfuhr: Schneiders reformatorische That n^ Bezug auf die Pathologie, das mag hier ausdrücklich betont werden, steht, geschichtlich aufgefaßt, der Harveys hinsichtlich der Physiologie ebenbürtig zur Seite.

Fast hatten wir vergessen einer letzten medicinischen Theorie des 17. Jahrhunderts — man muß die Lehre so nennen — zu erwähnen, nämlich der ?Ätno1c>ssi3, aniiuata von damals. Sie bestand darin, daß man die zu jener Zeit mit Hilfe des neu erfundenen Mikroskops entdeckten

Infusorien mit sehr großem, wie sich nachträglich erwies, übertriebenem Enthusiasmus als verbreitetste Krankheitsursache proclamirte, etwa wie in unsrer Zeit die Pilze.

Tic Erwähnung dieser Theorie leitet auf die Betrachtung der wissenschaftlichen Hilfsmittel hin, welche im Jahrhundert Harveys der „exactcn" Forschung, welche schon damals, nicht aber, wie vielfach geglaubt wird, erst in unserer Zeit, in's Leben gerufen ward, zu Gebote standen. Es waren großentheils die gleichen wie heute, nur waren sie weniger zahlreich und ihre Verwendung noch weniger ausgebildet — und doch, welch' große Resultate wurden damit erlangt! Physik und Mathematik spielten eine maßgebende Rolle, nnter den physikalischen Apparaten das Mikroskop, das auch Harvey benutzte, dann die Wage, die Minutenuhr, welche dieser in der Physiologie zuerst anwendete, das Thermometer. Selbst die chemische Analyse trat bei der Medicin in Dienst: ward doch die Hirnsubstanz auf ihren Fettgehalt geprüft. Am meisten benutzte man und zwar nicht weniger als heute, ja selbst schon als ein Verfahren, mittelst dessen man vor Laien wissenschaftliche Probleme demonstriite, die Vivisection. Gerade Harvey stellte zahllose an, wie es scheint sogar mehr, als für feine nächsten Forschungszwecke nöthig waren. Vielfach führte er solche auch vor Nichlmedicinern cms. Wie hoch die Begeisterung für solche selbst bei Laien sich damals versteigen tonnte — freilich gab es auch eine Oppositionspartei —, beweist der Umstand, daß ein englischer Geistlicher eine von Harvey öffentlich ausgeführte Vivisection in einem 493 lateinische Verse langen Gedichte, welches Professor Ritter in Prag als cnlturhistorischen Veitrag zur Iubiläumfeier veröffentlichte, besingen mochte!

Fei-ner verwerthete man in der medicinischen Forschung, wenn auch zum -Glück nicht in schlechten Gedichten, die normale und pathologische Anatomie, deren Bedeutung Harvey sehr hoch stellte, ja man machte den Anfang mit «xperimentell-pllthologifchen und pharmato-dynamischen Untersuchungen.

Aus dem bisher skizzirten, wahrlich fruchtbaren Culturboden erwuchsen cincstheils die Reformation der Wissenschaft und Künste im 16. und andererseits die zahlreichen, staunenswerthen Entdeckungen im 17. Jahrhundert, sowohl die astronomisch-physikalischen Galileis, Keplers, Toricellis, Guerickes, Newtons und Anderer, wie die physiologischen Harveys. Das 17. Jahrhundert war eine jener Epochen gehäufter Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Medicin, in denen von großen Geistern die Resultate vorausgegangener nnd gegebener geistiger Gesammtlraftewirkung in Form von Wahrheitsfunden gezogen wurden. Harvey war in diesem Zinne nur ein Sprößling jener Epoche, ein Glied in der Kette jener Mehrer der menschlichen Erkenntnis;.

Verlieren nun auch bei solcher Auffassung die wissenschaftlichen Großthaten Harveys viel von dem Wunderbaren, das denselben bei von ihrem kulturhistorischen Untergründe absehender Betrachtung ohne Frage anhaftet, so

benimmt jene doch nichts von deren Großartigkeit und nichts von der
Größe ihres Entdeckers. Denn dessen persönliche Größe ruht auf der klaren
Erlenntniß der in seiner Zeit liegenden, niit seinen geistigen Mitteln zu
lösenden Aufgaben, noch mehr auf der Auffindung des richtigen Weges zur
Lösung, am meisten aber auf der bewundernswürdige Ausdauer, womit er die-
Löfung erstrebte und endlich fand. Durch die Ausdauer ward er ein Genie-
im Sinne Lefsings.

Die ganze Tragweite der Entdeckungen Harveys, besonders der cultur^
historisch folgemichtigsten, des Kreislaufs, vollständig zu erkennen, ist sehr
schwer, da gar manche Wirlungen derselben, wie bei allen geistigen Groß-
thaten, aus dem späteren allgemeinen geistigen Besitzthume der Menschheit sich
nicht mehr herausschälen und auf ihren Ursprung mit Sicherheit zurückführen
lassen. Wer kann z. B. heute noch vollauf beweisen, welche Wirkungen
überall die Entdeckungen eines Columbus oder eines Copernicus auf die
geistige Constitution der Nachwelt gehabt haben? Heute nehmen wir alle an
den mittel« und unmittelbaren Resultaten jener Theil, so zwar, daß wir u«5
gar nicht mehr ganz vorstellen, noch weniger aber ganz begreifen können,
wie der allgemeine Zustand des Denkens und Vorstellens innerhalb dc3
Volkes sich gestaltete, als sie noch nicht vorhanden waren. So ist es auch
mit der Entdeckung des Kreislaufs: sie erschloß, wie jene, eine ganze Welt
von neuen Gesichtspunkten, Anschauungen, Vorstellungen, Empfindungen auf
allen Gebieten. Wo und welche Anregungen sie überall, auch außerhalb der
Medicin, noch gab, wer will das sicher ermessen? Etwa in der Theologie
und Philosophie. Daß sie den beiden solche geben mußte, geht in Bezug
auf die letztere unter Anderem daraus hervor, daß die Vorstellungen über
den menschlichen Organismus und der Begriff eines Organismus an sich durch
sie umgestaltet wurden, und für elftere daraus, daß wieder ein Räthsel, auf
deren Grund, wo immer sie sein mögen, die Auswüchse des Glaubens und
der Aberglauben am kräftigsten wuchern, gelöst war. Das gilt fast noch,
mehr von der entwicklungsgefchichtlichen Entdeckung Harveys, die in dem
berühmten „ouins vivuin ex ovo" gipfelt.

In der Pathologie beseitigte die Harvey'sche Krcislauflchre die galenische
Vier-Säfte-Theorie und die des Paracelsus. Sie entfernte die Hemmung,
welche diese bis dahin deni Fortschreiten der theoretischen, wie tatsächlichen
Seite der Medicin angelegt hatte, viel wirksamer, als des großen Vesal und
seiner Mitarbeiter anatomische Forschungen es vermochten, ohne die jene
Entdeckung nicht hätte gemacht werden tonnen. Sie ward für die Medicin eine
größere reformalorifche That, wie die Luthers für die Theologie; denn sie
beseitigte einen alten Glauben und gab statt dessen keinen neuen, sondern
Wissen.

Dieser ihrer reformatorischen Wirkung auf die physiologischen Fundamente
der Pathologie — daß sie eine Physiologie erst möglich machte und dieser
zugleich die Methode für alle Folge vorschrieb, braucht nicht besonders hervor-

gehoben zu werden — kommt die gleich, welche sie auf die Therapie übte: auch diese ward, soweit sie auf den falschen Theoricen der Alten beruhte, von solchen befreit. Wie sehr sie der Kranlenbehandlung neue Gesichtspunkte gab, geht vielleicht am schlagendsten daraus hervor, daß die Transfusion des Blutes, welch' letztere ja in unfrer Zeit nochmals so großes Aussehen machte und so große — Enttäuschung brachte, ihr auf dem Fuße folgte. Als Folge seiner embryologische» Entdeckung muß man die heutige, so weit gediehene Entwicklungsgeschichte, aber auch die Gynäkologie und gynäkologische Operations-lehre betrachten.

Naß die Chirurgie, ganz besonders die Operationslehre, durch die Ent-deckung des Kreislaufs erst ihre vornehmsten wissenschaftlichen Grundlagen erhielt, dies anzuführen genügt, um deren Tragweite für dieses Gebiet wenigstens anzudeuten.

Sehen wir aber von weiteren Einzelnheiten ab und heben wir kurz zusammenfassend den allgemeinen Einfluß jener Lehre auf die ganze Entwicklung der Medicin hervor, so besteht derselbe hauptsächlich darin, daß von ihr aus die fpeculative Richtung der alten und die autoritative der mittelalterlichen Arzneitunde in Hintergrund treten, dagegen die neuere Auffassung der Medicin <ils einer in erster Linie beobachtenden und besonders experimentellen Wissen-schaft ihren Anfang und Aufschwung nahm, als deren Consequenz wir die heutige Medicin auffassen muffen.

Haben »vir früher die in der Entwicklungsstufe, welche Harvey vorfand, gelegenen, allgemeinen Anregungen betrachtet, so müssen wir nun noch mehrerer Besonderheilen gedenken, welche geeignet sind, die Entstehungsgeschichte von Harveys Entdeckungen zu vervollständigen.

Dieselben nahmen, wie schon kurz erwähnt worden, ihren Ausgang von den Untersuchungen des berühmten, durch die Erfolge seines größten Schülers wie kaum ein zweiter medicinischer Lehrer geehrten paduaner Professors Fabricius ab Aquapendente. Bereits während seiner Studienzeit muß Harvey den Gedanken gefaßt haben, die Untersuchungen des Genannten über das Herz zu ergänzen und diejenigen über die Entwicklungsgeschichte fortzusetzen und, wenn möglich, zum guten Ende zu führen.

Die Methode, welche Harvey bei seinen Untersuchungen anwandte, war vorzugsweise die inductiv-experimentelle, ohne daß er jedoch die deductive ganz unberücksichtigt ließ, im Gegentheil, er prüfte die eine durch die andere auf die Richtigkeit ihrer Ergebnisse. Zuerst stellt er die Lehren derer, die sich mit seinem Gegenstände vor ihm beschäftigt haben, in großen Zügen und, wenn nöthig, in's Einzelne gehend dar, wobei er zugleich die Stärken und Schwächen ihrer Begründung andeutet; dann widerlegt er sie durch die Ergeb-nisse seiner anatomischen und vivisectionistischen Forschungen und baut auf diese seine eignen Ansichten auf. Dabei läßt er auch die Gründe, welche aus dem Denken allein und vorzüglich, aus der matemathischen Deduction erwachsen, nicht außer Acht.

Was speciell Harveys experimentelle Methode betrifft, so hat er in
Bezug auf den Kreislauf ganz gewiß Taufende von Untersuchungen und
Vivisectionen, über die Entwicklungsgeschichte der Thicrc nicht viel weniger
angestellt, dieselben fort und fort durch Wiederholungen controlirt und die
Richtigkeit seiner Schlüsse geprüft. Erwähnt er doch allein etliche 30 Thicr-
species, aus denen er jedesmal zahlreiche Versuchsthierc entnahm, und forschte
er doch über jedes der beiden Probleme, deren Lösung er sich mit der Selbst-
beschränkung eines großen Geistes und gewissenhaften Forschers allein als
Lebensaufgabe gestellt, je etwa ein Vierteljahrhundert lang, ehe er das Resultat
veröffentlichte! Kleine See- und große Landthiere, Infecten bis herab zu
den menschlichen Schmarotzern, Wirbelthiere, Vögel und Säugcthierc, alle dienten
ihni zu seinen Untersuchungen. Und nicht allein in der Studirstube und am
Erperimentirtische lag er diesen ob, sondern auch auf Reisen, ja er besuchte
die Schlachthäuser und hörte die Angaben der Metzger, Luther ähnlich, der
bei Gelegenheit der Bibelübersetzung bekanntlich auch die Auskünfte des
genieinen Mannes nicht verschmähte. Zu all den Experimenten kommen Beob-
achtungen am Menschen über den Blutstrom in den Venen. Auch pathologische
und pathologisch-anatomische Fälle benutzte ei. Es gibt nicht leicht ein
zweites Beispiel in der Geschichte der Mcdicin, daß ein Forscher mit solch'
großartiger und unermüdlicher Ausdauer seine vorgesteckten wissenschaft-
lichen Ziele verfolgte. Noch mehr, Harveys Ausdauer kommt feiner Vor-
sicht gleich!
Schon hatte er den Kreislauf niehr als 9 Jahre in seinen Vorlesungen
vorgetragen und die neue Lehre anderen Aerzten und auch Laien privatim
und öffentlich vielmals dargelegt, ehe er sein Büchlein von 72 Seiten über den
Kreislauf in Druck gab, das Horazische „nonum promawi- in annnin" gewissen-
haft durchführend. Dabei bringt er in der Darstellung immer nur die
Hauptsache vor und läßt sich durch Nebensachen nicht aufhalten. Deshalb
erwähnt er gar nicht oder nur mit einigen Worten die Beschaffenheit der
Versuchsthierc, ihre Herkunft, der Zeit, zu welcher er die Untersuchungen
jedesmal anstellte, der selbstverständlichen Hilfsmittel u. s. w. u. s. w.; immer
nur gedenkt er des Hauptsächlichen und Wichtigen. Er will ein Schluß»
resultat haben, veröffentlicht nicht unergiebige einzelne Experimente. Daher
kommt es denn auch, daß er zwei schwierige und auf zahllose Untersuchungen
und Versuche gegründete große Entdeckungen in kleinen Büchern (die Gesammt«
ausgäbe seiner Werke umfaßt einen mäßigen Quartband bei splendidem Satze)
veröffentlichen und zwei große, die Wissenschaft und in gewissem Sinne die
Welt bewegende Wahrheiten in sehr engem Rahmen begründen konnte. Nirgends
tritt seine Person hervor, immer steht die Sache im Vordergrunde. Der
Mann ging ganz in dieser auf. Harvey war eben ein großer Geist und
ein großer Charakter, der nicht allein die Wissenschaft und die Erkenntnis;
bereicherte, sondern auch um der Wahrheit willen — sich selbst bezwang!
Ein Musterschriftsteller in sprachlicher Beziehung aber war Harvey

nicht. In dieser Richtung waren, was Sprengel den inneren Aerztcn, im Gegensatze zu den Chirurgen, überhaupt nachsagt, die Musen ihm nicht hold. Er schreibt einen recht schwerfälligen, geschachtelten, wie seine Handschrift schlechten Stil und ein schlechtes Latein, ist sogar durch beides hier und da dunkel, besonders, da er sich absichtlich größtmöglicher Gedrungenheit der Schreibart befleißigt, Wohl im Bewußtsein dieser seiner auch von Engländern gerügten Schwäche als Schriftsteller ließ er sich von seinem Freunde Ent bei der stilistischen Bearbeitung seiner Entwicklungsgeschichte, die übrigens dafür auch weniger concis und weniger streng logisch aufgebaut ist, nachhelfen. Harveys Worte sind ruhig, nüchtern gewählt, nur an einigen Stellen erhebt er sich etwas im Ausdrucke, zieht sogar einige Mal Dichter an. Mit Citaten aus anderen Schriftstellern ist er sparsam; am meisten nennt er Galen und Aristoteles, also alte Aerzte und Naturforscher, deren Sprache er gut verstand, wenige neue. Tarin unterscheidet er sich ebenso sehr von der Art seines Jahrhunderts, das sich durch große Gelahrtheit und Polyhistor« auszeichnete, wie von dem unsrigen mit seiner Ueberfülle von Citaten fast nur aus den „neuesten" Schriftstellern und seiner großen casuistischen Gelehrsamkeit. Seine Werke sind epochemachenden Thaten gleichzusetzen.

Viel umstritten ist, merkwürdigerweise darf man wohl sagen, bis auf den heutigen Tag die Frage, in wie weit Harvey der eigentliche Entdecker des Kreislaufs fei. Ist der aber der Entdecker — und er ist es offenbar —, welcher zerstreute unzusammenhängende Funde durch das noch fehlende entscheidende Mittelglied zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügt und eine Lehre nicht allein docirt, sondern sie auch klar und bündig durch Thatsachen und Versuche beweist, so war und bleibt Harvey der Entdecker des Kreislaufes; denn er fügte ganz unbestreitbar und auch unbestritten zuerst das <5entrum des Kreislaufs, das Herz, fowuhl den anatomischen Wegen innerhalb desselben, als seiner physiologischen Function nach, in den sogenannten kleinen und großen Kreislauf ein für allemal ein. Man kann die einfache Kenntniß des ersteren dem Servet und Colombo, die des letzteren dem Ciisalpin zuerkennen, dadurch werden sie aber weder einzeln, noch zusammen Entdecker des Kreislaufs, sondern höchstens Vorläufer dieser Entdeckung, wie Malpighi infolge des mikroskopischen Nachweises des wirtlichen Capillarkreislaufs Vollender, und Pecquet, Rudbeck, Bartholin Ergänzer desselben. Bleibt nicht auch Robert Mayer der Entdecker des mechanischen Wärmcgcsetzcs, trotzdem er Vorgänger hatte und Nachfolger fand, welche feine Entdeckung auf andere Weise und sogar besser bewiesen haben, als er? Die Geschichte muß Harvey, der auch den fötalen Kreislauf zuerst richtig lehrte, die Entdeckung des Kreislaufs vollauf zusprechen. Darüber dürfen wir Deutsche wohl das unparteiischste Urtheil beanspruchen, weil wir in Betreff der Kreislaufsentdcckung ganz unbetheiligt sind. Uebrigens läßt sich auch leicht aus dem ganzen Geiste des Buches Harveys, aus der Titelfassung, iu der die Herzbewegung voran-

steht, wie aus der Fassung der Hauptstellen die Ueberzeugung gewinnen, daß Harvey neben der Erklärung der Blutbewegung in den Venen weiter nichts als sein alleiniges Eigenthum beansprucht, als jenen krönenden Fund in der Lehre vom Kreislaufe: die Entdeckung der Herzfunction im Kreislaufe. Durch diese ward er freilich, deß war er sich jedenfalls bewußt, der Entdecker des Kreislaufs felbst.

Der laute Kampf, der bis heute nicht verstummt ist, beweist aber auch unter allen Umständen die Größe des Fundes Harveys und damit die seines Geistes, welche ihm gestattete, noch jene zweite physiologische Fundamental-lehre in der Entwicklungsgeschichte zu finden, die bis jetzt wenigstens noch Niemand ihm bestritten hat.

Außer den Abhandlungen über den Kreislauf sind nur noch wenige kleine Schriftstücke Harveys und einige Briefe im Drucke vorhanden, auch sind noch eine Handschrist über Muskeln und locale Bewegung und einige Abbildungstafeln, die er bei seinen Vorlesungen benutzte, übrig geblieben. Andere Schriften sind bei dem fortgesetzten Umherwandern Harveys in der letzten Zeit seines Lebens verloren gegangen. Diese fiel nämlich in die Wirren der englischen Revolution.

Geboren aber war Harvey am 1. April 1578. Diesen Tag dürfen auch wir Deutsche feiern, weil einestheils große Männer überhaupt, vielmehr deren Geistesthaten, im höchsten Grade international sind, und weil andererseits Harveys leibliche Geburt erst durch seine 50 Jahre nach dieser in unserem Vaterland« erfolgte geistige Geburt ihren Werth für die Menschheit erlangt hat.

Harveys Geburtszeit fiel in eine wichtige und fruchtbare Entwicklungs-epoche des englischen Volks, deren Triebkraft auch in Harvey sich bewahrt und bewiesen hat. Sie fiel in's 20. Jahr nach der Thronbesteigung der zwar etwas schnurrbärtigen, aber mit großen Regentenvorzügen begabten Königin Elisabeth, in's 14. nach Shakespeares, in's 18. nach Bacons Geburt, in's 10. Jahr nach der Vernichtung von Philipps Armada und in's achte vor der Hinrichtung der schönen und deshalb viel zu sehr entschuldigten und beklagten liederlichen Königin Maria von Schottland. Seine Geburt fiel also in eine Epoche, in welcher England seine literarische und wissenschaft-liche Blüthezeit begann und seine Weltmacht- und Handelsstellung, die Amme der elfteren, zwar auf's Wasser, aber so fest gebaut hatte, daß der Bau bis auf den heutigen Tag vorhält.

Harveys Geburtsort war das neuerdings unter uns leider so oft ge-nannte Foltestone, allwo die wohlhabenden Eltern desselben, Thomas und Johanna Harvey, geb. Halte, hauptsächlich, wie es scheint, Landwirthschaft betrieben, und wo außer William, dem ältesten Kinde, noch sechs Brüder und zwei Schwestern desselben das Licht der Welt erblickten. Die ersteren waren später alle Kaufleute und zwar Großhändler; die den Namen nach bekannten hießen John und Eliab. lieber die Schicksale der letzteren aber ist nichts überliefert: die Geschichte würde die Geschwister Harveys überhaupt nicht

zu erwähnen haben, wenn sie nicht durch ihren Bruder William, den
sie übrigens alle, wie es scheint, innig liebten, jenen Strahl von Unsterblich-
keit erhalten hatten, welchen große Männer allen mittheilcn, mit denen sie
in irgend einer Weise in näherer Beziehung stehen.
Aus Harveys früher Jugendzeit wissen wir nichts. Die erste Nachricht
wird charakteristischerweise erst bekannt, und auch hier nichts, wie die nackte
Jahreszahl, als Harvey den eisten Schritt in die gelehrte Laufbahn that.
Mit zehn Jahren nämlich brachten ihn seine Eltern, welche, mit den Grafen
Bristol verwandt, also, was in England auffallenderweise schwerer wiegt als
im übrigen Abdera, adligen Ursprungs waren, nach Canterbury in die dortige
Lateinschule. Er verließ sie fünf Jahre darnach und trat am letzten Mai des
Jahres 1593 in das Cajus« und Gonville-College zu Cambridge. Hier
befaßte er sich während seiner Studienzeit, dem Plane der alten englischen
Universitäten gemäß, welche den Nerzten nur allgemeine und besonders
klassische Bildung geben, mit Dialektik und Physik. Um sich aber für den
besonderen Beruf eines Arztes vorzubereiten, ging Harvey nach Padua vi»
Frankreich und Teutschland. Padua genoß nämlich unter den damals gerade
in Blüthe stehenden italienischen Hochschulen eines Weltrufs durch Fabricius ab
Nquapendente besonders für Anatomie, wogegen Montpellier mehr als Aus-
bildungsort für Praktiker galt, weshalb Sydenham wohl auch das letztere
besuchte. Außer dem genannten Anatomen und Physiologen waren noch zwei,
nur durch ihre großen Schüler geschichtlich am Leben erhaltene Professoren,
Ioh. Thomas Minadous und Georg Raguseus, Lehrer Harveys, und zwar
in der Medicin, während der tüchtige Anatom und Chirurg Julius Casserius
ihn in der Chirurgie unterrichtete. Ob Harvey während seines 4 Jahre
dauerndn Aufenthalts in Italien auch noch andere der einander ja so sehr
nahe gelegenen oberitalienischen Hochschulen besuchte, ist nicht sicher zu erfahren.
Nach Florenz wenigstens scheint er gekommen zn sein. Von Umversitäts-
freundcn desselben erfahren wir auch nichts; doch scheint Nardi unter diese
gehört zu haben, während Casper Hofman, der im letzten Jahre von Harveys
Aufenthalt in Padua war, ihn dort nicht kennen lernte. Ueber feine Studien-
jahre, vielmehr über deren Benutzung wissen wir, daß er sehr fleißig gewesen,
besonders bei Fabricius. Auch wird berichtet, daß er in jungen Jahren, trotz
seiner körperlichen Unscheinbarkeit, leicht die Klinge gezogen habe, eine Unsitte, welche
damals in Italien und von da her auch in England als Nachklang mittelalterlicher
Ritterllopffechtereien ebenso „fashionable" war, wie das zierliche Zwickel-
biirtchen, das Harveys Bildniß ziert. Uebrigens machte er ein ausgezeichnetes
Examen, wie fein vom 25. April 1602 datirtes Diplom rühmlichst erwähnt.
Boyle erzählt, daß seines Hanptlehrers Fabricius Vorträge über die
Venenklappen Harvey zu den denkwürdigen Untersuchungen über den Kreislauf
veranlaßt haben; er selbst spricht übrigens nur von den Lücken in dessen
Bearbeitung der Anatomie des Herzens. Wie dem auch sei, soviel ist sicher, daß
Fabricius einen maßgebenden Einfluß auf die Forschungsrichtung Harvey's übte.

Nachdem Harvey in Padua den Doctortitel, der auch in England, trotz-
dem er im Ausland erworben war, Geltung behielt, erhalten hatte, lehrte er
sofort nach Hause zurück. Er ließ sich dem Universitätsverbande von Cam-
bridge einverleiben. Dann begann er in London seine Praxis und ward
nach zwei Jahren, 1604, in das von dem humanistischen Arzte Linacre 1518
gestiftete berühmte t^olle^s c>l ?IiMomn8 als Candidat aufgenommen. Noch
in demselben Jahre heirathete er ins Metier — ganz unklug muß er also
nicht gewesen sein! —, d. h. er nahm die Tochter des Londoner Arztes
Lancelot Browne zur Ehefrau. Sie lebte noch 1645; denn in diesem Jahre
wies ihr Harveys Bruder John ein Vermächtniß zu. Wenn es richtig
wäre, was man sagt, daß die Frauen, also auch die großer Männer, die
vorzüglichsten gewesen, von denen die Geschichte nichts berichtet, so war
Harvey's Frau eine der vorzüglichsten: außer den erwähnten Daten weiß
man nur noch von ihr, daß sie das Napoleon'sche, der Madame de Stael
gegenüber ausgesprochene Ideal nicht erreichte. Daß sie aber, trotzdem die
Ehe ohne Kinder blieb, recht glücklich gewesen sein mag, diese Vermuthung
scheint mir am meisten dadurch gestützt zu weiden, daß ihr Gemahl aus-
nehmend gern Kaffee tranl (der übrigens damals neu, vielmehr durch die in
England damals auftauchenden Kaffeehäuser „fashionable" war). Das that er,
allen späteren Erfahrungen nach zu schließen, nur ihr zu Liebe. War doch
Harvey allen Berichten nach ein guter Mann, also gewiß auch gut gegen
seine Frau, und ward er doch erst im hohen Alter infolge Krankseins etwas
grämlich und gereizt, zu einer Zeit, in der seine Frau nicht mehr gelebt zu
haben scheint. Aber wir wollen uns nicht zu sehr mit den kleinen Zügen
aus Harveys häuslichem Leben befassen, zumal wir hier mehr auf Schlüsse,
als auf sichere Daten angewiesen sind: verschweigt doch die Geschichte in der
Regel bei großen Männern solche Nebensachen für s Ganze und die Nachwelt,
die freilich aber meist Hauptsachen für die Lebenden sind.

Drei Jahre nach seiner Verehelichung ward Harvey zum Fellow des
College erwählt. Etwa um die gleiche Zeit erhielt er auch eine ärztliche
Stelle an dem noch heute bestehenden berühmten Nartholomäushospitale zu
London — denn damals hielt man Anatomie und Physiologie noch nicht
für unvereinbar mit dem praktischen Berufe —, an einem Hospitale, an welchem
so viele bedeutende englische Acrzte den Grund zu ihrem Nachrühme legten,
darunter gleichzeitig mit Harvey, zu dem er aber als Surgeun sicher nicht
in nähere Beziehungen getreten, auch Richard Wiseman, der erste bedeutende
englische Chirurg, „der Stolz Englands".

Von 1607 an besteht nun wieder eine große Lücke in den Nachrichten
über Harveys Leben; schließen läßt sich aber, daß er während dieser Zeit
unausgesetzt an seinen Untersuchungen über den Kreislauf arbeitete. Nachdem
er nämlich, durch Wahl der Collegemitglieder, am 4. August 1615 zum
Lmnley und Caldwall-Lehrer, also zum Professor der Anatomie und Chirurgie

des Lehrstuhls, welchen die beiden Genannten gestiftet hntten, ernannt worden
war, trug er sofort seine neue Lehre vor. Dies geschah im Jahre 161«,
im Todesjahre Shakespeares. Diese Jahreszahl geht aus den eignen Angaben
Harveys hervor. Er sagt nämlich, wie schon erwähnt, bei Gelegenheit der
Veröffentlichung seines Buches, daß er bereits neun und mehr Jahre vorher die
Entdeckung nach akademischem Brauche vorgetragen habe. In der noch vor-
handenen Handschrift seines Collegicnheftes ist aber, vom Kreisläufe nicht die
Rede; dagegen beweisen die vorhandenen sechs anatomischen Tafeln, die offenbar
zur Demonstration des Kreislaufes in feinen Vorlesungen dienten, daß er in
diesen die Lehre erläuterte. Auch erwähnt Harvey noch, daß er zur Erhärtung
derselben vor den Mitgliedern des College Vivisectionen gemacht habe.
Auf die sofortige Wahrung der Priorität durch die gewöhnlichen
Mittel legte Harvey aber jedenfalls nicht sehr viel Gewicht. Aus Sorglosigkeit
oder vielmehr im Vertrauen auf die Unbestreitbarkeit derselben machte er
sogar, wie Eni erzählt, einem in London um jene Zeit anwesenden venetianischen
Gesandten auf dessen Bitte, um das Jahr 1616, von seiner, wie allein schon
aus diesem Ansuchen hervorgeht, jedenfalls großes Aufsehen erregenden Lehre
schriftliche Mittheilung. Auf diefem Wege erhielt dann Paolo Sarpi Kenntniß
von der Sache, dessen Notizen nach seinen« Tode als auf eignen Entdeckungen
beruhend, aufgefaßt wurden und Harvey einen Rivalen mehr um die Priorität
schufen.
Auch nach geschehenem Vortrage arbeitete er an der Begründung seiner
Entdeckung unausgesetzt weiter, trotzdem oder weil ihm dieselbe mehr Ver-
läumder und Neider, so sagt er selbst, als Freunde erweckte. Nur wenige
verglichen ihn mit den berühmten Entdeckern Cavendish und Drale, seinen
Zeitgenossen.
Nunmehr achtunddreißig Iahrealt, hatte er das Schicksal aller Wahrheits-
finder angetreten, aus ihren Entdeckungen mehr Leid, als Freud zu ernten! Und
Harvey muß vom Jahre 1616 an, nach spaten Aeußerungcn desselben
zu schließen, viel erduldet haben. Davon, wie ihm die Bosheit und Gemein-
heit der Menschen mitgespielt, erzählt die Geschichte aber nichts Bestimmtes,
wohl aber registrirt sie die untergeordnete, vielen seiner Zeitgenossen jedoch
gewiß sehr wichtig erscheinende Thatsache, daß er am 3. Februar 1623 zum
außerordentlichen Leibärzte des großen Theologen und Tabatsfcindes Jakob I.
geworden.
Aber ein nicht allein für Harveys Ruhm, sondern auch für die
Wissenschaft unvergleichlich bedeutsameres Jahr ward das Jahr 1628. Gab
er doch in diesem sein „goldenes Büchelchen", wie Haller es nannte, über
den Kreislauf in Druck, und zwar zu Frankfurt am Main (bei Fitzer).
Das war in jenem denkwürdigen Jahre, in welchem das englische Parlament
die berühmte Forderung der natürlichen Rechte stellte und damit die Reforni
des Volks- und Staatsrechtes einleitete, eine folgewichtige That, deren Be-
rechtigung und Notwendigkeit gerade für England übrigens wahrlich auch

der Unistand beweist, daß Harveys Buch in seinem, heute vielfach als der
von jeher freieste Staat bewunderten Vaterlande nicht erscheinen durfte:
es passirte daselbst die Censur nicht. Freier war zum Glücke damals die
Forschung in Deutschland, und so ward das Jahr 1628 ein Ehrenjahr
deutscher Geistesfreiheit. Denn trotzdem die Gräuel eines dem freien Denken
und geläuterten Glauben geltenden Reactionslampfes ohne Gleichen das
Gegentheil hätten erwarten lassen, blieb doch unter uns das Recht der
Forschung, selbst der fremden, gewahrt: Harveys Buch konnte unbeanstandet
veröffentlicht werden! Der hier und da hervorgehobene Grund, daß Harvey
sein Buch von Frankfurt aus habe rascher in die ganze Welt verbreiten
wollen, weil diese Stadt damals Weltstapelplatz des Buchhandels war.
mag zwar die Wahl gerade dieses Platzes entschieden haben; aber verdecken
kann diese Angabe nicht, daß ein so epochemachendes Werk, auf welches das
englische Volk heute mit Recht stolz ist, damals das Gastrecht Deutschlands
ansprechen mußte, um nur erscheinen zu können. Nemo prozcketa in xarriu,!
Harvey hatte auch nach der Veröffentlichung von diesem Erfahrungssatzc
noch recht sehr zu leiden; denn während der deutsche Arzt Werner Rolfinl
sofort die Tragweite des Buches erkannte und es anerkannte, brachte die
Veröffentlichung dem schon vorher vielfach in seiner Heimath angefeindeten
Entdecker fogar materielle Nachtheile, Er verlor den größten Theil seiner
Praxis. Eine gewisse Sorte von „College»" aber verspottete ihn, nannte
ihn „Circulator", was, zweideutig, wie es ist, auch Quacksalber heißt, eine
Bezeichnung, die in England, wo die Aerzte mit Recht auf Standcsehre sehr
viel halten, doppelt ehrenrührig war, außerdem einen Zergliederer von
Fröschen und kriechenden Thieren. Das Volk hielt ihn für verrückt — auch
wohl eine Wirkung schöner „Collegialitat"!
Harvey war jetzt fünfzig Jahre alt und sein vorher rabenschwarzes Haar
schneeweiß geworden, ein äußeres Zeichen innerer Kämpfe und der Kränkungen,
welche ihn« eine sechsundzwanzig Jahre lang in Treue gesuchte Wahrheit brachte,
jedes Haar gewiß einem Nagel innerlich erlittener Kreuzigung gleich. Denn
selbst fünfundzwanzig Jahre nachher, als seine Kreislaufslehre durchgedrungen
war, hatte Harvey die einstmals erlittenen Angriffe noch nicht vergessen. Zum
Glück gab es aber in England keine Inquisition, deren Kerker etwa um
dieselbe Zeit Galilei kennen leinte, sonst hätte er wohl, mit Ulysses zu reden,
noch Härteres erduldet. Dagegen regnete es alsbald, wie das Gelehrten-
brauch, Streitschriften. Ist es doch ein historisches Kennzeichen der Wahr-
heit, das sie anfangs und lange verfolgt und bestritten wird, dagegen das
der Theorien, daß ihnen sofort mit Enthusiasmus neun Zehntel der Welt
anhängen. — Eine der frühesten Gegenschriften gegen Harvey wurde von einem
federgewandten Manne in vierzehn Tagen angefertigt.
Doch in höheren Gesellschaftskreisen wenigstens, und besonders bei dem
aufgeklärten, Wissenschafts- und kunstliebenden, aber unvorsichtigen Könige
Karl I., scheinen alle Verkleinerungen nicht auf die Dauer vorgehalten zu

haben; denn einige Iahie nach der Veröffentlichung, im Jahre 1632, ward Harvey zum ordentlichen Leibarzte des Königs ernannt. Und dieser unter- stützte und ermunterte ihn sogar persönlich auf jegliche Weise, selbst durch Gegenwärtigsein bei seinen Versuchen, am meisten aber dadurch, daß er ihn« trächtige Thiere aus seinem Wildparte gewährte, damit er seine zweite Lebensaufgabe, die er nunmehr in fast ausschließliche Bearbeitung für die nächsten dreiundzwanzig Jahre seines Lebens nahm, durchführen könne.

Freilich ward Harvey von nun ab oft durch sein Hofamt, das ihn verpflichtete, den König täglich zu besuchen, und durch anderweitige Aufträge des Hufes von seinen Studien abgezogen. So ward er z. V. zum Reise- begleiter des jungen Grafen Lennox bestimmt. Auch mußte er 1633 den König nach Schottland begleiten. Die während des Hoflagers daselbst ver- anstalteten rauschenden, ununterbrochenen Festlichkeiten waren aber nicht nach des ernsten Forschers Sinn. Um ihnen zu entgehen, und seiner großen Liebe zur Natur nachzuhängen, machte deshalb Harvey einen Ausflug nach dem Baß Rock im Frithe of Ford, wobei er zugleich feine naturhistorifchen Kennwisse bereicherte, wie aus der Beschreibung hervorgeht, welche sich in seiner Entwicklungsgeschichte findet.

Für die Dauer seiner Abwesenheit von London hatte man einen 1)r. Smith mit der Wahrung seiner Stellung am Vartholomäushospitale betraut. Um ihn von den Hospitalgeschäften fernerhin ganz zu befreien, gaben ihm die Governors nach seiner Rücklehr, gewiß ein Zeichen der Werth- schähung, die er sich bei diesen erworben hatte, einen Assistenten in der Person eines Dr. Andrew und beließen ihm trotzdem seine vollen Gehalt- bezüge.

Wie sehr Harvey auch als Anatom geschäht war, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1635 vom Grafen Arundel bestimmt ward, die Sectio« der Leiche eines gewissen Thomas Pari zu machen, der 152 Jahre 9 Monate alt geworden war, worüber ein musterhafter, kurzer und doch erschöpfender Sectionsbericht noch vorhanden ist.

Im darauffolgenden Jahre begleitete er den genannten Grafen als Gesandtschaftsarzt an den Kaiserhof nach Wien. Auf der Durchreise durch Deutschland besuchte er den berühmten Professor Casper Hofman in Altdorf, um ihn durch Versuche von seiner Kreislaufslehre zu überzeugen. Dies gelang ihm aber nicht; doch trennten sich die beiden Gegner, homerischen Helden ähnlich (damals waren die Gelehrten noch so!), nach stattgehabtem Streite in— Eintracht, wie ein von Harvey im Mai 1636 aus Nürnberg an Hofman gerichteter, in den freundschaftlichsten und achtungsvollsten Ausdrücken abgefaßter Abschiedsbrief beweift, den Hofman mit ebenso höflichen Worten beantwortete. Jedoch sei hier bemerkt, daß der arme und kranke, aber ehrliche, wenn auch schneidige thüringische Grobschmiedsohn Hofman spater, nachdem er sich von deren Richtigkeit überzeugt hatte, Anhänger der Harvey'schen Lehre ward.

Auch während seines Aufenthalts in Wien lag der unermüdliche Forscher
wieder naturhistorischen Untersuchungen ob: er durchstreifte die Wälder in der
Umgegend der Kaiserstadt behufs Bereicherung seiner Kennwisse in Botanit
und Zoologie. Und diese wissenschaftlichen Ausflüge des fleißigen Mannes
währten öfters so lange, daß der Graf wegen feines langen Ausbleibens in
Unruhe gerieth; denn er hatte Urfache, zu fürchten, daß wilde Thiere und
Räuber, welche beide damals noch in nächster Umgebung von Wien häuften,
seinen berühmten ärztlichen Berather nicht respectiren möchten. Doch Harve»
scheint Mangel an geistiger Beschäftigung mehr gescheut zu haben, als wilde
Thiere und Räuber; denn Graf Arundels Vorstellungen und Vorwürfe ver-
mochten nicht, ihn von feinen Forschungsgängcn abzuhalten.
Aus der nächsten Zeit nach dieser Reise fehlen wieder alle Nachrichten.
Nur beweist eine als Harveys Tagebuch für die Jahre 1638—51 bezeichnete,
nicht aber von ihm selbst herrührende Handschrift, daß er in diefer Zeit
praktisch thätig war. Als Praktiker galt er aber nicht viel, wenigstens bei
einzelnen seiner „Collcgen", d. h. Concurrenten, die geradezu behaupteten, seine
Recepte seien leinen Groschen werth, obwohl er doch mittelst derselben so viel
verdient haben muß, daß er 20,0<)() Pfund bei feinem Tode befaß: man
weiß eben, was von solchen Bemerkungen zu halten ist. Auffallend jedoch
bleibt der Vorwurf, daß Harvey allzu zusammengesetzte Recevte — achtzehn
Stoffe in einer Salbe galten auch bei Sydenham für einfache Recevte! — ver-
schrieben habe. Die Praxis versah er reitend, in einiger Entfernung von
einem Diener zu Fuß gefolgt, wie damals „fafhionable". Daß er auch
Chirurgie praktisch übte, unähnlich Halter, der, obwohl er auch Professor der
Anatomie und Chirurgie war, nie eine chirurgische Operation gemacht hat,
gebt daraus hervor, daß Harvey, natürlich erfolglos, eine feiner letzten
Patientinnen wegen eines Carcinoms der Brust mittelst Schnitt und Glüh-
eisen operirte.
Hatte der große Forscher seither auf dem, wenn auch träntungsrcichen
fo doch unblutigen Schlachtfelde der Gelehrten gekämpft, und konnte er am
21. April 1642 noch friedlich feinen Gehalt aus der Schatzkammer in
Empfang nehmen, fo niußte er, der 64jährige, in demselben Jahre gar den
wirklichen Kriegspfad betreten. Es galt den Kampf gegen das rebellische
Parlament zu führen und neben seinem Könige durfte deshalb ein Harvey
nicht fehlen. Die Schlacht bei Eogeworth wurde geschlagen, die erste im
englischen Revolutionstriege. Man hatte Harvey, ein Zeichen großen Ver-
trauens, die Sorge für die beiden jugendlichen königlichen Prinzen übertragen.
Harvey wählte als sicheren Aufenthaltsplatz während jener, „praktisch", wie er
sicher glaubte, einen Zaun in der Nähe des Schlachtfeldes. Um aber keine
Zeit unnüthig um des Unsinns einer Schlacht willen zu opfern, nahm er ein
Buch aus der Tasche und las beim Donner der Geschütze, bis eine Kanonen-
kugel in seiner Nahe einschlug und aufgewirbelter Sand ihn traf, als Mahn-
zeichen, daß im Kriege die Mufen feiern müssen. Daraufhin wechselte er

den Platz; ob er aber auch dann wieder weiter studirte, wild uns nicht
berichtet. In dieser Schlacht soll der 18jährige Sydenham, aber auf Seiten der
Parlamentstruppen, sich die ärztlichen Sporen verdient haben: die berühmtesten
Aerzte Englands in feindlichen Lagern, unter den Royalisten der alte
revolutionäre Forscher, unter den Rebellen der jugendliche hippotratische, sonnt
altconservlltive Prattiler! — Die Königlichen unterlagen am 20. October und
zogen sich nach Oxford zurück. Harvey folgte ihnen. Sieben Wochen darnach,
am 7. Tecember 1642, ließ er sich schon der Universität einverleiben, so daß
die zwei ältesten und berühmtesten Hochschulen Englands sich seiner Mitglied-
schaft rühmen können.
Harvey nahm alsbald feine unterbrochenen Studien über Entwicklungs-
geschichte wieder auf, zunächst an Hühnereiern, wozu er das Material leicht
und billig zur Hand hatte. Auch vertheidigte er sich von hier aus in zwei
Schriften gegen die Angriffe des pariser gelehrten Klopffechters Riolan d. I.,
sachlich zwar scharf, aber im Worte doch sehr glimpflich. Es sind das die
einzigen öffentlichen, zu feinen Lebzeiten im Druck erschienenen Verteidigungs-
schriften Harveys, beide nach seiner Weise nur wenige Blätter stark. In
Briefen vertheidigte er sich, wie es scheint, ziemlich häufig; denn unter denen,
welche gedruckt vorliegen, sind die meisten Vertheidigungsschriften.
An der Oxforder Universität erhielt Harvey 1645 ein Amt: der König
ernannte ihn zum Vorstand des Merton-College; der seitherige Inhaber
dieser Stelle war zur Partei Cromwells übergegangen.
Während seines Aufenthaltes in Oxford nahm Harvey, ein Zeichen
feines wohlthätigen und collegialen Handelns, den jungen Arzt Scarborough,
der aus Mangel an Subftistenzmitteln zum letzten Aushilfsmittel des ärzt-
lichen Kriegsdienstes seine Zuflucht nehmen wollte, zu sich in seine Wohnung
und versprach, ihm für Praxis zu sorgen. Er ward Harveys Freund und
wahrscheinlich auf dessen noch nachwirkende Empfehlung hin fpäter Leibarzt
Karl's II., des Schützlings Harveys beim Zaune von Edgeworth. Dieser
Scarborough sollte seinem Wohlthäter und Freunde später zur Euthanasie
verhelfen, d. h. ihm durch Darreichung von Opium, welches Harvey wie
Napoleon I. zu diesem Zwecke in Bereitschaft hielt, das bittere Sterben
erleichtern.
Das Vorsteheramt am Merton-College hatte Harvey nicht lange inne.
Nach der am 24. Juli 1646 erfolgten Auslieferung Oxfords an die
Parlamentstruppen lehrte er nach London zurück, wo feine Frau während
feiner Abwesenheit wahrscheinlich gestorben war. Wenigstens hielt sich Harvey
von da an stets bei seinen Brüdern, besonders bei seinem Lieblingsbruder
Eliab und zwar auf dessen Landhäusern zu Poultry, St. Lawrence und
Roohamptou, auch in Lambeth und Richmond bei seinen andern Brüdern auf,
fo daß er jedenfalls kein eigenes Heim mehr errichtet hatte. Während des
Kriegs waren auch viele seiner Papiere verschwunden; denn auch seine
Wohnung in London war nicht von Plünderung verschont geblieben. Und

gerade dieser Verlust kam von allen, die ihn getroffen, Harvey am schwersten
an; doch alles Forschen darnach und alle Geldanerbietungen verhalfen ihm
nicht zu deren Wiedererlangung.
Daß Harvey alsbald nach seiner Rückkehr die Untersuchungen über
Entwicklungsgeschichte wieder aufnahm, versteht sich bei dessen nimmermüdem
Forscherfleiße von selbst. Daß er aber im Stillen, allerdings nur nach dem
Auslande hin, fort und fort auch noch seine Kreislaufslehre vertheioigen
mußte, und daß er die Entdeckung der Lymph - Chylusbahn durch Verquer
u. A. auffallenderweife nicht in seinen Kreislauf einzufügen im Stande
war und sie deshalb zurückwies, beweisen die noch vorhandenen Briefe aus
seinen letzten Lebensjahren. Es kann der Ausspruch Hobbes, daß Harvey
der einzige Entdecker sei, den er kenne, welcher schon bei Lebzeiten den
Triumph seiner Entdeckung habe feiern können, nur für England Geltung
haben. Schaden tonnten ihr die Angriffe freilich nicht mehr viel, sicher
am wenigsten aber that ihr die Opposition des Professor Ioh. Bernhard
Wilbrand noch Eintrag, der noch in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts
den Kreislauf leugnete.
1649, im Jahre der Hinrichtung von Harveys Gönner Karl I., soll
der nunmehr ? 1jährige Forscher mit seinem Freunde Ent eine Reise nach
Italien gemacht haben; doch sicher gestellt ist dies nicht, wenn auch bei der
dankbaren Anhänglichkeit Harveys an seinen König glaublich. Ob sich
derselbe jemals mit Cromwells Regiment auch nur äußerlich befreundete, ist
sehr unwahrscheinlich.
Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hielt sich Harvey jedenfalls oft
und länger zu Combe in der Grafschaft Surrey, einer Besitzung seines
Bruders Eliab, auf. Hier lag er wieder unausgesetzt seinm entwicklungs-
geschichtlichen Studien und der Sammlung seiner, diesbezüglichen Beobachtungen
ob. Er hatte sich dort Keller herstellen lassen, einestheils, weil er die
Kühle, anderntheils, weil er die Dunkelheit liebte; behauptete er doch, dann
besser denken zu tonnen. Jedenfalls war dies lein Spleen, sondern eine
physische Eigentümlichkeit Harveys.
Mindestens 23 Jahre hindurch, höchst wahrscheinlich aber schon viel
länger, hatte nunmehr Harvey mit einzigartiger Ausdauer wieder den Stoff
für sein zweites epochemachendes Werk, die Entwicklungsgeschichte der Thiere,
gesammelt, auch in Friedens- und Kriegszeiten mit sich herumgetragen. Immer
aber zögerte der gewissenhafte Forscher noch, das Buch herauszugeben. Da
erhielt er eines Tages den Besuch seines damals 47jährigen Freundes Ent,
der ihn, wie er sagt, gleich Demokrit der Natur der Dinge nachforschend,
antraf — und ließ sich durch denselben bestimmen, den Druck endlich bewerk-
stelligen zu lassen. Er gab Ent das Manuscript und ertheilte ihm die
Vollmacht, dieses zu vernichten, wenn dessen Inhalt ihm nicht genüge, andern-
falls es drucken zu lassen. Welch' eine erstaunliche Bescheidenheit! Als Grund
seines langen Zögerns gab Harvey die schlimmen Erfahrungen an, die ihm

sein Büchelchen über den Kreislauf gebracht. Er hatte sie noch nicht vergessen. Ent, den Werth des Buches erkennend — verglich er es doch mit dem goldenen Vließe! — ließ es sofort drucken. Diesmal konnte es in London geschehen. So ward das Jahr 1651 gleich dem Jahre 1628 epochemachend in der Geschichte der Medicin und der Naturwissenschaften; diesmal für einen andern Theil der Physiologie: die Entwicklungsgeschichte!
Harvey hatte nunmehr diejenigen großen Aufgaben im Alter gelöst, welche er sich in früher Jugend schon gestellt hatte. Sich noch in neue wissenschaftliche Arbeiten einzulassen, davon hielt ihn 73jährig, wie er war. sein klarer und vorsichtiger Geist ab. Er mochte fühlen, daß er, um ferner noch Großes zu leisten, zu alt, um aber Kleines in Angriff zu nehmen, zu groß sei! An den Klippen des Alters, durch die sein Landsmann Newton später Havarien erlitt, segelte Harvey unbeschädigt vorüber! Er studirte zwar noch weiter, von jetzt an besonders Mathematik, weshalb er stets William Öughtreds Lehrbuch auf seinem Studirtische hatte. — aber er veröffentlichte nichts mehr, wie er denn darin einzig dasteht, daß er nur epochemachendes Neue hat drucken lassen und gegen die Richtung seiner Zeit dies in dünnen Büchern that. Tabei beschrankte er sich nur auf einen Zweig der Medicin, die Physiologie, freilich begründete er diesen aber neu und förderte ihn auch, wie lein Nachfolgender — ein über die Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit, wie kein zweiter, klarer Geist! Er wollte nicht durch Vielerlei, wie die Polyhistoren seiner Zeit, glänzen, sondern durch Viel wahrhaft fördern, am wenigsten aber wollte er, was er nicht völlig nach dem Maße seiner Kräfte durchgearbeitet, drucken lassen, wie nicht selten in unserer Zeit gerade zum Schaden der Wissenschaft geschieht.
Hatte Harvey bisher sein ganzes langes Leben, der Erforschung zweier Wahrheiten, und damit im höchsten Sinne der Menschheit gewidmet, so stellte er sich am Ende die seiner würdige ethische Aufgabe, von jetzt an der Humanität in: engeren Sinne und speciell seinem Stande zu nützen. Leheres that er wohl, weil er der Ueberzeugung sein mochte, daß er, wenn er diesen hebe, auch indirect seiner Wissenschaft und damit wieder der ganzen Menschheit nützlich sein werde. Auch mochte er, als er den wissenschaftlichen und Corpsgeift seines Standes, der unter den englischen Aerzten zwar von jeher rühmlicherweise sehr ausgebildet und durch centralisirte, strenge und in langer Gewohnheit festgewurzelte Selbstregierung geregelt war und ist, mehren half, in wohlberechtigtem Ehrgeize darnach streben, auch die Bürgerkrone der ärztlichen Republik zu der im Dienste der Wissenschaft erworbenen Lorbeerlrone hinzuzufügen.
Geld scheint Harvey stets nur als Mittel zu höheren Zwecken geschäht zu haben; denn bis in sein 73. Lebensjahr hatte er sich nicht um den Stand seiner Schätze gekümmert — freilich hatten damals Börsen und Luxus noch nicht das Leben selbst der Gelehrten vergiftet. — Vielmehr hatte er bis dahin die Sorge um sein Vermögen gänzlich seinem Bruder Eliab anhcim-

gegeben, dem er sie freilich überlassen und auf den er sich, obwohl die Bibel
davor warnt, auch verlassen konnte, wie denn die Harvcys ein schönes
Familienleben geführt zu haben scheinen. Als er sich aber über den Stand
desselben — es war nicht gering, denn er war, wie die Engländer sagen,
240,000 Marl werth — vergewissert hatte, fing er sofort an, sich eines Theiles
desselben auf edle Weife zu entledigen.
Demgemäß frug Harvey zuerst beim College zu London an, ob es ein
von ihm zur Ausnahme einer Bibliothek, einer Präparaten- und Instrumenten-
sammlung u. s. w. zu errichtendes Gebäude annehmen wolle. Das College
gab seine Zustimmung und beschloß zugleich, am 12. Dcc. 1652, die Büste
des edlen Mitgliedes im Vcrsammlungssaale aufzustellen und dieselbe zugleich
mit einer die Verdienste des Entdeckers des Kreislaufs feiernden Inschrift zu
versehen. Harvey beschleunigte nunmehr den Bau so sehr, daß er denselben
schon am 2. Februar des folgenden Jahres dem College übergeben konnte,
nachdem er die Mitglieder zu einem geselligen Mahle eingeladen hatte. Durch
Gefchente von Büchern aus der Medicin, Astronomie und Geometrie, Optik
Geographie, Naturgeschichte und Reisebeschreibungen bildete er einen Grund-
stock zur Bibliothek. Durch diese Auswahl aus den verschiedensten Gebieten
thut aber Harvey dar, wie großes Gewicht er auf univerfale Bildung des
Arztes legte. Die Bibliothek war Freitag-Nachmittag geöffnet, die Mitnahme
von Büchern aber nicht gestattet.
Dem Cajus-College zu Cambridge fchentte er das Haus feines Vaters.
Und als ihn Bruder Eliab davon abhalten und den Werth desselben in Geld
geben wollte, weil doch die Brüder und Schwestern alle in jenem Hause geboren
waren, gab er zur Antwort, daß durch Schenkung desselben an jene Anstalt,
auf der er gebildet worden, ihrer aller Andenken' am besten gewahrt bleibe.
Sein Lehramt legte Harvey im Jahre 1654 nieder. Das College trug
ihm nun den Vorsitz an. Aber Harvey war so wenig ehrsüchtig, daß er
unter Verdankung der guten Absicht zwar, aber bestimmt diese höchste Ehre,
welche einem englischen Arzte von seinen Standesgenossen übertragen werden
kann, ablehnte und den seitherigen Präsidenten Prujean zur Wiederwahl
empfahl, die denn auch erfolgte. Die Versammlungen des Colleges besuchte
er aber trotz seines hohen Alters weiter. Er unterhielt sich hier nach
erledigter Tagesordnung gerne über Politik bei einer Tasse Kaffee. Persön-
lich war Harvey liebenswürdig, fröhlich, leutselig, bescheiden. Wenn seine
eigenen Verdienste berührt wurden, verhielt er sich eher ablehnend, fremdes
Verdienst erkannte er aber um so lieber an. Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit,
Biederkeit, Treue gegen Freunde und Wohlthäter, eigne Wohlthätigkeit, tiefe
Religiosität zierten seinen Charakter. Eine gewisse Lchrhaftigteit in der
Unterhaltung war wohl die natürliche Folge feines langen Professorenthuins,
gewiß nicht der Selbstüberschätzung. Er hatte auch ein offenes Auge für
schöne Natur und für die Kunst: hatte er doch das von ihm gestiftete

Gebäude, welches bei dem großen Brande von 1666 leider schon wieder
niederbrannte, in edlem antiken Stil erbauen lassen.
Außer diesem Bau verschrieb er 1656 dem College noch ein großes
Gut, das sein Vater hinterlassen hatte, und 1120 Mark jährlicher Rente,
damit zum Andenken an die Wohlthäter des Colleges jährlich am 25. Juli
eine Rede gehalten werde, für deren Abhaltung der jedesmalige Redner
ein Ehrenhonorar erhalten sollte. Diese Rede wird bis heute noch gehalten.
Von jener Rente sollte außerdem der Diener seiner Bibliothek- und Museums-
stiftung ein jährliches Geschenk erhalten, allen Theilnehmern an dein Acte
aber — last not 1ea8t — eine Tasse Kaffee, wohl zum fröhlichen Angedenken
an des Stifters schwache Seite, nach der Feier verabreicht werden, was
ebenfalls bis heute geschehen soll, obwohl Falstaffs Scct bereits feit lange
das damals kostbare Getränk Arabiens ausgestochen hat, auch in England.
Zwei Jahre bevor Harvcy die letzterwähnten Schenkungen dem College
zugewandt, hatte er das OoeKaine-nousL seines Bruders Eliab bezogen, weil
es sehr kaltes Wasser hatte, das ihm zur Selbstbehandlung nothwendig war.
Er litt nämlich schon lange an Gicht und Schlaflosigkeit. Gegen beide ver-
wendete er die Kälte trotz einem der neueren Kaltwasserärzte: bei Anfällen
der elfteren stellte er seine Füße in einen Eimer kalten Wassers und legte
sie dann auf einen warmen Ofen, wenn die einfache Entblößung jener nicht
helfen wollte, der letzteren wegen aber wandelte er im einfachsten Kleide der
Nacht fo lange umher, bis er zu frieren ansing, worauf er dann einschlief.
Die Wege zur Gesundheit sind bekanntlich sehr mannigfach und auch das
Handeln der Aerzte ist von jeher sehr verschieden.
Gegen Ende seines Lebens hatte Harvey auch die Praxis aufgegeben.
Eine seiner letzten Patientinnen war eine Lady Howland, die ihrem großen
Arzte zu verdanken hat, daß die Nachwelt sie nennt.
Kurz vor seinem Tode, wie es scheint, schenkte Harvey noch dem
Bartholomäushospitllle eine Rente von 600 Mark, seinem Freunde Hubbes
eine solche von 200 Mark; auch für seine Diener trug er Sorge. Den
Rest seines Vermögens aber vermachte er seinem Bruder Eliab.
Krankheit und Alter hatten endlich ihre sichere Wirkung an deni nahezu
Achtzigjährigen gethan. Sein Sterbetag war gekommen. Klaren Geistes, aber
nicht ohne noch die Gegenwehr des Arztes zu versuchen, erwartete er seine
Todesstunde. Um 10 Uhr des Morgens begann die Zunge ihm den Dienst zu
versagen. Doch hatte er noch Kraft genug, feine Neffen zu fehcn, dem einen
feine Minutenuhr, dem andern Anderes zu schenken. Auch seinem Herzens-
freunde Ent und dem Dr. Scarborough bestimmte er kleine Andenken. Dann
winkte er seinem Auothecary Sambroke, daß er ihm an der Zunge zur Ader
lasse. Das aber konnte nicht mehr helfen, und ebenso wenig sollte Scarborough
Harvcy's Freund von der Oxforder Zeit her, den früher erbetenen Freund-
schaftsdienst mittelst Opium leisten: Harvey starb ruhig, am 3. Juni 1657.
Und leicht mag die Gewißheit, der Welt zwei unvergängliche Wahrheiten

gegeben, und das Bewußtsein, mit Wohlthun sein Leben beschlossen zu haben, seiner Sterbestunde noch einen milden Schein in Form der beglückenden Ahnung der Unsterblichkeit für diese wie für jene Welt verliehen haben,
Dreiundzwanzig Tage nach erfolgtem Tode fand erst die Beerdigung statt. Am 26. Juni führte man die Leiche nach der vielleicht unterdessen hergestellten Familiengruft zu Hampstead in Esfex. Sämmtliche Aerzle des College begleiteten den Trauerzug ihres größten Mitgliedes, bis weit vor London. Drinnen in der Stadt vor Westminsterhall aber leistete Croinwell an dem Tage, mit allem Schein und Flitter irdischer Macht umgeben, den Eid auf die neue Verfassung.

Der bleierne Sarg trug, der stillen Größe des Mannes entsprechend, die einfache Inschrift:

Dr. >Vil1il>m Hai-vo^,
tue tlürcl ol ^une 1657, a^ed 79 z'Slii-z.

Allzu wortreich war dagegen die Inschrift feines fpäter errichteten Grabdenkmals zu Hamvstead, das auch fein Nildniß trug.

Erst im vorvorigen Jahre aber, dem dreihundert«! seiner Geburt, hat man in England beschlossen, dem größten Physiologen, der je gelebt, dem Geistesgenossen der Copcrnicus, Galilei, Kepler, Newton, Robert Mayer, ein würdiges Denkmal zu sehen.

Vergegenwärtigen wir uns, denn es scheint angemessener, von einem Unsterblichen gleich wie von einem noch Lebenden zu scheiden, zum Schlüsse das Bild Harveys! Seine Gestalt ist klein und schmächtig, aber ebenmäßig gebaut, der Gcsichtscmsdruck ernst, ja streng, die Gesichtsfarbe dunkel. Das Haar trägt er lang, nach Künstlerart. Die Augenbrauen sind stark, aber fchön gewölbt, und beschatten ein tiefliegendes, scharfblickendes, dunkles Auge, dem man ansieht, daß es in die Tiefe zu dringen gewohnt ist. Am meisten imponirt die mächtige, hohe und breite, kräftig modellirte und doch harmonisch gegliederte Stirn mit den gewölbten Stirnhöckern des Denkers und den vortretenden Augenbilluenrändern des Beobachters. Der Gesichtstheil ist, der Stirne verglichen, schmal und klein, fällt von den Seiten her nach unten rasch ab, die Nase ist ziemlich stark, leicht gebogen und scharf umrissen, der energisch geschlossene Mund mittelgroß, die Oberlippe mit einem kleinen Bart beseht. Das stark vortretende Kinn trägt einen Zwickelbart, das ganze Antlitz zeigt den Ausdruck der ruhigen Größe, Energie und Beharrlichkeit. Der weite, faltenreiche Tatar eines Präsidenten des College aber verleiht der ganzen Gestalt den Charakter der Würde, die maßvoll bewegte Linke dagegen den eines lebendig Vortragenden.

Die Kenntniß der Art, wie Harvey fein Leben geführt, lehrt die Nachgeborenen eindringlicher, als lange Betrachtungen dies darthun könnten, nicht allein daß man, sondern, was mehr und unvergleichlich wichtiger ist, wie man im Dienste der Wissenschaft, alfu der Wahrheit, arbeiten foll, um zum werthvollcn Ende zu gelangen. Wir sollen, so sagt uns das Leben des

zweifach erfolggekrönten Forschers: nach allen Richtungen klar durchdachte, wenige Aufgaben treu und unermüdlich, des Ziels bewußt, mit allen Mitteln nach allen Seiten prüfen und spat erst mit umsichtigem Zögern, nach langer Forscherarbeit, so weit möglich fertig Erkanntes in knappem und einfachem Gewände dem unbestechlichen, aber zuletzt immer gerechten Urteilsspruche der Geschichte unterbreiten!

Dieser wird dann ohne Zweifel der sein müssen, daß, wenn auch nur Wenige, gleich einem Harvey, das Höchste erreichen, doch wenigstens wer immer so geforscht, und mit Einsetzung all' seiner Kraft und Zeit nach dem Höchsten treu gerungen hat, ein kleines Lorbeerreis verdiene, als ein rühmlicher Arbeiter im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit, unserer Herrin!*)

') Nie vorliegende Arbeit war zum Vortrage in der dritten allgemeinen Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Cassel bestimmt, der aber in Folge Erkrankung des Verfassers nicht zur Ausführung gelangte. Nnmals war das dreihmidcrtste Jubiläumsjahr der Geburt Harocys.

Bibliographie.

Vctöfis poetische Werte. Mit Beiträgen namhafter Uebcrfeyer herausgegeben von Ludwig Aigner, 1, Lieferung. 8. S, 1—64, mit 1 Holzschnitt, Budapest, Aigner. Erscheint in c. 20 Lieferungen 2 ^.0.60

Petöfis Gedichte sind vielfach ins Deutsche übertragen worden; allein leine der vorhandenen Ucbcisctzungcn vermochte strengen Ansprüchen zu ffcnüffeu, weil es eben keinem Ueberfctzcr gelingen konnte, jedes Gedicht Petöfis dem Inhalt und der Form nach gleich gelunffeu zu übertragen, Dieser Umstand läßt es als eine gute Idee erscheinen, das, wozu die Kraft eines Einzelnen nicht auszureichen schien, durch das Zusammenwirken Mehrerer zu ermög-lichen. Ter Herausgeber wandte sich zu diesem Zwecke nn alle bekannten Pctöfi-Uebcrsctzer, die sich — wenigstens nach dem Inhalte des vorliegenden Heftes zu schlichen — bereit erklärt zn haben fcheinen, das Unternehmen durch Beiträge zu iördern. Der Fortgang der Sammlung erst kann ein berechtigte? Urtheil über das Gelingen des Planes gestatten, welcher Angesichts der genialen Erscheinung des leider zu früh verschiedenen Dichters nur alle Billigung verdient.

Ton. Tanders, kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutfche Schulen. Zweite, um oie abweichenden amtlichen Feststellungen für die bayrischen, die österreichischen, die preußischen und die würtlembergifchcu Schulen vermehrte Auflage. 8/VI u. 76 S. Leipzig. 1880, Nreitlopf und Härtel. Enrtonuirt.

Im vorigen Jahre erschien von dem-selben verdienten Verfasser ein „Ortho-graphisches Hillsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckberichtiger", In kurzer Zeit hatten auf Anregung der llafsischcn Buchdruckcrsirma Nreitlopf und Härtel in Leipzig 425 Firmen, darunter mehrere von fchr bedeutendem Umfange uud Gewicht, ihren Beitritt erklärt. Nach solchen Erfolgen innerhalb des Druckgewerbes schien es geboten, das Buch auch dem Gesammlpublitum vorzu-legen, und dies geschah in einer neuen Ausgabe, die nur insoweit eine Ver-änderung erhalten hatte, als es die Berück-sichtigung der Schrist neben dem Druck erforderte. Der vorliegende Auszug aus dieser neuen Ausgabe soll einen Ersatz bieten für ein Hilfsbuch der noch fehlenden einheitlichen deutsche», der Schule und dem Leben gemeinsamen Rechtschreibung für deutsche Schulen, Zu den Angaben der erste» Auflage sind überall die Ab-weichungen in den amtlichen Feststellungen hinzugesügt, wie es das Titelblatt cmdcutct, so das; nun das Buch auch für den augen-blicklichen unerquicklichen Zwischcnzustand in allen Schulen Deutschlandsund Ocstei-rcichs brauchbar wird.

Wilibald von Schnlenburg, wendische Voltssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, 8, XXll u. 3l2. S. Leipzig. 1880, F. A. Brockhaus.

Ein überaus weUhvoller Beitrag zur Tngentunde Teutschlands, für den man dem Herausgeber um fo mehr danken darf, als er für die Nacherzählung der aus Voltsmundc während mehrerer Iah« an Ort und Stelle gesammelten Mädchen und Sagen den Ton richtig getroffen hat. In einer sehr gut geschriebenen Vorrede gicbt der Herausgeber Aufschlüsse über die Art und Weife seiner Sammelthäligteit. Zur Veröffentlichung des Gefundenen hat ihn zuvörderst der Wunsch vieler Wenden be-wogen, ebenso später die Absicht, in dieser Richtung ein treues u'w,'r!älschtcs Bild des Voltsgeiste«, wie er sich ihm darstellte, ohne Zuthnieu und Deutungen zu geben. Naher haben außer den eigentlichen Sagen viele Nachrichten Aufnahme gefunden, welche nicht im engeren Sinne als sagen-

mäßig gelten tonnen, und fomit ist die

Bezeichnung „Sagen" im Titel im engeren
Sinne zu fassen. Solche Nachrichten dürften
von diesem Gebiete der Lausitz nicht unan-
gebracht sein, denn der Sprccwnld mit
seinem sagenumwobenen Schloßbcrge ist
und bleibt ein Stück Land, das besondere
Theilnahmc beansprucht, auch wenn man
nicht in ihn den heiligen Hain dcr Semnonen
verlegt, wie das schon geschehen ist. —
Das Buch kann Jedem warm empfohlen
werden, der an deutscher Sngenforschung
Interesse nimmt: den Freunden von
Fontanes ausgezeichneten Wanderungen
durch die Marl Brandenburg wird es
eine besonders erwünschte Gabe sein.

«lfr. «. W«llace, die Tropeuwcll nebst
Abhandlungen verwandten Inhalts.
Autorisirtc deutsche Ucbersetzung von
David Brauns. 8. XVI und 376 S,
Brllunschwcig. 1879, Vieweg. «<t.7. —

Niese Arbeit eines der genialsten
Mitbegründer der Solcctionsthcoric gicbt
in vier Capitcln eine klassische und in ihrer
Art laum übcrtroffenc Darstellung der
Tropcnwelt. Im ersten Capitel werden
das Klima und die physikalischen Ver-
hältnisse des Tropcngcbiets besprochen, im
zweiten die Pflanzenwelt der Acqunlorial-
zonc; die Thierwclt der Tropenwälder im
dritten, und im vierten endlich werden
die Kolibris, als Beispiel der Pracht und
Ueppigleit der Tropcnwell, in Betrachtung
gezogen. In den angehängten vier Eapiteln
ist von der Färbung der Thicre und
Pflanzen, dein Alter des Menschengeschlechts,
ferner von den Beziehungen zwischen
geographischer Bcrbrcilung der Thiere
und den geographischen Veränderungen
der Erdoberfläche die Rede. Mehr noch
als in den früheren Werten des Verfassers,
z. B, dem über den malayischcn Archipel,
erhebt sich die Darstellung zu einer Höhe,
wie sie bei uns nur durch Alexander von
Humboldt erreicht und in neuerer Zeil
nur von Oscar Peschel und vielleicht
Friedrich Ritzel fast crllommcn ist. Nie
Klarheit der Schilderung und ihr poetischer
Gehalt, welche hier im Dienste strengster
Wissenschnstlichteil wirksam sind, gestalten
die Lccture des gut übersetzten und vor-
trefflich ausgestatteten Buches zu einer
überaus fesselnden.

lt«ü«Ip1le I,luü»u. ?siue« peränsz. Hu
volum«. ?c>rml>t ssr. in — 18. 341 ri»Z.
?ari8, 1880. LalmÄüu I^ev^.
3 K^. 50 L.

Rudolph Linda«. Liquidirt. Novelle.
2. Auflage 8. 165 S, Stuttgart, 1880,
Eduard Hallberger. °«. 4.—

— Schiffbruch. Novelle. 2. Auflage. 8.
184 S. Stuttgart 1880, Eduard
Hall berger. «K 4

Dem Begründer der „lis^us li«8 äsux
mouäsz" Francis Buloz, wird das ge-
flügelte Wort in den Mund gelegt, er habe
nur zwei Schriftsteller gekannt, welche
Franzosisch zu schreiben verstanden, und
diese beiden seien Deutsche gewesen: Karl
Hillebrand und Rudolph Lindau.

Wenn das Wort des originellen Franzosen
auch nicht in seiner ganzen schroffen
Entschiedenheit zu acccptircn ist, so darf
doch gefagt werden, daß Bcioe zu den
wenigen Bevorzugten gehören, denen es
durch ihr feines und volles Eindringen
in de» Geist noch einer anderen der großen
Eultursprachcn vergönnt gewesen ist, in
der internationalen Literatur ehren-
volles Bürgerrecht zu gewinnen. Beide
sind nicht nur deutsche, sie sind wirkliche
französische und englische Schriftsteller,
nicht lediglich aus dem Deutschen über-
setzte; was sie in diesen Sprachen schreiben
und veröffentlichen, läßt in feiner sprach-
lichen Unmittelbarkeit erkenne!:, daß es sich
hier nicht um eine Transformation des
deutsch Gedachten in ein fremdes Idiom
handelt: felbst die haarfeine, oft nur für

das jchärfste Auge erkennbare Lücke zwischen
Original und Üebertragung, wie sie bei
einem auch noch so schnell vollzogenen
Uinfehungsproceß sich immer ergiebt, ist
hier nicht sichlbar. Wenn Rudolph Lindau
vielleicht noch mehr als sein geistvoller
Genosse, der Meister des Ess^s, ein inter-
nationaler Schriftsteller genannt zu werden
verdient, fo ist der Grund hierfür indem
Umstände zu suchen, daß die von Lindau in
so scharfen Umrissen gezeichneten Figuren
zumeist jener internationalen oder Wclt-
gcsellschafi angehören, die allein in Paris
zu finden ist. In das Gehcimniß dieser
Gesellschaft ist der deutsche, Schriftsteller
als legitimer Beobachter eingedrungen mit
dem Apparate eines schnell erfassenden, fach»
lichen, an großen Lebensmthseln erprobten
Auges, der Kcnntniß ihrer Sprache,
Formen und Gebräuche, als Einer, dem
nichts Menschliches fremd geblieben ist.
Ter pessimistische Zug, der durch die
meisten Novellen Lindaus weht, ist den
Ergebnissen entlehnt, welche er in dieser
Welt gewonnen; er ist wahr, wie es die
von Lindau geschilderten Eonslictc einst
gewesen und nicht etwa eine schriftstellerische

Eonccssion an die herrschende philosophische Strömung. — Die in den vorliegenden Bänden von Rudolph Lindau sich selbst französisch nacherzählten Novellen zeigen den Schriftsteller in seiner ganzen Eigen-art, insbesondere die drei! „!« psuäule püilozoribisju«" (das Glückspcndel), ,.le> vizionlllurs" (der Scher) und .,uu« Ii^ui6l>ti«n"<Liquidirt). Es sind Geschichten von ergreifender, oft grausamer Wirklich-keit: die intimste Menschenkenntnis; redet aus ihnen zu dem Leser, die mit energischem, von sicherer Hand geführtem Pinsel ge-malten Personen heben sich plastisch und wie greifbar ab von einem nicht blos nebensächlich behandelten Hintergründe. Leb-haften Schrittes, ohne jemals ermüdet zu zögern, wenden die Eonfliete sich der Lösung zu. Wenn dem Beschauer, dem Leser Eines zu fehlen scheint und zu wünschen übrig bleibt, so ist es der von edlen Fraueu-gcslalten, von hoher Liebe verklärend und mildernd ausstrahlende Glanz. Ein leises Anklingen unserer Liebesromaniit, ein leises Mitwirten der von allem Realen und Wahrscheinlichen unabhängigen freien Phantasie würde die Eindrücke läutern, mit denen wir von dem hervorragenden Erzähler und Siltenschildcrer scheiden, und ihn vielleicht in unserer Schätzung feiner schriststellerischcn Bedeutung noch um einige Stusen höher und unseren! Herzen näher bringen. Die Novelle „Ter Gliickö-pcndel" bedeutete den Eintritt ihres Ver-fassers in die erste Reihe unserer Erzähler; mit ihrem starken Stimmungsgchalt und meisterhaften Eolorit, cin düsteres Grau in Grau, wird sie den franzufifchen Lcscr bewegen, wie sie die heimalhlichen bewegt hat. Die Novelle „Ter Seher" ist den Lcfern von „Nord und Süd" in guter Erinnerung. Ter Eingang gleich — die Schilderung einer Eisenbahnfahr!, die Durchsuchung der Eoupecs nach einem entflohenen Mörder — ist cin Stück genialster realistischer Darstellung. Auch das Motiv der Novelle ist überaus originell, nicht minder wie ihr Schicksal, aus dem Deutschen ins Französische «nd dann von einem österreichischen Blatte (welches den Amor nicht kannte) wieder in's Deutsche übertragen zu werden. Das erste Eapilcl von „Liquidirt", die Erzählung einer unter abenteuerlichen Umständen unternommenen Reife in China, erinnert in ihrer unver-gleichlichen Anfchnnlichtcit an Eharlcs Scalsficld's Kunst; die Figuren der beiden Amerikaner sind wie mit dem Auge Nm Hnrtc's gesehen und crfofst, llcbcrhauP! bcstchcn zwifchcn den beiden Genannten nnd Rudolph Lindau manche Beziehungen, besonders, wenn es sich «m Typen des Amcrilanerthums handelt, welche von dem deutschen Schriftsteller mit erstaunlicher Treue und mit sichtlichem Behagen ge-schildert werden. Da ist kein Strich zu wenig oder zu viel: diese Menschen sind so. Deshalb werden auch diejenigen von Lindaus Novellen, in welchen Amerikaner erscheinen, zur wirksamsten Propaganda gegen eine in Teutschland nun allvcr-brcüctc Anschauung, welche mit dem Be-griff des „3)anlcc" in den meisten Fällen den der Rohheit, Sclbstfucht und Unbildung verbindet.

Friedrich Zimmer, Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen. Illuftrirt von dculschcn .Wnstlcm. Quart-Fonnat. II und 42 S-, mit eingedruckten Holzschnitten und Noten. Quedlinburg, 1880, Ehr. F. Vicwcg, Eartonnirt. ^ 4.

Kindliche Texte, heiter und ernst, doch alle gleich harmlos, einfache Melodien dazu, zumeist in Liedform, einzelne im neueren Stil, prächtige Bilder, von denen manche fich als alte Bekannte aus der

„Deutschen Jugend" vorstellen — das ist's,
was das Buch bietet. Ein Bilderbuch
für die Allcrtleinsten, ein Lesebuch siir
diejenigen, die in der Schule die ersten
Excrcilicn gemacht haben, ein Klauiersvicl-
buch sowohl für Anfänger, die noch nicht
über de» Piolinfchlüsscl hinausgekommen
sind, wie sür Vorgeschrittenere. Das Buch
ist gut ausgestaltet.

ltedlgii! NN!« veianlwurllichleii des Heianigedeiz.
Druck und Verlag von 2. 5chottlaender in Vleilau.
Unbelechiigiei Nachdruck »Ol dem In^al, dies« Feilscht,!! unierlagi, Ueberlehungziech! o^ided.aiien.

ie^^«T«3^«^^t^^t^^^^22i»2^^2^^52i
M,

3p>-ullel?38til!en
l«l>b»i.
l^»«> 8»!»
6i« «sillc82Ni3»en Ne»t2ii6tKei!«
karlzbäsor
8prullsl 82I2
n> 800. 2<l0 un<l 12<l 6i,mm.

,„„„„!,I,„„„»„MM,!„!,M,«„„„>,NN,!UW,N>»,M„
^»««!v,l:^^^^^N«3N^
L8M
l>lt«I 2l!>«tll»«i«
l,»»«» 8»!»
„l!!»»!»lI»!!l!!Ul!l!!!»lI!!!!!ll!l!lll!! UÜMlUMlüllllü! !!!!M!»!IIllll!!!lll»!!!M»!»!!llll«!I
Die Llll-lLbaö«!- «insral^äzs«!- unä Ullollsn-psUllucte
l.ül»sl 8cl,llttl2SNllei-, L2!-l8l,2ll lMllmen
8»vie llllttb »He ilinellllv^zel-Il»!!!!!!!!!^!!, H>»)!!,e!i«i! niül Lloßuizlei!.
ll
.... „^^ ^
^

lialürlicb loblell8anre8 llieural > U288sr
^polllNlll'lg Lsunnen, 4lil-tl»2l, Nlloinp>'eu88en.
Von. 8tnd»»rN 1l. Hnlv.?rof. Dl. VON Nll88l)2UM, Zlünobon:
Lin für 8e!ir viel« Xrenlce v288en6e8, 2U88eri>t ercznidcenae8 nn6 »nen
nütxlicne8 UotränK, ve8Na1d icn «8 de8ten8 einptenlen Il2nn.
Uoll. zieä. Nlltll ?rol. Vi'. Vilelimv, Lerlln: 8ein »nFeusluner
6s8edm»oK un6 8ein notier 6eN2tt »n reiner X«tlleu8äure ^eionnon e»
vor 6sn »n6ern »nnlioueu 2um Ver82n6t Koininenaen Mineral-V»38ern
vortneildult 2U8. 24. Dezember 1878.
Dr. 080lll liißliroiell, rrot. <i«r IloUmltteUellrs ». a. vnlv.
Lorlln: Ion tiade 6e1e^endeit ßenadt, 6ie ^potIin2ri8-<)neUe dei ^suen»
»nr Fen2ue8ter ?rütun^ 2n nnterxietien un6 ^ö^ere 6sinn2et> nicnt, inein
Hl°tnsi1 62tiin llU82U8vrec:d6Q, 6288 628 U2tnrlicti6 ^voIIiu2i-i8>V»88er,
vi« S8 6em ?ublilcuiu ^edoteu vir6, sin 2U88eror6ent1icn 2Nßeuenine8
un6 8cti2t2t>2re8 I"lMva88sr i8t, 6e88en cneini8l:tiel 0d2r2titer S8 in
tlvßi2ni8cuer nn6 äiäteti8<:usrNn8iout Fan? be8on6er8 einvnenlt un6 6«88en
ßuter OS80UM2H dei län^erein 6edr2non 8ien deväurt. 5. »s2nn«^r 1879.
u«d. 8»n.LntK Vi', ^s. V3l1vnir»pp, ?r»ulllnrt ». II. ^u»»«!»'
orüentllelio» NltßlIoä <le» X»l8. üoutzelien <3e8nnäl»elt»»int«8:
Liu 8enr 2n^enenme8, ertri8enenäe8, eden8« Fern ßenu88ens» »18 vor-
liiFllon ßut vertr2^ene3 Oeträntce nnverini8otit 06er »not» mit ilileb,
t^rnouwäfton, ^eiu etc. In Hr»ntltleit82illnt2n6en, vo leicnt »I<»!ini8eb«
82ner1in^e auß02ßißt 8inä, i8t ßeraäs 6er ^voltin2ri8 »Lrunnsn z«u!
do8on6er8 ?u emplenlen. 4. ^I»r2 1879.
ll. Unlv. ?rot. Vi'. HI. <s. Otzl^vl, llünelion: Von 6er vortreWonon
^Vir^uQ^ 8eit vielen ^2nren 6ie üoer2en^en68ten Leodaeutun^en ßemnotlt;
bei uooußraäi^eu Nrnänrnnß88törnnßen, in 6er I^unßen8<:uvin68u<:nt, in
Leeonv2le806N2 8enverer TranKneiten, N2cn ^tivntiu8, I^nnßeneutÄln6nnß,
6elenllruenmeti8inu8 un6 Viputneria, 6amit iimuer 6is be8ten ürloi^e
erhielt, eden8v bei 6en ver8cnie6en8ten an6ern Urenlineiten, vo «8
galt, nuressen6 »ul 6en Nn^en un6 6is NrnKdrunß einxnvirlcou, 2ntet2t
l»8t »N88enlie88li(:ü 6avon 6ebr»uon ßeuieont. ^l8 ertri8enen6e8 Letränlce
rein 06er mit Vein ßeini8ent, niinmt e8 nuter 6en HIiuer»!vä88ern
8ioner1ion 6sn ersten Lan^ ein. 16. När? 1879.
«eb. Neü. L»tb. krot. Dl. I'. ^V. VeNOvIiv, zlurdnrß: Nin8 6er
ertri8(:nen68ten Vetränlie nn6 8ein Oedranen, in8on6erueit dei 8ouv?iiolis
6er UnFenvsrnkunnß, 8edr empfeli1en8^erttl. 23. Uärs 1879.
läuNiob bei Llleu »liuer«I-U288er llàuäleru, Hpotbellenl eto.
I)i6 Hp0l1inari8-^0mpaii^ (I^mitttä)

Mai l880.

Inhalt.

l'^cl)» ein ^»»illvit Alfred !Nl'isi,ier's, Radirung von lvillicl,» Rc>^r
in Illiinäc,!.

I^irii si« lN„,,i,„l ,, l)e!^e> 6 M>,il, —

Aord und Süd.

Cine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

ro»

f>aul tindau.

Xlll. Vand. — Mai M0. — 38. Heft.

<M>! einem Portio!! !n Nodirung: Alfred Meißnei)

-5W-5-

Vre^lau.

Druck und Verlag von 3. öchottlaender.

Toni.

Novelle
von
Alfred Meißner.
— Viegenz. —
(Schluß,,

lls der nächste Morgen dämmerte, saß ich ini Wagen und fuhr der Station entgegen. Lange blieb mein Blick den Bergen zugekehrt, die in immer blasseren Umrissen zurückwichen; mein Gefühl war wie ein langsames, wollüstig schauriges Verbluten.

Zu Hause angekommen, hatte ich meine jetzige Ankunft, aber auch meine demnächstige Abreise zu erklären. Ist einmal eine Heimlichkeit vorhanden, wild eine ganze Reihe von Empfindungen, oder, besser gesagt, Nothlügen nöthig; welches Aufwands von Scharfsinn bedurfte es in meiner Lage und wie wenig fruchtete er! Ich suchte die „Helfer in der Roth" auf, ich wurde von ihnen nicht abgewiesen, aber sie halfen auch nur zögernd, und nach mancherlei eingeholten Erkundigungen, darüber verging Tag um Tag. Es tonnte nicht anders sein, als daß meine Unruhe und Verstimmung sichtbar wurde.

Eines Nachmittags saß ich still im Gärtchen, auf der Bank zunächst dem Hause. Das Fenster im Hochparterre war offen, ich hörte meine Mutter mit halblauter Stimme sagen:

„So sieh ihn doch nnr an. Er geht herum wie im Traum, immer für sich allein, und hat an nichts, was sonst junge Leute seines Alters thun und treiben, eine rechte Freude. Was er zu thun hat, thut er, dann sitzt er wieder da, senkt den Kopf, blickt ins Buch, aber feine Gedanken sind anderswo . . . ."

Ich wußte gleich, daß von mir die Rede sei.

„Wenn ich nur wüßte, welche Unruhe ihn herumjagt", fuhr die Mutter fort. „Ohne eigentlichen Grund ist er plötzlich zurückgekommen, spricht aber

schon wieder vom Abreisen. Vis Mitternacht höre ich ihn auf seinem Zimmer herumgehen".
„Wenn nur", erwiderte ebenso halblaut eine Stimme, die ich als die einer Freundin meiner Mutter erkannte, „nicht eine Liebschaft dahinter steckt. „Du mußt hinter die Sache zu kommen suchen. Dergleichen hat oft Folgeil fürs ganze Leben".
„Ich glaube nicht, daß es das ist", erwiderte meine Mutter. „In wen sollte er sich verliebt haben?"
„Ja, in wen! Das mußt Du eben herauszubekommen suchen".
„Eine Person, die hier lebte? Eine Person, wegen der er so unerwartet schnell zurückgekommen? Ich denke nach, aber ich finde Niemand".
Wieder ward es still zwischen den beiden Frauen. Sie waren offenbar wieder bei ihrer Arbeit.
Zum ersten Mal dachte ich klarer über eine Seite im Charakter nieiner Mutter nach. Sie war so still, es war ihr in allen Dingen ein eigenthümlicher leiser Tritt eigen. Sie war die verkörperte Umsicht, und ohne viel davon zu reden, hatte sie ihre Augen überall. Jedes zu Boden gefallene Blatt hob sie auf und sah es an, ehe sie es wegwarf. Die Erste auf den Füßen und die Letzte zu Bett, war sie immer beschäftigt, alles an seine richtige Stelle zu bringen. Ehe sie schlafen ging, war sie gewohnt, mit geräuschlosen Schritten das ganze Haus zu durchwandern, um bei jedem Fenster, jeder Thüre nachzusehen, ob sie gehörig geschlossen. Sie hörte alles, sah alles, nicht nur jedes Spinnennetz in einer Ecke, auch jedes Thun und Unterlassen bei den Hausgenossen. Nie wurde sie durch ein Ereigniß überrascht, sie hatte immer alles vorausgesehen. Dabei war sie jeder Gewaltsamkeit abhold und ich hatte sie mehrmals sagen hören, daß man mit kleinen Mitteln, rechtzeitig angewendet, den meisten Uebeln vorbeuge, und fast alles erreiche. So war sie recht eigentlich eine Homöopathin, auch im Thun und Lassen. Was sie erfahren wollte, verstand sie auf die unverfänglichste Art aus Jedem herauszubekommen. Sie stellte so gern Fragen an Leute, die ihr der Zufall entgegenführte, ohne sich dabei selbst zu nennen, man hatte sie Frau Incognito titulircn dürfen. Alle diese Eigenschaften hätten ihr den Charakter eines weiblichen Diplomaten aufdrücken müssen, wenn ihr sonstiges Benehmen nicht jeden Gedanken an Arglist verscheucht hätten. Wohlwollen bildete den Grundzug ihres Charakters.
Das alles übersah ich im Geiste, es forderte mich zu doppelter Vorsicht auf.
„Wenn ich nicht recht still verreise", sagte ich zu mir, „entdeckt sie alles. Ihre Augen sehen so klar, ihr Herz ist so wachsam —"
Ich hörte jetzt meine Mutter tief aufseufzen und wieder hob sie an:
„Deine Rede giebt mir zu denken. Ein Mutterherz kommt nie ans den Sorgen heraus. Ernstlich verliebt meinst Du? Sprich, hast Du eine Vermuthung?"

„Ich. keine«.
„Aber das läßt sich oft nicht so toll träumen, wie es hergeht. Er ist
in das Alter getreten, wo die Gefahren für junge Leute beginnen. Auch
mein Sohn giebt mir Sorgen genug. Ich weiß, daß er Bälle besucht, wo
zweideutige Frauenzimmer hinkommen. Ein Brief hat es mir verrathen".
„Du Haft ihn eröffnet?"
„Nein, — gefunden. In der Schublade. Doch — besser flüchtige Ver-
irrungen, als eine Liebschaft, die von beiden Seiten ernst genommen wird.
O, das sind gefährliche Jahre! Gefährliche Jahre!"
„Ich glaube auf Armin bauen zu tonnen", nahm meine Mutter die
Unterredung nach einer Weile wieder auf. „Er ist nur gar zu ungesellig,
weicht nur zu sehr allen Vergnügungen aus. Ich halte alles für jugendliche
Unzufriedenheit, für Ehrgeiz, Weltschmerz. Wenn der Mensch meint, daß
die Welt nicht so ist, wie er sie träumt, beginnt für ihn eine Epoche der
Niedergeschlagenheit".
„Da hilft nichts, als Ortswechsel, Zerstreuung", meinte die Freundin.
„Schick ihn nur wieder fort, er soll sich noch eine Weile herumtummeln".
Meine Mutter billigte das; es kam meinen Wünschen entgegen. Es
war auch Hoffnung da, daß ich binnen vierundzwanzig Stunden die gesuchte
Summe beisammen habe werde.
Wirklich ging jetzt Alles nach Wunsch. Als ich wieder im Wagen
saß, war mir wie einem Gefangenen, von dem die Ketten abfallen. Freude,
Jubel, die feurigste Ungeduld, die Geliebte wiederzusehen, erfüllte meine Seele.
Drei Tage später stieg ich fieudetlopfenden Herzens die Anhöhe vor
Krcmberg hinan, trat leisen Schrittes über die wohlbekannte Schwelle, hörte,
nachdem ich geklopft, das melodische „Herein" einer wohlbekannten Stimme
und — stand vor Toni. Sie saß allein, mit einigen Wäschestücken beschäftigt,
vor ihrem Arbeitstischlein. Als sie mich sah, entfärbte sie sich, griff an die
Stirn und sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Stuhllehne zurück. Ich
flog auf sie zu, erzählte in fliegender Eile von meiner Sehnfucht, sie wieder-
zusehen. Ob sie meiner inzwischen gedacht, brauchte ich nicht zu fragen —
ihre Mienen fügten es genugsam.
Da schloß ich sie in die Arme.
Ihre erste Frage war, wie lange ich bleibe?
„So lange es Dir recht ist!" war meine Antwort.
Da war es plötzlich, als befiele sie eine seltsame Angst.
„Gehe lieber wieder", rief sie. „Gehe! Wohin soll das fuhren, daß
wir uns lieben? Du, der Sohn einer reichen vornehmen Frau, ich, armer
Leute Kind? .... Nun weißt Du auch, warum ich Dir nicht geschrieben
habe. ..."
Ich war durch solchen Empfang verletzt, gedemüthigt, beleidigt. Stunim
saßen wir einander gegenüber.
Gleich darauf trat die Mutter ein.

Sie äußerte geringe Freude, mich wiederzusehen, reichte mir keine Hand,
war ernst und schroff und machte sich mit einem Handlorb, der in der Ecke
stand, zu thun. Nun tam sie vor und fing von ihrer Schuld zu sprechen an.
„Heute, sehen Sie", hob sie an, „stehen die Sachen anders! Ich Hab'
mich aus meiner Unthätigteit aufgerafft und das gethan, was ich längst hätte
thun sollen. Was sollen wir zwei Frauenzimmer hier in Kranberg? Ich
habe einen Käufer für mein Haus. Ein Brief an Ihre Frau Tante liegt
schon fertig geschrieben — ehe vier Wochen umgehen, hoffe ich ihr meine
ganze Schuld auf Kreuzer und Pfennig abzutragen".
„Der Brief ist unnütz!" rief ich. „Und verkaufen Sie auch nicht Ihr
Haus! Da es so steht, sage ich Ihnen: Ihre ganze Schuld ist so gut wie
getilgt. Dieser Tage bringe ich Ihnen die Quittungen!"
„Das ginge doch sonderbar zu!" höhnte die Wittwe. „Wie kämen Sie,
ein ganz junger Mensch, dazu, über so viel Geld zu verfügen?"
„Sei's so. oder so!" antwortete ich, „es ist: Ihr Haus wird schuldenfrei".
„Dann wäre ich Ihre Schuldnerin", entgegnete sie. „Um so eher
müßte ich zahlen! Oder sollte ich von Jemandem, der selbst noch kein Ver-
mögen besitzt, etwas annehmen? Ich fürchte, Sie haben mit dem gezahlt,
was Ihnen nicht gehört! Die Summe, die uns so oft schlaflose Nächte
gemacht, ist doch nicht ein bloßes Taschengeld! Und wie kämen gerade Sie
dazu, das alles für uns zu thun?"
„Da Sie es wissen wollen", antwortete ich, ohne die Tragweite meiner
Rede zu bedenken, „so sage ich Ihnen, indem ich Ihnen helfe, will ich eine
Schuld abtragen, die ich schwer auf mir lasten fühle. Hören Sie ein
Geständnis;' das mich lange schon drückt, und wenn ich es abgelegt habe,
verzeihen Sie mir, als einem unwissend Schuldigen! Der Knabe, der den
Maurer Erhardt, Ihren Mann, in Verdacht und Unglück gebracht — ich
bin es!"
„Das sind Sie gewesen?" fragte die Frau, mich mit finstern Augen
ansehend. „Sehen Sie, ich hab's geahnt. Darüber könnte man abergläubisch
werden!"
„Ich bin es!" wiederholte ich.
„Dann sehe ich wohl", fuhr sie mit finsteren Blicken fort, „daß wir
beide — Toni und ich — doppelt rasch von Ihnen loskommen müssen.
Sehen Sie denn nicht, daß es vorausbestimmt ist, daß Sie immer wieder
ein Unglück über uns herausführen? Ich weiß, was ich thue, indem ich mich
vor Ihnen zurückziehe und Toni befehle, ein Gleiches zu thun ..."
„Das ist zu viel!" rief ich. „Ich habe Ihnen nie schaden wollen und
stehe da, Ihnen zu helfen ..."
Indem ich es sagte, streifte mein Blick über Toni, die wortlos und
todtenbleich dasaß.
„Ja, Sie wollen uns helfen!" rief Frau Erhardt mit wildem Hohne.
„Ich weise alles zurück, was von Ihnen kommt. Was? Sie gehen mit

dem Gedanken um, mein Kind unglücklich zu machen, und ich soll ruhig sein? Wofür halten Sie mich?"

Ich mußte mich sammeln.

Na fiel ihr Blick auf die flehend emporgewandten Augen Toni's und der zornige Ton ihrer Rede versagte, der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich.

„Sehen Sie", hob sie nach einer Pause an, „ich habe nichts als mein Kind da. An meinem Sohn erlebe ich wenig Freude. Wir haben nur das, daß wir vor Niemand in der Welt die Augen niederzuschlagen brauchen. Seien Sie auch brav, indem Sie von uns als von braven Leuten denlen".

Ich habe nichts als das Kind da! hatte sie gesagt. Wie viel lag in diesem einfachen, schlichten Worte. Mein Herz wandte sich zur Rührung, ich rief mit erhobener Hand: „Könnten Sie mir in's Herz sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine!"

„So?" antwortete Frau Erhardt. „Nun dann ziehen Sie fort — heute noch und kommen Sie nie wieder!"

„Sie forden:", erwiderte ich, „was mir von allen Dingen in der ganzen Welt am schwersten fällt!"

„Sie lieben die Toni", fuhr sie fort. „Sie hat Sie auch lieb, gäbe ihr Herz für Sie hin, ich weiß es, sie hat es mir gestanden, sie sagt mir alles. Aber dabei kann sie nur unglücklich werden. Und darum bitte ich Sie zu gehen und nicht wieder zu kommen!"

Ich war aufgestanden und stand, den Ausbruch meiner Thränen mühsam bemeisternd, eine ganze Weile da.

„Ach", rief ich mit einem fchweren Seufzer, „ich kam mit Jubel hier an, und gehe unglücklich von dannen".

Ich ging. Die Zurückweisung meiner Gabe, die ich mit freudigem Herzen hatte darbringen wollen >— womöglich, ohne daß Mutter oder Tochter etwas davon erführe — fchmerzte mich tief, die bösen Worte der Mutter hafteten wie Pfeile in meiner Brust.

„Sie sind unglücklich", sagte ich zu mir, „weil sie ihr Haus und Heim verlassen sollen. Und doch wollen sie es eher verlassen, als Hilfe von mir anzunehmen! Wie grausam gegen sich selbst und gegen mich! Was kann ich thun, der Mutter ihren Argwohn zu benehmen und sie von der Redlichkeit meiner Absichten zu überzeugen? Wohin werden sie ziehen? O Hohn des Schicksals, das ein schönes, liebewerthes Geschöpf in der Dürftigkeit und Verschollenheit einer Hütte aufwachsen ließ und es nun allem Ungefähr überliefert! Soll ich meiner Mutter alles erzählen, alles beichten? Da die beiden nun einmal fortziehen, könnten sie zu uns in die Stadt kommen. O, daß Frau Erhardt nichts annehmen will! In ein paar Jahren tonnte Toni es an Bildung mit jedem Fräulein aufnehmen, an Reiz und Schönheit über-

ragt sie sie alle. Ob meine Mutter ihre Einwilligung gäbe, wenn ich ihr
gestände, daß ich ohne Toni nicht leben mag?"
So grübelte ich fort und fort. Bald fah ich Toni in der Stadt, als
meine erklärte Braut, bald stellte ich mir alles vor, was uns trennte: Un°
gleichheit der Geburt und Bildung, Vorurtheil der Eltern beiderseits. Ich
kam zu keiner Klarheit. Ein Widerhaken saß in meiner Brust und ich hatte
eine dämonische Lust, die schwärende Wunde immer wieder aufzureißen,
indem ich mir einerseits alle Holdseligkeit Toni's vor die Augen zauberte,
andererseits mir alles erzählte, was uns entgegenstand. Bald überfiel mich
ein Gefühl der Leere, das verzehrender war, als physischer Schmerz.
Nur heimlich und auf kurze Minuten konnte ich fortan Toni sprechen;
wir trafen uns ein paar Vormittage auf eine kurze Weile bei einer Quelle
unter den Bäumen. Toni war ganz Vertrauen, ganz Liebe und ich war seelig.
„Wie rauh ist die Mutter!" klagte ich der Geliebten mein Leid. „Sie
hat mich wie einen Fremden behandelt, ja wie einen Feind. Was kann ich
dafür, daß mein Onkel gegen Deinen Vater ungerecht war und meine Tante
jetzt hart gegen Euch ist?"
„Du mußt ihr verzeihen", sagte Toni. „Das Leben hat sie verbittert.
Sie hat wenig Freude gehabt und wenig Gutes von den Menschen erfahren.
Du siehst, wie einsam sie lebt, daß sie mit Niemand umgehen mag. Selbst
ein gutes Wort zu geben, fällt ihr schwer. Sie mißtraut Allen, überall ahnt
sie Arges und sieht eine Gefahr".
„Wohin wird sie ziehen, wenn sie Kranberg verläßt?" fragte ich weiter,
denn daran war mir vor allem gelegen.
„Ach, sie weiß es selbst noch nicht. Vermuthlich nach Pilsen, wo der
Bruder lebt".
Ich erfuhr dabei gelegentlich die Geschichte dieses Bruders. Er mußte
nach Tonis Erzählung ein bildhübscher Mensch und voll Anlagen sein. Doch
konnte ich nicht umhin, anzunehmen, daß er eitel, hochmüthig und voll Selbst»
sucht sei. Er war bei einem Meister eingetreten und hatte sich in die reiche
Meisterstochter verliebt. Sie liebte ihn wieder, er faßte die ausschweifendsten
Hoffnungen. Plötzlich wird er aus seinen Himmeln geworfen. Das Mädchen
nahm einen reichen Fabrikantensohn, der junge Mensch, grausam betrogen,
verfiel in grenzenlose Melancholie. Seitdem thut er nicht mehr gut, wurde
unstät, unordentlich, heftig, vermuthlich liederlich. Seine Unzufriedenheit war
krankhaft. Die Mutter mußte täglich einer gewaltsamen Handlung, oder
irgend eines wilden Streiches von seiner Seite gewärtig sein.
Nachdenklich hörte ich zu und fragte, wo er jetzt arbeite?
„In einer großen Fabrik in Pilsen, wo sie die eisernen Geldtassen ver-
fertigen", war die Antwort.
„Ein traurig Geschäft für einen Habenichts, der die Reichen beneidet
und alles Glück im Reichthum sieht!" dachte ich still, und es regte sich in
mir der Wunsch, den jungen Menschen kennen zu lernen.

„Wenn es mir gelänge", dachte ich, „ihn aus seinem Selbstzeifall her-
auszureißen, ihn zu heilen, ihn den Seinigen wiederzugeben! Er ist ihr
Bruder — wie gerne war' ich sein Freund. Ein wohlgesinnter Mensch
vermag viel"
Ich hegte den aufrichtigen Wunsch ihn lennen zu lernen.
Indeß waren meine Stunden an der Quelle, unter den schattigen
Bäumen gezählt. Eines Tages fand ich in der Höhlung des Baumes, unter
dem wir zu sitzen pflegten, einen Zettel, der mir meldete, die Mutter sei
unseren Zusammenkünften auf die Spur gekommen, Toni habe versprechen
müssen, mich nicht mehr zu sprechen.
Mein Glück war zu Ende, mein Schmerz unaussprechlich.
Aber so leicht gab ich meine Geliebte nicht auf.
„Sie fürchtet die Mutter!" sagte ich mir. „Nur allein sie sprechen,
und ich flöße ihr wieder Zutrauen ein! Meine ich's denn nicht gut mit ihr?"
Zun« mindesten mußte ich in ihrer Nahe fein. Abends ging ich hinaus
und schlich langsam ans Haus heran. Es dunkelte, ringsum lagen die Ge-
höfte, durch Wiesen und Gärten getrennt, im tiefsten Schweigen. Niemand
kam des Weges. Nur die Grillen zirpten im Grase. Vom Himmel blickten
die klaren Steine hernieder.
Ich sah durchs Fenster. Mutter und Tochter saßen beieinander, sie
hatten eine Lampe vor sich, sie nähten. Die Stirn war auf die Arbeit ge-
fenlt, die Hand zog den Faden. Dann und wann siel ein Wort zwischen
beiden, wie es schien ein trauriges Wort. Auf den Gesichtern war, wenn
sie aufblickten, fchmerzliche Ruhe zu lesen. „Sie fühlen sich unglücklich",
sagte ich, „weil sie nicht lange mehr hier in diesen Mauern sitzen sollen. Ich
könnte ihnen helfen, und sie verschmähen meinen Beistand". So stand ich lange
da in der Hitze und der Unruhe meines jugendlichen Bluts. Droben im
Dorfe schlug es Zehn, die Frauen erhoben sich und gingen ins Nebenzimmer,
wo die Betten standen, alles ward finster. Noch blieb ich, aber ich kam nur
wie ein Jäger im Busch, wie ein lauernder Wolf, wie ein Verbrecher vor.
Endlich, finster, Verdruß im Herzen, trat ich den Rückweg an.
„Nein", sagte ich zu mir, „ich will lein Bösewicht sein. Ich will
ihren Frieden achten, ihre Ruhe nicht stören. Ich will sie nicht verführen,
gewiß nicht. Ob sie je meine Gattin werden könnte, in drei, vier Jahren?
Ich will nicht darnach fragen, ich will meinen Gefühlen Schweigen gebieten,
fortziehen, sie verlassen".
Aber was war das? Ich liebte das Mädchen und hatte eigentlich für
nichts anderes Sinn und Gefühl. Der Gedanke an Verführung erschien nur
scheußlich, aber ich verkehrte doch weiter mit Gedanken, deren Gefährlichkeit
ich kannte. Das Schlimme ist, daß der Menfch nicht früh genug umkehrt,
daß er sich weis macht, es gäbe in solchen Lagen, solchen Stimmungen, noch
ein anderes Mittel, nicht auszugleiten, nicht zu stürzen, als rasche Umkehr.
Er lehrt nicht um, geht Schritt um Schritt weiter und — ist verloren.

Nachts heimgelehrt, gegen Mitternacht, schritt ich leise wie ein Dieb,
die finstere Treppe hinauf. Ich gelangte auf den ersten Flur, Fidelens Thür
war offen, ein Lichtschimmer strömte heraus. Ich schlich näher. Mein Blick
tauchte in ein tiefes dämmriges Gemach, dessen Boden ein Teppich bedeckte.
Wirtlich, Fidele war noch auf. Zwei Lichter brannten auf dem Toilettentisch,
vor dem Spiegel saß Fidele und lammte ihr Haar. Ich sah im Spiegel
die offene, von den rothblonden Locken umspielte Brust. Von den vollen
Schultern war das Nachtgewand herunter geglitten.
In tiefer Selbstvergessenhcit, lässig, träumend, saß sie da. Doch wußte
sie wirtlich nicht, daß die Thüre offen geblieben? . . All' mein Blut schoß
mir in die Wangen. Wenn es lein Zufall wäre, daß die Thüre offen ge-
blieben? Nun etwas — halb ein Gähnen, halb ein Seufzer — vielleicht
eine Aufforderung, sie anzusprechen — sie zu überraschen —
„Fort, fort!" rief ich, wie der Knabe, der eine Nixe gesehen, aber
schwer, schwer ward mir der Weg ins Dachtämmerchen hinauf.
Endlich hörte ich, wie unten Fidelens Thür sich schloß.
Ich war auf meinem Zimmer und machte Licht. Ein elegantes Brieflein lag
auf meinem Tische, ich öffnete es, es war von der Gräfin, ich las die Anfangsworte .-
„Warum lassen Sie sich seit Ihrer Rückkehr gar nicht mehr sehen, mein
junger Freund?"
Ich warf den Brief über den Tisch.
„Sonderbar!" dachte ich bei mir. „Die Liebe kömmt mir zugleich von
drei Seiten entgegen. Von der blasirten Weltdame, von der leichtfertigen
Nixe, Von ihr! Immer die drei Wege vor mir! die drei Wege! Ich habe
gewählt. Dir bleibe ich treu, die Du Dich vor mir zurück ziehst, liebliches
Dorfkind. Dir bin ich treu, treu, treu!
Als Tag um Tag vergangen war, ohne daß ich Toni wiedergesehen,
ging ich eines Nachmittags nach Kranberg. Ich streifte lange unsicher da
und dort umher nnd suchte endlich einen Jungen auf, der in einem kleinen
Kramladen zu sitzen pflegte. Ich kannte ihn, hatte ihm bereits mehrmals
Erzstufen, Bergtrystall, Fraucnglas abgelaust. Dieser kleine Mineraloge sollte
niir ein Briefchen an Toni bestellen.
„Recht gern", war die Antwort. „Sie können sich darauf verlassen,
daß ich den Brief richtig abgebe. Nur weiß ich nicht, wann sie zurückkommt".
„Was!" rief ich, „ist sie denn fort?"
„Ja", erwiderte der Junge, „Gestern Abends war sie noch bei uns und
hat gesagt, daß sie in aller Frühe fortgeht. Nach B. . . ., wo sie Ver-
wandte hat. Jetzt wird sie schon dort sein".
Er hatte ein etwa vier Meilen entferntes, im Flachland gelegenes
Städtchen genannt.

Ich war wie aus den Wolken gefallen.
„Weißt Du vielleicht, wie die Verwandten heißen?"
„Den Namen weiß ich nicht", war die Antwort des Knaben. „Nur, daß sie mit Holzschnitzereien handeln".
Ich lehrte ohne Weiteres um, den Brief in der Tasche.
,,Da haben wir es!" dachte ich. „Die Mutter schickt die Tochter fort, weil sie mich in der Nähe weiß. Und Toni fügt sich, ist an der Stadt vorübergegangen, ohne mich es wissen zu lassen, ohne es mir mit einer Zeile zu melden. Welcher Zufall, daß der Knabe davon wußte, und daß ich auf ihn verfallen bin. ... Ich wüßte nicht, wo ich sie zu suchen habe. Hier ist sie bewacht, ich konnte sie kaum sprechen, in B. . . . mache ich sie gleich ausfindig und habe den Einfluß der Mutter nicht zu besiegen. Fort!
Schnell ordnete ich meinen Plan. Ich miethete mir für den nächsten Morgen einen Einspänner, den ich bereits mehrere Mal zur Fahrt nach Kranberg benützt. Ich Pflegte ihn selbst zu kutschiren, ich wußte mit Pferden umzugehen, der Schmied, der ihn auslieh, traute mir unbedingt.
Ich war am anderen Morgen in meinem leichten, halboffenen Korbwägelchen noch nicht weit gekommen, als ich auf der Landstraße vor mir ein Mädchen schreiten sah, das ein kleines Bündel in der Hand trug. Sie war ländlich gelleidet und hatte einen breitrandigen Strohhut auf.
„Mein Gott", dachte ich, „wenn ich nicht wüßte, daß Toni schon fort ist, ich würde schwören, die einsame Pilgerin dort ist sie".
Indeß beschleunigte die Wandernde ihre Schritte und senkte das tiefbeschattete Köpfchen. Ich trieb das Rößlein mit einem Peitschenhieb an und hatte bald die süßeste Gewißheit.
„Toni, Du bist es!" rief ich, vor der Wallerin haltend, und war mit einem Sprung unten und bei ihr.
Toni fah blaß und verhärmt aus.
„Ich gehe auf einige Zeit zu Verwandten", sagte sie in gedrückten:
Tone. „Die Mutter kömmt bald nach, vielleicht schon morgen. Sie verkauft das Haus. Ich follte schon gestern gehen, es gab aber noch fo viel zu thun" —
„Und das alles sollte ich nicht erfahren!" rief ich. „Und fo allein schickt Dich die Mutter in die Welt?"
„Mein Gott", fagte Toni beleidigt. „Seh' ich denn wie eine Landstreicherin aus? Was kann mir geschehen? Mein Weg ist genau vorgczeichnet. Mittags kehre ich bei der Krugwirthin ein. Das ist eine gute Bekannte, sie läßt mich gewiß ein Stück fahren. Gehe ich aber auch zu Fuß weiter, so bin ich doch schon vor Sechs, ehe es dunkelt, bei unserer Base in Wenn ich dann morgen zu guter Zeit ausbreche, bin ich kurz vor der Essenszeit bei den Verwandten".
„Das ist alles gut ausgerechnet", meinte ich, „und doch solltest Du nicht so allein ausziehen".

„Wir Landmiidchen", erwiderte Toni, „sind nicht wie die vornehmen
Fräulein, die immer eine Gouvernante zur Seite hoben müssen".
„Jedenfalls steigst Du jetzt bei mir ein", sagte ich. „Ich bringe Dich
mit dem Pferde da schon um Elf zur Base, bei der Du sonst erst um sechs
Uhr Abends wärst".
„Dann könnte ich wohl gar noch heute an's Ziel kommen?"
„Allerdings".
„Gut", sagte sie und sehte vertrauensvoll den Fuß auf den Tritt.
Es ist eigentlich gut, daß ich Dich so unerwartet treffe. Ich habe . . .",
setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „Dir noch so Vieles zu sagen — und —
wir sprechen uns ja heut das letzte Mal!"
„Toni, wo denkst Du hin!"
„Ja doch, das letzte Mal. Denke doch, ich habe Dich nie mehr sehen
sollen. Die Mutter —"
„Ja, die meint es so bös mit mir".
„Du darfst ihr nicht grollen", sagte das Mädchen. „Sie ist so
unglücklich. Sie grübelt fortwährend. Denke Dich in sie hinein. Sie sieht
in Dir noch immer den, durch den der Vater so unglücklich wurde — aber-
gläubisch ist sie auch — doch ich sage: denk' Dich nur in sie hinein".
„Toni", rief ich, „wie soll ich für das dulden, was ich als Kind ver-
schuldet?"
„Ich weiß, es ist thüricht. Du kannst nichts dafür. Aber dann noch
Eines: mein Bruder wurde unglücklich, weil er ohne Verstand liebte
Eine, die hoch über ihm stand. Dadurch kam er ganz aus seiner Bahn
heraus. Mir weissagt die Mutter ein gleiches Unglück, wenn ich nicht Dir
entsage, Dich vergesse. Und ich sehe es ein, sie hat Recht, ich kann nur
unglücklich werden, wenn ich so an Dir hänge, wie es seit der letzten Zeit
der Fall war". —
„Toni, böse, kleinmüthige Toni! Giebt Dir denn Deine Liebe gar kein
Vertrauen? So höre mich doch nur an! Da Ihr nun einmal von Kranbcrg
fort wollt, überrede Deine Mutter, nach Prag zu ziehen. Da sehen wir
uns täglich. Du würdest Dich meiner Mutter nähern. Sie würde Dich
lieb gewinnen — Niemand kann Dich kennen, ohne Dich zu lieben — glaub'
mir, sie würde schließlich meinem Glücke nicht zuwider sein. Wären wir
nicht das glücklichste Paar unter der Sonne?"
„Ein Paar, ja ein Paar. Gäbe es Deine Mutter zu, die reiche, vor-
nehme Frau? Und ein Ehemann von zwanzig Jahren?" —
„Mein Vater war nicht älter, als er in die Lebcnsbarte sprang, ent-
schlossen, durch eigene Kraft sein Schicksal zu gestalten. Es gelang ihm, er
tam an's Land. Was er konnte, das kann ich auch".
„Täusche Dich nicht!" erwiderte Toni. „Du bist zu weich, zu rück-
sichtsvoll. Du bist — ich habe es oft gedacht — für den Frohsinn und
das Glück geboren — nicht für den Krieg mit den Deinigen".

Ich widersprach. Ich hätte gern behauptet, ich sei fest wie der Fels
im Meere, und war doch nur das Fahrzeug auf den unruhigen Wogen.
Diefe Sclbsterkenntniß drückte mich nieder und demüthigte mich, ich wehrte
sie von mir ab und fühlte sie doch.
So gingen die Worte hin und her. Wir waren unglücklich, weil wir
uns nicht angehören sollten und die Trennung bevorstand, glücklich, weil wir
auf ein paar Stunden beisammen waren. Der sonnenhelle Tag, die ganze
Natur schienen es darauf abgesehen zu haben, uns aus uns selbst herauszu-
reißen. Ringsum ein reiches, schönes, fruchtbares Land, der Morgen sprengt
seine Lichter über Wiesen und Felder, die Obstgärten winken mit ihren
Früchten, die freundlichen Häufer stiegen vorbei. Das Rößlein greift lustig
aus. Im Wagen sitzen zwei junge Leute, Hand ruht auf Hand, Schulter
an Schulter, die Augen stammen in einander. Lustige Fußwanderer kommen
der Kutsche entgegen, sie erkennen gleich ein Liebespaar, der Eine jauchzt
und schwenkt den Hut, der andere wirft der schönen Unbekannten einen Kuß
zu. Und weiter trabt das Rößlein. Sind, die so über Feld stiegen, nicht
wie freigelassene Vögel, die wieder einmal ihre Schwingen versuche»? Sie
find glücklich, vogelleicht und frei, und denken nicht daran, daß die Wolle
über ihrem Haupte den Geier verbirgt, der auf sie niederfahren soll.
Was nns Beide gequält, war vergessen, zurückgetreten, überwunden im
berauschenden Glücke des seligen Moments, des Beisammenseins.
Das kleine Bündel, das Toni bei sich trug, war locker geworden und
hatte wiederholt gedroht, seinen Inhalt auszuschütten. Die Enden des Tuches
waren bereits fester geknüpft worden.
„Mein Kofferchen da", sagte ich, „ist mehr als halb leer. Da hinein
thue die Sachen; Du verlierst fönst noch Etwas. Wir fahren — gottlob —
noch ein paar Stunden".
Toni hatte nichts dagegen.
Der Inhalt des Bündels bestand aus etwas Wäfche, einem Tuch, einem
Jäckchen und Häubchen, einzelnen Kleinigkeiten. Und auch die Mundharmonika,
mit der ich sie gefehen, als sie mit den Eidechsen spielte, auch die hatte sie
eingesteckt.
„Nicht wahr, das ist kindisch, die Harmonika mitzunehmen?" sagte
Toni. „Es ist ein Ding mehr für Knaben — ich Hab sie vom Bruder —
aber sie unterhielt mich oft bei meinen Ziegen — sie erinnert mich auch an
den Morgen, an dem ich mit Dir das erste Mal gesprochen Hab' ..."
„Du hast sie oft an Deine fußen Lippen genommen", fagte ich. „Wie
follte ich sie nicht mögen? Da oben auf dem Handkofferchen foll sie liegen,
ganz weich in das seidene Tuch gebettet".
Ich breitete ein blau, grau und roth gestreiftes Tllchlein aus und legte
die Harmonika darauf.
Das Kofferchen wurde wieder geschlossen.
Mittag kam heran, der Trab des Pferdchens ermattete, wir lehrten in

cinem einzeln gelegenen Wirthshause ein. Ein kleines kurzes Mahl wurde
eingenommen, das Pferd getränkt und gefüttert, dann ging es weiter.
Nein, so hell hatte die Sonne noch nie geschienen, eine so lachende
Gegend hatte ich noch nie geschaut, so hatte Beiden noch nie ein Mahl
geschmeckt! O, der köstliche Tag! Wo finde ich Farben, ihn zu schildern?
Und wer würde mich verstehen? Nur ein Herz, das Aehnliches erlebt.
Der süße Worttausch zweier vereinter Heizen wollte kein Ende finden.
Mein entzückter Blick hing an dem zarten, holden Geschöpfe, das mir in
seiner Anhänglichkeit neu geschenkt war. Jedes fragte, Jedes erzählte. Es
war, als säßen alle Liebesgötter mit uns im, Wagen.
Vorüber ging der köstliche Tag mit seinen Sonnenlichtern und Wollen-
schatten, seinen hin- und heifliegenden Blicken, seinen Seufzern und Freudes-
thränen. Die Sonne senkte sich zum Niedergänge und eine rasch zunehmende
Verdunklung des Horizontes verkündete ein herannahendes Gewitter; es war
nichts Seltenes in diesem Jahre.
„Mein Gott", sagte Toni, ich dächte, wir müßten längst schon in
V sein".
„Heizliebchen", erwiderte ich, „da sind wir schon um Zwei vorüber-
gekommen. Du hast es nicht bemerkt, als wir um die Stadtmauer fuhren?
Wir kommen jetzt nach und von da hast Du gar nicht mehr weit".
„Das war nicht Recht von Dir, mich so anzuführen!" sagte Toni
ernsthast zornig. „Es war ausgemacht, daß ich bei der Nase über Nacht
bleiben soll. Wie kann ich der Mutter sagen, daß ich es nicht gethan, daß
ich es nicht so gehalten habe, wie sie gewollt?"
„Und wir hätten uns um Zwei schon trennen sollen? Nein, ich konnte
Dir da noch nicht Lebewohl sagen".
Einzelne Windstöße hatten längst schon das Signal zu einem wilden
Tumulte gegeben. Nun stieg eine compacte schwarze Wollenschicht hinter
uns auf, von Zeit zu Zeit flammte es in ihr auf, dumpfe Donner ließen
sich vernehmen. Plötzlich brach ein Regen mit unwiderstehlicher Gewalt
herein. Wie der Pansschrccken, der den arkadischen Schäfer in die Flucht
sprengt, überfiel er alles Lebendige, jagte die Arbeiter von den Feldern,
einzelne Wanderer unter das Dach der nächsten Hütte. Donner und Blitz
folgten einander fast unmittelbar. Erschreckt barg sich Toni in die Wagen-
ecke, während ich das bereits müde Pferd unabläßlich zur Eile antrieb.
Doch schon sehen wir die Schlote einer ansehnlichen Fabrikstadt vor
uns, jetzt zogen wir eine lange Häuserreihe entlang, ich erblicke ein Gasthaus
und lenke das Wägelchen eiligst unter die schützende Einfahrt.
Ein paar Kellner waren herbeigesprungen, ich warf dem Hausknecht
die Zügel zu, man wies uns die Treppe hinauf und sperrte zwei Zimmer
auf. Noch immer goß es vom Himmel, unsere Kleider, so lang dem Regen
ausgesetzt, waren naß. Scheu, eingeschüchtert, reglos saß Toni in einen»
Fauteuil, wie darin verkrochen, und sah zu, wie die Lichter auf den Tisch

gestellt, im Ofen Feuer angezündet wurde; die Jalousien waren schon vor
unserer Ankunft geschlossen worden. Ihre Augen irrten umher in den
eleganten Räumen, von den modischen Möbeln zu dem großen Wandspiegel
und von diesem zu dem vergoldeten Kronleuchter. Und nun kam der Kellner
herein mit einer glänzenden Platte, auf der die zartblaue Flamme des Wein-
geistes unter der Theekanne brannte — für sie alles Gegenstände eines
naiven Staunens, aber auch einer eigenthümlichen Scheu. Sie war kaum zu
bewegen, den sammetgepolfterten Stuhl näher an den Tisch zu rücken und
nur einen Bissen an den Mund zu bringen.
Noch immer draußen das tobende Wetter, der Widerschein der Blitze,
die, selbst durch die geschlossenen Läden und die niedergelassenen Rouleaux
sichtbar, eine gewisse Aengstlichteit im Räume verbreiteten.
„Toni, Toni, wenn wir uns wiedersehen, werde ich Dein Herz mir
nicht entfremdet fühlen?"
Thronen waren ihre Antwort, ihr Köpfchen sank an meine Brust.
Am andern Morgen war ich früh erwacht. Ich stand im großen
Zimmer, in welchem wir den Thee getrunken hatten. Mein Schlafzimmer
war daneben. Auf der andern Seite des Zimmers war ein Alkoven,
dessen Vorhänge zugezogen waren. Dort stand ein Bett. Ich öffnete die
Portieren ein wenig. Toni lag im tiefen, tiefen Schlafe. Ihre schönen
meißen Arme waren verschränkt, die Hände halb gefaltet; ich sah unter dem
sorgfältig zugezogenen Hemde ihre junge Brust sich heben und senken.
Sie war wie ein Kunstwerk. Wer möchte das zerstören, ja, ihm nur
eine Linie seiner Contouren schädigen? Ein Missethäter, ein Verbrecher,
ein Würger. Sie so zu schauen in ihrem harmlosen Schlaf, es müßte einen
Bösewicht entwaffnen.
Welch fester Schlaf. Es war, als ob das durch lange stürmische
Kämpfe aufgeregte Gemüth sich in einer tiefen Ruhe zu entschädigen suchte.
Es war eben auch eine stürmische Nacht gewesen. Der auf morgen
unwiderruflich festgefetzte Abfchicd hatte uns Beide in einen Zustand hinauf-
gehoben, in welchem Trostlosigkeit und Rausch neben einander waren. Wir
hatten uns auch gezankt, es war bis zu bösen Worten gekommen. Ich hatte
mir einen Finger bös zerquetscht beim heftigen Oeffnenwollen einer Thür.
Wir hatten beide geweint. Ich hatte daher den Gutenachtkuß nicht haben
»vollen und mich in das kleine Schlafzimmer zurückgezogen. Sie war in dem
großen Zimmer mit dem Alkoven geblieben, ich hatte sie den Riegel zuschieben
gehört. Bis nach zwei Uhr war ich wach gelegen. Mehrmals hatte ich
gemeint, jetzt Hab' es ausgedonnert, war an's Fenster getreten, hatte es
geöffnet, mir für mein fieberndes Blut Kühlung zu holen — ein neuer
Blitz schreckte Auge und Gemüth. Dann hatte es irgendwo draußen in der
Stadt eingeschlagen, die Spritzen waren rasselnd hinausgefahren. Ich hatte

Toni mit bloßen Füßen an's Fenster eilen gehört, aber kein Wort war zwischen uns gewechselt worden. Endlich hatte mich die Müdigkeit überwältigt, und ich hatte von ihr zu träumen begonnen. Wir saßen zusammen auf der Mauer der alten Ruine, die Eidechsen raschelten an uns heran. Da klang ihr: „Hast Tu mich doch lieb?" an mein Ohr, und es war kein Traum. Ich war erwacht, das Weinen von vorhin erfaßte mich wieder, ich vergrub meinen Kopf in die Kissen und wollte nichts hören. Da hatte ich mich von ihren warmen Armen umschlungen gefühlt. Das Weitere vermischte sich mit meinem Traum.
Schlafe, dachte ich. Im Traum vermissest Du nichts. Nichts drückt Dich, Du lächelst. Sobald Du aufwachst, wirst Du unglücklich sein. Welche Vorwürfe werde ich hören, welche Vorwürfe! . . . Ach, sind wir nicht Schachfiguren in des Schicksals Hand? Umstände entscheiden über unser Thun und Lassen und die Folgen davon erstrecken sich über das ganze Leben. Oder was brachte uns hierher? Eine zufällige Begegnung — der Sturm. Und was hielt uns fest? Unser Blut. Ja, das war mit dabei. Nun — es wird die Folge haben, daß sie mein wird, daß ich nie von ihr lasse. Damit will ich ihrem Vorwurf entgegentreten und mich selbst vor ihr entsühnen ...
So monologisirte ich vor ihrem Bette im Alkoven, an das ich vorsichtig herangetreten war.
Als ich in meine Schlafkammer zurückging und mich vollends ankleiden wollte, wurde ich gewahr, daß ich den Schlüssel des kleinen Handkofferchens, der unser beider Effecten enthielt, verloren habe. Er war mir durchaus nothwendig. Ich trat zur THUr hinaus und gab einem vorübergehenden Kellner den Auftrag, einen Schlosser zu holen.
„Fatal", erwiderte er. „Es ist heut Sonntag. Die Wertstätten sind um diese Stunde geschlossen, die Leute fort — doch ich will sehen —"
Er ging; unmittelbar darauf kehrte er zurück und fragte:
„Ist die Sache recht dringend?"
„Allerdings", erwiderte ich.
„Sie sollen bedient werden", erwiderte der Kellner und entfernte sich.
Ich trat wieder in's Zimmer; Toni schlief noch immer fest, so fest, daß es fast unheimlich war. Einige Minuten später klopft es, ich werfe noch einen prüfenden Blick auf die fest zugezogenen Vorhänge, hinter welchen die Geliebte schläft, dann öffne ich. Ein junger Bursche zwischen achtzehn und zwanzig Jahren tritt ein, ein Bund Schlüssel und Sperrhalen in der Hand, eine Cigarre im Munde, die Mütze auf dem Kopfe. Ich bringe den lleinen Koffer herbei, der Bursch setzt ihn schweigend auf den Tisch, besieht das Schloß, wählt einen gekrümmte« Drahtstift und in weniger als einer Minute geht der Deckel in die Höhe. Da ereignet sich etwas sehr Sonderbares.
Der junge Mensch sieht sich die beiden Gegenstände, die im Koffer zu oberst liegen, einige Augenblicke lang an, seine Züge verändern sich, ich sehe ihn

einen Blick über die ganze Länge des Zimmers werfen, in welchem verschiedene Stücke eines weiblichen Anzuges umhergestreut liegen, dann geht er rasch auf dm Alkoven los, offenbar' in der Absicht nachzusehen, wer dort schlafe.

Ich, empört über solche unverschämte Neugier, fahre dazwischen und als er eben daran ist, die Vorhänge auseinanderzureißen, packe ich ihn mit der vollen, gesunden Kraft, deren ich mich damals erfreute, von hinten an der Schulter, zerre ihn zurück, ohne ihn loszulassen, öffne mit der freigebliebenen anderen Hand die Thür und stoße ihn in den Corridor hinaus.

Tann riegle ich zu.

Und noch immer begreife ich, in meinem vollen Zorn, das Auftreten des jungen Menschen nickit. Da ich ihn nicht davongehen höre, öffne ich wieder die Thür und sehe, daß er an der Wand lehnt wie vernichtet.

„Noch da, Unverschämter?" rufe ich ihm zu, indem ich ihm feine Mütze, die ich am Boden gefunden, hinwerfe, er aber fpricht:

„Also eine Dirne geworden? Gerechter Gott — halb ein Kind noch und schon" — es war, als ob er in Weinen ausbrechen werde, doch nun geht er mit geballter Faust auf mich los: „Wer sind Sie? Wie kommen Sie dazu . . . .?" Aber, offenbar um Skandal zu vermeiden, da sich Schritte im Corridor vernehmen lassen,, mäßigt er sogleich den Ton. „Ei was!" ruft er mit heiferem Lachen, „das Wie und Wo kann mir gleichgiltig sein. Aber ich treffe Sie schon noch — wir reden noch mit einander. Toni! Toni!"

Damit rannte er davon.

Und nun wußte ich Alles, das letzte Wort hatte es mir klar gemacht. Es war Toni's Bruder gewesen und an den Gegenständen im Koffer hatte er die Anwesenheit seiner Schwester im Zimmer errathen.

Ich war eine Weile wie betäubt.

Schreckliches Zufallsspiel! dachte ich, Du übernimmst es, meinen Leichtsinn, meine Unbesonnenheit, meine Schuld zu strafen ....

Eeltfamer Weise hatte weder die Anwesenheit eines Dritten im Zimmer, noch der wilde Austritt an der Thür, noch der Wortwechsel draußen im Corridor Toni aus ihrem festen Schlafe geweckt.

Sie regte sich nicht hinter ihren Vorhängen.

In mir aber brauste und tobte Alles. Es war ja nicht daran zu zweifeln, der Bruder hatte die Schwester erkannt. Auf dem Punkte des Zimniers, wo er zuletzt gestanden, als meine Faust ihn von hinten gepackt, hatte er sie sehen müssen. Ich machte die Probe und stellte mich auf den Fleck — ja, da war Tonis ruhiges Antlitz vor mir! Nein, der war nicht bei der Vermuthung geblieben, dem war hinterher nichts auszureden, er hatte mit Augen gefehen.

Was nun thun? Sollte ich Toni wecken und ihr rasch Alles sagen?
Sollte ich sie weiterschlafen lassen, dem Bruder nacheilen, ihm mein Herz
und dessen Absichten darlegen, ihn zu beschwichtigen, ihn von weiteren
Schlitten abzuhalten suchen? Vielleicht war es doch noch möglich, Alles
zum Guten zu wenden und Toni den Schrecken zu ersparen . . .
Indcß fiel mir Alles ein, was ich je über seinen Charakter erfahren.
Nein, ich muß sie wecken und ihr Alles sagen! rief es in mir ...
Es bürgt mir ja auch Niemand dafür, daß er nicht in der nächsten Minute
mir wieder entgegentritt . . .
Ich muß doch eine ziemliche Weile mit mir gekämpft haben, denn wie
ich so sinnend in meinem Zimmer stand, trat mir Toni entgegen. Sie hatte
sich hinter ihren Vorhängen angezogen und war gerade so gekleidet, wie ich
sie gestern auf der Landstraße getroffen. Sie hatte ihren Hut auf dem
Kopfe, das Bündelchen in der Hand und schaute zu Boden, finster, ohne mich
nur mit einem Blicke anzusehen. Ihr Gesicht, während des Schlafes voll
ruhiger Vergessenheit, hatte den Ausdruck eines mir an ihr ganz fremden
Ernstes angenommen. Es war das Bild verletzter Schamhaftigkeit und
innerer Vorwürfe, das vor mir stand.
„Toni, wohin willst Du?" fragte ich.
„Wohin ich will?" antwortete sie. „Wohin ich wollte; zu meinen
Verwandten. Sie wohnen im Vorort, ich habe keine halbe Stunde Wegs
mehr zu ihnen. Ich tomnie wohl ein paar Stunden früher hin, als ich
dachte, aber —"
Ich nahm sie bei der Hand, hielt sie fest und erzählte ihr in wenig
Worten Alles, was sich heute morgens, während sie schlief, zugetragen.
Sie wollte es zuerst gar nicht glauben.
„Tu träumst wohl!" — rief sie. „Mein Bruder — wie käme doch
mein Bruder her? Er unter allen Menschen der, den ich am meisten
fürchten müßte? Er ist ja in Pilsen, wohl zehn oder mehr Meilen von
hier. Er arbeitet in einer Fabrik, er darf nicht fort" . . .
„Er war es doch", fugte ich. Die Gegenstände, die im Koffer lagen,
obenan lagen, hat er gekannt und Dein Name war das letzte Wort, das er
ausrief, als er auf und davon lief".
Toni erhob noch Einwände, sich zum Tröste, aber die Leichcnblässe,
die über ihr Gesicht gekommen war, sagte genugsam, daß sie das Schreckliche
für wahr halte. Eine Minute später brach sie in krampfhaftes Weinen aus.
„Entehrt — entehrt!" rief sie. „Nicht nur vor mir selbst! Wie trete
ich der Mutter vor die Augen, wie trete ich dem Bruder entgegen? Wie
lebe ich weiter? Er wird immer wie ein Ankläger vor mir stehn" —
Sie hörte meine ihr Trost zusprechenden Worte nicht an, sie waren mich
im Grunde sinnlos.
„Wir waren arm", rief sie „aber wir hatten uns vor Niemand in

der Welt zu schämen. Jetzt steht es so, daß ich mich in die Erde ver-
kriechen möchte".
„Toni", rief ich feurig und mein Muth hob sich wieder, „uns einigt
jetzt ein unzerreißbares Band. Alles wird gut, glaube mir, weil es eben
so schlimm lam. Fasse einen großen Entschluß, raffe Dich auf. Nimm
alles wie einen Wink des Schicksals. Gehe nicht zu Deinen Verwandten,
kehre auch nicht nach Kranberg zurück. Reise mit mir nach Prag, ich will
meiner Mutter alles gestehn" —
„Rede nicht so", war ihre Antwort. „Was kann es doch nützen,
Unmögliches eine Weile für wahr zu halten? Was ich gethan habe, muß
ich büßen. Es ist schrecklich und ich kann für nichts gut stehen, was
draus wird".
„So laß mich mit Deinem Bruder reden" —
„Mit dem Unbändigen? Wo? Vor Leuten, daß noch alles ärger
wird? Ich wundre mich nur, daß er nicht über Dich hergefallen? Freilich,
Du bist groß, stark, er mochte'sich fürchten" . . .
„Und Tu willst mit ihm reden?"
„Muß ich es nicht? Vermag Jemand etwas über ihn, so bin ich es . . .
Und nun bitte ich Dich um Eins, Lieber", wandte sie sich an mich und ihr
Ton ward so weich, als ich ihn je gehört, während sie leise fortweinte
„gehe, reise, kehre heim. Zeige Dich nicht, laß mich allein ausmachen, was
ich auszumachen habe. Bringe mich nicht noch tiefer in's Unglück. Du kannst
nicht helfen, nur alles verschlimmern. Lebe wohl, mein Freund, lieber
Freund, der sich selbst die Augen verbindet, und nicht sehen will, was uns
trennt. Ich gehe. Wir gehen auseinander. Ob für immer? Wer weiß!"
Sie küßte mich, legte, was sie bei sich trug, wieder in das Bündel,
das auf die Erde gefallen und aufgegangen war und schritt gesenkten Hauptes
zur Thür hinaus.
Rathlos, in stumpfer Trauer blickte ich ihr nach.
Eine Weile fpäter raffte ich mich auf, klingelte, zahlte die Rechnung
und verließ das Hotel. Hatte Toni den Bruder gefunden? Wie war das
Wiedersehen abgelaufen? Reue, bittere Reue, auf ihre Forderung eingegangen
zu sein, ergriff mich — ach, unter der Sonne umhergehen und nicht wissen,
wie es ihr ergangen! Die schrecklichste Unruhe verließ mich nicht, düstere
Ahnungen erfüllten mein Gemüth. Ich hielt mich den ganzen Tag in der
Nähe der Stadt, ging zurück, schaute in alle Schlosserwerlstätten. Bald wuchs
mein Muth, ich erkundigte mich in denselben nach Franz Erhardt. Nirgends
Auskunft. Da lief ich in's Hotel zurück, nahm den Kellner, der mir den
Schlosser geholt, bei Seite und fragte ihn, wo denn der junge Menfch wohne,
der mir heute früh den Koffer geöffnet?
„Warum fragen Sie nach ihm?" fragte der Kellner von dem Ernste
betroffen, der sich auf meinem Gesicht malte.
„Ich will und muß wissen, wo er zu finden ist", — erwiderte ich.

„Der junge Mann", entgegnete der Kellner ist nicht von hier. „Er ist
aus der großen Fabrik eiserner Kassen in Pilsen. Er ist mit noch einem
Arbeiter vorgestern hergekommen, weil an den Kassen beim Banquier Samuel-
söhn etwas zu richten war. Die beiden wohnten drüben im Einlehrhmisc,
und da Sie so drängten, lief ich hinüber und bat ihn — aus Gefälligkeit" —
„Ich will mich drüben nach ihm umsehen", — sagte ich forteilend.
„Die beiden Leute sind schon abgereist", rief er mir noch nach.
„Gestern Abend sind sie mit den Kassen beim Banquier fertig geworden".
„Sie wissen es gewiß?"
„Gewiß".
Der Bruder war fort. Von Toni leine Spur. Ein wilder Schmerz
faßte mich. Ich kehrte um und eilte davon, wie man einem Orte, wo
ein unheilbares Unglück geschehen, den Rücken wendet.
Monate waren vergangen. Ich saß wieder daheim bei meiner Mutter;
doch nur wie ein Kranker. Ich war innerlichst zerrisse» und konnte nicht
genesen. Ein schwärender Splitter war mir in die Brust gedrungen und
keiner meiner Pulsschläge war mehr ein normaler. Ich hatte zum ersten
Mal geliebt, den Rausch der Leidenschaft und schließlich eine Fülle von
Jammer kennen gelernt. Mein Gewissen war mein Quälgeist und schwang
seine Geißel — eine Geißel von Skorpionen.
Alles Leben erschien mir todt, ich vergrub mich in die Einsamkeit und
lernte die Wahrheit des Goethe'schen Wortes kennen, daß, wer sich der Einsamkeit
crgiebt, bald allein ist Bald sah ich keinen meiner ehemaligen Freunde mehr.
Zu ganzen Stunden saß ich am Klavier und spielte. Nicht Mozarts
sanfte, einfache Weisen, die ich früher so sehr geliebt, nur Beethovens tiefste
scheinbar verworrene Gefühlsfprache tonnte mich fesseln. Ich beschwur diesen
Urgeist des Gesanges und ließ ihn, da mich sonst alles verließ, bei mir
bleiben, bis alle befreundeten Empfindungen in nieiner Brust erwachten und
sich mit ihm unterhielten. Da fühlte ich mich wieder als Dichter, aber ich
war es mir allein. In mir rauschte ein großes Lied, eine unendliche Elegie
empor. Meine »Gefühle zogen, zu trauernden Schatten verkörpert, über
kahle Felsen vor mir — ich glaubte ein erhabenes Nachtstück sich vor mir
aufrollen zu sehen.
Warum kam kein Brief von Toni? Wilde Reue faßte mich. Du hast,
sagte ich mir, als Schwächling gehandelt, du hast sie in einem Moment der
Gefahr sich selbst überlassen. Was war aus ihr geworden? Wo war sie?
Immer wieder dachte ich an den grünen Platz auf der Höhe zurück,
wo ich Toni zuerst gesehen, an die alte Burg mit dem aus den Fenstern
heraushängenden Ephcuteppich; ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen.
Wieder sah ich sie im Wagen an meiner Seite, so hold unter ihrem Stroh-

Toni. — !?!
Hut in die Welt hinaus blickend, sah sie in meinen Armen unter dem Schauer einer Gewitternacht, da sich auch in uns die Stürme entbanden und uns Schauer durchrieselten, die abzuwehren wir zu schwach gewesen. Oft meinte ich zu vergehen.
Meine Mutter meinte es gewiß gut mit mir — wie Ware das anders möglich, sie sah die Verwandlung in mir, sah, daß ich litt, aber sie verlangte wohl, daß ich mich ihr aus freien Stücken entdecke. Ich aber wußte, daß, wenn ich einmal das erste Wort gesagt, ich ihr alles erzählen müßte — und davor scheute ich mich. Ich wußte, daß mir ein Geständniß Erleichterung schaffen würde — dennoch blieben meine Lippen verschlossen.
„Was ist Dir?" wendete sie sich oft an mich, so sanft, als es ihr möglich war.
„Mutter" — sagte ich, sie umschlingend. „Nein, besser alles allein tragen!" rief es wieder in mir und ich brachte lein Wort hervor.
Verletzt durch den Mangel an Vertrauen, entfernte sie sich wieder.
Wußte sie vielleicht mehr, als sie zeigte?
Gegen Weihnachten kam ich endlich zu einem Entschlüsse. Ich wollte abreisen und Toni aufsuchen. Und zwar wollte ich meine Nachforschung in Kranberg beginnen. Das Dringende in meinem Betragen, das Befremdende einer Abreife zu einer Zeit, da alles zu Haufe bleibt, erschreckte alle Hausgenossen, und da tein Anlaß da war, der den Sturm erklären konnte, so meinte eine alte Magd, das Factotum des Hauses, ich sei schwermüthig und werde mir noch ein Leid anthun. Die Meinung verbreitete sich, Muhmen und Basen stimmten bei. Meine schon seit langer Zeit finstere Stimmung, das Ungewöhnliche meiner Verschlossenheit, war, wie es nun hieß, schon lange aufgefallen. Man wollte schon seit Monaten einen unerklärlichen Gram an mir bemerkt haben. „Der trägt einen bösen Vorsatz in sich", hieß es, „geben Sie Acht, er führt ihn noch aus".
Angewöhnte Schonung meiner Umgebung hielt mich noch einige Tage fest, dann steigerte sich mein Wille und siegte über alle Hindernisse. Ich kündigte meine Abreife an. Auffallenderweise setzte mir die Mutter geringeren Widerstand entgegen, als alle Anderen. Sie wollte meine Reise nicht verhindern, fragte eigentlich gar nicht nach dem Grund derselben, nur bat sie, ich möge bald heimkehren. Ich schrieb noch ein paar Zeilen an meine Freunde, und schon hatte ich mich auf den Weg gemacht.
Es war ein strenger Winter. Schnee war in großer Menge gefallen und bedeckte alle Straßen. Die Bäume standen wie todt in der Erde, die Hütten der Dörfer schienen halb eingesunken, die Dächer wie zum Einstürze belastet. Ich fühlte nichts vom Froste, wie ich in der Ecke des schlechtgeheizten Eisenbahnwagens saß. Der Abend sank über einem traurigen Landschaftsbilde, die Gedanken führten mich in die Berge. Ich sah Toni in ihrer Stube, Spitzen klöppelnd, indeß die Mutter das Spinnrad schnurren ließ.
Die Kerze beleuchtete das geliebte Gesicht. Warum war es so bleich? Zittert

nicht eine Throne an der Wimper? Denkt sie an mich? Mn sinkt die
Nacht. Sie ist schlafen gegangen. Alles ist still, nur das Pendel der
hölzernen Wanduhr rastet nicht. Warum fährt sie aus ihrem Traum empor?
Warum hebt sich die Brust so stürmisch? Warum pocht ihr Herz?
Station um Station, und lein Ende. Wer doch am Ziele wäre!
Kalte, stürmische Nacht, warum dauerst du so lange! Wo findet ein Kopf
Ruhe mit so schlimmen Befürchtungen? Fort, böse Gedanken, schwere Ahnungen,
Gekrächz von Todtenvögeln, fort Gedanken, die wie Stoßvögel gegen das Herz
losfahren! Schweigt, Nagende Stimmen, die ein Unglück verkünden!
Endlich am Ziele. Es heißt, einige Stunden im Gasthofe rasten, bis
es endlich tagt. Ich werfe mich wie zerschlagen auf's Bett. Ach, wer schon
dort wäre!
Ter Morgen kam, ich saß im bekannten Wägelchen. Je mehr ich mich
dem Orte näherte, nach welchem ich so unaussprechliche Sehnsucht getragen,
um so heftiger schlug mein Herz. Werde ich Dich denn heute schon wieder-
sehen, Kind meines Heizens, Gegenstand so vielen Kummers, so vieler
Schmerzen?
Endlich in Kranberg. Ich ließ den Wagen im Wirthshause und schlug
den Weg seitwärts ein, zur wohlbekannten Anhöhe. Da stand das Haus
unter den kahlen, entlaubten Bäumen. Es siel mir auf, daß es statt der
umzäumcnden Hecke eine niedrige steinerne Umfassungsmauer erhalten habe.
Mein Gott! rief es in mir. Das Haus ist schon verkauft. Sie sind weg-
gezogen. Toni ist fort. Ich schritt rasch vorwärts. Die Hausthür war
unverschlossen, ich trat in den Flur und stand, von unaussprechlicher Unruhe
erfaßt, vor der Thür der Wohnstube. Auf mein Pochen hieß mich eine
fremde Stimme eintreten, ich setzte den Fuß über die Schwelle und stand
vor einer mir unbekannten Frau.
„Ich suche Frau Erhardt" — sagte ich.
„Seit bald vier Wochen wohnen wir da", war die Autwort. „Wir
haben das Haus getauft".
„Und wo lebt Frau Erhardt?" fragte ich mit unsicherer Stimme.
„Doch noch im Orte?"
„Frau Erhardt" war die Antwort, „hat schon lange fort gewollt. Wie
dann der Kauf auf einmal richtig geworden ist, find ihr ein paar hundert
Gulden geblieben. Da hat es sie nicht mehr gelitten, sie bleibe keinen Tag
mehr da, sagte sie. Die Tochter war schon fort, bei Verwandten. Dir
Verwandten haben nach Amerika gewollt und sind wirklich von B, . . .
fort. Frau Erhardt niit ihnen. Aber das Schiff, auf dem sie gefahren
sind, soll untergegangen sein".
Ich meinte umzusinken.
„Ja", sagte die Frau, „da hat man schauderhafte Sachen gehört! Mit
Allen, die darauf waren, soll das Schiff untergegangen sein. Freilich",

sehte sie hinzu, „als sie mich erbleichen sah, die Leute sprechen oft viel.
Etwas Gewisses weiß man nicht . . . ."
„Und ihre Tochter Toni?" . . .
„Ja, natürlich, die war mit der Mutler!"
„Von wem", fragte ich, und die Worte wollten kaum hervor, „von wem
haben Sie die Schreckensnachricht zuerst gehört?"
Nie Frau dachte eine Weile nach. „Ja. von wem haben wir das zu»
erst gehört? Es haben zu gleicher Zeit viele Leute davon gesprochen. .
Ja, seht weiß ich's. Der Herr Caplan hat einen Brief erhalten, da hat
es drin gestanden".
Ich eilte zum Cavlan, weitere Erkundigungen einzuziehen, es war ein
finsterer, mürrischer, junger Mann.
Er besann sich eine Weile, dann sagte er:
„Es ist wie Sie sagen. Ich habe vor etwa fünf Wochen einen bc
schwerten Brief erhalten folgenden Inhalts: Ich bestimme die' inliegende
Summe — es waren fünf Gulden — zu Seelenmessen für die bei der
Ueberfahrt nach Amerika verunglückte Frau Erhardt und Tochter" ....
„Besitzen Sie den Brief noch, Hochwürden?" fragte ich.
„Schwerlich. Es war aber sonst nichts darin. Unterschrieben war
er: Ein Freund der Familie. Die Seelenmessen sind gelesen worden.
Sonst weiß ich nichts von der Sache".
Ich mußte gehen,
Ahnungen, Ahnungen, geheimnißvolle Wehklagen der Seele, ihr hattet
mich oft heimgesucht und auf Schlimmes vorbereitet! Das Schlimmste hattet
ihr mir doch nicht verkündigt. . . .
Noch heute weiß ich nicht zu sagen, wie ich von Kranberg zurückkam.
Ich befand mich wie in einem schweren dumpfen Traume, der kein Denken
aufkommen ließ. Untergegangen unter Schrecken! Todt in der Bliithe der
Jahre! Die Phantasie konnte sich das Entsetzlichste ausmalen und nichts
war da, was der Annahme widersprach. Ich irrte tagelang umher, in mir
die Frage: Bin ich schuld an ihrer Reise, somit an ihrem Untergang?
Zu beantworten war sie nicht. Dabei mußte ich Toni noch zürnen, daß
sie hatte fortziehen können, ohne mir nur ein Wort des Abschieds zu sagen.
Eher als man mich erwartete, war ich wieder zu Hause. Meine
Stimmung war wohl noch düsterer als vorher. Vom Schatten Tonis ver-
folgt, suchte ich Ruhe und fand sie nicht.
So vergingen Monate. Ich fand mich allmählich wieder auf den
Tummelplätzen der Menfchen ein, aber nie, ohne daß ich mir spater Vorwürfe
darüber gemacht hätte. Oberflächlicher, rief ich mir dann zu, Du faßtest
eine Neigung, Du liebtest. Der Gegenstand Deiner Leidenschaft wurde Dir

entrissen, eine Weile warst Du betrübt, nun fängst Du schon an, Dich zu trösten. Welche Schwäche! Wer getröstet ist, liebt nicht mehr. War sie wirtlich lebendig in Deiner Seele, daß Zeit und Tod das Bild auslöschen können? Liebe sie über das Grab hinaus, oder verachte Dich! . . .
Wahrend dieser Zeit schwankender Stimmung kam seltsamerweise plötzlich etwas, was mich unheimlich an alles Erlebte mahnte. Ich erhielt durch die Post einen anonymen Brief; unorthographisch, auf grobem Papier las ich folgende Worte:
„Dieser Winter wird für Sie nicht gut zu Ende gehm. Es wird Sie ein Unglück treffen, als wohlverdiente Strafe Ihrer Schlechtigkeit".
Dieser Brief konnte offenbar von keinem Anderen herrühren, als vom jungen Erhardt. Hatte ich doch wahrlich Niemand getränkt oder geschädigt! Der Brief trug zwar den Poststempel einer mehrere Meilen entfernten Stadt, dessenungeachtet war ich überzeugt, daß der Schreiber in der Nähe sei. Es war mir fast recht. Ich fürchtete ein Zusammentreffen mit Tonis Bruder nicht und glaubte nach gehabter Auseinandersetzung etwas Positives zu vernehmen. Ich hatte vergebens die Zeitungen nach Nachrichten über den Untergang eines Auswandererschiffes durchstöbert.
Ich änderte trotz des Drohbriefes meine Lebensweise in keinem Punkte, meinte durch Besonnenheit und Ruhe alles zu wenden, und der Winter ging um, ohne daß mir irgend Etwas zugestoßen wäre. Ich hatte in meinen Studien und in der Dichtung Zerstreuung und Ableitung von schmerzlichen Gedanken gefunden. Mehrere Personen, die dem Theater nahe standen, wollten mir wohl, es hatte den Anschein als ob mein „Milton" zur Aufführung gelangen werde.
In dieser Hoffnung bestärkte mich auch ein Bricfchen, das mir durch die Stadtpost zukam. Ein Fräulein Laura Taroni forderte mich auf, sie zu besuchen. Sie verglich sich scherzhaft mit dem Mäuslein der Fabel, das in die Lage kam, dem Löwen einen so großen Dienst zu erweisen. Sie bat mich um ein Exemplar meines Stückes, vielleicht könne sie demselben den Weg zu einer Hofbühne bahnen.
Der Name der Briefstellerin war mir nicht unbekannt. Laura Taroni war der unlängst glanzvoll aufgegangene Stern des zweiten Theaters unserer Stadt. Wie sie dazu kam, einem ihr völlig unbekannten Autor ihre Hilfe anzubieten, war mir unerklarbar, und auch die Art der Hilfe nicht klar. Hatte sie Einfluß auf einen Intendanten? Wünschte sie die Rolle für einen ihr befreundeten Schauspieler? Doch bei solchen Erwägungen hat sich noch nie ein junger Autor lange aufgehalten, er steckt sein Manuscript zu sich und setzt seine Hoffnungen auf irgend eine Nummer.
Die im Briefe vergessene, aber an der Theaterkasse erfragte Adresse führte mich an einem der nächsten Nachmittage in einen sehr entlegenen, aber neuen und eleganten Stadttheil, wo fast jedes Haus seinen Garten hatte. Der Frühling meldete sich schon, die Hecken schlugen aus. Ich hatte, in

der Annahme, daß die Vormittage der Schauspielerin durch Proben ausgefüllt seien, die Nachmittagftunde zu meinem Gange gewählt, es wurde Abend bis ich das Haus gefunden, wo Laura Taroni wohnte. Nie untergehende Sonne bcfchien einen Rohziegelbau modernsten Geschmacks mit zierlichen Erlern und Ballonen.

Ich schritt über breite Traßtreppen in ein Hochparterre. Alles fein, elegant, nach neuestem Geschmacke. Ein kleiner Diener in Livree trat mir entgegen und nahm meine Karte in Empfang. Ich wurde in ein Vorzimmer gewiesen, die Thür gegen den Hausgang blieb offen. Ich hatte Zeit, mir alle Bilder anzusehen. Vald trat ein Mann von aristokratischer Haltung aus einem der zum Quartier der Schauspielerin gehörigen Zimmer, und schritt langsam über den Hausgang hinaus,

„Wohin bin ich gcrathen!" sagte ich zu mir. „Eine Theatcrdame, wie alle anderen. Auch der unumgängliche Kunstmäcen fehlt nicht — eben wurde er unter einem passenden Vorwandc fortgeschickt".

Ter kleine Diener trat wieder ein und wies mich in einen Salon. Kostbare Möbel, bis an den Plafond reichende Spiegel in geschnitzten und vergoldeten Rahmen, ein Blumentisch mit schönen Blattpflanzen, aus deren Mitte eine Dracene hoch emporragte, alles, was man jetzt verlangt, war da. Auch der schwere runde Tisch, mit Albums und den neuesten Luxusbüchern belastet.

Nun ging die Thüre auf; ein niedliches zartes Geschöpf mit dem zartesten Teint, das Köpfchen von einer Fülle glänzend schwarzen Haars gekrönt, trat mir entgegen.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Hammer", sagte die kleine Dame, einen sonderbar würdevollen Ton anschlagend, „meinem Rufe so bald gefolgt zu sein. Nehmen Sie Platz . . . ."

Sie wies mit dem Ernste eines weiblichen, in Zürich promovirten Doctors auf eine» Fauteuil.

„Mein Gott" — sagte ich verwirrt und ganz in Verlegenheit — „es ist unerhört — ich srage mein Gedächtnis;, wo ich Sie schon gesehen habe" —

„Hoffentlich doch in einer meiner höheren Rollen", sagte Laura Taroni pathetisch feierlich.

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß dies nicht der Fall sein kann. Ich bin im Ganzen ein lässiger Theaterbesucher" —

„Oh ja", erwiderte das Fräulein. „Unser Theater ist nur eines zweiten Ranges. Wer, wie Sie, den Klassikern nacheifert — wie Sie die Schicksale einer von Göttern geliebten Nymphe besingt, der ist uns armen Leuten gegenüber stolz und absprechend. Darf ich fragen, wie fich Arethufa '?"

Nun wußte ich, daß ich gefoppt werde.

„Warum so viel Hohn, mein Fräulein!^ rief ich. „Wem bin ich mit

meinen Sachen schon zur Last gefallen? Lassen Sie mich mindestens ruhig
im Winkel stehen und meine Enttäuschungen hinnehmen!"
„Wenn aber die Zeit einmal so und nicht anders ist", sagte Laura Taroni,
plötzlich in einen ganz entgegengesetzten, nonchalanten Ton fallend, „warum
ihr widerstreben? Vom Strom getragen, schwimmt sich's leicht; gegen den-
selben schwimmen, ist eine harte Arbeit. Vielleicht geht man darüber zu
Grunde. Geben Sie etwas auf den sogenannten Nachruhm? Das ist doch
der Lohn, den man genießen soll, wenn man schon todt ist. Und wer bürgt
Ihnen dafür, daß das nächste Jahrhundert nicht noch weltlicher gesinnt ist,
als das unsrige? Ich meine, jeder sollte im Geiste seiner Zeit schreiben". —
„Sehr wahr, mein Fräulein, sehr wahr", erwiderte ich. „Das habe
ich mir alles selbst oft genug vorgehalten. Aber die Dinge weiden dadurch
nicht anders. Jeder folgt in der Dichtung nur dem innersten Zuge seines
Wesens. Ich war ernst von früh an, und das Leben hat es nicht darauf
angelegt, mich seither lustiger zu stimmen".
„Kurz, Sie sind ein Selbstquäler, der sich nicht erheitern lassen will . .
O, ich fürchte mich vor Ihren finstern Augen ..."
Sie lächelte, und wieder war mir dies Lächeln so bekannt, wie vordem
ihre Stimme.
„Ich interessire mich für Sic", fuhr sie fort, aber in einem dritten
Tone, der — bei Gott — dem Sophie Walldürns ähnelte. „Ich möchte
Sie aber anders fehen. Warum ich mich für Sie interessire? Die Antwort
ist sehr einfach: Sie haben mich zwar nie besungen — aber Sie waren mir
einst werth. Zeit verändert, und doch sind wir eigentlich nicht so alt, um
das Gedächtnis; befragen zu müssen —"
Ich hörte kaum mehr, was sie schwatzte.
„Da blicken Sie wieder so finster!" rief die Schauspielerin. „So blickt
ja nur Einer, der etwas auf dem Gewissen hat, oder Ueblcs vorhat. Ich
fürchte mich. Können Sie denn gar nicht mehr lächeln? Haben Sie nicht
mehr das gute Herz, das der Tod eines Rehes zu rühren im Stande
war? —"
Sie sprang auf, blieb mit gesenktem Köpfchen wehmuthsvoll blickend
stehen, und bewegte die Hand als ob diese ein Stückchen hätte.
„Ach. mein liebes Rehlein — todt — todt — todt!"
Dieser Hohn auf etwas mir unendlich Theures, diese Worte, die eine
Wunde berührten, brachten mich außer mir. Wild über dies fortgesetzte
Komödienspiel, ganz alle Höflichkeit vergessend, fragte ich:
„Wer sind Sie? Dies Spiel hat lange genug gedauert. Wie kommen
Sie dazu, Dinge ..."
Sie fuhr auf,
„Also doch? So ernst wurde die Sache? O, meine Ahnung! ..."
Sie schaute den Wilden eine Weile unerschrocken an, lächelte und hüpfte

zu einem Spiegel. In einem Nu hatte sie die ganze Tracht schwarzer Haare
vom Kopfe gehoben und stand in rothblonden Locken vor mir.
Es war Fidele.
«Jetzt kennen Sie mich?" sagte Sie, mir die Hand reichend.
„Sie, Fräulein, Laura Taroni?" rief ich und fühlte mich wie erlost
von einem unheimlicheil Spute.
„Ist es denn so auffallend", fagte sie, „baß ein Mädchen, das so lange
die Zofe einer großen Tragödin gewefen, auch zum Theater geht? Ich muß eben
wirtlich von Erlaucht etwas profitirt haben, denn es ist mir Alles merkwürdig
leicht gegangen. Wissen Sie denn auch, daß ich sehr gefalle und viel Geld
verdiene? Nun aber verzeihen Sie mir die Finte, die ich gebraucht, um
Sie hierher zu bringen, setzen Sie sich und lassen Sie uns von der Ver-
gangenheit schwatzen ..."
Von dem Abend an, der uns zusammengeführt, besuchte ich Fidele, oder
Laura Taroni, wie sie jetzt hieß, einigemal. Sie war gutmüthig und heiter,
sie drang so energisch darauf, daß ich tomme; ich tonnte mich, ohne unhöf-
lich zu fein, ihren Einladungen nicht entziehen.
Ihre Beliebtheit wurde mir erklärlich. Sie hatte so schöne Augen und
so schöne Anne, so viel Humor und gute Laune, eine solche Force im Copiren
und eine so hübsche Stimme! Was will das Publikum mehr, das im
Theater Unterhaltung sucht, ohne dabei denken oder fühlen zu müssen?
Fidele war gewiß für das moderne Opcrettengenre wie geschaffen . . .
Sie führte mich in ihrer Wohnung umher, durch alle Zimmer; auch
Küche und Domestikenwohnung mußte ich ansehen. Auch ihr Schlafzimmer
„Es ist jetzt nur mit Perse tapezirt", sagte sie, indem sie meinen Arm nahm,
„aber es kömmt schon noch blaßblauer Atlas hierher". Lachend führte sie
mich wieder heraus.
Knapp und kurz, mit ihrem trockenen Humor, erzählte sie mir die Um-
risse ihrer Lebensgeschichte. Als das sechste Kind eines Souffleurs war sie
in Dürftigkeit und bei Schlägen aufgewachsen. In dünnen Kleidchen hatte
sie bei rauhem Wetter von Laden 'zu Laden laufen müssen, um eine kleine
Handarbeit anzubringen und hatte sich nicht hcimgetraut, bis sie die kleine
Summe beisammen hatte, .die ihr Vater dann versoff. Oft hatte sie die
Frage an das Schicksal gestellt, warum denn gerade sie es so schlecht haben
müsse auf der Welt?
Da hatte Sophie Wallburg sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen.
Auch sie war von geringer Herkunft, ihr Vater ein ruinirter Maler, der
sich in der Welt herumtrieb; sie wußte, was Armuth ist. Fidele ward ihr
unentbehrlich, und als Graf Greifenllau, der seit vielen Jahren zu Sophie
Wallburg in Beziehungen gestanden, sie, härter und härter gedrängt, zur

Gräfin machte, wurde Fidele in den neuen Hausstand hinübergenommen. Nun war sie geborgen. Die Gräfin aber, launisch, zwischen Herablassung und Hochmut!) schwankend, war keine gcmüthliche Herrin. Hatte sie das Mädchen eine Weile gehätschelt, so drückte sie sie wieder, eine Stunde später, zur Magd hinab. Fidele aber hatte eineil guten Kopf, sie, begriff spielend, war ehrgeizig, das väterliche Blut wurde in ihr thätig und rief sie auf's Theater. So hatte Sie, ihrem natürlichen Talent vertrauend, sich auf ihre eigenen Füße gestellt. Ein Gönner hatte bei diesen Entschlüssen in» Stillen mitgewirkt.

Eines Abends war ich auf Fidelens Bitten in's Theater gegangen, um sie in einer neuen Rolle zu sehen. Man gab eine der schnödesten Operetten des französisch-jüdischen Maestro. So scharf und schneidig war Laura Taroni noch nie gewesen. Logen und Parquct schwammen in Entzücken. Ich, im Gegensatz, war in einen wilden puritanischen Zorn hineingerathen. „Das sind die musikalisch-dramatischen Werke", sagte ich zu mir, „die in unserer Zeit Glück, machen! Gassenhauer und Zoten beisammen, Blödsinn und Genieinheit. Uni der Erste zu sein, der einen solchen Wechselbalg vorführt, dampft der Directoi eigens nach Paris, während er die talentvolle, aber ehrbare deutsche Arbeit ungelesen läßt. Sieh diese Welt, sieh, was für Reizmittel ihre Apathie fucht, und miß den Abstand zwischen ihr und Dir!"

Ich ging nach dem ersten Stücke; der Theaterdiener kam mir nachgelaufen, Fräulein Taroni bitte mich, sie zu erwarten. Fast unmittelbar darauf sah ich sie herankommen.

„Nun?" fragte sie rasch. . „Sind Sic zufrieden? Hab' ich Talent?"

„Ei freilich, viel Talent. Nur — ich bin offen — thut es mir leid, daß Sie es an solche Aufgaben vergeuden —"

„Sie haben doch gelacht!" rief Fidele, indem sie sich in meinen Arm hing.

„Nein. Ich hätte es gerne. Lachen befreit die Seele, aber ich konnte es nicht. Ich habe heute wieder einmal das Theater fcheußlich gefunden. Fidele — Sie sind so begabt — warum schlagen Sie nicht einen anderen Weg ein? Sie wenden sich an ein Publikum, ein cynisches Monstrum von Publikum, dem nur das Niedrige, sagen wir's heraus, die Zote gefallt. Je gemeiner die Worte oder die Geste, desto größer der Jubel. Sie lolettiren mit diesem Ungeheuer, fordern es heraus. Zweideutige Witze, Tricots, Cancan — wohin gelangen wir auf diefem Wege? Tief, tief in dm Schmutz!"

„O pfui, wie können Sie mir das sagen? Warum muß ich einen» Menschen gut sein, der mich immer wieder verletzt?"

„Ich rede, wie ich es meine".

„Und thun mir weh".

„Ich bin nur Ihr Warner. Jetzt trägt Sie die Jugend, die allerfrischeste Jugend. Vor der Hand scheint es Ihnen neidenswerth, nichts zu sein, als ein liebenswürdiger Schalk. Was Sie thun und sagen, das

Verfänglichste, scheint nett. Der Beifall, den Sie bei einer gewissen Klasse
von Zuschauern finden, muntert Sie auf, immer weiter zu gehen, Sie treiben
e5 toller und toller — wer es aber gut meint mit Ihnen — der —"
.Glauben Sie", fiel sie mir in die Rede, „daß ich zu weit gehe? Ich
habe Niemand zur Seite, der mir einen Wink geben lann —"
„Ja, Fidele, es ist schade um Ihr schönes Talent".
„Was soll ich denn thun?" fragte sie ernsthaft.
„Lesen, arbeiten, leinen, sich nicht in dieser Richtung genügen, damit
Sie an eine Bühne kommen, wo man Besseres pflegt".
„Sehen Sie, Armin, das sage ich mir selbst zuweilen. Ich habe
Momente, in denen ich meine, ich könne auch sentimentale Rollen spielen.
Dann wieder erscheint es mir so schwer — und im Grunde zwecklos. Sie
können, doch das Fach, in dem ich Wirte, nicht völlig in die Acht erklären
»vollen?"
„Haben Sie aber", fragte ich, „eine wahre Freude an solchen Triumphen?
Achten Sie die Leute, die Ihnen applaudiren? Und wenn Sie älter
werden —"
„Davon spricht man nicht. Auch werde ich gar nicht alt, das weiß
ich. Für mich giebt es nur eine Gegenwart, keine Zukunft —"
„So mag ich Sie nicht reden hören. Es liegt eine Selbstwegwerfung
darin. Wer, wie Sie, ein ursprüngliches Talent hat, hat auch eine Pflicht
damit zu erfüllen ..."
So sprach der junge Moralist. Fidele hörte ihm zu, bald unwillig,
bald lächelnd, bald unwillkürlich zum Ernst gestimmt.
Indeß wanderten wir, Arm in Arm, ohne uns allzusehr zu beeilen,
durch die laue Frühlingsnacht und kamen in die Vorstadt. Hier war alles
stiller, der Duft der Vorgärten kam uns entgegen; hier und dort schlug eine
Nachtigall im Käfig ihre Triller an, als wolle sie sich, eitel wie jede Sängerin,
vor der Sängerin produciren.
Endlich standen wir vor dem Hause mit den Erkern und Ballonen.
Aus Laura Taronis Fenster war hinter herabgelassenen Rouleaux der Schein
der Hängelampe sichtbar.
„Sie kommen doch herauf und trinken den Thee bei mir? Doch giebt's
auch Anderes, kalte Küche, was Sie wollen ..."
„Danke, ich nehme Abfchied".
„Um in's Wirthshaus zu gehen? Zu Kameraden? Nein, Sie kommen
herauf".
„Danke, gute Nacht!"
Ich reichte ihr die Hand hin.
„Nein, Sie gehen nicht. Es kommt ein Wetter. Ich wohne gar so
weit ab. Hans soll Ihnen einen Wagen holen, der Omnibus ist schwer zu
treffen und meist überfüllt. Allerdings tonnen Sie auch ganz ruhig auf
deni Canapee schlafen ..."

„Dante, ich kehre heim. Meine Mutter erwartet mich zum Nachtessen".
„Nun, so gehen Sie, Garstiger".
Sie zog rasch und stark die Glocke und verschwand im Hause,
Als ich den Heimweg antrat, war es Nacht geworden. Das Gas-
lampenlicht, das in diesem wenig besuchten Quartier nicht durch die Be-
leuchtung der Verkllufsläden unterstützt wurde, gab nur wenige Helle. Da
trat, vom jenseitigen Gesteig herüberkommend, ein junger, fchlechtgelleidctcr
Mensch an mich heran. Den Hut schief auf dem Kopfe, drunter ein blasses
zerstörtes Gesicht, hielt er mich an und ersuchte mich um Feuer für seine
Cigarre. Unter zehn Leuten meines Standes wären gewiß, da das Wetter
rauh war, neun weiter gegangen, ohne das barsch gestellte Ansuchen weiter
zu beachten. Ich aber, gewöhnt, Jeden wie meinesgleichen zu behandeln,
blieb stehen. Ich reichte meine Cigarre hin und dachte mir, da der Mensch
sie mit der linken Hand nahm, es sei ein verstümmelter, brotloser Arbeiter —
verwahrlost genug sah er aus.
Mit einem Male aber hatte er die hinter seinem Rücken verborgene
Rechte hervorgezogen und führte mit einem Messer einen Stoß gegen
meine Brust.
Ich stürzte mit einem lauten Schrei nieder, der Geselle ergriff die
Flucht. Da kam ein Trupp Leute um die Ecke, ich hörte hinter mir
Stimmen: „Da hat man Einen todtgestochen! Greift dm Thiiter! Greift ihn!"
Ich fiel in Ohnmacht.
Als ich zum Bewußtsein erwachte, befand ich mich in einer nahe-
gelegenen Apotheke. Eine ganze Schani Menschen umstand mich. Man hatte
mir Ueberrock und Rock ausgezogen, ein herbeigerufener Chirurg untersuchte
meine Wunde. Sie blutete nicht stark und war weniger gefährlich, als nach
der Gewalt, mit der der Stoß geführt worden, hätte erwartet werden tonnen.
Das Messer war aufs Brustbein gestoßen.
Die Blutung wurde gestillt, ein Verband aufgelegt, man holte einen
Wagen, der mich nach Hause brachte.
„Das war der Bruder", sagte ich zu mir während des Fahrens. „Er
hat gethan, was er mir angekündigt hat. Ware ich Laura Taroni gefolgt, ich
säße jetzt im Sichern. Mir ist die moralische Laune schlimm bekommen ..."
Am andern Tage erschien ein Beamter mit zwei Gerichtsärzten bei
uns, um sich vom Thlltbestande zu überzeugen.
Die erste Frage war, ob ich den Thiiter zu nennen wisse?
Ich verneinte das.
„Es ist doch, wie es den Anschein hat, kein Raubcmfall beabsichtigt gewesen",
sagte der Beamte. „Die Sache hat das Aussehen eines Mordversuchs —

einer Privalrache. Wissen Sie einen Grund dafür? Ist Jemand feindlich
gegen Sie gesinnt?"
„Daß ich nicht wüßte —"
Man drang in mich, ich erwiderte, daß ich außer Stande sei, Auskunft
zu ertheilen, und die Commission entfernte sich mit Rücksicht auf die Schwache,
die mir der Blutverlust und das Wundfieber zugezogen.
Nachdem so die ersten Erhebungen gepflogen worden waren, erwartete ich
in größter Unruhe das Weitere. Ich lag auf der Folter. Ich fah Toni's
Bruder schon vor den Assisen und die Geschichte an die Oeffentlichkeit gezerrt.
Es kam aber anders.
Im Laufe des Tages wurde die Leiche eines jungen Arbeiters aus
der Moldau gezogen, die als die Leiche des den Gerichten noch immer
unbekannten Menschen agnoscirt wurde, der mich angefallen hatte.
Toni's Bruder hatte, von mehreren rüstigen jungen Leuten verfolgt,
seinen Weg gegen die Moldau zu genommen. Wo die schmale Gasse aus-
mündete, war ein Wafchplatz; mehrere alte Kähne, tagsüber von Weibern
benutzt, lagen dort am Ufer. Der junge Mensch kletterte von einem Kahn
zum andern und versuchte den letzten loszumachen und ins Wasser zu schieben,
vermuthlich in der Absicht, sich vom Strome treiben zu lassen und ungesehen
irgendwo ans Land zu kommen. Aber der Strom ging eben sehr hoch.
Als er die Verfolger dicht hinter sich hörte, mußte er von einem Kahn in
den andern übersetzend einen Fehltritt gemacht haben und wurde von den
Wellen fortgerissen.
Als der Thüter todt war, fehlte für das Gericht der Grund zu weiterer
Untcrfuchung. Tic Sache schlief ein.
Man denke sich, wie diese Reihe dunkler Ereignisse auf das Gemüth
eines jungen Menschen wirken mußte! So einfach und wenig ungewöhnlich
jedes Ereigniß an sich war, so dämonisch nahm sich das Ganze in seiner
haarscharfen Verkettung aus. Lange noch tanzten diese Erlebnisse wie grell-
bemalte Schreckgestalten um mein Lager, erhielten meine Seele in einer
gewaltsamen Spannung und verlängerten das Fieber, das mich gepackt,
Indeß saß nieine Mutter als die liebevollste der Wärterinnen !an meinem
Bette, unter ihrer Pflege erholte ich mich langsam und genas. Noch immer
war ich nicht in das Geleise einer ruhigen Existenz zurückgekehrt, noch
immer packten mich die Convulsionen meiner geheinien Qual, noch immer
war ich in die Quelle meiner Leiden schmerzlich verliebt und schaute gerne
hinab in ihren dunklen Spiegel. Da faßte ich den Plan, das Gedicht zu
schreiben, das unsere nähere Vetanntfchaft eingeleitet hat. Ich schrieb es
rasch, und ohne mich selbst und meine Kräfte zu fchoncn, in einem Zuge,
Aber während ich es fchricb, erwachte mein ermüdeter Lcbcnsgenius wieder
und hob die Fackel empor, wie wenn er den entschwundenen Schatten nach-
leuchten wollte.

Ich hatte mich daran gewöhnt, Toni als todt zu betrachten, wiewohl diese Annahme lediglich auf der Aussage einer Bauersfrau und jenem an den Kaplan gerichteten Brief fußte. Aber, daß ich absolut nichts mehr von Toni hörte, schien mir die vollste Bestätigung des Schrecklichsten. Nie vernahm ich mehr während einer schlaflosen Nacht das Wehen des Windes, ohne daran zu denken, daß er wohl über ihr Grab hinfahre . . . Und in solcher Nacht, wenn alles still war, mußte ich plötzlich lauschen und rief: O, daß Du mir erscheinen könntest!

So vergingen Monate. Eine Angelegenheit hatte mich in das benachbarte Pilsen geführt. Eines Tages war ich in eine entlegene Vorstadt gekommen. Ich blieb, ein Träumer wie ich war, zufällig und ohne'zu 'wissen, warum, vor deni Laden eines Vergolders stehen, wo nebst Rahmen und Holzleisten aller Sorten auch einzelne Bilder und Bildchen, Arbeiten kleiner heimischer Künstler, zuni Verlauf hingen. Meine Augen irrten von stümperhaft gemalten Alpenlandschaften mit grellen Sonnenuntergängen zu kleinen humoristischen Genrebildern im Geschmacke geringer Käufer, von einem Knaben am Bache zu einem Mädchen mit der Katze und dem Knäuel — da fiel mein Blick auf ein porträtartiges Bild, eine unvollendete Skizze, und ich prallte zurück. Aus einein dunklen Hintergründe sah mich ein Kopf voll intensivsten Lebens an. Ich halte augenblicklich Tonis Züge erkannt. Ja, es war ihr Kopf, wie aus dem Spiegel gehoben und ohne jede Spur von Idealisirnng wiedergegeben.

In diesem Augenblicke wurde ich von einem Bekannten angesprochen. Ich verbarg meine Unruhe so gut als möglich und entfernte mich einige Schritte von dem verhäugnißvollen Laden. Aber kaum war ich wieder mein eigener Herr, als ich an das Schaufenster zurückkehrte. Staub der Gasse lag darauf, ich putzte ihn weg und schaute, schaute. Alle Erinnerungen der Vergangenheit waren in mir aufgewacht und begannen mich zu geißeln. Mir war, als sei ich unheimlichen Mächten als Spielzeug anheimgegeben. Was geht mit mir vor? fragte ich mich. Täusche ich mich? Sehe ich nur eine Ähnlichkeit, weil ich immer an sie denke? Oder ist sie es wirklich? Wie kommt sie hieher?

Ich trat in den Laden, ließ mir von der Verkäuferin das Bild hervorholen, betrachtete es in der Nähe, Es mußte Toni sein. Ich kaufte das Porträt, gab den Auftrag, es in meine Wohnung zu schicken, dann fragte ich nach dem Maler.

Nach einigem Zögern wurde mir der Name Johann Wallburg genannt, er sei ein „einheimischer Künstler". Auch seine Adresse erhielt ich.

Ich eilte in die entlegene Vorstadtstraße. In einem großen schlechtgehaltenen Hause, wie solche für kleine Miether von Capitalisten, die selbst nicht dort wohnen mögen, hergestellt werden, und zwar in einem hohen engen Zimmer des Hintergebäudes traf ich den Künstler. Es war eine über alle Beschreibung verwitterte Menschenruine, die da in einer schmutzigen

farbenbellexstcn Blouse, eine Mütze auf dem Kopfe, Filzsocken an den Füßen
vor der Staffelei saß und pinselte. Ringsum hingen, standen und lagen
allerhand Bilder.
„Ich habe doch das Vergnügen", begann ich, „den Künstler zu
sprechen, der bei dem Vergolder in der Zwingergasse das Bild eines jungen
Mädchens ausgestellt hat" —
„Weiß schon, was Sie meinen", fiel er mir in die Rede. „Den
jugendlichen weiblichen Studientopf. Eine gute Arbeit, aus meiner letzten
besten Zeit. Sie machen eine gute Acquisition, wenn Sie es kaufen. Ich
kann es wohl sagen, da es mich jetzt nichts mehr angeht. Und wenn Sie
das Dreifache geben müssen, was der Kerl mir gezahlt hat, es ist nicht
zu viel" —
„Das Bild", erwiderte ich, „ist bereits mein Eigenthum".
„Es siel mir schwer, es herzugeben", sagte der Verwitterte. „Hätte es
am liebsten immer vor mir gehabt. Hatte es auch nur für mich gemalt.
Aber Du mein Gott! Die Roth ist gebieterisch. Die Roth fragt nicht: willst
du, magst du? Sie faßt den Menschen an der Kehle und schwingt den Knüttel
über ihn. Sehen Sie sich in diesem Zimmer um, junger Mann. So sieht
es bei einem Künstler aus, der nicht der letzte in seiner Zunft war. Und
zudem hat er eine Tochter, die in Neichthum und Ueppigkeit lebt. Wenn
Sie einmal von einer Gräfin Greifentlau hören" —
„Allerdings kenne ich eine Gräfin Greifentlau — Sophie Greifentlau —
wäre sie Ihre Tochter?"
„Ja, so ist es. junger Mann. Gräfin Greifentlau ist eine geborene
Sophie Wallburg. Sie könnte aber auch Regan oder Goneril heißen".
Diese Eröffnung des redelustigen Alten, die mich unter anderen Ver-
hältnissen sehr interessirt hätte, ließ mich jetzt ganz kalt, ich fragte:
„Um wieder auf das Bild zu kommen. Es ist mir besonders darum
werth, weil ich in demselben das Porträt einer Bekannten zu erkennen glaubte.
Gewiß haben Sie es auf einer Reise gemalt, in Kranberg, einem kleinen
Gebirgsdorfe —"
„Doch nicht", erwiderte der Untergegangene lebendig. „Das Mädchen
lebte hier, in diesem selben Hause, mit ihrer Mutter zusammen".
„Frau Erhardt", sagte ich, jedenfalls die Worte mühsam stammelnd.
„Richtig, so heißt sie", erwiderte der Alte.
„Und — wann waren Mutter und Tochter hier?"
„Wann? Ich denke, es wird drei Wochen her sein, daß sie ausgezogen.
Sie wohnten meiner Thür gegenüber, auf demselben Flur. Da mir der
Kopf des Mädchens so sehr gefiel, bat ich sie, mir zu sitzen. Sie war nur
schwer dazu zu bewegen, endlich ist sie mir auf Wunsch der Mutter ein paar
Mal gesessen. Das Bild wurde nicht fertig und stand längere Zeit bei mir.
Ich wollte es behalten — aber, wie gesagt, kurz nach Auszug der guten

Leute zwang mich die Noth, es fertig zu machen, so gut es ging, und
es wegzugeben — "
„Sie wissen nicht, wohin die Frau mit ihrer Tochter gezogen ist..?"
„Nein, das weiß ich nicht. In so einer Stadt lernt man Leute
kennen. Man verträgt sich mit den Nachbarn, ziehen sie aus, sieht mau
sie oft nie mehr im Leben —"
Toni und ihre Mutter noch am Leben! Mir war es, wie im Traume,
es wirbelte mir vor den Augen. Staunen, Gefühl des Räthselhaften, Jubel
und Schmerz umfaßten mich zu gleicher Zeit. Mir nahe, vielleicht noch in
derselben Stadt. Ich fuhr auf's Polizeiamt, ließ im Register des Melde-
buches nachschlagen. Die Namen fanden sich wirklich.
Ich flog in die mir genannte Wohnung.
Wieder trat ich in ein ärmlich aussehendes Haus, fragte, riß die mir
bezeichnete Thüre auf.
An einem Tische saß ein Mädchen bei ihrer Handarbeit — schlug den
Blick empor — wer malt meine Empfindungen? Es war Toni.
Mie hatte mich kaum erblickt, als sie lautlos und todtenbleich auf ihren
Stuhl zurücksank, die Arbeit entfiel ihren Händen.
Ich riß mich aus halber Erstarrung, die mich erfaßt, und stürmte mit
ausgebreiteten Armen vorwärts.
Einen Augenblick später hatte ich die Halbzusammensinkende umfaßt und
drückte meine Lippen auf die ihrigen. Sie aber wendete heftig und leiden-
schaftlich den Kopf und rief: „Nicht wieder! nicht wieder!"
„So Hab ich Dich entdeckt — Du hattest Dich mir entzogen. Ich
finde Dich wieder — warum verbargst Du Dich — wie tonntest Du es
über's Herz bringen —?"
So ungefähr wandte ich mich an Toni.
Sie blieb stumm.
„Rede", beschwor ich sie, „rede. Warum verbargst Du Dich?"
„Warum? Ich habe mich nicht verborgen. Hättest Du mich finden
wollen, Du hättest mich unschwer gefunden".
„Was soll das heißen?" rief ich. „Von Kranberg wäret Ihr fort.
Man sagte mir dort, an Ort und Stelle, in Eurem alten Hause, Ihr wäret
ausgewandert nach Amerika und — auf der Ucberfahrt umgekommen".
Toni lächelte bitter, wie wenn ihr dies als die letzte aller schlechten
Ausflüchte erschiene.
„Bei Allem, was heilig, es ist so!" rief ich. „Ich habe Dich für
todt gehalten, Dich beweint, Dich betrauert. Ware ich nicht von Deinem
Tode überzeugt gewesen, ich hätte nach Dir die halbe Welt durchsucht".

„So hast Tu denn", fragte Toni sehr ernst, „von den zwei Briefen,
die ich nn Tich geschrieben, keinen erhalten?"
„Keinen! keinen! Wann hättest Du mir geschrieben?"
„Tas erste Mal ein kurzes Briefchen bald nach unserer Trennung,
den zweiten von hier, etwa vier Wochen später".
„Ihr lebtet also immer hier?"
„Ja, immer. Ter Bruder, weißt Du, war hier in der Fabrik. Er
wohnte bei uns, bis er plötzlich verschwand, seinen — heimlichen Plan aus-
zuführen".
Sie begann laut zu weinen.
„Daß ich keine Antwort erhielt", fuhr Toni fort, „kränkte mich tief,
schrecklich; es war mir ein Zeichen, daß Du von mir nichts wissen wollest,
und damals — ach, damals hatte ich es noch nicht übers Herz gebracht,
von Dir zu lassen. Ich war so unglücklich, so tief elend, ich wünschte mir
den Tod —"
„Toni", rief ich, „das ist mit seltsamen Dingen zugegangen. Zwei
Briefe und keiner in meine Hände gelangt! Dabei diese Gerüchte von Eurem
Tode. Dahinter steckt etwas. Mir ist, scheint es, bös mitgespielt worden",
„Du sagst", entgegnete Toni, und der Schmerzausbruch hatte sich in
eine Anklage verwandelt „Du sagst, Tu hast nicht gewußt, was aus mir ge-
worden ist. Du sollst keinen Vorwurf von mir hören, aber ich frage: warst
Du unglücklich darüber? Hast Du es Dir zu Herzen genommen? Sprich,
aus welchem Hause bist Du gekommen, als mein Bruder Dich anfiel?"
Mir ging bei dieser Frage ein unerwartetes Licht auf.
„Mein Bruder haßte Dich", fuhr Toni fort und betrachtete Dich als
unseren Feind. „Daß Du Dich gar nicht mehr um mich zu kümmern schienst,
brachte ihn oft wie von Sinnen. Es ist wahr, er trug sich schon lange
mit finsteren Gedanken, und manches Wort, das er gesprochen, ist mir erst
hinterher klar geworden. Ich weiß jetzt, daß er Dir einen Drohbrief ge-
schrieben. Doch meine ich, wie er Dir auch nachging, er wäre nie zum
Aeußersten geschritten, er wäre nie wie ein Mörder auf Dich losgefahren,
wenn er nicht den Beweis gehabt hätte, daß Du mich so schnell vergessen
hast. Das wird ihn zum Aeußersten gebracht haben".
„Toni, Toni! Dann war der Stich, den ich erhielt, ein unverdienter.
Auf meinen Besuch in jenem Hause brauchst Du wahrlich nicht eifersüchtig
zu sein. Nie Hab' ich Dich vergessen, leinen einzigen Tag, keine Stunde.
Ich liebte Tich, ich war dem Kummer meiner Gedanken überlassen und fand
nirgends Trost. Hundert- und hundertmal des Tages rief ich mir Dein
Bild vor die Seele, rief Tich, die ich für immer verloren zu haben glaubte.
Doch sage, kann zwischen uns ein Zweifel aufkommen? Sieh mir in's
Auge, lies in meiner Seele und vernimm meinen erneuerten Schwur, nie
von Dir zu lassen". —
„Das darfst Tu nicht schwören!" rief Toni mit abwehrender Bewegung.

„Das Opfer ist vollbracht, es liegt hinter mir, ich habe feierlich und für immer auf Dich verzichtet".
„Tas kannst, das darfst Tu nicht!" rief ich.
„Ich habe Teiner Mutter mein Wort gegeben und halte es".
Ich war lange sprachlos vor Erstaunen.
„Meiner Mutter?" fragte ich endlich. „Hat sie an Euch geschrieben?"
„Weißt Tu denn nicht, daß sie bei uns war?"
„Meine Mutter bei Euch? ..."
„Wohl zwei Stunden saß sie auf dem Stuhl da, von mir, wo Tu jetzt sitzest. Ich lag zu Bette — sehr schwer krank — es war kaum eine Woche nach jenem entsetzlichen Tage, an dem ich die Nachricht von der That des Bruders und seinen« schrecklichen Ende erhalten hatte. Meine Mutter war dabei und hat Alles mit angehört. . ."
„O", rief ich, „sagte ich cs doch, mir ist arg mitgespielt worden! Tcine Briefe hat sie mir unterschlagen, das Gerücht von Deinem Tode aussprengen lassen und Tir heimlich, ohne mir etwas davon zu sagen, eine Verzichtleistung abgerungen, wer weiß, durch welche Mittel" —
„Nein", erwiderte Toni, „nicht abgerungen, wenigstens nicht durch unlautere Mittel. Freundlich und verständig hat sie' mit uns gesprochen, alles in Ruhe und Güte — ich habe ihr in Allem Recht geben müssen".
„Welche Heimlichkeiten!" rief ich. „Welche Schleichwege! Doch — sie haben ihr nichts genützt! Jetzt ist das Netz zerrissen, das um mich gesponnen war und das ich nicht gewahrte. Ich lasse nie und nie von Dir!"
In diesem Augenblicke trat die Mutter ein.
Sie blieb, als sie mich erkannte, wie erstarrt stehen.
„Hast Tu ihn hergerufen?" war ihr erstes, im vorwurfsvollen Tone gesprochenes Wort.
Toni schüttelte den Kopf.
Tas tummerdurchfurchte Antlitz der Frau war mein ärgster Richter.
„Frau Erhardt", rief ich ihr entgegen, „ich verspreche Ihnen heilig als Mann, alles gut zu machen, was ich als Knabe an Ihnen gefehlt!"
„Können Sie das?" fragte Frau Erhardt finster. „Sehen Sie mei» Kind an und fagcn Sie, ob Sie das können?"
Erst jetzt fiel mir die entsetzliche Veränderung auf, die in Tonis Zügen stattgefunden. Tie Wangen, die eine fliegende Röthe bedeckten, waren hager, die Augen, die seltsam glänzten, tief eingesunken; unbarmherzig hatte ein langer Schmerz überall seine Vernichtungsspuren eingezeichnet.
„Sie können", fuhr Frau Erhardt fort, „nichts wieder gut machen. Sie können mir die Tochter, die ich besaß, ebenso wenig wiedergeben, wie meinen Sohn. Mein Sohn ist todt — und meine Tochter —" hier versagte, als ihr Blick auf Toni fiel, der cifenstarken Frau die Stimme, ihr, die wohl selten zu weinen gewohnt war, traten die Thräncn in die Augen. -
' „Frau Erhardt", rief ich, „feien Sic lein unbarmherziger Ankläger.

Sehe ich aus, wie Einer, der Liebesfreuden nachjagt? Wie ein Herzloser?
Hab' ich etwa nicht gelitten? Ein Jahr meiner Jugend ist bereits voll von
Kämpfen, es hat mir tausend Wunden geschlagen, Tag um Tag und Stunde
um Stunde. Nein, ich bin lein Verbrecher, ich bin es nicht! Man hat
mich furchtbar getäuscht. Tonis Briefe sind nie in meine Hand gekommen.
Ich habe sie für todt gehalten und war auch der Todten getreu^ Wie ich
fürderhin zu meiner Mutter stehen werde, die dies alles über mich gebracht
hat und so grausam zwischen mich und meine Liebe getreten ist, das weiß
ich heute noch nicht zu sagen. Niese Liebe wachst täglich, sie wird stärker
in mir als jede Rücksicht und wird alles überdauern. Ein zweites Mal spielt
man mir so nicht mit. Kein Ort wäre so versteckt, mir Toni zu verberge»,
keiner so fern, daß ich sie nicht aufsuchte. Auch Sie werben mit mir Frieden
schließen und durch die Beharrlichkeit meiner Liebe endlich mit mir versöhnt
werden. Toni wird sich wieder erholen und in einer glücklichen Gegenwart
das Erlittene vergessen —"

Ich war vor die Geliebte hingetreten, ergriff ihre Hände und rief:

„Toni, laß mich nicht mehr von Tir —"

Toni war von der Exaltation, die mich ergriffen, mit erfaßt, eine
fliegende Nöthe trat auf ihre Wangen. Sie schlang ihren Arm um meinen
Hals, während ich, die Stirn auf ihren Knieen, vor ihr hingesunken dalag
und rief:

„Mutter! Mutter, haben Sie Mitleib mit uns!"

Aber diese flehentliche Bitte prallte au der Brust der Frau ab, die
nach kurzer Ergriffenheit ihre ganze Energie wiedergefunden.

„Ich müßte fchwach sein, eine Närrin, wenn ich auf Tich hören wollte!"
rief sie der Tochter zu. „Als der Zufall", wendete fie sich an mich — „doch
was nennt man so! — als das Schicksal Sie mit uns bekannt machte, da
wußte ich gleich, daß nichts Gutes aus so einer Bekanntschaft entstehen würde.
Ich wußte, wie herzlos die Leute Ihres Standes sind, das ganze Leben hat
mich vor denselben gewarnt, doch trotz aller Klugheit war ich verblendet, daß
ich die Lehre vergaß, die ich anderen Müttern so oft gegeben. Sie sind
gekommen, haben die Unerfahrenheit eines Kindes mißbraucht: ich schloß die
Thür erst, als es zu spät war. Sehen Sie, was Sie angerichtet haben!
Sie haben alles zerstört, was zu zersturen war. Schon in Kranberg haben
es die Nachbarn nicht an Auslegungen fehlen lassen. Wollen Sie auch hier,
wo »vir das Leben wieder anfangen möchten, uns die Ehre rauben? Sollen
die Leute, die uns hier kennen, sagen: hier geht ein junger Mann aus und
ein, und Frau und Tochter leben von ihm? Und wenn Ihnen Toni verzeiht,
ich bleibe unversöhnt und trage Ihnen alles, was Sie gethan, bis zur letzten
Stunde nach. Wenn sie vergessen tonnte, an wessen Tod Sie schuld sind,
ich vergesse es nicht. Kommen Sie mir nicht mit dem, was mein Sohn Ihnen
gethan. Ware es vor die Geschworenen gekommen und hätte er erzählt,
warum er über Sie hergefallen, ich fage Ihnen, die Geschworenen hätten ihn

freigesprochen! Wollen Sie Toni noch Liebe versprechen? Warten soll die
Thorin, Sic aber werden sie schließlich fallen lassen, wie ein abgetragenes
Kleidungsstück. Ja, das weiden Sie, ich weiß es. Wir haben Ihre Muttcr
kennen gelernt, und wissen, wie sie denkt. Hat aber sie ihren Stolz, so habe
ich den memigeu. Mein Kind ist mir lieb, aber lieber noch unsere Ehre.
Die Bekanntschaft mit Ihnen ist uns nur eine Quelle von Unglück geworden.
Ist Toni brav und vernünftig, so findet sie Trost bei ihrer Mutter und
endlich wird die Erinnerung an das Vergangene bei ihr absterben. Vergessen
auch Sie uns. Es wird einem vornehmen jungen Herrn weniger Anstrengung
kosten, als Sie jetzt denken. Leben Sie wohl!"
Finster, grollend, im Innersten empört und entrüstet, kam ich nach
Hause zurück. Das erste Wort, das ich an meine Mutter richtete: die
Bitte, unter vier Augen mit ihr zu sprechen, sagte ihr alles.
„Mutter, Mutter", wandte ich mich an die vor mir Stehende, „der
Faden, den Du so fein gesponnen, ist zerrissen. — War es recht, mir Briefe
vorzuenthalten und mich irrezuführen, wie Du es gethan?"
„Lassen sie Dich noch immir nicht los?" fragte die Mutter, rasch auf-
fahrend.
„Der Zufall allein", erwiderte ich, „hat mich alles erfahren lassen. Ihm
verdanke ich, was ich jetzt weiß. Die, die es trifft, haben still gelitten und
gefchwiegen. Sieh, Mutter, die Folgen! Welchen Schein habe ich auf mich
geladen, und wie viel ist geschehen, weil ich nichts wußte? Ich habe
Monate der Sorge, der Unruhe und der Trauer hinter mir — ein Stück
meines Herzens Hab' ich begraben. Doch das ist das Aergste nicht. Für
einen Verräther, für einen Schurken wurde ich gehalten, weil ich wie ein
Lebloser alles geschehen ließ. Gepflegt hast Du mich in meinem Wundfieber
wie die beste Mutter, aber wäre jener Bruder wie ein Wilder auf mich
losgefahren, wenn ich der Familie gegenüber nach meiner Pflicht und nach
meinem Herzen Hütte handeln können? Deine Politik hat sich schwer gerächt,
und nie wird sie wieder gutzumachen sein!"
„Ja, ich habe gefehlt", erwiderte meine Mutter. „Ich hätte mit dem
Briefe, mit dem ersten Briefe, als er ankam, vor Dich hintreten und Dich
fragen sollen: mit wem hast Du Dich da eingelassen? Mit einem Schul-
mädchen? Mit einer Dienstmagd? Ich hätte sagen sollen: öffne und lies
mir vor! Komm, wir wollen es für nicht mehr nehmen, als es ist. Aber
ich wollte Dir eine Beschämung ersparen und las allein. Schwärmerei,
dachte ich, Iugendthorheit! Laß eine Zeit darüber hinweggehen, da erkennt
mein Sohn sie selbst als solche. Doch ich erkundigte mich nach den Leuten
und erst, da ich hörte, daß sie fortgezogen, ward mir ganz leicht. Indeß
gingst Du noch immer umher wie ein Suchender, der etwas vermißt, wie

ein Trauernder, aber ohne Zutrauen zu mir, . . . Ein zweiter Vrief lam,
und ein dritter — Die ist hartnackig, dachte ich — und warf sie ungelesen
in's Feuer. Ich segnete den Zufall, der mir sie in die Hände spielte. Man
muß solche Briefschreiberinnen ermüden, dachte ich mir. um sie loszuwerden.
Er muß loskommen. Da überfiel Dich der Mordgesell. Das Gericht hielt
es schließlich doch für einen Raubanfall, ich mußte es besser. Ich eilte auf
einen Tag von Deinem Krankenlager weg, mir die Familie anzusehen, in der
die Schwester erst Liebesbriefe losläßt, der Bruder aber mit Messern sticht.
Ich fand — ich gestehe es — die Leute anders, als ich es mir gedacht —
das Mädchen willens, eine Heldin der Entsagung zu spielen, die Mutter
wie starr von allem Unglück, das sie betroffen. Ich gestehe, ich ging mit
anderen Eindrücken fort, des Mädchens insbesondere — aber wir leben nicht
in Amerika; was in den Urwäldern möglich, ist es hier nicht. Der Unter-
schied der Stände ist einmal da, und in der Welt, wie sie nun einmal ist,
— ich hoffe Du täuschest Dich selbst nicht darüber — genügt nicht der ein-
fache moralische Werth, Bravheit, Jugend, Güte allein "
„Mutter", entgegnete ich, „mein Herz hat gewählt, ich lasse nicht von
ihr. Ich hoffe auf die Zeit, welche Vorurtheile tilgt und Mißverständnisse
ausgleicht, und sollte ich Jahre um Jahre warten —"
„Jahr' um Jahre!" sagte meine Mutter, und der Ton ihrer Stimnie
wurde sehr sanft. „Das Mädchen, das Du liebst, hat leine Jahre vor sich.
Sie gehört zu den vorfrüh zum Leben Erwachten, die welken und hingehen,
ehe ihre Sonne im Mittag steht".
Damit' ging sie fort.
Meine Mutter hatte mit diesen Worten das berührt, was in mir seit
den letzten Tagen als eine schreckliche Befürchtung lebte. Toni glich einer
jener Blumen, die allzufrüh, im März, ihren Kelch aufgeschlagen: die Farben
sind von größter Frische, aber ihr Bau zu zart, um die nachkommenden
Stürme und Fröste zu bestehen. Und wie ihr Körper zurückgeblieben war
hinter dem gewöhnlichen Maß ihrer Jahre, so war ihr Geist vorangeeilt
und hatte jene frühzeitige Reife erlangt, die die tiefste Besorgnis; einstößt.
Doch das alles hatte ich mir bisher, so oft ich's erkannte, wieder aus«
reden tonnen; jetzt lag es anders. Seit der Gram an ihr gezehrt, war sie
der Schatten dessen geworden, was sie einst war.
Außer Stande, selbst um Toni zu sein und doch voll vom Drange, ihr
und ihrer Mutter zu helfen, wandte ich mich in einem dringenden und aus-
führlichen Briefe an den alten Maler Wallburg und beschwor ihn bei der
Sympathie, die er für die Leute empfunden, sich nach denselben umzusehen
und ihnen beizustehen. Die Mittel, die er dazu nöthig habe, wollte ich ihm
in aller Stille liefern.
Er antwortete mir einige Tage spater in einem Briefe, der mit herz-
lichen Worten für den eingesandten Vorschuß dankte. Der arme, von seiner
Tochter schmählich verlassene Greis fühlte sich glücklich, so unerwartet einen

Gönner gefunden zu haben! Er meldete, daß er der Familie einen Besuch gemacht, konnte mir aber über Tonis Gesundheit nichts Beruhigendes init- theilen. Er berichtete über Husten, Nachtschweiße, zunehmende Schwäche. Ich tonnte nichts thun, als den alten Maler bitten, in seiner Sorge nicht zu erlahmen und für ärztliche Pflege nach Möglichkeit zu sorgen.
Ab und zu trat eine Besserung bei der Kranken ein, die mit wunder- barer Geduld, mit Vertrauen, oft mit Hoffnung den Verordnungen des Arztes folgte. Es kamen Tage, an welchen sie sagte: Ich fühle es, ich werde bald geheilt sein! Auch ich wachte dann aus meiner Trauer auf und knüpfte an die Besserung ihres Zustandes die Hoffnung, sie zu erhalten und schließlich mein zu nennen. Ach, wie trügerisch war das alles! Ein Luftzug tonnte sie wieder rückfällig machen und alle Traumbilder wieder ausblasen.
Zu meiner Mutter besserte sich indeß meine Stelluug nicht. Ich konnte ihr ihr Vorgehen gegen meine Herzensneigung nicht verzeihen. Dieser leise Tritt, diese Heimlichkeiten, diese Anwendung kleiner feindlicher Mittel schien mir so unwürdig! Mißtrauen riß mehr und mehr ein, Kälte trat an die Stelle der ehemaligen Herzlichkeit und streifte bis an Entfremdung.
Seltsame, anormale Lage! Von meinen Freunden hatte ich mich los- gelöst, von denen, die mir sonst so nahestanden, war ich getrennt, und Freund und Vertrauter war mir jetzt ein Mann geworden, der den Jahren nach mein Großvater t>ätte sein können. Wie gealtert war ich! Die Freuden und Angelegenheiten meiner Altersgenossen waren für mich nicht mehr vor- handen, dagegen war ich der Pfleger und Versorger Anderer. In solche Lagen bringt uns zuweilen die unerbittliche Logik der Verhältnisse und des Lebens!
Ich sah Toni noch einmal heimlich, mehrere Stunden lang, während mein alter Maler durch allerlei Künste die Mutter vom Hause fernhielt.
Je größere Fortschritte ihr körperliches Leiden machte, desto schöner war sie geworden. Eine helle Verklarung leuchtete aus ihrem überzarten Gesichte, ein neues, mit Worten nicht zu beschreibendes Licht leuchtete aus ihren Augen. Sie war aber auch klüger und anmuthteicher geworden, es war, als ob die Natur, des nahenden Endes gewärtig, noch Alles zusammenfassen und emporheben wolle, was in ihr lag, um iu der kurzen Frist, die ihr noch zugemessen war, die Anmuth spaterer Jahre zu zeigen.
Der Winter war langsam dahingegangen, der Frühling kam. Da traf nach längerer Unterbrechung wieder ein Brief des alten Malers ein. Er meldete, daß sich seit einigen Tagen Toni'Z Zustand bedeutend verschlimmert habe ....
Als ich mich aus dem Zustande dumpfer Verzweiflung, die mich über- kommen, aufraffte, war ich entschlossen, auf der Stelle abzureisen und mich nicht mehr von meiner geliebten Kranken zu trennen.
Welche Fahrt hatte ich! Ein Sturm war über die eben aufgeblühte Friihlingswelt hereingefahren, Schneewirbel fausten über die Felder, das
'

monotone Brausen des Windes, das die Rauchsäule hin und hersagte, mischte
sich in den Lärm der Locomotive. Blickte ich durch die trüben, nassen,
frostangelllufenen Scheiben, so sah ich Bäume, gestern noch in Bliithenpracht
prangend, mit Schnee belastet, vom Winde gezerrt und gebogen. War der
Winter wieder da? Fußgänger huschten eilig dahin und suchten den Schutz
der Häuser, die Flocken wirbelten nieder, als solle der Zug, mit dem wir
fuhren, im Schnee stecken bleiben.
In Pilsen angekommen, begab ich mich sofort in das bekannte
Haus. Die erste Person, die mir auf der Treppe entgegenkam, war Wall-
burg, der ganz verstört aussah und die größte Eile zu haben schien.
„Was ist's?" fragte ich ihn. „Nicht wahr, es steht schlimm? Ich
sehe es Ihnen an. Gewiß gehen Sie den Arzt zu holen?"
Ter alte Mann war unvermögend, irgend ein Wort hervorzubringen.
Er umarmte mich leidenschaftlich, indeß die Thronen über seine faltigen
Wangen herabrollten, und hielt dann meine Hände krampfhaft fest.
„Ich muß zu ihr!" rief ich und stürmte die Treppe hinauf. Wallburg
folgte.
Mit zitternder Hand öffnete ich die Thür. Welch ein Anblick! Ich
sah das Bett, ich sah eine Gestalt, welche den Kopf nicht mehr nach den.
Hereinstürmenden wandte, welche leine Hand mehr zuni Willkommen bot.
Ich thllt ein paar Schritte vorwärts und fiel mit einem Schrei vor
dem Bette nieder.
„Sie ist todt!" rief ich.
Es war so. Ich war zu spät gekommen. Vor einer halben Stunde
hatte Toni ihre kindliche Seele ausgehaucht.
Ich tonnte nichts thun, als mein Gesicht in die Kissen begraben, auf
denen mein zertrümmertes Glück ruhte. Erst nach längerer Zeit fand ich
Muth, sie anzusehen. Auf den marmorbleichen Zügen lag das Gepräge des
ewigen Friedens.
Ich will nichts davon sagen, wie wir sie der Erde übergaben, wie wir
den Sarg umstanden, ihn herab senken sahen und die ersten Schollen auf
ihn kollerten. Von alledem habe ich auch nur noch eine unklare Erinnerung.
Es war am dritten Tage, ich kehrte nach Hause zurück. Es wollte
wieder Frühling werden — wie aber sah es ringsum aus! Ter Sturm,
der mich auf meiner Fahrt begleitet, hatte die schönsten Baumkronen gebrochen.
Wiesenflächen, unlängst noch grün, waren durch losgegangene Wasser ver-
sandet, entwurzelte Bäume lagen querüber, blüthenbeschwerte Acstc deckten
die Wege, die schönsten Sproßen waren schwarz vom Frost. Ein Herbst
ohne Frucht stand in Aussicht.
„Frühling des Jahres, Frühling des Lebens, du Zeit der Wetter!"
rief es in mir. „Auch mit der ersten Liebe, dcni ersten Grün, den ersten
Blüthen des Herzens treibt ein erbarmungsloser Sturm sein Spiel, Warum
zum Lichte erwachen, warum blühen, wenn gleich darauf der Sturm die

Neste bricht? Wie mancher junge Baum wird sich von seiner Verstümmelung
nie erholen. Warum ist das so?"
Als ich so düster im Garten umherblickte, trat meine Mutter auf mich zu.
„Sohn, Sohn", fragte sie, „habe ich Dich wieder?"
Ich umschloß sie mit meinen Armen und wir weinten lange, lange.
Wir hatten beide einander viel zu verzeihen.
Armin hatte geendigt; es war über seine Erzählung ganz dunlel geworden.
Beide saßen wir noch einander eine Weile gegenüber, dann verließen
wir den Wirthshcmsaltan und, ohne eine Wort zu wechseln, gingen wir
unserer Herberge zu.
Bald darauf war Armin Hammer abgereist. Ich habe seitdem nichts
mehr von ihm erfahren.

Ueber G. C. sessing

von

ttunll Fischer*).

— Heidelberg. —

I. lcssings reformatorische Vedeutung in der deutschen Literatur.

I.

^ würde dem deutschen Patriotismus unserer Tage nicht wohl stehen, wenn wir in dem nationalen und politischen Selbstgefühl, welches das neue deutsche Reich mit sich gebracht hat, die Männer vergessen oder geringer anschlagen wollten, die uns das geistige Vaterland geschaffen haben, als das politische darniederlag; denn es ist der Besitz des ersten gewesen, der in unserem Volt die Sehnsucht nach der Erneuerung und Einigung des zweiten erhalten hat. Eine nationale Literatur, die auf der Höhe der Welt steht und die neidlose Bewunderung der anderen Völler mit Recht errungen hat, ist eine Macht, unvergänglicher selbst als die politische, dem neidischen Schicksal und dem Wechsel der Zeiten ausgesetzte Größe. So haben die Weile des hellenischen Geistes und des klassischen Alterthums überhaupt die Machtfülle seiner Reiche weit überlebt.

Nationale Thaten epochemachender Art reifen langsam und werden in allmählichem Fortgänge vorbereitet, bis sich der Zeitpunkt erfüllt, der dcu Durchbruch des Neuen sicher und siegreich entscheidet: so unverkennbar, daß er die empfänglichen Gemüther des Zeitalters ergreift; so mächtig, daß

') Die folgenden Darstellungen sind aus Vorträgen entstanden, die einer großen und empfänglichen Zuhörerschaft die nationale Bedeutung Lcssings einleuchtend und zufammcnlMgcnd schildern wollten. Dadurch ist die Wahl der Themata und der Umfang ihrer Ausführung bestimmt worden. Ausführlicher zu fein wäre leichter gewesen. Ich habe bei der Losung meiner Aufgabe nicht blos an das hörende, sondern ebenso sehr an ein lesendes Publikum gedacht, zumal der Wunsch, dem letzteren diese Vorträge zu bieten, mir sogleich von Veiten einiger Zeitschriften und Verleger ausgedrückt wurde. K, F.

ihn nichts mehr ungiltig und rückgängig machen kann. Ein solcher Durch-
bruch ist eine reform atorische That, durch viele angestrebt, durch den
Entwicklungsgang der gesummten Nation bedingt, durch einen einzigen
entschieden. Denn sie erfordert allemal die eminente persönliche Kraft. Ein
Jahrhundert lang hatte die christliche Welt des Abendlandes nach einer
Erneuerung und Umbildung ihres religiösen und kirchlichen Lebens getrachtet,
bis im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die deutsche Reformation
durchbrach und fich in dem gewaltigen Luther personificirte. Von den An-
fängen des dreißigjährigen bis zu denen des siebenjährigen Krieges hat
unsere deutsche Literatur und Dichtung, ihrer glorreichen Vergangenheit fast
vergessen, wieder nach einer nationalen Höhe gestrebt, bis endlich die zwischen
unserem Leben und unserer Poesie aufgethürmten Schranken fielen und die
Reformation auf diesem Gebiete sich Luft machte. Der Mann, durch dessen
eminente persönliche Kraft diese That vollbracht wurde, ist Gotthold
Ephraim Lessing, der Gegenstand dieser Darstellungen, die ein so ge-
waltiges und vielseitiges Thema innerhalb der gemessenen Grenzen unmöglich
erschöpfen tonnen und sich daher die Aufgabe gestellt haben, von einem dem
nationalen Bewußtsein und der allgemeinen Bildung nächst gelegenen Gesichts-
punkte aus die Bedeutung des Mannes zu schildern.
Wir sehen in ihm den Reformator unserer Literatur, insbesondere den
unserer dramatischen Poesie und Lebensanschauung. Hätte Lesfing nicht die
Kraft gehabt, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, das Bild des
Lebens umzuwandeln und von hier aus deni Körper der Zeit den Spiegel
vorzuhalten, so würde er auch nicht auf den Gebieten der wissenschaftlichen
und gelehrten Literatur, dem ästhetischen, philosophischen, theologischen u. s. f.,
jene Stärke besessen haben, die jede seiner Spuren, wo er nur auftrat, un-
vertilgbar gemacht hat. Denn es kommt in der Reformation geistiger
Objecte nicht blos auf das an, was man sagt und lehrt, sondern wie man
es fagt, auf den perfönlichen Charakter voller Klarheit und Energie, der
jedes Wort durchdringt und demfelbcu die unwiderstehliche Kraft mittheilt;
auch ist es noch nicht genug, daß man auf die beste Art erklärt und vor-
schreibt, wie die Dinge geschehen sollen und umzugestalten sind: man muß
selbst Hand an das Wert legen und thun, was man sagt. Das thatlosc
Wort bewegt die Dinge nicht von der Stelle. Die Reformation des Dramas
will nicht blos in der Aesthetik und in der Lehre von der Dichtkunst, sondern
auf der Bühne fclbst geschehen; wer hier umgestaltend wirken will, muß neue
Dramen hervorbringen, neue Lebensanschauungen in diesem mächtigsten und
populärsten aller Kunstwerke verkörpern. Dies vermochte und that Lesfing.
Es ist leicht zu fageu, welche seiner dramatischen Dichtungen diese reformatorische
Bedeutung haben: die nationalen und populären, die jedermann kennt, die
unvergesfenen und unvergeßlichen, die im Geiste unseres Volkes ein festes,
unentbehrliches Besitzthum geworden sind und in ihm fortleben und fortwirken
werden, so lange es nthmet. Es sind die Stücke, in denen unsere neuen

und nationalen Zeit- und Lebensanschauungcn in der Forni des Lustspiels,
des Trauerspiels, des „dramatischen Gedichts" sich ausgeprägt haben:
Minna von Varnhclm, Emilia Galotti und Nathan der Weise.
Als ich mir nun die Aufgabe stellte, Lessings Bedeutung von einem,
dem nationalen Gefühl und der allgemeinen Bildung nächst gelegenen Gesichts-
punkte aus zu schildern, tonnte es mir nicht zweifelhaft sein, welche Themata
ich ergreifen müßte, um nicht blos ein abgerissenes Stückwerk zu geben.
Lessing hat seine nationalen Wirkungen hauptsächlich durch seine dramatischen
Dichtungen errungen: durch die drei, die ich genannt habe, und deren jede
in ihrer Art einen reformatorischen Charakter trägt. Darum muß ich vor
allem Lessings reformatorischc Bedeutung in unserer Literatur überhaupt in's
Auge fassen.

II.

Jedes reformatorischc Wert ist die Lösung einer Zcitaufgabe, einer
solchen, die den Gang der Dinge unterbricht, die Zeiten scheidet, die her-
kömmlichen und ausgelaufenen Richtungen abschließt, neue eröffnet und die
vorhandenen Bildungsformcn dergestalt umwandelt, daß, um es kurz uud
treffend zu sagen, die Natur der Sache wie neugeboren aus der
Natur des Menschen hervortritt.
Auf die religiöse Natur und den Ursprung des Christcnthums, auf feine
geschriebenen Urkunden in der Bibel und die ungeschriebenen im menschlichen
Herzen stützte sich unsere kirchliche Reformation. Als ein Jahrhundert später
die Zeit zur Begründung einer neuen Philosophie gekommen war, forderte
man die unbefangene vorurthcilsfreie Ertenntniß der Dinge durch die mensch-
liche Vernunft und die freie Selbstthätiglcit ihrer Kräfte: die richtige
Sinneswahrnchmung und das klare Denken. Dort sollte der religiöse Glaube,
hier die natürliche Erkenntniß aus ihren ursprünglichen uud einfachen Be-
dingungen erneuert und gleichsam wiedergeboren werden. In dieser Art
normaler Herstellung lag die reformatorifche Thal. Nachdem sie geschehen
und in ihren Folgen ausgeführt war, mußte eine neue Aufgabe eintreten:
die Prüfung jener Grundlagen, auf die fich in dem einen Fall die Refor-
mation der Kirche, in dem anderen die der Philosophie gegründet hatte; dort
sollten die Quellen des Glaubens, hier die der Philosophie untersucht
weiden. So geschah es. Die letzte Epoche der Philosophie — die größte,
die sie seit Sotrates erlebt hat, — besteht in dieser Untersuchung und Ent-
deckung. Unsere natürlichen Vernunftvermögen sind die einzigen Quellen
menschlicher Erkenntniß: sie sollen nicht Größeres leisten wollen als sie leisten
können, sonst wird die Wahrheit verfehlt und unechte Vorstellungen zu Tage
gefördert. Daher mußten unfere Vernunftkräfte, jede in ihrer Eigenart,
Leistungsfähigkeit und Tragweite, sorgfältig geprüft uud ausgcmcsscn werden,
damit man wisse, worin das Vermögen der menschlichen Natur besteht: ihr
Ertenntniß- und Wahrheitsvermögen. Diese Prüfung nannte man die Kritik

der Vernunft; der Denker, dem die Philosophie diese große Erleuchtung
verdankt, die ihre Wege bis heute gelenkt hat, war Immanuel Kant.
In den Vermöge» der menschlichen Natur gehört auch die Ein-
bildungskraft, die Schöpferin der Schönheit und Kunst. Wie sich die
Wahrheit und ihre verschiedenen Arten — die mathematische, physikalische,
historische, sittliche — mit einem Worte die besonderen Wissenschaften zu
unserem Erkenntnißvermögen verhalten, so verhalten sich die verschiedenen Arten
der Schönheit und Kunst zu den Mitteln und Organen unserer Einbildungs-
kraft. Was nacheinander geschieht, die Zeitfolge der Empfindungen und
Leidenschaften, der Begebenheiten und Handlungen, läßt sich von Seiten der
Kunst poetisch durch das Lied, Epos und Drama vergegenwärtigen, aber nicht
ebenso plastisch oder malerisch in der Totalanschauung einer oder mehrerer
Gestalten vorstellen, die unserer Einbildung zugleich einleuchten. Eben fc>
wenig läßt sich ein solches Bild in eine Beschreibung durch Worte ver-
wandeln, ohne die volle und cigenthümliche Kraft seiner ästhetischen Wirkung
einzubüßen. Es ist zu fürchten, daß die Nichtbeachtung der natürlichen
Grenzen unserer Anschauungs- und Einbildungsvermögen in dem Gebiete der
Schönheit und Kunst ähnliche Verwirrungen und unechte Vorstellungen
zur Folge haben wird, als die Nichtbeachtung der Grenzen und Bedingungen
unserer Erkenntnißvermögen in dem Gebiete der Wahrheit und Wissenschaft.
Die Kunst kann ebenso kritiklos handeln, als die Philosophie. Daher müssen
bcide nach der Richtschnur der menschlichen Natur ihre Kräfte prüfen und
brauchen, um echte Wahrheit und echte Schönheit hervorzubringen. Hieraus
erleuchtet sich die Parallele zwischen einer solchen Vernunfttritit und
einer solchen Kunstkritik: zwischen Kant, der die Erkenntnißvermögen
schied, indem er die Grenzen des sinnlichen und intellectuellen feststellte, und
Lessing, der in seinem Laokoon „die Grenzen der Malerei und Poesie"
aus dem Wesen beider Kunstarten, aus den Elementen der plastischen und
poetischen Einbildungskraft darlegte. Diese Ähnlichkeit zwischen Kant und
Lessing ist so sprechend, der Laokoon unter den Werken des letzteren so
bedeutungsvoll und hervorragend, daß wir sogleich erkennen, wie in dein
Reformator unserer Literatur der kritische Scharfsinn eine ebenso unentbehr-
liche und berufene Kraft sein mußte, als das poetische Vermögen. Lessings
reformatorischen Charakter richtig würdigen, heißt einsehen, wie diese beiden
Factoren in ihm vereinigt waren: der kritische Kopf und der Dichter.
Es gicbt eine Kunst, welche die Alten die königliche genannt haben: die
des Herrschcns. Auch sie kann ohne Einsicht, ohne Kritik geübt werden nach
dem „don r>Illizii" des gekrönten Individuums, das in seiner Macht nur die
Mittel seines Genusses und in seiner Person den Staat sieht. In der
fürstlichen Stellung den großen menschlichen Beruf, in der fürstlichen Macht
die Aufgabe des höchsten Staatsdienstes erkennen: das ist die kritische Ein-
sicht auf dem Thron, die den echten Herrscher vom unechten scheidet. Ein
solcher Meister der königlichen Kunst war Friedrich der Große. Unter

den Söhnen seines Zeitalters sind auf dem Gebiete des deutschen Geistes jene
beiden kritischen Köpfe, welche die Kunst des Dichtens und Denkens durch-
schaut und gelenkt haben, die mächtigsten gewesen: Kant und Lessing. Ohne
Friedlich wäre Preußen, ohne Lessing die deutsche Poesie und Literatur,
ohne Kant die deutsche Wissenschaft nicht geworden, was sie sind: Großmächte.
Es war ein sinnvoller Gedanke des Bildhauers Rauch, daß er am Friedrichs-
mcmumente in Verlin mit den siegreichen Feldherren auch die siegreichen
Denker des Zeitalters feiern wollte und in dieser Absicht Lessing und Kant
zusammenstellte, als ob sie einander begegneten.

III.

Die Aufgabe, die Lessing im Felde der deutschen Literatur vorfand,
wurzelt im Zeitalter der deutschen Reformation. Unsere alte Literatur war
abgelebt und eine neue nationale, dem Zustande der Weltcultur entsprechende
tonnte, abgesehen von der folgereichen That der deutschen Bibelübersetzung
und dem evangelischen Kirchenlied« aus der Epoche Luthers nicht hervorgehen.
Um eine neue nationalgesinnte Weltdichtung zu erzeugen, war die Reformation
durch zwei Bedingungen gehindert: einmal blieb sie durch ihre nächsten Auf«
gaben zu sehr auf das Gebiet der religiösen, kirchlichen, theologischen Inter-
essen eingeschränkt und mußte sich daher in ihrem Furtgange mehr und mehr
den bewegenden Weltmächten entfremden; dann hatte sie durch ihre unver-
meidlichen Folgen die deutsche Nation in zwei einander feindliche Bekenntnisse
und Kirchen gespalten, ja aus ihrem eigenen Schöße selbst neue Glaubens-
zwistigkeiten erzeugt, welche die innere Zerklüftung unseres Voltes vergrößert
und die Widerstandskraft der Reformation geschwächt haben. Darum hat
die letztere in ihrcni eigenen Zeitalter nicht vermocht, die deutsche Literatur
von Grund aus zu erneuen, sie mußte es der Zukunft überlassen, diese durch
ihre Epoche geforderte Aufgabe zu lösen.

Doch erlebte auch die Literatur in Teutschland eine gleichzeitige und
uothweudige Umbildung, die nicht von der religiösen Reformation, fondern
von dem veränderten Stande der Weltcultur ausging: von jener Wiedergeburt
des Alterthums und der Belebung der Alterthumsstudieu, die Renaissance
genannt wird und an die Stelle der kirchlichen Erziehung und Bildung
die humanistische treten ließ, mit der neue Gegenstände der Forschung, neue
Vorbilder des Geschmackes und der Phantasie, neue Aufgaben und Formen
der Dichtung emporkamen. Die Humanisten wurden die Poeten des Zeitalters;
die deutschen Humanisten wurden neulateinische Poeten, denen es in der
Zeit der Erhebung, im Aufschwung der gewaltigen Epoche nicht an großen
und nationalen Gegenständen, nicht an Begeisterung und Genie gefehlt hat,
die aber in der Zeit der Ermattung, die das sinkende Jahrhundert mit sich
brachte, nichts übrig behielten als die Virtuosität der Nachahmung. Statt
der nationalen Dichtung, die aus den inner« Mächten des Volkslebens ent-

springt, zeigte sich eine gelehrte Kunstdichtung, die zuletzt nur noch in gelehrten Kunststücken bestand und ihre größten Verdienste im Umfange ihrer Belesenhcil. in dem Reichthum der Reminiscenz und der geschickten Technik der Verse erblickte. Je länger je weiter mußte sich eine solche Dichtung von der Art des Volkes entfernen. Das Volk sprach deutsch, seine Dichter redeten lateinisch und von Dingen, die das Volk nie empfunden und erlebt hatte, die Dichter selbst nur durch künstliche Echulzucht. Eine neue Kluft hatte sich aufgethan zwischen der gelehrten Dichtung und dem ungelehrten Volk. Die Reformation war deutfch, aber ohne das Vermögen, den Geist der Dichtung zu beleben; die Renaissance betrieb die Eultur der Poesie, aber sie war nicht deutsch; doch waren beide Epochen zur Erneuerung unserer Literatur durchaus noihwcndig und unentbehrlich: die Reformation durch die Geistcsfrciheit, die ihr zu Grunde lag, die Renaissance durch die Geistesbildung, die sie besaß und mittheilte. Aber es dauerte lange, bis beide Saaten auf dem Felde der deutschen Literatur gereift waren. Die Entwicklung, die uns zum Ziel führte, ging nicht die gerade Linie, sondern nahm den weitesten Umweg. Zwischen den, griechischen Alterthum und uns stand das römische, zwischen diesem und uns standen die romanischen Nationen: die Italicner, Spanier, Franzosen; die Renaissance war von Geburt italienisch, zu uns kam sie aus der Fremde; die nächsten Erben des römischen Alterthums waren die Völler der romanischen Sprachen, deren Bildung und Lebensanschauung in den überlieferten Formen der alten Kunst ihren leichten und naturgemäßen Ausdruck fanden. Zwischen den romanischen Nationen und uns stand das uns nächstucrwandte englische Volt, das mit seiner germanischen Eigenart die romanischen Bildungsformen durchdrungen, die Reformation und die Renaissance in sich aufgenommen und auf feine Art national gemacht hatte. Tics ist der weite Umweg, den der Gang des deutschen Geistes nehmen mußte, um von der Reformation der Kirche zur Reformation der Poesie zu gelangen, wir sind durch die Schule des griechischen und römischen Alterthums, durch die der romanischen Literaturen, durch die der englischen zu uns selbst gekommen. Die ueulatcinischc Renaissance war das erste Stadium, die Vorbilder der italienischen, spanischen und besonders der französischen Dichtung das zweite, der Einfluß der englischen Literatur das dritte; dann folgte die entscheidende That: der Turchbruch zur eigenen Originalität. Auf diesem Punkte steht Lessing.

IV.

Es ist der Weg der Tradition, der Vorbilder, der Schule, auf dem wir allmählich fortgeschritten sind von Luther zu Lessing; es hat über zwei Jahrhunderte gewährt, bis dieser Weg vollendet war. Im Ucbcrgange vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert gab cs ein Mcnschenalter. während dessen die deutsche Sprache in der Dichtung so gut wie verstummt war. Ter Zeitpunkt, wo sie wieder zu reden begann und statt lateinischer Verse deutsche

zu machen versuchte, gilt als der Anfang unserer neuen Literatur: es war nicht Poesie, sondern „Poeterei", eine neue, der antiken Metrik abgelernte Verstunst, womit in dem ersten Stadium des dreißigjährigen Kn'cges Martin Opitz diese dürftige Epoche entschieden hat.

Die sogenannten schleiischen Dichterschulen bezeichnen ini Großen und Ganzen die Entwicklung und den Charakter der deutschen Literatur wahrend des siebzehnten Jahrhunderts; sie ist nie elender, schülerhafter, kümmerlicher gewesen, als in dieser jammervollen Ieit, worin das deutsche Volk dem schrecklichsten aller Kriege erlag und in seiner Widerstandskraft gebrochen daraus hervorging. Unter den europäischen Culturvöltern hatte unsere Literatur damals den niedrigsten Stand, sie glaubte in der Verskunst auch die Dichtkunst zu besitzen, und „der nürnberger Trichter" lehrte, wie sie in wenigen Stunden einzugießen sei. Ohne eigenen bewegenden Inhalt, ohne Tiefe und Reichthum der Seele, wie es die schülerhafte Art mit sich bringt, mußten diese Dichter an sich und ihren Werken alle die Untugenden, alle die Armseligkeiten derselben, die man jederzeit an Schulen» beobachten kann, die, innerlich noch unentwickelt und unerfüllt, Gedichte machen wollen und im erkünstelten Ausdrucke, in der blühenden Diction, im gedunsenen Stil, in der erschnappten Phrase glauben die Sache zu haben. Der Schwulst der zweiten schleichen Dichtelschule ist sprichwörtlich geworden. Aus solchen Zeugungstra'ften konnte nur eine solche Mißgeburt hervorgehen. Erschien es doch wie eine wohlthätige Gegenwirkung, als gegen die Wassersucht jener Dichter die sogenannten Wasserpoeten auftraten, die wenigstens nur die ganz gemeine Prosa reimten. Wir wissen wohl, daß auch in dieser Zeit des Elends die poetische Kraft in unserem Volk nicht völlig erstickt war, daß sie in der religiösen kirchlichen, und in der satirischen und epigrammatischen Dichtung, vor Allem in dem Roman des Simplicissimus, der in seiner Schilderung selbsterlebter Zeit- und Sittenzustände einer Oase in der Wüste glich, sich noch regte; aber diese vereinzelten Erscheinungen reichten nicht hin, den Gang der Literatur zu ändern.

Als das achtzehnte Jahrhundert begann, hatte die deutsche Literatur noch nicht die Reife und Mündigkeit erreicht, mit der die Schulzeit endet, sie blieb noch auf der Bank, aber sie kam aus einer schlechten Schule in eine bessere und machte für ihren damaligen Bildungszusiand einen wirklichen Fortschritt, als der Leipziger Professor Gottsched sie in die Lehre nahm. Dieser Mann war der Praceptor, dessen sie bedurfte und der mit fast unbestrittenem Ansehen dus Jahrzehnt von 1730—1740 beherrscht hat. So einleuchtend seine Verdienste sind, wenn man von Hoffmann und Lohensiein herkommt, so einleuchtend ist seine Nichtigkeit, wenn man von der Höhe Lessings oder Goethes auf ihn herabsieht. Ließe sich eine nationale Literatur fnbriciren oder wie ein ordentlicher Hausstand regeln und einrichten, indem auf der einen Seite verbrauchter und unnützer Hausrath abgeschafft, auf der anderen nöthiger und nützlicher Vorrath gesammelt und angeschafft wird, so

würde sich Gottsched dieses Verdienst in Deutschland, insbesondere um das deutsche Theater erworben haben, denn in diesem Sinne hat er gehandelt. Er nahm die deutsche Zeitphilosophie zu seiner Richtschnur, die „Wölfische ", worin die Lehre unseres großen Lcibniz nicht mehr lateinisch und französisch, sondern deutsch sprach, und zwar ein reinliches correctes Demsch, worin jeder Gedanke, auch der selbstverständlichste, mit unbarmherziger Deutlichkeit bewiesen und vorgetragen wurde. Hier war die Philosophie wirklich so, wie sie Mephistofeles schildert: „Da lehret man euch manchen Tag, daß, was ihr sonst auf einen Schlag getrieb en, wie Essen und Trinken, frei, Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei". In dieser Gedankenfabril ging alles regelrecht zu; auch in der Poesie sollte alles nach Regeln gehen, nach lehr- und lernbaren, die auszubilden Gottsched zu seinem Geschäft und Werk machte. Darin bestand seine „kritische Dichtkunst". Richtig denken heißt nach der Regel denken. Richtig dichten heißt nach der Regel dichten. Nimm einen moralischen Lehrsatz, ersinne dazu eine allgemeine Fabel, suche zu dieser in der Historie berühmte Leute, denen Aehnliches begegnet ist, bringe das Ganze in eine Handlung, theile sie in fünf Stücke, die ungefähr gleich groß sind: da hast du das Recept zu einer richtigen Tragödie! Das regelmäßigste Drama ist das mustergültigste. Nach den Alten haben diese Kuust die Franzosen, vor Allen der große Corneille, am besten verstanden, sie sind unsere nächsten und lehrreichsten Vorbilder, nach deren Richtschnur das deutsche Theater umzugestalten ist: daher die Abschaffung der Singspiele und Harlelinaden, die Sammlung vorräthiger deutscher Stücke, die Anschaffung regelmäßiger Dramen durch Uebersetzungen und eigene Fabrikation. Als nachzuahmendes Vorbild für die Tragödie empfahl der Verfasser der kritischen Dichtkunst Sophokles uud sich. Unter der Herrschaft der Regel und fremder, besonders französischer Vorbilder begründete Gottsched die Reform der deutschen Literatur und Bühne, in dieser Absicht entfaltete er eine große Betriebsamkeit, bei der alles ruhig und geschäftlich zuging, wie in einer wohl eingerichteten Wirtschaft, ohne alle Erschütterungen der Phantasie und des Herzens. Die Poetik will die Poesie regieren und machen. Das war sein Standpunkt und Irrthum. Sein Verdienst bleibt, daß er die Aufgabe der Reform auf die Tagesordnung der deutschen Literatur gesetzt hatte.

Nach Regeln und Vorschriften läßt sich fabriciren und wirthschaften, aber nicht dichten, so wenig wir nach Regeln empfinden und leidenschaftlich erregt werden, lieben und hassen, freudig und traurig sein können. Unsere Gemüthsbewcgungen haben ihre Regeln und Gesetze, die man erkennt, wenn man ihren Ursprung durchschaut, aber sie entstehen nicht aus Regeln. Dasselbe gilt von der Dichtung. Darum war der Versuch, den Gottsched zur Reform der deutschen Literatur unternommen hatte, von Grund aus verfehlt. Man erzählt von einem Prinzenerzieher, der seinem Zögling verschiedene Vorschriften gab und unter anderen« zur Pflicht machte: „Prinz, Sie müssen sich auch manchmal amüsiren!" Eines Tages, als der Prinz mit seinen

Kameraden spielte und lustig war, frug er den Lehrer: „Amiisire ich mich jetzt?" — Ein solcher Prinzenerzieher war Gottsched, ein solcher Prinz die deutsche Literatur, die ihm gehorchte. Wäre es nach dem Leipziger Praceptor gegangen, so hätten die Dichter bei ihni und seiner Poetil anfingen müssen, nicht blos ob sie diese oder jene Empfindung haben dürfen, sondern ob sie dieselbe wirtlich haben.

Die Zeit mußte kommen, wo Gottscheds Irrthum der Welt einleuchtete und die deutsche Poesie aufhören wollte, in die Schule zu gehen; dieser Zeitpunkt mußte sehr bald kommen, denn durch Gottscheds Diktatur war sein Irrthum dergestalt zu Tage gefördert, daß er in die Augen sprang. Auch darin besteht ein Verdienst dieses Mannes, freilich ein ungewolltes, denn die Dinge in der Welt müssen offenbar werden, um gerichtet zu werden. Es mußte sich zeigen, daß aus dem Standpunkt und mit den Mitteln der Lehre Gottscheds die Poesie weder erzeugt noch verstanden werden tonnte.

Den Anfang der besseren Einsicht machten die Schweizer. In dem Jahre, wo Friedrich den preußischen Thron bestieg, entzündete sich der bekannte Streit zwischen dem Leipziger Akademiker und den Züricher Professoren Bodmer und Breitinger. Die Phantasie geht nicht nach Regeln, die man ihr vorschreibt, sondern nach den Bedürfnissen, die sie empfindet, nach den Wirkungen, die sie erlebt und die sie erquicken: sie will ergriffen, gefesselt, erfüllt weiden. Daher begehrt sie gewaltige, ungewöhnliche, wunderbare Vorstellungen und erhabene Bilder; die Poesie soll nicht regelrecht, sondern phantasiegemäß wirken, die Dichter sollen einen ähnlichen Zauber auf unsere Einbildungskraft ausüben als die Maler durch ihre farbenreichen Gestalten: dies war die neue Lehre, die Bodmer in seiner Schrift vom Wunderbaren, Breitinger in feiner kritischen Dichtkunst verkündeten und die den Streit mit Gottsched hervorrief, dessen abschätziges Urtheil über Milton schon gezeigt hatte, wie wenig er im Stande war, die eigenthümliche Großheit dieses englischen und religiösen Dichters zu würdigen.

V.

Auch die Schweizer waren keine Dichter. Der Streit zwischen ihnen und Gottsched bewegte sich noch innerhalb der Poetik, die ihre Rechnung ohne den Wirth machte; es handelte sich um die Herrschaft oder Nicht-Herrschaft der Regel in der Poesie; um diese theoretische Frage, in der die Schweizer gleichsam die Grundrechte der Phantasie en dloo verthcidigten. In diesem Punkte lag die Stärke und der Sieg ihrer Sache, wenn die Kraft erfchien, die durch eine gewaltige dichterische That diesen Sieg ausmachte und dem bloßen Gerede über Poesie ein Ende sehte. Denn die Poetik ohne Poesie ist so gut Scholastik als die Theologie ohne Religion. Die Sache war so weit gekommen, daß den nächsten Schritt nur ein geborener Poet thun konnte, an dem Gottsched zu Schanden wurde, und in welchem die Schweizer erfüllt sahen, was sie verkündet hatten; ein Poet, der ihnen zurufen konnte: „ich habe gethan, was ihr nur maltet!" Das

Vorspiel auf dem Theater unserer neuen Literatur war zu Ende und der Moment da, wo der Genius der deutschen Poesie empfand, was im Vorspiel zum Faust Goethe zuletzt den Director sagen läßt: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehen!"
Der Poet, dem man entgegenharrte, erschien in dem jugendlichen Fr. Gotll. Klopstock; die Thaten, wodurch er die Herzen bezwang, waren die ersten Gesänge feines Messias und seine Oden. Ein ergreifender, geweihter Moment, in dem er auftrat! Seit so langer Zeit war es zum ersten Mal, daß die großen, nie alternden Empfindungen wieder mit deutscher Urgewalt aus der Fülle des Heizens hervorbrachen und mit der Kraft unserer Heldensprache redeten. Um Religion, Natur, Vaterland, Freundschaft und Liebe so zu empfinden, diese Gefühle so auszusprechen, wie Klopstock vermocht hat, dazu gehörte mitten in einer noch gedrückten und beengten Zeit eine bewunderungswürdige Starte und Erhabenheit der Seele. Diese mächtigen und empfindungsreichen Themata hat Klopstock entfesselt, in seinen Gesängen ausströme« lassen, von ihrer verkümmerten Existenz in elenden Romanen und Reimereien erlöst. Lohensteins „großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann mit seiner durchlauchtigsten Thusnelde" und Kloustocks Ode:

Ha! dort lommt ei mit Schweiß, mit Romcrblut,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön mar
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt.
Komm! ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
lind das triefende Schwert! Komm', athm' und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht.

Die erhabenen Gefühle, die unfere Seele beflügeln und emportragen, find einander verwandt, sie sind in keinem Dichter so geschart und durch ihre wechfelseitige Anziehungskraft gegenwärtig als in Klopstock; eines ruft gleichfam das andere. Die Freude an einer herrlichen Landfchaft weckt in ihm eine Reihe freudiger, erhebender, aufjauchzender Empfindungen, die sich wie im Sturm seines Gemüths bemächtigen; im Anblicke des Züricher Sces fühlt er sich erweitert, fortlebend in der Sympathie der Nachwelt und mitten in dem Iubelgesang seiner Freude an der erhabenen Natur feiert er die Unsterblichkeit menschlicher Größe:

Reizvoll llingt des Ruhms lockender Silbcrton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Diese Unsterblichkeit ist ihm geworden. Wie er in seiner Ode es ersehnt, hat er „durch der Lieder Gewalt" fortgewirkt und ist „mit der Entzückung Ton oft beim Namen genannt worden". Erinnern wir uns jener schönen Stelle im Briefe Werthers, worin er sein erstes Zusammensein mit der Geliebten schildert, den ländlichen Tanz und die Sommernacht nach dem Gewitter. „Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitwiirts, der

herrliche Regen säuselte auf das Land und erquickender Wohlgeruch stieg
in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellen-
bogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und
auf mich, ich sah ihr Auge thriinenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige
und sagte: Klopstock! Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die
ihr in Gedanken lag, und versank in den Strom der Empfindungen, den sie
in dieser Losung über mich ergoß".

Es giebt zwei Gedichte Schillers, die mir unwillkürlich das Vild
Klopstocks hervorrufen. Der deutsche Pegasus lag im Joch, er entfaltete sein
Schwingenpaar, als dieser Jüngling ihn berührte, und stieg empor zu den
blauen Hohen. Klopstock war der Dichter der erhabenen Empfindung, des
lyrischen Aufschwungs, durch seinen Genius nicht zur epischen, noch weniger
zur dramatischen Poesie berufen, Als er das Gedicht vom Messias unter-
nahm, halte er sich zweimal geirrt: in der Wahl des Stoffes und in seinem
Talent; es war die Folge dieses doppelten Fehlgriffs, daß ein Vierteljahr-
Hundert verging, bis er sein Epos mühselig zu Ende gebracht hatte. Das
Vild der Welt und des vollen Menschenlebens kann uns nur der epische und am
wirkungsvollsten der dramatische Dichter geben. Klopstock war kein Welt-
dichter; der Zug seiner Natur ging nach den blauen Höhen. Ich wüßte
keinen unserer neueren Poeten, der so wie er die Frage herausfordert: „Wo
warst Du denn, als man die Welt getheilet?/ — keinen, der so wie er
antworten dürfte: »

^ Ich war, sprach der Poet, bei dir!
Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor.

Wenn er einer Verzeihung bedarf, so ist es diese, und niemand hat
über Klopstocks Größe und Mangel richtiger geurtheilt, als Schiller selbst in
seiner unvergleichlichen Charakteristik, des „sentimentalischrn Dichters". Es
ist nöthig, unserer Zeit die richtige Würdigung Klopstocks wieder einzu-
prägen, da wir mehr als einmal bei beachtungswürdigcn Männern verkehrten
Urtheilen begegnet sind, die Klopstock zu den literarischen Curiositäten rechnen
und völlig vergessen haben, welche Seelen- und Phantasiestärke dazu gehört,
um den Staub der Empfindungen abzuschütteln und die erhabenen Vorstellungen
rein und gewaltig hervorzubringen.

Freilich konnte von einem solchen Dichter eine durchgreifende Reform
unserer Literatur nicht ausgehen: dazu fehlte ihm der Umfang der poetischen
Kraft und das Verftändniß der Aufgabe selbst. Wie sehr ihm die letztere
Einsicht gebrach, haben die Neuerungen bewiesen, die er in seiner späteren
Zeit einführen wollte und die eben so viele Verirrungen waren. Auch unter
den Dichtern, die sich von Gottsched unabhängig gemacht hatten und unbe-
kümmert um ihn und seine kritische Dichtkunst ihre poetischen Kräfte ver-
suchten, war leiner, der an Macht des Talents sich mit Klopstock vergleichen

tonnte oder die Gaben besaß, die ihm fehlten. Der einzige, den die Natur
berufen hatte, gleichsam sein poetischer Gegenfüßler zu weiden. Chr. M.
Wieland, hatte sich vorher zu den Schweizern verirrt und suchte dem Dichter
des Messias die Fußstapfen nachzutreten. Die dramatische Kraft war auch
ihnl versagt. Die Stärke und der Zauber seines Talents lagen genau in der
Wagschale, die Klopstocks erhabener Lyrik gegenüber die beiden Gegengewichte
des Komischen und Epischen enthielt: Wieland vereinigte diese beiden Factoreu
in der komischen Erzählung , die uns ergötzlich schildert, wie die Schwärmerei
zu Fall kommt und die sinnliche Natur sich an ihr rächt. Während Klopstock
„der sündigen Menschheit Erlösung" besang, nahm Wieland in der Stille die
entgegengesetzte Richtung und ließ sich von der Muse belehren, daß der Geist
»villig, aber das Fleisch schwach sei, und es ist, setzte die Muse hinzu, nie
liebenswürdiger, als wenn es schwach ist! Die Liebenswürdigkeiten dieser
Schwäche wußte Wieland mit poetischer Virtuosität zu erzählen. „Der hohe
Schwung beugt meine Seele nicht, mein Element ist heitre sanfte Freude".
Als er dieses sein Element gefunden hatte und in der Musarion verkündete,"
war die Reformation unferer Literatur in vollem Gange.
Der Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland ist leine zufällige Erscheinung,
sondern der poetische Ausdruck jener beiden einander widerstreitenden Mächte
der idealen und sinnlichen Menschennatur, die im Zwiespalt ihre Ergänzung
fordern; ein ähnlicher Gegensatz zeigt sich unter den großen Dichtern des
Mittelalters, zwischen Wolfram von Eschcnbach und Gottfried von Straßburg:
ein ähnlicher besteht in der neueren Zeit, noch bevor Klopstock und Wieland
den ihrigen ausgeprägt hatten, zwischen Haller und Hagedorn. Und Hallcr
sah in Hagedorn beides: sein Gegentheil und seine Ergänzung. In der
„Anthologie" des jugendlichen Schiller findet sich ein Spruch (der nicht von
dem Herausgeber felbst herrührt), worin Klopstock und Wieland als die
Dichter des Jenseits und Diesseits erscheinen. Der Verfasser des Epigramms
sah die Schattenrisse beider vor sich, den Dichter des Messias rechts, den.
des Oberon links, und sein Spruch lautete: „Gewiß! bin ich nur überm
Strome drüben, gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben, dann erst
schrieb dieser Mann für mich. Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
ihn darf auch unfer einer lieben, komm, linker Mann! Ich küsse Dich!"
Unter den freien Dichtern, die Klopstock unmittelbar vorangingen, machten
sich gewisse Bestrebungen geltend, die im Kleinen auf das große Ziel unserer
poetischen Reformation hinwiesen: die Wiedergeburt der deutfchen Dichtung,
die Befreiung von der fremdländischen Renaissance. Man hatte schon die
Entdeckung gemacht, daß die Dichter des Alterthums nicht blos unsere Schul-
meister und gewichtigen Vorbilder, sondern Menschen wie wir sind, die sich der
Welt und des Daseins erfreut, die Freuden der Liebe nnd des Weins erlebt
und besungen haben, daß die Gedichte des Horaz und Nnatreon nicht blos
vorhanden sind, um übersetzt und exercirt, sondern genossen, sympathisch
empfunden, mit gleichgestimmter Lust nachgeahmt zu werden. Man fühlt wie

sie und dichtet darum nach ihrer Art. Als der erste in dieser Reihe und
der Führer in dieser Richtung erscheint Fr. Hagedorn, der sich mit dem
Horaz befreundet hatte, wie einige jüngeren Dichter, die Hallischen Studenten
Gleim, Götz und Uz, mit dem Anatreon. Daß Wieland, als er noch den
Schweizern diente, die neuen Analreontiker verketzert hat, war ein ironisches
Spiel seines Schicksals. Diese Poeten zeigen uns die eisten kleinen Anfänge
einer deutsch empfundenen, ihrer Schülerschaft entwachsenden Renaissance.
Nas Thema, das sie erfüllte, tonnte nicht einfacher und leichter sein: Wein
und Liebe! Es drang noch nicht bis ins Leben, sondern blieb nur in der
Phantasie; im Leben selbst hielt man sich nüchtern und von den Erfchütterungen
des Eros unberührt. Es waren nicht die Leiden, fondern nur die Scherze
der Liebe, die in Versen schäkerte und mit dem Feuer spielte. So lange
die Geliebte noch Chlos, Phyllis oder Davhne hieß, waren die Leiden
Werthers nicht zu fürchten. Wenn ich mir den Amor vorstellen will, mit
dem die Gleim, Götz und Uz fo vertraut thun, denke ich mir eine Porzellan-
Figur nach dem Rococogefchmacke des Zeitalters. Aber daß man mit
einigen Dichtern des Altcrthums leben wollte wie mit seineu Freunden,
änderte schon in etwas den unfreien, schülerhaften Charakter unserer Re-
naissance und trieb in eine Richtung, deren Ziel eine den großen Mustern des
Alterthums congeniale Umbildung unserer Poesie und Literatur sein mußte.

VI.

Diese EmpfindungZart war es, die Lessings erste poetifche Regungen
geweckt hat. Er war noch Fürstenschüler in Meißen, als Gleims „scherzhafte
Lieder" erschienen (1744). Seine eisten poetischen Versuche aus der Schul-
zeit stimmten sich auf die cmatreontifche Tonart; fein Vorbild war Hagedorn,
den er in einem Brief an feinen Vater noch im Jahre 1749 „den größten
Dichter der Zeit" nennt. Es ist ein sehr bemerlenswerther und von Danzel,
seinem gründlichsten Biographen, mit Recht hervorgehobener Zug, daß Lefsing
gleich im Beginn feiner aufstrebenden Entwicklung die Poeten des Alterthums
nicht schülerhaft erlernen, fondein rein menfchlich empfinden und genießen will:

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule geh«
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht versteh»!

Schon auf der Klosterfchule nahm er in deni Studium der alten Dichter
seinen eigenen Weg; zu feinem Privatvergnügen las er die römifchen Luft-
spieldichter Plautus und Terenz, nicht um feine Gelehrsamkeit zu bereichern,
sondern um Welt und Menschen in ihnen kennen zu leinen, und nichts reizte
seinen poetischen Nachahmungstrieb so lebhaft, als Werke dieser Art, welche
die Thorheiten der Menschen dramatisch erleuchten. Plautus und Terenz
waren damals seine Freude und seine Welt; selbst Komödien zu schreiben,
sein erstes Wagniß, er bekennt seinem Vater, daß er nach dem Ruhm dürste,

der deutsche Molière zu werden. Wie.er seine Aufgabe faßt, und welche Richtung er sofort aus eigenstem Antriebe erwählt, dafür ist das Thema seines ersten Luftspiels, das er als Schüler entworfen hatte und als Student ausführte, ein sehr charakteristisches Zeugniß: er will die Thorheit darstellen, die er erlebt, auch in sich selbst erlebt hatte, die einzige, die ihm damals aus der eigenen Erfahrung entgegenkam. Aus den „kleinen Knaben", die voller Stolz zur Schule gehen, werden große Knaben, die Schulfüchse bleiben und den Tertianerstolz in Gelehrtendünkel verwandeln. Das Lustspiel hieß „Ter junge Gelehrte". So erklärt Lessing selbst die Entstehung dieses seines ersten dramatischen Versuchs, der auf die Bühne kam. „Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?"

Ucberfchauen wir, ohne jede biographische Ausführlichkeit, die nicht in unser Thema gehört, in gedrängtester Kürze den Entwicklungsgang Lessings. Sein Leben umfaßt nur 52 Jahre. In seinem Geburtsjahr (1729) erscheint Gottscheds „kritische Dichtkunst", in seinem Todesjahre (1781) Kants „Kritik der reinen Vernunft" und Schillers erstes Trauerspiel. Im Jahre 1759 steht Lessing, ein dreißigjähriger Mann, auf der beginnenden Höhe seiner reformatorischen Wirksamkeit, die in ihrer Vollkraft mit einer Reihe epochemachender Werte zwei Jahrzehnte erfüllt (1760—1780). In dieser Zeit wird die deutsche Literatur umgewandelt. Wie. mächtig uno gewaltig die Krisis war, die Lessing entschieden hat. zeigt auf einen einzigen Mick der Charakter der ihr vorhergehenden und der ihr nachfolgenden Literatur. Vor jener Krisis: Gottsched, Hagedorn, Klopstock; nach derselben: Herder. Goethe, Schiller! Man vergleiche Gottsched und Herder, Hagedorn und Goethe, Klopstock und Schiller!

Lessings literarische Anfänge, die noch keinen reformatorischen Charakter haben, fallen in die Jahre 1746—1752; er lebt zwei Jahre als Student in Leipzig, dann als beginnender Journalist in Berlin und beschließt seine akademischen Studien in Wittenberg. In Leipzig interessirt ihn am meisten das Theater, in Wittenberg die Bibliothek. Unter seinen literarischen Anfängen verstehen wir seine ersten Gedichte, Lustspiele und kleineren kritischen Feldzüge, darunter einen, der schon hinreichte, ihn zu einem gefürchteten Manne zu machen, es war die Vernichtung eines erbärmlichen Horazübersetzers, der zu den hallischen Dichtern gehörte: „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen". Wäre Lessing damals gestorben, diese Schrift von einer beispiellosen Anmuth und Furchtbarkeit der Polemil würde ihn überlebt haben und müßte im Andenken der Nachwelt unvergeßlich geblieben sein, aber auch nur diese nebst einigen seiner Trinklieder und Epigramme.

Es folgen die Jahre der beginnenden Reformation (1752—1760), die Lessing in Berlin, Leipzig und wieder in Berlin zubringt. Die hierhergehörigen, dem Durchbruch zustrebenden Werke sind.- Miß Sara Sampson, das erste bürgerliche Trauerspiel in deutscher Sprache, die neue Fabeldichtung, die Abhandlungen über die Fabel, der Philotas, der Versuch einer neuen Faustdichtung und seine „Literaturbriefe" aus den Jahren 1759 und 1760. Wir sind in der Mitte des siebenjährigen Krieges, dessen Schauplatz Lessing betritt, als er gegen Ende des Jahres 1760 Berlin verlaßt und als Secretär des Generals Tauenhien nach Breslau übersiedelt. Die beiden nächsten Jahrzehnte zeigen ihn auf seiner Höhe; er verlebt das erste (1760—1770) in Breslau, Berlin und Hamburg, das zweite als Bibliothekar in Wolfenbüttel, die einzige amtliche Stellimg, die er gehabt hat.

Im Jahre des Hubertsburger Friedens (1763) dichtet er Minna von Barnhelm, die er in Berlin vollendet und 1767 veröffentlicht, dann folgen Laokoon (1766). die Hamburger Dramaturgie (1768), die antiquarischen Briefe (1768—1769): dies sind die unsterblichen Werke seines vorletzten Jahrzehnts. Gleichzeitig erscheint Wieland in seinem Element, Herder in seinen Anfängen.

In der Wolfenbüttler Periode vollendet Lessing Emilici Galotti (1772) und Nathan den Weisen (1774), dem der „Anti°Goeze" vorhergeht (1778) und „die Erziehung des Menschengeschlechts" als vollständiges Werk nachfolgt (1780). Es ist das Jahrzehnt, worin Goethes Gestirn bis zu seiner klassischen Höhe emporsteigt: in dieser Zeit entstand Götz, Werther, Faust, Clavigo, Stella. Egmont, Iphigenie und die Anfänge des Tasso. Während Lessing den Nathan in feiner letzten Gestalt vollendet, dichtet Goethe die Iphigenie in ihrer ersten; im folgenden Jahre beginnt er den Tusso.

VII.

Nachdem wir den Zustand der deutschen Literatur und die darin enthaltene refoimlltoiische Aufgabe, die Lefsing vorfand, dargelegt, den Punlt, wo er einsetzt, bestimmt und den Entwicklungsgang, den er durchläuft, in seinen Umrissen bezeichnet haben, entsteht uns die Frage: welches waren die Kräfte, die er befitzen und in's Feld führen mußte, um jene Aufgabe zu löfen? Wir wollen Lefsings reformatorischen Charakter dergestalt zu entwickeln fuchen, daß unsere Auseinandersetzung mit jedem Schritt tiefer in die geistige Perfönlichkeit des Mannes eindringen und dieselbe in dem ganzen Umfange ihrer Vermögen durchmessen soll.

Jede reformatorische That fordert in dem Gebiet, wo sie erscheint, eine Vemeisterung der vorhandenen und herrschenden Bildungszustände, die man

ererbt, erlebt haben und in sich tragen muß, um sie überwinden und verändern > zu können. Hier gilt das faustische Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Man muß unter der Macht der überlieferten Bildung stehen, um über dieselbe hinauszudringen, man muß sich selbst im Innersten erneuen, um die Welt verjüngen und das Alte als etwas Ausgelebtes verwerfen zn tonnen. Dann erst kommt das andere faustifche Wort zu feiner Geltung: „Du alt Geräthe, du wirst nicht gebraucht, du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte!" — Luther würde nie der Reformator geworden fein, der er war, wäre er nicht ein frommer, vom kirchlichen Glauben durchdrungener Mönch gewesen. Ich will gleich die Anwendung auf Lefsing machen. Seine Aufgabe war die Wiedergeburt der deutschen Literatur, die Befreiung von der überlieferten fremdländischen Renaissance, von der erlernten, nachgeahmten, gelehrten Bildung, von der Büchergelchrfamkeit und der Poesie, die im Buche steht. Er mußte diese Gelehrsamkeit besitzen und zwar in einem Grade, daß er sie bemeistern. ihre kostbaren Güter vom Ballast, ihren fruchtbaren Reichthum von der gelehrten Bettelhaftigkeit wohl unterscheiden konnte; er mußte so reich sein, um wegwerfen zu dürfen. Es ist sehr leicht und darum völlig wirkungslos, die Gelehrsamkeit zu verachten, wenn man sie nicht hat. Das Bücherstudium, die gelehrten und philologischen Kenntnisse, ausgebildet bis zu dem virtuosen Vermögen, sich in der Bücherwelt fchnell und sicher zu orientiren, mit einem Wort, alle die Eigenschaften, die nicht den gewöhnlichen, fondern den großen Literatur machen, gehörten zu dem Rüstzeug, womit der Reformator, der Lessing weiden sollte, gewaffnet fein, zu den Kräften, die er ins Feld führen mußte. Er ist ein Gelehrter im eminenten Sinne gewesen, in einem erstaunlichen Umfang und mit der noch größeren Fähigkeit, den erworbenen Reichthum in jedem Augenblick, wo es nöthig fchien, zu vervielfältigen. Unsere genialen Dichter, die nach ihm kamen, stehen in dieser Rücksicht weit hinter Lessing zurück, sie bedurften auch eines folchen Rüstzeugs nicht mehr. Selbst Goethe anerkennt in einem feiner Urthcile über Lefsing „die ungeheure Cultur" dieses Dichters, „gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind". Noch als Student hatte sich Lefsing eine solche Orientirung im Felde der Gelehrtengeschichte verschafft, daß er im Stande war, die Recension eines Gelehrtenlexikons zu fchreiben und demselben eine Menge Fehler und Unrichtigkeiten nachzuweisen.

2.

Er wäre dieser große Literator nicht gewesen, wenn er nichts als ein gelehrter Vielwisser hätte sein wollen. Er las, um zu erkennen, eingewurzelte Irrthümer aufzufinden und zu berichtigen, Klarheit zu schaffen, wo Unklarheit und Verwirrung herrschte, richtige Vorstellungen an die Stelle der falschen zu setzen. Diesen Zug theilte er mit Pierre Bayle, dessen kritisch-historisches Wörterbuch eine der ersten und reichsten Fundgruben seiner

Studien wurde. Nichts schien ihm zu gering, uni gewußt, lein falsches
Urtheil zu unbedeutend, um aufgeklart zu weiden. Naher kam seine Lust,
„Rettungen", wie er es nannte, zu schreiben, selbst in Füllen, wo seine
Sympathien außer Spiel waren. Er tonnte die Schmähschrift eineK
Simon Lemnius gegen Luther fo weit entfchuldigen, als er gefunden, daß
Luthers ungerechte und gehässige Verfolgung den Zorn des Mannes gereizt
hatte; er vertheidigte den Cochläus gegen den falschen Vorwurf, daß ein
unbegründeter und nachmals oft wiederholter Angriff wider Luthers Ablaß-
streit von ihm ausgegangen sei; er wollte ein Mißverständnis^ nicht bestehen
lassen, welches dem Hieronymus Cardanus vorwarf, in einer feiner Schriften
die christliche Religion herabgewürdigt zu haben. Handelte es sich aber um
einen griechischen oder römischen Dichter, den er liebte, um den Charakter
des Horaz wider falsche Beschuldigungen, oder um die Gedichte des Horaz
und Theolrit gegenüber den elenden Uebersetzungen der Lange und Lieberkühn,
so kam, wie namentlich in den beiden letzten Fällen, zu der Lust der Rettung
der Zorn, der sich vernichtend ausließ. „In Ansehung der alten Schrift-
steller", schrieb er gelegentlich einem Freunde, „bin ich ein wahrer irrender
Ritter, die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so
jämmerlich mißhandelt". — Man hat es neuerdings unserem Lcssing in
Rettungen hie und da nachthun wollen und sich dabei nicht selten in den
Objecten und in der Methode vergriffen. Ten Mohren rettet man nicht,
wenn man ihn weiß wäscht, und den Tibcrius und Nero nicht, wenn man
sie tugendhaft macht. Diese Art zu retten erinnert an unwirksames Fleck-
wasser: es sieht so aus, als ob die Flecken verschwunden wären und nach
fünf Minuten find sie wieder da! Vei Lcssings Rettungen handelt es sich
nie um den Effect eines Kunstückes oder eine theatralische Blendung, sondern
blos um die Sache der Wahrheit.

Diese Wahrheitslust, dieser offene und helle Verstand, der die Dinge
in ihrem eigenen Licht, in ihrer natürlichen Beschaffenheit zu sehen begehrt
und sieht, dieser „Geierblick", wie Voß es nannte, macht aus dem Literator
den philosophischen Kopf, den großen für alle Zeiten vorbildlichen Kritiker.
Um uns von der fremdländischen, romanischen, insbesondere französische»
Renaissance zu befreien, von der Lcssing in seinen Anfängen felbst abhängig
war, mußten wir nieder und in einer neuen, von der bisherigen ganz ver-
schiedenen Art auf die Quellen jener gefammten Bildung, das Alterthum felbst
und seine Originalwerke in Kunst und Poesie hingewiesen werden, nicht in
Weise der Schulzucht und Knabendisciplin, um als „junge Gelehrte" zu
glänzen, sondern um jene Werke poetisch zu erkennen, in unserer eigenen
Empfindung und Phantasie zu erleben und mit dem Genius des Alterthums
auf gleichen Fuß zu kommen. Wie einst der kirchlichen Tradition und dem
romanisirten Christenthum von Seiten der deutschen Reformation Religion

und Bibel entgegengesetzt wurden, so wird jetzt zur Wiedergeburt der deutschen Literatur das griechische und römische Alterthum selbst der neulateinischen und romanischen Renaissance als Norm und Richtschnur gegenübergestellt. Und da sich die römische Geistesbildung auf die griechische gründet, so soll verdeutsche Geist die hellenischen Originalwerle in Kunst und Poesie auf congeniale Art durchdringen, um mit ähnlichen d. h. eigensten Kräften schaffen zu tonnen. Statt der Tradition soll die Quelle, statt der Eopie das Urbild, statt der Nachahmung das Original, statt der Schule der Meister gelten. Dem Meister kommt man nur gleich durch eigene Meisterschaft, dem Originale nur dann, wenn man selbst original wird oder ist. Die ganze Weltcultur der Renaissance ist auf dieses Ziel angelegt und sie würde nicht den Namen der humanistischen Erziehung und Bildung verdienen, wenn ihre Früchte nur im Treibhause der Schule gezüchtet und nicht, wie die Werte der Griechen selbst, am Baume des Lebens wachsen und reifen sollten. Aber mit den Mitteln einer ererbten und überlieferten Bildung allein laßt sich dieses Ziel nicht erreichen; es sind unabhängige, nicht durch Vererbung gebundene, sondern freie und eigenartige Naturträfte des Geistes dazu nüthig: ein Volt, das traft seiner Sprache und Entwicklung dem römischen Alterthum gegenüber freier und selbständiger bleibt, als die romanischen Nationen, die Erben der lateinischen Sprache und Bildung. Darum waren die germanischen Völler und vor allen das deutsche, weil es das mächtigste ist, berufen, jene Weltaufgabe der Renaissance zu lösen: mit dem hellenischen Geist eine eigenartige deutsche, von der lateinischen Tradition unabhängige Verbindung einzugehen und durch eine neue Art der Nachahmung, die aufhört Nachahmung zu sein, die eigene Originalität zu bekräftigen. Dies ist die Nachahmung, die Winckelmann und Lessing verkündeten, der Weg, den sie brachen und vorangingen, die unvergängliche Geistesthat, die ihren europäischen Ruhm ausmacht. Was Einzelne mit Horaz und Anakreon spielend und tändelnd versucht haben, mit diesen Dichtern wie mit Freunden zu leben: das sollte im Hinblick auf das gesummte griechische Alterthum, auf die Originalwerke der Hellenen in Kunst und Poesie durch eine tiefe, wahrhaft lebendige und nachschaffende Erkenntnis; derselben erfüllt werden. Gleich im Eingänge seiner ersten Schrift erklärte Winckelmann: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und was jemand von Homer gesagt, daß derjenige ihn bewundere, der ihn wohl verstehen gelernt, gilt auch von den Kunstwerten der Alten, besonders der Griechen. Man muß mit ihnen, wie mit seinem Freunde betannt geworden sein, um den Laoloon eben so unnachahmlich als den Homer zu finden. In solcher genauen Bekanntschaft wird man wie Nilomachos von der Helena des ZeuxiZ urtheilen: „Nimm meine Augen", sagte er zu einem Unwissenden, der das Bild tadeln wollte, „so wird sie dir eine Göttin erscheinen".

Das Ziel, das wir erreichen sollten, läßt sich mit wenigen Worten auf

das Klarste erleuchten. Goethe ist oft und mit Recht eine hellenische Natur genannt worden, er war es ohne alle Schule griechischer Gelehrsamkeit — Shakespeare war keine hellenische Natur und lein griechisch Gelehrter, aber durch das Genie und die Macht seiner Schöpfungen ein den Alten ebenbürtiger Dichter. Denn die Verwandtschaft schöpferischer Naturen ist allemal größer und echter, als alle durch die Schule gemachte und erkünstelte Aehnlichlichleit. Niese in der Originalität und im Genie begründete Verwandtschaft erkannte Lessing und wies darum zugleich auf die Alten und Shakespeare. „Denn ein Genie kann nur an einem Genie entzündet werden und am leichtesten an so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsame Vollkommenheit der Kunst nicht abschreckt". „Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt lein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet u. f. w." — Wir werden den Griechen und Shakespeare gleichkommen, nicht wenn mir sie nachäffen, sondern wenn wir sind, wie jene waren, d. h. wenn wir in unserer eigensten Art bleiben und darstellen, was wir sind und erleben. Das ist die Bedeutung der nationalen Dichtung, die Lessing gefordert und geleistet hat, der Weg, den er dem deutschen Genius zeigte; dieser ist ihm gefolgt „und auf der Spur der Griechen und des Briten ist er dem besseren Ruhme nachgeschritten".

4.

Die Unterscheidung, zwischen Originalweit und Nachahmung, zwischen echtem und unechtem Kunstweit, wahrem und falschem Verständnis; der Kunstgesehe ist die Sache einer solchen kritischen Einsicht, die nicht bei dem Studium einzelner Weile stehen bleiben kann, sondern nothwendig weiter führt. Nicht weil die Kunstwerke griechischer Herkunft sind, sollen sie unser Leitstern sein — dies wäre Äutoritäts- und Echulglaube —, sondern weil sie im höchsten Sinne wahr d. h. einfach und naturgemäß find. Diese Einsicht, die den Weg zu den letzten natürlichen Quellen sucht und nicht ruht, bis sie entdeckt sind, erleuchtete unseren Lessing und gab seinem kritischen Geist die Richtung: sie bcwog ihn von der französischen und römischen Fabel zur griechischen, von Lafontaine und Phädrus zu „Aesop", von der französische» und römischen Tragödie zur griechischen, von Corneille und Seneca zu Sophokles, von der französischen Kunsilehre zur griechischen, von der falsch verstandenen Poetik des Aristoteles zu dessen urkundlicher Lehre zurückzugehen und diese in Rücksicht der Tragödie aus dem Wesen der Sache und der Natur der menschlichen Affectc selbst zu begründen. Er sah sich vor die Frage gestellt: worin besteht die Naturwahrheit der Kunst? Er mußte der Sache auf den Grund kommen und das Kunstwerk aus seinen einfachsten und ursprünglichen Bedingungen, aus der menschlichen Natur selbst erklären und entstehen lassen. Darin lag die Probe der Rechnung. Wie entsteht die Fabel, das Epigramm, das Drama, die Tragödie? Wie unterscheidet sich die

Handlung, welche die Fabel erzählt, von der epischen und dramatischen?
Nie unterscheiden sich traft ihrer natürlichen Bedingungen die bildende und
dichtende Kunst, Malerei und Poesie? Das sind die Fragen, die Lesfing,
immer weiter und tiefer eindringend, in seinen Abhandlungen über Fabel
und Sinngedicht, in seinem Laotoon und der Dramaturgie zu lösen unternahm,
nicht etwa durch vorgeschriebene Regeln, sondern so, daß aus der Entstehung
des Werts, d. h. aus seiner naturgemäßen Production, die Regel hervorging
und sich ergab, wie aus der Construction des Kreises die Definition
dieser Größe.

Und nicht blos das Gebiet der Kunst und Kunstlehre hat uns Lessing
auf diesem Wege und nach dieser Richtschnur kritisch erleuchtet, ihn bewegten
auch die religiösen und theologischen Probleme, die der Predigerssohn
aus Kamenz als väterliches Erbtheil in sich trug und die ihm stets wichtig
geblieben waren. Auch hier trieb ihn sein Forschungsgeist nach der Quelle
und dem Ursprünge des religiösen Lebens, die er zuletzt in den Tiefen
der menschlichen Natur selbst ergründen mußte. Er hatte (in der Breslaues
Zeit) die Entstehung der Kirchenlehre in ihren Quellen, den Kirchenvätern,
studirt, er drang weiter bis zu den ersten Glaubensurlundcn der christlichen
Religion und suchte durch eine einfache und fruchtbare Hypothese, die ein
Denkmal der Forschung geblieben ist, die geschichtliche Entstehung der Evangelien
zu erklären. Aber der Glaube ist früher als die Glaubensurkunde, die
Religion früher als die Bibel, die aus ihr hervorgeht, der religiöse Glaube
früher als der Schriftglaube, auf dem die lutherische Orthodoxie, als ihrem
letzten Fundament, stand und stehen bleiben wollte. Hier entzündete sich der
Streit zwischen Lessing und dem Hamburger Pastor Goeze. Das alte
Testament ist früher als das neue, die jüdische Religion früher als die
christliche, und das religiöse Bedürfniß der Menschennatur, die ungeschriebene
Religion des Herzens, früher als die fchriftlichcn Offcnbarungsurtundcn, als
die geschichtlichen und positiven Formen der in der Welt herrschenden Religionen.
Die letzte und tiefste Frage that sich auf: worin besteht das Wesen der
Religion und ihrer Geschichte? Wie verhält sich die Religion zu den
Religionen? Diese können nichts anderes sein als die fortschreitende Aus-
bildung und Entwicklung der wahren Religion, als die allmählich fortschreitende
Erziehung der Menschheit nach einem göttlichen Weltplan. Den Gedanken
auszuführen, fchrieb Lessing eine seiner tiefsinnigsten Schriften, die letzte, die
er herausgab: „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Um aber
der Welt in der ergreifendsten und populärsten Form zu sagen, was er unter
Religion und religiöser Erziehung verstehe, betrat er zum letzten Mal seine
alte Kanzel, das Theater, und vollendete „Nathan den Weisen".

5>.

Dieser große Literator und Kritiker wäre nie der Reformator unserer
Poesie geworden, wäre er nicht selbst ein Poet gewesen, der die eindringende

und erschütternde Kraft des dramatischen Vermögens besaß: ein dramatischer Nichter und ein Theaterdichter. Setzen wir gleich hinzu, er wäre auch nie der große Kritiker gewesen, ohne ein solcher Dichter zu sein. Hier liegt in Lessings reformatischcr Bedeutung das entscheidende Gewicht. Vor ihm eine Poetik ohne Poesie, daher eine ohnmächtige, denn die Dichtung entsteht nicht aus Regeln und kommt nicht aus Büchern; vor ihm eine Poesie, aber theils eine geringfügige und nur in der kleinen Welt einheimische, die sich in Liedern, Fabeln. Erzählungen befriedigen konnte, theils eine schwungvolle und erhabene, wie Klopstocks Muse, der aber die dramatische Kraft und der Sinn für die reformatorische Aufgabe unferer Literatur, die wahre Erkenntnis; dessen fehlte, was eine nationale Dichtung leisten sollte! Zum ersten Mal in Lessing ergreifen sich beide Factoren: Dichtung und Kritik. Poesie und ^Poetik; ihr Product ist die reformatorische That. Ihr bisheriges Verhält- nis; wird von Grund aus geändert: die Poesie macht die Poetik, das Genie inacht die Regel, nicht umgekehrt. Derselbe Mann ist Dichter und Kritiker zugleich; er begreift, was er thut, und erfüllt, was er fordert. Nie ist die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Einsicht, zwischen Vollbringen und Wissen im Gebiete der Poesie intimer und fruchtbarer gewefen, als in diesem einzigen Lessing; ich wenigstens wüßte keinen, der bei einer solchen Gemüths- und Geistcsticfe sich so bis auf den Grund durchschaut hat als cr. Lessing der Kritiker ist der sich selbst klare, einleuchtende, sein eigenes Schaffen völlig durchschauende Dichter.

Sehen wir nur, wie seine Werke, die poetischen und kritischen, wechselseitig in einander greifen. Erst die Fabeldichtung, dann seine Abhandlungen über die Fabel; erst seine Sinngedichte, dann die Abhandlung über das Epigramm; erst die Sara, dann seine Briefe an Nicolai und Mendelssohn, worin er die jenem Tauerspiel gemäße Wirkung, das Mitleid, als die wahrhaft tragische zu begründen sucht; erst die Minna von Varnhelm und die in ihrer ältesten Form schon ausgeführte Emilia Galotti, danu die Dramaturgie; selbst der Entwurf zum Nathan ist viele Jahre früher als die theologischen Kämpfe und di« kritischen Untersuchungen über Religion und Christenthum. Doch übte auch die Kritik einen wesentlichen erzengenden Einfluß auf seine Dichtung, denn die poetische Aufgabe war ihm ganz klar und wurde von ihm festgestellt, bevor er sie löste. So hatte er die Nothwendigleit des bürger- lichen Trauerspiels begründet, ehe er in seiner Sara das erste deutsche Werk dieser Art ausführte; er hatte in seinen Literaturbriefen das nationale Drama gefordert, bevor er in der Minna von Barnhelm felbst die Sache ins Werk setzte; die zweite Bearbeitung der Emilia Galotti folgt der Drama- turgie, die Vollendung des Nathan folgt dem Anti-Goeze.

8.

Daß Lessings dichterische Thätigleit völlig im Erleuchtungskreise seines Bewußtseins vor sich ging und in diesem Lichte gedieh; daß er vollkommen

mußte, was er that, darin besteht sein Charakter als Poet und zugleich eine der wesentlichsten Bedingungen zur Erfüllung seines reformatorischen Berufs.
.Was Einsicht und höchste GeistesNarheit einem poetischen Werte verleihen tonnen, kam seiner Dichtung zu Gute; was in der Geburt eines Kunstwerts, in der schaffenden Phantasie eines Dichters die Sonnenhelle der Erkenntnis; und Reflexion nicht verträgt, mußte ihr fehlen. Wenn der poetische Schöftfungsdiang so mächtig ist, daß er alle übrigen Geistesvermögen beherrscht und das eigene Bewußtsein soweit überwältigt, daß diesem das freie und unbefangene Zusehen vergeht; wenn der Zustand des Dichters jene Begeisterung sein soll, die man den göttlichen Wahnsinn genannt hat: fo hatte Lessings Dichtertraft eine folche Gewalt nicht. Gehört es zum Charakter des Genies, daß seine Natur mächtiger ist, als seine Reflexion, und seine Schöpfungen tiefer entspringen, als alles Bewußtsein: so war Lessing ein solches Dichtergenie nicht und durfte es nicht sein der Aufgabe gegenüber, die er lösen sollte.
Nach einem bekannten, aus der eigensten Erfahrung geschöpften Ausspruche Goethes hat jedes geniale Gedicht etwas Dunkles; es enthält, „was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht". Dieses magische Dunkel fehlt in Lessings Natur und seinen Weiten. Niemand wußte das besser, als er selbst, er kannte die Macht des Genies, wußte, daß Vorbild und Regel aus ihm hervorgehen; daß leine Regel das Genie macht, keine dasselbe erseht, wohl aber, wenn es die ächte Regel und das richtige Kunstverständniß ist, die Wege des Genies zu erleuchten und seine Werke davor zu schützen vermag, sich an der Wahrheit der Natur zu versündigen: daß in diesem Sinn selbst der weniger geniale Dichter der bessere sein kann.
Darum ist es eben so thöricht, dem Dichter die Regel vorzuschreiben, als im Namen des Genies aller Regel den Krieg zu erklären. Lessing hatte Gottsched und dessen Schule vor sich, als er begann; er hörte schon das Geschrei der Stürmer und Dränger, als er zwanzig Jahre später seine Dramaturgie schrieb. „Wir haben, dem Himmel sei Dank, jetzt ein Geschlecht von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, alle Kritik verdächtig zu machen. Genie! Genie! schreien sie, das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel! Die Regeln unterdrücken das Genie! Als ob sich das Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstlichter ist Genie, aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behalt und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken".
Und wie Lessing als Dichter und Kritiker sich selbst beurtheilte und von der Welt beurtheilt wissen wollte, hat er am Schlüsse der Dramaturgie in einem Bekenntniß ausgesprochen, das in seiner erhabenen Bescheidenheit die sogenannten Genies niederschlagen und beschämen müßte, wenn sie ihre

Werlc mit den seinigcn vergleichen. „Ich bin weder Schauspieler noch
Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren
zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen
Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht
jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein
Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren geschrieben,
in welchen man Lust und Leichtlebigleit so gern für Genie hält. Was in
den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir fehl bewußt, daß ich es einzig
und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle
nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, die durch eigene
Kellst in fo reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles
durch Druckwerk nnd Röhren aus niir herauspressen. Ich würde so arm,
so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde
Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu warmen und durch
die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher nur beschämt
und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las
oder hörte. Sie soll das Genie ersticken und ich schmeichelte mir, etwas
von ihr zu erhalten, das dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein
Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann".
Fassen wir Alles zusammen, uni kurz zu sagen, auf welche Art iu dem
Reformator unserer Literatur der kritische Kopf und der Dichter vereinigt
sind. Es ist der Standpunkt der poetischen, productiven, genialen
Kritik, den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich
verkörpert hat: Der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und
erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen,
von der Unnatur zur Natur führt.
„Keine Nation hat die Regeln des alten Dramas mehr verkannt, als
die Franzosen". „Ich wage es hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie
doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des
großen Corneille, daß ich nicht befser machen wollte. Was
gilt die Wette? Doch nein, ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung
für Prahlerei nehmen könne. Man merke alfo wohl, was ich hinzufetze: ich
werde es zuverlässig besser machen und doch lange kein Corneille sein und
doch lange noch lein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zu-
verlässig besser machen und mir doch nur wenig darauf einbilden dürfen.
Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der so fest an den
Aristoteles glaubt, wie ich".
Es ist kein Autoritätsglaube, auf den er pocht; sonst wäre es wohl-
feil, ein Lessing zu sein. Um an den Aristoteles zu glauben, wie er, muß
man den Aristoteles so verstanden und feine Lehre von der Tragödie so aus
der Natur beglaubigt haben, wie Lessing wollte, und dazu gehört nicht weniger
»ls ein solcher Kritiker und ein solcher Dichter. An Aristoteles im Sinne
Lessings glauben heißt, überzeugt sein, daß Niemand die Naturgesetze der

Tragödie richtiger erkannt hat, als der griechische Philosoph, und durch ein«!
falsche Auffassung des letzteren niemand sie mehr verkannt hat als die FranM
zosen. In der Erkenntniß jener Gesetze liegt das Gewicht der Sache, die wq
ini Fortgange unserer Betrachtungen an einer späteren Stelle näher eiläuter
werden.

7.

Als Lessing in seiner Dramaturgie diese merkwürdigen Selbstbekenntnisse
gab, worin er seine kritische Einsicht so hoch, sein poetisches Genie so gering
> anschlägt, hatte er Minna von Varnhelm gedichtet und das Stück hatte so
eben auf dem Theater seine Epoche gemacht. Wenn er von dieser Dichtung
sagen tonnte: „ich verdanke sie einzig und allein der Kritik", so mußte
freilich seiner Einsicht eine Kraft inwohnen, „die dem Genie sehr nahe kam".
Wir werden diese Kraft aus ihrem Werke kennen leinen. So viel ist ge-
wiß, daß die Klarheit seines Geistes noch gewaltiger war als die Macht der
Dichtung, die nach dem Schiller'schen Wort „aus nie entdeckten Quellen"
hervorbricht. So mußte der Kops beschaffen sein, dem die deutsche Literatur
die große Mission anvertraut hatte, sie zu erneuen, umzuwandeln und ihre
Wege weit hinaus zu erleuchten. In dieser seiner toniglichen Kraft einer
productiven Kritik, einer fruchtbaren erzeugenden Einsicht, eines Lichtes, das
überall, wo es hin scheint, Leben erkennt, weckt und entfaltet, ist Lessing ein
nnerreichtes Vorbild. Ich füge zu der Schilderung seines reformatorischen
Eharatters den letzten Zug, der das Bild vollendet und in welchem alle Kräfte,
die wir erkannt haben, zusammenwirken. Was Goethe im Hinblick auf die Fran-
zosen von Voltaire gesagt hat, er sei der denkbar höchste Schriftsteller seiner
Nation, gilt für unser eigenes Volt von Lessing: er istdergrößte deutsche
Schriftsteller.

In der Kunst seiner Schreibart, die vollkommen Natur ist und gar
nichts Erkünsteltes hat, vereinigen sich alle Kräfte, über die er verfügt. Nur
wer diese Mittel sämmtlich besaß, konnte im Stande sein, so zu schreiben,
wie er. Hat ihm das magische Dunkel gefehlt, fo waren ihm dafür alle
Zauber der Klarheit verliehen, wie keinem zweiten. Jeder, der für die
Wirtungen einer solchen Klarheit empfänglich ist—wer sollte es nicht sein?—muß
wenn er Lessing reden Hort, den Eindruck habendes ist die Kraft selbst!
Um ein solcher Schriftsteller sein zu können, mußte Lessing ein ,solcher
Literator, ein solcher Kritiker, ein solcher Philosoph, ein solcher Poet sein.
Nur aus dem spielenden Zusammenwirken aller dieser Kräfte entsteht sein unnach-
ahmlicher Stil. Es ist nicht genug, daß er eine so umfassende Belescnheit, einen
solchen Reichthum gelehrter Kenntnisse, eine solche Fülle bedeutender und sicherer
Vorstellungen erworben hat und besitzt; sie stehen völlig in seinem Diensl
und gehorchen seinem Wink, wie die Truppen dem Feldherrn; unter der
Herrschaft seiner Feder ordnen sich die Vorstellungsmassen, die er braucht,
leicht und zwanglos, jede Idee erscheint stets an dem Ort, wo sie ihre volle
Wirkung thut. Seine Darstellung nimmt nicht den gewöhnlichen Lehrgang,

der etwas fertig Gedachtes überliefert, sich langsam fortschleppt und den
Leser mitermüdct: er führt uns den Weg der eigenen Sclbstverständigung
und läßt uns mit suchen und mit finden, daß wir bei jedem Schritt uns
erfrischt fühlen, wie bei einer herrlichen Wanderung durch immer neue Aus-
sichten oder in dem belebtesten Gespräch durch den fruchtbaren Wechsel der
Ideen. Sein Denken ist ein beständiges Prüfen, er stellt sich die Frage,
fuchs und findet die Antwort, macht sich die Einwürfe, die neue Fragen her-
vorrufen. Die Untersuchungen, die er führt, sind wie das lebendigste Selbstge-
spräch; er braucht nur die Rollen zu vertheilen, und es entsteht der natür-
lichste Dialog. Darum war der Dialog feine Starke, auch im Drama; nie
ist die Kunst des Zwiegesprächs so leicht und natürlich geübt worden, wie
von ihm, der sich mit einer bewunderungswürdigen Feinheit aller der Gänge
und unwillkürlichen Wendungen bewußt war, die der natürliche Fluß eines
Gesprächs braucht und findet.
Die Deutlichkeit der Ideen verlangt die Schärfe der Gegensätze, die in
der epigrammatischen Form sich ihren wirksamsten Ausdruck giebt, und das
Epigramm war recht eigentlich Lessings poetische Virtuosität, es bildet den
Grundcharalter seiner Gedichte, auch derjenigen, die nicht so heißen. Selbst
„die Küsse", die er sich wünscht, wie die Freunde, für die seine Lieder
bestimmt sind, werden durch Antithesen besungen. Und ist das Zechlied
„Gestern Brüder, könnt ihr's glauben —" nicht zugleich ein beißendes Epigramm
auf dm Tod und die profitablen Aerzte? Der Tod haßt die Lebenslust, aber
gönnt sie dem werdenden Mediciner! Ich erinnere an die bekannten und treffenden
Epigramme auf Voltaire und den Juden Abraham Hirsche!, auf Gottsched
und Schönaich, auf Klopstock und Lesfing, jene Antithese, womit die Sinn-
gedichte des letzteren ihre Leser begrüßen: „Wer wird nicht einen Klopstock
loben, doch wird ihn jeder lesen? Nein! Wir wollen weniger erhoben und
fleißiger gelesen sein!"
Die Klarheit des Denkens, um in ihrer vollen Stärke zu wirken,
bedarf der bildlichen Anschauung, die unsere Phantasie mit einer ähnlichen
Ueberzeugungslraft ergreift, als die tatsächliche Gegenwart des Objccts unsere
Sinne. Tiefe, klare und deutliche Vorstellungen zu erzeugen, ist die Sache
des Philosophen und kritischen Denkers; Anschauungen und Bilder zu erfinden,
welche die Ideen verkörpern und uns in der faßlichsten Erscheinung vor
Augen stellen, ist ein Werl des Poeten. Lessing vereinigt Neides. Er ist in
dieser Vereinigung vollkommen einzig und unübertroffen. Was er tiefsinnig gedacht
und auf das Klarste bewiesen hat, eben dasselbe versteht er in der anschaulichsten
Form bildlich darzustellen, in der einfachsten und anmuthigsten fabulistisch
zu erzählen und seine Erzählung so dramatisch zu beleben, daß wir die Dinge
vor uns geschehen sehen. Was Schiller in seinen Künstlern von der Wahrheit
gesagt hat: „Der Anmuth Gürtel umgewunden, wird sie zum Kind, daß
Kinder sie verstehn!" dieses Wort hat niemand in höherem Maße und
siegreicher erfüllt als Lesfing. An der bewiescnsten Wahrheit kann man

noch irre werden, aber wer zweifelt an einer Fabel? Ich erwähne
nur ein Beispiel, das größte und bewunderungswürdigste dieser Art. Tic
umfassenden und schwierigen Untersuchungen über das Verhältnis; zwischen
Religion und Bibel, Tchriftglaube und Kritik, Orthodoxie und Aufklärung,
das Problem und die Lösung, um die es sich hier handelt, erzählt Lessing
spielend und in jedem Zuge treffend, so kurz und so lebendig als möglich in jener
unvergleichlichen „Parabel", womit er den Streit wider Goeze eröffnet:
der alte Königspalast, an dem Jahrhunderte gebaut haben, mit seiner seltsamen
und regellosen, aber bequemen und dauerhaften Architektur; einige Gemächer
darin, die vornehmsten, vpn oben erleuchtet, die alten Grundrisse, die ver-
meintlichen Nrchitektuitcnuer, die jede Beleuchtung der Grundrisse für Mord-
brennerei ausgeben; da entsteht plötzlich um Mitternacht Feuerlärm, jene ver-
meintlichen Kenner denken nicht an die Rettung des Palastes, nur an die der
Grundrisse, laufen damit auf die Straße und suchen streitend auf dem Papier
die Stelle, wo der Palast brennt, der zu Grunde gegangen wäre, wenn er —
gebrannt hatte, aber sie hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten!
Ich wollte nur andeuten, wie sich in Lessings Schreibart die Vermögen
des Epigrammatisten, des Fabeldichters, des dramatischen Poeten, des gelehrten
kritischen und philosophischen Denkers vereinigen mußten, um jenen unver-
gleichlichen Stilisten zu erzeugen, der eben so mustergiltig bleibt als
unerreichbar. Solche Kräfte, deren jede durch ihre Vereinigung mit den
anderen gesteigert wird, find berufen zu kämpfen und polemisch zu wirken:
da sie siegreich und stets überlegen sind, müssen sie streitlustig sein; sie sind
sichere und unwiderstehliche Waffen durch die Sache, der sie dienen, nicht
Theatcrkünste, die blenden, wie Goeze seinem Gegner vorwarf. In Lessings
Antwort hören wir den Schriftsteller, den wir geschildert haben: „Wie lächerlich,
die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, fondern dem blanken Schwerte
zufchrciben! Wie lächerlich alfo auch, die Uebcrlcgenheit, welche die Wahrheit
einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben!
Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit
mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz. Also von
der, von der Wahrheit lassen Sie uns reden und nicht vom Stil".
So sind wir durch Lessing selbst auf das Thema zurückgewiesen, von
dem diese Darstellung seiner reformatorischen Bedeutung in der deutschen
Literatur zu handeln hatte. Denn die Herstellung der Wahrheit in unserem
Denken und Dichten war die Aufgabe und das Wert seines Lebens. Die
beiden größeren Dichter, die ihm gefolgt sind, haben, eingedenk seiner Kämpfe
und Siege, Lessing als den Achilles der deutschen Literatur gepriesen:
Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist!

Eine lvinterreise an den Königssee.

von

ltarl Htielcr.

^ Miincken. —

»ter uns klangen noch die Weihnachtsglocken, es war Sanct
Slcphanstag und nach dcm heimischen Zauber, den uns der
Christbaum geschaffen, zog es uns noch hinaus in die WirNichleit
von Wald und Tannen. Wir fuhren über Salzburg an den
Klinigssee; ^cr Peterskeller hatte seine Schuldigkeit gcthan, und vor demselben
stand lustig klingelnd unsere Extrapost, ein offener Schlitten.
Endlich waren wir glücklich verladen; und eingehüllt wie grimme Nord»
polfahrei, machten wir uns auf den Weg, der schon dicht vor der Stadt
tief einsam wurde. Flatternde Raben im Schnee; ab und zu ein Wandrer,
dem selbst der Gruß auf den Lippen erstarrte, das war das einzige Geleit,
im Winterduft verschwamm die Beste Hohcnsalzburg, nur auf den Bergen lag
noch die volle breite Sonne des Nachmittags. Aber der Tag geht schnell
zu Ende in solcher Jahreszeit; um drei Uhr ist es noch goldig hell, um
vier webt blaue Dämmerung, um fünf Uhr schwimmt der silberne Vollmond
nm Himmel. Unser Weg führt dicht am Untersberg dahin, dessen schroffe
Felsen sich hier meilenweit nuseinanderbreiten; an den rothen Steinwänden
find mächtige Marmorbrüche, an dcm Vcrgbach gegenüber steht eine stumme
Mühle, und erstaunt blickt uns der Mauthner an, der bald an der Landcs-
grenze aus dem Zollhaus trat. Er frug uns auf's Gewisse«, was wir
Steuerbares hätten, und dann winkte er mit der schwieligen Hand und schlüpfte
zurück in seine warme Klause. Denn zum Glück ist wenigstens der gute
Humor noch steuerfrei in diesen „schlechten Zeiten", und der war unser ein-
ziges Gepäck. „Schwager, blas uns ein's", riefen wir dem Postillon; schmetternd
tlang die alte Volksliedweise durch die Dämmerung, die langsam hernicdersanl,

während schon dieZinken des Watzmann vor uns emporstiegen. Berchtesgaden wir
nahe, und als wir es erreicht, glomm silberhell der Vollmond; an den Fenstern
glänzten die ersten Lichter, wir jagten vorüber und bald waren wir auf der
einsamen Straße nach Königssee. Das ganze meilenweite Gebiet hier in
eine einzige grandiose Fclsenwelt, und die sechs Thäler, die es durchschneiden,
sind nur wie grüne Furchen im Gestein, auf denen winzige Menschen sich
angesiedelt, mit ihrer Sehnsucht »ach Glück und Leben.
Berchtesgaden selbst, die später geforstete Propste!, ward im elften Jahr-
hundert von Irmingard, der Wittwe des Hallgrafcn Engelbert, gestiftet, die vier
Zellenbrüder dorthin sandte; vorher hatte kaum eines Hirten Schritt den end-
losen Urwald betreten. Und jetzt noch webt die alte heidnische Sage
um diese Gipfel. Der Watzmann, der uns mondbrglänzt entgegenschaut, war
einst ein gewaltiger König, ein schönes Weib und sieben Kinder waren ihm
eigen, er aber zog mit seinem Rüden und mit Hörnerklang durchs Land und
vernichtete alles, was ihm den Weg vertrat. Herzlos zerstampfte er die
Saat, und seine Hunde rissen den Landmann nieder, bis endlich der Zorn
der Götter den großen Friedensbrecher erreichte. Die eigene Meute
wandte sich wider ihn und zerriß den König, sein Weib und seine Kinder;
ihre Leiber erstarrten zu Stein — es sind die beiden Gipfel des Berges
mit ihren sieben Zinken. Ihr Blut aber floß zu Thalc und wogt in der
Tiefe des dunklen Königssees.
Allein noch weiter zurück greift die alte Sage, bis in jene Urgedanten.
die allen Cultur-Vülkern gemeinsam sind, bis in die Zeit der großen Welt-
überfluthung. — Denn auf dem Gipfel des Watzmann blieb dereinst die Arche
stehen, und ein einsames Menschenpaar fristete dort sein Dasein; damals war
die Spitze noch um viertausend Fuß höher, bis die unterspülte Pyramide
zusammenstürzte.
Das ist der Watzmann, der uns himmelragend hier entgegensah, dieweil
unser Schlitten durch die Wildniß flog. Der „hohe Göll" stieg zur Linken
empor, am Wege lagen die Häuser von „Unterstem"; in dem kleinen Kirchlein,
das Graf Arco erbaut hat, glänzt durch die dunklen Fenster ein rother Funke —
das „ewige Licht".
Und nun wird's immer enger im Thal, immer rauher ringsumher; wir
sind im finsteren Tannenwald; doch er ist nicht dunkel heute wie in stürmischen
Sommernächten, sondern silberhell glitzert die Waldnacht. Fußhoch lastet auf
den Fichtenzwcigen der Schnee, wie eingesunken stehen die riesigen Stämme
im weißen Grund, Felstrümmer liegen am Wege, und das Gestrüpp, das auf
denselben wuchert, glänzt vom blanken Reif; es giebt keine braunen, nur
silberne Zweige. Hoch über uns greifen die Wipfel der Bäume in einander,
kaum lugen die Sterne herein in dies winterliche Waldgewölbe, kaum gleitet
der fcheue Mondenstrahl von Ast zu Ast. Es ist ein Märchen schweigend
schön, und unser Ange streift durch's Dickicht, als müßt es jene Märchen-
geister suchen — Zwerg und Elfe. Feierliche wortlose Stille umfing uns —

nur der Schlitten stöhnte im Schnee, die Pferde dampften, die feinen
Schellen klingeln.
Tann geht es bergab, ein Augenblick, in dem wir erwachen aus dieser
Traumwelt und vor uns lag der starre eisige See? Es ist der gewaltigste
seines Geschlechtes, der König aller Bergseen — der Königssee.
Die Thüre des gastlichen Hauses, das dicht am Ufer steht, war offen,
und der Wirth kam uns grüßend entgegen; aus den Fenstern drang trauliches
Licht. Und wer hatte ihn nicht schon erfahren, den Zauber, den auch dies
Licht übt; dies Frohgefühl, daß wieder Menschen um uns wohnen!
Das Thermometer vor dem Hause zeigte 26 Grad Kälte, eiscrstarrt
traten wir ein und erst allmählich fanden wir uns wieder znrecht, als
normale Erdenbürger. Nichts ward versäumt um unseren Leichnam
aufzurichten; in der großen breiten Wirthsstube aber war lustiges Voll
versammelt, die Einen beim Bolzcnschießen, die Andern tanzten um eine
klingende Zither, — Menschenleben und Mcnschenlust llang wieder an unser Ohr.
Und dennoch ließ der Reiz der dunklen Einsamkeit uns nicht ganz
rasten; unwiderstehlich zog es uns noch ^in später Abendstunde hinaus auf
den schwarzen See.
Wir tasteten bedächtig an der vereisten Schissshiitte hin und betraten
den Spiegel, es war kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Nur in
kleinen Schritten, kamen wir vorwärts. Vielleicht wird's auf den blanken
Stahlschuhen besser gehen; wir legten sie an, und alsbald schwebten in langen
Bogen die schattenhaften Gestalten hin, aber das Gefühl banger Unsicherheit
steigerte sich fast, statt sich zu mindern. Man war wohl flüchtiger und
flinter geworden, doch um so frappanter und wechselvoller ward auch das
Bild dieser glatterstarrten Fluth, man fühlte jetzt erst recht den Mangel
festen Grundes.
Schauerlich schön war's rund um uns; der Vollmond war hinter den
hohen Seitenbergen emporgestiegen, aber sein Licht war nicht duftverschwommen,
sondern schneidend klar, daß jede Felsenflanke förmlich heraustrat, das Gestein
leuchtete weißkalt über den rabenschwarzen Wäldern und die Silberscheibc
spiegelte sich blinkend in dem dunkelgrünen Eise. War's wirklich Eis? —
war's nicht die offene schwarze Fluth? — So frug man sich von Schritt
zu Schritt, uns umfing eine Täufchung, die alle Sinne zu berücken schien.
Wohl eine halbe Stunde weit waren wir in den See hineingegangen, eine
Felsenwand warf ihren tiefen kräftigen Schatten; hart daneben spielte das
Mondlicht auf der Fläche. Um Himmelswillen nicht weiter — wir gruben
den Schlittschuh in's Eis, wir wagten es nicht den gehobenen Fuß nieder-
zusetzen — so verwirrend glich dies mondbeglänzte dunkelgrüne Eis der
weichen flüssigen Tiefe.
Und während wir noch standen und starrten — da kracht es dicht
vor unseren Füßen, daß es uns fast in die Höhe warf, ein gellender Sprung
ging durch die ganze Länge des Eises! Halt, halt, — riefen wir denen zu.

<>ie hinter uns kamen, die Km,: zitterten uns, mit Windeseile ging's zurück.
EZ war genug der Vermessenh:it, unwillkürlich kam mir der alte, sagenhafte
Warnungsruf in den Sinn, wo eine unsichtbare Stimme aus der Tiefe
klingt: Laß mich oder ich schliind' Dich! Warum hatten wir's auch gewagt,
die fcicrncichtige Stille des alten Vergsecs zu stören, erst der Tag wird cs
uns zeigen, auf welchen Wegen wir gegangen.
Als wir das wirthliche Obdach wieder erreichten, da war unser Wohn-
gcmach schon wohlig durchwärmt, ein stattlicher Humpen gab uns das
Nachtgeleit und in den breiten Divan zurückgelehnt, plauderten wir noch
lange. EZ waren die alten ewigen Probleme, an denen sich Faust zergrübelt,
rs waren die Verse Shakespeares und Homers, um die wir stritten — aber
draußen lag der glitzernde Sternenhimmel und der schweigende Königssee.
Wir waren ja Deutsche, die nicht leben können ohne gelehrten Streit.
Mitternacht ging längst vorüber, bis wir das erste vernünftige Wort
gesprochen und dieses Wort hieß — gute Nacht!
Als wir erwachten, lag vor uns ein Morgen von unbeschreiblicher Schöne.
Kein Ncbclstreif in weiter Runde, der Himmel trug dies feine, lichte Mau,
und nur wo er sich wölbte zu unendlichen Höhen, da ward er tief und duikel
wie Azur. Zitternd webt das Goldlicht um den Rand der Gipfel, wenn die
Sonne langsam dahinter emporklimmt, tief unten aber auf See und Tbal
lagen noch die kalten Schatten. Zwei Farben allein deherrschen um solche
Zeit die gesummte Landschaft: das wuchtige Schwarz der Fichtenwälder und das
massige Weiß des Schnees; dazwischen starren glänz» und tonlos die grauen
Felscnwände, die fast feukrecht aus der Tiefe steigen. Und doch, wie packt
diese großartige Eintönigkeit der Farbe, um wieviel gewaltiger erscheinen noch
diese Massen, wenn leine weichen Mitteltöne sie duftig mildern.
Vergeblich lauschten wir auf einen Laut des Lebens, nur der eigene
harte Tritt erklirrt und das Krachen des Eises, man hört jenes Klingen,
das den stärksten, höchsten Frost begleitet. Alles schweigt in eisiger Majestät,
so trotzig und doch so fesselnd, so unbarmherzig und doch so schön.
Es mochte neun Uhr Morgens sein, und nahezu 20 Grad Kälte, als
wir uns auf den Weg machten nach dem berühmten Jagdschlösse Vartholomä
das am linken Ufer auf einer Landzunge liegt, auf wildem Geröll, welches
der Eisbach hier angespült und das in Jahrtausenden sich langsam begrünte.
Wohl zahllose Wanderer kennen diese Perle des Hochgebirges und
fuhren im schwanken Kahn über die tiefgrüne Fluth, diesmal aber dient uns
ein anderes Fahrzeug, Zwei leichte Schlitten, wie man sie benutzt, um das
Wildheu von den steilen Wiesen herabzuziehen, wurden herbeigeholt, ein Brett
ward über die leichten Stangen gelegt, auf dem drei Männer wohl Platz
hatten, wenn sie weidlich zusammenrücken; Hintenauf aber stand frei und
sicher ein flinker Bursch im Spitzhut. Der war unser Fährmann, ein langer
Stab mit dem Eisenstachel war sein Steuer, und sausend, wie der Sturm-
wind, ging's von dannen'

Ein Stück weit hinein bis über die Insel, die den seltsamen Namen
»Christlieger" trägt, ist der See noch seicht; und lichtgrün, wie das Wasser
erschien auf diesem Theile das Spiegeleis, man sah zum Greifen jedes
Blattwerk und Gestein auf dem Grunde.
Dann aber stürzt mit einemmal die Fluth zur schwarzen abgrunddunNen
Tiefe, und diefer Eindruck wird noch mächtiger, weil das Eis auch hier
genau die Farbe trägt, die dem See fünft eigen ist: schwarzgrün an den
Ufern und in der Mitte fchwarz wie Ebenholz. Kein Ständchen, keine
Spur von Reif trübt diese Glätte; ineinandergewachsen scheint Eis und
Steinwand und so liegt die lange Fläche da, wie eine riesige schwarze
Marmorplatte, die den Felfenfarlophag, verschließt in dessen Tiefen nach alter
Sage das Blut des todten König Watzmann fluthet.
Wer wollte sich des leisen Grauens schämen, das uns bei solcher Fahrt
beschlich; wenn das Eis in Silberfplittern hinwegsprang, fo oft der Stachel
in dasselbe niederfuhr! Denn das Dunkle, das Geheimnißvolle, das jeden
Beigsee umgiebt, wirkt vielleicht noch mächtiger und drohender auf unfer
Gcmüth, je mehr es augenblicklich gebannt fcheint — im Eife fchläft die
lauernde Fluth.
Wir nahmen denselben Weg, den auch die Schiffe wählen mid der
zuerst hinüberführt zur Faltensteinwand, die thurmhoch, fentrecht aus den,
See steigt. Baumlos und sormlos ragt ihr Gestein, daß kaum im Sommer
einige Blumen aus den Ritzen blühen; nur die kleinen „Mnrtcrtaseln" sind ihr
Schmuck, die melancholisch vom grauen Felsen herniederschauen, derer gemahnend,
die ohne Wiederkehr hier in der Fluth versanken! Der eine war ein
Fischer gewesen, der in wilder Sturmnacht von Bartholomä nach Hause
fuhr — man hatte ihn umsonst beschworen, das Wagestück zu lassen, und
am Morgen fand man fein Schiff im Sonnenscheine treiben, er aber war
fort und Niemand weiß es, wo. Im vorigen Jahrhundert zerschellte hier
ein großes Schiff mit mehr als zwanzig Pilgern, das von der Wallfahrt in
Bartholomä zurückfuhr und auch nicht ein Mann von ihnen entrann — die
sind die Erinnerungen dieses schweigsamen Gesteins.
Und was bedeutet denn auch im aonenlangcn Dasein dieser Fclsenwildniß
das zuckende Atom, das wir Menschenleben nennen? Uns ist es Alles, hier
gilt es nicht mehr, wie wenn der Sturm eine geknickte Blume herunterwcht
in den See oder ein lockeres Sandkorn! Scheu lesen die Wanderer sonst,
wenn sie im kühlen Schatten der Felswand vorübcifahren, die schlimme
Kunde, wir aber standen davor und legten die Hand auf die verwitterte
Schrift und auf das Eis am Fuße des Felsens. Es war schwarz — wir
standen über Tiefen, in denen manch ein Münster versänke wie ein Kiesel.
Der Falkenstein und die gegenüberliegende Bergwand bilden gleichsam
ein riesiges Felsenthor, das anfangs den Ausblick auf den oberen See ver-
schließt. Erst wenn man hier um die Ecke des Vorgebirges tritt, öffnet sich
das volle majestätische Panorama. Langgestreckt liegt nun der schmale finstere

See zwischen den Felscnwänden; im Hintergrunde abgeschlossen durch eine gewaltige Bcrgcsmauer, die noch von den Teufelshörnern, der Schönfeld-spitze und deni Grünseetauern überragt wird. Hier begreift man die Ent-stehungsgeschichte des Sees, der nur ein Nässender Riß im Gestein ist, das vor undenklichen Zeiten mit Donnerhall zerborst. Und da warf sich die grüne Uifluth brausend in die Kluft und schloß den Donnermund; die Wasser verliefen, sie aber blieb stehen in ihrem abgrundtiefen Versteck, sicher vor den Sonnenvfeilen, vergessen von den Jahrtausenden, die so manche Fluth zum Wiesengrün verwandelt. Und als nach abermals Jahrtausenden die Menschen kamen in diese wunderbare Wildniß, da gaben sie ihr den Königsnamen, und Königssee wird er geheißen bis zur Stunde!

Die Sonne war hoch über die Berge emporgestiegen und in ihrem leuchtenden Morgenschein hatte dies Winterbild fast eine verklärte Schönheit gewonnen, die Gipfel spiegelten sich im Eise, als war's die Fluth, die Zweige vom überhängenden Gesträuch glitzerten bereift, goldweich lag das Licht auf den Höhen. Alles Schreckhafte schien weggenommen, nur das Große, das Majestätische war geblieben; und wenn man mit Grauen in die Tiefe fah, so sah man mit Entzücken nach den Höhen.

Es giebt kein User hier, denn kaum drei bis vier Stellen gestatten die Landung, kein Weg führt um den See, als in der Höhe ein Felssteig, den nur die Jäger wagen, dort sahen wir die Gemsen klettern, sicher und behende, sie sind fast schwarz in ihrem dichten Winterkleid.

So waren wir allmählich bis in die Mitte des Sees gekommen, bis an jene gewaltige Wand, die ihr donnerndes Echo siebenfach erbrausen läßt, wenn die Schiffer, die vorüberfahren, einen Schuß entladen. Wir ließen die Schlitten halten und standen im Halbkreis, niitten unter uns die drei Gesellen im grünen Hut, dann ward aus dem Frachttorb, den wir mitgebracht, ein Trunk vom edelsten Rheinwein gehoben und das Krystallglas gefüllt. Tiefe Stille kam und mit lauter Stimme nahm einer das Wort und brachte den Gruß des Rheines, des deutschen Stromes, dem alten tiefen See: ihrer beider Fluth bespült ja heimische Erde. Einen Gruß den himmelhuhen Gipfeln, zu denen wir lugen, einen zweiten der unergründlichen Tiefe, auf der wir standen und einen letzten den glücklichen Menschen, die solche Wunder schauen in weihnachtlicher Stunde!

Mit offenem Munde hörten uns die Fischer an und schallend klang der Hochruf wieder von de« eisigen Wänden, da donnerte durch die ganze Breite hin ein dröhnender Riß, daß wir mitten im Jubel erbebten; der alte See er grollte, wie ein einsames verdüstertes Gemüth, dem man die Grüße welt-froher Herzen bringt.

Zerschellend brach das Glas, wir aber bestiegen die Schlitten, und mit Sturmcseile ging es jetzt hinüber nach Bortholomä. Zweimal kamen be-denkliche Stellen, wo das zerrissene Eis sich aufgestaut und gleichsam eine starre Welle gebildet hatte; es war ein wilder Ruck, als wir darüber jagten

und mit gewaltiger Faust hielt uns der Schiffer am Nacken, daß wir nicht
rechts und links hinausgeschleudert wurden. Man nennt solch offene Spalten,
die rasch wieder zugefroren, „Fragt"; vor einigen Jahren klammerte ein
Jäger dort sechs Stunden lang im Eise.
Ohne es zu gestchen, fühlten wir doch zuletzt eine leise Sehnsucht nach dem
festen Lande und prall flog unser Schlitten auf am Strande von Bartholomä,
wo sonst die Schiffe rauschend landen. Wie still, wie weltverloren war nun
dieser Winkel, durch fußhohen Schnee bahnten wir uns den Weg zum kleinen
Forsthaus, wo im Sommer hunderte von Fremden sich tummeln, stumm sah
das kleine Kirchlein mit seinen beiden Thürmen auf uns hernieder. Keiu
Glockenklang, leine fremde Spur: nur die Spur des Wildes.
Hier in Bartholomä lag das nralte Leben des Sees gleichsam vor uns
aufgeschlossen, seltsam gemischt aus jugcndfrommer Andacht und ungebcindigter
Kraft. Das Waidwerk war hier gleichbedeutend mit dem Tagewerk, aber
schon im zwölften Jahrhundert ward zugleich das kleine Wallfahrtskirchleiu
aufgebaut, und Taufende pilgerten am Barthulomäustag zu dieser Stätte,
während des Nachts auf allen Almentriftcn die Vergfeucr glänzten. Erst
spät im achtzehnten Jahrhundert kam das Jagdschloß hinzu, das sich die fürst-
lichen Pröpste von Berchtcsgaden errichteten.
Aber es ist auch in der That ein wundersamer Winkel hier, dies
Vartholomä; überragt von den himmelhohen Wänden des Wohmann, bespült
von der unergründlichen Fluth. Und auf dem fchmalen Streifen, der zwischen
beiden liegt, zwischen Berg und Woge, ist mächtiger Hochwald in Jahrhunderten
emporgewachsen, grünbelaubte Buchen, in deren Wipfeln das Geläut verhallt.
Unwandelbar blieb diese Schönheit stehen, dieweil der Wandel der Zeiten
an ihr vorüberzog. Manch rauher Waidgescll, der noch das Wolfsfell trug,
hielt hier wohl stille, wenn der Klausner die Messe sang, — das war damals,
als man in deutschen Landen den Kaiser Barbarossa pries. Auf prunkvollen
Gondeln kamen die Herren der Propste!, im steifen Ceremonicll der Zeit
Louis Quinze; auch ihr fürstlicher Gebieter hielt die Messe, und dann sahen
sie dem grausamen Schauspiel zu, wie man das Wild aus allen Schluchten in
den See hcruuterhetzte. Mehr als hundert Jahre gingen dahin, Berchtcsgaden
war bairisch geworden, da kam König Max II hierher, jener feinsinnige
Fürst, der die Dichter nnd Forscher aus gauz Deutschland zu sich berief,
und ihr Geleit fchien ihm öer beste Hofstaat auf seinen Reisen. Sein
liebstes Ingdgehege aber war der Künigssce. und gar oft waren sie hier
versammelt in den Wohngemächern des kleinen Hauses, wo nach einem Tag
voll fröhlicher Waidmannslust ernste Reden und heitere Verse klangen. Es
war im October, wo Hirsch- und Gcmsjagd gediehen, und diese Spütherbst-
tagc mit ihrem unbeschreiblichen Zauber, sie find in der That die hohe Zeit
für solch ein Jagdrevier. Um solche Zeit war's auch gewesen, daß ich zum
erstenmal an dies Gestade trat. Wir waren nach langer Bergesfahrt die steile
Kaunerwand hinaogellettert, als fchon der Vollmond schien, auf unser Rufen

war ein Kahn gekommen und hatte uns übergesetzt nach Bartholoma, wo wir
im lleinen Iägcrstübleiu unser Nachtmahl nahmen. Draußen am Ufer lag das
Schiff, und als der Vollmond ganz heraufgestiegen über die Watzmcmnfelsen, d.i
gingen das goldlockige Fürsterstüchterlein und ihre Gespielin noch hinaus unter
die gelbbelaubtcn Bäume, und Arn» in Arm am Ufer wandelnd, fangen die
beiden Mägdlein, wie ich nicht wieder in den Bergen singen hörte. Es
waren Almenlieder; der ganze übermüthige Frohmuth und die ganze selige
Schwermut!), die nur das Volkslied — ahnungslos — besitzt, klang aus
diesen Weisen. Der Watzmann thronte, der Vollmond glomm, der Nacht-
Wind trug die silbernen Tone von hinnen — ich aber höre sie noch heute,
fic klingen hinein bis in dies Wintcrmärchen.
Denn eisig war es nun um uns — andere Zeit nnd andere Menschen!
Durch den hohen Ufer-Schnee kletterten wir hindurch zum Forsthaus,
auf dein steinernen Gange hang«: die alten Waidmannsbilder und das Conterfei
der riefigen Ferchen und Salblinge, die man vor Hunderten Jahren hier
gefangen. Uns aber ward im Stüblein, durch dessen Fenster die Sonne glitt,
frühliche Rast. Alle Wände waren geziert mit mächtigen Hirfchgeweihen und
an ihren Enden hing der grüne Federhut, der breite Ofen sprühte und auf
der Bank saßen feiernd einige Holztnechte in jenem äolc« t»r lüsuw, das
mir der Arbeiter mit fchwieligen Händen kennt. Am Boden aber schnarchte
der Dachshund und schnappte träumend in die Luft.
Auch die Fürstenzimmer im eisten Stockwerk sind schlicht und pruullos:
waidmännischer Schmuck ist fast ihre einzige Zier. Im Stiegenhaufe aber
sehen wir das Bild eines Lämmergeiers, der vor 250 Jahren an der Hachl-
wand geschossen ward und mit ausgespannten Flügeln sieben Fuß mißt. So
kündet es die alte Inschrift.
Trotz der einsamen Winterszeit schien doch die Küche reich gesegnet,
denn außer Wildpret und geräuchertem Fleisch waren die Kalter gefüllt mit
breiten Nutten und röthlichen Salmonen. Der Saibling des Königsees stellt
nämlich eine ganz besondere Art unter seines gleichen dar; der Rücken ist
'schwarzblllu, aber die weichen Theile sind purpurroth und ebenso ist auch
das Fleifch, die Flossen dagegen zeigen einen breiten weißen Rand, daß sie
an Farbenpracht beinahe den Schmetterlingen gleichen. Und immer noch,
trotzdem die Freunde schelten über die „pygmäenhafte Brut" ist die Aus-
beute des Sees höchst ergiebig, sie zählt nach Tausenden, und Exemplare mit
7. 10 und 15 Pfund zappeln fast jede Woche im Netz. Ja, eine Lachsforelle,
die 1865 gefangen ward, wog mehr als einen halben Centner. Daneben
wird aber selbst die künstliche Fischzucht gepflegt, die mit Umsicht den alten
Neichthum vermehrt. Taufende von goldhcllen Eiern liegen in den Reservoirs
nnd werden etwa L Wochen nachdem sie ausgeschlüpft, wieder in den See
gesetzt!

O wlifztcst du, wir's Fischlcin ist
So wohlig aus dcm Grund!

Bis unser Mahl gerüstet war, ließ sich noch leicht der kurze Weg zum Obersee erreichen. Es ist dies ein kleines smaragdgrünes Becken, das einst mit dem Königssce zusammenhing, bis die furchtbaren Felsenstürze den Scc-grund füllten und einen schmalen Streifen Lands zwischen beiden Gewässern bildeten. Noch jetzt zeugen die steinernen Blöcke, die hier zerstreut sind, von der Gewaltthat jener fernen Jahrtausende, und reizvoll ist der schmale Fuß-steig, der sich im Sommer zwischen grünem Riedgras, Alpenrosen und niederem Krummholz hinzieht. Heute freilich war jeder Weg verschwunden unter fußhohen» Schnee und bis an die Hüfte versinkend kämpften wir uns durch; Schritt um Schritt. ' .

Endlich war auch das Ufer des Oberstes erreicht, eine zerklüftete uralte Esche, die ihre Wurzel mühfam durch das Steingeröll gezwungen, steht am Strande, unter ihrem Gezweig sieht man am herrlichsten hinaus auf diese Wildniß. Der See ist Nein, senkrechte Felsenwände auf drei Seiten, und an den Felfen sind die brausenden Wasserfälle zu blauem Eis erstarrt. Eine einsame Almhütte liegt gegenüber, „die Fischunkel" genannt, die Gipfel aber die sich hier erheben, reichen fast bis in die Welten ewigen Schnees. Sie bauen sich stufenweise empor; hoch droben liegen Grünsce, Funtensee und Teufelsmühle; noch höher das steinerne Meer, wo der Pfiff der Murmcl-thiere aus den Klüften gellt und das „Blümbachthor", jene Felsenscharte, durch die der Fußsteig in's Pinzgau hinüberführt.

„Da droben im Blümbachthor find zwei Wildschützen eingeschneit" sprach einer der Schiffer, der uns gefolgt war; „sie sind von der Tiroler Seite heraufgestiegen, im October eh' der erste große Schneesturm kam, und seitdem noch nicht zurückgekehrt". Und dabei zuckte er gelassen die Schultern, — im Frühjahr wird man wohl die Leichen finden. Wir sahen empor, sonnenhell lag das prächtige Felsenthor da droben, ihr verschwiegenes Grab!

Der Obersee war schon bei Zeiten zugefroren und hatte nicht mehr die ursprüngliche Farbe, sondern in mächtigen Blumenbüscheln hatte sich der Reif darauf geseht, aber auch diese waren in den mannigfaltigsten und feinsten Formen trystallisirt. Selbst wo sie erstarrt, ist die Natur nsch schön und vollendet, das würde erst der vollkommen verstehen, der diefe Formen unter dem Mikroskop betrachten könnte. Hier zeigt sich ja der wundersame Gegen-satz am schärfsten: Alles, was Menschenhand geschaffen, wird in der Vergrößerung rauh und plump, und Alles, was die Natur schuf, wird um so reicher und vollendeter, je größer wir es erblicken.

Nach solchem mühevollen Gang mundet ein ehrlich Mahl wohl doppelt. Und weiß Gott, so eine mächtige Schüssel, von stämmigen Armen auf den Tifch gefetzt, hat auch ihre Poesie; das Herz ist wohl von Schönheit gesättigt aber davon versteht ja der Magen nichts! Wie stattlich sieht so eine Platte aus mit den prächtigen geringelten Fischen, von denen der heiße Dampf noch voni Sude emporstieg, wie köstlich ist des Wildprets herber Duft und felbst der berühmte „Kaiserschmarrn" wurde jubelnd begrüßt! Die Sonne schien uns

aufs weiße Tafeltuch, die Gläser klangen und lachend sahen uns die zwei Jäger zu, die am Ncbentische saßen, die Arme breit auf den Tisch gestemmt.
Aber noch ein anderes war uns beschieden, das wohl auch zum fesselndsten gehört, was das winterliche Hochland bietet. Schon auf dem Heimweg vom Obersee sahen wir hier und dort auf den steilen Halden ein Rudel Wild, das aus dem Dickicht auf das weiße Schneefeld kam und wieder bedächtig beischwand in den grünen vereisten Tannen. Tagüber bleiben sie gern in der Höhe, wo es windstill und sonnig ist, doch immer tiefer kommen sie jetzt zu Thal, es ist die Stunde wo die Fütterung beginnt.
Zwei große Futterstätten befinden sich in Bartholomä, in diesem prächtigsten Reviere der Hochjagd. Die eine liegt etwa 1000 Schritt hinter dem Förster-Hause in der Hirschau, die andere drüben über dem See auf einer kleinen Halde, die sich zwischen Felsblöcken und Fichtenwald zum Ufer senkt. Hier kommen vor Allem die stärksten und schwersten Hirsche.
Es ist ein braunes Blockhaus von unbehauenen Stämmen, wie es die Winterstuben der Holzknechte sind; die Farbe stimmt naturgemäß zum Walde in dem es steht. Mächtige Heuraufen laufen um die Wand, und sind zu beiden Seiten der Hütte aufgestellt, in deren Innerem der Wintervorath verwahrt wird. Wir folgen dem Jäger, der den Riegel der Tenne zurückschiebt, wir treten in dies unsichtbare Versteck, während er die Futterbarren füllt, dann schließt er uns ein, und geht schweigend seines Weges über den See. Und schweigend lauern wir drinnen, durch die Spalte lugend, den Blick unverwandt auf, die Spuren richtend, die aus dem Hochwald herniedcrführen.
Da plötzlich knistert es in den Zweigen und ein gewaltiger Iehnender kommt aus steiler Höhe herab. Langsam, aber weit ausgreifend nähert er sich, wir halten den Athen» an, es regt sich lein Windhauch und dennoch hält er stille, dicht unter dem Fichtenbaum, und wendet forschend das Haupt, Welche Anmuth, welche Kraft! Aber es war nur der Schnee, der von den Zweigen fiel, auf den er lauschte und stolzen Schrittes zieht er weiter, leichtfüßig springen aus dem Dickicht fünf schlanke Hindinen nach, die voll Neugier um sich blicken und ihm nun in kurzen Sähen folgen.
Bald regt es sich von allen Seiten; in Rudeln von zwanzig und dreißig Stück kommen sie heran, der Wilbspur folgend, die ihr schlanker Fuß gegraben, einzelne sind hager und abgehärmt, andere spielen übermüthig; sich bekämpfend und verdrängend. Und das Alles so dicht vor uns, daß wir die Thiere fast greifen könnten, wenn sie langgestreckt das Heu erfassen, oder sorglich auf dem Boden äsen, der mit Futter bestreut ist. Wie voll und weich ist ihr Winterhaar, wie zierlich sind die dunklen Nüstern, und die klaren tiefen Augen, in denen Furcht und Vertraulichkeit im Fluge wechselt, so oft nur ein welkes Blatt zu Boden fällt.
Auch jene, die gesättigt sind, bleiben noch lange Zeit in weitem Umkreis um die Hütte stehen und immer noch kommen Nachzügler, ganz zuletzt ein riesiger Hirsch von 16 Enden, der geradenwegs vor die Raufe geht. Wohl

zwanzig Thiere umdrängen dieselbe, aber im Augenblick weichen sie zurück,
da der Gewaltige erscheint. So gilt auch in der Thicrwclt das uralte Recht
des Stärkeren und keiner wagt, es zu durchbrechen.
Endlich mußten wir doch unser Asyl verlassen, wir hatten sechsuudsiebenzig
Stück gezählt — welchen Sturm wirds unter Denen geben, wenn sie das
leiseste Lebenszeichen gewahren? Denn das ist nicht zahmes Parlwild, das
sich an betieste Wege und freundlichen Lockruf gewöhnt, sondern Bergwild,
herbes Edelwild, das auf der rauhesten und gewaltigsten Scholle unseres
Hochlandes heranwächst und nur in diesen härtesten Wochen zagend der Noth
gehorcht.
Da knarrt der Riegel auf der Tenne, wie ein Blitzschlag zuckt es durch
den flinken Knäuel — ein kurzes Verhoffen und sturmschnell stäuben sie aus-
einander ins Tannenduntel.
Wir treten heraus auf den freien Plan, im harten Schnee kreuzen sich
tausendfach die Spuren, aber eisigstille Waldeinsamkeit umgiebt uns wieder. Alles
ist fort. Da fühlt man unbewußt die tiefe Beziehung, in der das Thier-
leben der Berge zur Bergwelt steht, man fühlt das Gewaltige, Uralte, das
in diesein Leben des Waldes liegt, in diesem Kampf um's Dafein.
Aber seine ursprüngliche Härte ist ihn» freilich genommen, seit der
Mensch, der große Quäler und zugleich der große Helfer feine Sorgfalt bis
in diese entlegene Wildniß trug. Hunderte von prächtigen Thieren gingen
in diesen Bergreviren allwinterlich zu Grunde, sie brachen ein, wenn der
gefrorene Schnee sich lockerte, sie verkamen am Fichtenharz, wenn sie zuletzt
nur mehr die Tanucnzweige benagten, und jedes Frühjahr fanden die Jäger
die gewaltigen Skelette.
Nun aber kommt der Menfch und hegt und fpart sich dies Leben, denn
nicht der Hunger, sondern sein Geschoß soll dasselbe fällen. Und das müde
Thier nimmt willig sein Geschenk.
Das große Verdienst, das diese Futterstätten um die Erhaltung unseres
Hochwildes haben, wird gleichwohl im Ernste Niemand verkennen. Drüben,
in der Hirschau, wagen sich selbst Rehe heran, stattliche Sechserbocke, obwohl
sie neben dem Hirschwild schweren Stand haben, niemals aber kommen die
Gemsen, Sie verhungern lieber, ehe sie vom Menschen Hilfe nehmen.
Als wir über den See nach Bartholomä zurückkehrten, hatte sich die
Stube allmählich mit Menschen gefüllt, die aus der Nachbarschaft gekommen;
es waren Bauern, Holzarbeiter, Jäger mit ihren Mädchen, auch einige
Bürgersleute von Veichtesgadcn. Alle Tische waren besetzt, und ein lautes
Leben hatte sich entfaltet, das in Rede und Gegenrede überquoll, die ganze
Stube war in blauen Qualm gehüllt und die schweren steinernen Krüge
fanden wenig Rast.
Längst schon war die Sonne hinter den hohen Gipfeln hinabgesunken,
blau und schattenlalt lagen die Felsenwände und mau hörte es am Knirschen
des Schnees, wie die Kälte gegen Abend stieg. Wenn wir noch vor Dunkel-

heit zurücklehren wollten über den schwarzen unheimlichen See. dann war's die höchste Zeit und so bestiegen wir denn unsere Schlitten. — Ein letzter Scheidegruß und sausend ging's von hinnen!

Welcher Reichthum, welcher Wandel von Farbe, Glanz und Leben lag in diesen» kurzen Tageslauf zwischen Morgen und Abend, wann weiden wir es jemals wieder erleben, daß alle Winterpracht sich so vereinigt! Spiegelndes Eis, wollenloses Blau, der Wald mit Schnee belastet, die Zweige vom Reif versilbert und Nächte im herrlichsten Vollmondschein!

Vielleicht nie wieder — dachten wir leise, als wir vorüberflogen an den fahlen, bleichen Felsenwänden. Der Himmel trug schon das geheimniß-volle Zwielicht, das den nahen Mond verkündet, mit einem letzten Schein von Alpenglühen lag der Untersberg draußen im Lande.

Da pvallt mit jähem Ruck unser Schlitten an's Ufer; wir hatten den weiten Weg, der wohl anderthalb Stunden mißt, in fünfzehn Minuten zurückgelegt.

Und nun galt's wohl noch weiter Eile — noch saßen wir am ein-samen Königssee und morgen früh um acht soll jeder in München auf seinein Platze fein — ini Atelier, auf dem Katheder oder beim Amte. Den beiden Schimmeln aber war es wohl geworden von der langen Rast, ungeduldig fcharrten sie im Stalle und wiehernd schlugen sie aus, als unser Gefährt nun endlich bespannt wurde.

Silberhell glänzte der blendende Schnee, beim Vollmondschein waren wir getomme», beim Vollmond zogen wir von bannen. Wann lehren wir wieder — da die Welt so schön jst und wir so frohgcmuth?

Aber der Hufschlag erklang und zertrat mit schneidiger Kraft diese träumenden Gedanken; das Posthorn scholl durch die verschneite Winternacht, die wieder vor uns lag wie das lebendige Märchen. Glitzernde Bäume, der mondhelle Wahniann, der hohe Göll und wir flogen dahin fast unhör-bar und doch so flink.

Ini Anfang führte wilder Uebermuth das Wort; man suchte mit leckem Scherz, die feine „Stimmung" zu übertönen, die in allen Herzen klang, aber mehr und mehr ward es stille, und die Gedanken versinken in fchweigende Beschaulichkeit. Kaum hörte man die Ache rauschen zur Seite, wenn sie bisweilen unter dem Eis hervorquoll, in den zerstreuten Häusern glänzte das kleine Licht, ein später Wanderer geht vorüber und blickt uns betroffen an. Und aus weiter Ferne schlägt Gebell von den Einödhöfen an unser Ohr — sonst war es todtenstill in dieser sternbesäeten Winternacht,

In« Fluge ging es dahin zwischen den stattlichen Häusern des Marktes Schellenberg; hier und dort erschien ein Kopf am hellen Fenster; unter dem steinernen Vogenthor der »Post" standen streitende Zecher, neben der Kirche das Denkmal für die gefallenen Soldaten von 1870. Und im nächsten Moment war auch die fchmale Marltgasse zu Ende, die schwarzen Häuser-schatten waren fort und wir fuhren wieder durch die mondhelle Einfamkeit

In gigantischer Herrlichkeit überragt Untersberg hier die Straße: von
dem nächtigen Himmel hoben sich geheimnißooll seine geisterweißen Felsen,
in den rothen Adern und Klüften aber ruht jener köstliche Marmor, aus
dem so mancher alte Dom seine Säulen nahm.

Es sind Splitter, die aus dieser Einsamkeit hinausgeflogen in die
große Welt; aber sie konnten nichts von der geheimnißvollen Schönheit
hinwegtragen, die im Duft der Sage hier waltet.

Denn fchon in uralter Zeit nahm diese Pracht das Kindcrgemüth der
Menschheit gefangen; „Udensberg", „Wotansberg" ist der ursprüngliche Name
des Gipfels und lange dämmerte im Volk der Glaube nach, daß sich die
alten Götter in's Innere der Berge geflüchtet: Schatzlönig Laurin lebt in
dm güldenen Kohlen fort, die mancher, der nur Krauter suchte, hier gefunden
und wenn es drinnen klingt und rollt — das ist das Spiel der Himmlischen
mit goldenen Kugeln und Würfeln. Auch geheime Wahrsagung geht vom
Untersbcrge aus, denn wenn Krieg über das Land zieht, dann sieht man
gespenstige Ritter in seiner Umgebung reiten mit feurigem Harnisch und
Speer, — sie nahen und jäh sind Roß und Reiter »nieder verfchwunden.

Aber die Krone der Sagen bleibt doch Kaiser Karl, der große unver-
geßliche Volksheld, der im Untcrsberg rastet, bis die letzten Dinge kommen
und die Riesenschlacht geschlagen wird in der Ebene vor Iuvavium, Dann
wird der Kaiser heraustreten und zum Zeichen des eröffneten Gerichtes
seinen Schild an den Vcwm auf der Walferhaide hängen und Blut wird
stießen in jener Schlacht, daß man den hohen Staufen darein versenken
tonnte*).

Ter Birnbaum auf der Walferhaide liegt zwischen Salzburg und Reichen-
Hall, man sah ihn von der Straße aus im Felde stehen. Der Stamm, der
schon dreimal umgehauen, und dreimal wieder erblüht war. hatte einmal
bereits einen Meter im Durchmesser erreicht; um seine Kraft zu hemmen,
und den großen Entscheidungslampf zu vertagen, wurden wiederholt die
unteren Zweige verstümmelt. Das Jahr, in dem er zweimal blüht, bringt
die Entscheidung; 184? war er mit Früchten übersäet uud immer noch be-
hielt er im Volksmund seine geheimnißvolle Bedeutung, die besonders im
großen Jahre 1870 wieder lebendig ward. Zwei Jahre später endlich am
5. Mai 1872 brach er zusammen in einer stürmischen Nacht, nachdem ihm
frevelhafte Hände den Stamm zerfägt. aber feine prophetische Mission war
doch erfüllt, das Kaiserthum, dessen ferner Traum durch feine knorrigen
Wipfel rauschte, war zur That geworden!

So fuhren wir dahin au dem moubbegläuzten Uutersberg, an diesem
Marmorgrab der deutschen Kaiseridec und in leisem Reigen zogen die Sterne
um die verschneite Stirn des geweihten Berges.

Aus den wallenden Nebeln aber stiegen von fern die ersten Dächer

*) Vql. Dr. Sepp, Altbaiiischcr Engenschatz,

Salzburgs auf. der alten Römerstadt, auf deren Tempel und Halle« er
mich einst herabgeschaut. aus seinem Marmor waren ihre Götterbilder ge-
bildet, und er sah es gelassen, wie die Heruler kamen und sie zerschlugen und
die Fluthen der Völkerwanderung und wie man aus den Trümmern des
Jupiter und der Aphrodite die Steine meißelte zur ersten Kirche. Er sah
den Kaiser des Frantenreiches, den schicksalreichen Erben des korsischen Fluches,
als er im Jahre 1867 mit feenhafter Pracht hier einzog, und den Schöpfer
des neuen deutschen Reiches, der die Macht von jenem zerschmetterte bei
Tedan und der im schlichten offenen Wagen hier vorüberfuhr auf der Straße
in's Gllsteinerthal. Der alte Untersberg, das sagenhafte Schatzgewölbe der
deutschen Kaiserkrone, grüßte in der Morgensonne den neuen deutschen Kaiser!
So ging's mir durch die Seele auf der flüchtigen Fahrt, traumhaft
und fieberhaft, denn solche Vollmondnacht ist wie eine Zauberlamve, die die
Gestalten von Jahrtausenden in enges Nebeneinander zwingt und den geistigen
Blick geheimnißvoll erschließt, während vor dem Auge die wirklichen Formen
verschwimmen. — Und wieder klang das helle Posthorn, näher und naher
kamen die Lichter, nwnddustig sah die hohe Veste herab, bald flogen wir
in scharfer Wendung durch die Gasse. Sausend gings um die Ecke, ein
letzter Ruck und wir hielten still vor einem jener Paläste, den die deutsche
Sprache „Hotel" nennt; „diese großen Fremdenfallen" nennt sie Paul Heyse
in einem seiner Lieder.
Zu solcher Winterzeit ist man stets willkommen, vor allem wenn man
mit Extrapost vor's Haus fährt und so öffnete denn auch der frackgeschwanzte
Kellner ehrfurchtsvoll den Saal und harrte weiterer Befehle.
Wer soviel Stimmung eingesogen, wer so mit jagenden Gedanken fuhr,
der muß wieder zurück in die volle derbe Wirklichkeit des Lebens. Es war
acht Uhr Abends; um drei Uhr Nachts ging unser Zug nach München, und
wenn wir auch als Schwärmer gern noch einen Gang durch die mondhellen
Straßen wagen, für den Rest der Zeit gab's doch nur ein einziges Mittel,
das war tüchtiges Bantettiren. Wir waren aus guter alter Schule — von
Studententagen her und das Geheimniß, das den Wein würzte, war die
Jugend — jene Jugend, die man erst voll empfinden lernt, wenn die ganz
jungen Jahre vergangen sind. Wieviel Herz und Welt wacht auf in folchen
Stunden!
„Es ist die höchste Zeit", sprach der verschlafene Kellner achselzuckend.
als wir uns kurz vor drei erhoben; schlummertrunlene Gestalten wankten auf
dem Bahnhof hin und her, und eintönig heiser klang das Wort: Einsteigen
nach Freilassing, Teiseudorf, Rosenheim, München. Wir stiegen ein, die Luft
schien seltsam weich geworden in den wenigen Stunden, und als der Zug im
Rollen war, legten wir uns auf's Kissen und schliefen den Schlaf der Gerechten.
„Die Billete nach München" — rief eine rauhe Stimme, die uns
erweckte; wir fuhren auf und klatschender Regen schlug an die Fenster, gran
lag der Himmel vor uns. und melancholisch starrten die dicken Irauenthürme
^X

in den öden Himmel. In wenig Stunden hatte sich das Bild gewandelt, — es war wie ein matter Vorhang, der nach dem prächtigen Schauspiel herabfällt. Aber zum Nachdenken gab's wenig Zeit; das bunte Gewühl im Bahnhof, das brausende Gedränge der Straßen umfing uns; eine halbe Stunde später stand jeder auf seinem Platz. Und Abends noch im Monden» licht am Königssee!

Der Zauber war zu Ende, die Wirklichkeit hatte wieder ihr Recht und wahrlich, man sah es keinem von uns allen an, woher er kam. Und dennoch klang es lange nach — der duftige Untersberg und König Wahmann und Frau Irmingard! Herz und Hand mag freudig der Gegenwart gehören, die ihrer bedarf, aber es ruht auf Erden noch mancher Schatz aus alten Tagen, der ewig denen gehört, die ihn einmal gefunden! —

Die pergamenischen Funde.

von

Wilhelm LiwKe.
— Stuttgart —

ic Entdeckungen, welche uns das letztverflossene Jahrzehnt über die Welt des klassischen Alterthums gebracht hat, sind so umfassender und tief eingreifender Art, daß sie unser lückenhaftes Wissen in der antiken Kunst und Cultur wundersam umgestaltet und bereichert haben. Während Schliemanu auf den Höhen von Hissarlik und Mylenä Zeugnisse der ältesten, größtenthcils noch jenseits der orientalischen Kunst-cinflüsse liegenden Eivilisation Griechenlands an's Licht zog, gelang es dem nicht minder energischen Forschertriebe des Generals di Cesnola, amerikanischen Eonsuls zu Larnllka, ans den Gräbern und Tempeltrümmern Eyperns Denkmäler der Töpferei und Steinsculptur, der Gold- und Silberarbeit und der Erzbildnerei zu gewinnen, welche jener merkwürdigen Epoche angehören, da durch die Kreuzung assyrischer und ägyptischer Cultur unter dem rastlosen Betriebe der Phönizier Griechenland einen neuen Impuls zur Umgestaltung seines Kunststiles empfing. Noch durchtönte die Kunde von diesen erstaunlichen Entdeckungen die gebildete Welt, da legte das neu erstandene deutsche Reich Hand ans Werk, uni deu zuerst von Ernst Eurtius angeregten, schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelm IV. vielfach erörterten Plan der Ausgrabung der berühmtesten Cultusstätte der griechischen Blüthezeit, der Altis von Olympia, zu verwirklichen und dadurch für die Kunst, Topographie, Alterthumskunde jener Glanzepoche die wichtigsten Aufschüsse zu gewinnen. Mit welcher Freude mag der verehrte Mann jetzt den Traum seiner Jugend erfüllt sehen! Freilich sind die Originalwcrle, Tank der selbstlosen Opferwilligkeit Teutschlands, jenem Boden und dem Besitze der Griechen verblieben, aber die Gunst der alten Götter hat dafür einen Erfatz gespendet, wie ihn so

kostbar die kühnste Phantasie nicht hätte träumen können, durch die Auffindung jener pergamenifchen Wunderwerke, welche jetzt größtentheils wohlgeborgen in zwei Sälen des Berliner Museums untergebracht sind. Die plötzliche Kunde dieser großartigen, von allen Betheiligten sorgfältig geheim gehaltenen Entdeckung rief überall Staunen, draußen aber, an manchen Orten, wo man uns nicht eben wohlgesinnt ist, Aeußerungen von Scheelsucht und Neid hervor, die darin gipfelten, diesen Ertrag unserer Arbeit und Mühen noch unbesehen herabzusehen. Den Schreiber dieser Zeilen trieb es daher, bei erster Gelegenheit die pergamenischen Sculpturen, soweit der jetzige Zustand es gestattet, einer möglichst eingehenden Prüfung zu unterwerfen, um selbst ein Urtheil zu gewinnen. Zu Hilfe kam dabei der eben erschienene Vortrag über Pergamon von dem dafür berufensten Manne der Wissenschaft, Alexander Conze, dem Director der Sculpturabtheilung des Berliner Museums, der außerdem in jeder Weise die Studien an den Originalen förderte und erleichterte. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen sollen die nachfolgenden Zeilen eineni größeren Kreise vermitteln.

Allerdings ist der Zustand, in welchem sich gegenwärtig noch diese Werke befinden, einer tief eindringenden Untersuchung keineswegs günstig. Die ungeheure Masse der aufgefundenen Sculpturen liegt noch ziemlich ungeordnet in zwei Sälen des Museums am Boden, Anderes befindet sich in einem provisorischen Verschlag der äußeren Säulenhalle, welche das neue Museum umzieht. In jenen Sälen hat man zunächst eine Anzahl von Gruppen des großen Frieses, welcher den pergamenischen Altar umzog, so weit es die vorhandenen Stücke gestatteten, zusammengesetzt. Daß es dabei an vielerlei Lücken nicht fehlen kann, begreift sich leicht, wenn man erwägt, daß fast Alles als Baumaterial für eine fpäter um die Burg von Pergamon aufgeführte Echutzmauer verwendet worden ist. So zog man die einzelnen, oft kolossalen Sculpturblücke aus der Mauer hervor, vielfach mit Mörtel bedeckt, auch stark beschädigt. Diese zerrissenen Glieder eines einst als Weltwunder bestaunten Ganzen vermochte man daher einstweilen nur zu größeren oder kleineren Gruppen wieder zu verbinden, deren innerer Zusammenhang nur in einzelnen Fällen — vor der Hand — festzustellen ist. Aber jeder Tag bringt aus dem übrigen, noch massenhaften Vorrath kleinere oder größere Ergänzungen, die oft so glücklich sind, daß z. B. ein völlig abgeschlagenes Gesicht in der Athenagruppe durch mehrere, genau in einander passende Maimorsplitter völlig hergestellt wurde. Zwischen den am Boden liegenden Hauptgruppen sieht man nämlich auf zahlreichen Tischen eine Menge kleinerer und kleinster Fragmente ausgebreitet, an denen ohne Frage Vieles noch zur Ergänzung des Vorhandenen sich einfügen lassen wird. Endlich find von eineni zweiten, kleineren Friese, der etwa vier Fuß Höhe hat, während der große doppelt so hoch ist, eine bedeutende Anzahl von Gruppen, meistentheils recht, gut erhalten, wenn auch mehrfach beschädigt oder verstümmelt, in zahlreichen von ihren Deckeln befreiten Kisten auf den Boden niedergelegt, also ebenfalls

nur sehr unvollständig zu genießen und noch weniger zu studiren. Was endlich die Würdigung des großen Frieses wesentlich erschwert, ist die schon erwähnte Verunstaltung desselben durch den in die feineren Falten eingedrungenen Mörtel, der nur dadurch entfernt werden kann, daß man ihn durch geschickte Bildhauer sorgfältig fortmeißeln läßt: eine- unendlich mühselige Operation, aber im gegebenen Falle die einzig mögliche, die übrigens, wie ich mich durch längere Beobachtung überzeugte, mit Behutsamkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt wird.

Versuchen wir nun, eine Vorstellung von diesem großartigen Werte zu geben, und zwar zunächst von dem Hauptfliese. Bekanntlich war es der deutsche Ingenieur, Herr Humann aus Essen, der bei einem längeren Aufenthalt in Kleinasien zuerst auf der Atropolis von Pergamon Bruchstücke eines Relief-Frieses vom größten Maßstäbe entdeckte, die er dem K. Museum zu Berlin schenkte, indem er zugleich auf weitere gründliche Untersuchung dieser Fundstätte drang. Diese drei gewaltigen Fragmente, die man seit Jahren im ersten Saale der Scupturengalerie zur Linken vom Haupteingange sah, waren offenbar Theile eines Gigantentampfes. Nun fand man in einem der obscursten und stümperhaftesten Autoren aus dem Ende des klassischen Alterthums, Ainpelius, eine Stelle, worin er eines vierzig Fuß hohen kolossalen Altars in Pergamon mit der Darstellung einer Gigantomachie in großen Bildwerten „onm inaxiuü» Wulpturis" gedenkt. Diese Stelle, unterstützt von den Humllim'schen Entdeckungen, bildete die Grundlage für die weitere Untersuchung, welche vor zwei Jahren in aller Stille durch Herrn Humann im Auftrage der preußischen Regierung begonnen wurde. Der sofortige Erfolg war ein über alle Erwartung glänzender. Die Unternehmung wurde sodann mit Umsicht und Energie zu Ende geführt, unterstützt durch die wissenschaftlich erprobte Sachkunde Eonzes und durch mehrere tüchtige Architekten, welche den bautiinstlerischcn Theil der Aufgabe, Vermessung. Aufnahme, Reconftruction des Gebäudes, in die Hand nahmen.

Das Gebäude ragte auf einem terrassirten AbHange des Burghügels von Pergamon empor, weit in die Landschaft hinausschauend. Es bildete ein fast quadratisches Viereck von vierunddreißig zu siebenunddreißig Meter. An einer der schmaleren Seiten, wie es scheint, führte eine in den Kern des Unterbaues eingeschnittene Freitreppe empor, zu einem von einer ionischen Säulenhalle attikenartig umsäumten oberen Geschoß. Hier erhob sich in der Mitte der eigentliche Altar; hier muß man sich auch den zweiten, erheblich kleineren Fries, vielleicht nach innen angebracht, denken; hier standen wahrscheinlich auch zahlreiche, überlebensgroße weibliche Statuen, bereit man ebenfalls eine ganze Reihe aufgefunden hat. Der große Fries aber bildete ohne Frage, nach Bautzen gewendet, wie ein kostbares Stirnband, den oberen Abschluß des Unterbaues, der sich auf drei Stufen erhob. An den in den Kern des Baues eingeschnittenen Treppenwangen setzte sich der Fries fort, denn man hat ein von der rechten Wange herrührendes Stück aufgefunden.

Gegenstand der Darstellung ist also der Kampf der Götter niit den
Giganten. Könnte darüber noch ein Zweifel sein, so würde derselbe dadurch
vollends aufgehoben, daß an der oberen Gesimsplatte die Namen von Göttern,
an der unteren die von Giganten eingeschrieben sich finden. Merkwürdig ist,
daß sich dabei zugleich, etwas unterhalb der übrigen Inschriften, der Name
eines Künstlers, aber leider stark verstümmelt, erhalten hat. Man liest:
^Xl . . . . IINUX, von dem darauffolgenden L nur ein Bruchstück. Wie
nun dieser „Di . . . ." geheißen, welcher sich hier als Urheber des Wertes
ankündigt, werden vielleicht weitere Entdeckungen uns lehren.
So fragmentarisch bis jetzt alle diese zerrissenen Glieder eines der
größten plastischen Werke des elastischen Alterthums sind — von den etwa
446 Fuß Lange ist vielleicht im Ganzen die Hälfte, aber wahrscheinlich nicht
eine zusammenhangende Hälfte erhalten! — so gewiß eine auch nur annähernde
Vollständigkeit in der Erkenntniß des Ganzen nie erreicht werden wird, so
genügt doch schon das Vorhandene in dein jetzigen trümmerhaften Zustande,
um eine Vorstellung von Charakter, Künststil, Werth und Bedeutung dieser
gewaltigen Schöpfung zu gewinnen. Wir sehen überall Sccncn voll jenes
dramatischen, hochpathetischen Ausdrucks, wie er uns aus dem Laotoon, dem
farnesischen Stier, dem sterbenden Gallier entgegen sprüht. Wir sehen diese
leidenschaftliche Kunst in einem Stil von machtvoller noch durchaus idealer
Formengröße, zugleich aber verschmolzen mit einem Naturalismus, der bis
in's Einzelne sich geltend macht, nirgends indeß den großen Fluß des Ganzen,
den frei hinströmenden Rhythmus unterbricht. Zeus und Athena waren
die Hauptgötter der pergamenischen Burg und ihnen Beiden gebührt daher
die Ehre, Vorkämpfer in dem Kampfe zu sein. Und so gehören denn die
beiden Gruppen, welche diese Hauptgötter enthalten, zu den bedeutendsten des
bis jetzt Erkannten. Hoch aufgerichtet, gewaltig ausschreitend wendet sich der
Vater der Götter gegen drei Giganten, die ihn zu gleicher Zeit angefallen
haben. Zeus' Oberkörper, von dem der Kopf leider verschwunden ist, erscheint
nackt, nur von der Hüfte stießt in großen Massen der Mantel herab. Die
mächtige Musculatur, die angeschwollenen Adern lassen die Aufregung des
Kampfes erkennen. In der Linken hält er die Aegis als Apotropaion aus-
gestreckt gegen einen Giganten, der sich auf seinen Schlangenbeinen hoch auf-
richtet, dem Befchauer den prachtvoll ausgebildeten Rücken zeigend, den mit
einem Thierfcll umwickelten Arni mit geballter Faust gegen Zeus erhebend.
Dieser rechten Seite der Gruppe stellt sich links ein anderes Moment des
Kampfes entgegen: dort ist ein Gigant, dessen Gestalt rein menschliche Bildung
besitzt, von einem furchtbaren Blitze des Zeus zu Boden geschmettert, in die
Knice zusammengebrochen. Das Geschoß des Gottes hat mit drei Zinken
seinen Schenkel durchbohrt, daß die Spitzen desselben wieder herausdringen.
Neben ihm, in der Mitte der Gruppe ist ein dritter Gigant, ebenfalls von
ganz menschlicher Bildung, in's linke Knie zusammengesunken und scheint im
Gefühle seiner Ohnmacht den Blitzstrahl des Gottes zu erwarten. So sind,

ähnlich wie beim Laoloon, drei Momente einer Handlung in eine Scenc zusammengefaßt, die an dramatischer Wucht jenem berühmten Meisterweile in Nichts nachsteht. Der große Künstler von Pergamon hat nun aber, zur mannigfaltigen Belebung seiner Composition, den Göttern ihre begleitenden Thiere beigegeben, die am Kampfe theilnehmen. So sehen wir denn auf einem kleineren Fragmente den Adler des Zeus mit einem Blitz in den Fänge» hcrbeischwebcn; weiterhin auf einem größeren Bruchstück aber einen anderen Adler erglimmt gegen einen sich emporbaumenden Giganten-Schlangentopf anstürmen und der Bestie die scharfe Kralle in den Unterliejer des weit geöffneten Rachens hineinschlagen: ein Motiv von so packendem Realismus, daß wir unwillkürlich, als fühlten wir selbst den Schmerz, zusammenzucken. Nicht minder energisch ist der zu diesem Schlangenlörper gehörende Gigant, der sich leidenschaftlich aufrichtet und eine Muskulatur zeigt, die an Gewalt der des Laokoon nichts nachgiebt, während sie derselben an einfacherer Natur-Wahrheit überlegen ist. Dies Fragment behauptet auch deshalb einen hohen Werth für die Erkenntniß des Aufbaues des Denkmals, weil an seinem Fuße die Treppenstufen eingeschnitten sind, so daß man es an die rechte Treppeii-rampe setzen muß. Daß es «ober vielleicht in der Nähe der Zeusgruppe anzunehmen ist, dürfte sich aus dem Adler ergeben, der doch wohl der Um-gebung des höchsten Gottes angehört hat.

Besäßen wir nichts von dem Ganzen, als jene einzelne Zeus »Gruppe, so würden wir nicht ini Zweifel darüber fein können, daß wir es mit einem Kunstwerk ersten Ranges zu thun haben, das im Rhythmus der Anordnung, in schwungvoller Kühnheit der Bewegungen, in großartiger von tiefem Ver-ständniß des organifchen Lebens getragener Formbehandlung unter den antiken Werten seines Gleichen sucht. Aber fast ebenso vollständig ist uns glücklicher» weise die Gruppe der Athen« erhalten, welche in Aufbau und Anordnung sich als das Gegenüber der Zeusgruppe zu erkennen giebt, an künstlerischer Bedeutung ihr ebenbürtig. Es wäre nicht undenkbar, daß die Zeusgruppe an der Front des Gebäudes die Hauptstelle rechts von der Treppe, die Athenagruppe dann den entsprechenden Platz zur Linken eingenommen hätte. Doch bemerke ich ausdrücklich, daß dies einstweilen nichts Anderes ist als eine Vermulhung.

Athena, deren Brust die Aegis bedeckt, eilt in kühnem Ausschreiten heran, die hohe Gestalt von bauschenden Gewandfalten umraufcht, und packt mit dn Faust einen von ihr zu Boden geworfenen Giganten am Schopf, der mit dci Rechten ihre Hand loszumachen sich abmüht. Athcnas Kopf ist zerstört, aber der jugendliche bartlose ihres Gegners, dessen schmerzdurchzucktcs Antlitz von wildem Lockenhaar umrahmt wird, hat sich aus verschiedenen Splittern glücklich zusammensetzen lassen. Er liefert den Beweis von dem ergreifenden tragischen Pathos, dessen der Künstler dieses Weites fähig war. Um diese Gestalt noch ganz besonders hervorzuheben, hat er ihr ein doppeltes Flügel-paar gegeben, das an die phantastischen Flügelwcscn der assyrischen Kunst

erinnert, hier aber mit dem hohen Stilgefühl der griechischen Plastik sich
organisch dem herrlichen Menschenlörpcr anschmiegt. Während die Haupt-
gestalten also den Schlußmoment eines Zweikampfs darstellen, steigt.schmerz-
voll klagend die Halbfigur der Mutter der Giganten, Gäa, durch die beige-
schriebene Bezeichnung I'N über allen Zweifel erhaben, aus dem Boden
empor, das Gesicht leider zerstört, der Kopf aber von einer Fluth köstlicher
Ringellocken umspielt. Sie halt in der Hand ein Füllhorn mit Früchten;
über ihr aber eilt die jugendliche Nike heran, der siegreichen Athena den
K^anz zu bringen. Auch hier nimmt das Thier der Göttin am Kampfe
Theil, denn wir sehen ihre Schlange sich um das Bein des Giganten ringeln.
Welcher Reichthum an Compositionsmotiven und Ausdrucksmitteln dem
großen pergamenischen Künstler zu Gebote stand, erkennen wir wiederum an
einer dritten Hauptgruppe, we lche die Helate zum Mittelpunkt hat. Tiefe
ist schon deshalb von hohem Interesse, weil sie uns die sonst ^aum auf
griechischen Monumentalwerken vorkommende Gestalt der mehrtöpfigen und
sechsarmigen Göttin der Unterwelt vorführt. Ein neues Zeichen von dem
Einfluß der phantastischen Güttergcstaltcn des Orients auf die fpätgriechische
Kunst. Was sie in ihrer Jugendzeit in mühsamem Ringeil abgestreift hatte,
nimmt sie am Ende ihrer Selbständigkeit noch einmal wieder auf, freilich in
dem siegreichen Bewußtsein, daß ihr überlegenes Schönheitsgcfühl auch diese
monströsen Bildungen zu bezwingen im Stande sei. Wir sehen die hohe,
reich bekleidete, von mächtigem Faltenschlag umrauschte Gestalt der Göttin von
der Rückseite, in der einen Hand eine Fackel über ihrem Haupte schwingend,
mit der zweiten rechten Hand ein Schwert zückend, während der dritte rechle
Arm in Flachrelief nur angedeutet ist. Ebenso erblicken wir neben ihrem
in's Profil gestellten Kopf einen zweiten Kopf von besonders herben Formen
Trotz aller Kunstvollendung muthet uns doch diese an indische vielarmige
Götterfiguren erinnernde Gestalt sehr wunderlich an. Gleichwohl läßt sich
nicht leugnen, daß das Düstre, Dämonische einer Helate dadurch ergreifend
uns vor Augen tritt.

Neben ihr eilt Ares, den wallenden Helmbusch auf dem stark beschädigten
Haupte, zur Hilfe heran. Denn es gilt einen harten Kampf, der indeß sich
seinem Ende zuneigt. Zur Rechten ist ein Gigant von mächtigen Formen
zu Boden gestürzt; ergreifender Schmerzensausdruck durchwühlt die Züge
seines breiten Kopfes, in dessen von struppigem Haar umborstcten Nacken der
treue Begleiter Hetates, ein grimmiger molossischer Wolfshund, eben sein
furchtbares Gebiß schlägt. Es ist die Todeswunde, denn schon verläßt die
Kraft den Hingesunkenen, und in seiner meisterlich behandelten Hand erkennt
man die Erschlaffung beginnender Agonie. Auf der linken Seite beißt ein
anderer Wolfshund eben in den Leib eines zweiten Giganten, der sich eben-
falls nicht lange mehr widersetzen wird. Von der Wuth des Kampfes gicbt
aber nichts einen schlagenderen Beweis, als die beiden Giganten-Schlangen,
welche sich cmporringcln und mit grimmigen Bissen einerseits in den Schild-

rand der Göttin, andererseits heftig zerrend in ihr Gewand einhaucn. Man kann nichts Frappanteres sehen, als die bösartige Wuth dieser Bestien. Und hier vor Allem wird es klar, welchen Vortheil der Künstler für mannichfaltige Belebung seiner Eomposition aus der fabelhaften Doppelnatur der Giganten schöpfte. Denn obwohl Einzelne, wie wir schon sahen, rein menschliche Gestalt zeigen, hat doch die Mehrzahl jene phantastische Bildung, welche die menschlich geformten Beine in Schlangenleiber auslaufen laßt, die aber ihrerseits wieder in Schlangentöpfen enden; daher sind denn auch die Schuppen, welche in sorgfältigster Ausführung die Schlangenleiber bedecken, in ihrer Richtung durch die Köpfe der Thiere, nicht durch die zu ihnen gehörenden Menschenleiber bedingt.

Noch eine Bemerkung ist hier am Platze, Von der ununterbrochenen fortschreitenden Bewegung des Frieses giebt rechts am Ende dieser Gruppe ein in die Platte hineinragendes Bein einer nach rechts ausschreitenden Göttin Zeugnis;. Der Fuß ist mit dem reich und zierlich verschlungenen Riemenwert eines Sandalensticfelchens bekleidet, wie deren auf den übrigen Theilcn des großen Wertes noch eine gute Anzahl in inimer neuen Varianten mit besonderer Vorliebe ausgeführt sind. Wir erinnern uns nicht, dergleichen sonst an den Meisterwerken der Antite gesehen zu haben. Es scheint eine Spccialität des pergamenischcn Meisters, der scin»Wert so reich und glänzend wie möglich ausstatten wollte und in der Sorgfalt der Arbeit sich nicht genug thun konnte.

In einer anderen Gruppe sieht man eine Göttin in reich behandelten Gewändern dahinstürmen und nach rechts gewendet einen Giganten verfolgen, nach welchem sie mit aller Macht ein von einer Schlange umwundenes Gefäß schleudert. Das besonders reich behandelte Haar, das einzelne Löckchen an der Wange, die weichen Iüge des ziemlich wohlerhaltcnen Antlitzes, das von einem Schleier umwallt wird, die in der Hitze des Kampfes losgegangene, in einer Blume endende Perlenschnur, das spiralförmige Armband, endlich das prächtige Gewand, dessen Bewegung an die Riobide des Vaticans erinnert, alles dies scheint mir auf Aphrodite zu deuten. Das Gefäß in ihrer Hand ist freilich noch nicht erklärt; aber warum sollte die Göttin der Schönheit, welcher sonst keine Kriegswaffeu zu Gebote stehen, nicht ein köstliches Gefäß ergreifen, um damit den Gegner zu Boden zu strecken? Ihr am ersten unter den Göttinnen wäre solch ein Rothbehclf in der Rothwehr zuzutrauen. Reben ihr schreitet ein jugendlicher Gott über den Körper eines niedergestürzten Giganten dahin, dessen schmerzcrfülltes Gesicht mit den derben Zügen und dem struppigen Haar an den sterbenden Gallier gemahnt.

Zu den besterhaltenen Gruppen gehört sodann die, welche auf seinem feurigen Viergespann den Helios darstellt. Sein lockiges Haupt ist von einer Stirnbinde umwunden; die schlanke Gestalt, von lang fließenden Falten ausdrucksvoll hervorgehoben, wendet sich, ins Prosit gestellt, nach links, während ein Jüngling von freieren Formen dem Gespann vorausschreitet und

die auf einem feurigen Rosse rücklings sitzende Eos den Zug eröffnet. Es
ist etwas Enthusiastisches, das diese schwungvolle Gruppe durchhaucht. Nicht
fern davon sehen wir eine andere Göttin, deren üppig weiche Formen von
einem zierlichen Gewände verhüllt weiden, welches, von der linken Schulter
herabgleitend, Nacken und Schulter freigiebt. Auch der Kopf mit dem reichen
Lockenhaar zeigt volle, runde Formen. Sie sitzt bequem hingegossen auf einem
Nosse, dessen Rücken ein Pantherfell bedeckt. Wir haben in ihr wohl Selene
zu erkennen.

Noch eine dritte Reiterin zeigt sich, auf einem Löwen sitzend; ohne
Zweifel die Asiatische Arteniis. Neben ihr schreitet zur Rechten eine
kämpfende Göttin über einen zusammenbrechenden älteren Giganten dahin.
Nie Kybcle sodann glaubt man in einer schlanken Gestalt zu erkennen,
die man vom Rücken sieht, während ihr Kopf nach links ins Profil gestellt
ist. Ueppige Ringellocken fluthen über den Nacken bis auf den Rücken herab;
besonders fein ist das Gewand behandelt, so daß man unter dem dünnen
Mantel die Falten des Untergewandes durchschimmern sieht. In der hoch»
erhobenen Rechten schwingt sie eine Lanze, ein Löwe schreitet als treuer
Begleiter neben ihr. Noch mehrere vereinzelte Platten mit Löwen gehören
vielleicht in die Umgebung dieser Gruppe. So ein fragmentirter Löwe, in
dessen Weiche niit gewaltigem Tritt sich ein Männerfuß setzt. Namentlich
aber ein anderes größeres Bruchstück, welches vielleicht noch mehr als jenes
den Anspruch darauf erheben kann, die Kybcle zu enthalten. Denn wir sehen
hier eine großartige weibliche Gestalt, welche in der erhobenen Rechten die
Fackel schwingt, ähnlich wie wir es bei Hekate gefunden haben. Neben ihr
schreitet ein Löwe dahin (oder ist's ein Wolfshund? die Platte zeigt starte
Zerstörung), der grimmig in den Schlangenschweif eines kämpfenden Giganten
beißt. Rechts eine Begleiterin, die rasch dahinschreitet. in der Bewegung
nicht unähnlich der Hekate; links ebenfalls eine kämpfende Frauengestalt.
Bewundernswürdig sind alle jene Lüwenfiguren behandelt, besonders
Nieich. mit malerischer Wirkung die Mähnen durchgeführt. Nicht minder
ausgezeichnet ist die Schilderung des Pferdes, in dessen Kopf und Gliederbau
noch Etwas von dem großen Stil der Parthcnunrosse nachklingt, während
in Einzelheiten, im Hervorheben der Adern und der kleinen Hautfalten sich
ein stärkerer Hauch des Naturalismus bemerklich macht. Aber sämmtliche
Rosse stehen an stilvoller Behandlung den weit realistischeren der römischen
Epoche voran. So finden wir auf einer schönen Platte ein heransprengendes
Rossepaar, unter dessen Hufen ein zufammengebrochencr Gigant, dessen Kopf
fich in den Boden zu vergraben scheint, eben verendet. Weiter sieht man
eine Göttin mit reich fließenden Gewändern auf einem Roßgefpcmn, von
dessen Wagen sie eben herabschreitet, um ihren linken Fuß mit zierlichen,
Sandalenschuh auf den Kopf eines jugendlich schönen Giganten zu setzen, der
entseelt am Boden liegt. Neben ihm ist ein Gefährte ebenfalls zusammen-
gebrochen, dessen lockiges Haupt mit dem Gesicht sich in die Erde einbohrt.

Noch ein anderes Zweigespann ist bruchstückcnwcise erhalten; dabei eine
geflügelte Iünglingsgestalt mit lockigem Haar, das von einer Stirnbinde
zusammengehalten wird; ein Gewcmd umhüllt die fast weiblichen Formen des
Körpers, dessen Brust ein breites Band umzieht. In heftiger Bewegung
holt der Jüngling, die Rechte hoch über den Kopf zurückwerfend, zu einem
Hieb mit dem Schwerte gegen eine undeutliche, in ein Thierfell gehüllte
Giguntengcstalt aus. Es ist ein Motiv, das ähnlich am Fries von Phigaleia
uns begegnet.
Auch das Fragment eines Pegasus hat sich erhalten. Im Zusammen-
hang damit dürfen wir die Platte mit der leider des Kopfes beraubten
Figur des Apollo hervorhebe», den man an den edlen jugendlichen Formen
des nackten Körpers, eines der schönsten unter allen, und an dem über die
Brust sich hinziehenden Köchcrband erkennt. Uebcr den hoch ausgestreckten
linlen Arm fällt in breiten Massen der Mantel herab, durch die lebendige
Melodie seines Faltenwurfs die weiche Schönheit des nackten Körpers noch
mehr hervorhebend. Wie wirksam solcher Gegensatz sei, läßt sich schon an
den Metopen des Parthenon erkennen. Weiter vermögen wir, allem Anscheine
nach, Herakles nachzuweisen in einem kraftvollen bärtigen Heros, der mit
der Keule zu einem Schlag ausholt. Taneben fieht man eine Göttin einen
jugendlichen zu Boden gestürzten Giganten am Schöpfe fassen, der sich mit
der Hand von der Umklammerung zu befreien sucht: ein ähnlich schon bei
der Athene angetroffenes Motiv. Ein anderer mit der Keule kämpfender
Gott ist in den schon früher dem Museum zugekommenen Bruchstücken
erhalten. Er schwingt seine Waffe über einen zu Boden gesunkenen Giganten,
dessen bärtiger Kopf in Form und pathetischem Ausdruck ein Verwandter
des Laotocm ist. ,
Taß in einer Gigantomachie auch der Mecrcsgott mit den Fabelwesen
der Salzfluth eine Rolle spielen müsse, und daß ein griechischer Künstler
dies dankbare Thema mit Vorliebe ausbeuten werde, ließ fich im Voraus
denken. In der That finden wir Pofeidon in einem Bruchstück, das
zwar weiter Nichts bietet als die Gestalt des Gottes, aber dafür gehört diese
zu den herrlichsten unter allem Vorhandenen, und ist außerdem durch voll-
ständige Erhaltung des Kopfes ausgezeichnet. Und welch ein Kopf ist dies!
im Wesentlichen die Formen und der Typus des Zeus, aber durch einen
leidenschaftlichen Ausdruck, durch die wildfluthenden Massen der Haupt- und
Barthaare zum Charakter des Gottes der stürmifch bewegten Mceresflmh
umgewandelt. Während die unmittelbar dazu gehörenden Thcile der
Compofition noch nicht gefunden sind, fehlt es jedoch nicht an Bruchstücken,
welche offenbar der Umgebung Poseidons zuzuweisen sind. So zunächst eine
große Platte mit dem Vorderthcil eines See-Kentauren, dessen menschlicher
Obcrtörver durch Vermittlung von zackigen Fischflossen in einen Pferdcleib
übergeht. An den Schultern bemerkt man den Ansatz eines Flügelpaares,
das durch einen Kamm borstiger Fischflossen etwas Phantastifchcs erhält.

Er kämpft mit einem schon zu Boden geworfenen Giganten, welchem der
Künstler in weifer Berechnung der Eontraste volle Menfchenbildung ver-
liehen hat. Dahin gehört ferner unter den früheren Besitzstücken des Museums
eine Tafel mit dem Fragment eines ähnlich gestellten See-Kentauren, der
sich in kühner Kampfbewegung hoch emporbäumt. Unter ihm ringelt fich
ein Giganten-Schlangenschweif. der ebenfalls in phantastischer Weise mit
Fischflosfen ausgestattet ist.
Zu einer anderen Gruppe muß dagegen ein feineres Bruchstück jenes
älteren aus der Humannischen Schenkung stammenden Besitzes gezählt werden,
auf welchem man einen fragmentirten Giganten sieht, der den mit einem
Thierfell umwickelten rechten Arm wie zur Abwehr emporftreckt, während
unter ihm der vollständig erhaltene Kopf und Oberkörper eines am Boden
knieenden jugendlichen bartlosen Giganten mit struppig emporgcsträubtem
Haar sichtbar wird. Es ist wieder eines der herrlichsten Stücke dieser
großen Composition, sprühend von Lebenskraft.
Von den übrigen Bruchstücken sei zunächst noch einer sehr schönen, aber
stark verstümmelten Platte gedacht, welche die üppig weiche Gestalt des
Dionysos, von zwei jugendlichen Satyrn begleitet, in raschem Vorwärts-
eilen darstellt. Bewundernswürdig erscheint die künstlerische Feinheit, mit
welcher das Bein des Gottes behandelt, und von dem zarten Nein des
parallel mit ihm gestellten Satyrs unterschieden ist: eine Anordnung, die
wie der leise Nachhall einer kräftigen Melodie wirkt. Der Oberkörper des Gottes
ist mit dem feingerippten Wollenchiton betleidet, den wir an der
Artemis von Versailles kennen, und den wir mehrmals bei den pergamenische«
Arbeiten antreffen. Weiter ist eine herrliche weibliche Gewandfigur
hervorzuheben, deren übergeschlagener Mantel zwischen dem linken Ober-
arm und der Brust prächtige Faltenmotive ergiebt. Zu den gewaltigsten
Scenen gehört sodann eine große Platte, welche .einen stark aus-
schreitenden Gott, leider nur in den unteren Theilen erhalten, darstellt, wie
beide Beine von mächtigen Schlangenleibern umwunden werden: wiederum
an den Laoloon erinnernd, aber vielleicht noch mächtiger als diefer. Dann
wieder zeigt sich auf einem anderen Bruchstück ein zusammenbrechender Gigant,
dem eine Faust das Schwert eben bis an das Heft in die Brust bohrt, so
daß das Ungethüm, zum Tode getroffen, das wilde Haupt senkt, das auf
einem wulstig hornartigen Stiernacken sitzt. Dieser und der eine Gigant in
der Hekategruppe sind am meisten thierähnlich wild dargestellt. Ein anderer
Gigant, dessen Schlangenschweif fich hoch emporringelt, greift fich mit der
Faust, wie von plötzlichem Schmerz gepackt, ins buschige Haupthaar, während
eine Göttin mit lose verhülltem Busen ihn bekämpft. Diese Gruppe steht in
der Gediegenheit der Behandlung etwas zurück; dasselbe gilt auch von einem
anderen Bruchstück, auf welchem man eine männliche und eine weibliche
Gestalt dicht neben einander fchreiten sieht: im Faltenstil etwas gleichartig
und konventionell. Im Uebrigen muß es als fehr beachtenswerth hervor-

gehoben werden, daß weitaus die Mehrzahl dieser ausgedehnten Arbeiten von
nahezu gleicher Vollendung und Durchführung sind. Tas deutet auf eine
Schule, welche durch langen Zusammenhalt unter einem tonangebenden Meister
sich zu gleichmäßiger Höhe künstlerischer Gediegenheit herangebildet hatte.
Im Vorstehenden habe ich eine turze Beschreibung der Theile des
Frieses zu geben versucht, die bis jetzt in mehr oder minder zusammen-
hängenden Bruchstücken sich erkennen lassen. Dies Wenige dürfte schon hin-
reichen, auf die Großartigkeit des Ganzen zu schließen. Wie viel auch
unwiederbringlich verloren sein mag, das Erhaltene genügt zur Erkenntniß,
daß wir hier, mit alleiniger Ausnahme des Parthenon, das umfangreichste
und erhabenste Monumentalwerk der griechischen Plastik vor Augen haben.
Dem Künstler wurde eine Aufgabe gestellt, wie sie größer für einen Griechen
nicht zu deuten war. Noch einmal, ehe die Herrlichkeit der hellenischen Welt
für immer zusammenbrach, durfte er die ganze Götterschaar darstellen; nicht
in seliger Ruhe, wie Phidias in glücklicheren Tagen die Olympier auf der
Ostseite des Parthenon hatte schildern dürfen, dem Festzuge eines edlen,
freien Volkes zuschauend, sondern wie es sich für die späteren, von Kämpfen
aller Art durchtobtcn Zeiten ziemte, im gewaltigen Streit gegen ein über-
müthigcs, erdentsprossenes Geschlecht. Die ganze Hoheit und Schönheit, die
volle Kraft nnd Anmuth der Götter durfte der Künstler von Pergamon ent-
falten, in gesteigertem Affect, in leidenschaftlicher Bewegung des Kampfes.
Als Gegner aber boten sich ihm die phantastischen Gestalten der Sage, in
welchen er alle Schattirungeu vom einfach menschlich Athletischen bis in's
Wundersame, Ungeheuerliche, ja Bestialisch-Wilde zur Erscheinung bringen
durfte. Und mit welcher Fülle von Phantasie hat er dieser Aufgabe genügt!
Wie hat er seine Giganten durch die Schlangenfüße, die wiederum selbst zu
mitkämpfenden Ungcthümeu werden, deren Drachenköpfe allen Grimm einer
dämonischen Naturtraft aushauchen, in's ungeheuerlich Großartige gesteigert!
Und wie hat er ferner Einzelne noch dazu durch Flügel, deu Hauptgegncr
der Athene sogar durch ein doppeltes Paar, Andere wieder durch ein Hinein-
ziehen von Elementen mariner Bildung, von Flossen und Schuppen der Un-
geheuer der Tiefe, noch phantastischer gestaltet! Ueberblickt man diese Schaar,
in welcher alle dämonischen Gewalten sich zu verkörpern scheinen, so muß
man gestehen, daß es keine geringen Gegner sind, denen die Götter entgegen-
zutreten haben. Und doch hat der Künstler auf feine Weise verstanden, uns
keinen Augenblick darüber im Zweifel zu lassen, daß die siegreiche Macht auf
Seiten der Himmlischen ist. Wir sehen nirgends einen Giganten Hand an
einen Gott legen; nur die beiden Schlangentöpfe der Hekategruppe gehen in
unbändigem Grimni über alle anderen hinaus; aber auch sie wagen sich
nur daran, in den Schildrand der Göttin zu beißen und an ihrem Gewand
zu zerren. So ist die unnahbare Ucberlcgcnheit der Götter gewahrt.
Neben diesen idealen und phantastischen Elementen wußte der Künstler
aber auch die Thierwelt in mannigfaltigster Weise seiner Composition einzu-

verleiben. Löwen, Panther, Molosfcrhunde, Rosse von edler Bildung
wechseln niit Adlern, Schlangen und anderem Gethier, theils attributiv, theils
in lebhafter Kampfbetheiligung, theils endlich, wie die Wagcnpfcrde der Zwei-
und Viergespanne im Dienste der Götter. So ergiebt sich ein Reichthum und
eine Mannigfaltigkeit der Formeuwclt, die ein unerschöpflich malerisches
Leben in das große Ganze bringt. Schon aus dem Vorhandenen läßt sich
erkennen, daß in dieser Hinsicht der pergamcnischc Fries alles Andere, das
die Antike darbietet, übertrifft.

Dies malerische Element verbindet sich mit dem hochgesteigertcu
dramatischen, ja pathetischen Charakter des Ganzen zu lebendiger Wechsel-
wirkung. Es herrscht eine Kühnheit und Freiheit in den Bewegungen, die
jedes leidenschaftliche- Handeln meisterhaft zum Ausdruck bringt. Auf Seiten
der Götter, soweit wir urtheilen tonnen, sehen wir siegesgewiße Erhabenheit,
die aber in einzelneu Fällen sich niit ungestümer Kampfeslust verbindet.
"Dabei ist eine lebendige Abstufung nach dem Charakter der verschiedenen
Gottheiten dem Künstler gelungen. Die reichere Scala des Ausdrucks freilich
findet sich naturgemäß bei den Giganten: Trotz und zornige Wuth, düsterer
Grimm, unbändige Wildheit, die im dunklen Gefühl ihrer Ohnmacht gegen
die höchsten Gewalten sich aufbäumt, aber auch die ganze Abstufung bitterer
Empfindungen, von dem idealen Schmerzcnsausdruck iu den jugendlichen
Köpfen bis zu deni Todeszucken und Erstarren in den älteren, ist hier zu
vollendeter Darstellung gebracht. Wir erkennen einen Künstler, der die
Seelcnregungen in ähnlich vollkommener Weise beherrscht, wie die Meister
des Laokoon, der Niobegruppe, des sterbenden Galliers.

Und dies Alles ist in einer Formensprache gegeben, die dircct von dem
großen Idealismus der attischen Schule abstammt, in der Größe und Breite
der nackten Theile wie in der unerschöpflichen Feinheit und Mannigfaltigkeit
der Gewandbehandlung gleich vollkommen dasteht. Dabei ist Alles echter
Marmorstil, von einem Schmelz und einer duftigen Weichheit der Behandlung,
die durch den goldigen Ton der Oberflächen noch gesteigert wird; aber dies
Weiche ist nicht auf Kosten einer strengen Formgebung erkauft, vielmehr herrscht
jenes tiefe Verständnitz des Körpers, das in der innern Architektonik des
Organismus vollkommen zu Hause ist. Der Knochenbau und das Spiel der
Muskeln kommen zu voller Geltung, werden aber durch jene Weichheit iu
der Behandlung der Oberfläche dem Auge vermittelt, welche der Vorzug der
Marmoitechnik ist. So haben wir eine Schule vor Augen, die durch lauge
Gewöhnung in der Marmorarbeit so völlig zu Hause war, wie es einst die
attische Schule unter Phidias, Skopas, Praxiteles gewesen. Man erkennt dies
namentlich an der reich abgestuften Charakteristik des Haares, das in kürzeren
Locken oder längerem Geringel, in struppiger Wildheit oder breiten! Fluß
stets in großen Massen angelegt und mit wenigen eingreifenden Meißelhieben
zu malerifch wirtenden Gruppen herausgearbeitet ist. Man findet denselben
Stil aber auch in der meisterlich weichen Behandlung des Gefieders an den

Flügeln der Giganten, der Götter, der Adler, an den Thiervließen, mit
welchen die Giganten sich schützen, an den Mähnen der Löwen, der Rosse
und der Wolfshunde, endlich an den Flossen und Schuppenkämmen der Fische,
Drachen und sonstigen Fabelwesen. Dies Alles kann nicht schöner, nicht malerischer
wirksamer und zugleich plastisch vollendeter gegeben werden, als es hier
geschehen.
Ebenso ist auch an den Gewändern das Stoffliche fein hervorgehoben: gegen-
über dem in breiten, tiefausgehöhlten Faltenmassen dahinrauschenden Schwung
des Peplos, der so oft an die kühne Bewegung der Niobide des Vatikan
erinnert und im Wesentlichen auf die schwungvoll leidenschaftliche Kunst eines
Stopas zurückzuführen ist, kommt das feine Linnen oder die gerippte Wolle
der Uebergewander ebenfalls zu ihrem Recht, fo daß auch hier der Künstler
alle Ausdrucksmittel einer ins Malerische gesteigerten Plastik zur Geltung
bringt. In allen diesen Dingen beruht die griechische Kunst selbst dieser
Spätzeit noch auf dem Vorgänge des Phidias, der zum eisten Mal an den
Giebelfiguren des, Parthenon das malerische Element durch feine Charakteristik
der Gewänder in die Plastik eingeführt hat. Nur daß dasselbe in dieser
nach effectvollerer Darstellung strebenden späteren Epoche sich noch reicherer
Mittel bedient. Damit verbindet sich die Anwendung mancher naturalistischer
Details: die angeschwollenen Adern am Körper des Zeus, die schon beim
Poseidon des Parthenon sich zeigen, die schärfere Charakteristik der derberen
Giganten, die z. B. bei dem hingestürzten Alten in der Hetategruvpe selbst
die Bezeichnung der Haare in den Achselhöhlen nicht verschmäht, — übrigens
das einzige Beispiel in der ganzen Reihenfolge, foweit ich beobachten tonnte.
Mit dem malerischen Stil hängt nun auch die außerordentliche Tiefe
der Reliefs zusammen, die in ihren einzelnen Theilen, den Köpfen, Armen,
Beinen, sich völlig frei vom Grunde lüfen, während der Plan fo vertieft ist,
daß man in den Gewandfalten den ganzen Arm beigen kann, und daß der
Hintergrund überall für die Nebenfiguren im zweiten Plan, für die Windungen
der Schlangenleiber, bisweilen auch für die Andeutung des Terrains durch
Schilf, Pflanzen oder dgl. aufs glücklichste verwendet werden konnte. Daneben
ist dann wieder auffallend die wunderbare Sorgfalt der Ausführung bis ins
Kleinste, die besonders in den zierlichen Sandalenstiefeln und den aufs Sauberste
dargestellten Schuppen der Schlangen zur Geltung kommt. Unvergleichlich
fürwahr ist die Virtuosität dieser Technik, die den starren Marmor bewältigt
als wäre er weiches Wachs, die den zartesten Fluß der Formen, die reizendsten
Spiele des Faltenwurfs zum Ausdruck bringt, und in der tiefen Aushöhlung
der Griinde, namentlich in den Gewändern und den sich frei loslösenden
Körpertheilen, eine Bravour bekundet, die unfern größten Künstlern ein Staunen
abnöthigt. Und dabei diefe Gewissenhaftigkeit, die sich nimmer genügt, die
selbst jene ganz verborgenen Partien, die sich bei der Aufstellung dein Blicke
völlig entziehen mußten, mit unerschöpflicher Sorgfalt durchbildet: in der Th»t
ein Verfahren vom höchsten künstlerischen Werth, das bei allem Streben nach

Wirkung doch niemals in decoratives Scheinwesen sich verirrt. Auch darin finden wir den Meister von Perganwn in den Bahnen des Phidias, der ähnliche Gewissenhaftigleit am Parthenon bewährt.

Nimmt man alles dies zusammen, den malerischen Stil, die pathetisch-leidenschaftliche Behandlung, die Kühnheit und Gewalt der Motive, so ist rasch ein Vergleich mit der Sculptur der Spätrenaissance und des Barocco zur Hand. Sieht man aber genauer zu, so bemerkt man bald, welch' himmelweiter Unterschied, trotz scheinbarer Berührungspunkte, beide Kunstrichtungen von einander trennt. Nicht blos in dem prahlerischen Zurschauftellen einer übertriebenen Muskulatur, sondern mehr noch in dem blos auf decorativ malerischen Effect hinarbeitenden Gewandftil ist jene Barockbildnerei weit von der pergamenischen Kunst entfernt. Selbst der Laotoon zeigt in der etwas geschwollenen Muskulatur und in der manieristischen Haarbehandlung dem Barockstil sich viel näher verwandt, als diese pergamenischen Arbeiten, die im strengen Verstündniß des Körperbaues, in der einfacheren, unbefangeneren, gesunderen Darlegung seiner Schönheit, Anmuth und Kraft, sich weit mehr als Erben der Kunst eines Phidias erweisen. Man braucht darum den Laotoon nicht in eine wesentlich spätere Zeit zu rücken; aber man muß es ausdrücklich betonen, daß wir in der ganzen antiken Plastik gar nichts kennen, was den großen Giebelsculpturen des Parthenon, trotz einer weit mehr- auf's Malerische gerichteten Behandlung, noch so nahe stände, so verwandt, ja in gewissem Sinne fast ebenbürtig wäre. Man betrachte z. B. den Zeustorso, den Poseidon, den Apollo oder Dionysos, und man wird finden, daß hier die edelste Naturempfindung sich in feinen charakteristischen Unterschieden ausspricht. Nicht minder lebendig ist das ' Naturgefühl in der Behandlung der Gewänder, die auf der Basis dessen, was ein Phidias, Praxiteles, Stopas geschaffen, in ihrem Faltenwurf auf's Feinste verstanden sind und durchaus die Form und Bewegung des Körpers zum Ausdruck bringen, dies aber auch bis in die zartesten Nebenmotive verwirklichen, so daß sie, wie alle gute antike Gewandung es thut, einer edlen Instrumentalbegleitung ähnlich, die Melodie des Gliederbaues ausklingen lassen. Das Alles ist von der Barocksculptur so weit wie möglich entfernt. Auch darauf ist noch hinzuweisen, daß die Gewänder stets bei jenen Gestalten, welche in ähnlicher Bewegung kämpfend, dahineilend, abwehrend geschildert sind, durch wohlgewählte Unterschiede zur Charakteristik der einzelnen Gottheiten beitragen: das Jugendliche einer Aphrodite, das Matronale einer Hetate, das Ueppige einer Selene ist in der Behandlung der Gewänder mit ähnlicher Feinfühligkeit zum Ausdruck gebracht, wie es Phidias bei den Giebelgruppen des Parthenon durchgeführt hat. Dabei sind gewisse kühne Bewegungsmotive, die einer leidenschaftlicheren Kunst entsprechen, bei mehreren in gewaltigem Sturm dahinrauschenden Gestalten in der schwungvolleren Art durchgefühlt, wie wir sie als Ausdruck der Kunst eines Stopas in Figuren, wie die rasende Bacchantin, der schon erwähnten Niobide des Vatican und

anderen leimen. Hier wirlt die Gewandung wie ein reich besetztes Orchester, das mit allen Mitteln einer hoch entwickelten Instrumentation dramatisch-pathetische Stimmungen schildert.

Und so werden wir denn bei genauerer Untersuchung des Stils dieser Weile immer wieder auf die Vorbilder eines Phidias oder Stopas zurückgeführt, deren Schöpfungen diese Arbeiten hellenischer Spätzeit sich als unmittelbare geistige Nachfolger anschließen. Denn die einzelnen, mehr malerischen und lmar. darf das Won nur nicht im allermodernsten Sinne auffassen) naturalistischen Elemente sind die nothwendigen Ergebnisse einer mehr auf das Effectvolle und Pathetische gelichteten Fortentwicklung; die Grundlage der Aufassung und des Stils aber ist und bleibt eine durchaus ideale. Man darf die pergamcnischen Schöpfungen denen der attischen Blüthezeit ungefähr so gegenüberstellen, wie die Tragödien eines Euripides denen eines Sopholles und Aeschylos. Während aber der Meister von Pergamon den alten idealen Traditionen der attischen Kunst treu bleibt, lann nicht genug betont weiden, mit welch selbstständiger Genialität er dabei verfährt. Wohl lann man einzelne Motive von Stellungen und Bewegungen herausgreifen, die an ältere, an gewisse Metopen des Parthenon, au den Fries von Phigaleia, an die Sculpturen des Mausoleions erinnern, wenn auch nicht in stärlerem Grade, als es bei verwandten Kampfscenen sich immer wieder aus der Natur der Aufgabe von selbst ergeben wird. Dagegen strömt das ganze Werl über von freien, lebensvollen, dabei durchaus originellen und packenden Motiven. Wie die beiden Schlangen die Helate anfallen, wie der Adler des Zeus seine Fänge in den Unterkiefer einer Schlange schlägt, wie das Iufllmmenbrechen und der Todeskampf der Giganten mannigfach geschildert wird, das Alles ist ebenso eigenthümlich wie ergreifend in Erfindung und Ausführung. Und dabei noch dies bewegte, mannigfaltige Thierleben, das alle Gebiete des Thierreiches in sich zusammenfaßt und auch von den phantastischen Verbindungen menschlicher und thierischer Formen einen stärkeren Gebrauch macht, als irgend ein anderes Werl der antiken Kunst. Spricht fich darin ohne Zweifel der Einfluß des Orients aus, dem die spätgriechische Kunst sich wieder ausgesetzt sah, nachdem sie in der höchsten Blüthezeit die Fabelwesen des Ostens allmählich ausgemerzt hatte, so können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß diese Aufnahme fremder Formen sich mit dem hohen Sinn für organisches Leben und für Schönheit vollzog, welcher das Erbtheil hellenifchen Geistes ist. Und wer möchte dieses phantastisch-poetische Element missen, welches dieser Schöpfung einen solchen Reiz verleiht! Bei allem Festhalten 'an traditionellen Grundzügen ist es daher ein Werl, das durch Originalität und Frische wundersam fesselt und zu den größten Meister schöpfungen der antiken Welt gerechnet werden muß. Wir stellen es entschieden über die Friese des Mausoleions und vermögen, um dies noch einmal auf das Bestimmteste zu betonen, nur die Parthenon-Sculpturen ihm an die Seite zu setzen. Und wenn man schon am Laokoon die kunstvolle Verschlingung dreier menschlicher Körper mit den beiden Schlangenleibern so hoch

rühmt, wie steigt da die Bewunderung bei diesem pergamenischen Friese,
wo ein ähnliches Thema in unendlich reicheren, immer neuen und überraschenden
Motiven sich abwickelt! Und auch darin endlich muß man dem Meister von
Pergamon eine hervorragende Stellung einräumen, daß er sich in der Be-
wältigung einer so bedeutenden Aufgabe stets in hoher Freiheit als Componist
großen Stiles bewährt. Nenn das erhellt schon zur Genüge aus dem Vor-
handenen: man beachte nur, welch rhythmischer Schwung, welch wohl-
berechnetes Gegenstieben, welche Benutzung von Contrasten aller Art sich
durchgängig geltend macht. Schon die Vergleichung der beiden Hauptfiguren
des Zeus und der Athena giebt dafür einen glänzenden Beweis; denn sie
entsprechen einander in der Gesammtmasse, sind aber so verschiedenartig
aufgebaut und entwickelt, daß sie durch diese Mannigfaltigkeit, die zugleich
für die beiden Göttercharattere fo bezeichnend und keineswegs blos so oben-
hin aus malerischen Gesichtspunkten geschupft ist, Auge und Sinn ent-
zücken. Mit einem Wort also: von welcher Seite man diese-wundervollen
Werke betrachten mag, sie gehören ohne Frage zu dem Herrlichsten, was die
Antike uns hinterlassen hat.

Und doch ist dieser eine Fries, den wir bisher erörterten, nur ein Theil,
wenn auch der wichtigste, dieser erstaunlich reichen Ausstattung. Von jenem
zweiten, nur etwa halb so hohen Friese, der ohne Zweifel die innere
Decoration der oberen attilenartigen Halle gebildet hat, sind ebenfalls zahl-
reiche Bruchstücke erhalten. Da dieselben noch halbverpackt in den Kisten
dastehen, so lassen sie eine eingehendere Prüfung für's Erste nicht zu. Man
hat aber mehrere Scenen aus der Sage des Telephos, des mythischen
Stammvaters der Pergamener, erkannt und wirb daher auch bei weiterer
Fortschung Gegenstände ähnlicher Sagenkreise nachweisen können. Diese kleineren
Werke, ebenfalls in einem fein durchgebildeten Marmorstil behandelt, weich
fließend in den Gewändern, ruhig in der Gesammthaltung, erscheinen gegenüber
der gewaltigen Dramatik des Gigantomachie-Epos wie Schöpfungen einer
idyllisch-lyrischen Poesie. Es muß auch hier wieder hervorgehoben werden,
daß alle diese für die Ausschmückung eines Prachtbaues bestimmten Werke
keineswegs oberflächlich decorativ, wie z. B. die Sculpturen an den Säulen-
schäften des Artemisions zu Ephesos oder selbst zum Theil die Friese des
Mausoleions, sondern in ähnlicher Sorgfalt der Durchführung behandelt sind
wie der große Fries. Dasselbe gilt von den architektonischen Theilen des
Baues, besonders von den Säulen dieser oberen Halle, welche in feinen
Varianten den ionifchen Stil Kleinasiens in besonders eleganter Auffassung
darstellen. Von diesen Partien ist so viel aufgefunden worden, daß die
Architekten drei vollständige Intercolumnien wieder aufrichten und dem
Mufeum einverleiben können. Endlich sind auch zahlreiche von den überlebens-
großen, meist weiblichen Gestalten vorhanden, welche wahrscheinlich die obere
Plattform fchmückten. Es sind Gewandsiguren von besonders weicher Be-
handlung und einer Feinheit der Faltenmotive, die auch ihnen eine selbständige

Bedeutung verleihen. Von ganz vorzüglicher Schönheit endlich ist ein idealer weiblicher Marmorkopf, dessen Nase freilich zerstört ist, der aber durch die köstliche Frische der Formen, den zarten Reiz jugendlicher Anmuth zu den herrlichsten Idealtöpfen des klassischen Alterthums gehört und bald in Gipsabdrücken überall verbreitet sein wird. Es ist kein Grund anzunehmen, daß dieser wundervolle Kopf nicht dem großen Altäre gleichzeitig sei.

Fragen wir nun aber nach der genauen Zeitbestimmung des letzteren, so wird eine aufgefundene Inschrift von Bedeutung, welche es nicht zweifelhaft laßt, daß Eumenes II., der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christo regierte (19?—159). der Stifter diefes großartigen Wertes ist. Gleich seinem Vater Attalos hatte er die verwüstenden Raubzüge der Gallier, welche vorher schon Nordgriechenland, dann aber Kleinasien bedrohten, in siegreichen Kämpfen zuriickgcfchlagen und für lange Zeit noch einmal die griechische Cultur gerettet. Wie aber nach den Perserkriegen die Athener ihren Parthenon als glänzendes Siegcsdenkmal hinstellten, so lag es auch jetzt noch in der schönen Sitte der Hellenen, den Göttern für ähnliche Gunst in gleicher Weise monumentale Kunstwerte als Weihgeschenle zu errichten. So war das Urbild des Belvederischen Apollo kurz vorher entstanden, als dankbares Siegeszeichen für die Vertreibung der Gallier von dem Heiligthum des Gottes zu Delphi. Denn in der wilden Schlacht waren die leuchtenden Bilder des Apollo, der Artemis und Athena plötzlich erschienen, hatten mit Gewittersturm und Hagelschlossen die Feinde erschreckt und den Griechen den Sieg verliehen. In derselben Gesinnung hatte Nttalos für seine Siege über die Gallier Statuengruppen nicht bloß in seiner Hauptstadt aufgestellt, zu welchen ohne Zweifel der sterbende Gallier und die sogenannte Arria- und Patus-Gruppe gehörten, sondern auch auf die Atropolis von Athen war durch ihn ein Weihgeschent gestiftet worden, von welchem man in jüngster Zeit manche Einzelfigur, zerstreut in den verschiedensten Museen, namentlich in Venedig und Neapel, hat nachweisen tonnen. Nun erhalten wir ein neues, und zwar ohne Frage das großartigste Zeugniß von der Kunstpflegc der Attaliden; denn in der Schlacht der Götter gegen die Giganten sollte. Allen verständlich, der siegreiche Kampf hellenischer Cultur gegen die zerstörende Gewalt der Barbaren geschildert werden.

Es braucht kaum angedeutet zu werden, welche Bereicherung, ja welche völlige Umgestaltung unsere Anschauung von der spätgriechischen Kunst durch diese großartige Entdeckung erfahren hat. Wohl wußten wir aus den Nachrichten der Alten von den glänzenden Prachtbauten der Diadochenrefidenzcn, von den Wunderwerken Alexandriens, Antiochiens, Pergamons. Aber die zerstörende Macht der Geschichte ist gerade gegen die Werte dieser Epoche besonders verheerend gewesen; fast lein Stein ist von all der Pracht auf dem andern geblieben. Doch hat sich längst die Vermuthung immer unabweisbarer herausgestellt, daß vieles von den Baugedanten, Constructionen und Anlagen der römischen Zeit auf untergegangenen Vorbildern der hellenistischen Epoche

beruhe. Aber auch von plastischen Werten der Diadochenzeit war uns bis
jetzt Weniges bekannt. Wohl wußten wir aus den Schriftquellen von der
fabelhaften Pracht jener Augenblicksdecorationen, zu welchen alles, was an
künstlerischen Kräften vorhanden war, aufgeboten wurde: von jenem Scheiter-
haufen, welchen Alexander der Große seinem Liebling Hephästion errichtete,
von dem Leichenwagen Alexanders, von dem Pruntschiff Hieions von Syrakus;
aber wir vermochten uns von alledem kaum eine Vorstellung zu machen.
Wie wird dies Alles auf's Glänzendste erläutert durch dieses im großartigsten
Maßstabe angelegte und mit der bewundernswürdigsten Kunstvollendung
durchgeführte Werk, das in der That würdig war gleich dem Mansoleion
H« Halikllinaß unter die Weltwunder gerechnet zu werden!
Bis jetzt glaubten wir in den Handbüchern die Kunst der hellenistischen
Spätzeit damit genügend charakterisirt, wenn wir eine rhodische und eine
pergamenische Schule aufstellten, die erstere durch Werke wie den Laoloon
und den farnesischen Stier, die andere durch die Gallierfiguren charakterisirten.
Welch ungeahnte neue Perspektiven thun sich jetzt vor uns auf! Wir gewinnen
den geradezu überwältigenden Eindruck einer Kunstschule dieser Spätzeit, die
in großartigen hochidealen Conceptionen, wie in wunderwürdiger Ausführung
den höchsten Schöpfungen des fünften und vierten Jahrhunderts ebenbürtig
dasteht; einer Schule, welche stilvolle Formgebung mit feineren Naturstudien,
malerische Behandlung mit leidenschaftlicher Dramatik, mit schwungvoller
selbst das Phantastische nicht verschmähender Auffassung verbindet. Die
pergamenischen Werte werden fortan den festen Punkt bilden, von welchem
über manche stil- und geistesverwandte Einzelwerke antiker Plastik ein neues
Licht sich verbreiten wird. Das Schlußcapitel der griechischen Kunst wird
völlig umgestaltet werden und eine ganz andere Physiognomie gewinnen.
Unser Staunen über eine Kunst, die selbst in der Zeit der Auflösung und des
Untergangs griechischer Selbständigkeit noch solche Wunderwerke zu schaffen
vermochte, wird noch um ein Bedeutendes wachsen.
Und nun dürfen wir denn auch der Befriedigung Ausdruck geben, daß
Deutschlands Hauptstadt mit einem Schlage in den Besitz eines der größten
Meisterwerke antiker Plastik gekommen ist und darin selbst hinter London
nicht mehr zurückzustehen hat. Deutschlands Gelehrte haben in erster Linie
seit mehreren Generationen, man darf sagen seit Winckelmann, am Ausbau
der Wissenschaft von der Kunst und der Cultur des klassischen Alterthums
mitgearbeitet. Als die politischen Zustande unseres Vaterlandes noch um-
nachtet waren, ließ doch Friedrich Wilhelm IV. sich nicht abhalten, auf dem
tarpejischen Felsen jenes römische Institut zu gründen, welchem kürzlich durch
den Uebergang an das deutsche Reich eine neue Aera des Wirkens sich auf-
gethan hat. Die jetzigen großen Errungenschaften in Pergamon wären aber
nicht möglich gewesen ohne die gesteigerte politische Machtstellung, welche
Deutschland unter dem glorreichen Scevter Kaiser Wilhelms gewonnen hat.
Und seit vollends unter dem Protectorate des deutschen Kronprinzen die

Veiwallung der Berliner Museen von den bureaulratischen Fesseln befreit worden ist, welche ihre EntWickelung lange Zeit gehemmt haben, ist es eine wahre Freude, bei wiederholten Besuchen in der Rcichshauptstadt in allen Theilen der kostbaren Sammlungen gedeihliches Fortschreiten, glückliches Vermehren, wissenschaftliches Verwerthen unter der Leitung von durchweg ausgezeichneten Fachmännern zu gewahren. Nicht minder hocherfreulich ist es, zu beachten, wie eifrig diese Sammlungen benutzt weiden, und mit welch zuvorkommender Liberalität Jeder dort in Studium und Genuß gefördert wird.

Nur eine der wichtigsten Fragen, von allen die schwierigste, harrt immer noch einer definitiven Lösung: die Raumfrage. Durch die pergamenischen Erwerbungen wird dieselbe aber so brennend, daß eine endgültige Beantwortung nicht länger hinausgeschoben werben kann. Soll man die pergamenischen Funde in einem eigenen Gebäude unterbringen, oder soll man sie mit den bereits vorhandenen antilen Originalen verbinden? Ich glaube, man darf die Antwort nur in letzterem Sinne geben, wenn man nicht die werthvolle Zusammengehörigkeit des Gleichartigen zerreißen will. Entschließe man sich doch endlich, den: ewigen Experimentiren mit den Räumen der Gemäldegalerie ein Ziel zu setzen, und das ganze Alte Museum sammt dem Neuen ausschließlich der Antike zu widmen. Für die pergamenischen Sculpturen würde sich vielleicht der den Ostflügel einnehmende Saal am besten eignen; die Hauptgruppen des großen Frieses würden dort auf's Schönste zur Geltung kommen. Für die Gemälde und die werthvolle Sammlung der Renaissancewerte muß man sich entschließen, endlich einen Neubau zu errichten, bei welchem dann die Rücksicht auf das Vorhandene und die Anwendung der durch neuere Studien gewonnenen Grundsätze über die Aufstellung und Beleuchtung zur vollen Geltung kommen könnten. Man fände dann im Mufeum, wenn man die dort nun einmal nicht mehr befriedigend unterzubringende Gemäldegalerie in ein passenderes Local übergeführt hatte, genügenden Raum, um auch den Abgüssen von Olympia in Verbindung mit den übrigen Abgüssen zu einer zusammenhängenden Aufstellung zu verhelfen. Regierung und Volksvertretung, welche in neueren Zeiten mit cmerkennenswerther Liberalität in Preußen die Interessen der Kunst gepflegt haben, werden gewiß das Ihrige beitragen, um die Lebensfrage der Museen, die Raumfrage, in der bezeichneten Weise, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechend, zu lösen.

Die Kinder des Ostens.

«Line Erzählung

von

tiutwluh Fürsten zu Liechtenstein.

ic Familie der Gräfin Irene von ()kany stammte aus Macedonien. Ihre Voreltern hatten das Heimathland vermuthlich zur Zeit der Türkentriege des siebzehnten Jahrhunderts verlassen und sich wie so viele Andere ihres Ursprunges in den Tiefebenen des linken Donau-Ufers angesiedelt. Den Spuren der Einwanderer folgten die Heerden von unzählbaren Haus- und Nutzthieren, womit Jene Handel trieben. Es galt, rasch ein Absatzgebiet zu erobern, und in kurzer Zeit reich zu werden. Glückte dies, wie es auch häufig und in überraschender Weise zutraf, fo verbanden sich solche Familien nicht selten durch Heirathen mit den in jenen Ländern schon ansässigen Geschlechtern, theils magyarischer, theils slavischer Race. — Selten überschritten die Ehen fortan den Ning der weiteren Verwandtschaft. Erbe lrat zu Erbe, und fo häufte sich nach einigen Generationen oft ein nenncnswerthcr Besitz an Ländereien und sonstigen Glücksgütern an. Edelleute waren Alle, die da besaßen und befahlen; aber es kam auch vor, daß Manche jener Einwanderer in den hohen Adelsstand erhoben wurden und daß sie sodann das Ansehen und die Vorrechte der Vornehmsten des Landes genossen.

Es ist nicht lange her, daß die Boten der Cultur langsam nur in jene Lander drangen, deren ursprüngliche Sitten sich bis auf den heutigen Tag vielfach erhalten haben. Die geistigen Blüthen des in feinerem Sinne genußsüchtigen Westens gingen in der Fülle des physischen Wohllebens, dem die Bewohner jener Stätten ergeben sind, gewöhnlich unbeachtet unter; blieb aber hie und da ein Duft oder Farbenreiz von ferner Herkunft haften, fo crfchicn er bei einem zufälligen Anlaste höchstens im Gewände naiver Neu-

gierde oder bäuerischer Prahlsucht an der Oberfläche wieder; denn nicht ein sinniges Denkvermögen, sondern die launige Einbildungskraft irgend eines Müßigen war meistens nur von dem Fremdartigen berührt worden.

Die Männer lebten der Bewirthschaftung ihrer Güter und ergötzten sich an Spiel und Weingelagen in den häufigen Stunden der Muße.

Die Frauen wurden im Sinne der Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit erzogen, und kaum mochten die Eltern die jungfräuliche Reife der Töchter erwarten, um diese einem Manne zu vermählen, der zu den Interessen der Sippe paßte. Dennoch sind die Frauen naturgemäß empfindsamer und unter jenem Himmelsstriche auch bildungsbedürftiger als die Männer. Bei ihnen verweilen Eindrücke länger, und obwohl daselbst den Vornehmsten frühzeitig schon die Sorge des Hauswesens obliegt, so bleibt ihnen dennoch Zeit und Hang, nach den Lichtstreifen zu blicken, womit die im Westen untergehende Sonne zuweilen ihr Auge verlockend anzieht, und mit geheimen Wünschen nach den Räthseln zu spähen, welche die Welt erfüllen, die hinter den Horizonten ihrer unabsehbaren Ebenen liegt. Die Natur wird nicht müde, diese Menschen immer wieder phantasievoll zu erschassen, und Allen gemeinsam ist eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik.

Irene war, sechzehn Jahre alt, an einen ihrer Oheime verheirathet worden. Er hieß der „stolze Graf" l)tany. Diese Bezeichnung mochte er Wohl seinem wuchtigen Körperbau und seinem ansehnlichen Reichthume zu danken haben. Er war sich dessen bewußt, daß kein Landeslind ihm jenen Beinamen vorenthielt. Dem fünfzigjährigen Manne behagte der Gedanke, ein Kind als Gattin heimzuführen; auch benöthigte er einer Wirthin seines oft mit Gästen gefüllten Hauses und eines Erben seines Stammes. Stolz und geehrt mußte wohl jedes Mädchen sein, das seinen Namen führen durfte; um so mehr erwartete er volle Ergebenheit von seiner kleinen 3cichte Irene.

Er war von seinem Vater, als diesem der Grafentitel verliehen worden war, mit zur Aufwartung an das königliche Hoflager genommen worden. So oft <)kany von dieser Reise nach der Residenz erzählte, glänzte sein Auge im Genüsse der stolzen Erinnerung.

Mit mächtigen Fuchspelzen angethan, hatten Vater und Sohn dein königlichen Herrn die Ehrfurcht bezeugt, und das Auge der Majestät hatte mit nicht geringem Wohlgefallen auf den beiden <)tanys geruht, als diese von unterthänigster Erregung und der Sommerhitze keuchend und schweißtriefend den Audienzsaal betreten hatten.

In dem Grafen wohnte ein leidlich guter, ja zuweilen ein kindlich weiches Gemüth; obgleich der Vorgang, den man seine Erziehung nennen konnte, nur das eine Bewußtsein in ihm nährte, daß er dereinst der reiche Graf 6kany fein werde. Die Ueberraschung, daß man ihn auch den stolzen nennen würde, ward ihm bis zum Antritte seiner vollen Würde aufgespart.

Der dürftigen Gelegenheit, sich in jenen Ländern geistige Nildung anzueignen, wurde jedoch sorgfältig ausgewichen.

In der ersten Zeit seiner Ehe spielte er mit Irenen wie mit einen: Kinde, — selbst in Gesellschaft nahm er sie oft auf seinen Schoß, löste ihr die langen, braunen Flechten und wies mit befriedigtem Lächeln auf fein schönes Eigenthum; oder er bemerkte mit urwüchsigem Scherze, wie sehr er sich des Tages freue, an dem er für gut befinden würde, die zarte Puppe ernsthaft zu seiner Frau zu machen; er liebte es, wenn Irene in wildem Tanze dahin flog. l)lany hatte leinen Nebenbuhler zu fürchten. Die äußere Würde, die er sich Anderen gegenüber zu geben trachtete, erhöhte den Eindruck seines wirtlichen Alters; ein frühzeitig kahl gewordener Scheitel tam seinem Bemühen zu Hülfe.

Uebrigens war er ein schöner Mann, und Irene, in dem Glauben belehrt, von allen Mädchen und Frauen beneidet zu sein, hielt sich für glücklich.

Den Völkern des Ostens sind gar seltsame Naturanlagen zu eigen. So vieler Stämme Blut auf ihren Schlachtfeldern floß, so vielfach vermengt rollt es in ihren Adern. Sie tragen die Keime edler Pflanzen in sich; aber manchmal nur gedeihen diese bis zur Blüthe; selten bis zur Frucht. Fast scheint es, als drängten sich die zarten Schößlinge zu üppig an einander, als daß der einzelne Trieb die Bedingungen zur weiteren Entfaltung seines Daseins fände.

Ungewöhnlich und vielfeitig ist die Empfänglichkeit Aller für äußere Einflüsse. In Wenigen nur waltet schöpferische Kraft.

Wenn es möglich wäre, sie frühzeitig auf fremden Boden zu verpflanzen, und die reichen Gaben ihrer hcimathlichen Erde unter der sorgsamen Pflege einer dünkelfreien Eultur-Stätte erst zu sondern, dann zu entwickeln und zu veredeln, so würde vielleicht aus dem Kinde des Ostens ein Menschenbild erstehen, wie es herrlicher nicht gedacht werden tonnte. — — Ein solcher war in der Thal Daniel, des Grafen ()kann Schwestersohn.

Sein Vater fühlte des Todes Nahen, da er seiner Frau die Pflege des Knaben mit besonderen Bestimmungen auf die Seele band.

„Schicke ihn fort von hier, wenn ich todt bin" — war feine beständig wiederkehrende Rede — „und spare nichts an seiner Erziehung; zum Schlüsse die landwirthschllftliche Hochschule in Deutschland nicht vergessen! Er soll der Sippschaft hier zeigen können, daß man sich nicht auf seinen Herrgott allein verlassen darf. Ehe er aber sein Erbe antritt, laß' ihn reisen. Nach England, Frankreich und Italien soll er; merk' Dir's — nach Italien! — Da soll's am schönsten sein, und ein heiteres nüchternes Volk soll dort wohnen, das sich nur am Anblick seiner Kunstweite berauscht".

Woher kamen dem Manne diese Anschauungen? Woher die beinahe kindische Energie, mit welcher er seine Wünsche immer wieder vorbrachte? Er hatte zwei Leidenschaften, — Das Lesen und das Trinken. Dem

elfteren verdankte Daniel jene ungestüme Sorgfalt für sein geistiges Leben,
— An der Trunksucht starb der Vater. Noch war eine Tochter aus dessen
Ehe vorhanden.
Daniel hatte mit dem vierundzwanzigsten Jahre von seinem Erbe
besitzgenommen. Mit dem Frühlinge kam er meistens in seine Hcinmth zu
Mutter und Schwester. Dort verblieb er gewöhnlich bis zu Winters Anfang
und waltete seiner Güter. Er brachte mit jedem Male etwas Neues mit.
das der Hebung und Verbesserung der Wirthschaft dienen tonnte. Da er
die schöne Originalität seines Ursprunges bewahrt hatte, so war er, trotz der
hohen Bildung und der vielseitigen Kenntnisse seines Geistes, den Landsleuten
daheim nicht ganz entfremdet. Wohl staunten sie über Manches, das er
anders machte; aber selten nur versuchte Einer oder der Andere, ihm in
irgend etwas nachzuahmen.
Eine besondere Liebe und Sorgfalt wendete er seiner jüngeren Schwester
Agnes zu. Er lehrte sie an den feineren Genüssen des Lebens Wohlgefallen
finden und frentc sich ihres still empfänglichen Gemüthes; aber auch seine
edlen Umgangsformen hatte sie ihm bald abgelauscht; unmerklich gingen sie
über in ihr einfach sinniges Wesen. Sein Oheim, der Graf ()kany, hatte
fich dem Sohne der Schwester immer freundlich und gut erwiesen; und die
junge Tante Irene blickte mit Bewunderung zu dem Neffen auf, wenn dieser
heimkehrte und gerne niittheilte, was er in der Fremde Neues gesehen, erlebt
und gelernt hatte.
Sie horchte auf seine Reden wie ein Kind, dem man Märchen aus
den» Wundcrlandc erzählt; und er wurde bald gewahr, daß es ihm schwerer
fiel, ihren Wissensdrang zu leiten und zu zahmen, als sie mit der Menge
ungewohnten Stoffes zu ermüden.
Halb im Scherze, halb im Ernste nannte sie ihn ihren Propheten.
Während der Jahre, die sie die glücklichen hieß, war das Alles ein
Ergötzen und eine Freude. — Daniel hatte für die Zeit des Sommers
Maler und Musikanten zu sich geladen; aber mehr, als das eigene Interesse
an Kunst und Künstlern, freute ihn. Agnes und Irene an deren Umgänge
Thcil nehmen zu lassen.
Er war vollends zum Missionär der Eultur geworden. Indessen sich
Agnesens ruhiger Sinn an den geistigen und künstlerischen Eindrücken erquickte
und nur nach deren richtigem Verständnisse trachtete, erfaßte Irene» eine
leidenschaftliche, ja fieberhafte Thätigkeit auf den ihr erschlossenen Gebieten.
Sie bekundete ein staunenswerthcs Geschick, wiederzugeben, was ihrem Sinne
einmal aufgegangen war. Alles jedoch in der ihr eigenthümlichcn Art und
Weife. Technische Schwierigkeiten zu überwinden war ihr ein Leichtes; das
bewahrte sie an der Musik eben so, wie an der Malerei. Mit wenige»
Pinsclstrichen entwarf sie eine Skizze, die ein interessantes, ungewöhnliches
Bild verhieß. Am Clcwiere präludirend, wußte sie eine Stimmung zu
erzeugen, die gleichsam ein musikalisches Ereignitz vorbereitete. — Sollte sie

jedoch ein Bild genau copiren oder ein Musikstück strenge im Geiste des Künstlers vortragen, der es schuf, dann lam trotz unermüdlichen Fleißes und überraschenden Gedächtnisses sicher die Stelle, wo Irenens Originalität an dem Vorbilde eine kleine Untreue übte. Es war, als wenn sich der etwas übertriebene Rhythmus ihrer Muttersprache den Tonen und Formen mittheilte; — das klassische Gewand des Kunstwerkes wurde um eine Falte zu «ich; — das Kind des Ostens tonnte sie nicht verleugnen. Ihr Genius war die Phantasie; das Temperament ihres Blutes die bewegende Kraft.

Kamen niusicirende Zigeuner in das Städtchen, so versäumte Graf <)tany niemals, sie in sein Haus zu bescheiden. Irene mußte an das Clavier, und nun begann der Czardüs.

Auf ein von ihr gegebenes Zeichen erhebt sich in kühnem Aufbau der Töne ein wilder Schmerzensruf.

Allmählich verhallt die wilde Gewalt des Klanges und leiser, immer leiser vernimmt man das Beben der Tonsäulen.

Eine Melodie, Sehnsucht und Klage seufzend, steigt nun aus den einzelnen Instrumenten auf, wie ein Gebet aus zerbrochenen Seelen. — Auf matten Flügeln schwingt sich die schmerzliche Frage scheu enipor zun» ewig verhüllten Bilde des Schicksals; — sanft begleitet von den Zuckungen der gemeinsamen Noth.

Toch bald kehren die singenden Boten der Trauer von des Fluges Höhe zurück, und wimmernd tauchen sie unter in den weinenden Chor. — Denn in den Sphären, wo die Sterne glcichgiltig über dem Loose der Menschen wandeln, erstarrt der glühende Hauch, der sich dem brennenden Schmerze der Seele entrang, zu Eis; und in so hoffnungslosem Schweigen ruhen die unendlichen Küsten des Weltraumes, daß ein kaum hörbares Lispeln, auf bangen Lippen schwebend, nur mehr das fliehende Leben des Tones verräth. —

Und nun hebt ein genieinfamer Hymnus an, voll des ergreifendsten Jammers. In vielstimmiger Klage, harmonisch zum Liede' gestaltet, erklingt das Leidens-Epos. — Aber nicht lange währt des Schmerzes maßvolle Feier. Wie Sturmvögel kreisen die Stimmen der Geigen und Clarinetten mit wilden Geschrei über den Wogen des Clavieres und Cymbels, und in ungeberdigen Rhythmen erdröhnen die wuchtigen Stöße der Bässe, das bevorstehende Entfesseln der Elemente verkündend.

Das Maß der Leiden läuft über. — Verzweiflung ergreift den überschäumenden Becher und schleudert der fruchtlosen Klage bitteren Inhalt lachend zu Boden. Zu Flammen werden die Fluthcn der Thränen, mit denen unsäglicher Schmerz das Auge der Gottheit vergeblich zu rühren versuchte, — und leuchten, vom brausenden Sturmwind gepeitscht, zu riesigen Fackeln anschwellend, dem wild ausbrechenden Tanze und entfachen mit immer erneuerten Gluthen den zügellosen Taumel des Festes. In unerhörtem Wirbel reißt er die Paare dahin!

Liebe und Leid, Lust und Verzweiflung kreuzen die Hände und stürzen,
in unauflöslicher Umarmung umschlungen zum phantastischen Reigen. —
Ergriffen vom Wahnwitz des Fluchs, Alles vergessend und sich selbst, dreht
sich der berauschte Chor, bald im Ringe des sinnbctäubenden Jubels!
Leidenschaften versiegen, Qualen zerschmelzen in den siedenden Wogen
des Tanzes; über den Todten tobt unbezähmbare Lust. Von dem Geschwirr
der Stimmen erschüttert, drängt sich die Luft an die Fackeln heran, die, von«
erschreckten Hauche berührt, neu zu lodern beginnen, derweilen im uner-
schöpflichen Sprudel der Rhythmen der Tanz sich immer wieder verjüngt?
Nur die Hoffnung bleibt fern dem tollen Gewühle! — In solange
die Verzweiflung tanzt, rastet ihr göttliches Lächeln! —
Mit genialer Virtuosität verstand Irene, die Klänge des Elavieres mit
den kühnsten Gängen der Geigen zu verweben, und die künstlerisch kaum
darstellbaren Rhythmen dieser wie aus augenblicklicher Eingebung entstehenden
Musik zu errathen und wiederzugeben.
Ter Graf Halle die größte Freude daran, denn er meinte, —- Schöneres
gäbe es doch nicht als den Czardüs, als die Zigeunermusik.
Wenn Irene, erschöpft von der Anstrengung des Vortrages, dennoch
wieder an das Llavicr trat, um sich dem beglückenden Rausche der Musik
von Neuem hinzugeben, da neckte Daniel seine schöne junge Tante wegen des
Nimmersatten Behagens, das sie an einer Aufregung fand, die sich mit der
Ermüdung zu steigern schien, ,
„Oh Tu ungerechter Prophet", sagte sie alsdann scherzend zu ihm,
„bin ich Dir nicht ernst genug, und meintest Du nicht selbst, es sei die
Fröhlichkeit des Lebens beste Gabe?" —
„Gewiß, Irene, mein Scherz ist ja nur der Ausdruck meiner Freude,
Denkst Du, ich hätte über den ernsten Dingen, die mich beschäftigen, den
Zauber unserer eigenartigen Genüsse vergessen? Mit den Zechern, freilich,
werde ich es niemals halten". — Bei diesen Worten trat ein schmerzlicher
Ausdruck in seinen schönen wohlwollenden Blick, als trübte ein schwarzer
Schatten der Erinnerung seine Seele.
Mit dem anbrechenden Winter nahte die Stunde, da Daniel Abschied
nehmen sollte. Das Scheiden fiel ihnen Allen diesmal schwerer als sonst.
Die Ahnung eines traurigen Wiedersehens schwebte über ihnen. Agnes.
Irene und Daniels Mutter suchten nach Beweggründen, dessen Abreise zu
verzögern, er selbst ließ sich einen Tag um den andern abschwatzen. Es hatte
ihn einen schweren Kampf gekostet, bis er entschlossen war, sich durch nichts
mehr zurückhalten zu lassen. Schwüle lag auf der Gegenwart, —
Was mochte die Zukunft bringen!?
Zu seiner Schwester aber sagte er: „Du solltest mich am wenigsten
bereden hier zu bleiben, da Du doch weißt, was mich gerade diesmal
bestimmen muß, Euch zu verlassen. Ehrlich will ich bleiben; aber kann ich
dafür einstehen, dllß ein unbewachter Blick, ein Wort mich nicht einmal ver-

raihen. Und dann wäre diese schöne Freude unseres Beisammenseins dahin
für immer! — Der Künstler sendet sein Werk hinaus in die Welt in dem
Augenblicke, da er seine ganze Liebe daran hing und er es der Vollendung
nahe glaubte; es verläßt ihn und wird Anderer Eigenthum. So tomme auch ich mir
in derletztenZeit wie ein Künstler vor, der den schönen Stoff, den die Natur ihm bot,
erkannte, ergriff und ihn absichtslos modelte und formte, bis er sein höchstes
Wohlgefallen daran fand. Nun muß der Künstler scheiden, wenn er nicht zum
Räuber weiden will; denn schauen darf sein Auge, was es fasten und
erreichen kann, nicht nach Allem begehren; und nur die Liebe zur Arbeit ist
des Mannes ausschließliches und unbestrittenes Eigenthum; sie seine einzig
wahre Religion. Nicht glühend, wie die Brunst zum Weibe in des Jünglings
Seele lodert, sondern stetig und ernst, von Kindheit an gelehrt, geübt,
gepflegt, verleiht nur sie den vollen Manneswerth. Nicht für den Zweck
allein, der sichtbar ist, um ihrer selbst willen will die Arbeit geworben sein.
Doch wer sich einmal ihre Gunst errang, dem bleibt sie treu und sticht nicht
wie der Rausch der Leidenschaft. Sie überdauert Alles, was uns Glück
verhieß und oft nur Unheil brachte; an ihr erhebt sich der Gebeugte wieder,
sofern der Trieb zum Leben in ihm wohnt; den Dürftigen zwingt sie in
des Erwerbes Bahn; dem Sorglosen bringt sie der Sorge Wohlthat; ent-
behrlich macht sie des Wohlergehens, müßige Verheißung und der Erwartung
kargen Trost im Dulden; und Jedem, glaube mir, ist sie das Rettungsseil
I>n der Vernichtung schmaler Grenze, an dem er, wenn auch mühsam, doch
geheiligt, den steilen Pfad wieder hinauflimmt zu der Menfchenwürde unent-
behrlichem Gefühle".

„Wohl hast Du Recht, Bruder, aber, nicht wahr, Du kehrst uns
wieder?"

„Vielleicht, Agnes; der Winter ist lang, und ein Mann, der will, ver-
mag gar viel . . . Wir sehen uns wieder — ja gewiß, liebe Schwester,
ich fühle es — aber, ohne Reue muß es sein.

Als Daniel Abschied nahm, war Irene zwar recht betrübt, doch konnte
sie beim letzten Gruße dem Scherze nicht widerstehen zu fragen: „Prophet,
daß Du mir zum Frühling nicht etwa mit einer Braut, oder gar einer
Frau wiederkehrst; — denn meine Erziehung ist noch lange nicht zu Ende".

Drei Jahre ihrer Ehe warm dahingegangen, und Irene hatte ihrem
Gatten noch keinen Erben geschenkt. — Da wurde der Graf mit einem Male
finster und nachdenklich. Die Fortpflanzung seines Namens war für ihn eine
Frage des leidenfchaftlichsten Ehrgeizes. Sollten ihn seine ungeduldigsten
Erwartungen tauschen? Sollte aus dem Kinde, das er geehelicht hatte,
durchaus leine Mutter werden wollen?

Er senkte den unruhigen Blick immer tiefer und durstiger in den
glühenden Widerschein feurigen Weines. Was konnten ihm die giftigen

Perlen enthüllen, die, aus feuchtein Grunde steigend, an der Oberfläche zer>
platzen, — daß seine Blicke so gierig in deren Spiel starrten, während die
schlaffen, stumpfen Lippen den Rand des Bechers berührten?!
Sein Benehmen Irenen gegenüber wurde hart und abstoßend. In
auffälliger Weise zog er sich von ihr zurück. Sie ertrug den jähen Wechsel
ihres ohnedies bescheidenen Glückes anfangs mit sanfter, wenn auch mit
kindlichem Staunen vermischter Ergebung. Bald aber sollten lange Tage,
ja Wochen vergehen, bis der Graf von seinen entlegenen Gütern für einen
oder zwei Tage höchstens zum Stammsitze zurückkehrte. Kam er dann plötz-
lich, und wohl auch des Nachts, mit einer wüsten Gesellschaft, die eine
Bande musicirender Zigeuner mit sich führte, nach Hause, so stürzte er
ungestüm in Irenens Schlafgemach. — Das Gelage mußte besorgt werden:
die Hausfrau durfte dabei nicht fehlen. — Wozu hatte er sie geheirathet?!
Zwei Tage lang währte manchmal das Zechen.
Von der betäubenden Musik bis zur Sinnlosigkeit gesteigert, trieben es
die Gäste toller und toller.
Der Graf, meist trunken, iibte das Hausrecht, zwischen ebenso unheim-
licher Zärtlichkeit als Nohheit Irenen gegenüber abwechselnd.
Während der Stunden der Entnüchterung und Einsamkeit erstand in
dieser allmählich die Erkenntnis; ihrer ebenso traurigen wie unwürdigen Lage.
Das Gefühl, welches in ihrem Herzen bisher den Platz der Liebe behauptet
hatte, schwand bei dem Anblicke der Trunkenheit. Abscheu und Entsetzen
traten an dessen Stelle. Sie weinte bitterlich bei dem Gedanken, das macht-
lose Opfer der Pflicht bleiben zu müssen.
Wie viele ihres Geschlechtes in jenen Ländern waren nicht auch die
Genossen ihrer Schmach! Aber das Schicksal wollte es anders wenden.
Wohl kehrte Daniel wieder, noch ehe der Frühling kam, aber unter
den Seinen erwartete ihn eine zwiefache Trauer. Er erschien noch zu rechter
Zeit unter ihnen, um seiner sterbenden Mutter die Augen zu schließen. Sic
hatte das Testament des todten Trunkenbolds, der ihr Gatte gewesen war,
treulich erfüllt bis an das Ende. Zum letzten Male leuchtete ihr Auge im
Anblicke der lichten herrlichen Gestalt ihres Daniels. Auf das traurige Ver
hängniß in Hkanys Hause war er schon durch Agnes vorbereitet worden.
Er fand Irenen sehr verändert. Jetzt galt es eine schwere Pflicht zu
erfüllen. Wie sehr er auch litt, wenn sie aus der Wüste ihres Herzens zu
ihm flüchtete wie zu einem Labung verheißenden Quell, seine Treue fühlte
kein Wanten. Er hielt sie Irenen so wie dem Grafen, indem er sich selbst
treu blieb. Dämmerte der Schein eines Vorwurfes in ihm, so traf er den
Künstler, der mit der edlen Form, die er seinem Werte gab, auch
Schmerzensfähigteit geweckt und dessen Empfindsamkeit gesteigert hatte. So
ungerecht gegen sich selbst und sein bestes Streben tonnte sich nur sein
vom Schmerze augenblicklich getrübter Geist äußern, denn, in der That war
er Irenens Retter. Wie sie ihm ehemals die Führung ihres Geistes anHeim-

gab, so nahm er jetzt ihr Gemiith in Pflege. Innige Rührung bewegte ihn,
wenn sie mit kindlicher Dankbarkeit zu ihm wie zu einem Erlöser aufblickte.
Die scheinbare Willenlosigkeit ihres Wesens mochte die Qualen seiner Leiden-
schaft gemildert haben.
Das Städtchen, welches sie bewohnten, war gleichsam der Hauptsitz
vieler durch Verwandtschaft unter einander verbundener Familien. Obwohl
der Verkehr zwischen ihnen um vieles ungezwungener war, als es, unter dem
Einflüsse anderer Sitten hätte sein tonnen, so gab Irenens Iurückgezogenheit
vom geselligen Leben und ihr fast ausschließlicher Umgang mit Daniel bei
der häufigen Abwesenheit ihres Mannes endlich doch Veranlassung zu Ge-
flüster und Deuteln. Daniel, zwar freundlich mit Allen, stand den Leuten
dennoch ferner. Vildung und Erziehung hatten eine natürliche Scheidewand
geschaffen. Weshalb sollte gerade Irene in so auffälliger Weise von ihm
bevorzugt werden? Ueberdieß war der Riß in ()kanys Hause auch nur
zu sichtbar geworden.
Wenn ein Familienglied starb, so gebot die alte Sitte, daß an dem
Tage, an dem dessen Vermächtnisse und Legate zur Vertheilung kamen, in
dem Hause des Verstorbenen ein Familienfest gefeiert wurde, zu dem alle
anwesenden Verwandten und überhaupt die in diesem Falle Bedachten geladen
werden mußten. Dieser Gebrauch galt gleichsam als ein Dankopfer für den
Todten, und es war üblich, daß Mehrere von den Anwesenden die herrlichen
Eigenschaften des Dahingeschiedenen in wohl eingeprägten Redensarten priesen.
So widerwärtig Daniel die Erfüllung dieser herkömmlichen Pflicht erschien,
er konnte sich derselben nicht entziehen.
Die Gäste waren um eine große Tafel versammelt. ()lany hatte sich
bei dem Liebesmale, seiner todten Schwester zu Ehren, ebenfalls eingefunden.
Plötzlich erhob er sich von seinem Platze; man hätte erwarten sollen, daß
auch er der Verstorbenen einen Nachruf widmete, obgleich ihm die Rede nicht
geläufig floß. Statt dessen heftete er seinen Blick eine ganze Weile lang
unverwandt auf einen ihm gegenübersitzenden Mann.
„Seht Ihr dort meinen lieben Vetter Läzür?" Hub er in einem Tone
an, der ironisch klingen sollte, aber nichtsdestoweniger an der Schwerfälligkeit
der Zunge des Redners keinen Zweifel aufkommen ließ.
„Seht Ihr meinen geliebten Vetter Läzär? Nun, denkt Euch einmal
diesen armen Lazarus; der hat mir bange machen wollen. Wir saßen bei
einem Glase Weines. — Das ist seine schwache Stunde, dachte er; — denn
wie wäre er sonst auf den tollen Einfall gekommen, mir Angst einjagen zu
wollen, mir, dem ()tany?! Und womit? Das crrathet Ihr nimmermehr?
Mit meiner Irene und dem Daniel. Gelt Läzilr, Du guter, treuer Freund,
lalltest Du nicht Etwas von einem unerlaubten Verhältnisse zwischen den
Beiden? — Meine Irene? — Es ist zum Lachen! Ich hätte den Kerl
unter den Tisch trinken und ihn dann durchprügeln sollen; aber da wäret

Ihr wohl uni den Spaß gekommen, denn seine fünf Sinne hätte ei sicherlich
bis heute nicht wiedergefunden".
„Ein unerlaubtes Verhältnis;! Seht Euch einmal diese an. Daß sie
lügen tonnte!? Alles müßte sie mir sagen, was sie auf dem Herzen hätte,
wenn ich auch nicht ein so hochgebildeter und liebenswürdiger Mann bin
wie mein Neffe Daniel; aber sie hat nichts auf dem Herzen. Das Vcib
des ()tany lügt nicht. Nun, sprich, Irene, hast Du wirtlich ein unerlaubtes
Verhältnis; mit dem Propheten?" —
Das letzte Wort verschlang ein schallendes Gelächter, in das der sonder-
bare Spaßmacher ausbrach und mit dem er, sich wieder niederlassend, den
Tisch erschütterte. Niemand hatte gewagt, den Sprecher zu unterbrechen.
Die Gesellschaft aber geriet!) in eine unbehagliche Stimmung. Es trat eine
peinliche Pause ein. Irenens blasses Antlitz bedeckte sich mit Purpurröthe.
Daniel, sich' meisterhaft beherrschend, verzog den Mund zu einen, mitleidigen
Lächeln; und in dem Auge des Veltcrs leuchtete ein Zornesblitz, den er
unter den Tisch schleuderte.
„Ich werde Dir den Spaß schon einbringen", dachte er bei sich selbst. —
Kurze Zeit darauf fühlte sich Irene Mutter. Die Freude über dieses
Ereigniß hatte auf die Lebensweise des Grafen Einfluß genommen. Seltener
verließ er fein Schloß; den Gelagen blieb er fern. Irenen aber erwies er
ein Maß von Aufmerksamkeit und Sorgfalt, dessen Ungewohntheit sie dank-
bar hinnahm, ohne sich indessen darum glücklicher fühlen zu tonnen. Daniels
gelehrige Schülerin lebte ihren Pflichten. Ihn sah sie weniger oft. Nicht
des tückischen Vetters wegen; sondern, weil der Graf die Abendstunden meist
mit ihr verbrachte, was die Besuche bei Agnes ebenso beschränkte als das
Erscheinen dieser ini Hause <)lany.
Der Graf war der Beneidenswertheste unter ihnen geworden.
Hatte Daniel feine Mission vollendet? Fühlte er eine erquickende
Befriedigung über den eingetretenen Wechsel.
Agnes ausgenommen, wird wohl Niemand die geheimsten Regungen
dieser selbstlosen Seele errathen haben. Jedenfalls liebte er Irenen mehr
als sich selbst, daß er den lichten Schimmer an dem düsteren Horizonte ihres
Schicksales mit schmerzlicher Freude begrüßte. Aber, aber! Ter trunkene,
Liebe stammelnde Oheim, und Irenens holdseliges Wesen! — Es war eine
Grauen erregende Vorstellung.
Läzär galt als der muthmaßliche Erbe eines großen Theiles der dem
kinderlosen <)tany gehörigen Güter. Er war weit jünger als dieser und
hatte sich kurz vor dem Vetter, um die Hand der schönen Irene beworben.
Man hatte ihn nicht geradezu abgewiesen; als indessen der stolze Graf
gekommen war, hatte jener den Platz räumen müssen, das war selbstverständ-
lich gewesen.
Von jenem Augenblicke an trug er einen Groll mit sich, dem erklärliche
Befürchtungen nicht fremd waren.

Noch hütete er sich, sein wahres Gesicht zu zeigen. Er wußte im
Gegenthcile des Vetters Gunst in höherem Maße zu erwerben als bisher
und ihn in dem Glauben zu bestärken, daß sich Keiner dessen Glückes auf-
richtiger freue; daß nichts natürlicher gewesen sei, als einem Nebenbuhler
weichen zu müssen, dessen Werbung auszuschlagen, keine Familie des Landes
gewagt haben würde. Gleichzeitig unterließ er nicht, zu betheuern, wie tief
ihn der Schmerz, Irenen entsagen zu müssen, iu's Leben traf, — Wohl
hoste er, es werde sich diese des ihr widerfahrenen Glückes stets würdig
zeigen und ihn das schmerzliche Opfer des seinen nicht bereuen lassen.
So sprach er sich zu dem Grafen aus, und indem er dessen Eitelkeit
schmeichelte, erregte er Theilnahme und Vertrauen.
Er war es, dem der Graf nach dreijähriger Ehe das tiefe Aergerniß
mitthcilte, welches fehlgeschlagene Hoffnungen ihm verursachten; er war es,
der die tollen Zechgelage wieder in Schwung brachte, um den armen Vetter
seiner Tiefsinnigkeit zu entreißen, .so daß der stolze ()tany, durch dessen
Anwesenheit sich alle hochgeehrt fühlten, endlich überall zu finden war, wo
die wüste Sippe ihr Unwesen trieb. — Mit dem Ausfalle gegen Daniel
und Irene hatte fich Luzar nun gründlich verrechnet, Ükanys stolzer und
doch auch arglofer Sinn wies jede noch so geschickt geplante Verdächtigung
zurück. Er antwortete mit Spott und Hohn und ließ, wie der Vorgang in
jener Gesellschaft bewies, Lüzllr beschämt wie einen Knaben unter aller
Augen das Opfer feines Witzes werden.
Mehr als das wurmte Letzteren die überraschende Kunde von Irenens
Erwartung und des Grafen tugendhafter Anwandlung, aus dem mit einem
Male ein sorgsamer Gatte geworden war. Daß die Gräfin ihn seit dem
Abende verabscheuen, daß ihr Einfluß den letzten Rest von Gunst in Otanys
Heizen vernichten würde, dünkte ihm unzweifelhaft.
Arme Irene! Sie dachte an das Wesen, das sie unter dem Herzen trug,
und an die schönen, immer seltener weidenden Stunden, die sie mit Daniel
verlebt hatte. An nichts sonst.
Lnzür aber sann auf rasche und wirksame Vergeltung.
Mitten unter ()kanys Feldern lag ein schönes Stück Waldes, welches
Läzur gehörte. Ten »Grafen hatte dieser fremde Fleck Erde niitten in
feinem Eigenthume längst verdrossen. Zu wiederholten Malen war er in den
Vetter gedrungen, daß er ihm den Grund läuflich überließe. Doch Luzür
begehrte ein gar schweres Stück Geld, und sie tonnten nicht handelseins
werden. So stand die Sache, ehe ()kanys Wahl auf Irenen fiel. „Sonderbar",
dachte Lüznr damals, da er allen Grund hatte, sich als des kinderlosen Grafen
nächster Verwandte und als letzter ()lany für dessen Erben zu halten, dem
die den Wald umgrenzenden Grundstücke zufielen, — „sonderbar, daß sich
der Vetter so hartnäckig auf den Besitz des Waldes steifte! —". Der sonst

so schlaue Läzür hatte übersehen, daß es nur des Grafen Eitelkeit war, die seinem Besitze einen ununterbrochenen Zusammenhang zu geben begehrte. — Unter den gegenwärtigen Verhältnissen freilich, schien ihm des Vetters Wunsch weit erklärlicher. Doch hatte ()tany seit jener Zeit kein Wort über die Angelegenheit verloren.

„Jetzt aber sollst Du den Wald haben, Vetter, und hättest Du auch seiner schon vergessen, ich werde Dir ihn wieder in Erinnerung bringen, und reuen soll es Dich, daß Du die billige Forderung von damals ausschlugest", murmelte L^zär vor sich hin. Es gelang ihm, sich mit Mehreren seiner Zechgenossen über eine fingirte Feilbietung zu verständigen. Ward es möglich Ütauy's Angebot bis zu der unter ihnen verabredeten Höhe zu steigern, so behielt Lüzär die Summe, die ihm der Wald werth war, indessen der Ueberschuß unter den Freunden vertheilt wurde. Mißlang der Plan, so hatte sich Lüznr mittelst eines zwischen ihm und dem Meistbietenden geschlossenen Scheingcschäftes seiner Sicherheit versehen, und die Gesellschaft ging, sich mit einem immer willkommenen Gelage begnügend, auseinander.

Kauf- und Tauschgeschäfte liefen höchst felten nur ohne dieses ab; und wohl dem, den die Natur niit jenem ansehnlichen Maße von Widerstandsfähigkeit ausgerüstet hatte, daß er sich gegen die haarsträubendsten Uebervorthcilungcn wehren konnte.

Die Kunde von der bevorstehenden Feilbietung mußte den Grafen unvorbereitet treffen. Abgesehen davon, daß sie den Verhältnissen der Oertlichteit gemäß wie ein Ereigniß wirken würde, war, wie Üäzär diesmal ganz richtig rechnete, die seltsame Weise, auf welche der in <)kanys Gedächtnis, schlummernde Wunsch von ehemals plötzlich und gewaltsam geweckt wurde, nicht nur dazu angcthan, dessen Heftigkeit wieder zu entzünden, sondern auch dessen Hartnäckigkeit zu steigern. Die unerwartete Concurrenz, der er sich gegenüber befand, mußte den ahnungslosen Grafen zu einem eben fo jähen als energischen Entschlüsse zwingen. —

Lüzär hatte sich nicht getäuscht. Der Graf brach in heftigen Unwillen aus, da er davon hörte. Es kam ihm unverzeihlich vor, daß Lüzär glauben mochte, er tonne ihm, dem reichen Ütany, den Wald so mir nichts dir nichts weglicitiren. Davon konnte nicht die Rede sein. Ein Besitzer mitten unter seinen Grundstücken, der nicht zum mindesten <)tany hieß, ging weit hinaus über die Grenze seiner Vorstellungen.

Irene bat ihn, daheim zu bleiben einstweilen, wenigstens von dem Geschäft abzustehen. Sie meinte, Luzur werde doch keinen ernsthaften Käufer für den Wald finden, und später, wenn ihm derselbe verblieb, ein vernünftiges Wort mit fich reden lassen. Doch konnte das Alles nichts helfen.

So maßlos war des Grafen Eitelkeit, daß er auf Ircnens letzte Bitte, er möge Daniels Ansicht über die Sache hören, bevor er sich entscheide, in zornige Erregung geriet!) nud ausrief: „Glaubst Tu denn wirtlich, daß Dein Prophet Alles besser weiß, als Andere? oder, soll ich mir etwa mit Daniels

Philosophie über Lüzärs Unverschämtheit hinweghelfen? — Das versteh ich
besser. — Unter den Tisch trinken muß man die frechen Kerle, daß ihnen das
Licitiren vergeht: — und den Lüzär nehme ich mir noch insbesondere vor. —
Aber ehe ich den Wald einer fremden Hand überlasse — ch' soll das kleine
Ding nicht leben, das Du mir schenken wirst — und das ist genug gesagt,
der Teufel hol' mich!"
Er mochte in dem Augenblicke empfinden, wirklich zu viel gesagt zu
haben, denn er wendete sich in beinahe zärtlichem Tone zu Irenen und
sprach: »Beruhige Dich, Irene. Ten Wald krieg ich, und morgen, ehe der
Abend anbricht, bringe ich ihn Dir: — ja den ganzen Wald; und zwar
als Geschenk für das kleine Ding da. Nun. was sagst Du jetzt dazu?" —
Er küßte sie auf die Stirn und ging. Sie zuckte zusammen.
Als sie am nächsten Morgen das Rollen des Wagens im Hofraum ver-
nahm, da ward ihr, als hörte sie das Rollen des Donners aus der Ferne.
Ein unheilbringendes Gewitter schien gegen ihr Haupt im Anzüge.
Vergeblich erwartete sie t)tanys Wiederkehr. Sie sann auf allerlei, da
es Nacht geworden war; aber was vermochte das Denken und Grübeln?
Da dachte sie an „das kleine Ding" und legte sich zur Ruhe. Recht bange
zwar, aber mit einem frommen Wunsche im Herzen schlief sie ein.
Ter sanfte, den Lippen entfliehende Athem, vertiefte sich bisweilen zu
einem Seufzer; ihre Hand schien eine Falte glätten zu wollen, die sich ernst
auf der Stirnc zusammenzog; dann wieder lächelte ihr Mund, als flüsterte
eine Stimme von Innen:
„Sei wohlgcmuth, süße Mutter; ich wache und hüte deinen Schlaf".
Da, plötzlich, schrie sie laut im Schlafe auf; — ein entsetzliches Getöse
hatte sie geweckt. Was war das? Horchend erhob sie sich im Bette. —
Johlende Stimmen mit den Klängen einer wilden Musik in grauenhaften
Mißtönen welteifernd, peitschten das erschreckte Ohr. Menschliche Tritte
polterten das Treppenhaus des Schlosses hinan. Die dröhnende Stimme
des Grafen drang herrschend durch den unheimlichen Lärm. Er rief ihren
Namen. — Die Musik verschlang seinen Ruf. — Thüren wurden aufgerissen
und fielen zu — im großen Saale wurden Stühle gerückt und umgeworfen
— wüstes Gelächter folgte. Flüche zum Entsetzen erregten Heiterkeit;
Scherze zum Abscheu unmenschliches Wohlgefallen.
Alles durcheinander, und darüber und darunter! —
Und immer wieder brüllte Okany den Namen Irene. — Irene, scholl
das Echo von den Wänden des Schlafgemaches zurück, bis dessen Thür in
den Angeln erbebte, und der Graf dicht am Bette seines Weibes stand.
Die Stimme versagte ihm; aber sie sah in der Dunkelheit zwei glühende
Kohlen, welche ein in wutschäumenden Lippen versinkendes „Hörst Du mich
nicht, auf sollst Tu?!" nur zu erschreckend deutlich errathen ließen.
„Was willst Tu?" zitterte kaum hörbar ihre Stimme.
„Auf sollst Tu, auf!" rief der Graf mit schwerer Anstrengung; — „in

den Keller; Wein hei! — Sie erwarten die Hausfrau — aufspielen solln
Du nur mit den Zigeunern. — Hörst Du nicht Läzärs höhnendes Gelächtei?
— Der soll nicht wieder glauben, daß Du es mit dem Daniel haltst:
hörst Du?!"
Und in der That wer es Läzür, der sich vernehmen ließ: „Ich krieg
ihn dennoch herunter, den stolzen Ütany, und seine schöne Irene wird uns
den Traut dazu crcdenzen! Der Spott soll ihm theuer zu stehen kommen.
Mag ihm dann sein Täubchen wieder auf die Beine helfen; eine sauere
Arbeit wird es abgeben, bis sie »nieder einen Menschen aus ihm macht.
Wie die Bestie brüllt! Das ist einmal eine Nacht, so lustig, wie sie meine
Muhme wohl nicht erwartet hat".
Und immer wieder schrie der Graf Irene die fürchterliche Auf
forderung zu.
Der Schreck hatte ihr Leib und Seele gelahmt. Indessen sie unfähig
war sich zu besinnen, ob sie den Rasenden mit zärtlichen Worten beschwichtigen,
oder energischen Widerstand leisten sollte, fühlte sie nur, wie sich zwei schwere
Hände in ihre Arme eindruckten. —
Da preßten ihr Angst und Verzweiflung den Schmerzensfchrei heraus:
„Hiany. ()kany, dent' an Dein Kind, das Du erwürgst!"
Reizte der vorwurfsvolle Ton ihrer Stimme den Tollen noch mehr,
oder war die einmal entfesselte Kraft nicht mehr aufzuhalten, daß sie sich
nicht an dem herzzerreißenden Anblicke der Entheiligung brach? — Doch der
Wuth ist es ja eigenthümlich, daß sie sich um so tiefer in ihr Opfer bohr!,
je mehr sie dessen Schwäche fühlt — und so war der letzte Tropfen Be-
sinnung aus dem zum Thicre gewordenen Trunkenbolde gewichen.
Unter Flüchen, die das Ohr eines Mannes erschüttern tonnten, faßte
er sein Weib bei dem langen weichen Haare, mit dem er ehemals gespielt
hatte, und zerrte die halb Entblößte durch das anstoßende Gemach bis in
den Saal, wo die Urheber seiner Schmach ihn erwarteten,
„Da ist meine schöne gehorsame Herrin", rief er ihnen mit einem rohen,
doch beinahe herzlichen Lachen zu. —
„Und hat Einer von Euch ein Weib, so saust und anmuthig wie das
meine? — Ihr stutzt, nicht wahr? — Ja, meine Irene!?" — und, indem
er dieses sagte, sehte er sich in den Kreis seiner unheimlichen Gäste, nahm
die Unglückliche auf den Schoß und streichelte ihr sanft die Wangen, als
wäre nichts vorgefallen. Sie aber entglitt seinen sie lässig umfassenden Armen
und fiel wie leblos zu Boden. —
Erschreckt beugte sich der Graf über sie. „Blut, Blut!" schrie er —
„Jesus, Maria! sie ist todt! — Daniel. Daniel zu Hilfe!" —
Lnzür schlich sich unbemerkt hinweg. — Erstarrt sahen die Anderen
eine Weile zu, wie <)kany die Hände rang.

Ircnens kräftige Natur überwand eine schwere Ohnmacht. Einige
unbedeutende Verletzungen ausgenommen, war von der schaurigen Nacht nichts
übrig geblieben, als der Nachhall ihrer Schrecknisse.
Sie lag auf ihrem Belle mit geschlossenen Augen; mitten zwischen den
Brauen senkte sich eine tiefe gedankenvolle Falte in die Stirne.
Als der Graf zur Besinnung gekommen war, fühlte er einen Schmerz,
der ihm wie Feuer im Gehirn und Herzen wühlte. Ter Gedanke, sein
Unrecht nie wieder gut machen zu können, erfaßte ihn mit zerstörender
Gewalt. Zum ersten Male in seinem Leben glaubte er einem Etwas gegen-
über zu stehen, das stärker war als er. Er hatte in seinem Weibe sich
selbst und seine Ehre mißhandelt. Sein Stolz war gebrochen. Er wagte
am folgenden Tage nicht nach dem Befinden seiner Gattin sich zu erkundigen;
an der Schwelle ihres Gemaches hielt sein eigener Fluch unerbittliche Wache
und verschloß ihm das Heiligthum. Wie ein geprügeltes Thier, schlich er
um das Schloß herum. — Alles beobachtend, was vorging — Nichts unter-
brechend: nach Nichts fragend. — In eine Ecke verkrochen, sah er Taniel
durch den Hofraum schreiten; er hörte ihn nach Irene fragen — er wartete
ab, bis Jener nach geraumer Frist die Treppe wieder herunterkam. Ohne
sein Versteck zu verrathcn, ließ er ihn wieder aus dem Schlosse gehen. Mit
Rast und Ruhe war es vorbei in ihm. Ter Abend kam; — er hieß die
Pferde anspannen. Unter dem Vormunde dringender Geschäfte wollte er
nach einem seiner Güter fahren, die Nacht dort zubringen und erst am
nächsten Abende wiederkehren. Vielleicht dann —!
Wie damals, als er nach Lüzürs Landhause ging, hörte Irene das
Rollen des Wagens ini Schloßhofe; ihr war, als entfernte sich diesmal ein
Gewitter. Es wurde ihr berichtet, daß der Graf das Haus verlassen habe.
()kany durchwachte eine qualvolle Nacht. Ter Schmerz hatte ihn von
seinem Herde weggetrieben; eine unbeschreibliche Angst trieb ihn dahin zurück.
Er wartete nicht ab, bis es Abend wurde, um heimzufahren.
Sein Tiener überreichte ihm ein Schreiben. Er erkannte Ircnens
Handschrift; es war der erste Brief, den sie an ihn richtete.
„Ta Tein Weib, wie Du weißt, nicht lügt, so erfahre, daß mich Taniel
in Sicherheit gebracht hat. Tas Ziel meiner Reise wird Tir bekannt werden.
Tort wirst Tu mich finden, in meinem Hause und nntcr Taniels Schuhe.
„Ich gehöre Niemanden an, aber auch Dir nicht mehr.
„Tic Sorge für ein Wefen, das leben will, macht mir diesen Schritt
zur Pflicht. Wer weiß, ob Tu nicht schon einen Mord begangen hast!?
Ein gnädiges Schicksal bewahre Tich davor, daß dieser Vorwurf auf Teine
Seele falle".
Das war des Briefes Inhalt.
Der wuchtige Graf brach in sich selbst zusammen. Vergebens versuchte
der Tiener, ihn auf das Bett zu bringen. Am andern Morgen saß er in
derselben Stellung auf seinem Stuhle! — er war ein alter Mann geworden-

Irene hatte ihren Wohnsitz in der Hauptstadt des Reiches aufgeschlagen, Daniel, der mit den Verhältnissen des Ortes vollkommen vertraut war. hals ihr das neue bescheidene Heim gründen. Zwei Monate später kam ein Mädchen zur Welt, das auf den Namen Daniela getauft wurde.
Irene ahnte nichts von dem Schmerze, den sie dem Manne, der sie liebte, mit diesem Zeichen der Freude und Dankbarkeit bereitete. Erst nachdem dieses Ereigniß glücklich überstanden war, ließ sie den Grafen von ihrem Ausenthalte in Kenntniß sehen und ihm sagen, daß sich sein Kind wohl befinde. Sonst erfuhr Niemand von ihren dermaligen Verhältnissen.
Agnes freilich wußte um Alles.
()tany hatte sich seit Irenens Flucht von allem und jedem Verkehr abgesondert. Begegnete ihm zufällig einmal auf dem Wege zu den Gehöften einer seiner Verwandten, so wich er aus ober nahm, wenn es nicht mehr möglich war, Jedem die Frage nach Irenen vurwegs aus dem Munde.
„Möchte gerne wissen, nicht wahr, wie es mit Ihr steht? Es genügt wohl, daß ich es weiß, — Versteht Ihr mich? — und, daß sie mit meiner Zustimmung handelt, versteht sich von selbst; und — um Weiteres habt Ihr Euch wohl nicht zu lümmern?"
Wer hätte auch gewagt ihn zu fragen, so finster sah er drein; so verstört schien er Allen. Noch lastete der Eindruck des entsetzlichen Vorfalls wie ein Alp auf der ganzen Sippschaft. — Lüzür hatte er auch nicht wieder gefehen; auch kam er nicht in die Gegend, wo sich der Wald befand, den er erstanden hatte. — Als er die Nachricht über Weib und Kind erhielt, befiel ihn ein Schluchzen, das nicht mehr zu stillen schien. Das einst so stolze Gebäude ächzte unter des Schmerzes unbarmherzigen Schlägen. Während einiger Tage zeigte er sich nicht einmal seinem Diener. Mühsam raffte er die Trümmer seines Muthes zusammen, um Irenen den Empfang ihrer Mittheilung zu bestätigen. In wenigen Worten schrieb er sein Urtheil, und — er hatte sich nicht geschont. — Doch lag in seinem Bekenntnisse ein Maß von Würde, das mit der demüthigcn Erinnerung, die er zurückgelassen hatte, in seltsamem Widerspruche stand. Er billigte die Handlungsweise der Gräfin, deren Gerechtigkeit mit Ergebung anerkennend, und drückte Beruhigung darüber aus, daß ihr Daniel schützend zur Seite bleibe. Besorgt bat er, der Neffe möge ihn ja wissen lassen, in welcher Weise er für Irenens Bedürfnisse Vorsorge treffen tonne. Er legte sich selbst die härteste Strafe auf, indem er vermied, ein zärtliches Wort an sein Weib zu richte». — Nur der lieben kleinen Daniela sendete er einen Kuß von dem Vater und schloß mit den Worten: „ich habe immer gewußt, daß Du mich nicht belügen kannst, und damit ist mir mein Schicksal klar. Gottes Wille geschehe".
Nach diesem Briefe war es zwischen beiden eine lange Zeit still geblieben. Ter Graf hatte sich vorgenommen, während eines Jahres zu schweigen, und erst weiter zu überlegen, was zu thun sei, wenn dieses abgelaufen war, Irene lebte in stiller Zurückgezogenheit mit dein Kinde und der En!-

Wicklung aber jener Anlagen und Fähigkeiten, die unter Daniels Pflege einst
so üppig und verheißungsvoll aufgeblüht waren. — Die lebendige Anschauung
der Kunstwerke, wie sie die Stadt in reichem Maße bot, ergänzte den In-
halt ihres Lebens mit ebenso befruchtenden als wunderbaren Eindrücken,
Mit der Ausbildung eines selbständigen und bewußten Urtheiles erweiterte
sich der Kreis der Genüsse und vertiefte sich ihr Sinn in das, was er als
das Edelste erkannte. Wenn auch zuweilen ein Gefühl des Mitleides nach
dem fernen Heiuillthlllnde hinüberschweifte; — unvergeßlich blieb das Andenken
an jene Nacht. Der Schreck hatte ihr ein unauslöschliches Flammenzeichen
der Erinnerung aufgedrückt.
Daniel liebte und litt und freute sich, ein gutes Werk vollführt zu
haben. Auch jetzt wich er keinen Schritt vom Wege, denn ein wahrer
Künstler vermag sein Wert zu zertrümmern, aber nicht zu entstellen.
Ter erste Geburtstag der kleinen Daniela war angebrochen und begrüßte
mit Hellem Sonnenscheine die rosigen Wangen des in der Wiege schlummern-
den Kindes.
Daniel brachte seiner Neinen Muhme mit einem Rosensträußchen die
ersten Huldigungen dar. Im holdesten Farbenreize stand ihm die blühende
Mutter zur Seite.
Wohl selten trafen drei Bliithen so herrlich sich zusammen,
Wohlgefallen in das Auge zu streuen, waren keine schöner geschaffen als
diese. Und doch war es kein glückliches Loos, an dem ihre Schönheit gedieh.
Flüchtlinge waren sie nur, die das Entsetzen vereinte.
Wie schwer es auch Daniel wurde, die Harmonie des kleinen Festes zu
stören, so mußte es dennoch sein. Ein Brief seiner Schwester brannte ihm
ans der Seele. Des Schreibens dringlichen Inhalt Irenen zu verschweigen
war unmöglich. Es handelte sich um einen ernsten, peinlichen Entschluß.
„Lctzthm" — schrieb Agnes — „klopft es an meine Thüre; eine
gebrochene Stimme ruft gleichzeitig: ‚Ist's erlaubt, Nichte Agnes?' — und
in das Zimmer tritt Okany.
Du weißt, Daniel, seit wann ich ihn nicht gesehen habe.
Er ist unkenntlich. — Der flehende Ton, in dem er sprach, er-
schütterte mich bis in die tiefste Seele. Wie sieht er nur aus!
Aus dem stolzen Oheim ist die Gestalt eines Bettlers geworden. Eine
Todestrankheit wühlt in seinen eingefallenen abgezehrten Zügen. — Was er
wollte? — Wie schreib ich es Dir? — Sehen will er die Seinen noch
einmal, bevor er von dem Leben scheidet. — Da ist es heraus. Er spricht
mit so unwiderleglicher Ueberzeugung von seinem nahen Ende, daß ich selbst
daran glauben muß, zumal ich in sein geisterhaftes Auge schaue. Da er aber
fühlt, wie sehr er jeden Anspruch auf Erhörung verwirkt hat, so scheint
ihn die Furcht, es tonne, was er wünscht, gar nicht oder zu spat geschehen,
mehr zu martern, als die Sehnsucht nach Irenen und dem Kinde.
Sein Ton Ningt so wehmüthig, seine Geberde ist so gebeugt, daß man kein

Herz im Leibe haben müßte, wenn es sich seiner nicht erbarmte, „Latz den
Daniel meinen Fürsprecher sein", sagte er schluchzend, daß es mich ängstigte,
er möchte an seinen Thränen ersticken. „Aber bald, bald! Oh mein Kind,
mein Kind!" rief er ein um das andere Mal aus.
Getrost mag ich Teincm Herzen, lieber Bruder, die Verwendung diese-
Briefes überlassen; es wird das Rechte treffen. Für Tich allein aber füge
ich eine Bemerkung bei, die Teine Kenntniß der hiesigen Verhältnisse so-
gleich ihrer Bedeutung gemäß würdigen wird. Doch, Tu erräthst schon —
und es bedarf meinerseits kaum der Hinweisung auf den Nachtheil, der Irenen
und der Kleinen — Daniela erwachsen könnte, wenn sie zu spät hier ein-
träfen. In welcher Weise man unter unseren Landsleuten die Verwickelungen
einer Erbschaftsangelegenheit zu lösen Pflegt! — Wen belehre ich darüber?
Welch einen ungünstigen Eindruck es hervorrufen würde, wenn nach Allem,
was vorfiel, Otanys Wittwe plötzlich und unvorbereitet den Wirrimgen
materieller Fragen gegenüberstünde? Wer erkannte es besser, als Du? —
Wo die Stimme des Herzens schweigt, fällt die der Klugheit ein. — Ich
bin, gegen meine Gewohnheit, umständlich mit Dir geworden, aber noch
schwingen die Nerven in mir von dem, was ich sah und hörte."
Agnes war ein vernünftiges, gutes und überlegtes Geschöpf, Tonic!
begriff in, eisten Augenblicke, was zu thun sei. Er unterrichtete Irene von
dem, was ihr zu wissen nöthig war, und sprach:
„Wenn Du meinem Rathe folgen willst, dann ziehe hin und thuc Teine
Pflicht an dem kranken Manne. Dein Kind ist kräftig und wohl!"
„Ich habe mich von Dir führen lassen bis hierher", erwiderte Irene
muthig, „Du schickst mich fort und ich folge Dir. — Denn Tu weiht
das Beste".
Daniel benachrichtigte seine Schwester von dem Tage, an dem Irene
abreisen würde.
Zur Zeit, da die Länder des Ostens noch nicht von Schienenwegen
durchzogen waren, bedurfte Irene mehrerer ermüdender Tagesrcifen, um die
Heimath der I)tanys zu erreichen.
Auf einer ungeheueren baumlosen Ebene, die mau in der Abend-
dämmerung für das Meer halten konnte, so ähnlich war die schwarze Erden-
Masse der schweren Wasserfluth, lag ein großes stattliches Einlehrwirthshaus,
das letzte Nachtquartier der Reisenden vor deren Ankunft in dem Städtchen,
dem Ziele der Fahrt. —
Der Wagen humpelte etwas unsanft über den mit hölzernen Tielcn
belegten Hausflur, so daß die kleine Daniela durch das Geräusch erschreck!,
aus süßem Schlummer erwachte. Irene gab die Befehle für die Fortsetzung
der Reise am folgenden Morgen und zog sich auf ihr Gemach zurück,
Uebcrmüdung und Aufregung kämpften gegen der Ruhe Wohlthat.

Schlaflos sehte sie sich an das offene Fenster. Ter Mond war eben
aufgegangen und beleuchtete die grenzenlose Einsamkeit. Niemals war ihr
diese so traurig erschienen.
Wie leicht ward es ihrer Phantasie ehemals, die weiten lautlosen Fluren
der Heimath mit heiteren hoffnungsvollen Bildern zu beleben?! — Und
heute blickte sie in ein unendliches düsteres Grab, auf dem dunkele Gestalten
des Schreckens und Todes unter des Nachtgestirnes kalten Strahlen unheimlich
umherwantten.
Was stand ihr Alles bevor?
Sie schauerte zusammen. Im Hause war es längst still geworden.
Ja, still war die Nacht, daß man ein Blatt zur Erde fallen hören tonnte.
Halb träumend hielt sie das müde Haupt, das sie auf die Hand stützte, der
frostigen Luft entgegen und horchte, ob denn nichts des Schweigens furcht-
baren Ernst unterbrechen würde. Da regte sich's plötzlich im unteren Haus-
flur. Sie glaubte das Gemurmel von Stimmen zu vernehmen; — gleich-
zeitig drang von der Seite des Hofes ein dumpfer Lärm herüber; er mochte
von dem Stampfen der Pferde im Stalle herrühren. Schon begrüßte sie
die Zeichen des Lebens mit einer dankbaren Empfindung.
So war denn die Oede des Todes nur eine vorübergehende gewesen,
und sie selbst saß nicht auf einem Grabe?! — Da ward es mit einem Male
stille — die Pferde stampften nicht mehr, aber deutlicher als zuvor unterschied
sie bald darauf den Klang der Stimmen. — Die eine fchien ihr bekannt,
die andere meinte sie noch niemals gehört zu haben. Sie hielt den Athem
an und lauschte. —
Ein scharf schneidiger Ton drang bis in ihr Ohr, daß ihre Seele sich
vor Entsetzen sträubte.
Das ist ja Liizärs Stimme, dachte sie. Oh! sie hatte sich seinen Ton
wohlgcmerkt — und streckte unwillkürlich den Arm nach dem schlummerndn
Kinde aus.
Der letzte Rest von Wärme in dem erstarrten Herzen hatte ihr diese
Bewegung eingegeben, indessen ihr Auge ängstlich bald nach dem Fenster,
bald nach der Thüre blickte.
Kaum blieb ihr Zeit zu weitcrem Besinnen, als ans dem Hinteren Hof-
raumc, um die Ecke des Hauses biegend, ein Viergespann hervorbrach, welches
in der Richtung des Mondlichtes über die Ebene sauste. Neben dem, der
die Pferde lenkte, faß eine breite schwerfällige Gestalt. Ein Augenblick genügte,
um Irenen die Umriffe ihres Gatten erkennen zu lassen, der sich krampfhaft
am Kutfchbocke festhielt. Ebenso schnell war das Gespann entschwunden, als
das Auge Zeit braucht, um sich zu erholen, wenn es ein Blitzstrahl blendet.
Sie stieß einen Schrei aus, mit dem sie die kleine Daniela beim Namen
rief, um sich zu überzeugen, daß das Kind lebe. Als dieses die schlaftrunkenen
Acuglein öffnete und Irene das warme Gesichtchen an ihren Lippen fühlte,
strich sie mit der Hand über die eiskalte Stirne. —

Die Gräfin fühlte am Morgen nicht den Muth, zu fragen, wer die
beiden Männer gewesen waren, welche die nächtliche Fahrt unternommen
hatten. Sie setzte die Reife fürt. Peinliche Ahnungen begleiteten sie über
die lange, noch zurückzulegende Strecke. Schon dämmerte der Abend, als der
Wagen in Ükanys Schloßhofe hielt. —
Irene stürzte in die ausgebreiteten Arme ihrer Freundin Agnes.
Sie fühlte diefe Begegnung wie eine unerwartete Wohlthat.
„Arme Tante", fagte Daniels Schwester, „wie wirst Du diefe Räume
wiederfinden?!"
„Um des Himmels Willen, was ist geschehen; ist l)tany todt?"
„Trauriger als das" erwiderte jene mit Fassung. Am Tieppenhause
angelangt, vernahmen sie ein vielstimmiges Geflüster,
Waren das nicht dieselben duntelen Gestalten, die auf dein Grabe
umherwantten in der nächtlichen Einöde? dachte Irene. Aber es waren
lebendige greifbare Menschen, die das Haus voni Eingänge bis zu ()kanys
Schlllfgemache füllten. Verwandte, Bekannte, Diener, Leute vom Lande,
turz, Alles, was irgendwie mit dem Grafen in Verbindung stand. — Sie
drängten sich aus dem Wege, als sie der Gräsin ansichtig wurden, und
grüßten sie ehrfurchtsvoll.
„Nicht todt? aber trauriger als das!" wiederholte Irene für sich in
Gedanken, indem sie die Treppe hinaufschritt und ihr Kind heftiger an sich
preßte. Fast hätte ihr Fuß an einen Knieenden gestoßen, der sich in der
Mitte des Weges befand. Daniela streckte die kleinen Finger nach der Gestalt
aus. Irene hielt einen Augenblick betroffen inne. — Es war Liizür, der
nach dem Saume ihres Kleides langte und ihn küßte.
Terfelbe Lüzür, der fo vielen Unheiles Urheber gewesen; jetzt so
dcmüthig, ja uuterthänig! —
Er geleitete die Gräfin an das Krankenlager ihres Gatten. Eine Hand-
bewegung und ein Blick aus dem halb gebrochenem Auge, das der Graf
mühevoll zu ihr aufschlug, sollten Irene sagen, daß er ihrer Anwefenheit
bewußt sei. Es ward ihr klar, daß ein Sterbender vor ihr lag. Sie
kniete nieder und hielt ihm das Kind entgegen.
Nach einigen Minuten lautloser Stille verrieth eine krampfhafte
Anstrengung, die ()kany mit dem Arme machte, den Versuch, einen Wunsch
zu äußern.
Seine Züge verzerrte der Schmerz. Sprechen konnte er nicht. Dicht
am Bette stand ein Tisch, auf dem zwei beschriebene Bogen Papier lagen,
Irene fuchte vergebens ihres Mannes Willen zu errathen. Sie erhob sich; —
sie beugte sich über ihn. — O! Was ist es für eine Pein, ein Leben ent-
fliehen zu fehen, welches nur ein unauflösliches Räthfel hinterläßt! Wollte
er die kleine Daniela küssen; wollte er fie segnen? Wollte er Verzeihung
erflehen, im letzten Augenblicke? — Ter arme Mann! —
Sic legte die Hund auf seine Stirne. Sie war in Todesschweiß

gebadet. Tie Berührung mochte ihm wohl thun; denn endlich kehrte ein Füntchen Leben wieder — er schien mit Begierde darnach zu greifen und wendete all' sein erneutes Ringen der Bewegung des Armes zu, bis das; es ihm gelang, mit den halb erstarrten Fingern auf die beiden Dokumente hinzuweisen; Irene begriff, was er wollte. Erschöpft sank ()tany tiefer in sein Lager zurück.

Ein an Irene gerichteter Brief war wenige Stunden vor ihrer Ankunft geschrieben. Er hatte sie am Abende zuvor noch einmal gesehen. Der Vorwurf, der in seinem Heizen wühlte, hatte einen furchtbaren Entschluß zur Reife gebracht. —

Der Graf hatte sich am letzten Tage seines Bußejahrcs erschossen. — Irene sollte ihn todt wiederfinden. Alles war vorbereitet. Ein Unfall spottete feiner Berechnung. Lüzürn hatte er seine letzten Befehle anvertraut. Ihn hatte er in das Geheininiß eingeweiht. Was diesen beioog, sich seinem Vetter unter so gräßlichen Umständen willfährig und unterwürfig zu bezeige», — wer mag es wissen? —

(itanys Abschiedworte an sein Weib klangen rührend,

„Ich habe Dich gesehen, da Tu es nicht ahntest. Ja. Tich und unser liebes Kind", schrieb er, „aber Tcin schönes Auge sollte nicht mehr dem meinen begegnen, das einst mit frechem Blicke die Scham zerriß, die Teines Wesens schönster Reiz gewesen war. Vergessen kannst Tu »immer meine Schmach — wirst Tu dem Todten sie vergeben? — Wenn Tu des Abends über unseres Kindes Wiege die Hände faltest zum Gebet, dann lasse mit ihm vereint auch einen Strahl der Gnade aufsteige» zu de» unrekamite» Welten, in denen Tei» Otcmy umherirren wird — er wird mich finde», und meinem Geiste zur Ruhe leuchten. Was ich gewollt in meiner letzte» Lebensstunde, das sagt mein Testament. Ter Vetter Lüzür wird es alle» denen verkünden, die um mein Sterbebett versammelt sind".

„Tich aber, Irene, preist mein letzter Blick; niei» letztes Wort nennt segnend Temen Namen; mit ihm verstummt mein Mund auf ewig. Lebe wohl!"

Sie schluchzte laut auf bei diesen Worten. Wie konnte ihr Herz anders, als vergeben haben!? Tann aber lauschte sie den Athcmzügc» des sterbende» Grafen voni heißen Wunsche beseelt, es möge sein brechendes Auge einmal nur dem fröhlichen Blicke der kleinen Daniela begegnen.

Läzür erfüllte den ihm gewordenen Auftrag.

Als er das Testament eröffnete, ging ein leises Rauschen durch de» Saal, wie we»n sich eine Menschenmenge plötzlich zu feierlich stiller Aufmerksamkeit vorbereitet.

„Im Namen Gottes! Das ist mein Testament. Ich habe es eine Stunde vor meine»! Tode und bei vollem Bewußtsein selbst geschrieben".

So lautete der Anfang. — „Wer eine Schmach a»f sich geladen hat und sie nicht verwinden kann, der soll dem Leben ein Ende machen. Und so

thue auch ich; — denn sanfter als die Qual der Schande, wühlt eine
Kugel in dein Herzen der Menschen. Ten ihr den stolzen Ükany nanntet
— seht stumm und demüthig in seinem Blute liegen und sagt Euch —
er war sein Richter.
„Wenn auch sie, die rein und herrlich ist wie kein anderes Weib der
Welt, vergeben hätte; — die Liebe wäre ihr doch nicht in's Herz zurück-
gekehrt. Nenn wie konnte sie, die wahr ist wie das Licht der Sonne, sich
selbst belügen? — Zerbrecht Euch darüber nicht den Kopf. Es ist zu spät.
— Ten Todten redet man nichts mehr ein, und so habe ich es auch rnii
mir selbst gehalten in der letzten Stunde, da ich zum Bilde meines Weibes
betete.
Ihr aber, der Gräfin Irene von t)tany, die ich, traft meines letzten
Willens zur unumschränkten Herrin über Alles einsetze, was mein Eigenthum
war, — sei es liegend oder beweglich — sollt' Ihr Liebe, Treue und Ehr-
furcht erweisen.
Hört und beherziget die Bitte des todten Ülany, wenn Ihr wollt, daß
fein Geist in Ruhe wandelnd, Euch grüßen soll aus fernem Lande. —
Weh' dem, der ihr ein Haar krümmt. Er sei verflucht! Amen".
In einer besonderen Bestimmung verfügte der Graf, daß feine Leiche
in jenes Waldes Mitte bestattet werde, aus dem ihn« fein gräßliches Ende
erwuchs.
Unter dieser Bedingung vermachte er dem Vetter Lüzär das verhängniß-
volle Grundstück als Legat.
Luzür und Ükanys Diener hatten das Testament als Zeugen unterfertigt.
Als die Verkündigung zu Ende war und sich Aller Blicke auf das
Sterbelager richteten, fchien die eintretende Stille <)lanys Lebensgeister noch
einmal aus dem beginnenden Todesfchlafe zu wecken. Er fchlug das Auge
auf, und die Strahlen feiner sinkenden Sonne schwammen in dem jungen
Lichte, welches unter der zarten Stirne seines Kindes aufging. Eine Thräne
erglänzte, und die Sonne erlofch. —
Tie Ordnung der geschäftlichen Angelegenheiten nach des Grafen Tode
war fo weit gediehen, das; Daniel, der gekommen war, um ihrer mit Treue
und Umsicht zu walten, sich für entbehrlich halten tonnte. Sein Gemüths-
zustcmd, verbunden mit Gründen, die in den äußeren Verhältnissen lagen,
drängte ihn zu baldiger Entfernung. Diesmal war er cntfchlossen, eine
lange und ausgiebige Heilmethode zu verfuchen. Eine Natur, wie die feine,
liebte nur einmal. Was konnte es helfen?!
So thcilte er denn eines Tages Irenen mit, daß er eine Reise nach
Afrika unternehmen werde,
Sie fchien fchr betroffen, doch war sie nicht gewöhnt, Daniel zu wider-
sprechen. Sie erwiderte: „Darauf freilich, waren »vir nicht gefaßt. Nicht

wahr, Agnes? Und, was soll nun aus uns Beiden werden? Ist Dir
nicht bange um die Schwester, Daniel? Und, — ich? — Doch nein, ich
habe leinen Anspruch zu erheben; nach Allem, was Du für mich gethan,
kann, was ich wünsche, nur der Erfüllung dessen gelten, was Deinem Wunsche
dient; und seh' ich Dich auch schweren Herzens scheiden auf langes, langes
Nichtwiedersehen, so denke nicht, es sei mir bange um mich selbst — ich
habe kein Recht dazu; mir bleibt mein Kind; doch diese da —" und sie
umarmte Agnes mit Innigkeit — „werde ich sie trösten tonnen mit meiner
ganzen Schwesterliche?"
„Das Schicksal fügt es sicher, daß wir uns wiedersehen, wenn Ihr mich
nöthig habt; soll ich es aber wünschen, daß Ihr meiner bedürfet? Mir
bangt vor meiner Wiederkehr, denk' ich des letzten Mals. Weiß ich erst
meine liebe Agnes mit Dir vereinigt, Tante Irene, dann mag ich beruhigt
zu den Wilden ziehen. Euch aber ralhe ich ebenfalls: bleibt nicht daheim.
Wann erst das halbe Trauerjahr verflossen ist, dann sucht auch Ihr die
Bilder zu vergessen, die Euch die grausigen Erinnerungen des Ortes noch
in allzu frischen, grellen Farben vor die jugendliche Seele führen; denn in
Allem soll der Mensch nach Schönheit stieben; selbst im Schmerze".
„Geht nach Italien, und bei all dem Herrlichen, das Ihr dort schauen
werdet, gedenket meiner".
„Und warum denn, gehst Du nicht mit uns, Daniel?"
„Mit mir ist es etwas Anderes. Ein neuer und gewaltiger Drang
beseelt mich. Versunken in dem Anblicke der Schönheit, ward mein Auge
verwöhnt; dem in dem Genuße seliger Betrachtung Schwelgenden erwachte —
ich wähne, es sei.ein Rausch — die Begierde nach dem vollen Besitze der
Schönheit. Nenne es eine Krankheit meiner Phantasie. — Mag sein. —
Nenne es wie Du willst, — doch darf's nicht sein. Es darf der Mann
das Leben nicht verlernen, wie es wirklich ist; und dieses lehrt mich, daß
zwischen Schauen und Erreichen sich die Höhe eines Himmels schwindelnd'
cmfthürmt. Darum fort in eine Welt, wo Alles rauh und wild, Natur
und Menschen; wo unter dem Zwange der Entnüchterung der wahre Werth
der Kräfte sich wiederfindet, und wo der Mensch von unten auf beginnt zu
dem Gipfel seines Strebens aufzutlimmen. In eine solche Welt muß ich.
Muß mir den weich gewordenen Sinn neu schärfen und stählen, daß ich Euch
ein voller Mann bin, wann Ihr mich nöthig habt". —
„Und bist Du durch Nichts zurückzuhalten?"
„Durch Nichts!?" — erwiderte Daniel. Er tonnte der inneren Erregung
kaum mehr Herr werden, und warf einen bedeutungsvollen Blick auf Agnes.
Ihr standen die Thränen in den Augen, als sie sagte:
„Wir müssen uns darein fügen, Irene. Du weißt, was Daniel thut,
ist recht gethan".
„In, das weiß Gott!" entgegnete zustimmend die Gräfin.

Und so kam auch Alles, wie es unter ihnen besprochen worden war,
Tnniel segelte nach Afrika,
Tic beiden Frauen verweilten bis zu dem Ende der Trauerzeit in der
Hcimath; dann machten auch sie sich reisefertig und wanderten dem schönen
Süden zu.
Ihre Eindrücke gingen ungestört nebeneinander; jede sah mit ihren
Augen, und in der Gesammtheit der Empfindungen begegneten sie sich
wieder. — Wie freute sich Irene, nach der Rückkehr die neue Wohnung, die
ihrer in der Residenzstadt wartete, mit all' dem Schmucke zu versehen, den sie
in Gegenständen mannigfacher Art im Lande der Erinnerungen aufgesammelt hatte.
Als ihnen Kunde ward vom Blüthenflor der Bäume, der, von des
Frühlings Iaubcrstllb berührt, erwachte, da beschlossen sie, die Heimkehr an-
zutreten.
Wer schiede gern von Italien! Sie hatten dort die Herbst- und
Wintcrzeit verbracht, und wie der Bäume Kronen sich mit weiser Liebe gegen
die Sonne hinneigen, so zogen sie, das Land von Nord gegen Süd durch
streifend, den wärmsten Strahlen des Taggestirnes nach. Toch in den ersten
Tagen des Maies, wann sich der junge Wald des neuen Kleides freut und
die grünen Blätter im Uebermuthe ihrer Wiedergeburt mit Wind und
Frühlings-Regcnschnncrn spielen, da standen sie an ihres Hauses Schwelle.
Jetzt ging das Ordnen und das Walten an im neuen Hause. Tas
war ein Feld für Ircnens künstlerisches Auge.
Ter jugendfrische Sinn der Gräfin hatte sich von der düsteren Macht
der Erinnerungen rasch befreit, und, voll von dem, was sie gesehen und
bildend sich erworben, erprobte sie sogleich an Allem, was sie schuf, den
Einfluß dessen, was veredelnd sie berührt hatte. Rastlos bestrebt, das Beste.
Schönste zu erreichen, stürzte sich ihr Geist in des Schaffens Lust.
Tic reiche Erbschaft hatte sie zu einer völlig unabhängigen Frau gemacht;
sich des Lebens fernere Bestimmung selbst zu geben, war ihrer freien Wohl
anheimgcstcllt. Tic Gunst innerer Anlagen und äußerer Verhältnisse verhieß
ihrem Haupte die Krone des Glückes. Es fehlte nur ein Edelstein —
die Liebe in ihrem Herzen. —
Tas mit ()tany vermählte Kind kannte Liebe nicht und lcnitc sie nicht
kennen. So blieb die Leidenschaft ihr fremd. Sic wußte so wenig, was
Lüge ist, daß sie an das, was Tugend sei, nicht dachte, sondern sie übte, weil
sie mit ihr geboren war, wie mit ihren beiden Angeu. So wachte ihr
Herz am Morgen mit sanftem Schlage auf und ging des Nachts ebenso zur
Ruhe. Nur in dem jungen Geiste dämmerte ein Glühen, das eine un-
gestillte Sehnsucht in ihm nährte, des Lebens höchste Blüthcn zu erkennen,
zu schauen und zu pflücken. —
Da stammt ein Meteor in ihrem stillen Abendhimmcl auf und brachte,
die Gluth iu Licht verwandelnd, des Tages goldene Helle über Sie, —
Tas war Tnniel! Wie einer Gottheit strahlte sein Antlitz; sein Blick cnt-

bullte leuchtend ihr die Bahn, die sie nu» wandeln sollte: nnd so betrat sie
jene Welt, die sie geahnt, ersehnt. Er schien ihr ein Wesen, das aus einer
anderen Sphäre zu ihr herabgestiegen war; zu dem sie aufblickte mit ehr-
fürchtigem Staunen, und das sie verehrte wie etwa ein Kind den Schuhgeist.
Ter Freundin Agnes freilich blieb Irene ein Mthscl; denn sie liebte
ihren Bruder — dann erst bewunderte sie ihn, und unfaßlich war ihr das
Weib, das nicht wie sie für Daniel fühlte.
Ja! hätte sie an Irenens Stelle sein können!
Des zweiten Jahres Sommer war gekommen, seit Daniel Abschied nahm;
doch leine Kunde seiner Wiederkehr. Er hatte lange, lange nicht geschrieben.
Agnes sehnte sich nach der Stille des Landes; dort wähnte sie für ihr
besorgnißschweres Herz mehr Beruhigung zu finden als in dem Getriebe des
städtischen Lebens.
Irenens kühner Geist wollte von schlimmen Ahnungen nichts wissen.
Wenn auch sie Daniel schwer vermißte, so ging ihr doch sein Wünschen über
Alles; und nur natürlich schien es ihr, daß sie die eigene Sehnsucht schweigen
hieß. Er wisse schon, so meinte sie, weshalb er nicht schreibe, warum er
ferne bleibe. Es war ja Alles recht gethan, so wie er es that; und für
sein Schicksal fühlte sie kein Bangen; es könne ihrem Propheten, so sagte
sie, nichts Böses widerfahren. Sie hatte ihre Noth mit Agnes; denn auch
der Heimath einförmige Behaglichkeit brachte dieser keine Linderung ihrer
Sorge.
Sie saßen eines Tages, von wem sonst als von Tanic< sich erzählend,
beisammen. Vor ihnen ausgebreitet lag die Karte von Afrika und beiden
Oceanen. Im Geiste reisten sie mit ihm, die Wege suchend, die er schon
gewandert; wohin es dann ihn triebe, berathend und erwägend, und forschend,
wo er jetzt wohl sein mochte.
Irene hatte klug verstanden, die in qualvoller Angst umherirrenden
Gedanken Agnesens durch Anschauung in begrenzte Bahnen zu lenken.
Gelang es auch nicht, die Betrübniß ihres Herzens zu zerstreuen, Erleichterung
doch verschafften ihr die Stunden, in denen Auge und Sinn fesselnde Be-
schäftigung fanden.
Da geht die Thür auf; es tritt ein Diener ein. Zu'der kleinen
Daniela, bittet er, möge die Gräsin kommen.
Irene folgt ihm; Agnes bleibt zurück. Ihr Blick durchstreift sogleich
mit Hast die Karte wieder und verliert, der besonnenen Führerin entbehrend,
sich in den beiden Occancn und findet keine Stätte des Verweilens. —
„Wo er jetzt sein mag, o Daniel, Daniel!" flüstert sie mit schmerzensvollcn
Tönen vor sich hin.
Da, bei dem Namen Daniel, stürzt Irene in das Zimmer; das schöne
Antlitz wie von Entsetzen zerstört, eilt sie durch deu Raum und schreit:
„Verschollen, Daniel, todt, verschollen!" nnd fallt erstarrt zu der Freundin
Füßen hin.

Ob diese der Worte vollen Sinn nicht faßte, ob sie nur halb gehör:
was jene rief und fühlte, daß Nacht ihrem Geiste drohe, — gleichviel. —
Im Anblicke der Verzweifelnden gewann sie ihre ganze Fassung wieder
Gebieterisch erhob sie ihre Stimme nach dem Diener. Sie wollte Alle-
hören, ruhig hören was sich begab, und bleich wie ein Mormorftatue unt
auch unerschütterlich wie diese, erwartet sie die Botschaft.
Daniel war auf Isle de France gelandet. Ein sehnsuchtsvoller Zug
führte ihn auf dieses Eiland, wo die Natur in üppiger Verschwendung sich
felber überbot.
Auf jenen Statten zog es ihn zu wandeln, wo Paul und Virginie
das Leben übten, wie ein unfchuldsvolles Kinderspiel, bis daß ein grausam
schönes Schicksal sie ereilte.
Tort rauchten nicht mehr des Vrandes Trümmerhaufen.
Die blutigen Spuren des Kampfes, ein schreckhaft Mahnungszeichen an
des Mordes Handwerk, mit dem der Mensch sich Raum verschafft auf dieser
Erde, um sein kümmerliches Dasein zu fristen, sie waren dort vertilgt: und
unter Laubgehängen hoch wie Domgewölbe, beim Flötentone der Pirols, ge
dachte Daniel eine traute Friedensstunde zu verträumen, wie sie ihm aus
seinen Wanderungen selten vergönnt war.
An einem unvergleichlich schönen Morgen, — es weckte der blaue,
wolkenlose Aether das Meer mit sanfter Brise aus bleiernem Schlafe —
stand ein stattliches Fischerboot auf der Rhede von .... zur Fahrt nach
deni Korallenriffe bereit, das etwa zwanzig Seemeilen südwestlich von der
Insel entfernt, fein phantaftifches Gebilde in stundeweitem Umfange bis über
den Meeresspiegel erhob, sobald die Ebbe eintrat.
Daniel hatte, der Führung von drei erfahrenen Seeleuten vertrauend,
das Boot bestiegen. Sie meinten, es könne, wie das Wetter günstig war,
die Fahrt dahin binnen drei Stunden zurückgelegt werden, und stachen in
die See.
Schon stand die Sonne auf dem Gipfel ihrer Bahn. Von ihren
Strahlen vergoldet, wiegte sich die Majestät des Meeres im Nachmittags-
schlummer, und noch flatterte das Boot wie eine weiße Taube mit immer
mehr erlahmendem Flügelschlage am fernen Horizonte. Denn bald regte sich
kein Lüftchen mehr, ja keines Lüftchens Hauch. Die Möve steckte das
Köpfchen unter die Fluth, damit sie in der Schwüle nicht ersticke.
Unheimlich erhaben wird die Stille; tückisch der starre Glanz des
Tages. — Hat die Erde den letzten Athemzug gethan, des Lebens Puls-
schlag aufgehört? —
Der heiße Rauch steigt nicht mehr aus dem Schornstein. Die Vöglein
stellen ihren Flug ein. Das Hausgcthier sucht, iu der Erde wühlend, da^
Haupt zu bergen. Die Bäume senken ihre Kronen. Die Blätter schmiegen
sich an das Gräfte. Die Vlüthenkelche schließen sich, und der fröhlichen
Insecten millionenftimmigcs Gcfumme verstummt mit einem Male. Hoch
v

oveu civrr'in »en höcOen ^Mm"schwest An'dunkl^! Punkt/'dtt. sichtbar
kaum dein' Menschenauge, das Zeichen gibt zu 'dem 'VernichtüngZkaiiipfc. den
sich, in wenigen Augcnblick^^chon entfesselt,'die Kräfte der Natur liefern
werden. Wird man des Zeichens erst gewahr, ^dänn ist's schon zu spat, dem
Ungestüme zu entrinnen, mit dem die Schrecknisse des'Gewitters in. jenen
TrovcnländerK aus Weiterem Himmel üieder^tür^eit.
Fast lagert sich ein grauer Schatten auf die Erde und bringt' 5en
Farben jähen Tod.'" Fühl und gespenstisch'erscheinen dem Äuge die Gegen-
stände, die kurz zuvor in buntein Kleiderschinucke prangten. Alles stellt still
in grckisiger Erstarrung und harrt, der Antilope ähnlich, die von der Schlange
Blick gebannt wird,'in regungsloser Angst der Zermalmung.
'M zückt'der erste Blitz, mit ungehcüetn Leitern d^er Gotthei! Flammeu-
zeichen in den Lüften schreibend, von seinem Woltcnsihe hernieder.
Das Mc^r zischt auf; — so schmerzt de,/ Wunde Bran'8"^, und
fchüuckr bor Null). — Ein schwarzer Niescnmantel umschlingt,'dös 'Kampfes
Schauplatz und nun,- im wilden Anwurs stürmen Wind und'Wolken aufein-
ander ein. — Erbittertere Feinde gibt es nicht.
Ihr Kämpf wühlt Alles auf,' Und unter seinen Schlägen erdröhnt, die
Luft— brausen des Meeres nufgetlMmtc Wogen — spaltet'sich die Erde —
stöhnt der Wald — bäumen sich dir Gräser ' und Halme —' ächzt und
roiiümert alles Lebende und Leblose, — und boü den Giebeln der Dächer,
hinab bis zu den'Särgen, in denen die Tudtcn ruhen, kracht das Gefllge.
So wüthrte an jenem Hage nicht altem, sondern tief bis in die Nacht
der Sturm' auf Isle de France.
> >Voch an dem nächsten Morgen schon, erhöh sich, den müden Elementen
Frieden gebietend, die goldene Sonnenscheibe.
'Das Schifflein aber, tias den'Daniel 'trug, das kehrt nicht mehr
dessen'Schicksal? — Es meinten
zwar Einige, es möchten die erfahrenen Schiffer, des Nngcwitters ahnend,
sich noch rechtzeitig geborgen haben und sich von der" Strömung, die von,
Südost kam, gegen Nordwest haben treiben lassen, und' so vielleicht aus dem
Bereiche 'der Gefahr entflohen sein. Auch war es deutbar, das; ein Schiff,
wie deren oft in jenen Breiten kreuzten, ihrer ansichtig wurde, .dem es
'geglückt, das Boot' orti Wellen überlassend, dessen Bemannung am Bord auf-
zunehnnm und ft' dem' Tode zu entreißen! '
Da Alles denkbar ist, so stellt in Augenblicken der Verzweiflung, dem
Geists "jedwede Möglichkeit sich dar, die Böses mag zum Guten wenden;
und selbst das ^wahrscheinlichste heißt er willkommene Erwägung, so lange
sie des Zweifels herben Trost ihm gönnt.'
> Als al>er binnen dreißig Tagen sich keine Spur von den Vermißten
zeigte/und auch her Forschung Sorgfalt sich fruchtlos erwies, da sendete
der Gouverneur der Insel, denn' günstig fügte sich die Gelegenheit, den
Diener Daniels, der mit dessen Habseligkeiten zurückgeblieben war, mit einem

Indien-Fahrer über England nach der Heimath und gab ihm einen Brief an Fräulein Agnes mit, worin er ihr den Vorfall treulich schildert und, der Familie Unglück tief beklagend, mit'den Worten schließt, „es müsse ja, so lange eines Menschen Tod nicht amtlich bestätigt sei, die Vermuthung für sein Leben sprechen", —

Wenn Hoffnung selbst so arm an Gründen ist, wie mag ihr Balsam aus der Feder fließen! —

Irene stand von dem Schlafe der Ohnmacht, ein völlig verwandeltes Wesen, wieder auf.

Es hat die Sehnsucht nach verlorenem Gute schmerzlicher in keinem Herzen je gebrannt. — Ein wollüstiges Todesverlangen treibt des Blutes Wellen ihr glühend zu Gehirn und Herzen. Oh! sprengte doch die ungestüme Wallung des Lebens übervolle Schale und spritzte deren überflüssigen Inhalt zuni Dankcsopfer aus für das Vermählungsfest, dessen grausige Feier sie als den einzigen, letzten Wunsch im Sinne hegt. — Oh! käme nur ihr Bräutigam, der schwarze Ritter, und schwänge die Todesfackel zu ihrem Leichenzuge!

Irene aber sollte leben, — Wie sie es sollte, faßte sie nicht. Denn wo sie weilte, bei Tag und Nacht, bei ihres Kindes Lächeln; allüberall und immer steht ein Todesengel, mit weiten schwarzen Flügeln ein ungeheueres feuchtes Grab umfächelnd, ihr vor der Seele; und die im Leben niemals ihr Herz mit holdem Zauberstabe berührte — die Liebe — erschließt mit einem Male sich gewaltsam und unselig, und pocht mit vcrzweiflnngsvollen Schlägen an die Todespforte. Der Thränen milder Quell versiegt, und glühenden Blickes verschlingt ihr Auge die furchtbar schone traurige Erscheinung, die Daniels verklärte Züge trägt. —

Des Morgens früh beim Grauen, oder des Nachts, wenn Agnes still weinend schon zu Bette liegt, schleicht sich Irene in das Gemach, wo Daniels Reliquien sich befinden. —

Da nimmt sie jedes Stück zur Hand; von allen Seiten es betrachtend; der kleinste Gegenstand konnte ihr ja von ihn: erzählen: und mit den Dingen redet sie, wie sie dereinst mit ihm gesprochen, und richtet tausend Fragen, ja heiße bange Fragen an sie alle. —

Sie aber bleiben taub für all' die Zärtlichkeit an ihrem Platze; und nur die Spuren, die fie tragen, sind stumme Zeugen seiner Wanderungen und all' der Mühen und Beschwerden, die er bestand.

Da, eines Tages kommt mit manchem Anderen, das sie hastig durchwühlt, ein rothes Buch ihr in die Hand. Sie schlagt es auf. — Sein Tagebuch. Der Fund war kostbar. —

„Ja! Auch der Schmerz hat seine Freuden!" ruft sie schluchzend aus. und stürzt über die geliebten Züge und liest, des theueren Wanderers Fuß auf jedem Schritt begleitend, was er Tag für Tag von seinen Erlebnissen verzeichnet.

Schon regte sich's im Hause, Das Tagewerk bricht allenthalben an,
und volles Sonnenlicht strömt durch die Fenster in das Gemach, wo sie mit
ihren Schätzen weilet, Sie sieht sich ängstlich um und erwägt, ob sie sich
trennen soll von dem todten Freunde, ob ihm Lebewohl sagen für heute, bis
die Heimlichkeit der nächsten Nacht ein ungestörtes Stelldichein ihr bringt,
und denkt dabei, wie grausam kurz dem Menschen des Jammers stille Feier
selbst bemessen ist; nnd kann nicht widerstehen; nimmt noch einmal das Buch
zur Hand, und liest weiter:

Madeira, den . .ten 18 , ,

„Ter gestrige Tag" so schreibt er, „war traurig und öde. Grau der
Himmel, wie das Meer. Oben jagten sich die Wollen; unten die Wogen,
— Man hätte sie miteinander verwechseln mögen, denn sie schmolzen in eine
ungeheuere farblose Masse zusammen, und die Lage des Schiffes, bald oben
auf den Gipfeln der Wellenberge, bald unten in den Tiefen der Thäler,
vollendete die Täuschung. Mit gleichmäßig wiederkehrenden Schlägen tobte
der Wind in den Segeln «nd schlug an die Schiffswände.

Die Einförmigkeit des Schauspieles wirkte ermüdend. Ich hätte nie
gedacht, daß die Natnr auch ihre Häßlichkeiten haben tonne; doch kommt
Alles auf Licht und Farbe nn, nnd, da allerdings gebietet sie über eine so
plötzlich wirkende Zauberkraft, wie sie dem Menschen im Allgemeinen ver-
sagt ist, und deren er höchstens im unbewußten Zustande des Traumes
theilhaftig wird.

So träumte mir gestern Nacht von einem wunderschönen blunicn- und
vlüthenreichen Eilande. In üppigen Wäldern herrschte ein lärmendes
Singen und Treiben von Tausenden lustiger und bunt besiedelter Vögel,
Wie ich, der einzige Mensch, auf dieses Eiland kam, weiß ich nicht. Mein
Auge aber feierte einen Iubeltag der Pracht, und mich überfiel ein unwider-
stehliches Gelüste nach dem in Farben prangenden Gefieder. — Ich hatte
keine Flügel, und doch flog ich von Ast zu Ast und haschte nach den Vögeln,
deren Chor mich höhnend umschwärmte. Sie lockten mich hinauf bis in die
Kronen der höchsten Bäume. Oft sah ich hinab in die schwindelnde Tiefe
unter mir; aber ich fühlte mich so sicher und wohl, da ich fliegen konnte.
Auf dieser seltsamen Wanderung wurde ich plötzlich eines schneeweißen
Vögelchens gewahr, das unter dem Wipfel eines Baumes zwischen zwei mit
Thnuperlen besprengten Blättern geborgen war. Es übte des Morgens
heimliche Pflege an seinem Gefieder und blickte, das Köpfchen nach rückwärts über-
beugcnd, wohlgefällig auf die Entfaltung seiner Flügel, welche sich je nach
dem Wunsche ihres Gebieters, bald in Rosen, bald in Camelien zu ver-
wandeln schienen. Das wundersame Spiel des seltsamen Waldtüustlcrs ent-
zückte mich; aber es erwachte auch eine dämonische Lust in mir, mich der
schönen Blumen zu bemächtigen. — Irene sah ich schon damit geschmückt.
Ich wendete daher alle erdenkliche List an, mich der zauberhaften Er-
scheinung unbemerkt zu nähern; aber behender und vorwitziger als ich,

.flatterte der Halde Schelm lange' vorher auf. ehe ihn meine Hand erreiche»
tonnte; und setzte sich in das dichteste Geiiste, wo er sich wohl sicher glaubte,
so über 'wich hin, daß er mir gerade in die Augen sah. Es war ein Bild
von.höchstem Reize, und ich schämte mich fast meiner Begierde, daß ich d^
.unschuldige Thier in seiner Ruhe gestört hatte. —
'- " '»Ich will Dich nur betrachten; fürchte Dich nicht weiter —" sagte ich
tzu ihm, und schaute in seine beiden schwarzen Augen, die er unverwandi
auf mich richtete. ' .' -
Da wurde mir ganz sonderbar zu Muthe; — ich schwebte, wie fest-
gebannt durch seinen Blick, in der Luft, und tonnte nicht von der Stelle.
Dessen schien er ganz bewußt zu sein, denn er beugte das Köpfchen bis zu
mir herab, erhob seine kleine kecke Stimme And sprach ganz deutlich zu mir!
„Liebst Tu Irenen' denn nicht mehr, daß Du mich haschen willst? —
Morgen zieh' ich iibcr's Meer, und sage ihr, daß Du treulos bist'." —
Da er das letzte Wort gesprochen hatte und lachend davon flog, empfand
ich ein unaussprechliches Weh im Herzen; aber ich hatte in demselben Augen-
blicke meine Beweglichkeit wieder gewonnen rind setzte mit erneuter Kraft dem
kleinen'Unholde nach; er sollte mir den bitteren Spott noch büßen. — Ei»
Schrei des Zornes und der Ungeduld verkündete mir den Verdruß des Ver-
folgten. Iu Mein Stoße ausholend, fuhr er mit Blitzesschnelle von der
Riesenhöhr hinab zum Erdcngrund. — Ich ^- ihm nach — und so ging
es den Baum auf und nieder.
Da war mir mit einem Male, als liefe die Kette eines Uhrwerkes, das
ich in mir verspürte, mit rollendem Getöse ab; meine Flugtraft erlahme-
noch einmal streckte ich den todrsmatten Arm nach der ersehnten Beute aus, —
als ich mjch an ihm ergriffen fühlte und —erwachte. „Was ist? Sterben wir?"
rief ich schlaftrunken aus,' uud „Rasch auf Deck" hallte es durch den Sebiffsraum.
Mein Diener stand vor mir; das Licht des Tages versuchte durch die dichten
Gläser der Lücken in die Kajüte zu dringen; ich warf mich in die Kleider
und eilte nach oben. Ich fand die Bemannung des Schiffes auf dessen Sterne
versammelt; sie alle wendeten die Blicke staunend nach Vstcn hin. — Ein
bluincn- und bliithenicichcs Eiland, über dem eben die goldene Morgcnsoune
aufging, tauchte, eine wahre Icmbcrstättc, aus dem Meere empor. Das Schiff
lag vor Anker, auf Funchnls Nhede sein erquickendes Morgcnbad nehmend. ^-
Unter den ersten Mcmschen, denen ich begegnete, als ich das Land..betrat,
drängte sich ein junges Mädchen an - mich I)eran, das Rosen und. Camelicn
zum Kaufe bot. Sie waren aus weißen Federn kunstvoll gefertigt. Die
Einwohner von Madeira sollen diesen anmuthigen Erwcrbszweig ersonnen
haben. Es berührte mich ganz sonderbar, daß ich auf eine, so uncrwarlcle
Weise in den Besitz jener zauberhaften Erscheinung gelangte, die ^ der Spuck
eines Traumes gewesen war.
Sollten diese Federn etwa jenem geschwätzigen Vögleiu angehört haben,

das mich in de», gestrigen Nacht so bitterlich verhöhnt« ? — Daim wurde es
für,,seine Prohmig hart »einig beit»aft wurden sein. — ü - !^, ',... '.
„Albernes, vorlautes Thierchen! Du meintest wohl, es würde Irene
Veines Geplauders Sinn verstanden haben?! Sie, die nicht weiß, was
treulos ist, dn sie nicht ahnt, daß ich sie liebe? Sie, die niemals errathcn
tunn, daß, mir der Himmel nicht Engel genug hat, uM ihrer Augen Licht
zu hüten, und daß ich dennoch Welten, Meere, Zeit und Gefahren Mischen
mich'nnd.sie gestellt habe, damit ihr Herz, das nie der Liebe Glück gelaunt,
die>-Qualen üdefsenimie! zu fassen sich bemühe, der lieben muß ohne geliebt
zu werden. — Zieh,' immer hin, Dn thorichtes Vögelcü», und sage ihr, was
D«l willst; —. sag' ihr, daß ich^sie liebte, seitdem uns einem Halden Kinde
ein blühendes Weib geworden war — sie wird Dich dennoch nicht verstehe»—"
Hier unterbrach sich Irene.,— , :, - > ,<-, >. >^ .' ^, ,
War Alles denn ein Traum? Ütanys Tod, der Abschied Daniels, die
Reise nach Italien, die Schreckensbotschaft,- und jetzt die letzten Worte, Daniels
Geständnis;; das ganze Leben etwa nur ein Traum, wie der, den Daniel
beschrieb, und weiter nichts? — Mit auf' die Brust gesenktem Haupte, die
Wangen glühend, die Pulse fliegend, saß sie da im Fieber; ihr Auge istarrte
iniden vollen, Sonnenglanz; doch, ob er die Wirklichkeit bescheine, oder ein
tolles. Spieli. der.tränten, Phantasie, weiß sie nicht uiehr^ ,- > >','<?.
Sie fühlt nicht mehr den Schmerz der letzten Tage; des Fiebers Gluth
versengte die Erinnerung; zu lautem Jubel schwillt die Brust ihr > an ^ doch
«if den Lippen starb der Ton der Stimme, da sie das Rauschen zweier
Flügel hörte, die über ihr Haupt -durch das Ziinmer streifen. Sie greift
noch einmal nach dem Buche;,.doch, wie sie darin blättert, die eben.gelesene
Stelle»! aufzusuchen, läßt Haft sie.das. Gesuchte nicht, mehr finden, und
verzweifningsvoll, als wollte sie die Nacht, die'ihren Sinnen droht, fich von
den Augen und de« Stirne wischen, preßt sie, das Haupt zwischen die beiden
Hände, — - ,^,. >. ,,< , 'i, > - ..' >,
., i Du, pocht es an das große Thor, das den äußeren Hofraum, der das
Schloß umgibt, von der Straße scheidet, dieiiu das Städtchen mündet.
Vom Fenster des Gemaches, in dein Irene sich befindet, kann man den
Hofraum überschauen, es sind an hundert Schritte bis zum Thore.
Irene fahrt erschreckt vom Stuhle auf; wie Eiuer, der aus tiefem
Schlaf erwacht, in dem ihn böse Träume quälten, befühlt sie sich, ob sie auch
wirtlich ist; — sie selber ist, und kommt zu sich.
Es pocht ein zweites Mal. — Sie wähnt, es sei an der Thure des
Gemaches, und ruft; doch Niemand antwortet. — da hört sie, wie das Thor
im Hofe knarrt. Sie kennt den Ton genau aus jener Zeit, da ()kanh des
Nachts niit seinem wüsten Schwärme heimkehrte. Sie hatte plötzlich vergessen,
daß es nicht mehr Nacht war, und stürzt an das Fenster um zu horchen;
doch wie ihr Antlitz in die goldene Beleuchtung des Tages taucht, reißt sie
das Fenster auf mit eineni Nuck.

Das Thor steht offen. Davor ein Wagen. Ein Wann steigt aus; —
er tritt in den Hofrauni und schlägt den Blick auf wie Einer, der nach
langer Zeit und unverhofft die Heimath wieder schaut. Noch hat er nicht die
Hälfte des Weges durchschritten, der zum Schlosse führt, da tönt ein Schrei,
von dem man nicht weiß, ob die Freude, ob der Schmerz ihn ausgestoßen
hat, vom inneren Thor des Hauses über den freien Platz, den in dem
nächsten Augenblicke schon eine weibliche Gestalt durchfliegt.
Sic treffen in der Mitte an einander. Wie festgewurzelt steht er
still. — Kaum bleibt ihm Zeit, die Arme auszubreiten, in denen er Irenen
auffängt, die ini jähen Flnge den Nacken ihm unischlingt. —
Sic hängt an ihm, so fest an seine Brust geschmiegt, daß ihm der
Athcm stockt. Er seutt den Blick halb schmerzensvoll, halb selig auf das
geliebte Haupt, das an seinem Busen ruht. Doch, wie er ihres Herzens
wildes Pochen hört, bemcistert ihn die Angst. Er sucht, sei es noch so
schwer, der. inneren Erregung Herr zu werden, nach einem sanften LK'rlc,
sie zu beruhigen. Das wehrt fie seinem Munde mit der Hand und wendet
ihr Antlitz mit halbgeöffnetem Auge auf zu ihm uud sinkt, wie von des
Schlummers Kuß berührt, wieder zurück au seine Brust. —
Es heilt das Glück in wenigen Sccundcn die Wunde, die den Lel<e»5-
kämpf geschlagen, und in der Stille eines seligen Augenblickes vollzieht sich
die Wiedergeburt des Herzens. —
So wagt auch Daniel nicht des Schweigens süße Träumerei zu störcu,
und laßt den holden Zauber, der über Irenens Züge des Friedens wonnigc»
Thau ergießt, erst seines Amtes walten; denn dieses Zaubers Hilfe bedarf
auch er, der Dinge seltsame Verkettung sich zu erklären. —
' Noch lagen sich die Beiden in den Armen, wie sich der Ephcu um
die Eiche rankt; da Agnes, die eigene namenlose Freude hcldcnhasi
bekämpfend, mit seliger Scheu das Bild betrachtet, das ihr des Rathsels
heiß ersehnte Lösung bringt. -—
Ja, die Natur, die niht und rastet nicht, bis der Liebe Samen all
überall in ihrem Reiche aufgeht. —

Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

0°!I

Gustav yirschfeld.

— Königsberg. —

vergebens fragen »vir uns, wann das Alterthum geendet und eine
neue Zeit begonnen habe; war es bei dem Wechsel der alten
Stcmtsformcn, so beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte schon
mit der Periode der Kaiser in Rom, — aber wie hat gerade
noch unter ihnen und unter ihrem Schuh die gesammtc Cultur der alten
Welt eine Nachbliithe erlebt, an der wir in Mittelalter und Neuzeit erst die
Schönheit der wirklichen Antike ahnen lernten, ehe wir sie selber erkennen
durften. Hat die Bekehrung Constantins, die Annahme des Christenthums
als Staatsrcligion die Trennung der alten von der neuen Weltentwickelung
bewirkt? Mit Nichte»! welch' ein langer und erbitterter Kampf ist alsdann
erst zwischen den Anhängern des neuen und des alten Glaubens geführt
worden, dessen Märtyrer ebenso hartnäckig, ebenso todesmuthig, ja von eineni
allgemein menschlichen Standpunkt aus ebenso erhaben um ihr Gewissen
stritten und untergingen, wie es die christlichen thateu, wenn auch kaum eiu
Wort von dem Heroismus der Ueberwundencu meldet.

Oder schloß — wie eine systematische Geschichtsschreibung gewollt hat,
und wie sie es für ihre Zwecke wollen muß — schloß ein historisch-politisches
Ereigniß die Pforten der alten Zeit auf immer und bezeichnet etwa die
Schlacht von Adrianopel den Eintritt in eine neue Welt? Auch dies kann
mit Recht bestritten werden, wie es denn überhaupt schwer, ja oft unmöglich
erscheint, eine bestimmte Scheidung in Verhältnisse einzuführen, deren Wechsel
und Veränderung ihrer ganzen Natur nach allmälig und für das Auge des
Betrachters fast unvermerkt ist.

Soll denn aber einmal für unseren Fall eine Scheidung versucht werden,
so scheint mir nur eine einzige stichhaltig zu sein, obgleich auch sie bei
näherer Betrachtung nicht sowohl eine Antwort, als vielmehr wieder eine

neue, doch bestimmter gestellte Frage enthält: das Leben des Alterthums war
damals zu Ende, als die Feier seiner Gedenktage, die Feier seiner religiösen
Festtage aufhörte, welche auch im Grunde als Gedenktage zu betrachten sind.
Denn nicht nur daß dadurch so viele äußere Anlasse zu Kundgebungen fort-
fielen, welche den Zusammenhang mit der ganzen Vergangenheit stets aufs
Neue bezeugten und wach erhielten —, mit der Nichtachtung der großen
religiösen und historischen Erinnerungstage war auch auf immer die alte
Tradition für unwerth erklärt, ihr einigendes Band gelöst, einer lebendigen
Geschichte auf einen Schlag der Lcbensfaden durchschnitten. Tas wußte der
große Theodosius wohl, als er bei den strengsten Strafen die Feier der alten
heidnischen Spiele verbot:, damit legte er so^ die., Azt an die Wurzel des
alten Lebeul, wis 'sie oje Veiehrer ^ in. den deutschen Widern in'- Wirklichkeit
an die Eichen legten, die zu offener und heimlicher Zusammenkunft und Fcsi-
feier den heiligen Mittelpunkt abgaben. Und es war in diesem Sinne, in
der Absicht auf immer zu. trennen^ haß!das Eoucil von Nicaca statt des
alten jüdischen Sabbaths dm folgenden Tag für den heiligen der Woche
erklärte, wie in gleichem Streben nach Sonderung Mahomed seinen Anhängern
den, onihergehenden Tag zum k Mern! bestimmt Hut.! « >
Wie die Mitglieder ie!in«i ^Familie am, Gedenktag!!dys Einzelnen durch
ihre Theiümhme v als, zns^mmengehüriy, sich zu eilen«»» gehen, so sind es die
Festtagen und Gedenktage imilHeb<M der Völle«,'welch? diese i-selber an ihr
geschichtliches Leben, an eine a^mc-insauieiVechllnMheit und dannt«» ihre
Zusammengehörigkeit erinnern und diese,- Hetmem ! Und' wohl' gehören die
Glieder, einer Familie-Tag aus Tag ,ein Zusammen» wohl hegnl sie täglich
die gleiche gute Gesinnung 'für, eiiUnder, «wer diese ist gleichsam latent, es
bedarf eines b^stinimtrn. Tagest des,,beftünmten Anlasses, um dem Gefühl
Ausdruck zu geben und es damit, anfs Neue »vV znm! Bewußtsein zu "bringen.
Dasselbe^Ailt,von dm Gliedern eines Voltes,-und das gleichem Fest ist wi«
das Band, stauch der stets, neue. Beweis der gleichen Natiom ,!,
Naher »haben ,in umyelehrtem Gange der Erlenutniß die Hellenen,alle
Nicht-Hkll<ne»l H«n l ihren Festen ausgeschlosse«, so-laZge sie einer selbständigen
EntWickelung sich ersrncken; die kleinsten Drtr hieltm< spät «ich wm ähten
provittziellsii Festen jedett Nichteingeborencn fernj, daß Volt der'tIfinafiatischm
Kare« - bejvies. noch in, römischer Zeit seine uralte ßtmilmesgleichheit nüt bm
beidm-anderniHauptvöllern des-westlichen Klcinasiens, den liydtztn und Mi)sern.
durch,das gleiche Heillgth«m»i dos,gleiches Fest, das^ Alle drei nrreind begingen:
uny w«i zu,deti Ionirfni gehörte, den ^ertanuiei >nan> «neiHenchot sagt, durch
die Thcllimhm^ ant Feste der^ ')!,-,i-iüs^ ?,,^ ,<,>^ ,
.,. So sind die, Feste Mch zwei Seiten, hin, als ein,u,atsonllles.Elemmt
zu betrachten: sie beweisen die Zusammmgehörigleit-eincs, Poskesiund find
berufen, dieselbe lgu- erlMmiUnd zu'starten. ^ Aber! diesel Einfluß ist durch
die Art der, Feier durchaus Bedingt:, es, giebt sehr äußerliche, sehr all-
gemeine Formen, der 3estfßüw„,uNb Mche,. welche tief in der individuellen

3lcMr - eines Vvlles! begründet sind. Wer hätte je die psychologische Bedeutung
der Wndiatorenkämpfe im alten No«!, der Sticrhetze»^ iil Spanien verkannt?
Man wird aber sagen dürfen, daß die Feste ein mm so wichtigeres
Element des Volkslebens bilden, je mehr die Form ihrer Feier einerseits dem
allgemein menschlichen Sinne entspricht,, andererseits aber dach, eigenthümlich
ausgeprägt und nach der Vollsindividualität selbstständig entwickelt? erscheint.
Tas aber war allein in vollkommenster Weise bei den Hellenen der Fall,
denen ein gütiges Geschick gegeben hatte, eine normale Naturanlage ganz frei
zu, entwickeln, und in voller, Unbefangenheit zur Geltung zu bringen.
Freilich können ja nicht alle, Formen der Fcstesfeler durch das Wesen
der Feiernden allein bestimmt werden, vor allen uicht 5ie Begehung der
religiösen Feste, denen doch stets ein besonderes Element, anzuhusten pflegt,
das der willkürlichen Wendung und Verwendung widerstrebt. Der, Cultus
der griechischen Götter war ja voll von Beziehungen zu < besonderen Zügen
des Lebens und Wirkens der Unsterblichen, welche so das Eigentümliche auch
der Feier bestimmten. So war es z. B. im Sinne der Sage, wenn bei
der Feier der Eleusinischen Mysterien das ganze Voll der Athener klagend
ausging, gleichsam der Demeter ihre verlorene Tochter wiederfinden zu helfen;
im Siime der Sage war es, wenn man bei der Feier bcr Hyatinthien zu
Sparta ohne Gesänge und Kränze zum Festmahle ging, den frühen Tod des
schönen spartanischen Köuigsohnes Hyatinthos zu betrauern; im Sinne der Sage,
wen» -die Festgenofsen, am den Tagen .der Pos»dien : zu Aegina in tiefem
Schweigen ihr Mahl verzehrten zum Andenken daran, daß einst vom troischeu
Kampf lllzuwcnige Aegineten, heimgelehrt waren; so wagte« selbst diejenigen deren umnicht die Anderen
zu und ohne Beisein, von Fremden.
-. ,' /Der Athena Stiras zu.Ehren stellten Jünglinge edler Abkunft im Hafen
Phaleron! Ncttläufe an, während, sie blühende Nebfchofse. in den Händen
hielten; an den Heraien von Argos galt es, im Wetteifer einen hoch ange-
brachten Schild von der Mauer zu reißen; wilde Kriegstünze waren mit den
Mysterien des-Zeus,in Kreta verbunden; eine Nachahmimg des Kampfes mit dem
pythischen Drachen, den einst Apollun erlegt, fand jedes achte Jahr iuDelphi statt.
Diese sind nur einige von sehr zahlreichen Beispielen für-besondere
Fcstgebräuche, aber schon .diese, besonders die letztere», zeige» uns einen
bcmcrkenswerthen Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit: unsere
Feftfeier charatterisirt ml: Allgemeinen mehr ein Hang zur Ruhe, wenigstens
zu ruhigem, mühelosem Genuß; werde» mir nun gewahr, daß, die Hellenen
auch schon da, wo ein religiöser Grund eine besondere Form der Festesfeier
vorschrieb, diese doch thunlichst mit einer Anstrengung ihres Leibes verbinden,
so gewinnt es dm Anschein, als hätten sie von Festfeier überhaupt einen
durchaus anderen Begriff gehabt als wir. Und in der That. durch alle die
zahllosen,Feste, welche bald die ganze Nation, bald enger verbundene Staats-
gemeinden, bald, die einzelne Stadt beging, durch alle Feste der Gotter und

Heroen geht ein bestimmter gemeinsamer Grundzug: das sind neben fest-
lichen Aufzügen die Nettkämpfe der Fcstgenossen. Der tiefe
Gegensah antiker und moderner Anschauung, die antike Schätzung körperlicher
Vollkommenheit und ihre Gleichstellung mit geistiger Tüchtigkeit ist auch hier der
eigentliche, der innerste Kern, wie er durch alle Seiten des antiken Lebens
klar, wenn auch in mcmnichfach gebrochenem Lichte hindurchschimmert. Hier
ist aber auch ein religiöses Element unverkennbar: denn jeglicher Tüchtigkeit
Spender sind die Götter, diese zumeist preiset Pindar in seinen Sieges-
gesungen, nicht die Männer, welche siegten, die er vielmehr zu menschlicher
'Bescheidenheit ermahnt. Auf der auderu Seite erhielt aber jede menfchliche
Tüchtigkeit ihren rechten Werth, ihren Adel erst wieder durch Vcrwerthung
im Dienste der Unsterblichen, und nichts Höheres tonnen diese dann den
Menschen gewähren, als den Sicgeskranz ans ihren geheiligten Zweigen ge
flochten. So kann uus zunächst nicht mehr befremden, wenn wir bei religiösen
Festen jeglicher Art, wie verschieden auch sonst ihr Anlaß und die übrigen
Formen ihrer Begehung waren, mit den Aufzügen die Wetttämpfe finden,
dicfe sind als der natürliche Ausdruck der Festfreude bei den Alten
anzusehen. Uns mangelt bei unserer complicirten Existenz, welche den Boden
der Natur längst verlassen hat, um auf einem künstlichen zu stehen, so ziemlich
jeder natürliche Ausdruck der Festfreude, der über die Ruhe des Gemüthes,
die Ruhe von der Arbeit und ein frohes Beisammensein hinausginge. Man
komme mir nicht mit dem Einwände, daß auch bei uns hie und da einige
Feste mit eigenthümlichen Aeußerungen begangen werden; dies ändert gar
nichts daran, daß es keinen charakteristischen Grundzug giebt, der durch alle
unsere Feste ginge. Wie durchaus dagegen im hellenischen Alterthum die
Wcttkämpsc der natürliche, der freie, nicht bloß religiöse Ausdruck der Feft^
freude waren, das beweisen vor allen anderen solche Feste, bei denen die Art
ihrer Begehung von vorn herein vollkommen frei stand: das sind die historischen
Erinncrungstage, und dann solche, an die zu denken uns Modernen nahe
liegt, die Geburtstage der Herrscher. Der Brauch, diese festlich zu begehen,
war freilich nicht ursprünglich griechisch, tonnte es ja auch nicht sein, so lange
die alten Staatsformen bestanden. In Aegypten und Asien wurden früh
die Geburtstage der Könige gefeiert, zunächst von diesen felber am eigenen
Hofe: in Aegypten, wie es vom Pharao heißt, „er beging seinen Namcnslag
und machte eine Mahlzeit allen seinen Knechten"; an solchen Tagen ward
Gnade erzeigt, und die asiatischen Herrscher schlugen ihren Freunden nicht leicht
eine Bitte ab. So brachte sich einst Terxcs in arge Verlegenheit, und die Tochter
der Hcrodins erhielt an einem solchen Tage das Haupt Johannes des Täufers.
Wenn aber in Persien dem Großtönige der älteste Sohn geboren ward,
so feierte man zuerst, wie Plato erzählt, die Geburt im Paläste des
Herrschers; alsdann aber beging das ganze Volk alljährlich den wiederkehren
den Tag mit feierlichen Opfern: «5212 H-5ei >.«> 35^12^'. ^, ^?i«.
Der persische Brauch der Geburtstagsfeier des Herrschers war es.

welchen die Griechen zur Zeit der Nachfolger Alexanders d. G. aufnahmen, und den einzelne Gemeinden insofern noch erweiterten, als sie auch andere Tage, wie z. B. die Einzugstage der Herrscher gerade in ihre Stadt, dauernd festlich begingen. Inschriften auf Marmorplatten melden von solcher Feier für den König Selenkos in Ilion, für den Eumenes in Tcos; und die Geburtstage der Pergamenischen Konige feierte man bis an die fernsten Grenzen ihres Gebietes. Wie aber begingen die Hellenen solche Feste? Die Urkunden geben auch darüber Aufschluß: zu Ehren des Königs SeleukoZ sollte ein Ringkampf von Jünglingen stattfinden, und in Sestos laßt ein vermögender Bürger zur Feier eines königlichen Geburtstages Wettläufe anstellen und Kämpfe im Bogenschießen und Spcerwnrf; — also auch hier derselbe Ausdruck der Festfreude wie bei den Festen der Götter.

Aber, so lanu man entgegenhalten, mich hier handelt es sich noch nm eine religiöse, leine freie Fcstfeicr: denn als Götter achtete der gesunkene Sinn der damaligen Hellenen mich die Herrscher, und jenen Wettspielen gingen Opfer voraus, welche an die Fürsten als an Götter gerichtet waren.

Dennoch fehlt es auch aus der große» Zeit der Hellenen nicht an analogen Beispielen: so verehrten die Bewohner der thratischcn Chcrsonesos den um sie hoch verdienten älteren Miltiades und richtete» ihm zu Ehren Wettspiele im Ringkampf und Pferderennen ein; so ehrten die Amphipolitcn dauernd den spartanischen Feldherr» Brasidas, der siegend bei ihrer Stadt zum Tode getroffen ward; das Andenken des lakedaemonischen Strategen Lysander ward auf Smnos durch wiederkehrende Wettgcsänge von Dichtern erhalten; und die Sikyonier begingen lange Zeit hindurch den Geburtstag des Arat durch feierlichen Aufzug. Gewiß waren diese Feste ganz freie, ganz spontane Aeußerungen eines dankbaren Sinnes, aber — auch hier bleibt ein Einwand übrig: galten doch die Genannten zugleich als Stifter oder mich als Erretter von Städten und Staaten, und so opferte man auch ihnen wie den mythischen Gründern der Städte, welche man als Heroen zu verehren pflegte.

Aber frei von jedem religiösen Bezüge ist die Feier, welche die Siciliauer im vierten Jahrhundert stifteten zun» Andenken an den Kurinther Timoleon, der sie von inneren und äußeren Feinden dnrch große Thatcn und Kämpfe erlöst und den Bedrängten die Freiheit zurückgegeben hatte: auf ewige Zeiten — also verkündete laut der Herold bei der Bestattung — sollten die drei feierlichen Wettkämpfe, der musische, gymnische und hippische, für den Helden begangen werden.

Das lllfo ist und bleibt der natürliche, der directe Ausdruck für Festfeier uud Festfreude im Alterthum. und so war es von vordcnklichen Zeiten: sind es nicht Wettspiele im Lauf und Ringkampf, in Sprung, Faustkampf und Diskoswurf, welche die rüstigen Jünglinge am Hofe des glückseligen Alkinoos anstellen bei Odysseus' festlichem Empfange? Und als die zchntauseud Hellene», die mit dem jüngeren Kurus nach Asien hineingezogen, nach gefährlichem Rückmarsch bei Trapeznnt wieder das Meer erblicken, ihr heimisches, ihr verbindendes Element, da macht sich ihre übermächtige Freude Luft in Wettlauf und Wettreiten.

Ja, sogar in der Sphäre des thierischen'Lebens ward dies als natür-
liche Aeußernng uorausgefetzt: wo die Propontis sich bald zum Hellesponte
verengt, oa lag, weithin sichtbar, am einsamen Strande Kleinasiens. das
Grabmal des schonen, jugendlichen troischen Helden Mcmnon; alljährlich, so
meldete die Sage, an einem bestimmten Tage eilten hierher die Vögel seiner
ägyptischen Hcimath, die man Memnoniden nannte, und im Wetttcunpf
feierten sie dort das Andenken des 'Heroen. :.
Festlicher. Aufzug und Wetttampf, sie gehören für die griechische Fcstfeier eng
zusammen: diesen leitet der Aufzug ein oder schließt ihn ab, denn es scheint nichl
geziemend, dah eine solche Schaustellung ohne Sang und Klang anhebe oder ende.
Keine Beschreibung kann uns uon einem antiken Festanfzugc ein anschau-
licheres, ein herrlicheres Bild gewähren, als der Schmuck des Partlienon auf
der Ntropolis ' zil Athen, der Fries, der hoch üben um alle Seiten de6
Tcmpelhmises der Athene gleich einem gewirkten Saume sich hinzog. Tiefer
nämlich giebt ein um so vollkommeneres Bild, je weniger er mit lustorischer
Treue einen bestimmten Iug veranschaulicht, wahrend andererseits, doch
wieder fo viele individuelle Wendungen hineinvcrwoben sind, daß er den
gesummten Eindruck eines Feftaufzuges gerade in Athen wiedergiebt; aus der
gewöhnlichen, menschlichen Sphäre wird er nach allgemeiner antiker Weise
schon dadurch herausgehoben, daß auch die Götter selber als wirtlich anwesend
dargestellt sind, deren Gegenwart die irdischen frommen Fcstgenofsen sonst nur
empfinden mußten. Hier ist auf fie der ganze Zug gerichtet, dessen'wesentliche
Theile diese sind: Festordner, zugleich angeseheneWtünner des Staates, schreiten
in glänzenden Gewändern dem Zuge voran, — die gewöhnliche Fcstfarbe mich dee
Alterthums war die weiße —, ihnen zunächst sind Reihen von Jungfrauen, welche
die leichteren Geräthe, die das folgende Opfer verlangt, fromm und still herbei
trage»; in lebhafter Bewegung kommen die Opferthiere, Widder und Stiere,
muthig, gleichsam freudig eilen fie vorwärts, von edlen fchlanleu, IünglingK-
gcstalien geleitet und zurückgehalten. Dann nahen Inge uon Männern und
Jünglingen, mit Gefäßen, Krügen und Schalen die Ersten, darauf Andere
mit Flöten und Leyern, nach deren Tönen die Uebrigen schreiten. Diesen
^ gen die glänzenden Schnuren solcher, die nur Schmuck und Zier des Zuges
bilden, die festlichen Ausfahrten bewaffneter Männer auf Kriegswagen, die
ein Viergespann zieht, und endlich die langcn, fast unübersehbaren Züge
eichter Reiter in zwangloser würdigster Haltung, welche den herrlichen Zng
gleichsam schützend, schließen und zusanimeichalten. Langsam kommt er heran;
windet sich, einem schimmernden Bande vergleichbar, durch die Straßen hoch
empor zu der Burg, wo der marmorne Tempel der Göttin, zu dem er
«niporzieht, hcrüberwintt über die sinlcngctragencn Thure.
Tas war die Einleitung eines griechischen Festes; und was hier in
Athen geschah, das wiederholte sich mit mehr oder weniger Pracht und Bc
chrüntung an allen den zahllosen Orten der alten Welt, den zahllosen Festen,
bei welchen Aufzug und Opfer den feierlichen Kmnpfspielen vorangingen.

Der Typus dieser, der Spiele, hat in dein elischcn Olympia seine reinste
und reichste Ausbildung erhalten: hier war jedem Alter und jeder Art leiblicher
Tüchtigkeit eine Stelle des Nctttampfs bereitet: Kunden stritten und Männer,
Reiter und.Wagen,; aber feste Regeln zwängten hier, wie im übrigen Hellas,
den ungestümen Muth ein und verhinderten die Ausartung in das Wüste und
Rahe; eine festliche Musik leitete und wcihetc die meisten der Kampfarten ein.
Der einfachste Gegenstand, aber auch der älteste und gleichsam heiligste
Gegenstand des Wetteifers bei den Hellenen war der Laüf^ eine Strecke von
600 Fuß mußte von den fast unbekleideten Kämpfern zurückgelegt werden.
Nach dem Sieger in diesem ehrwürdigen Spiele datirte man die Olympiaden;
Abarten, dieser Gattung waren der Doppelllmf, in welchem die doppelte
Strecke, der Dolichos, in welchem die vierundzwanzigfache, der Waffenlauf,
in. welchen' wieder die einfache Strecke, aber in voller. Rüstung zu durch-
laufen war. An anderen Orten und bei anderen Anlässen lief man mit
Rebfchoffen, mit Fackeln, die nicht verlüfchen durften, und am Feste der Hera
zu Olympia liefen. Jungfrauen um die Wette. . ., ^ . ,', >
Das zweite Kampffpiel war der Rinntampf, bei welchem es darauf
ankam, den Gegner zu Boden zuwerfen; Schönheit des Leibes und Gewandt-
heit, aber auch Schlauheit und List kamen hier zur Geltung.
., -Stärkeren Körper erforderte der Fausttampf; geflochtene Riemen von
gehärtetem Leder unischnürten und bewehrten dabei die Hand, und oft kam
es zu blutigen Wunden; doch für, den edleren Sieg galt auch hier der un-
blutige, und wer nur durch geschicktes Auslegen den Gegner ermüdete, bis
er nachgab, der hatte am fchönsten gesiegt. ' .' ^ >
Aber der schwerste der Lcibcskämpfe war der Fünfkampf: Ringen
und Lauf, Speerwurf und Sprung und das Schleudern einer schweren Bronze-
schcibe, des Diskos, waren seine Nestandtheile. nur wer in allen sich ausge-
zeichnet und schließlich noch ini Ringen den Gegner geworfen, ward Sieger.
Handelte es sich bei dieser Art von Wettspielen um persönliche Tüchtig-
, Kit, so kam der Besitz irdischer Güter mehr in Frage bei dem Rennen von
Wagen und Pferden, daher galten diese allmählich für vornehmer und ritter-
licher, und das mythifche Prototyp olympischer Wettkämpfc, derjenige zwischen dem
alten Lcmdeslonig Oenomcms und dem Asiaten Pelops, war jn,ein Wagen-
reitnen gewesen. Reiter— in frühererZeit ohne Sattel und Steigbügel — Zwei-
gespanne und Viergespanne wetteiferten mit einander auf der Olympischen
, Ebene. An anderen Orten gab es sogar ein Rennen mit Fackeln zu Pferde,
wie denn die Olympischen Spiele überhaupt nicht die zahlreichen Schattirunge»
, erschöpfen, welche die Wettkänipfe annehmen konnten: Regatten stellte man zu
Actium, zu Trözen an und im athenischen HnfenMunychia, vor Allem aber Vielfach
musische Wettkämpfe von Sängern. Leycrsvielern und Flötcnbläscr», als deren
eigentliche Heimath Delphi gelten darf, wo sie zu Ehren Apollos stattfanden.
Und mehr oder weniger ausführlich wiederholten sich diese Spiele, wie
die Aufzüge, aller Orten in der antiken Welt, wo nur ein Fest begangen

wurde. Immer mehr gewinnen sie bei der Abnahme des politischen Lebens
i» Griechenland an Ausdehnung und Bedeutung: Olympien, Isthmien, Pythien
und Nemecn, d, h. Feste nach dem Muster uud der Anordnung dieser vier
großen nationalen, feiert mau spater über die ganze antike Welt, bisweilen
au Plätzen geringster Bedeutung.
Wohl haben auch festliche Gelage die Feiernden vereint, und in frohem,
zur Theitnahme geneigten Gefühl find an solchen Tagen selbst die Sclavm
hie uud da zur Tafel gezogen worden, ja die Herreil haben diese wohl gar
selber bedient; aber selten war das Mahl der Mittelpunkt der ganzen Feier,
niemals bei größeren Festen, Nur in dem immer bäuerlich gebliebenen Arcadicn
tonnte sich ein Wettkampf im Vielcssen ausbilden, wahrend der Wetteifer
im Trinken am Tionysosfeste zu Athen als Dienst des Gottes gelten durfte.
So wurden von den Hellenen die religiösen Feste, fo aber auch die
historischen Gedenktage begangen. Das Gedenken — im tiefsten Sinne —
ist ja überhaupt einer ihrer liebenswürdigsten und gemüthvollsten Züge gewesen
jedes glückliche, bedeutsame Ereigniß, das dem Einzelnen, der Stadt, der
Gesammthcit begegnet, findet in Weihgcfchcnken an die Götter einen dauernde»
Ausdruck uud wird durch eiu Denkmal der vorübergehenden Bedeutung und
der zufälligcu zeitlichen Sphäre entrückt. Auch dem tiefen Ernste hat man
sich dabei nicht entzogen, wie der steinerne Löwe beweist, der „Todtcn und
Lebenden schwer" auf dem Schlachtfeld von Ehaeronea noch heute der Stelle
gedenkt, wo Griechenland vor Philipp von Makedonien unterlag.
So tonnte es denn nicht fehlen, daß bei dem an bedeutenden Ereignisse»
fo reichen staatlichen Leben der Hellenen sich nach und nach eine Reihe von
Gedenktagen herausbildete, gewissermaßen eine zweite, obere, historische Schicht
über den religiösen Feiertagen. Welche aber erschienen den Griechen uor
anderen würdig, als Gedenktage begangen zu werden? Diese Frage beantwortet
Plutarch: nicht die Tage, so sagt er, feiert man, an denen Aeschylos oder
Sophokles im musischen Kampf gesiegt, sondern die Tage von Marathon,
Salamis, Plataeae u. s. w., alfuSiegestage, deren Ruhm und Verdienst gleich
sam jeden im Volke persönlich anging, und welche nebenbei schließlich wie ein ge-
drängter und zugleich idealer Auszug aus der ganzen Geschichte erscheinen mußten.
Wann die Hellenen angefangen haben, solche historischen Gedenktage zu
feiern, ist nicht so gewiß, wie ein Anderes, daß sie nämlich auch für diese
ein Vorbild im Mythus fanden: so begingen die Athener den Sieg der
Athene über Poseidon im Kampf nm ihre Stadt durch das Fest der Riketerie».
uud auch die allerersten Olympischen Spiele waren eine Siegesfeier, da Zeus
dieselben nach deni Siege über seinen Vater Kronos angestellt haben sollte.
Wie aber die bildende Kunst der Griechen nur ganz allmählich, von der
Gestaltung religiöser Gegenstände und Motive zn den rein menschlichen über
gegangen ist, und auch für diese noch lange Zeit hindurch eine Anlehnung a«i
Mythisches uud Religiöses gefacht hat, fo wurden auch die, historische»
Gedenktage mit Vorliebe im Mythischen gleichsam fuudamentirt oder auch de»
religiösen Festtagen eingefügt. Galt doch jedes glückliche Ercigniß, jede

(Errettung ans Feindeshand, jeder folgenreiche Sieg für ein Gescheut der Götter, denen so mich der Tank dafür gebührte; doch konnte die Beziehung auch „och etwas anders begründet werden. So war es nur Erfüllung gethancr Gelübde, kein eigentliches Sicgesfcst, wenn zum Andenken an die Schlacht von Marathon die Athener der Artemis Agrotera alljährlich 5,00 Ziegen opferten: und das Erinnerungsfest für die Schlacht bei Leuktra ward ein Wettkampf zu Ehren des Zeus Basilens, wie ein Orakel vorher geboten hatte. Aber auch ohne solchen Zwang verband ein froinnicr Sinn gern die luiedertehrende Siegesfeier mit einem bestehenden Feste der Götter: wohl ließen die Athener zum Andenken an die Schlacht von Salamis im Anschluß an einen besonderen Vorfall, welcher der Schlacht vorherging, alljährlich einen Hahnentllmuf im Theater anstellen, aber die eigentliche Siegesfeier fand am Feste der Mondgöttin statt, weil sie ihr Licht den Hellenen damals hätte strahlen lassen. Und weder das Befrciungsfcst für den Tag von Plataeae «och die Feier für den Sieg von Leuktra scheinen an den Jahrestagen der Schlachten stattgefunden zu haben , sondern an nahe liegenden Festen der Götter.

Auf der anderen Seite war aber auch wiederum in einem bestimmten Brauche des griechischen Lebens die Handhabe geboten, um an historische Ereignisse eigene, ganz besondere Feste anzuknüpfen: man brauchte sich nur zu entschließen, die Feier, welche man ohnehin nach jedem Siege, jeder Errettung und Befreiung anzustellen pflegte, zu einer wiederkehrenden zn machen, — und der Gedenktag war geschaffen. Daß dies häufig geschehen, dürfen wir aus den nicht vielen, aber ganz zufällig überlieferten Fällen dieser Art mit Recht schließen: in Argos gedachte man noch im zweiten christlichen Jahrhundert einer Frau, der Telesilla, an dem Tage, an welchem sie fast siebenhundert Jahre früher an der Spitze der Argiverinnen die Stadt gegen den Spartanischen König Kleomenes vertheidigt hatte. Fast ebensoviele Jahre nach dem Leonidas und nach dem Pausanias, der bei Plataeae gesiegt, feierten die Spartaner noch das Andenken dieser Helden durch einen Wettkampf nnd durch Reden: letztere gewiß kein ursprüngliches Element, zumal in Sparta. Die Athener feierten das Gedächtniß des Harmodios, des Tyrannenmörders, durch ein Tudtenopfer: und außer den schon charatterisirtcn Siegesfesten begingen sie den Tag, an welchem Trasnbulos sie aus den Händen der dreißig Tyrannen befreit hatte, den Tag, an welchem Chabrias bei Naios gesiegt, Timotheos die Latedaemonier zum Frieden gezwungen, die Schlacht bei Mantinea geschlagen wurde; und Jahrhunderte hindurch sind einem „Condotticre" des makedonischen Antigonos Gonatas, Diogenes göttliche Ehren erwiesen nnd ein Eticropfcr dargebracht worden, wohl an dem Tage, an welchem er im Jahre 229 v. Ehr, die piraeischen Festungen geräumt und dadurch den Athenern die Freiheit wiedergegeben hatte.

Tic Syrac usaner — anscheinend besonders zur Einrichtung von Gedenktagen geneigt -— beschlossen schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts von einem Tyrannen erlöst, den Tag jährlich durch große Opfer und Wett- lampfe zn begehen; sie feierten den Tag, an welchem sie den athenischen Feld-

Herrn Nitias mit seinnn» Heere stngcn, und dann, wohl gemeinsam mit andern
griechischen Städten Siciliens, das Andenken des Timoleon, dessen oben
gedacht >onrd. .' > ,.>-!'.
Die Sicyonier im Pcloponnrs begingen neben dem Geburtstag des
Arat auch den Tag, an welchem er sie von der Tnrannis befreit hatte.
Die Klazomcnier in Kleinasten hatten ein eigenthümlicheK Fest „des
Zuvorkommend" zum Gedächtniß daran, daß sie einst ihren Rachbarn in
der Besetzung einer Stadt durch List zuvorgekommen, Tic Bewohner von
Kyzikos feierten noch zu Hadrians Zeit den Tag, da mehr als zwei Jahr-
hunderte vorher, Lncullus sie von einer Blotirung entsetzt hatte. Ein Fest-
tag,, der zugleich-ein Fasttag war, erinnerte die Tarcntiner dauernd an
eine Belagerung, die sie überstanden, da eine befreundete Ctadt, um ihnen
zu helfen, jeden zehnten Tag sich der Nahrung enthalten hatte.
Unberechenbar und zahlreich wie die Veranlassungen, sind sicher auch die
historischen Gedenktage der Hellenen gewesen, aber ebenso sicher wann sie
immer vv« durchaus historischer Nedeuiung. Wohl begingen kleine Kreise von
Anhängern in später Zeit, da man die Vergangenheit gleichsam antiquarisch
wieder beleben wollte, die Geburtstage des Platon, des Vorrates, des Epicur,
der selber testamentarisch zu svlcher Feier ein Capital bestimmt hatte: ein
Festmahl vereinigte die Gleichgesinnten zu angeregten und bezüglichen Ge-
sprächen; und in diesen Kreisen ist wohl auch die Festrede, zu der übrigens
sehr frühe Ansätze nicht fehlen,'als ein eigenthümliches Element der Feier
herausgebildet worden. Aber allgemeine Gedenktage sind solche niemals ge-
wesen, wie etwa in unfern Zeiten die Geburtstage Schillers und. Humboldlö,
zu deutlichem Beweise, daß bis dahin uns nichts Anderes gemeinsam geblieben
war als Sprache und Wissenschaft. Tcnn auch ein Zeichen dessen, was man
gemeinschaftlich besitzt, sind die Gedenktage: wenn nichts Anderes, so würde
bis vor Kurzem schon der gänzliche Mangel an derartigen historischen
nationalen Tagen bei uns gezeigt haben, was uns eigentlich fehlte. Freilich
ist es^ auf der andern Seite eine Umkchrung des wahren Verhältnisses, durch
gemeinsllMc. Festtage ein nationales Leben erzwingen zu wollen' das war ein
starker Irrthum Wohlmeinender auch bei uns zu Lande, welche für-Ursache hielten,
was nur Folge sein kann, und den Bau von oben beginnen wollten statt von unten.
Der natiunale Gedenktag, d. h. der gewordene, hat, wie schon im Eingang
hervorgehoben, zwei Seiten: er stärkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit,
wie er auch diese selber beweist. Wir mögen uns damit zufrieden geben,
daß -von diesem Standpunkt aus jede Feier gut ist, so fern sie nur den
Zusammenhang aller Boltsgliedcr iu würdiger Weise immer auf's Neue
betont; wenngleich mmi beklagen 5arf,. daß uns eine charakteristische Form,
ja vorläufig wohl noch die Fähigkeit schicklicher Massenkundgebungen für ge-
wöhnlich abgeht. Aber wir haben ja auch eben erst das Glück gehabt, wieder
nationale Gedenktage zu gewinnen: sorgen wir nur dafür durch Sinnund Form, daß
uns dieser wcrthvolle Factor nationalen Lebens nicht wieder verkümmert werde.

Bibliographie.

Vritswtchfel des Freiherr« Karl Hartwig Gregor von Meuscbach, mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitende» Bemerkungen über die letzte Reise des Sammlers mit gelehrten Freunde», Amnerlmige» und einen» Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Eamillus Wendclin 8. Hcilbronn, 1880. Gebr. Henningcr.

Herr von Mcusebach, seiner Zeit Präsident des Rheinischen Cassationshofes in Berlin, und soviel ich weiß 1845 in stiller Zurückgezogcnhcit i» Nanmgarlc»-brück bei Potsdam gestorben, war einer der größten Sammler in germanischen Angelegenheiten. Nach seinem Tode hat die preußische Negierung seine kostbare und umfangreiche Bibliothek und seine» literarischen Nachlaß gelaust und der Königlichen Bibliothek einverleibt. Aus diesem Nachlaß hat der verdienstvolle Dr. Wendclin 1877 die Mcuscbach'schen „Fischart-Sludicn" (Hallc a.S., Max Nicmcyer) herausgegeben und läßt uun den obige» Nricfwechselfolgen, welcher letzterer uns in die Anfänge und de» Fortgang der germanistischen Wissenschaften einfuhrt und unferc Kenntniß der um diese Wissenschaften verdiente» Männer erweitert. Wir sehen hier diese Gelehrten an der Arbeit, unermüdlich, immer höher und zugleich tiefer strebend, daneben aber auch zuweilen mit seltsamen Schrullen <Quisquilien) und Zänkereien beschäftigt, die Gebrüder Grimm in ihrer großen Liebenswürdigkeit und edlen Einfachheit, dcn Baron Mcusebach mit feinen großen Verdienste», mit seiner uncnnüdlichen Thiltigteit und Opferfreudigkeit im Dienste dcr Wissenschaft, aber auch mit all scincn Ecken und Stacheln und mit etwas unbegreiflichen hyperconservativen Idiosynkrasien und Marotten. Die thupographische Ausstattung ist lobenswert!,. L.

Noib und Tut. xm, 2»,

»t«»rad Telmau», Im Frühroth. Roma» in »Bände». 8. 104? S. Breslau 1880. S. Schottlaender. .«. I« —

Dcr begabte Schriftsteller, dem «nsere !. Literatur bereits eine Reihe stimmungs-!' voller Erzählungen verdankt, betritt ! mit seiner neuen umfangreiche» Arbeit ! den gefährlichen Boden des politisch-sociolcn ! Romans. Der Titel „im Frühroth" ist ^ treffend und charakteristisch' „Wir schaue» . die Verdunkelung oben am Fürstenhose l sowohl, wo ein an sich edler Fürst nicht ! Herr wird der Hinfälligkeit feines Mensch ! thums, als unten im Volte, wo Leidenschaft und Niedrigkeit noch den Sieg haben über Mäßigkeit und Wahrheit. Es wirre» und wogen die Nebel des Fanatismus, ! der Verdcrbtheit, des selbstischen Ehrgeizes, der Habsucht, Frivolität und entfesselten , Sinnlichkeit — aber das Banner des Fortschritts ruht fest in reinen Händen: ! man sieht bereits das Frühroth leuchten: es wird und muß Tag werden, und dann ^ wird jenes Banner wehen, frei und stolz im ganzen, weiten Vatcrlandc". Man darf das Buch einen Tendenz-Roma» ne«nen: aber in spannenden Situationen, in farbenreichen Bildern, in treuen und reichen Typen der Gesellschaft und nicht in doctrinttre» Auscinanderfehungen kommt ^ die Tendenz zun« Ausdruck: darum ist das umfangreiche Buch fesselnd und unterhaltend.

VldUotbe«» r»dblule». Eine Sammlung alter Midrafchim zum ersten Male in's Deutsche übertragen von Aug. Wünsche. 1, Lieferung: der Midrasch Kohelet. 8. XVI. u. 96. S. Leipzig, 1880. Otto Schulze. « Lieferung ^2.

Die talmudisch-midrasische Literatur 5 ist siir die allgemeine Culturgeschichte von großem Werth. Insbesondere ersährt die biblische Wissenschaft in fast allen ihre»

Disciplinen durch sie vielfach« Bereicherung,
20

Bis jetzt sind jedoch nur wenige Theilc
dieser Ltterainr durch Ucbersetzung den ver-
schiedenen Wissenschaflskreifen zugänglich
gemacht worden. Während vom Talmud
doch nach und nach einige Tractate über-
tragen worden sind, haben die verschiedenen
Midrofchwcrle, wie der Midrosch Rabboth,
der Midrasch Tanchuma IIclamdenu) und
die Pesitta des Nah Kahana noch leinen
Ucbcrsetzcr gefunden. Und doch sind gerade
die genannten Werte, weil sie das
halochischc (gesetzliche) Element säst gänzlich
ausschließen und dafür die Haggada (den
moralisch religiösen und erzählenden Vor-
trag) betonen, von hohem Interesse.
Außer der allegorisch moralischen Schrift-
ouslcgung enthält der Midrafch viele
Bruchstücke wirtlich gehaltener Predigten, '
poetische Ausschmückungen biblischer
Begebenheiten, Umschreibungen und Er-'
Weiterungen des einsachcn Schriftwortes,
eine große Anzahl von anmuthigen Pa-
rabeln, Fabeln und Sagen, zahlreiche
trcssliche Sentenzen und kernige Sitten-
ipprüche. Schon Herder, der Schöpfer der
Poesie der Völler, machte in der ersten
Vorrede zu den jüdischen Dichtungen und i
Fabeln auf den großen Ncichthum der
Haggad« mit den Worten aufmerksam: ^
„Es thäte mir leid, wenn man nicht etwas
Scharfsinniges, etwas Feines in diesen
Dichtungen fände: sehr lieb aber wäre
mir's, wenn ich einen Weisen, einen Ge-
lehrten der Nation selbst ucranlaßte, die
Perlen aus dem Grunde des Meeres, die
Goldlörner aus dem schlechten Staube
hervorzuziehen". Der auf dem Gebiete
der rabbinijchen Literatur vielfach bewährte
Herausgeber glaubt nicht blos Theologen,
Lulturhistoriter und Litciatorcn, sondern
auch das gebildete Publikum in Wahrheit
zu intercssiren, wenn er eine Reihe alter
Midraschwerte in fliehender deutscher
Ucbersehung vorführt. Zunächst soll
der Midrasch Rabboth erscheinen. Wir
werden aus das verdienstvolle Unternehmen
nach Erscheinen einer größeren Anzahl
von Lieferungen eingehend zurückkommen.

Huuloriftisches. Aus der guten alten
Zeit, Bruchstücke aus geographischen
Lehrbüchern 1733—1760. I. Kurz'
gefaßte Kinder-Geographie, das ist:
Versuch einer tatcchelischen Lehr-Art,
vermittelst welcher die Nomannischcn
illuminiiie» General- und Epecial-
Lharlen benebst den vornehmsten Merk-
würdigkeiten der Erdbeschreibung bey
Erlernung der Historie einem Kinde
von 9 oder 10 Jahren in kurzer Zeil
Ulit Lust können bekannt gemacht werden,
wen» des Tages nur eine Stunde zu
diesen zwei schönen Wissenschaften ongc-
niendet wird, vor adelichc und bürger-
liche Jugend, wie auch vor junger
Frauenzimmer aufgcsehet und ans Lick!
gegeben von Gottlieb Endesfclder,
der evangelischen Schule zu Friedland
erstem Rector, Breslau be>> Johann
Iolob Kor». 1759. 8. II und 64 Z.
Hamburg, Iohs. Kriebel.

Ein überaus ergötzliches Buch: es
wirkt um so erheiternder, als alle darin
gegebenen Antworten aus die in latechctischei
Form gestellten Fragen in» vollen päda-
gogischen Ernst crtheill sind. Tn heißt
es z.N.beim„Chur-Fürstentum Sachsen":
Was reden die Einwohner für Deutsch?
Antwort: Sie reden das beste Deutsch,
9. Weswegen ist Leipzig berühmt? Wegen
der Zierlichkeit der deutschen Sprache, die
allhicr am beste» geredet wird. 10. N>'
wird sonst das schönste Deutsch geredet? Zu
Dresden und Halle.

Handbuch de» bildenden und ge»clt>
liche» ilnnfte. Geschichtlich, archäo-
logische, biogrc>phisa>, chronologische,
munogrammntische und technische Enc>>-
elopädic?c. von August Demmin, in

Wiesbaden, unter Mitwirkung des Bei
sassers ins Deutsche übertragen von
Oscar Mo thcs. 1. Band, Lexikon
Format. 430 S. mit über 1000 Illustra-
tionen in Holzschnitt. Leipzig 1879,
Karl Echolhe.
Während eines Besuches auf Temmin 5
Hort 1875, animirte mich der gelehrte
Verfasser, für feine Nno> olonö^io 6^8 -u73
pluztiaue» einen deutschen Verleger aufzu-
suchen, und versprach in diesem Falle bei
der Ilcbersetzung getreulich mitzuwirken.
Ich bezweifelte die Möglichkeit, für dieses
bei seiner Herstellung kostspielige, weil
umfang- und au Illustrationen überaus
reiche Werl einen Verleger auf dcutfchem
Buden zu finden und war daher sehr
überrascht, als mir vor geraumer Zeit
schon der erste Band fertig zukam. Nenn
seitdem von den jolgenden vier Bänden
nichts erschienen ist, so läßt sich wohl
besorgen, daß die Aufmerksamkeit bisher
zu klein gewefen, um zu neuen Kosten zu
ermuntern. Diese Ermunterung uerdicnt
jedoch der opferwillige Verleger, und Ge-
bildeten aller Stände ist dies« umfassende
Encyclopädic ein werthvolles Nachschlage
buch, das eine sehr interessante Persönlich-

seit zum Verfasser hat. August Temmin
ist de» Lesen« von „Nord und Süd" aus
seinem dort veröffentlichten Aufsah über
„Sammeln, Sammler und Sammlungen"
in bestem Andenken, Demmin hat sich
viele Jahre in Paris aufgehalten. Ei
ist ein geborncr Preuße von ungemeiner
Rührigkeit, größter Sammellust, reichem
Wissen. AN dies hat er nn die Seine
mitgebracht. Daselbst, wo in den groß-
artigen öffentlichen Privatsammlungcn
Material in Fülle vorhanden war, war
auch der Boden zu den umfassendsten
Untersuchungen, die Dcmmin in stetem
Verlehr mit Amateuren, Kunstlcnnern und
Kunsthändlern sührte. Er beschränkte sich
übrigens nicht auf Paris, sondern besuchte
auch die meisten anderen europäischen
Länder wiederholt, sammelte Notizen,
Tlizzcn und Kunstgegcnständc und hat in
französischer Sprache eine namhafte Zahl
reich illustrirtcr Werte gcfchricbcn, welche
ebenso sehr von gründlicher Kenntniß der
behandelten Fächer zeigten, als sie leine
Gelegenheit unterließen, den Franzosen
Mitteilung von dem Kunstlebcn Deutsch-
lands in früherer und neuerer Zeit zu
machen. Die politische Stimmung in
Frankreich 1870, die sich in steten Ausfällen
erging und alle Privntzirtrl beherrschte,
vertrieb ihn aus Paris und seitdem lebt
Demmin zurückgezogen in seiner schön
gelegenen Villa in Wiesbaden, widmet
seine ganze Zeit dem Cult seines prächti-
gen Wartens und den kunstgewerblichen
Publikationen. Für manche Gruppe, wie
Keramik, Mosaik, Wnffentunde, waren seine
Monographien bahnbrechend und gerade
das letzte, deutsch geschriebene, compendiösc
Werk ist bei uns in weiteren Kreisen
bekannt und noch nicht überholt. Alle
seine Arbeiten zeichnen sich durch häufige An-
wendung von skizzenhaften Illustrationen
aus, in denen aber immer das Charakteri-
stische und Wichtige deutlich gegeben ist, die
weit mehr beleben und belehren als weit-
schweifige Beschreibungen, Sobald er zu
Concretem tommt, ist der Verfasser in
seiner richtigen Stimmung, da gruppirt
er tlar, zeichnet und beschreibt corrcct und
arbeitet so concis, daß nichts hinweg-
gcnommeu werden kann, nichts hinzu-
gefügt zu werden braucht.

Alle die vorzüglichen Eigenschaslen
des Verfassers, sein gründliches Wissen,
seine glückliche Combinationsgabc, die
Kenntniß säst aller europäischen
Antiquitätensammlungen, der reiche Schatz
an correcten Stizzen von kunstgewerblichen
! Objectcn aller Völler und Zeilen, kommen
! seinem „Handbuch der bildenden nnd
^ gewerblichen Künste" zu Gute, das in
! seinem ersten Bande, außer einer ein-
! gehenden Einleitung, Schristzeichcn, Ziffern,
! Abkürzungen, Hausmarten. Wappen,
> symbolische christlichcFigure«,Mo»oaramm,
^ Christi Kreuz, Crueifize, Kümmcrninbildcr,
KirchengewNnder, KirchennefNßc, Kirchen-
gcrNthc, dann die bürgerliche und kirch-
liche Baukunst, die Kriegsbautunst und
die Schiffsbaulunst behandelt. Wie die
einzelnen Capitel durchgeführt werden,
fei an der Wappenkunde (Seite 125—147,
gezeigt. Erst ist die Dcsraction, Geschichte
und Literatur zusammengestellt, dann
wird eine Anleitung gegeben, die Wappen
in deutscher, französischer und englischer
Sprache richtig zu beschreiben, dann folgen
Abildungcn der Schildformen mit turzcn
Bcmcrllingen (>1 Typen), dann die
Wappenschildsormcn (22 Typen), dann der
Schildertheilungrn und jetzigen Tingir-
wcisc (101 Typen), darauf verschiedene
gemeine Figuren (35 Typen); im Weiteren
sind die Umbildung der Wappenfiguren in
den verschiedenen Stilperioden am Löwen,
Adler und Drachen illustrirt (10 Typen):
ferner wird die häufig angewendete Lilie

besonders behandelt (27 Typen), und de»
Schluß bilden die Helmzierdcn (68 Typen);
es sind somit auf 22 Seiten mehr als
270 erklärende und erklärte Illustrationen,
auf knappen Raum, was der Gebildete
braucht, der ein Wappen nach der Zeit,
»ach dem Charakter bestimme» oder be-
schreiben will. Uebcrschcr ist der bekannte
Verfasser eines archäologischen und eines
Naulezilon, Oscar Mothes, durch fein
Wissen für die Aufgabe ganz geeignet.
Die Ausstattung ist vortrefflich.

A. Weber. Verfehlt. Roman. 8. 17« S.
Breslau, 1880. S. Schottlaender.

Ter enge Rahmen des Romans
birgt eine lebhaft bewegte, dramalifchc
Handlung. Eine junge Polin, heißblütig
und hochsinnig, liebt einen jungen Polen,
liebt ihn mit all' seinen Fehlern, liebt
ihn, obgleich er sie verläßt, und daran
tan» die Zeit nichts ändern und auch
nicht, daß sie die Gattin eines andern
Mannes geworden. Diesen, an sich nicht
ungewöhnlichen Conflict weiß der Verfasser
durch nationale Gegensätze noch zu ver-
tiefen. Aniella und Casimir sind Polen,
der Mann, dem Aniella die Hand ge-
reicht, ist ein Deutscher — und liebte
Aniella den polnischen Helden Casimir

auch nicht, sie würde den Antagonismus
wider den Deutschen immer empfunden
haben, dem sie gegen ihren Willen ihre
Hand reichen muhte, lind so ist denn
„verfehlt" das Schicksal Aller; der Tod
bringt die gewaltsame Lösung dem Einen,
Einsamteil ist das Loos des Ucbcrlebendeu.
Was dem Buche zu starker Wirkung ver-
hilft, ist, dah selbst die Verirrungen der
Helden uns nur tragisch, nicht verächtlich
erscheinen. Dieses Resultat ist durch die
Kraft eines nicht zu unterschätzenden
Talents herbeigeführt.

Allaemewt Geschichte in Gi,«eld»r>
ftellunnen. Unter Mitwirkung uunAlex,
Brückner, Felix Dahn lc. Herausgegeben
von Wilhelm Onckcn. 8. Berlin,
G, Grotc'schc Verlagsbuchhandlung.
Jeder Halbband °K 3. ^

Mit anertcnnensweither Raschheit >
schreitet das großartige Werk weiter. In
den letzten Monaten ist als 12. Heft j
die Fortsetzung von Hcrtzbergs Dar- ,
stellung der griechisch-römischen Ge-
schichte und als 13, Heft diejenige von
Brückners „Peter der Große", ein >
in seiner Materie grundlegendes Werk, '
erschienen, während Hest 11 und 14
Philippsons Geschichte des Zeit-
alters von Ludwig XIV,, weiterführen.
Als neuestes Hest liegt nun das 15. mit >
dem Anfang der Geschichte des alten ^
Indiens von Professor Lefmnun vor.
Die Darstellung Lefmanns, welche durchweg
auf folider Forschung aufgebaut ist, macht
mit ihrer knappen und zugleich klaren
Form den uortheilhaftesten Eindruck.
Wir erhalten hier vielleicht zum ersten
Mal eine wirtlich zuverlässige Darstellung
der Culturentwicklung der allen Inder,
lieber die illustrative Ausstattung erwähnen
«vir nur, daß sie sich, nach allen Seiten
veranschaulichend und unterrichtend, der-
jenigen der früheren Hefte durchaus würdig
anschließt. Der indischen Geschichte ist
u. A, eine interessante Facsimilcnachbilduna
einer altindischcn Nildcrhandschrift über
das Nuddhnleben beigegeben.

H. Jäger, Garten und Blumen-Brevier,
Nidmungsgabc für unsere Frauen und
Jungfrauen. Nebst einem Garten-
arbeitskalcndcr. 8. VI. und 302 2.,
mit 100 Text-Abbildungen nach >^eich
nungen von G. Egge! u. A. Leipzig,
1880, Otto Spanier. Geb. .«.'ü

Der auf dem Gebiete der Garten-
literntur bewährte Verfasser bietet hier das
Wissrnswerthcste aus dem Gebiete der
Garten- und Blumcneultur. In guter,
einfacher Sprache, alle überflüssige Gelehr,
jamtcit verbannend, wendet sich der Ver
süsser zunächst an das Bedürfnis, de:
Frauen, ohne jedoch jemals den Boden
der Wissenschaftlichteit zu verlassen. In süni
große Abschnitte theilt er seinen Zton. In
dem ersten werden der Schmuckgartcn
und die Blumenzucht behandelt. In
dem zweiten ist von dem Küchen- und
Obstgarten die Rede, während sich der
dritte mit der Blumenzucht im Zimmei
beschäftigt. Die beiden letzten Abschnitte!
„Die Symbolik dcrPflanzcnunddieNlunien^
spräche" und „Gartenarbeitskalender" sind
Ergänzungen der in den ersten drei
Enpiteln gegebenen technischen Aus^
führungen. Die beigegcbenen, sorgfältig
ausgeführten Holzschnitte erläutern Haupt
sächlich die für den Schmuckgarlen zur
Anwendung empfohlenen Formen. Das
Brevier ist mit gewählten« Geschmack aus'
gestaltet! das Auge weilt mit Behagen
auf der Zierlichkeit des Ganze« und feine,
einzelnen Thcilc.

Vlare. Voyen, Von Gott gezeichnet,
Roman. 8. 23« S. Breslau, 1880,
S. Schottin ender. 4.50

Ein Mädchen von ungewöhnlichen
Anlagen des Geistes und Gemüths, dessen

Gesicht aber entstellt ist durch ein häßliches Mal, ist die Heldin des Buches. In solgerichtig sich entwickelnden Scenen wird der wahre menschliche Wcrth, die seelischen Vorzüge gegenüber äußerer SchönlMt, zum Siege geführt. Aus dem einfachen Vor gang wird durch die Kunst eines mit sicherer schriftstellerischer Hand gestaltend»,! Talents eine fesselnde Erzählung.

Redlg!« unlei vn«!!!w»i!lichle>! dl5 YerlMigeb«,.
Iiuck und vellog n»n 3. 3chottlaender in 8«»I<M.
Unb«ech!lg!el Nnchdiuck »u» den» Inhnl! »!«<« Zeüschilf! unterlag!, Uebeilezungblech! »»iblhalien.

^5^
U

I-i^^^i-iM
^,
ULM
l»7l»b»l.
l<»«» 8«!»
6!« «!iI«z2M«lenNe3l2n6ldei!«

„i1,!,„>,!„!!!,i,!„„„„!,„«„!!!!„„„„„!

»ltMNNÄNl»« ^ N^: >:: ^K >:
Versenäuuz
M»
>!UlU!«l!!l!!!!l!!»ll!ll«l!l!!!!l!!Ul«!lll!!!!!!!!!!U»lUMUlUll!lll»l!ll!!!l!ll!!l!!!!!!ll!l!!l!»l»»!!!l!!llll!!lll!!
Di« LarlsbaäLl' lVlinesal^äzsLl- uncl Quollon-pl'Ulluct«
^
l.d!iol 8cliottl2SNllss, La^Isball >M!,men
«»nie »Im!» »He ziiUlüIvllzzttHzniluiizcn, ^nll>el«!« M IlwßüizKi!.

'"^
^

H.P0l1lH3.I'18.
^polllN2si8 Lsunnen, KNl-tlial, Nl,oinp!'vu83en.
ven. 8t»d8»r«t I. vnlv. I»,ol. Vi', von 5lu88N»UIN, »llinobon:
Nu Mi sebr viel« Xr»nlce pll88enäe8, »uferst er<iuicllonäe8 unä »uob
nüt2iicbe8 Netränlc, ve8bl>Ib ieb e8 be8ten8 emvleulen Il»nn.
«oh. 3loä. »lltn lrot. Dl. VireliMV, Lorlln: 8ein llNFonobmar^
6e8cbm2olc unä «ein bober llebalt »n reiner 3ob1en8iiuro 2eicbnen y»
vor äen »näern iibnlicben 2umVer8iluät icommenäen Hinerlä>^V»»8ein
vortbei1b»N »U8. 24. Ve2ember 1878. . .
Dr. 08021' I^ivuroioll, rrol. Her IleUmlttelleur« ». s. vnlv.
Ilerlln: Ion b»be Üele^eubeit ^ebabt, äie ^voUin»ri»'yueIIo bei Xeuvn-
»br ^enllu«8ter lrütuuß 2u unterxieben unä 2ö^ere äemnaeb niobt, mein
Urtbeil ä»bin »u82U8precben, ä»88 ä»8 nutürbobe ^voIlinllri8-1Vl>88el',
vie es äem lublilcum geboten v^irä, ein »U88eroräentlicb «mßeuebme«
unä 8odHt2bare8 ?»leI^UH8el i8t, äe38en obemi8olier Obaral^ter e« in
bvßi«ni8eber unä äi»teti8eber2in8iebt ^an2 be8onäer8 empneblt unä ä«85sn
ßuter do8cbml«:Ic bei längerem 6ebr»ueb 8ion bevKbrt. 5. ^2nu«' 1879.
«oü. 8»n. N«tl» Vi', ^s. V»1'I'vntl'»PI), krunllturt n. II. ^n»»«D-
«rüontUen«» NltFlloä «I«8 Ilnlz. äout»ollon tlo8nnäl,elt»luut«»:
Hin 8eur nn^enebmv8, eriri«ebonäe8, eben8o ßeru ßenu88ene» »l» vor-
2ü^Ucb ßut vertr»ßene8 LetränKe uuvermi8obt oäer »uen mit MI«
l>uclit8üNen, V^ein ete. In Hr»nilneit82U8tänäeu, v?o leiebt «äe»lil!
8äuorlinFe »n^oxoisst 8inä, i8t ßeraäe äer H,voI1iuali8-Lruunou
be8«näer8 2U emnlebien. 4. Uiirx 1879.
X. I7nlv.I'ros. Dl. U. «I. OvrivI, Ullnobon: Von äer vortreMieben
^VilKunss 8eit vielen >I»blon äie über2euFenä8ten Leob»cbtunßen ßem»odt;
bei liocussruäisson Drn»brunss88türunßen, in äer I^unßey8<:b^inä8ucbt, in
Iieeonvülot>con2 8ebv?erer Xrauicbeiten, n»ob ^Kvvbu8, I^unsseneut2ünäun^,
llelenlcilieum2ti8mu8 unä llinbtberi», äamit immer äie be8ton Lrsob^y
erhielt, eben80 bei äen ver8ebieäen8ten anäern Xinnllbeiten, vo v8
ssnit, anregend »uk äen linken unä äie ürnilbrunß eiu2u^virlien, 2u1et2t
l»8t »U88eulio88licb ällvon 6ebr»ueb ^emacbt. ^18 errri80benäe8 6etr»n1l«
rein oäer mit ^Vein ßeniizebt, nimmt e8 unter äen Illiner»I^ii88ern
8ieberliob äen er8ten L»n^ ein. 16. Här2 1879.
U«I». Ilvä.Itntu. ?rof. Vi'. 1^. ^. Vvllvellv, llnrbnrß: Nn8 äer
erfri8ebenä8ten Letränice unä 8ein Oebrauob, in8onäerbeit bei Lcnviicuy
äer llln^enveiälluunF, 8ebr emvleli1en8^ertb. 23. 21ür2 1879.
XäuNiLb bei allen «iuer2l-^288er llaulllenl. ^vollleberu olo.
2^vsi3><?ouiptoir^ NelNklUSQ ». Hnsill.

Juni l.880.

Inhalt.

hierzu ein Porträt Theodor Fontanc's, Radiruna von w. Rrauslopf
in München.

!

„l^!>it> »od ?üd" eilchein» am Anfana jedes Mona!» in heften ml! je »!»«i «unstbeilag», pieis fi« Vnailal <3 hefte! « Mall. —^

Veilagc zu diesem hefte

l'°n drr Zlidlische« §»l- l„,> Mlunnen ?<lecil»n n, Mil»»»»e» (Wiesbaden« Iheemalwaffel).

^
n unser c Wlicomrntcn!

ielfach ausgesprochenen wünsche» zufolge, haben wir durch
Neudruck die bisher fehlende» tiefte
der bereits erschienenen dreizehn Vände von
/<
Nord ulld öüd"
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet bloschirten
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Vreis
pro Band (--- 3 Hefte) broschirt <i Mark, gebunden in feinstem
Original-Linband mit reicher Goldpressung und Ichwarzdruck « Mark.
«Einzelne Hefte, welche wir auf Verlange», soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefer», kosten 2 Mark.
Ebenso liefer» wir, wie bisher, geschmackvolle
Original!-Einbanddecken
in, 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer u»d Goldpressung
aus englischer leinwand und stehen solche zu Vand XIII (April bis
^uni lMU), wie auch zu den früheren Bänden I^XII stets zur
Verfügung. — Der Preis ist nur ^ Mark 50 Vf- pro Decke. - Zu
Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und
denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige
Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen
werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen
«Linsendung des Betrages (nebst 50 Vf. für Francatur) das Gewünschte
zu erpcdiren.
Breslau, im I»ni ^880.
Die Verlagsbuchhandlung von 5. 5>chottlaender.
Vestellzellel umstchrich

Mestellzoltel'.

Vei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von flau! lindau

«Lxempl. Vand I.. II,. III,, IV.. V,. VI.. VII..
VIII.. IX, X., XI.. XII., XIII.

elegant broschirt zum streife von ^i. 6. —
pro Vand (—2 Hefte)

fein gebunden zum streife von ^,8. —
pro Band

dc>. Heft »,2, 2,4, 5, «, 7, «, q, ,l>, u, ^2, ^2, ,4, !5>, !6, ,7, !8,
!<), 20, 2!, 22, 23, 24, 25, 2K, 27. 28, 2Z, 2N, 2<, 32, 23,
2^, 25, 26, 27, 2«, 2Y

zum streife von ^i. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Vand XIII (April bis
Juni ^880)

do. do. zu Band I., II.. III., IV. V.. VI.
VII.. VIII.. IX.. X.. XI.. XII.

zum streife von <M ^50 pro Decke

Wohnung- Name:

Um gcfl, icch! dculliche Nomenl« und Wc>lmu»g5>>nal>!>e wild cilucht.

Nord und SÃ¼d.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
jDaul tindau.
XIII. Vand. â€” Juni M0. â€” 39. Heft.
BrcMu.
Druck und Verlag von 5. Schottlaender.

Novell»,'
Llicodor Fontane.
— Verlin. —

I. l^onmiercienrath Van der 3traaten.

er Commcrcienrath Van der Straaten, Große Pctriftraßc 4, war
einer der vollgiltigsten Fiimneiers der Hauptstadt, eine Thatsachc,
die dadurch wenig altcrirt wurde, daß er mehr eines geschäftlichen
als eines persönlichen Ansehens genoß. An der Börse galt er
bedingungslos, in der Gesellschaft nur bedingungsweise. Es hatte dies, wenn
man herum horchte, seinen Grund zu sehr wesentlichem Thcile darin, daß
er zu wenig „draußen" gewesen war und die Gelegenheit versäumt hatte,
sich einen allgemein giltigercn Weltschliff oder auch nur die feiner Lebensstellung
entsprechenden Allüren anzueignen. Einige neuerdings erst unternommene
Reisen nach Paris und Italien, die übrigens niemals über ein paar Wochen
hinaus ausgedehnt worden waren, hatten an diesen! Thatbcstandc nichts
Erhebliches ändern tonnen und ihm jedenfalls cbenfo seinen specifisch localen
Stempel wie seine Vorliebe für drastische Sprüchwörtcr und heimisch
geflügelte Worte von der derberen Observanz gelassen. Er pflegte, um ihn
selber niit einer feiner Lieblingswendungen einzuführen „aus feinem Herzen
keine Mördergrube zu machen" und hatte fich, als reicher Leute Kind, von
Jugend auf daran gewöhnt. Alles zu thun und zu sagen, was zu thun und
zn sagen er lustig war. Er haßte zweierlei: sich zu geniren und sich zn
andern. Nicht als ob er sich in der Theorie für bcsfcrunas-unbcdürftig
gehalten hätte, keineswegs, er bestritt nur in der Praxis eine besondere
Venöthigung dazu. Die meisten Menschen, so hieß es dann wohl in seinen
jederzeit gern gegebenen Auseinandersetzungen, seien einfach erbärmlich nnd fo
grundfchlecht, daß er, verglichen mit ihnen, an einer wahren Engclgrenze
stehe. Er sähe mithin nicht ein, warum er an sich arbeiten und fich Un-
bequemlichkeiten machen folle. Zudem tonne man jeden Tag an jedem

beliebigen Conventikler oder Predigtamtscandidatcn erkennen, daß es doch zu nichts führe. Es sei eben immer die alte Geschichte, und um den Teufel auszutreiben, werde Beelzebub citirt. Er zog' es deshalb vor, Alles beim Alten zu belassen. Und wenn er so gesprochen, sah er sich selbstzufrieden um und schloß behaglich und gebildet: „O rühret, rühret nicht daran", denn er liebte das Einstreuen lyrischer Stellen, ganz besonders solcher, die seinem echt-berlinischen Hange zum bequem Gefühlvolleu einen Ausdruck gaben. Daß er eben diesen Hang auch wieder ironisirte, versteht sich von selbst.

Van der Straalen, wie hiernach zu bemessen, war eine sentimental-humoristische Natur, deren Verulinismen und Chnismen nichts weiter waren, als etwas wilde Schößlinge seiner Unabhängigkeit und immer ungetrübten Laune. Und iu der Thai, es gab nichts in der Welt, zu dem er, Tag oder Nacht, so beständig aufgelegt gewesen wäre, wie zu Bonmots und scherzhaften Repartis, ein Zug seines Wesens, der sich schon bei Vorstellungen in der Gesellschaft zu zeigen pflegte. Denn die bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten nie ausbleibende Frage nach seinen näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Gutzkow'schen Vanderstraaten, ward er nicht müde, prompt und beinahe paragraphenweise dahin zu beantworten, daß er jede Verwandtschaft mit dem von der Bühne her so bekannt gewordenen Manasse Vanderstraaten ablehnen müsse, 1. weil er seinen Namen nicht einwortig sondern dreiwortig schreibe. 2. weil er trotz seines Vornamens Ezechiel, nicht blos überhaupt getauft worden sei, sondern auch das nicht jedem Preußen zu Thcil werdende Glück gehabt habe, durch einen evangelischen Bischof, und zwar durch den alten Vifchof Roß, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden, und 3. und letztens weil er seit längerer Zeit des Vorzugs genieße, die Honneurs seines Hauses nicht durch eine Judith, sondern durch eine Melanie machen lassen zu können. Turch eine Melanie, die, zu weiterem Unterschiede, nicht seine Tochter, sondern seine .Gemahlin" sei. Und dies Wort sprach er dann mit einer gewissen Feierlichkeit, in der Scherz und Ernst geschickt zusammenklangen.

Aber der Ernst überwog, wenigstens in seinem Herzen. Und es tonnte nicht anders sein, denn die junge Frau war fast noch mehr sein Stolz als sein Glück. Aelteste Tochter Jean de Eaparoux', eines Adligen aus der französischen Schweiz, der als Generalconsul eine lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Hauptstadt gelebt hatte, war sie ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauses großgezogen und in all ihren Anlagen auf's Glücklichste herangebildet worden. Ihre heitere Grazie war fast noch größer als ihr Esprit und ihre Liebenswürdigkeit noch größer als Beides. Alle Vorzüge französischen Wesens erschienen in ihr vereinigt, Ob auch die Schwächen? Es verlautete nichts darüber. Ihr Vater starb früh, und statt eines gemuthmaßten großen Vermögens, fanden sich nur Debets über Debets. Und um diese Zeit war es denn auch, daß der zwei-

undvierzigjährige Van der Straaten um die siebzehnjährige Melanie warb
und ihre Hand erhielt. Einige Freunde beider Häuser crmangelten selbstver-
ständlich nicht, allerhand Trübes zu prophezeien. Aber sie schienen im
Unrecht bleiben zu sollen. Zehn glückliche Jahre, glücklich für beide Thcilc,
waren seitdem vergangen, Melanie lebte wie die Prinzeß im Märchen, und
Van der Straaten seinerseits trug mit freudiger Ergebung seinen Nccknamcn
,.Ezcl", in den die junge Frau den lnngathmigen und etwas suspccten
„Ezcchiel" umgewandelt hatte. Nichts fehlte. Auch Kinder waren da: zwei
Töchter; die jüngere des Vaters, die ältere der Mutter Ebenbild, groß und
schlank und mit herabfallendem, dunklem Haar. Aber während die Augen
der Mutter immer lachten, waren die der Tochter ernst und schwcrmüthig,
als sähen sie in die Zukunft.

II. l'Adultcra.

Die Wintermonatc pflegten die Van der Straatens in ihrer Stadt-
wohnung zuzubringen, die, trotzdem sie altmodisch war, doch an Comfort
nichts vermissen ließ. Jedenfalls aber bot fie für das gesellschaftliche Treiben
der Saifon eine größere Bequemlichkeit, als die fpreeabwärts am Nordwest-
rande des Thiergartens gelegene Villa.

Ter erste Subscriptionsball war gewesen, vor zwei Tagen erst, und
Van der Straaten und Frau nahmen wie gewöhnlich in dem hochpaneelirten
Wohn- und Arbeitszimmer des Erstercn ihr gemeinschaftliches Frühstück ein.
Von dem beinah unmittelbar vor ihreni Fenster aufragenden Petii-Kirchthurmc
herab schlug es eben Neun und die kleine französische Stutzuhr secundirte
pünktlich, lief aber, in ihrer Hast und Eile den dumpfen und langfamcn
Schlägen, die von draußen her laut wurde», weit voraus. Alles athmctc
Behagen, am meisten der Hausherr selbst, der in einen Schaukelstuhl
gelehnt und die Morgcuzeitung in der Hand, abwechselnd seinen Kaffee und den
Subscriptions-Ball-Bericht cinschlürftc. Nnr dann und wann ließ er seine
Hand mit der Zeitung sinken und lachte.

„Was lachst Tu wieder, Ezcl", sagte Melanie, während sie mit ihrem
linken Morgenschuh kokettisch hin und her klappte. „Was lachst Du wieder?
Ich wette die Robe, die Tu mir heute noch kaufen wirst, gegen Tein häß-
liches, rothes und mir zum Tort wieder fchief umgeknotetes Halstuch, daß
Tu nichts gefunden Haft als ein paar Zweideutigkeiten".

„Er schreibt zu gut", antwortete Van der Straaten, ohne den hinge-
worfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. „Und was mich am meisten freut,
sie nimmt es Alles für Ernst".

„Wer denn?"

„Nun wer! Die Maywald, Deine Rivalin. Und nun höre. Oder
lies es selbst".

„Nein, ich mag nicht. Ich liebe nicht diese Berichte mit ausgeschnittenen
Kleidern nnd Anfangsbuchstaben".

„Und warum nicht? Weil Tu noch nicht an der Reihe warst. Ja, Lanni, er geht stolz an Dir vorüber".
„Ich würd' es mir auch verbitten".
„Verbitten! Was heißt verbitten? Ich verstehe Dich nicht. Oder glaubst Du vielleicht, daß gewesene Generalconsulstüchter in vestalisch-priester licher Unnahbarkeit durch's Leben schreiten oder sacrosanct sind wie Bot- schafter und Ambassaden! Ich will Dir ein Sprüchwort sagen, das Ihr in Genf nicht haben werdet ..."
„Und das wäre?"
„Sieht doch die Katz den Kaiser an. Und ich sage Dir. Lanni, was man ansehen darf, das darf man auch beschreiben. Oder verlangst Du, daß ich ihn fordern sollte? Pistolen und zehn Schritt Barriere".
Melanie lachte. „Nein Ezel, ich stürbe wenn Du mir todtgeschossen würdest".
„Höre, dies solltest Du Dir doch überlegen. Das Beste, was einer jungen Frau wie Dir passiren kann, ist doch immer die Wittwenschaft, oder „te Vsu?»Fs" wie meine Pariser Wirthin mir einmal über das andere zu versichern pflegte. Beiläufig, meine beste Reise-Neminiscenz. Und dabei hättest Tu sie sehen sollen, die kleine, corpulente, schwarze Madame ..."
„Ich sehne mich nicht danach. Ich will lieber wissen, wie alt sie war".
„Fünfzig. Die Liebe fällt nicht immer auf ein Rosenblatt ..."
„Nun, da mag es Dir und ihr verziehen sein".
Und dabei stand Melanie von ihrem hochlehnigcn Stuhl auf, legte den Cannevas bei Seite, an dem sie gestickt hatte, und trat an das große Mittelfenster.
Unten bewegte sich das bunte Treiben eines Markttages, dem die junge Frau gern zuzusehen pflegte. Was sie daran am meisten fesselte, waren die Gegensätze. Dicht an der Kirchenthür, an einem kleinen, niedrigen Tische, saß ein Mütterchen, das ausgelassenen Honig in großen und kleinen Gläsern verkaufte, die mit ausgezacktem Papier und einem rothen Wollfaden zuge- bunden waren. Ihr zunächst erhob sich eine Wildhändlerbude, deren sechs aufgehängte Hasen mit traurigen Gesichtern zu Melanie hinübcrsahen, während in Front der Bude, das erfrorene Gesicht in eine Caputze gesteckt, ein kleines Mädchen auf und ab lief und ihre Schäfchen, wie zur Weihnachtszeit an die Vorübergehenden feilbot. Ueber dem Ganzen aber lag ein grauer Himmel, und ein paar Flocken federten und tanzten, und wenn sie niederfielen, wurden sie vom Luftzuge neu gefaßt und wieder in die Höhe gewirbelt.
Etwas wie Sehnsucht überkam Melanie beim Anblick dieses Flocken- tanzes, als müsse es schön sein, so zu steigen und zu fallen und dann wieder zu steigen, und sie wollte sich eben vom Fenster her ins Zimmer zurück- wenden, um, in leichtem Scherze, ganz wie sie's liebte, sich und ihre Sehn suchtsanwandlung zu persifliren, als sie, von der Brüdcrstraße her, eines jener langen und auf niedrigen Rädern gehenden Gefährte vorfahren sah, die

die hauptstädtischen Bewohner Rollwagen nennen. Es tonnte das Exemplar, das eben hielt, als ein Mufterstück seiner Gattung gelten, denn nichts fehlte. Nach hinten zu war der zum Abladen dienende Toppelbaum in vorschrifts-mäßigem rechten Winkel aufgerichtet, vorn stand der Kutscher mit Vollbart und Lederschurz, und in der Mitte lief ein lleiner Bastard von Spitz und Rattenfänger hin und her, und bellte Jeden an, der nur irgendwie Miene machte, sich auf fünf Schritte dem Wagen zu nähern. Er hatte kaum noch ein Recht zu diesen Aeußerungen übertriebener Wachsamkeit, denn auf dem ganzen langen Wagenbrette lag nur noch ein einziges Colli, das der Roll-kutscher jetzt zwischen seine zwei Riesenhände nahm und in den Hausflur hineintrug, als ob es eine Pappschachtel wäre.

Van der Straaten hatte mittlerweile seine Lectüre beendet und war an ein unmittelbar neben dem Eckfenster stehendes Pult getreten, an dein er zu schreiben pflegte.

„Wie schön diese Leute sind", sagte Melanie, „lind so stark. Und dieser wundervolle Bart! So denk' ich mir Simson",

„Ich nicht", entgegnete Van der Straaten trocken.

„Oder Wieland den Schmid".

„Schon eher. Und über kurz oder lang denk' ich, wird diese Sache spruchreif sein. Denn ich wette zehn gegen eins, daß ihn der „Meister" in irgend etwas Zukünftigem bereits unterm Hammer hat. Oder fugen wir auf dem Ambos. Es klingt etwas vornehmer".

„Ich muß Dich bitten, Ezel .... Du weißt ..."

Aber ehe sie schließen konnte, wurde geklopft, und einer der jungen Eontoristen erfchien in der Thür, um feinem Ehef, unter gleichzeitiger Ver-beugung gegen Melanie, einen Frachtbrief einzuhändigen, auf dem in großen Buchstaben und in italienischer Sprache vermerkt war: „zu eigenen Händen des Empfängers".

Van der Straaten las und war sofort wie elcttrisirt. „Ah, von Salviati! . . . Das ist hübsch, das ist schön . . . Gleich die Kiste heraus-schaffen! . . . Und Du bleibst, Melanie .... Hat er doch Wort gehalten . . . Freut mich, freut mich wirklich. Und Dich wird es auch freuen. Etwas Venezianisches, Lanni . . Du warst so gern in Venedig".

Und wahrend er in derartig kurzen Sätzen immer weiter perorirte,. hatte er aus einem Kasten seines Arbeitstisches ein Stemmeisen heraus ge-nommen und hantirte damit, als die Kiste hereingebracht worden war, so vertraut und so geschickt, als ob es ein Korkzieher oder irgend ein anderes Werkzeug alltäglicher Benutzung gewesen wäre. Mit Leichtigkeit hob er den Teckel ab und setzte das daran angeschraubte Bild auf ein großes staffelei-artiges Gestell, das er schon vorher aus einer der Zimmerecken ans Fenster geschoben hatte. Ter junge Eummis hatte sich inzwischen wieder entfernt, Van der Straaten aber, während er Melanie mit einer gewisse» Feierlichkeit

vor das Bild führte, sagte jetzt: „Nun Lanni, wie findest Tu's? . . , Ich
will Tir übrigens zu Hilfe kommen .... Ein Tintoretto".
„Eopie?"
„Freilich", stotterte Van der Straaten etwas verlegen. „Originale
werden nicht hergegeben. Und würden auch meine Mittel übersteigen. Dennoch
dächt' ich . . ."
Melanie hatte mittlerweile die Hauptfiguren des Bildes mit ihrcin
Lorgnon gemustert und sagte jetzt: „Ah, l'Multera! . . . Jetzt erkenn' ich's.
Aber daß Tu gerade das wählen mußtest! Es ist eigentlich ein gefährliches
Bild, fast so gefährlich wie der Spruch . . . Wie heißt er doch?"
„Wer unter Euch ohne Sünde ist . . ."
„Nichtig. Und ich kann mir nicht helfen, es liegt fo was Ermutigendes
darin. Und dieser Schelm von Tintoretto hat es mich ganz in diefem Sinne
genommen. Sich nur! . . . Geweint hat sie . . Gewiß . . Aber warum?
Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie fei.
Und nun glaubt sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr
Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden . . . Und daß ich Tir's
gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist so viel Unschuld in
ihrer Schuld . . . Und Alles wie vorherbestimmt".
Melanie, während sie so sprach, war ernster geworden und von dem
Bilde zurückgetreten. Nun aber fragte sie: „Hast Du fchon einen Platz
dafür?"
„Ja, hier". Und er wies auf eine Wandstellc neben feinem Schreibpult.
„Ich dachte" fuhr Melanie fort „Du würdest es in die Galerie schicken.
Und offen gestanden, es wird sich an diesem Pfeiler etwas sonderbar aus-
nehmen. Es wird . . . ."
„Unterbrich Dich nicht".
„Es wird den Witz herausfordern und die Bosheit, und ich höre
schon Neiff und Tuqucdc medisiren, vielleicht auf Deine Kosten und gewiß
auf meine".
Van der Straaten hatte seinen Arm auf das Pult gelehnt und lächelte.
„Tu lächelst, und sonst lachst Tu doch, lachst mehr als gut ist
und namentlich lauter als gut ist. Es steckt etwas dahinter. Sage, was
hast Du gegen mich? Ich weiß recht gut, Tu bist nicht so harmlos, wie
Tu Dich stellst. Und ich weiß auch, daß es wunderliche Gemüthlichkeiten
giebt. Ich Hab mal von einem russischen Fürsten gelesen, ich glaube Suboff
war sein Name. Eigentlich waren es zwei, zwei Brüder. Die spielten
Karten nnd dann ermordeten sie den Kaiser Paul und dann spielten sie wieder
Karten. Ich glaube beinah, Tu tonntest auch so 'was! Und alles mit
gutem Gewissen und gutem Schlaf".
„Also darum König Ezel!" lachte Van der Straaten.
„O nein. Nicht darum. Als ich Tich so hieß, war ich noch ein
halbes Kind. Und ich kannte Tich damals noch nicht. Jetzt aber kenne ich

Tich. und ich weiß nur nicht, ob cs etwas sehr Gutes oder etwas sehr Schlimmes ist, was in Dir steckt . . . Aber nun komm. Unser Kaffee ist kalt geworden".

Und sie gab ihren Platz am Fenster auf, setzte sich wieder auf ihren hochlehnigeu Stuhl uud nahm Nadel nnd Cannevas und that ein paar rasche Stiche. Zugleich aber ließ sie kein Auge von ihm, denn sie wollte wissen, was in seiner Seele vorging.

Und er wollt' es ihr auch nicht länger verbergen. War er doch ohnehin, aller Freundschaft uucrachtet, ohne Freund und Vertrauten, und so trieb es ihn, angesichts dieses Bildes, einmal aus sich herauszugehn.

„Ich habe Tich nie mit Eifersucht gequält, Lanni".

„Und ich habe Tir nie Veranlassung dazu gegeben".

„Nein. Aber heute roth und morgen todt. Das heißt, Alles wechselt im Leben. Und sich, als wir letzten Sommer in Venedig waren, und ich dies Vild sah, da stand es auf einmal Alles deutlich vor mir. Und da war es denn auch, daß ich Salviati bat, mir das Bild copiren zu lassen. Ich will es vor Augen haben, fo als)Iomontn mori, wie die Ellpuziner, die sonst nicht mein Geschmack sind. Denn sieh, Lanni, auch in ihrer Furcht unterscheiden sich die Menschen. Da sind welche, die halten es mit dem Vogel Strauß uud stecken den Kopf in den Sand und wollen nichts wissen. Aber andere haben eine Neigung, ihr Geschick immer vor sich zu sehen und sich mit ihm einzuleben. Sie wissen genau, den und den Tag sterb' ich. Und sie lassen sich einen Sarg machen und betrachten ihn fleißig, und die beständige Vorstellung des Todes nimmt auch dem Tode schließlich seine Schrecken. Und sieh, Lanni, so will ich cs auch machen, uud das Bild soll mir dazu helfen .... Denn es ist erblich in unserm Haus' . . . und so gewiß dieser Zeiger . . ."

„Aber Ezel" unterbrach ihn Melanie „was hast Dn nur? Ich bitte Tich, wo soll das hinaus? Wenn Tu die Tinge so siehst, so weiß ich nicht, warum Tu mich nicht heut oder morgen einmauern läßt".

„An Dergleichen Hab' ich auch schon gedacht. Und ich bekenne „Melanie die Nonne" klänge nicht übel, und es ließe sich eine Ballade darauf machen. Aber es hilft zu nichts. Denn Du glaubst garnicht, was Liebende bei gutem Willen Alles durchsetzen. Und sie haben immer guten Willen".

„O, ich glaub cs schon".

„Nun siehst Tu" lachte Van der Stranten, den diese scherzhafte Wendung plötzlich wieder zu heiterer Laune stimmte. „So hör' ich Tich gern. Und zur Belohnung: Tas Bild soll nicht an diesen Eckpfeiler, sondern in die Galerie. Verlaß Tich darauf. Und um Dir nichts zu verschweigen, ich Hab auch so selber meine wechselnden nnd widerstreitenden Gedanken, und mitunter denk' ich: ich sterbe vielleicht drüber hin. Und das wäre das Beste. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es ist nichts Neues. Aber die trivialsten Sätze sind immer die richtigsten".

„Tann vergiß mich nicht den, daß man den Teufel nicht an die
Wand malen soll!"
Er nickte, „Da hast Du recht. Und wir wollens auch nicht, und
wollen diese Stunde vergessen. Ganz und gar. Und wenn ich Dich je
wieder daran erinnere, so sei's im Geiste des Friedens und zum Zeichen
der Versöhnung. Lache nicht. Es kommt was kommen soll. Und wie
sagtest Du doch? Es sei so viel Unschuld in ihrer Schuld. . ."
„ . . . Und vorherbestimmt, sagt' ich. Prädestinirl! . . Aber vorher-
bestimmt ist heute, daß wir ausfahren, und das ist die Hauptsache. Denn
ich brauche die Robe viel, viel nöthiger, als Tu den Tintorctto brauchst.
Und ich war eine Thörin und ein Kindskopf, daß ich alles so bitter ernst«
Haft genommen und Dir jedes Wort geglaubt habe! Tu hast das Bild
haben wollen, c'ost Wut. Und nun gehab Tich wohl, mein Tänenprinz.
mein Träumer. . . Sein oder nicht sein . . . Variationen von Ezcchiel Van
der Straaten!"
Und sie stand auf und lachte, und stieg die kleine durchbrochene Treppe
hinauf, die, von Van der Straatens Zimmer aus, in die Schlafzimmer des
zweiten Stockes führte.

III. togirbesuch.

Van der Straaten, um es zu wiederholen, bewegte sich gern in dem
Gegensatze von derb und gefühlvoll, überhaupt in Gegensähen, und so war
es wenig verwunderlich, daß das vor dein Tintoretto geführte Gespräch in
seinem Herzen nicht allzu lange nachtünte. Auch nicht in dem seiner Frau.
Nur so lang es geführt worden war, war Melanie wirklich überrascht gewesen,
nicht um des sentimentalen Tones willen, den sie kannte, sondern weil alles eine
persönlichere Richtung nahm, als bei früheren Gelegenheiten. Aber nun war es
vorüber. Das Bild erhielt seinen Platz in der Galerie, man sah es nicht mehr
und Van der Straaten, wenn er ihm zufällig begegnete, lächelte nur in beinahe
heiterer Resignation in sich hinein. Denn er hatte ganz den fatalistischen Zug
der Humoristen, der sich verdoppelt, wenn sie nebenher auch noch Lebemänner sind.
Es war eine belebte Saison gewesen. Auch Ostern, trotzdem es spül
fiel, lag schon zurück, und die Wochen waren wieder da, wo herkömmlich
die Frage verhandelt zu werden pflegte: „Wann ziehen wir hinaus?"
„Vald", sagte Melanie, die bereits die Tage zählte.
„Aber die „gestrengen Herren" waren noch nicht da".
„Die regieren nicht lange".
„Zugestanden" lachte Van der Straaten. „Und um so lieber, als ich
nur hierin eine leidliche Garantie meiner eigenen Herrschaft finde. Wenigstens
mittelbar. Und immer besser noch schwach regieren, als gar nicht".
Diese Worte waren an einem der letzen Apriltage beim Frühstück ge-
wechselt worden, und es mochte Mittag sein, als der Commercienrath von
seinem Comptoir aus die Frau Commercienräthin bitten ließ, mit ihrer

Ausfahrt eine Viertelstunde warten zu wollen, weil er ihr zuvor eine Mittheilung zu machen habe. Melanie ließ zurücksagen, „daß sie sich freuen würde, ihn zu sehen nnd rechne danach auf seine Begleitung".

In Courtoisien dieser Art, denen allerdings gelegentlich auch der 3ievers nicht fehlte, hatten sich die Van der Straatens seit Jahren eingelebt, namentlich er, der nach seiner eignen Versicherung „dem adligen Hause de Laparoux einiges Ritterdienstliche schuldig zu sein glaubte" und zu diesem Ritterdienstlichen in erster Reihe Pünktlichkeit und Nichtwartenlassen zählte.

So erschien er denn auch heute, bald nach erfolgter Anmeldung, im Zimmer seiner Frau.

Dieses Zimmer entsprach in seinen räumlichen Verhältnisse« ganz dem ihres Gatten, war aber um vieles Heller und heiterer, einmal weil die hohe Paneelirung, aber mehr noch weil die vielen nachgedunkelten Vilder fehlten. Statt dieser vielen, war nur ein einziges da: das Portrait Melanies in ganzer Figur, ein wogendes Kornfeld im Hintergrund und sie selber eben beschäftigt ein paar Mohnblumen an ihren Hut zu stecken. Die Wände, n>o sie frei waren, zeigten eine weiße Seidentapete, tief in den Fensternischen erhoben sich Hyazinthen-Estraden und vor einer derselben, auf einem zierlichen Marmortische, stand ein blitzblankes Bauer, drin ein grauer Kakadu, der eigentliche Tyrann des Hauses, sein von der Dienerschaft gleichmäßig gehaßtes und beneidetes Dasein führte. Melanie sprach eben mit ihm, als Ezechicl in einer gewissen humoristischen Aufgeregtheit eintrat und seine Frau, nach vorrangiger respektvoller Verneigung gegen den Kakadu, bis an ihren Sophaplah zurückführte. Dann fchob er einen Fauteuil heran und setzte sich neben sie. Die Feierlichkeit, mit der all dies geschah, machte Melanie lachen.

„Ist es doch, als ob Tu Dich auf eine ganz besondere Beichte vorzubereiten hättest. Ich will es Dir aber leicht machen. Ist es etwas Altes? Etwas aus Deiner dunklen Vergangenheit . . .?"

„Nein, Lanni, es ist etwas Gegenwärtiges".

„Vlun, da will ich doch abwarten und mich zu keinem Generalpardon hinreißen lassen. Und nun sage, was ist es?"

„Eine Bagatelle".

„Was Deine Verlegenheit bestreitet".

„Und doch eine Bagatelle. Wir werden einen Besuch empfangen, oder vielmehr einen Gast, oder wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen Taucr-Gaft. Also turz und gut, denn was hilft es, es muß heraus: einen neuen Hausgenossen".

Melanie, die bis dahin ein Chocoladenbiseuit, das noch auf dem Teller lag. zerkrümelt hatte, legte jetzt ihren Zeigefinger auf Van der Straatens Hand und sagte: „Und das nennst Du eine Bagatelle? Du weißt recht gut, daß es etwas sehr Ernsthaftes ist. Ich habe nicht den Vorzug, ein Kind dieser Euerer Stadt zu sein, bin aber doch lange genug in Euerer

bevorzugten Mitte gewesen, nm zu wissen, was es mit einem „Logirbesuch"
auf sich hat. Schon das Wort, das sich sonst nirgends findet, kann einen
ängstlich machen. Und was ist ein Logirbesuch gegen eine neue Hausgenosfen-
schaft. . . Ist es eine Dame?"
„Nein, ein Herr".
„Ein Herr. Ich bitte Dich. Ezel. ..."
„Ein Volontair, ältester Sohn eines mir befreundeten Frankfurter
Hauses. War in Paris und London, das ist selbstverständlich, und kommt
eben jetzt von Ncw-Iorl, um hier am Ort eiue Filiale zu begründen. Vorher
aber will er in unserem Hause die Sitte dieses Landes kennen lernen, oder sag' ich
lieber wieder kennen leinen, weil er sie draußen halb vergessen hat. Es ist ein
besonderer Vcrtrauensakt. Ich bin überdies dem Vater verpflichtet und bitte
Tich herzlich, mir eine Verlegenheit ersparen zu wollen. Ich denke, wir
geben ihm die zwei leer stehenden Zimmer auf dem linken Corridor".
„Und zwingen ihn also, einen Sommer lang auf die Fliesen unseres
Hofes und auf Christels Geraniumtöpfe hinunter zu sehen".
„Es kann nicht die Rede davon sein, mehr zu geben als man hat.
Und er selbst wird es am wenigsten erwarten. Alle Personen, die viel in
der Welt umher waren, pflegen am gleichgiltigsten gegen derlei Dinge zu
sein. Unser Hof bietet freilich nicht viel; aber was halt' er Besseres in der
Front? Ein Stück Kirchengitter mit Fliederbusch, und an Markttagen die
Hasenbude".
„Ni dien, Ezel. Saisons 1s jsu. Ich hoffe, daß nichts Schlimmes
dahinter lauert, leine Eonspirationen, leine Pläne, die Du mir verschweigst.
Denn Tn bist eine versteckte Natur. Und wenn es Deine Geheimnisse nicht
stört, so möcht' ich schließlich wenigstens den Namen unseres neuen Haus-
genossen hören".
„Ebcnezcr Nubchn . . ."
„Ebenezer Nubehn", wiederholte Melanie langsam und jede Silbe
betonend. „Ich bekenne Dir offen, daß mir etwas Christlich-Germanisches
lieber gewesen wäre. Viel lieber. Als ob wir an Deinem Ezechiel nicht
schon gerade genug hätten! Und nun Ebcnezcr. Ebenezer Rubehn! Ich
bitte Dich, was soll dieser H^cLnt ssiavo, dieser Ton auf der letzten Silbe?
Suspekt, im höchsten Grade fuspekt!"
„Tu mußt wissen, er schreibt sich mit einem h".
„Mit einem h! Tu wirst doch nicht verlangen, daß ich dies h für
acht und ursprünglich nehmen soll? Einschiebsel, versuchte Leugnuug des
Thatsächlichcn, absichtliche Verschleierung, hinter der ich nichts desto weniger
alle zwölf Söhne Jacobs stehen fche. Und er felber als Flügelmann".
„Und doch irrst Tu, Lanni. Wie stand es denn mit Rubens? Ich
meine mit dem großen Peter Paul? Nun, der hatte freilich ein s. Aber
was dem s recht ist, ist dem h billig. Und kurz und gut, er ist getauft.
Ob durch einen Vischof, stehe dahin, ich weiß es nicht und wünsch' es nicht,

denn ich möchte etwas vor ihm voraus haben. Aber allen Ernstes, Tu thust ihm
Unrecht. Er ist nicht blos christlich, er ist auch protestantisch, so gut wie Du und
ich. Und wenn Tu noch zweifelst, so lasse Dich durch den Augenschein überzeugen".
Und hierbei versuchte Van der Straaten aus einem kleinen gelben
Couvert. das er schon bereit hielt, eine Visitenkarten-Photographie heraus-
zunehmen. Aber Melanie litt es nicht und sagte nur in immer wachsender
Heiterkeit: „Sagtest Tu nicht New-Iork? Sagtest Tu nicht London? Ich
war auf einen Gentleman gefaßt, auf einen Mann von Welt, und nun
schickt er sein Bildniß, als ob es sich um ein Rendezvous handelte. Krugs
Garten, mit einer Verlobung im Hintergrund".
„Und doch ist er unschuldig. Glaube mir. Ich wollte sicher gehen, um
Deinetwillen sicher gehen, und deshalb schrieb ich an den alten Gucschen,
Firma Gocschen Guldschmidt und Co., discreter alter Herr. Und daher
stammt es. Ich bin Schuld, nicht er, wahr und wahrhaftig, und wenn
Tu mir das Wort gestattest, sogar „auf Ehre".
Melanie nahm das Convert und warf einen flüchtigen Blick auf das ein-
geschlossene Bild. Ihre Iüge veränderten sich plötzlich und sie sagte: „Ah,
der gefällt mir. Er hat etwas Distinguirtcs: Offizier in Civil oder Ge-
sandtschafts-Attache! Tas lieb' ich. Und nun gar ein Bändchen, Ist es
die Ehrenlegion?"
„Nein, Tu kannst es näher suchen. Er stand bei den fünften
Dragonern und hat für Chartres und Poupry das Kreuz empfangen".
„Ist das eine Schlacht von Deiner Erfindung?"
„Nein. Dergleichen kommt vor, und als freie Schweizerin solltest Du
wissen, daß fremde Sprachen nicht immer gebührende Rücksicht auf die ver-
pönten- Klangformen einer anderen nehmen. Ja, Lanui, ich bin mitunter
besser als mein Ruf".
„Und wann dürfen wir unseren neuen Hausfreund erwarten?"
„Hausgenossen", verbesserte Van der Straaten. „Es ist nicht nöthig,
ihn, mit Rücksicht auf seine militairische Charge, so Hals über Kopf avan-
ciren zu lassen. Ucbrigens ist er verlobt, oder so gut wie verlobt".
„Schade".
„Schade? Warum?"
„Weil Verlobte meistens langweilig sind. Sind sie beisammen, so
sind sie zärtlich, bedrückend zärtlich für ihre Umgebung, und sind sie
getrennt, so schreiben sie sich Briefe oder bereiten sich in ihrem Gcmüthc
darauf vor. Und der Bräutigam ist immer der schlimmere von beiden, und
wenn man sich gar in ihn verlieben will, so heißt das nicht mehr und
nicht weniger, als zwei Lebenskreise stören".
„Zwei?"
„Ja, Bräutigam und Braut"-
„Ich hätte drei gezahlt" lachte Van der Straaten. „Aber so seid ihr.
Ich wette Tu hast deu Dritten in Gnaden vergessen. Ehemänner zählen

überhaupt nicht mit. Und wenn sie sich darüber wundern, so machen sie sich ridicül. Ich werde mich davor hüten und verzichte darauf den Mohren der Weltgeschichte, das seid Ihr, weiß waschen zu wollen. Apropos, leimst Du das Bild die Mohrenwäsche?"
„Ach, Ezel, Du weißt ja, ich kenne leine Bilder. Und am wenigsten alte".
„Süße Simplicitas aus dem Hause de Caparoux", jubelte Van der Strnaten, der nie glücklicher war, wie wenn sich Melanie eine Blöße gab. Oder auch klugerweise nur so that. „Altes Bild! Es ist nicht älter als ich".
„Nun, dann ist es gerade alt genug".
„Bravissimo. Sieh, so Hab ich Dich gern. Uebermüthig und boshaft. Und nun sage, was beginnen wir, wohin gondeln wir?"
„Ich bitte Dich, Ezel, nur leine Verolinismen. Du hast mir doch gestern erst ..."
„Und ich halt' es auch. Aber wenn mir wohl um's Herz wird, da bricht es wieder durch. Und jetzt lomm, wir wollen uns bei Haas einen Teppich ansehn Gerade alt genug" . . . Vorzüglich, vorzüglich. Und nuu sage Papchen, wie heißt die schönste Iran im Land?"
„Melanie".
„Und die liebste, die klügste, die beste Frau?"
„Melanie, Melanie".
„Gut, gut . . . Und nun gehab' Dich wohl, Tu Menschenkenner!"

IV. Der engere Zirkel.

Die drei gestrengen Herren waren ganz ansnahmsweise streng gewesen, aber nicht zu Verdruß beider Van der Straatcns, die vielmehr nun erst wußten, daß der Winter all seine Pfeile verschossen und unweigerlich und ohne weitere Widerstandsmöglichleit seinen Rückzug angetreten habe. Nun erst konnte man freien Herzens hinaus, hinaus ohne Sorge vor frostigen Vormittagen, oder gar vor Eingeschneitwerden über Nacht. Alles frentc sich auf den Umzug, auch die Kinder, am meisten aber Van der Straaten, der, um ihn selber sprechen zu lassen „unter den mannigfachen Geburtsfcenen einzig und allein der des Frühlings beizuwohnen liebte". Vorher aber sollte »och ein kleines Abschieds-Diner stattfinden und zwar unter ausschließlicher Heranziehung des dem Hause zunächst stehenden Kreises.

Es war das, und zwar von mehr verwandtschaftlicher als befreundeter Seite her, in erster Reihe der in der Alsenstraße wohnende Major v. Gryczinsti, ein noch junger Offizier mit abstehendem, englisch gekräuseltem Backenbart und klugen blauen Augen, der vor etwa drei Jahren die reizende Iatobinc de Cnparouz heimgeführt hatte, eine jüngere Schwester Melanies und nicht voll so schön wie diese, aber rolhblond, was, in den Augen Einiger, das Gleichgewicht zwischen beide» wiederherstellte. Gryczinski war Generalstäbler

und hielt, wie jeder dieses Standes, nn dem Glauben fest, daß es in der ganzen Welt nicht zwei so grundverschiedene Farben gäbe, wie das allgemeine preußische Militair-Roth nnd das Gcneralstabs - Roth. Das, er den Strebern zugehörtc, war eine selbstverständliche Sache, wohl aber verdient es. in Rücksicht gegen den Ernst der Historie, schon an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß er, alles Strcberthums unerachtet, in allen nicht zu verlockenden Fällen, ein bescheidenes Maß von Rücksichtnahme gelten ließ und den Kampf ums Dasein nicht absolut als einen Uebergcmg über die Beresina betrachtete. Wie sein großer Chef war er ein Schweiger, unterschied sich aber von ihm durch ein beständiges, jeden Sprecher ermutigendes Lächeln, das er, alle nutzlose Parteinahme llug vermeidend, über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig scheinen ließ.
Gryczinsti. wie schon angedeutet, war mehr Verwandter als Freund des Hauses. Unter diesen tonnte der Baron Duquede, Legationsrath a. D„ als der angesehenste gelten. Er war über sechzig, hatte bereits unter Van der Straatens Vater dem damals ausgedehnteren Kreise des Hauses angehört und durfte sich, neben anderen Qualitäten, auch schon um seiner Jahre willen, seinem hervorstechendsten Charatterzuge, dem des Absprcchens, Verllcinerns und Vcrneinens ungehindert hingeben. Daß er, in Folge davon, den Beinamen „Herr Negationsrath" erhalten hatte, hatte selbstverständlich seine milzsüchtige K^akehlerei nicht zu bessern vermocht. Er empörte sich eigentlich über alles, am meisten über Vismarck, von dem er seit anno 66, dem Jahre seiner eigenen Dienstentlassung, unaufhörlich versicherte „daß er überschätzt werde". Von einer beinah gleichen Empörung war er gegen das zum Frcmzösiren geneigte Berlinerthuin erfüllt, das ihn, um seines „(1«" willen, als einen Colonie-Franzosen ansah und seinen altmärtischen Adelsnamen nach der Analogie von Admiral Ducmesne auszusprechen pflegte, „Was er sich gefallen lassen könne" hatte Melanie hingeworfen, von welchem Tag'.an eine stille Gegnerschaft zwischen beiden herrschte.
Dem Legationsrath an Jahren und Anschn am nächsten stand Polizeilllth Reifs, ein kleiner behäbiger Herr mit rothcn und glänzenden Backenknochen, auch Feinschmecker und Geschichtenerzähler, der, so lange die Damen bei Tische waren, kein Wasser trüben zu tonnen schien, im Moment ihres Vcrschwindcns aber in Anekdoten czcellirte, wie sie, nach Zahl und Inhalt, immer mir einem Polizcirath zu Gebote stchn. Selbst Van der Straaten, dessen Talente doch nach derselben Seite hin lagen, erging sich dann in lautem und mitunter selbst stürmischem Beifall, oder zwinkerte seinen zwei Tischnachbarn seine neidlose Bewunderung zu.
Diese zwei Tischnachbarn waren in der Regel zwei Maler: der Landschafter Arnold Gabler, ebenfalls, wie Nciff und der Legationsrath, ein Erbstück aus des Vaters Tagen her, und Elimar Schulze, Porträt- und Geniemaler, der sich erst in den letzten Jahren angefunden hatte. Seine

Zugehörigkeit zu der vorgcschildertcn Tafelrunde basirte zumeist aus dem
Umstände, daß ei nur ein halber Maler, zur andern Hälfte aber Musiker
und enthusiastischer Wagnerianer war, auf welchen „Titul" hin, wie Van
der Strnaten sich ausdrückte, Melanie seine Aufnahme betrieben und durch-
gesetzt hatte. Die bei dieser Gelegenheit abgegebene Bemerkung ihres Ehe-
herrn „daß er gegen den Aufzunehmenden nichts einzuwenden habe, wenn
er einfach übertreten und seine Zugehörigkeit zu der alleinseligmachenden
Musik offen und ehrlich aussprechen wolle", war von dem immer gut
gelaunten Elimar mit der Bitte beantwortet worden „ihm diesen Schritt
erlassen zu wollen und zwar um so mehr, als doch schließlich nur das
Gegentheil von dem Gewünschten dabei herauskommen würde. Tenn
während er jetzt als Maler allgemein für einen Musiker gehalten werde,
werd' er als Musiker sicherlich für einen Maler gehalten und dadurch zum
Aerger des Herru Commercicnraths wieder in eine relativ höhere Rangstufe
hinaufgchoben werden".
Tiefem Verwandten- und Freundeskreise waren die zu heute sieben Uhr
Geladenen entnommen. Denn Van der Strnaten liebte die Spät-Tiners und
erging^ sich mitunter in nicht üblen Bemerkungen über den gewaltigen Unter-
schied zwischen einer um vier Uhr künstlich hergestellten, und einer um sieben
Uhr natürlich erwachsenen Tunkelhcit. Eine künstliche Vicr-Uhr-Tuntelheit
sei nicht besser als ein junger Wein, den man in einen Rauchfang gehängt
und mit Spinnweb umwickelt babe, nm ihn alt und ehrwürdig erscheinen
zn lassen. Aber eine feine Zunge schmecke den jungen Wein und ein feines
Nervensystem schmecke die jnngc Tuntelheit heraus. Bemerkungen, die nament-
lich in ihrer „das feine Nervensystem" betonenden Schlußwendung, von
Melanie regelmäßig mit einem allerherzlichsten Lachen begleitet wurden.
Tas Van der Straaten'sche Stadthaus — wodurch es sich, neben anderem,
von der mit allem Comfort ausgestatteten Thiergarten-Villa unterschied — hatte
keinen eigentlichen Speisesaal, und die zwei großen und vier kleinen Diners, die sich
über den Winter hin vertheilten. mußten in dem ersten, als Entr^e dienenden
Zimmer der großen Gemäldegalerie gegeben werden. Es griff diefcr Thcil
der Galerie noch aus dem rechten Seitenflügel in das Vorderhaus über, und
lag unmittelbar hinter Melanies Zimmer, aus dein denn auch, sobald die
breiten Flügclthüren sich öffneten, der Eintritt stattfand.
Und wie gewöhnlich, so auch heute. Van der Straatcn nahm den Arm
seiner blonden Schwägerin, Tuaucde den Melanies, während die vier anderen
Herren paarweise folgten, eine herkömmliche Form des Aufmarsches, bei der
der Major eben so geschickt zwischen den beiden Malern zu wechseln, als den
Polizeirath zu vermeiden wußte. Tenn so bereit und ergeben er war, die
Geschichten Reiffs bei Tag oder Nacht über sich ergehen zu lassen, so konnte
er sich doch nicht entschließen, ihm ebenbürtig den Arm zu bieten. Er stand
vielmehr ganz in den Anschauungen seines Standes und bekannte sich, mit

einem durch persönliches Fühlen unterstützten Nachdruck, zu dem alten Gegen-
sätze von Militär und Polizei.
Jeder der Eintretenden war an dieser Stelle zu Haus und hatte leine
Veranlassung mehr zum Staunen und Bewundern, Wer aber zum ersten Male
hier eintrat, der wurde sicherlich durch eine Schönheit überrascht, die gerade
darin ihren Grund hatte, daß der als Speisesaal dienende Raum lein eigent-
licher Speisesaal war. Ein reichgcgliederter Kronleuchter von französischer
Bronce warf seine Lichter auf eine von guter italienischer Hand herrührende
prächtig eingerahmte Copie der Veroncsischen „Hochzeit zu Caua", die von
Uneingeweihten auch wohl ohne Weiteres für das Original genommen wurde,
während daneben zwei Stillleben in fast noch größeren und reicheren Barock-
rahmen hingen. Es waren, von einiger vegetabilischer Iuthat abgesehen,
Hummer, Lachs und blaue Malrcleu, über deren absolute Naturwahrheit sich
Van der Straatcn in der ein für allemal gemünzten Bewunderungsformel
„es werd' ihm, als ob er taschentuchlos über den Cöllnischen FischmarIt
gehe", zu verbreiten liebte.
Nach hinten zu stand das Büffet, und daneben war die Thür, die mit
der im Erdgeschoß gelegenen Küche bequeme Verbindung hielt.

V. Vei Tisch.

„Nehmen wir Platz", sagte Van der Straatcn. „Meine Frau hat
mich aller Placirungs-Mühen überhoben und Karten gelegt".
Und dabei nahm er eine derselben in die Hand uud ließ fein von Natur
gutes und durch vieles Sehen tunstgcübtcs Auge darüber hingleite». „Ah,
ah. fehr gut. Das ist Tells Geschoß. Gratulire, Elimar. Allerliebst, aller-
liebst. Natürlich Amor der fchießt. Daß ihr Maler doch über diefen ewigen
Schützen nicht wegkommen tonnt".
„Gegen dessen Abschaffung oder Dienstentlassung wir auch feierlich pro-
testiren würden", sagte die rothblonde Schwester.
Alle hatten sich inzwischen placirt, und es ergab sich, daß Melanie, bei
der von ihr getroffenen Anordnung, vom Herkömmlichen abgewichen war.
Van der Straaten saß zwischen Schwägerin und Frau, ihm gegenüber der
Major, von Gabler und Elimar flankirt. An den Schmalseiten aber Polizei-
rath Reiff und Legaiionsrath Nuquede.
Tie Suppe war eben genommen und der im commereienräthlichen Haufe
von alter Zeit her berühmte Montefiascone gerade herumgereicht, als Van
der Straaten sich über den Tisch hin zu feinem Schwager wandte.
„Gryczinsti. Major und Schwager", hob er leicht und mit überlegener
Vertraulichleit an, „binnen heut und drei Monaten haben wir Krieg. Ich
bitte Tich, fage nicht nein, wolle mir nicht widersprechen. Ihr, die ihrs
schließlich machen müßt, erfahrt es erfahrungsmäßig immer am spätesten.
Im Juni haben wir die Sache wieder fertig oder wenigstens eingerührt.
Es zählt jetzt zu den sogenannten berechtigten Eigenthümlichtciten preußischer

Politik, allen Geheimräthen, wozu, in allem was Carlsbad und Teplitz an-
geht, auch die Commerzienräthc gehören, ihre Brunnen» und Badekur zu ver-
derben. Helgoland mit eingeschlossen. Ich wiederhole Dir, in zwei Monaten
haben wir die Sache fertig und in drei haben wir den Krieg. Irgend was
Venedettihaftes wird sich doch am Ende finden lassen, und Ems liegt unter
Umständen überall in der Welt".
Gryczinsli zwirbelte mit der Linken an der breitesten Stelle seines
Backenbartes und sagte: „Schwager, Du stehst zu sehr unter Börsengerüchten,
um nicht zu sagen unter dem Einfluß der Börsenspeculation. Ich versichere
Dich, es ist lein Wölkchen an: Horizont, und »venu wir zur Zeit wirklich
einen Kriegsplan ausarbeiten, so betrifft er höchstens die hypothetische Be-
stimmung der Stelle, wo Nußland und England zusammenstoßen und ihre
große Schlacht schlagen werden".
Beide Damen, die von der entschiedensten Friedenspartei waren, die
brünette weil sie nicht gern das Vermögen, die blonde weil sie nicht gern
den Mann einbüßen wollte, jubelten dem Sprecher zu, während der Polizei-
rath, immer kleiner werdend, bemerkte: „Bitte dem Herrn Major meine ge-
horsamste Zustimmung aussprechen zu dürfen und zwar von ganzem Herzen
und von ganzem Gemüthe". Wobei gesagt weiden muß, daß er mit Vor-
liebe von seinem Gemüthe sprach. „Ueberhaupt", fuhr er fort, „nichts falscher
und irriger, als sich Seine Durchlaucht den Fürsten, einen in Wahrheit fried-
liebenden Mann, als einen Kanonier niit ewig brennender Lunte vorzustellen,
jeden Augenblick bereit das Kruppsche Monstre-Geschütz eines europäischen
Krieges auf gut Glück hin abzufeuern. Ich sage^ nichts falscher und irriger
als das. Hazardiren ist die Lust derer, die nichts besitzen, weder Vermögen
noch Ruhm. Und der Fürst besitzt beides. Ich wette, daß er nicht Lust
hat, seinen hochaufgespeicherten Doppelschatz immer wieder auf die Kriegskarte
zu setzen. Er gewann 64 (nur eine Kleinigkeit), duublirte 66 und triplirte
70, aber er wird sich hüten, sich auf ein six-le-va einzulassen. Er ist ein
sehr belesener Mann und kennt ohne Zweifel das Märchen vom „Fischer un
sine Fru ..."
„ . . . Dessen pikante Schlußwendung uns unser polizeiräthlicher Fremid
hoffentlich nicht vorenthalten will", bemerkte Van der Straaten, in dem sich
der Uebermuth der Tafelstimmung bereits zu regen begann.
Aber der Polizeirath, während er sich wie zur Gewährleistung jeder
Sicherheit gegen die Damen hin verneigte, ließ das Märchen und seine
notorische Schlußzeile fallen und sagte nur: „Wer alles gewinnen will, ver-
liert alles. Und das Glück ist noch launenhafter als die Damen. Ja, meine
Damen, als die Damen. Denn die Launenhaftigkeit, ich lebe selbst in einer
glücklichen Ehe, ist das Vorrecht und der Zauber ihres Geschlechts. Der
Fürst hat Glück gehabt, aber gerade weil er es gehabt hat ..."
„ . . Wird er sich hüten, es zu versuchen", schloß mit Emphase der
Legationsrath, der ersichtlich nur auf ein Stichwort gewartet hatte. „Ter

Fürst hat Glück gehabt, versichert uns unser Freund Reifs mit polizeiräthlich
unschuldiger Miene. Glück gehabt! Allerdings. Aber nicht ein einfaches
und gewöhnliches, sondern ein stupendes, ein nie dagewesenes Glück. Eines
das in seiner colossalen Größe den Mann selber wegfrißt und verschlingt.
Und so wenig ich geneigt bin, ihm dies Glück zu mißgönnen, ich kenne keine
Mißgunst, so reizt es mich doch einen Heroen-Cultus an dieses Glück ge-
knüpft zu fehen. Er wird überschätzt, sag' ich. Glauben Sie mir, er hat etwas
Plagilltorisches. Es mögen sich Erklärungen finden lassen, meinetwegen auch
Entschuldigungen, eines bleibt: er wird überschätzt. Ja, meine Freunde, den
Heroencultus haben wir und den Göttercultus werden wir haben. Bildsäulen
uud Denkmäler sind bereits da, und die Tempel werden kommen. Und in
einem dieser Tempel wird sein Bildniß sein, und Göttin Fortuna ihm zu
Füßen. Aber man wird es nicht den Fortuna-Tempel nennen, sondern den
Glückstcmvel. Ja, den Glückstempcl, meine Freunde, denn es wird darin gespielt,
hoch gespielt, und unser vorsichtiger Freund Reifs hat es mit seinem «ix-le-v»,
bester getroffen, als er weiß. Alles Spiel und Glück, fag' ich, und daneben ein
unendlicher Mangel an Erleuchtung, an Gedanken und vor allem an großen
schöpferischen Ideen".
„Aber lieber Legationsrath", unterbrach hier Van der Straaten, „es
liegen doch einige Kleinigkeiten vor: Hmauswerfung Österreichs, Aufbau
des deutschen Reiches . . . ."
.... Ecrasirung Frankreichs und Dethronisirung des Papstes! Pah,
Van der Straaten, ich kenne die ganze Litanei. Wem aber haben wir dafür
zu danken, wenn überhaupt dafür zu danken ist? Wem? Einer ihm feind-
lichen Partei, feindlich .ihm und mir, der er ihren Schlachtruf genommen
hat. Er hat etwas Plagilltorisches, sag ich, er hat sich die Gedanken anderer
einfach angeeignet, gute und schlechte, und sie mit Hilfe reichlich vorhandener
Mittel in Thaten umgesetzt. Das konnte schließlich jeder von uns: Gabler,
Elimar. Du, ich, Reist . . . ."
„Ich möchte doch bitten , ."
„In Thaten umgesetzt", wiederholte Duquede. „Ein Umsatz- und
Wcchselgeschäft, das ich haste, so lange nicht der selbsteigene Gedanke dahinter
steht. Aber Thaten mit gar keiner oder mit erheuchelter oder mit erborgter
Idee haben etwas Rohes und Brutales, etwas Dschingisthanartiges. Und
ich wiederhole, ich' hasse solche Thaten, am meisten aber hast' ich sie, wenn
sie die Begriffe verwirren und die Gegensätze mengen, und wenn wir es
erleben müssen, daß sich hinter den altehrwürdigen Formen unseres staats-
erhaltenden Princips, hinter der Maske des Conservatismus, ein revolutionärer
Nadicalismus birgt. Ich sage Dir, Van der Straaten, er segelt unter
falscher Flagge. Und eines seiner einschlägigsten Mittel ist der beständige
Flaggenwechsel. Aber ich Hab ihn erkannt und weiß, was seine eigentliche
Flagge ist. . . ."
„Nennen . ."

„Tic schwarze".
„Also die Piratcnflagge?"
„Die Piratenflaggc. Ja, Sic werden dessen über kurz oder laug alle gewahr werden. Und ich sage Dir, Van der Straaten, und Ihnen Reifs, der Sie's morgen in Ihr schwarzes Buch eintragen können, meinetwegen, denn ich bin ein altmärtischer Edelmann nnd habe den Dienst dieses mir widerstrebenden Eigennützlings längst quittirt, ich sag es jedem, alt oder jungi sehen Sic sich vor. Ich warne Sie vor Täuschung, vor allem aber vor Ucbcrschätzung dieses falschen Ritters, dieses Glücks-Tempelherrn, an den die blöde Menge glaubt, weil er die Jesuiten aus dem Lande geschafft hat. Aber wie steht es damit? Die Bösen sind wir los, der Böse ist geblieben".
Gryczinski hatte mit vornehmen Lächeln zugehört, Van der Straaten indeß, der, trotzdem er eigentlich ein Bismarck-Schwärmer war, in seiner Eigenschaft als tritiksüchtiger Berliner nichts Reizenderes kannte, als Größen-Niedcrmctzelung und Generalnivellirung, immer vorausgesetzt, daß er selber als einsam überragender Vcrgkegel übrig blieb, grüßte zu Duquede hinüber und rief einem der Diener zu. dem Legationsrath, der sich geopfert habe, noch einmal von der letzten Schüssel zu präscntiren.
„Eine spanische Zwiebel, Duquede. Nimm. Das ist etwas für Dich. Scharf, scharf. Ich mache mir nicht viel aus Spanien, aber um zweierlei bcncid' ich es: um seine Zwiebeln und um seinen Murillo".
„Ueberrascht mich", sagte Gabler. „Und am meisten dabei die Dir entschlüpfte Murillo- will also sagen Madonnen-Bcwundrung".
„Nicht entschlüpft, Arnold, nicht entschlüpft. Ich unterscheide nämlich, wie Tu wissen solltest, kalte und warme Madonnen. Die kalten sind mir allerdings verhaßt, aber die warmen Hab' ich desto lieber. ^V la donne limir«, die berauschen mich, und ich fühl' es in allen Fingerspitzen, als ob cs clfcr Rheinwein wäre. Und zu diesen glühenden und sprühenden zähl' ich all diese spanischen Immaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondsichel steht, und um ihr dunllcs Gewand her leuchten goldene Wollen und Engelsköpfc. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und so blickt sie brünstig oder sagen wir lieber inbrünstig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brutofen von Heiligkeit".
„In einem Brütofen von Heiligkeit", wiederholte der Polizeirath, in dessen Augcu cs heimlich und verstohlen zu zwinkern begann. „In einem Brutofen! O, das ist magnifique, Van der Straaten, und eine Andeutung, die jeder von uns, nach dem Maaße seiner Erkenntniß, interpretiren und weiterspinnen kann".
Beide junge Frauen, einigermaßen überrascht ihren sonst so zurückhaltenden Freund ans dieser Messerschneide balancircn zu sehen, trafen sich mit ihren Blicken und Melanie rasch erkennend, daß es sich jeden Moment um eine jener Katastrophen handeln könne, wie sie bei den commercicuräthlichcn

Diners eben nicht allzu selten waren, suchte vor Allem von dem heiklen
Mnrillc-Thema loszukommen, was, bei Van der Straateus Eigensinn, aller-
dings nur durch eine geschickte Diversion geschehen tonnte. Und solche
Diversion ermöglichte sich denn auch, indem Melanie mit anscheinender Unbe-
fangenheit hinwarf: „Van der Straalen wird mich auslachen, in Bild und
Mlllerfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber ich muß ihni offen be-
kennen, daß ich mich, wenn seine gewagte Madounen-Eintheilung überhaupt
acccvtirt weiden soll, ohne Weiteres für eine von ihm ignorirte Mittel-Gruppe,
nämlich für die temperirten entscheiden würde. Die Tizianischen scheinen mir
diese wohlthuend gemäßigte Temperatur zu haben. Ich lieb' ihn überhaupt".
„Ich auch, Melanie. Brav, brav. Ich Hab' es immer gesagt, daß ich
noch einen Kuustprofessor in Dir großziehe. Nicht wahr, Arnold, ich Hab'
es gesagt? Beschwör' es. Eine Schwur-Bibel ist nicht da, aber wir haben
Reiff, und ein Polizeirath ist immer noch so gut wie ein Evangelium.
Tu lachst, Schwager; natürlich; Ihr merkt es nicht, aber wir. Uebrigens
hat Reiff ein leeres Glas. Und Eliniar auch. Friedrich, alter Pomuchels-
kopf, steh nicht in Liebcsgcdanken. ^Uonz outaut8. Wo bleibt der Mouct?
Flink, sag' ich. Bei den Gebeinen des unsterblichen Roller, ich lieb' es
nicht, meinen Champagner in den letzten fünf Minuten in kümmerlicher
Renommage schäumen zu sehen. Und noch dazu in diesen vermaledeiten
Spitzgläsern, mit denen ich nächstens kurzen Proceß machen werde. Das
sind Rechnungs- aber nicht Commercienraths-Glaser. Und mit dem Tizian,
Melanie, hast Du doch Unrecht. Das heißt halb. Er versteht sich auf
alles Mögliche, nur nicht auf Madonnen. Auf Frau Venus versteht er sich.
Das ist seine Sache. Fleisch, Fleisch. Und immer lauert irgendwo der
kleine liebe Bogenschütze. Pardon, Elimar, ich bin nicht für Massen-Amors
auf Tischkarten, aber für den Einzel-Amor bin ich und ganz besonders für
den des Tizillnischen rothen Ruhebetts mit zurückgezogener grüner Damast-
gardine. Ja, meine Herrschaften, da gehört er hin, und immer ist er
wieder reizend, ob er ihr zu Häupten oder zu Füßen sitzt, ob er hinter dem
Bett oder der Gardine hervortust, ob er seinen Bogen eben gespannt oder
eben abgeschossen hat. Und was ist vorzuziehen? Eine feine Frage, Reiff.
Ich denke mir, wenn er ihn spannt . . . Und diese ruhende linke Hand mit
dem ewigen Spitzentaschentuch. O, süperbe. Ja, Melanie, den Tag will
ich Deine Betehrung feiern, wo Du mir zugestehst: 8uu2n cui^ue, dem
Tizian die Venus und dem Murillu die Madonna".
„Ich fürchte, Van der Straaten, da wirst Du lange zu warten haben,
und am längsten auf meine Murillo-Bekehrung. Denn diese gelben Dunst-
wolken, aus denen etwas inbrünstig Gläubiges in seelisch-sinnlicher Verzückung
aufsteigt, sind mir unheimlich. Es hat die Grenze des Bezaubernden über-
schritten und statt des Bezaubernden find' ich etwas Behexendes darin".
Gryczinsti nickte leise der Schwägerin zu, während jetzt Elimar das
Glas erhob und uni Erlaubnis; bat, nach dem cbeu gehörten Wort einer

echt deutschen Frau, („Französin" schrie Van der Straaten dazwischen), auf
das Wohl der schönen und liebenswürdigen Dame des Hauses anstoßen zu
dürfen. Und die Gläser klangen zusammen. Aber in ihren Zusammenklang
mischte sich für die schärfer Hörenden schon etwas wie Zittern und Miß-
accord, und che noch das allgemeine Lächeln verflogen war, das des Polizci-
rciths hielt sich am längsten, brach Van der Straaten durch alle bis dahin
mühfam eingehaltenen Gehege durch und debutirte 'mal wieder ganz als er
selbst. Er sei, so hob er an, leider nicht in der Lage, der für die „Frau
Eommcrcienräthin" gewiß höchst werthvollen Zustimmung seines Freundes
Elimlli Schulze (wobei er Vor- und Zunamen gleich ironisch betonte)
seinerseits zustimmen zu können. Es gäbe freilich einen Gegensah von
Vezauberung und Behexung, aber manches in der Welt gelte für Behexung
was Bezauberung und noch mehr gelte für Vezauberung was Behexung sei.
Und er bitte sagen zu dürfen, daß er es seinerseits mit der Consequenz
halte und mit Farbe bekennen, und nicht mit heute so und morgen so. Am
verdrießlichsten aber sei ihm zweierlei Maaß".
Er hielt hier einen Augenblick inne und war vielleicht überhaupt gewillt,
es bei diesen Allgemeinsätzen bewenden zu lassen. Aber die junge Gryczinska,
die sich, nach Art aller Schwägerinnen etwas heraus nehmen durfte, sah
ihn jetzt, in plötzlich wiedererwachtem Muthe, keck und zuversichtlich an, und
bat ihn doch aus seinen Oratelsprüchen heraus und zu bestimmteren Er-
klärungen übergehen zu wollen.
„O gewiß, meine Gnädigste" sagte der jetzt immer, hitziger werdende Van
der Straaten. „O gewiß, mein geliebtes Rothblond. Ich stehe zu Befehl und
will aus allen Oratulosen und Miratulosen heraus, und will in die
Trompete blasen, daß ihr aus Eurer Dämmrung und meinetwegen auch aus
Eurer Götterdämmrung erwachen sollt', als ob die Feuerwehr vorüber führe".
„Ah" fagte Melanie, die jetzt auch ihrerseits alle Ruhe zu verlieren
begann, „Also da hinaus soll es".
,.Ia, süßer Engel, da hinaus. Da. Ihr stellt Euch stolz und gemüth-
lich auf die Höhen aller Kunst und zieht als reine <7i»8ts äiva am Himmel
entlang, als ob ihr von Ozon und Keuschheit leben wolltet. Und wer ist
Euer Abgott? Ter Ritter von Bayreuth, ein BeHexer wie es nur je einen
gegeben hat. Und an diesen Tannhäuser und Venusberg »Mann setzt ihr,
als ob ihr wenigstens die Voggenhuber wäret, Eurer Seelen Seligkeit und
singt und spielt ihn Morgens, Mittags und Abends. Oder dreimal täglich,
wie auf Euren Pillenschachtcln steht. Und Euer Elimar immer mit. Und
sein ewiger Sammtrock wird ihn auch nicht retten. Nicht ihn und nicht Euch.
Oder wollt Ihr mir das Alles als himmlischen Zauber kredenzen? Ich sag
Euch, fauler Zauber. Und das ist es, was ich zweierlei Maaß genannt habe.
Den Murillo-Zauber möchtet Ihr zu Hexerei stempeln und die Wagner-
Hexerei möchtet Ihr in Zauber verwandeln. Ich aber sag Euch, es liegt
umgekehrt, und wenn es nicht umgekehrt liegt, so sollt Ihr mir wenigstens

keinen Unterschied machen. Denn es ist schließlich Alles ganz egal und mit
Permission zu sagen alles Jacke . . ."
Der aus der vergleichendsten Kleidcrsprache genommene Berolinismus,
mit dem er seinen Satz abzuschließen gedachte, wurd' auch wirtlich gesprochen,
aber er verklang in einem Getöse, das der Major durch einen general-
siäbleiisch geschickt combinirtcn Angriff von Glasertlopfen und Stuhlrücken
in Scene zu setzen gewußt hatte. Zugleich begann er: „Meine verehrten
Freunde, das Wort Hexenmeister ist gefallen. Ein vorzügliches Wort! So
lassen wir sie denn leben, Alle diese Tannhauser, wobei sich Jeder das
Seine denken mag. Ich trinke auf das Wohl der Hexenmeister. Denn alle
Kunst ist Hexerei. Rechten wir nicht mit dem Wort. Was sind Worte?
Schall und Rauch. Stoßen wir an. Hoch hoch".
Und mit einer wohlgemeinten Kraftanstrengung, in der jetzt jeder zitternde
Ton fehlte, wurde zugestimmt, namentlich auch von Seiten der beiden
Maler, und kaum Einer war da, der nicht an eine glücklich beseitigte Gefahr
geglaubt hatte. Aber mit Unrecht. Van der Straatcn, absolut unerzogen,
konnte, vielleicht weil er dies Manco fühlte, nichts fo wenig ertragen, als auf
Unerzogcnheiten aufmerksam gemacht zu werden; er vergaß sich dann ganz
und gar, und der Dünkel des reichen Mannes, der gewohnt wa< zu helfen,
nach allen Seiten hin zu helfen, stieg ihm dann zu Kopf und fchlug in
Wellen über ihm zusammen. Und so auch jetzt. Er erhob sich und sagte:
„Coupirungen sind etwas Wundervolles. Keine Frage. Ich beispielsweise
coupire Coupons. Ein inferiores Geschäft, das unter Umständen nichts-
destoweniger einen Anspruch darauf gicbt, gegen Wort- und Rede - Coupirungen
gesichert zn sein, namentlich gegen solche, die reprimandiren und erziehen
wollen. Ich bin erzogen".
Er hatte mit vor Erregung zitternder Stimme gesprochen, aber mit
zugekniffenem Auge fest zu dem Major hinübergeschen. Dieser, ein voll-
kommener Weltmann, lächelte vor sich hin, und blinkte nur leise den beiden
Damen zu, daß sie sich beruhigen möchten. Dann ergriff er sein Glas ein
zweites Mal, gab seinen Zügen, ohne sich sonderlich anzustrengen, einen
freundlichen Ausdruck und sagte zu Van der Straaten: ,,Es ist soviel von
Coupiren gesprochen worden; coupiren wir auch das. Ich lebe der festen
Ueberzeugung..."
In eben diesem Augenblicke sprang der Pfrovfen von einer der im Wein-
tühler stehenden Flaschen und Gryczinsli, rasch den Vortheil erspähend, den
er aus diesem Zwischenfalle ziehen tonnte, brach inmitten des Satzes ab und
sagte nur, während er unter leiser Verbeugung seines Schwagers Glas füllte:
„Friede sei ihr erst Geläute!"
Solchem Appell zu widerstehen, war Van der Straaten der letzte.
„Mein lieber Gryczinski" hob er in plötzlich erwachter Sentimentalität an,
„wir verstehen uns, wir haben uns immer verstanden. Gieb mir Deine
Hand. Lacrymae Christi, Friedrich! Rasch. Das Beste daran ist freilich

der Name. Aber er hat ihn nun 'mal. Jeder hat nun mal das Seine,
der Eine Dies, der Andre Das".
„Allerdings", lachte Gabler.
„Ach Arnold, Du überschätzt das, Glaube mir, der Selige hatte Recht.
Gold ist nur Chimäre. Und Elimar würd' es mir bestätigen, wenn es
nicht ein Satz aus einer überwundenen Oper wäre. Ich muß sagen, leider
überwunden. Denn ich liebe Nonnen, die tanzen. Aber da lommt die
Flasche. Laß nur Staub und Spinnweb. Sie muß in ihrer ganzen unab-
gepuhten Heiligkeit verbleiben. Lacrymae Christi. Wie das klingt!"
Und die frühere Heiterkeit kehrte wieder oder schien wenigstens wieder-
zukehren, und als Van der Straaten furtfuhr, in wahren Ungeheuerlichkeiten über'
Christusthränen, Erlöserblut und Versöhnungswein zu sprechen, durfte Melanie
schließlich die Bemerkung wagen: „Du vergißt, Ezel, daß der Polizeirath
katholisch ist".
„Ich bitte recht sehr", sagte Reiff, als ob er auf etwas Unerlaubtem
ertappt worden wäre.
Van der Straaten aber verschwor sich hoch und theuer, daß ein vierzig
Jahre lang treu geleisteter Sicherheitsdienst, über alles confessionelle Plus
oder Minus hinaus entscheidend sein und vor dem Richterstuhle der Ewigkeit
angerechnet werden müsse. Und als bald darauf die Glaser abermals ge-
füllt und geleert worden waren, rückte Melanie den Stuhl und man erhob
sich, um ini Nebenzimmer den Kaffee zu nehmen.

VI. Auf den: Heimwege.

Die Kaffeestunde verlief ohne Zwischenfall, und es war bereits gegen
zehn, als der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Diese
Meldung galt dem Gryczinski'schen Paare, das, an den Diner-Tagen, seine
Heinifahrt in der ihm bei diefer Gelegenheit ein- für allemal zur Verfügung
gestellten commercienräthlichen Equipage zu machen pflegte. Mäntel und
Hüte wurden gebracht, und die schöne Iacobine, Hals und Kopf in ein
weißes Filettuch gehüllt, stand alsbald in der Mitte des Kreises und wartete
lachend und geduldig auf die beiden Maler, denen Gryczinski noch im letzten
Augenblicke verbindlicherweise die Mitfahrt angeboten hatte. Das Pailamcn-
tiren darüber wollte kein Ende nehmen, und erst als man unten am Wagen-
schlage stand, entschied sich's und Gabler placirte sich ohne Weiteres auf den
Rücksitz, während Elimar mit einem kräftigen Turnerschwunge seinen Platz
auf dem Bocke nahm, angeblich aus Rücksicht gegen die Wagen-Insassen,
in Wahrheit aus eigener Bequemlichkeit und Neugier. Er sehnte sich nämlich
nach einem Gespräche mit dem Kutscher.
Dieser, auch noch ein Erbstück aus des alten Van der Straaten Zeiten
her, führte den unkutschcrlichen Namen Emil, der jedoch seit lange seinen
Verhältnissen angepaßt und in ein plattdeutsches „Ehm" abgekürzt worden
war. Mit um so größerem Recht, als er wirtlich in Fritz Neuter'schen

Gegenden das Licht der Welt erblickt und sich bis diesen Tag, neben seinem Berliner Jargon, einen Rest heimathlicher Sprache conservirt hatte. Elimar, einer seiner Bevorzugten, nahm gleich im eisten Momente des Zurechtrücken?' ein mehrllappiges Lederfutteral heraus, steckte dem Alteu eine der obenauf-liegenden Cigarren zu und sagte vertraulich „für'n Rückweg, Ehm".
Dieser fuhr mit der Rechte» dautend an seinen Kutscherhut. und damit waren die Präliminarien geschlossen.
Als sie bald darauf bei der Normaluhr auf dem Spittelmarkte vorüber kamen, und in eine der schlcchtgeftflasterten Seitenstraßen einbogen, hielt Elimar den ersehnten Zeitpunkt für gekommen und sagte:
„Ist denn der neue Herr schon da?"
„Ter Frankfurtsche? Ne, noch nich, Herr Schulze.
„Na, dann muß er aber doch bald. . ."
„I, woll. Bald muß er. Ich denke, so nächste Woche. Un de Stuben sind ooch all tapzirt. Iott, se duhn ja, wie wenn't cn Prinz war', erst der Herr un nu ooch de Inädgc. Un Christel meent, he fall man cn Iüdscher sinn".
„Aber reich. Und Offizier. Das heißt bei der Landwehr oder so".
„Is et möglich?"
„Und er soll auch singen".
„Ja, singen wird er woll".
Elimar war eitel genug, an dieser letzteren Acnßerung Anstoß zu nehmen und da sich's gerade traf, daß in eben diesem Augenblicke der Wagen aus dem Wllllstraßen-Portal auf den abcndlichstillen Opernplatz einbog, so gab er das Gespräch um so lieber auf, als er nicht wollte, daß dasselbe von den Insassen des Wagens verstanden würde.
Von Seiten dieser war bis dahin lein Wort gewechselt worden, nicht m^ Verstimmung, sondern nur aus Rücksicht gegen die juuge ,Frau, die, herzlich froh über den zur Hälfte frei gebliebenen Rücksitz, ihre kleinen Füße gegen das Polsterkissen gestemmt und sich bequem in deil Fond des Wagens zurückgelehnt hatte. Sie war gleich beim Einsteigen ersichtlich müde gewesen, hatte, wie zur Entschuldigung, etwas von Champagner und Kopf-weh gesprochen, das Filet-Tuch dabei hoher gezogen und ihre Augen geschlossen. Erst als sie zwischen dem Palais und dem Friedrichs-monumente hinfuhren, richtete sie sich wieder auf, weil sie jenen Nller-loyalsten zugehölte, die sich schon beglückt fühlen, einen bloßen Schattenriß an dem herabgelassenen Vorhange des Eckfensters gesehn zu haben. Und wirtlich sie sah ihn und gab in ihrer reizend«,, halb kindlich, halb koketten Weise, der Freude darüber Ausdruck.
Ihr Geplauder hatte noch nicht geendet, als der Wagen am Branden-burger Thore hielt. Im Nu waren beide Maler, deren Weg hier abzweigte, von ihren Plätzen herunter und empfahlen sich dankend dem liebenswürdigen

Paare, das nun seinerseits durch die breite Schräg-Allee auf das Sieges-
denlmal und die dahinter gelegene Nlsenstraße zufuhr.
Als sie mitten auf dem von bunten Lichtern überstrahlten Platze waren,
schmiegte sich die schöne junge Frau zärtlich an ihren Gatten und sagte:
„War das ein Tag, Otto. Ich habe Dich bewundert".
„Es lvurde mir leichter, als Du denkst. Ich spiele mit ihm. Er ist
ein altes Kind".
„Und Melanie! .... Glaube mir, sie fühlt es. Und sie thut mir
leid. Du lächelst so. Dir nicht?"
„Ja und nein, m» cliöro. Man hat eben nichts umsonst in der Welt.
Sie hat eine Villa und eine Bildergalerie . . . ."
„Aus der sie sich nichts macht. Du weißt ja, wie wenig sie daran
hängt . . . ."
„Und hat zwei reizende Kinder . . . ."
„Um die ich sie fast beneide".
„Nun, siehst Du", lachte der Major. „Ein Jeder hat die Kunst zu
lernen, sich zu bescheiden und einzuschränken. War' ich mein Schwager, so
würd' ich sagen . . . ."
Aber sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß, und im nächsten
Augenblicke hielt der Wagen.
Die beiden Räthe von der Legation und der Polizei waren an der
Ecke des Petri-Platzes in eine Droschke gestiegen, um bis an das Potsdamer
Thor zu fahren. Von hier aus wollten sie den Rest des Weges, um der
frischen Nbcndluft willen, zu Fuß machen. In Wahrheit aber hielten sie
blos zu dem Satze, „daß man im Kleinen sparen müsse, um sich im Großen
lcgitimiren zu können", wobei leider nur zu bedauern blieb, daß ihnen die
„großen Gelegenheiten" entweder nie gekommen, oder regelmäßig von ihnen
versäumt worden waren.
Unterwegs, so lange die Fahrt dauerte, war kein Wort gewechselt
worden, und erst beim Aussteigen hatte, bei der nun nöthig werdenden
Division von 2 in L, ein Gespräch begonnen, das alle Parteien, mit
Ausnahme des Kutschers, zufrieden gestellt zu haben schien. Beide Räthe
hüteten sich deshalb auch, sich nach dem letzteren umzusehen, vor allem
Tuquede, der ein abgeschworener Feind aller Platzlibergänge mit Eisenbahn-
schienen und Pferdebahn-Geklingel, überhaupt erst wieder in Ruhe kam, als
er die schon frisch in Knospen stehende Bellevuestraße glücklich erreicht hatte.
Reifs folgte, schob sich artig und respectvoll an die linke Seite des
Legationsrathes und sagte Plötzlich und unvermittelt:
„Es war doch wieder eine recht peinliche Geschichte heute. Finden
Tie nicht? Und ehrlich gestanden, ich begreif' ihn nicht. Er ist doch nun

Fünfzig und drüber und sollte sich die Hörner abgelaufen haben. Aber er ist und bleibt ein Durchgänger".
„Ja", sagte Duquede, der einen Augenblick still stand, um Athen! zu schöpfen, „etwas Durchgangerisches hat er. Aber, lieber Freund, warum soll er es nicht haben? Ich taxir' ihn auf eine Million, seine Bilder ungerechnet, und ich sehe nicht ein, warum einer in seinem eigenen Haus' und an seinem eigenen Tisch' nicht sprechen soll, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich bekenn' Ihnen offen, Reiff, ich freue mich immer, wenn er mal so zwischenfährt. Der Alte war auch so, nur viel schlimmer, und es hieß schon damals, vor vierzig Jahren: „Es sei doch ein sonderbares Haus und man tonne eigentlich nicht hingehen". Aber uneigentlich ging Alles hin. Und so war es, und so ist es geblieben".
„Es fehlt ihm aber doch wirklich an Bildung und Erziehung".
„Ach, ich bitte Sie, Reiff, gehen Sie mir mit Bildung und Erziehung. Tas sind so zwei ganz moderne Wörter, die der „Große Mann" aufgebracht haben tonnte, fo fehr Haff' ich sie. Bildung und Erziehung. Erstlich ist es in der Regel nicht viel damit, und wenn es 'mal was ist, dann ist es auch noch nichts. Glauben Sie mir, es wird überschätzt. Und es kommt auch nur bei uns vor. Und warum? Weil wir nichts Besseres haben. Wer gar nichts hat, der ist gebildet. Wer aber so viel hat, wie Van der Straaten, der braucht all die Dummheiten nicht. Er hat einen guten Verstand uud einen guten Witz, und was noch mehr sagen will, einen guten Credit. Bildung, Bildung. Es ist zum Lachen".
„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben, Duquede. Ja, wenu es geblieben wäre, wie früher. Iunggefellen-Wirthschaft. Aber nun hat er die junge Frau geheirathct, jung und schön und klug ..."
„Nu, nu, Reiff. Nur nicht extravagant. Es ist damit nicht so weit her, wie Sie glauben; sie ist 'ne Fremde, französische Schweiz, und an allem Fremden verkuckeu sich die Berliner. Das ist wie Amen in der Kirche. Sie hat so ein bischen Genfer Chic. Aber was will das am Ende sagen? Alles was die Genfer haben, ist doch auch blos aus zweiter Hand. Und nun gar klug. Ich bitte Sie, was heißt klug? Er ist viel tlüger. Oder glauben Sie, daß es auf 'ne französische Vocabel ankommt? oder auf den Erlkönig? Ich gebe zu, sie hat ein paar niedliche Manierchen und weiß sich unter Umständen ein Air zu geben. Aber es ist nicht viel dahinter, alles Firlefanz, und wird kolossal überschätzt".
„Ich weiß doch nicht ob Sie Recht haben" wiederholte der Polizeirath. „Und dann ist sie doch schließlich von Familie".
Duquede lachte. „Nein, Reiff, das ist sie nun schließlich nicht. Und ich sag' Ihnen, da haben wir den Punkt, auf den ich keinen Spaß verstehe. Caparoux. Es klingt nach 'was. Zugestanden. Aber was heißt es denn am Ende? Rothkapp oder Rothtappchcn. Das ist ein Märchennamc, aber

kein Adelsname. Ich habe mich darum gekümmert und nachgeschlagen. Und
im Vertrauen, Reifs, es giebt gar keine de Caparoux".
„Aber bedenken Sie doch den Major! Er hat alle Sorten Stolz und
wird sich doch schwerlich eine Mesalliance nachsagen lassen wollen".
„Ich kenn ihn besser. Er ist ein Streber. Oder sagen wir einfach,
er ist ein Generalstäbler. Ich hasse die ganze Gesellschaft, und glauben
Sie mir, Reift, ich weiß warum. Unsre Generalstäbler weiden überschaut,
kolossal überschätzt".
„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben", ließ sich der Polizeirath
ein drittes Mal vernehmen. „Bedenken Sie blos, was Stoffel gesagt hat.
Und nachher kam es auch so. Aber ich will nur von Gryczinski sprechen.
Wie liebenswürdig benahm er sich heute wieder! Wie liebenswürdig und
wie vornehm".
„Ah, bah, vornehm. Ich bilde mir auch ein zu wissen, was vornehm
ist. Und ich sage Ihnen, Reift, Vornehmheit ist anders. Vornehm! Ein
Schlaukopf ist er und weiter nichts. Oder glauben Sie, daß er die kleine
Rothblondine mit den ewigen Schmachtaugen geheirathet hat, weil sie Caparoux
hieß, oder meinetwegen auch de Caparoux? Er hat fie geheirathet, weil sie
die Schwester ihrer Schwester ist. Du himmlischer Vater, daß ich einem
Polizeirath solche Lection halten muß".
Der Polizeirath, dessen Schwachheiten nach der erotischen Seite hin
lagen, las aus diesen andeutenden Worten ein Liebesverhältniß zwischen dem
Major und Melanie heraus und sah den langen hagren Duquede von der
Seite her betroffen an.
Dieser aber lachte und sagte: „Nicht so, Reift, nicht so! Carriöre-
macher sind immer nur Courmacher. Nichts weiter. Es giebt heuzutage
Personen (und auch das verdanken wir nnsrem großen Neichsbaumeister,
der die soliden Werkleute fallen läßt oder bei Seite schiebt) es giebt, sag
ich, heutzutage Personen, denen alles Mittel zum Zweck ist.- Auch die Liebe.
Und zu diesen Personen gehört auch unser Freund der Major. Ich hätte
nicht sagen sollen, er hat die Kleine geheirathet, weil sie die Schwester ihrer
Schwester ist, sondern weil sie die Schwägerin ihres Schwagers ist. Er
braucht diesen Schwager, und ich sag Ihnen, Reift, denn ich kenne den
Ton und die Strömung oben, es giebt Weniges was nach oben hin so
empfiehlt wie das. Ein Schwagei-Eommercienrath ist nicht viel weniger werth,
als ein Schwiegervater-Commerzienrath und rangirt wenigstens gleich dahinter.
Unter allen Umständen aber sind Commercienräthe wie consolidirte Fonds,
aus die jeden Augenblick gezogen werden kann. Es ist immer Deckung da".
„Sie wollen also sagen ..."
„Ich will garnichts sagen, Reift . . . Ich meine nur so".
Und damit waren fie bis an die Vendlerstraße gekommen, wo beide
sich trennten. Reift ging auf die Von der Hcydt-Vrücke zu, während
Duquede seinen Weg in gerader Richtung fortsetzte.

Er wohnte dicht an der Hofjäger-Allee, sehr hoch, aber in einem sehr
vornehmen Hause.

VII. Lbenezer Rubehn.

Wenige Tage später hatte Melanie mit Kindern und Dienerschaft das
Stadthaus verlassen und die Thiergartcn-Villa bezogen. Van der Stranten
selbst machte diesen Umzug nicht mit und war, so sehr er die Villa liebte,
doch immer erst vom September ab andauernd draußen, weil er ein noch
leidenschaftlicherer Obstzüchtcr als Bildersammler war. Vis dahin erschien
er uur jeden dritten Tag als Gast und versicherte dabei jedem, der es hören
wollte, daß dies die stnudeuweis ihm nachgezahlten Flitterwochen seiner Ehe
seien. Melanie hütete sich wohl, ihm zu widersprechen, war vielmehr die
Liebenswürdigkeit selbst und genoß in den zwischenlicgendcn Tagen das Glück
ihrer Freiheit. Und dieses Glück war nm vieles größer, als man, ihrer
Stellung nach, die so dominircud und so frei schien, hätte glauben sollen. Denn
sie dominirte nur, weil sie sich zu zwingen verstand; aber dieses Zwanges
los und ledig zu sein, blieb doch ihr Wunsch, ihr beständiges, stilles Verlangen.
Und das erfüllten ihr die Sommcrtage. Da hatte sie Nuhc vor seinen
Liebcsbeweisen und seinen Ungcnirtheiten, nicht imnier, aber doch meist, nnd
das Vewußtsein davon gab ihr ein unendliches Wohlgefühl.

Und dieses Wohlgcfllhl steigerte sich noch in dem entzückenden und beinah
ungestörten Stillleben, dessen sie draußen genoß. Wohl liebte sie Stadt und
Gesellschaft nnd den Ton der großen Welt, aber wenn die Schwalben wieder
zwitscherten nnd der Flieder wieder zu knospen begann, da zog sie's doch in
die Park-Einsamkeit hinaus, die wiederum kaum eine Einsamkeit war, denn
neben der Natur, deren Sprache sie wohl verstand, hatte sie Bücher und
Musik, und — die Kiuder. Die Kinder, die sie während der Saison oft
tagelang nicht fah und an deren Aufwachsen und Lernen sie draußen in der
Villa den regsten Antheil nahm. Ja, sie half selber nach, in den Sprachen,
vor allem im Französischen, und durchblätterte mit ihnen Atlas und historische
Nilderbücher. Und an alles knüpfte sie Geschichten, die sie dem Gedächtnis;
der Kinder einzuprägen wußte. Denn sie war gcscheidt und hatte die Gabe,
von allem, worüber sie sprach, ein klares und anschauliches Bild zu geben.
Es waren glückliche stille Tage.

Möglich dennoch, daß es zn stille Tage gewesen wären, wenn das tiefste
Vedürfniß der Fraucnnatur: das Plaudcrbedürfniß, unbefriedigt geblieben wäre.
Aber dafür war gesorgt. Wie fast alle reichen Häuser, hatten auch die
Van der Straatens einen Anhang ganz-alter und halb-alter Damen, die zu
Weihnachten beschenkt und im Laufe des Jahres zu Kaffees und Landpartien
eingeladen wurden. Es waren ihrer sieben oder, acht, unter denen jedoch
zwei durch eine besonders intime Stellung hervorragten und zwar das kleine
verwachsene Fräulein Friederike von Cawcchti und das stattlich hochauf-
geschossene Elauier- und Singe-Fräulein: Anastasia Schmidt. Ihrer apart

bevorzugten Stellung entsprach es denn auch, daß sie jeden zweiten Osterfeierta g
durch Van der Straaten in Person befragt wurden, ob sie sich entschließen
könnten, seiner Frau während der Sommermonate draußen in der Villa
Gesellschaft zu leisten, eine Frage, die jedesmal mit einer Verbeugung und
einen, freundlichen „ja" beantwortet wurde. Aber doch nicht zu freundlich,
denn man wollte nicht verrathen, daß die Frage erwartet war.
Und beide Damen waren auch in diesem Jahre, wie herkömmlich, als
Olims» cl'Kounsni- installirt worden, hatten den Umzug mitgemacht, und
erschienen jeden Morgen auf der Veranda, um gegen neun Uhr mit den
Kindern das erste und um zwölf mit Melanie das zweite Frühstück zu nehmen.
Auch heute wieder.
Es mochte schon gegen eins sein und das Frühstück war beendet. Aber der
Tisch noch nicht abgedeckt. Ein leiser Luftzug, der ging und sich verstärkte,
weil alle Thüren und Fenster offen standen, bewegte das rothgemusterte Tisch-
tuch und von dem am andern Ende des Corridors gelegenen Musikzimmer
her hörte man ein Stück der Cramer'schen Clavierschule, dessen mangelhaften
Tact in Ordnung zu bringen, Fräulein Anastasia Schmidt sich anstrengte.
„Eins zwei, eins zwei". Aber Niemand achtete dieser Anstrengungen, am
wenigsten Melanie, die neben Fräulein Riekchen, wie man sie gewöhnlich hieß,
in einem Gartenstuhle saß und dann und wann von ihrer Handarbeit aufsah,
um das reizende Partbild, unmittelbar um sie her, trotzdem sie jeden kleinsten
Zug darin kannte, auf sich wirken zu lassen.
Es war selbstverständlich die schönste Stelle der ganzen Anlage. Denn
von hundert Gästen, die kamen, begnügten sich ueunundneunzig damit, den
Park von hier aus zu betrachten und zu beurtheilen. Am Ende des Haupt-
ganges, zwischen den eben ergrünenden Bäumen hin, sah man das Zittern
und Flimmern des vorüber ziehenden Stromes, aus der Mitte der überall
eingestreuten Rasenflächen aber erhoben sich Aloen und Bosquets und Glas-
kugeln und Bassins. Eines der kleineren plätscherte, während auf der Ein-
fassung des großen ein Pfauhahn saß und die Mittagssonne mit seinem
Gefieder einzusaugen schien. Tauben und Perlhühner waren bis in unmittel-
bare Nähe der Veranda gekommen, von der aus Riekchen ihnen eben Krumen
streute.
„Du gewöhnst sie zu sehr an diesen Platz" sagte Melanie. „Und wir
werden einen Krieg mit Van der Straaten haben".
„Ich fecht ihn schon aus", entgegnete die Kleine.
„Ja, Du darfst es Dir wenigstens zutrauen. Und wirklich, Riekchen,
ich könnte Moux werden, so sehr bevorzugt er Dich. Ich glaube, Du bist
der einzige Mensch, der ihm alles sagen darf, und so viel ich weiß, ist er
noch nie heftig gegen Dich geworden. Ob ihm Dein alter Adel imponirt?
Sage mir Deinen vollen Namen und Titel. Ich hör' es so gern und vergeß
es immer wieder".

„Aloysia Friederitc Sawat von Sawatzki, genannt Sattler von der
Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark".
„Wunderschön" sagte Melanie. „Wenn ich doch so heißen könnte!
Und Du kannst es glauben, Nietchen, das ist es, was einen Eindruck auf
ihn macht".
Alles das war in herzlicher Heiterkeit gesagt und von Rieckchen auch
so beantwortet worden. Jetzt aber rückte diese den Stuhl näher an
Melanie heran, nahm die Hand der jungen Frau und sagte: „Eigentlich
sollt' ich böse sein, daß Du Deinen Spott mit mir hast. Aber wer könnte
Dir böse sein!"
„Ich spotte nicht", entgegnete Melanie. „Du mußt doch selber finden,
daß er Dich artiger und rücksichtsvoller behandelt, als jeden andren Menschen".
„Ja", sagte jetzt das arme Fräulein und ihre Stimme zitterte
vor Bewegung. „Er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat. ein
viel besseres als mancher denkt und vielleicht auch als Du selber denkst.
Und er ist auch gar nicht so rücksichtslos. Er kann nur nicht leiden, daß
man ihn stört oder herausfordert, ich meine solche, die's eigentlich nicht
sollten oder dürften. Sieh, Kind, dann beherrscht er sich nicht länger, aber
nicht weil er's nicht könnte, nein, weil er nicht will. Und er braucht es
auch nicht zu wollen. Und wenn man gerecht sein will, er kann es auch
nicht wollen. Denn er ist reich, und alle reichen Leute lernen die Menschen
von ihrer schlechtesten Seite kennen. Alles überstürzt sich, erst in Dienst und
hinterher in Undank. Und Undank erndten, ist eine schlechte Schule für
Zartheit und Liebe. Und deshalb glauben die Reichen an nichts Edles und
Aufrichtiges in der Welt. Aber das sag' ich Dir und muß ich Dir immer
wieder sagen, Dein Van der Straaten ist besser als mancher denkt und als
Du selber denkst".
Es entstand eine kleine Pause, nicht ganz ohne Verlegenheit, dann nickte
Melanie freundlich dem alten Fräulein zu und sagte: „Sprich nur weiter.
Ich höre Dich gerne so".
„Und ich will auch", sagte diese. „Sieh, ich habe Dir schon gesagt,
cr behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat. Aber das ist es noch
nicht alles. Er ist auch so freundlich gegen mich, weil er mitleidig ist.
Und mitleidig sein, ist noch viel mehr als blos gütig sein und ist eigentlich
das Beste, was die Menschen haben. Er lacht auch immer, wenn er meinen
langen Namen hört, gerade so wie Du, aber ich Hab' es gern, ihn so
lachen zu hören, denn ich höre wohl heraus, was er dabei denkt und fühlt".
„Und was fühlt cr denn?"
„Er fühlt den Gegensah zwischen dem Anspruch meines Namens und
dem was ich bin: arm und alt und einsam, und ein bloßes Figürchen.
Und wenn ich sage Figürchen, so beschönige ich noch und schmeichle noch
mir selbst".
Melanie hatte das Battisttuch ans Auge gedrückt und sagte: „Du hast

Recht. Tu hast immer Recht. Aber wo nur Anastasia bleibt, die Stunde
nimmt ja gar kein Ende. Sie quält mir die Liddy viel zu sehr, und das
Ende vom Lied ist, daß sie dem Kind' einen Widerwillen beibringt. Und
dann ist es vorbei. Denn ohne Lieb' und ohne Lust ist nichts in der
Welt. Auch nicht einmal in der Musik . . . Aber da kommt ja Teich-
gräber und will uns einen Besuch anmelden. Ich bin außer mir. Hätte
viel lieber noch mit Dir weiter geplaudert".
In eben diesem Augenblicke war der alte Parthüter, der sich vergeblich
nach einem von der Hausdienerschaft umgesehen hatte, bis an die Veranda
herangetreten und überreichte eine Karte.
Melanie las: „Ebenezer Nubehn (Firma Jakob Rubchn und Söhne)
Lieutenant in der Reserve des 5. Dragoner-Regiments . . ."
„Ah, sehr willkommen ... Ich lasse bitten . . ." Und während
sich der Alte wieder entfernte, fuhr Melanie gegen das kleine Fräulein in
übermüthiger Laune fort: „Auch wieder einer, und noch dazu aus der
Referve! Mir widerwärtig, dieser ewige Lieutenant. Es giebt gar keine
Menschen mehr".
Und sehr wahrscheinlich, daß sie diese Betrachtungen fortgesetzt hätte,
wenn nicht auf dem Kiesweg ein Knirschen hörbar geworden wäre, das.
über das rasche Näherkommen des Besuchs keinen Zweifel lassen konnte.
Und so war es. Ini nächsten Augenblicke stand der Angemeldete vor
der Veranda und verneigte sich gegen beide Damen.
Melanie hatte sich erhoben und war ihm einen Schritt entgegen
gegangen. „Ich freue mich, Sie Zu sehen, Herr Rubchn, und bitte, Sic zunächst
mit meiner lieben Freundin und Hausgeuossin bekannt machen zu dürfen ....
Herr Ebenezer Rubehn, . . . Fräulein Friederike von Sawatzti!"
Ein flüchtiges Erstaunen spiegelte sich ersichtlich in Rubehns Zügen, das,
wenn Melanie richtig interpretirte, mehr noch dem kleinen verwachsenen
Fräulein, als ihr selber galt. Ebenezer war indessen Weltmann genug, uni
seines Erstaunens rasch wieder Herr zu werden, und sich ein zweites Mal
gegen die Freundin hin verneigend, bat er um Entschuldigung, seinen Besuch
auf der Villa bis heute hinausgeschoben zu haben.
Melanie ging leicht darüber hin, ihrerseits bittend, die Gemüthlichkeit
dieses ländlichen Empfanges und vor allem eines unabgeräumten Frühstücks-
tisches entschuldigen zu wollen. „Am» » la Fuyi'rL, oomms ä In FULi-i-6,
eine kriegerische Wendung, an die mir's im Uebrigen ferne liegt, ernsthafte
Kriegsgespräche knüpfen zu wollen".
„Gegen die Sie sich vielmehr unter allen Umständen gesichert haben
mochten", lachte Rubehn. „Aber fürchten Sic nichts. Ich weiß, daß sich
Tamen für das Eapitcl Krieg nur fo lange begeistern, als es Verwundete
zu pflegen giebt. Von dem Augenblick an, wo der letzte Kranke das
Lazareth verläßt, ist es mit dem Kriegseifcr vorbei. Und wie die Frauen
in allem Recht haben, so auch hierin. Es ist das Traurigste von der Welt,

immer wieder eine Turchschnittsheldengeschichte von zweifelhaftem Werth und noch zweifelhafterer Wahrheit hören zu muffen, aber es ist das Schönste was es giebt, zu helfen und zu heilen".
Melanie hatte, während er sprach, ihre Handarbeit in den Schooß gelegt und ihn fest und freundlich angefehe». „Ei, das lob' ich und hör' ich gern. Aber wer mit fo warmer Empfindung von dem Hofpitaldienst und dem Helfen und Heilen, das uns fo wohl kleidet, zu sprechen versteht, der hat diese Wohlthat wohl an sich selbst erfahren. Und fo plaudern Sie mir denn wider Willen, nach fünf Minuten fchon, Ihre Geheimnisse aus. Versuchen Sie nicht, mich zu widerlegen, Sie würden scheitern damit, und da Sie die Frauenherzcn so gut zu kennen scheinen, so werden Sie natürlich auch unsere zwei stärksten Seiten kennen: unseren Eigensinn und unser Räthselrathen- Wir errathen Alles . . . ."
„Und immer richtig?"
„Nicht immer, aber meist. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie Berlin finden, unsere gute Stadt, und unser Haus, und ob Sie das Zutrauen zu sich haben, in Ihrem Hofterler, dem eigentlich nur noch die Gitlerstäbe fehlen, nicht melancholisch zu werden. Aber wir hatten nichts Besseres. Und wo nichts ist, hat, wie das Sprichwort sagt . . ."
„O, Sie beschämen mich, meine gnädigste Frau. Jetzt erst, nach meinem Eintreffen, weiß ich, wie groß das Opfer ist, das Sie mir gebracht haben. Und ich darf füglich sagen, daß ich bei besserer Kenntniß ..."
Aber er sprach nicht aus und horchte plötzlich nach dem Hause hin, aus dem eben (die Musitstunde hatte schon vorher geschlossen) ein virtuoses und in jeder feinsten Nüancirung erkennbares Spiel, bis auf die Veranda herausllang. Es war „Wotans Abschied" und Rubehn erschien so hingerissen, daß es ihm Anstrengung kostete, sich loszumachen und das Gespräch wieder aufzunehmen. Endlich aber fand er sich zurück und sagte, während er sich abermals gegen Mielchen verneigte: „Pardon, meine Gnädigste. Hatt' ich recht gehört? Fräulein von Sawahti?"
Das Fräulein nickte.
„Mit einem jungen Offizier dieses Namens war ich einen Sommer über in Wildbad-Gastein zusammen. Unmittelbar nach dem Kriege. Ein liebenswürdiger, junger Cavalier. Vielleicht ein Anverwandter . . .?"
„Ein Vetter", sagte Fräulein Riekchen. „Es giebt nur wenige meines Namens und wir sind alle verwandt. Ich freue mich, aus Ihrem Munde von ihm zu hören. Er wurde noch in den» Nachspiel des Krieges verwundet, fast am letzten Tage. Bei Pontarlier. Und fehr fchwer. Ich habe lange nichts von ihm gehört. Hat er sich erholt?"
„Ich glaube sagen zu dürfen, vollkommen. Er thut wieder Dienst im Regiment, wovon ich mich, ganz neuerdings erst, durch einen glücklichen Zufall überzeugen konnte... Aber, mein gnädigstes Fräulein, wir werden unser Thema fallen lassen müssen. Nie gnädige Frau lächelt bereits und

bewundert die Geschicklichkeit, mit der ich, auf dem Umwege des Persönlichen,
in das Kriegsabenteuer und all seine Eonsequenzen einzumünden trachte.
Tarf ich also vorschlagen, lieber dem wundervollen Spiele zuzuhören, das . .
O, wie schade; jetzt bricht es ab . . "
Er schwieg, und erst als es drinnen still blieb, fuhr er iu einer ihm
sonst fremden, aber in diesem Augenblicke völlig aufrichtige» Emphase fort: „O,
meine gnädigste Frau, welch ein Iaubergarteu, in dem Sie leben. Ein
Pfau, der sich sonnt, und Tauben, so zahm und so zahllos, als wäre diese
Veranda der Marcusplatz oder die Insel Cypern in Person! Und dieser
plätschernde Strahl, und nun gar dieses Lied ... In der Thal, wenn
nicht auch der aufrichtigste Beifall unstatthaft und zudringlich sein tonnte..."
Er unterbrach sich, denn vom Corridore her waren eben
Schritte hörbar geworden und Melanie sagte mit einer halben Wendung:
„Ah, Anastasia! Du kommst gerade zu guter Zeit, um den Dank
und die Bewunderung unseres lieben Gastes und neuen Hausgenossen
nllerpersönlichst in Empfang zu nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich Sic
miteinander bekannt mache: Herr Ebenezer Rubehn, Fräulein Anastasia
Schmidt..." „Und hier meine Tochter Lydia", setzte Melanie hinzu, nach dem
schönen Kinde hinzeigend, das, auf der Thürschwelle, neben dem Musikfräulcin
stehen geblieben war und deu Fremden ernst und beinah feindselig musterte.
Rubehn bemerkte den Blick. Aber es war ein Kind, und so wandte
er sich ohne Weiteres gegen Anastasia, um ihr allerhand Schmeichelhaftes über
ihr Spiel und die Richtung ihres Geschmackes zu sagen.
Diese verbeugte sich, während Melanie, der kein Wort entgangen war,
auf's lebhafteste fortfuhr: „Ei, da dürfen wir Sie, wcun ich recht verstanden
habe, wohl gar zu den Unseren zählen? Anastasia, das träfe sich gut! Sie
müsse» nämlich wisse», Herr Rubehn, daß wir hier in zwei Lagern stehen und
daß sich das Van der Straaten'sche Haus, das nun auch das Ihrige sein wird,
in bildcrschwärmende Montecchi und musikschwarmeude Capuletti theilt. Ich,
tont u tliit Capulct und Julia. Doch mit untragischem Ausgang. Und ich
füge zum Ueberfluß hinzu, daß wir, Anastasia und ich, jener kleinen Gemeinde
zugehören, deren Namen und Mittelpunkt ich Ihnen nicht zu nennen brauche.
Nur Eines will ich auf der Stelle wissen. Und ich betrachte das als mein
weibliches Ncugiersrccht. Welcher seiner Arbeiten erkennen Sic den höchsten
Preis zu? Worin erscheint er Ihnen am bedeutendsten oder doch am eigenartigsten?"
„In den Meistersingern".
„Zugestanden. Und nun sind wir einig, und bei nächster Gelegenheit
können wir Van der Straaten und Gabler, und vor Allem den langen und
langweiligen Lcgationsrath in die Luft sprengen. Ten langen Tuqucde!
O, der steigt wie ein Nakctenstock. Nicht wahr, Anastasia?"
Rubehn hatte seinen Hut genommen. Aber Melanie, die dnrch die
ganze Begegnung ungewöhnlich erfreut und angeregt war, fuhr in wachsendem
Eifer fort: „Alles das sind erst Namen. Eine Woche noch oder zwei und

Sie weiden unsere kleine Welt kennen gelernt haben. Ich wünsche, daß Sie die Gelegenheit dazu nicht hinausschieben. Unsere Veranda hat fiir heute die Repräsentation des Hauses übernehmen müssen. Erinnern Sie sich, daß wir auch einen Flügel haben, und versuchen Sie bald und oft, ob er Ihnen paßt. H,u rsvoir".
Er tüßte der schönen Frau die Hand und unter gemessener Verbeugung gegen Riekchen und Anastasia verließ er die Tamen. llebcr Lydia sah er fort.
Aber diese nicht über ihn.
„Tu siehst ihm nach", sagte Melanie. „Hat er Dir gefallen?"
„Nein".
Alle lachten. Aber Lydia ging in das Haus zurück und in ihrem großen Auge stand eine Thrill«.

VIII. Auf der 5tralauer wiese.

Nach dem eisten Besuche Rubehns waren Wochen vergangen, und der günstige Eindruck, den er auf die Tamen gemacht hatte, war im Steigen geblieben, wie das Wetterglas. Jeden zweiten, dritten Tag erschien er in Gesellschaft Van der Straatens, der feinerfeits an der allgemeinen Vorliebe für den neuen Hausgenossen theilnahm, und nie vergaß, ihm einen Platz anzubieten, wenn er selber in seinem hochrädrigen Cabriolet hinausfuhr. Ein wolkenloser Himmel stand in jenen Wochen über der Villa, drin es mehr Lachen und Plaudern, mehr Medisiren und Musiciren gab, als seit lange.
Mit dem Musieiren vermochte sich Van der Straaten freilich auch jetzt nicht auszusöhnen, und es fehlte nicht an Wünfchen wie der „mit von der Schiffsmannschaft des fliegenden Holländers zu feiu", aber im Grunde genommen war er mit dem „anspruchsvollen Lärm" um vieles zufriedener, als er einräumen wollte, weil der von nun an in eine neue, gesteigerte Phase tretende Wllgncr-Eultus ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Lieblingsformen der Unterhaltung bot. Siegfried und Brunhilde, Tristan und Isolde, welche dankbaren Tummelfelder! Und es konnte, wenn er in Veranlassung dieser Themata, seinem Renner die Zügel schießen ließ, mitunter zweifelhaft erscheinen, ob die Musicirenden am Flügel oder er und sein Uebermuth die Glücklicheren waren.
Und so war Hochsommer gekommen und fast schon vorüber, als an einem wundervollen August-Nachmittage Van der Straaten den Vorschlag einer Land- und Wasser-Partie machte. „Nnbehn ist jetzt ein rundes Vierteljahr in unserer Stadt und hat nichts gesehen, als was zwischen unserem Eomtoir und dieser unserer Villa liegt. Er muß aber endlich unsere landschaftlichen Schätze, will sagen unsere Wasserflächen und Stromufer kennen lernen, erhabene Wunder der Natur, neben denen die ganze heraufgepuffte Main- und Rhein-Herrlichkeit vcrfchwindet. Also Treptow und Stralow, und zwar rasch, denn in acht Tagen haben wir den Stralauer Fischzug, der an

und für sich zwar ein liebliches Fest der Maien, im Uebrigen aber etwas
derb und nicht allzu günstig für Wiesewachs und frischen Rasen ist. Und sc»
proponir' ich denn eine Fahrt auf morgen Nachmittag. Angenommen?"
Ein wahrer Jubel begleitete den Schluß der Ansprache, Melanie sprang
auf, um ihm einen Kuß zu geben, und Fräulein Rielchen erzählte, daß es
nun gerade dreiunddreißig Jahre sei, seit sie zum letzten Mal in Treptow ge-
wesen, an einem großen Tobremontschen Feuerwerkstage, — derselbe Dobremont,
der nachher mit seinem ganzen Laboratorium in die «Luft geflogen. ,.Und
in die Luft geflogen, warum? Weil die Leute, die mit dem Feuer spielen,
immer zu sicher sind und imnier die Gefahr vergessen. Ja, Melanie, Du
lachst. Aber, es ist so, immer die Gefahr vergessen".
Es wurde nun gleich zu den nüthigen Verabredungen geschritten, und
man kam überein, am anderen Tage zu Mittag in die Stadt zu fahren, da-
selbst ein kleines Gabelfrühstück einzunehmen und gleich danach die Partie
beginnen zu lassen: die drei Damen im Wagen, Van der Straaten und
Rubehn entweder zu Fuß oder zu Schiff. Alles regelte sich rasch und nur
die Frage, wer noch aufzufordern fei, schien auf kleine Schwierigkeiten stoßen
zu sollen.
„Gryczinstis?" fragte Van der Straaten und war zufrieden, als alles
schwieg. Denn so sehr er an der rothblonden Schwägerin hing, in der
er, um ihres anschmiegenden Wesens willen, ein kleines Frauenideal verehrte,
so wenig lag ihm an deni Major, dessen superiore Haltung ihn bedrückte.
„Nun denn, Duquede?" fuhr Van der Straaten fort und hielt das
Erayon an die Lippe, mit dem er eventuell den Namen des Legationsrathes
notircn wollte.
„Nein" sagte Melanie. „Duquede nicht. Und so verhaßt mir der
ewige Vergleich vom „Mehlthau" ist, so giebt es doch für Duquede keinen
andern. Er würde von Stralow aus beweisen, daß Treptow und von Treptow
aus beweisen, daß Stralow überschätzt werde, und zu Feststellung dieses
Satzes brauchen wir weder einen Legationsrath a. D, noch einen Altmärkischcn
von Adel".
„Gut, ich bin es zufrieden", wiederholte Van der Straaten. „Aber Reifs?"
„Ja, Reift" hieß es erfreut. Alle drei Damen llatfchten in die Hände
und Melanie sehte hinzu: „Er ist artig und manierlich und lein Spielver-
derber und trägt einem die Sachen. Und dann, weil ihn alle kennen, ist
es immer, als führe man unter Escorte, und alles grüßt so verbindlich, und
mitunter ist es mir schon gewesen, als ob die Brandenburger Thorwachc
„heraus" rufen müsse".
„Ach, das ist ja nicht um des alten Reift willen" sagte Anastasia, die
nicht gern eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, sich durch eine kleine Schmeichelei
zu insinuiren. „Das ist um Deinetwillen. Sie haben Dich für eine
Prinzessin gehalten".
„Ich bitte nicht abzuschweifen" unterbrach Van der Straaten, „am
"

wenigsten im Ticnste weiblicher Eitelkeiten, die sich, nach dem Principe
von Zug um Zug, bis ins Ungeheuerliche steigern könnten. Ich habe Rciff
notirt, und Arnold und Elimar verstehen sich von selbst. Eine Wasserfahrt
ohne Gesang ist ein Unding. Dies wird selbst von mir zugestanden. Und
nun frag' ich, wer hat noch weitre Vorschläge zu machen? Niemand? Gut.
So bleibt es bei Reifs und Arnold und Elimar, und ich werde sie per
Rohrpost avertiren. Fünf Uhr. Und daß wir sie draußen bei Löbbekcs
erwarten".
Am andern Tage war alles Erregung und Bewegung auf der Villa,
viel, viel mehr als ob es sich um eine Reise nach Teplitz oder Carlsbad
gehandelt hatte. Natürlich, eine Fahrt nach Stralow war ja das unge-
wöhnlichere. Tic Kinder sollten mit, es sei Platz genug auf dem Wagen,
aber Lydia war nicht zu bcwegcu und erklärte bestimmt, sie wolle nicht.
Da mußte denn, wenn man keine Scene haben wollte, nachgegeben werden,
und auch die jüngere Schwester blieb, da sie sich daran gewöhnt hatte, dem
Beispiele der älteren in all und jedem zu folgen.
In der Stadt wurde, wie verabredet, ein Gabelfrühstück genommen und
zwar in Van der Straatens Zimmer. Er wollt' es so jagd- und reisemüßig
wie möglich haben und war in bester Laune. Tiefe wurd' auch nicht gestört,
als in demselben Augenblicke, wo man sich gesetzt hatte, ein Absagebrief Reiffs
eintraf. Ter Polizeirath schrieb: „Chef eben confidcnticll mit mir gesprochen.
Reise heute noch. Elf Uhr fünfzig. Eine Sache, die sich der Mittheilung
entzieht. Tein Rciff. P. S. Ich bitte der schönen Frau die Haud küssen
und ihr sagen zu dürfen, daß ich untröstlich bin ..."
Van der Straaten fiel in einen heftigen Krampfhusten, weil er, unter
dem Lesen, untlugerweisc von seinem Sherry genippt hatte. Nichtsdesto-
weniger sprach er unter Husten und Lachen weiter uud erging sich in Vor-
stellungen Reiff'scher Großthatcn. „In politischer Mission! Wundervoll.
2 lieb Vaterland, kannst ruhig sein. Aber einen kenn' ich, der noch ruhiger
sein kann: der Unglückliche, den er sucht. Oder sag' ich gleich rundweg:
der Attentäter, dem er sich an die Fersen heftet. Tenn um etwas Staats-
stieichlich-Hochverrätherisches muß es sich doch am Ende handeln, wenn man einen
Mann wie Rciff allcrpersönlichst in den Sattel setzt. Nicht wahr, Sattlcrchen
von der Hülle? Und heut Abend noch! Die reine Ballade. „Wir satteln nur um
Mitternacht". O, Lenore! O Rciff, Neiff", Und er lachte convnlsivisch weiter.
Auch Arnold und Elimar, die man nach Verabredung draußen treffen
wollte, wurden nicht geschont, bis endlich die Pendule vier schlug und zur
Eile mahnte. Ter Wagen wartete schon uud die Tamen stiegen ein und
nahmen ihre Plätze: Fräulein Riekchen neben Melanie, Anastasia auf dem Rück-
sitz. Und mit ihren Fächern und Sonnenschirmen grüßend, ging es über Platz
und Straßen fort, erst auf die Frankfurter Liuden und zuletzt auf das
Stralauer Thor zu.

Van der Straaten und Rubehn folgten eine Viertelstunde später in einer
Droschke zweiter Klasse, die man „Aechtheits halber" gewählt hatte, stiegen aber
unmittelbar vor der Stadt aus, um nunmehr an den Flußwiesen hin den
Rest des Weges zu Fuß zu machen.
Es schlug fünf, als unsre Fußgänger das Dorf erreichten und in Mitte
desselben Ehms ansichtig wurden, der mit seinem Wagen, etwas ausgcbogen,
zur Linien hielt und den ohnehin wohlgepflegten Trakehnern einen vollen
Futtersack eben auf die Krippe gelegt hatte. Gegenüber stand ein kleines Haus,
wie das Pfefferkuchenhaus im Märchen, bräunlich und appetitlich, und so
niedrig, daß man bequem die Hand auf die Dachrinne legen konnte. Dieser
Niedrigkeit entsprach denn auch die kaum mannshohe Thür, über der, auf
einem wasferblauen Schilde „Löbbekes Kaffeehaus" zu lesen war. In Front
des Hauses aber standen drei, vier verschnittene Lindenbäume, die den Bürger-
steig von dem Straßendamme trennten, auf welchem letzteren hunderte von
Sperlingen hüpften und zwitscherten und die verlorenen Körner aufpickten.
„Dies ist das Ship-H5tel vo» Stralow" sagte Vau der Straaten im
Cicerone-Ton und war eben Willens in das Kaffeehaus einzutreten, als
Ehm über den Damm kam und ihm halb dienstlich halb vertraulich vermeldete,
„daß die Damens schon vorauf seien, nach der Wiese hin. Un die beiden
Herren Maler auch. Und hätten beide schon gewartet und gleich den Tritt
runter gemacht und Alles. Erst Herr Gabler und dann Herr Schulze. Und
an der Würfelbude hätten sie Strippenvallons und Gummiballe gekauft. Und
auch Reifen und eine kleine Trommel und Allerhand noch. Und einen
Jungen hätten fie mitgenommen, der hätte die Reifen und die Stöcke tragen
müssen. Und Herr Elimar immer vorauf. Das heißt mit 'ner Har-
monika".
„Um Gottes Willen" rief Van der Straaten „Ziehharmonika?"
„Nein Herr Eommerzicnrath. Wie 'ne Maultrommel".
„Gott sei Dank! . . Und nun kommen Sie, Nubehu. Und Tu, Ehm,
Tu wartest nicht auf uns und läßt Dir geben . . Hörst Du?"
Ehm hatte dabei seinen Hut abgenommen. In seinen Zügen aber war
deutlich zu lesen: ich werde warten.
Am Ausgange des Dorfes lag ein prächtiger Wiesenplan und dehnte
fich bis an die Kirchhossmauer hin. In Nähe dieser hatten sich die drei
Damen gelagert und plauderten mit Gabler, während Elimar einen seiner
großen Gummibälle monsieurhertulesartig über Arm und Schulter
laufen ließ.
Van der Straaten und Rubehn hörten schon von Ferne her da5
Bravoklatschen und klatschten lebhaft mit. Und nun erst wurde man ihrer an-
sichtig, und Melanie sprang auf und warf ihrem Gatten, wie zur Begrüßung,
einen der großen Bälle zu. Aber fie hatte nicht richtig gezielt, der Ball

ging seitwärts und Rubehn fing ihn auf. Im nächsten Augenblicke begrüßte
man sich und die junge Frau sagte: „Sie sind geschickt. Sie wissen den
Ball im Fluge zu fassen".
„Ich wollt', es wäre das Glück".
„Vielleicht ist es das Glück".
Van der Straaten, der es horte, verbat sich alle derartig iutrikaten
Wortspielcreien, widrigenfalls er an die Braut telegraphiren oder vielleicht
auch Reift' in confidenticller Mifsion abschicken würde. Worauf Rubehn ihn
zum hundertsten Male beschwor, endlich von der „ewigen Braut" ablassen zu
wollen, die wenigstens vorläufig noch im Bereich der Traume sei. Van der
Straaten aber machte sein kluges Gesicht und versicherte, „daß er es
besser wisse".
Danach kehrte man an die Lageistelle zurück, die sich nun rasch in
einen Spielplatz verwandelte. Nie Reifen, die Bälle flogen, und da die
Damen ein rasches Wechseln im Spiele liebten, so ging man, innerhalb
anderthalb Stunden, auch noch durch Blindekuh und Gänsedieb und „Bäumchen,
Väumchen, verwechselt euch". Das Letztere fand am meisten Gnade, besonders
bei Van der Straaten, dem es eine herzliche Freude war, das scharfgeschnittene
Profil Riekchens mit ihren freundlichen und doch zugleich etwas stechenden
Augen um die Baumstämme herumgucken zu sehen. Denn sie hatte, wie die
meisten Verwachsenen, ein Eulengesicht.
Und so ging es weiter, bis die Sonne zum Rückzug mahnte. Harmonika-
Schulze führte wieder und neben ihm marschirte Gabler, der das Trommelchen
ganz nach Art eines Tmnbourins behandelte. Er schlug es mit den Knöcheln,
warf es hoch und fing es wieder. Danach folgte das Van der Straaten'schc
Paar, dann Nnbehn und Fräulein Riekchen, während Anastasia träumerisch
und Blumen pflückend den Rachtrab bildete, Sie hing fußen Fragen und
Vorstellungen nach, denn Elimar hatte beim Blindekuh, als er sie haschte,
Worte fallen lassen, die nicht niißdcutet werden konnten. Er wäre denn ein
schändlicher zweizüngiger Lügner. Und das war er nicht . . Wer fo rein
und kindlich an der Tote dieses Zuges gehen und die Harmonika blasen
tonnte, konnte lein Verräther sein.
Und sie bückte sich wieder, um (zum wie vielsten Male!) an einer
Wiesenranunkel die Blätter und die Chancen ihres Glücks zu zählen.

IX. 3öbbekes Aaffeehaus.

Vor Lubbekes Kaffeehaus hatte sich innerhalb der letzten zwei Stunden
nichts verändert, mit alleiniger Ausnahme der Sperlinge, die jetzt statt auf
dem Straßcndcimm, in den verschnittenen Linden saßen und quirilirlen.
Aber niemand achtete dieser Musik, am wenigsten Van der Straaten, der
eben Melanies Arm in den Elimars gelegt nnd sich selbst an die Spitze
des Zuges gesetzt hatte. ,,^,ttonrion!^ rief er und bückte sich, um sich ohne
Fährlichkeit durch das niedrige Thürjoch hindurch zu zwängen.
Und Alles folgte feinem Ruth und Beispiel.

Drinnen waren ein paar absteigende Stufen, weil der Flur um ein
Erhebliches niedriger lag, als die Straße draußen, weshalb denn auch den
Eintretenden eine dumpfe Kcllerluft entgegenkam, von der es schwer zu sagen
war, ob sie durch ihren biersäuerlichen Gehalt mehr gewann oder verlor.
In der Mitte des Flurs sah man nach rechts hin eine Nische mit Herd und
Rauchfang, einer kleinen Schiffstüche nicht unähnlich, während von links her
ein Schauktisch um mehrere Fuß vorsprang. Dahinter ein sogenanntes
„Schapp", in dem oben Teller und Tassen und, unten allerhand aus-
gebuchtete Litörfiaschen standen. Zwischen Tisch und Schapp aber thronte
die Herrin dieser Dominien, eine große, starke Blondine, von Mitte Dreißig,
die man ohne Weiteres als eine Schönheit hatte hinnehmen müssen, wenn
nicht ihre Augen gewesen wären. Und doch waren es eigentlich schöne
Augen, an denen in Wahrheit nichts Anderes auszusehen war, als daß sie
sich daran gewöhnt hatten, alle Männer in zwei Klassen zu theilen, in solche,
denen sie zuzwinkerten: „wir treffen uns noch" und in solche, denen sie
spöttisch nachriefen: „wir kennen Euch besser". Alles aber, was in diese
zwei Klassen nicht hineinpaßte, war nur Gegenstand für Mitleid und
Achselzucken.
Es muß leider gesagt werden, daß auch Van der Straaten von diesen»
Achselzucken betroffen wurde. Nicht seiner Jahre halber, im Gegentheil
sie wußte Jahre zu schätzen, nein, einzig und allein weil er von alter Zeit
her die Schwäche hatte, sich u Wut prix populär machen zu wollen. Und das
war der Blondine das Verächtlichste von allem.
Am Ausgange des Flurs zeigte sich eine noch niedrigere Hofthür und
dahinter kam ein Garten, drin, um kümmerliche Bäume herum, ein Dutzend
grüngestrichene Tische mit schrägangelehnten Stühlen von derselben Farbe
standen. Rechts lief eine Kegelbahn, deren vorderstes unsichtbares Stück sehr
wahrscheinlich bis an die Straße reichte. Van der Straaten wies ironisch-fromm
auf all diese Herrlichkeiten hin, verbreitete sich über die Vorzüge anspruchslos ge-
bliebener Nationalitäten und stieg dann eine kleine Schrägung nieder, die, von dem
Sommergarten aus, auf einen großen, am Spree-Ufer sich hinziehenden und
nach Art eines Treibhauses angelegten Glas-Ballon führte. An einer der
offenen Stellen desselben rückte die Gesellschaft zwei, drei Tische zusammen
und hatte nun einen schmalen, zerbrechlichen Wassersteg und links davon
ein festgcankertes, aber schon dem Nachbarhaus«: zugehöriges Floß vor sich, an
das die kleinen Spreedampser anzulegen pflegten.
Rubehn erhielt ohne Weiteres den besten Platz angewiesen, um als
Fremder den Blick auf die Stadt frei zu haben, die, flußabwärts, im roth-
und golddurchglühten Dunst eines heißen Sommertages dalag. Elimar und
Gabler aber waren auf den Wasseisteg hinausgetreten. Alles freute sich
des Bildes, und Van der Straaten sagte: „Sieh, Melanie. Die Schlotzkuppel
Sieht sie nicht aus wie Santa Maria Saluta?"
„Salutü" verbesserte Melanie, mit Accentuirung der letzten Silbe.

„Gut, gut. Also Salute" wiederholte Vau der Straateu, indem er jetzt
auch seinerseits das e betonte. „Meinetwegen. Ich prätcndire nicht der
alte Sprachcn-Cardiual zu sein, dessen Namen ich vergessen habe. 8»1u5
kalutis, vierte Tcclination, oder dritte, das genügt mir vollkommen. Und
Saluts oder Salutö macht mir leinen Unterschied. Freilich muß ich sagen, so
wenig zuverlässig die lieben Italiener in allem sind, so wenig sind fies auch
in ihren Endsilben. Mal a mal e. Aber lassen wir die Sprachstudien und
studircn wir lieber die Speisekarte. Die Speisekarte, die hier natürlich von
Mund zu Mund vermittelt wird, eine Thatsache, bei der ich mich jeder
blonden Erinnerung entschlage. Nicht wahr, Anastasia? He?"
„Ter Herr Eommcrcicnrath belieben zn scherzen", antwortete Anastasia
piquirt. „Ich glaube nicht, daß sich eine Speisetartc von Mund zu Mund
vermitteln laßt".
„Es kam' auf einen Versuch an, und ich für meinen Theil wollte mich
zu Lösung der Aufgabe verpflichten. Aber erst wenn Luna herauf ist und
ihr Antlitz wieder hinter Wolleuschleicru birgt. Bis dahin muß es bleiben
und bis dahin sei Friede zwischen uns. Und nun, Arnold, ernenn' ich Dich,
in Deiner Eigenschaft als Gabler, zum Erbtuchcnmcistcr und lege vertrauens-
voll unfer leibliches Wohl in Deine Hände",
,,Was ich dankbarst aeceptire", bemerkte dieser. „Immer vorausgesetzt,
daß Tu mir, um mit unsrem leider abwesenden Freunde Gryczinski zu
sprechen, einige Dircctiven crthcilen willst".
„Gerne, gerne", sagte Van der Straaten.
„Nun denn, so beginne".
„Gut. So proponir' ich Aal und Gurkensalat. . . Zugestanden?"
„Ja", stimmte der Ehorus ein.
„Und danach Hühnchen und ueuc Kartoffeln . . , Zugestanden?"
,.I"".
„Bliebe nur noch die Frage des Getränks. Unter Umständen wichtig
genug. Ich hätte der Lösung derselben, mit Unterstützung Ehms uud unsres
Wagenkastens, vorarbeiten können, aber ich verabscheue Landpartien
mit mitgeschlepptem Weinkeller. Erstens kränkt man die Leute, bei denen
man doch gewissermaßen immer noch zu Gaste geht, uud zweitens bleibt
man in dem Kreise des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus
will. Wozu macht mau Partiecn? Wozu? frag' ich. Nicht um es besser
zu haben, sondern um es anders zu haben, um die Sitten und Gewohnheiten
anderer Menschen und nebenher auch die Lokalspcudcn ihrer Torf- und Gau»
schaften kennen zu lernen. Uud da wir hier nicht im Lande Eanaan weilen,
wo Kaleb die große Traube trug, so stimm' ich für das landesübliche Produkt
dieser Gegenden, für eine kühle Blonde, Kein Geld keiu Schweizer; keine Weiße
kein Stralow. Ich wette, daß selbst Gryczinski nie bessere Richtschnuren
gegeben hat. Und nun geh Arnold. Und für Anastafia einen Anisctle. . . -

Kühle Blonde! Ob wohl unsere Blondine zwischen Tisch und Schapp
in diese Kategorie fällt?"
Elimar hatte mittlerweile dem Schauspiele der untergehenden Sonne
zugesehn und auf dem gebrechlichen Wasserstege nach Art eines Turners,
der zum Hocksprung ansetzt, seine Knie gebogen und wieder angestrafft.
Alles mechanisch und gedankenlos. Plötzlich aber, während er noch so hin und
her wippte, knackte das Brett und brach, und nur der Geistesgegenwart,
mit der er nach einem der Pfähle griff, mocht er es zuschreiben, daß er
nicht in das gerat»' au dieser Dampfschiff-Anlegestelle sehr tiefe Wasser
niederstürzte. Die Damen schrieen laut auf. und Anastasia zitterte noch, als der
durch sich selbst Gerettete mit einem gewissen Siegeslächeln erschien, das
unter den sich jagenden Vorwürfen, von „Tollkühnheit" und „Gleich-
gültigkeit gegen die Gefühle seiner Mitmenschen" eher wuchs als schwand.
Ein Zwischenfall wie dieser tonnte sich natürlich nicht ereignen, ohne
Hon einer Fülle von Commentaren und Hypothesen begleitet zu werden, in
denen die Wörter „wenn" und „was" die Hauptrolle spielten und endlos
wiederkehrten. Was würde geschehen sein, wenn Elimar den Pfahl nicht
rechtzeitig ergriffen hätte? Was, wenn er trotzdem hineingefallen, endlich
was, wenn er nicht zufällig ein guter Schwimmer gewesen wäre?
Melanie, die längst ihr Gleichgewicht »nieder gewonnen hatte, behauptete,
daß Van der Straatcn unter allen Uniständen hätte nachspringen müssen
und zwar erstens als Urheber der Parthic, zweitens als resoluter Mann
und drittens als Eommerzienrath, von denen, soweit es historische Aufzeichnungen
gäbe, noch keiner ertrunken wäre. Selbst bei der Sündfluth uicht.
Van der Straaten liebte nichts mehr als solche Neckereien seiner Frau,
verwahrte sich aber, unter Dank für das ihm zugetraute Hcldenthum, gegen
alle daraus zu ziehenden Conscquenzen. Er halte weder zu der alten Firma
Leander, noch zu der neuen des Capitain Boyton, bekenne sich vielmehr, in
allem was Heroismus angehe, ganz zu der Schule seines Freundes Heine,
der, bei jeder Gelegenheit, seiner äußersten Abneigung gegen tragische
Manieren, einen ehrlichen und uuumwundenen Ausdruck gegeben habe.
„Aber", entgegnete Melanie, „tragische Manieren sind doch nun 'mal
gerade das, was wir Frauen von Euch verlangen".
„Ah, bah! Tragische Manieren!" sagte Van der Straaten. „Lustige
Manieren verlangt ihr und einen jungen Fant, der euch beim Zwirnwickeln
die Docke hält und auf ein Fußkifsen niederkniet, darauf fonderbarerweise
jedesmal ein kleines Hündchen gestickt ist. Muthmaßlich als Symbol der
Treue. Und dann seufzt er, der Adorante, der betende Knabe, und macht
Augen und versichert Euch seiner innigsten Theilnahme. Denn ihr müßtet
unglücklich sein. Und nun wieder Seufzen und Pause. Freilich, ihr hättet
einen guten Mann, (alle Männer seien gut, ach, so gut,) aber entm, ein
Mann müsse nicht blos gut sein, ein Mann müsse seine Frau verstehen.
Tarauf komm' es an, sonst sei die Ehe niedrig, so niedrig, mehr als niedrig.

Und dann seufzt er zuni dritten Mal. Und wenn der Zwirn endlich abgewickelt ist, was natürlich so lange wie möglich dauert, so glaubt Ihr es auch. Denn jede von Euch ist wenigstens für einen indischen Prinzen oder für einen Schah von Persien geboren. Allein schon wegen der Tcppiche".
Melanie hatte während dieser echt Van der Straaten'schen Expektoration ihren Kopf gewiegt und erwiderte schnippisch und mit einem Anfluge von Hochmuth: „Ich weiß nicht, Ezel, warum Du beständig von Zwirn sprichst. Ich wickle Seide".
Sehr wahrscheinlich, das; es dieser Bemerkung an einer spitzen Neplik nicht gefehlt hätte, wenn nicht eben jetzt eine dralle, kurzärmelige Magd erfchienen und auf Augenblicke hin der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden wäre. Schon um des virtuosen Puffs und Knalls willen, womit sie, wie zum Debüt, ihr Tischtuch auseinanderschlug. Und sehr bald nach ihr erschienen denn auch die dampfenden Schüsseln und die hohen Weißbierstangen, und selbst der Anisette für Anaftasia war nicht vergessen. Aber es waren ihrer mehrere, da sich der lebens- und gescllschaftstluge Gabler der allgemeinen Damen-Stellung zur Anisette-Frage rechtzeitig erinnert hatte, und in der That, er mußte lächeln (und Van der Straaten mit ihm), als er gleich nach dem Erscheinen des Tabletts auch Rickchen nippen und ihre Eulenaugen immer größer und freundlicher werden sah.
Inzwischen aber war es dämmerig geworden und mit der Dämmerung kam die Kühle. Gabler und Elimar erhoben sich, um aus dem Wagen eine Welt von Decken und Tüchern heran zu schleppen, und Melanie, nachdem sie den schwarz und weiß gestreiften Burnus umgenommen und die Kapuze kokett in die Höhe geschlagen hatte, sah reizender ans, als zuvor. Eine der Seidenpuscheln hing ihr in die Stirn und bewegte sich hin und her, wenn sie sprach, oder dem Gespräche der Andern lebhaft folgte.
Und dieses Gespräch, das sich bis dahin niedisirend um die Gryzcinstis und vor allem auch um den Polizeirath und die neue catilinarische Verschwörung gedreht hatte, fing endlich an sich näher liegenden und zugleich auch harmloseren Thcmatas zuzuwenden, beispielsweise wie hell der „Wagen" am Himmel stünde.
„Fast so hell wie der große Bär", schaltete Riekchcn ein, die nicht fest in der Himmelskunde war. Und nun entsann man sich, daß dies gerade die Sternschnuppen-Nächte waren, auf welche Mittheilung hin Van der Straaten nicht nur die fallenden Sterne zu zählen anfing, sondern sich schließlich auch bis zu dem Satze steigerte, „daß Alles in der Welt eigentlich nur des Fallens wegen da sei: die Sterne, die Engel, und nur die Frauen nicht".
Melanie zuckte zusammen, aber Niemand sah es, am wenigsten Van der Straaten, und nachdem noch eine ganze Weile gezählt und gestritten und der Abend inzwischen immer kälter geworden war, einigte man sich dahin, daß es znr Bekämpfung dieser Polarzustände nur ei« einzig erdenkbares Mittel gäbe: eine Glühweinbowle. Van der Straaten selbst machte den Vorschlag

und definirte: „Glühwein ist diejenige Form des Weines, in der der Wein
nichts und das Gewllrznägclchen Alles bedeutet", auf welche Definition hin
es gewagt und die Bestellung gemacht wurde. Und siehe da, nach ver-
hältnismäßig kurzer Zeit schon, erschien jetzt die blonde Wirthin in Person,
um die Bowle vorsorglich inmitten des Tisches niederzusehen.
Und nun nahm sie den Teckel ab und freute sich unter Lachen all
der aufrichtig dankbaren „Ach's", womit ihre Gäste den warmen und
erquicklichen Dampf einsogen. Ein reizender blonder Junge war mit ihr
gekommen und hielt sich an der Schürze der Mutter fest.
„Ihre?" fragte Vau der Straaten mit verbindlicher Handbewegung.
„Na, wen sonst", antwortete die Blondine nüchtern und suchte mit
Rubehn über den Tisch hin ein paar Blicke zu wechseln. Als es aber
mißlang, ergriff sie die blonden Locken ihres Jungen, spielte damit und
sagte: „Komm, Pauleken. Die Herrschaften find lieber alleine".
Elimar fah ihr betroffen nach und rieb sich die Stirn. Endlich rief
er: „Gott fei Tank, nun Hab' ich's. Ich wußte doch, ich hatte sie schon
gesehu. Irgendwo. Triumphzug des Germanicus. Thusnelda, wie sie leibt
und lebt".
„Ich kann es nicht finden", erwiderte Van der Straaten, der ein
Piloty-Schwärmer war. „Und es stimmt auch nicht in den Verhältnissen
und Leibes-Umfängen, immer vorausgesetzt, daß man von solchen Dingen in
Gegenwart unserer Damen sprechen darf. Aber Anastasia wird es verzeihen,
und um den Hauptunterschied noch einmal zu betonen, bei Piloty gicbt
sich Thumclicus noch als ein Werdender, während wir ihn hier bereits an
der Schürze feiner Mutter hatten. An der Weißesten Schürze, die mir je
vorgekommen ist. Aber sei weiß wie Schnee und weißer noch, Ach, die
Verleumdung trifft Dich doch".
Diese zwei Reimzeilen waren in einer absichtlich spöttischen Sing-
sangmanier von ihm gesprochen worden, und Nubehn, dem es mißfiel, wandte
sich ab und blickte nach links hin auf den von Lichtem überblitzten Strom
hinaus. Melanie sah es und das Blut schoß ihr zu Kopf, wie nie zuvor.
Ihres Gatten Art und Redeweife hatte sie, durch all die Jahre hin, viel
hunderte von Malen in Verlegenheit gebracht, auch wohl in bittere
Verlegenheiten, aber dabei war es geblieben. Heute zum ersten Male
schämte sie sich seiner.
Van der Straaten indeß bemerkte nichts von diefer Verstimmung und
klammerte sich nur immer fester an feinen Thusnelda-Stoff, in der an
und für sich ganz richtigen Erlenntniß, etwas Besseres für feine Special-
Ansprüche nicht finden zu tonnen.
„Ich frage jeden, ob dies eine Thusnelda ist? Höher hinauf, meine Freunde.
Göttin Aphrodite, die Venus dieser Gegenden, Venus Sprcavensis, frisch aus
demselben Nasser gestiegen, das uns eben erst unfcrcn theurcn Elimar zu
rauben trachtete. Das Wafser rauscht, das Wasser schwoll. Aus der Spree

gestiegen, sag' ich. Aber so mich nicht alles täuscht, haben wir hier mehr,
meine Freunde. Wir haben hier, wenn ich richtig beobachtet oder sagen wir
wenn ich richtig geahnt habe, eine Vermählung von Modernem und Antikem:
Venus Svreavensis und Venus Kallipygos. Ein gewagtes Wort, ich räum'
es ein. Aber in Griechisch und Musik darf man alles sagen. Nicht wahr,
Ancistasill? Nicht wahr, Elimar? Außerdem entsinn' ich, mich, zu meiner Recht-
fertigung, eines wundervollen Kallipygos - Epigramms . . . Nein, nicht
Epigramms . . . Wie heißt etwas Zweizeiliges, das sich nicht reimt ..."
„Distichon".
„Richtig. Also ich entsinne mich eines Distichons . . . Aber bah, da
Hab' ich es vergessen . . . Melanie, wie war es doch? Du sagtest es damals
so gut und lachtest so herzlich . . . Und nun hast Du's auch vergessen.
Qder willst Du's blos vergessen haben? ... Ich bitte Dich ... Ich
hasse das . . . Besinne Dich. Es war etwas von Pfirsichpflaum und ich
sagte noch ‚man fühl' ihn ordentlich'. Und Tu fand'st es auch und stimmtest
mit ein . . . Aber die Gläser sind ja leer ..."
„Und ich denke, wir lassen sie leer", sagte Melanie scharf und wechselte die
Farbe, während sie mechanisch ihren Sonnenschirm auf- und zumachte. „Ich
denke, wir lassen sie leer. Es ist ohnehin Glühwein. Und wenn wir noch
hinüber wollen, so wird es Zeit sein, hohe Zeit". Und sie betonte
das Wort.
„Ich bin es zufrieden", entgegnete Van der Straaten, aber in einem Tone
der nur allzu deutlich erkennen ließ, daß seine gute Stimmung in ihr Gegentheil
umzuschlagen begann. „Ich bin es zufrieden und bedauere nur, allein An-
fcheine nach, wieder einmal Anstoß gegeben und das adlige Haus de Eaparoux
in seinen höheren Aspirationen verschnupft zu haben. Es ist immer das
alte Lied, das ich nicht gerne höre. Wenn ich es aber hören will, so lad'
ich mir nieinen Schwager-Major zu Tische, der ist erster Kammerherr am
Throne des Anstands und der Langenweile. Heute fehlt er hier und ich
hätte gern darauf verzichtet, ihn durch feine Frau Schwägerin ersetzt zu
sehen. Ich Haffe Prüderieen und jene Prätensionen höherer Sittlichkeit,
hinter denen nichts steckt. Im günstigsten Falle nichts steckt. Ich darf das fagen
und jedenfalls will ich es sagen, und was ich gesagt habe, das habe ich gesagt".
Es antwortete Niemand. Ein schwacher Versuch Gablers wieder ein-
zulenken, mißlang, und in ziemlich geschäftsmäßigen!, wenn auch freilich wieber
ruhiger gewordenen Tone wurden alle noch nöthigen Verabredungen zur
Uebeifahrt nach Treptow in zwei kleinen Booten getroffen. Ehm
aber sollte, mit Benutzung der nächsten Brücke, die Herrfchaftcn am andern
Ufer erwarten. Alles stimmte zu, mit Ausnahme von Fräulein Riekchen.
die verlegen erklärte, „daß Bootschaukeln, von Nein auf, ihr Tod gewesen
sei". Worauf sich Van der Straaten in einem Anfalle von Ritterlichkeit
erbot, mit ihr in der Glaslaube zurückbleiben und das Anlegen des nächsten,
vom „Eierhäuschen" her erwarteten Dampfschiffes abpassen zu wollen.

X. wohin treiben wir?

Es währte nicht lange, so steuerten von einer dunklen, etwas weiter flußaufwärts gelegenen Uferstelle her, zwei Jollen auf das Floß zu, jede mit einer Stocklatcrnc vorn an Vord. In der kleineren saß derselbe Junge, der schon am Nachmittage die Reifen auf die Kirchhofs-Wiese hinaus getragen hatte, während die größere Jolle, leer uud blos angekettet, im Fahrwasser der anderen nachschwamm. Es gab einen hübschen Anblick, und kaum daß die beiden Fahrzeuge lagen, so stiegen auch, vom Floß aus, die schon ungeduldig Wartenden ein: Rubchn und Melanie in das kleinere, die beiden Maler und Anastasia in das größere Boot, eine Veitheilung, die sich wie von selber machte, weil Elimar und Gabler gute Kahnfahrer waren und jeder anderweitigen Führung entbehren konnten. Sie nahmen denn auch die Töte und der Junge mit der kleineren Jolle folgte.

Vau der Straatcn sah ihnen eine Weile nach und sagte dann zu dem Fräulein: „Es ist mir ganz lieb, Riekchen, daß wir zurückgeblieben sind und auf das Dampfschiff warten müssen. Ich habe Sic schon immer fragen wollen, wie gefällt Ihnen unser ueucr Hausgenosse? Sie sprechen nicht viel, und wer nicht viel spricht, der beobachtet gut".

„O, er gefällt mir".

„Und mir gefällt es, Rictchen, daß er Ihnen gefällt. Nur das ,o" beklag' ich, denn es hebt ein gut Thcil Lob wieder auf, und „o, er gefallt mir", ist eigentlich nicht viel besser, als ,,o, er gefällt mir nicht. Sie sehen, ich lasse Sie nicht wieder los. Also nur immer tapfer mit der Sprache heraus. Warum nur o? Woran liegt es? Wo fehlt es? Mißtrauen Sie seinen Dragoncrreservelieutenants-Allüren? Ist er Ihnen zu cavalier-mäßig oder zu wenig? Ist er Ihnen zu laut oder zu still, zu bescheiden oder zu stolz, zu warm oder zu kalt?"

„Tamil niüchten's Sie getroffen haben".

„Womit?"

„Mit dem zu kalt. Ja, er ist mir zu kalt. Als ich ihn das erste Mal sah. hlltt' ich einen guten Eindruck, obgleich nicht voll so gut wie Anastasia. Natürlich nicht. Anastasia singt und ist excentrisch und will einen Mann haben".

„Will jede".

„Ich auch?" lachte die Kleine.

„Wer weiß, Riekchen".

„ . . . Also das erste war: er gefiel mir. Es war in der Veranda, gleich nach dem zweiten Frühstück, wir hatten eben die blauen Milchsatten zurückgeschoben, und es ist mir. als war' es gestern gewesen. Da kam der alte Teichgräber und brachte seine Karte. Und dann tum er selbst. Nun er hat etwas Tistinguirtes und man sieht auf den ersten Blick, daß er die kleine Noth des Lebens nicht kennen gelernt hat. Und das ist immer hübsch und das Hübsche davon soll ihm unbenommen sein. Er hat aber auch etwas

Reservirtes. Und wenn ich sage 'was Ncscrvirtes, so Hub ich noch sehr
wenig gesagt. Tcnn Rcscrvirtscin ist gut und schicklich. Er übertreibt es
aber. Anfangs glaubt' ich, es sei die kleine gesellschaftliche Scheu, die jeden
ziert, auch den Mann von Welt, und er werd' es ablegen. Aber bald tonnt'
ich sehen, daß es nicht Scheu war. Nein, ganz im Gcgentheil. Es ist
Selbstbewußtsein. Er hat etwas amerilanisch Sicheres. Und so sicher er
ist, so kalt ist er auch".
„Ja Mielchen, er war zu lange drüben, und drüben ist nicht der Platz,
um Bescheidenheit und warme Gefühle zu lernen^'.
„Sie sind auch nicht zu lernen. Aber man tann sie leider ver-
lernen".
„Verlernen?" lachte Van der Straaten. „Ich bitte Sie, Riekchen, er
ist ja ein Frankfurter!"
Wahrend dieses Gespräch in dem Glasbalcon geführt wurde, steuerten
die beiden Boote der Mitte des Stromes zu. Auf dem größeren war Scherz,
und Lachen, aber auf dem kleineren, das folgte,.schwieg alles und Melanie
beugte sich über den Rand und ließ das Wasser durch ihre Finger plätschern.
„Ist es immer nur das Wasser, dem sie die Hand reichen, Freundin?"
„Es kühlt. Und ich Hab es so heiß".
„So legen Sie dm Bournus ab" . . . Und er erhob sich, um ihr
behülflich zu sein.
„Nein", sagte sie heftig und abwehrend. „Mich friert". Und er sah
nun, daß sie wirklich fröstelnd zusammenzuckte.
Und wieder fuhren sie schweigend dem anderen Boote nach und horchten
auf die Lieder, die von dorther hcrübcillangen. Erst war es „I^on^,
lonF, I>Fo" und immer wenn der Refrain kam, fummtc Melanie die Zeile mit.
Und nun lachten sie drübcu, und neue Lieder wurde» intonirt nnd eben so
rasch wieder verworfen, bis man sich endlich über eines geeinigt zu haben
schien. „O sah ich auf der Haide dort". Und wirklich, sie hielten aus
und sangen alle Strophen durch. Aber Melanie sang nicht leise mehr mit,
um nicht durch ein Zittern ihrer Stimme ihre Bewegung zu vcrrathcn.
Und nun waren sie mitten auf dem Stroni, außer Hörweite von den
Vorauffahrendcn, und der Junge, der sie fuhr, zog mit einem Ruck die Ruder
ein und legte sich bequem in's Boot nieder und ließ es treiben.
„Er sieht auch zu den Sternen auf" fagte Rubehu.
„Und zählt, wie viele fallen" lachte Melanie bitter. „Aber Sie dürfen mich
nicht so verwundert ansehn, lieber Freund, als ob ich etwas Besonderes gesagt
hätte. Das ist ja, wie Sie wissen, oder wenigstens seit heute wissen müssen,
der Ton unsrcs Hauses. Ein bischen spitz, ein bischen zweideutig und immer
unpassend. Ich befleißige mich der Ausdruckweise meines Mannes. Aber

freilich ich bleibe hinter ihm zurück. Er ist eben unerreichbar und weiß so
wundervoll olles zu treffen, was tränkt und bloßstellt und beschämt".
„Sie dürfen sich nicht verbittern".
„Ich verbittre mich nicht. Aber ich bin verbittert. Und weil ich es
bin und es los sein möchte, deshalb sprech ich so. Van der Straaten..."
„Ist anders, als andre. Aber er liebt Sie, glaub ich .. . Und er ist gut".
„Und er ist gut" wiederholte Melanie heftig und in beinahe krampfhafter
Heiterkeit. „Alle Männer sind gut! . . Und nun fehlt nur noch der Zwirn-
wickel und das Fußkissen mit dem Symbol der Treue darauf, so haben wir
alles wieder beisammen. O Freund, wie konnten Sie nnr das sagen,
und um ihn zu rechtfertigen, so ganz in seinen Ton verfallen!"
„Ich würbe durch jeden Ton Anstoß gegeben haben".
„Vielleicht . , . Oder sagen wir lieber gewiß, Denn es war zu
viel, dieser ewige Hinweis auf Dinge, die nur unter vier Augen gehören,
und das kaum. Aber er kennt kein Geheimnis;, weil ihm nichts des
Geheimnisses werth düntt. Weil ihm nichts heilig ist. Und wer anders
denkt, ist scheinheilig oder lächerlich. Und das vor Ihnen ..."
Er nahm ihre Hand und fühlte, daß sie fieberte.
Die Sterne aber funkelten und spiegelten sich und tanzten um sie her,
und das Boot schaukelte leis und trieb im Strom und in Melanies Heizen
erllang es immer lauter: wohin treiben wir?
Und sieh, es war als ob der Bootsjunge von derselben Frage beunruhigt
worden wäre, denn er sprang plötzlich auf und sah sich um, und wahr-
uchmend, daß sie weit über die rechte Stelle hinaus waren, griff er jetzt
mit beiden Rudern ein und warf die Jolle nach links herum, um so schnell wie
möglich aus der Strömung heraus und deni andern Ufer wieder näher zu
kommen. Und sieh, es gelang ihn, auch, und ehe fünf Minuten um waren,
erkannte man die von zahllosen Lichtern erhellten Baumgruppen des Trep-
tower Parks und Rubehn und Melanie hörten Anastasias Lachen auf dem
vorauffahrenden Boot. Und nun schwieg das Lachen und das Singen begann
wieder. Aber es war ein andres Lied und über das Wasser hin klang es
„Rohtraut, Schön-Rohtraut", erst laut und jubelnd, bis es schwermüthig
in die Worte verklang:" Schweig stille, mein Herze".
„Schweig stille, mein Herze", wiederholte Rubehn und sagte leise
„soll es?"
Melanie antwortete nicht.
Und das Boot lief ans Ufer, und Elimar und Arnold warteten schon
in aller Dienstbeflissenheit. Und gleich darauf kam auch das Dampfschiff,
und Rielchcn und Van der Straaten stiegen aus. Er heiter und ge
sprachig.
Und er nahm Melanies Arm und schien die Sccnc. die den Abend
gestört hatte, vollkommen vergessen zu haben.

XI. Zum Minister.

„Wohin treiben wir?" hatte es in Melanies Herzen gefragt, und die Frage war ihr unvergessen geblieben. Aber der fieberhaften Erregung jener Stunde hatte sie sich einschlagen, und in den Tagen, die folgten, war ihr die Herrschaft über sich selbst zurückgekehrt.

Und diese Herrschaft blieb ihr auch, und sie zuckte nur einen Augenblick zusammen, als sie, nach Ablauf einer Woche, Nnbehn am Gitter draußen halten und gleich darauf auf die Veranda zukommen sah. Sie ging ihm wie gewöhnlich einen Schritt entgegen und sagte: „Wie ich mich freue, Sic wieder zu sehen! Sonst sahen wir Sie jeden dritten Tag, und Sie haben diesmal eine Woche vergehen lassen, fast eine Woche. Aber die Strafe folgt Ihnen auf dem Fuße. Sie treffen nur Anastasia und mich. Unser Rietchen, das Sie ja zu schätzen wissen (wenn auch freilich nicht genug), hat uns auf einen ganzen Monat verlassen und erzieht sieben kleine Vettern auf dem Lande. Lauter Jungen uud lauter Zawatztis, und in ihren iibcrmüthigstcn Stunden auch muthmaßlich lantcr Sattler von der Hölle".

„Tagen wir lieber gewiß. Und dazu Rielchen als Präceptor und Regente. Muß das eine Ziigelführung sein!"

„O, Sie verkennen sie; sie weiß sich in Respekt zu setzen".

„Und doch möcht' ich die Verzweiflung des Gärtners über zertretene Rabatten und die des Försters über angerichteten Wildschaden nicht mit Augen sehn. Tenn ein kleiner Junker schießt Alles, was kreucht und fleucht. Und nun gar sieben. Aber ich vergesse, mich meines Auftrags zu entledigen. Van der Straatcn . . . Ihr Herr Gemahl . . bittet, ihn zu Tische nicht erwarten zu wollen. Er ist zum Minister befohlen und zwar in Sachen einer Enquete. Freilich erst morgen. Aber heute hat er das Vorspiel: das Diner. Sie wissen, meine gnädigste Frau, es giebt jetzt nur noch Enqusten".

„Es giebt nur noch Enqueten, aber es giebt keine gnädigste Frauen mehr. Wenigstens nicht hier und am »venigsten zwischen uns. Eine Gnädigste bin ich überhaupt nur bei Gryczinskis. Ich bin Ihre gute Freundin und weiter nichts. Nicht wahr?" Und sie gab ihm ihre Hand, die er nahm und küßte. „Und ich will nicht" fuhr sie fort, „daß wir diese sechs Tage nur gelebt haben, um unsre Freundschaft um eben so viele Wochen zurück zu datiren. Also nichts mehr von einer „gnädigsten Fran". Und dabei zwang sie sich, ihn anzusehen. Aber ihr Herz schlug und ihre Stimme zitterte bei der Erinnerung an den Abend, der nur zu deutlich vor ihrer Seele stand,

„Ja, lieber Freund", nahm sie nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „ich mutzte das zwischen uns klar machen. Und da wir einmal beim Klarmachen sind, so ninß auch noch ein Andres heraus, auch etwas Persönliches und Tisficiles. Ich mutz Ihnen nämlich endlich einen Namen geben. Tenn Sie haben eigentlich leinen Namen, oder wenigstens leinen, der zu brauchen wäre".

„Ich dächte doch . . ." sagte Rubehn mit einem leisen Anfluge von
Verlegenheit und Mißstimmung.
„Ich dächte, doch", wiederholte Melanie und lachte. „Daß doch auch»
die Klugen und Klügsten auf diesen Punkt hin immer empfindlich sind?
Aber ich bitte Sie, sich aller Empfindlichkeiten entschlageu zu wollen, Sic
sollen selbst entscheiden. Beantworten Sie mir auf Pflicht und Gewissen:
die Frage: ob Ebenezer ein Name ist? Ich meine ein Name für's Haus,
für's Geplauder, für die Eauserie, die doch nun mal unser Bestes ist!
Ebenezer! O Sie dürfen nicht so bös aussehen. Ebenezer ist ein Name
für einen Hohenpriester oder für einen, der's werden will, und ich feh' ihn
ordentlich, wie er das Opfcrmesser schwingt. Und sehen Sie, davor
schaudert mir. Ebenezer ist au tonä nicht besser als Aaron. Und es ist
auch nichts daraus zu machen. Aus Ezcchiel Hab ich mir einen Ezel glücklich-
condensirt. Aber Ebenezer!"
Anastllsia weidete sich an Nubehns Verlegenheit und sagte dann: „Ich.
wüßte schon eine Hilfe".
„O, die weiß ich auch. Und ich konnte sogar alles in einen allgemeinen
und fast nach Grammatik klingenden Satz bringen. Und dieser Satz würde
sein: Um- und Nückfornmng des abstrusen Familiennamens Rubehn in den
alten, mir immer lieb gewesenen Vornamen Rüben".
„Und das wollt' ich auch sagen", eiferte Anastasia.
„Aber ich Hab' es gesagt".
Und in diesem Prioritäts-Streite scherzte sich Melanie mehr und mehr-
in den Ton alter Unbefangenheit hinein und fuhr endlich, gegen Rubehn
gewendet, fort: „Und wissen Sie, lieber Freund, daß mir diese Namens-
gebung wirklich etwas bedeutet? Rüben, nm es zu wiederholen, war mir
von jeher der Sympathischste von den Zwölfen. Er hatte das Hochherzige^
das sich immer bei dem Nettesten findet, einfach weil er der Aelteste ist.
Denken Sie nach, ob ich nicht Recht habe. Die natürliche Herrscherstellung,
des Erstgeborenen sichert ihn vor Mesquinerie und Intrigue".
„Jeder Erstgeborene wird Ihnen für diese Verherrlichung dankbar sein
müssen, und jeder Rüben erst recht. Und doch gesteh ich Ihnen offen, icl>
hält' unter den Zwölfen eine andere Wahl getroffen".
„Aber gewiß keine bessere. Und ich hoff' es Ihnen beweisen zu tonnen.
Ueber die sechs Halb-Legitimen ist weiter lein Wort zu verlieren. Sie nicken,
sind also einverstanden. Und so nehmen wir denn, als erstes Betrachtung^
object, die Nestküken der Familie, die Muttersöhnchen. Es wird soviel von
ihnen gemacht, aber Sie werden mir zustimmen, daß die spätere egnptische
Excellenz nicht so ganz ohne Roth in die Cisterne gesteckt worden ist. Er
war einfach ein entant wiiidle. Und nun gar der Jüngste! Verwöhnt
und verzogen. Ich habe selbst ein Jüngstes und weiß etwas davon zu.

sagen , .'. Und so bleiben uns denn wirtlich nur die vier alten Groguards
von der Lca her. Wohl, sie haben alle vier ihre Meriten. Aber doch ist
ein Unterschieb. In dem Levi spukt schon der Levit, und in dem Iuda das
Königthum. — ein Stückchen Illoyalität, das Sie mir als freier Schweizerin zu
gute halten müssen. Und so sehen wir uns denn vor den Rest gestellt, vor die beiden
letzten, die natürlich die beiden ersten sind. Ni Kien, ich will nicht mäkeln
und feilschen und will dem Simeon lassen, was ihm zukommt. Er war ein
Charakter und als solcher wollt' er dem Jungen ans Leben. Charaktere sind
nie für halbe Maßregeln. Aber da trat Rüben dazwischen, mein
Rüben, und rettete den Jungen, weil er des alten Vaters gedachte. Denn
cr war gefühlvoll uud mitleidig und hochherzig. Und was feine Schwache
war. darüber fag ich nichts. Er hatte die Fehler feiner Tugenden, wie wir
alle. Tas war es und weiter nichts. Und deshalb Rüben und immer
wieder Rüben. Und kein Appell und lein Refus. Anastafia brich einen
Tauf- und Kiönungszwcig ab, da von der Efche drüben. Wir können sie
dann die Rubcn-Esche nennen".
Und dieses scherzhafte Geplauder würde sich muthmaßlich noch fortge-
setzt haben, wenn nicht in eben diesem Augenblicke der wohlbekannte, zwei-
rädrige Gig sichtbar geworden wäre, von dessen thurmhohem Sitze herab
Van der Straaten über das Gitter weg mit der Peitsche salutirte. Und
nun hielt das Gefährt, und der EnquKten-Commeizieniath erschien in der
Veranda, strahlend von Glück und freudiger Erregung. Er küßte Melanie
die Stirn und versicherte einmal über das andere, daß er sichs nicht habe
versagen wollen, die freie halbe Stunde bis zum ministeriellen Diner, au
«ein «ts 8» tamill« zu verbringen.
Und nun nahm er Platz und rief in das Haus hinein: „Liddi, Liddi.
Rasch. Antreten. Immer flink. Und Heth auch, das Stiefkind, die Kleine,
die vernllchläfsigt wird, weil sie mir ähnlich sieht . . ."
„Und von der ich eben erzählt habe, daß sie grenzenlos verwöhnt
würde".
Nie Kinder waren inzwischen erschienen, und der glückliche Vater nahm
ein elegantes Tütchen mit papierenem Spitzenbesatz aus der Tasche und hielt
es Lydia hin. Diese nahm's und gab es an die Kleine weiter. „Da
Heth".
„Magst Du nicht?" fragte Vau der Straaten. „Sieh doch erst nach.
Es sind ja Pralintzs. Und noch dazu von Sarotti".
Aber Lydia sah mit einem Streifblick zu Rubehn hinüber und fagte:
„Tüten sind für Kinder. Ich mag nicht".
Alles lachte, felbst Rubehn. trotzdem er wohl fühlte, daß er der Grund
dieser Ablehnung war. Van der Straaten indcß nahm die kleine Heth auf
den Schooß und fagte: „Tu bist Deines Vaters Kind. Ohne Faxen und
Habcrei. Lydia spielt schon die de Caparouz".

„Laß sie", sagte Melanie.
„Ich werde sie lassen müssen. Und sonderbar zu sagen, ich hasse
die Vornehmhiits-Allürcn eigentlich nur für mich selbst. In meiner Familie
sind sie mir ganz Recht, wenigstens gelegentlich, abgesehen davon, daß sich
auch für meine Person allerhand Wandlungen vorbereiten. Tcnn in meiner
Eigenschaft als Mitglied einer Enauüten-Eommission Hab' ich die Verpflichtung
höherer gesellschaftlicher Formen übernommen, und geht das so weiter.
Melanie, so hältst Tu zwischen heut und sechs Wochen einen halben Ober-
ceremouienmeister in Deinen Händen. In den Sechswochenschaftcn hat ja
von Uranfang an etwas mysteriös Bedeutungsvolles geschlummert".
„Eine Wendung, lieber Van der Straaten, die mir vorläufig nur wieder
zeigt, wie weitab Tu noch von Teincr neuen Charge bist".
„Allerdings, allerdings" lachte Van der Straaten. „Gut Ting will
Weile haben, und Rom wurde nicht an einem Tage gebaut. Und nun sage
mir, denn ich habe nur noch zehn Minuten, wie Du diesen Nachmittag zu
verbringen und unscrn Freund Rubchn zu divertiren gedenkst. Verzeih die
Frage. Aber ich kenne Teine mitunter ängstliche Gleichgiltigkeit gegen Tisch-
und Tafelfrcuden und berechne mir in der Eile, daß Teine Bohnen und
Hammelcotelcttes, auch wenu die Bohnen zieusig und die Cotelcttes zähe
sind, nicht gnt über eine halbe Stunde hinaus ausgedehnt werden
können. Auch nicht unter Heranziehung eines Desserts von Erdbeeren und
Stilton-Käse. Und so sorg' ich mich denn um Euch, und zwar um so mehr,
als ihr nicht die geringste Ehance habt, mich vor neun Uhr wieder hier
zu sehn".
„Acngstige Dich nicht", entgegnete Melanie. „Es ist teine Frage, das;
wir Dich schmerzlich entbehren werden. Du wirst uns fehlen, Tu muß i
uns fehlen. Denn wer könnt' uns, um nur Eines zu nennen, den Hochflug
Deiner bilderreichen Einbildungskraft ersetzen. Kaum, daß wir ihr zu folgen
vcrstehn. Und doch verbürg' ich mich für Unterbringung dieser armen, ver-
lorenen Stunden, die Dir soviel Sorge machen. Und Tu sollst sogar das
Programm wissen".
„Tu war ich neugierig".
„Erst singen wir".
„Tristan?"
„Nein. Und Anastasia begleitet. Und dann haben wir unser Tincr oder
doch das, was dafür aufkommen muß. Und es wird sich fchon machen.
Tenn immer, wenn Du nicht da bist, suchen wir uns durch einen besseren
Tisch und ein paar eingeschobene süße Speisen zu trösten".
„Glaub'Z. glaub's. Und dann?"
„Tann Hab' ich vor, unsrcn lieben Freund, den ich Dir übrigens, nach
einem allcrjüngstcn Uebercinkommen, als Rubehn mit dem gestrichenen h.
also schlechtweg als nnsern Freund Rüben vorstelle, mit den Schätzen und
Schönheiten unsrcr Villa bekannt zu machen. Er ist eine Legion von Malen,

wenn auch immer noch nicht oft genug, unser lieber Gast gewesen und kennt
trotzallcdem nichts von dieser ganzen Herrlichkeit, als unser Es;- und Musik-
zinimer und hier draußen die Veranda mit dem kreischenden Pfau, der ihm
natürlich ein Greuel ist. Aber er soll heute noch in seinem halb freireichs-
stcidtischen und halb überseeischen Hochmuthe gedcmüthigt werden. Ich habe
vor mit Deinem Obstgarten zu beginnen und dem Obstgarten das Palmen-
Haus und dem Palme» Hause das Aquarium folgen zu lassen".
„Ein gutes Programm, das mich nur hinsichtlich seiner legten Nummer
etwas erschreckt oder wenigstens zur Vorsicht mahnen läßt. Sie müssen
nämlich wissen, Rubehn, was wir letzten Sommer in dieser erbärmlichen
Glaskasten-Sammlung, die den stolzen Namen Aquarium führt, schaudernd
selbst erlebt haben. Nicht mehr und nicht weniger als einen Ausbruch, Eruption,
und ich höre noch Anastasias Aufschrei und wcrd' ihn hören bis an'Z Ende
meiner Tage. Teilten Sic sich, eine der großen Glasscheiben platzt, Ursach
unbekannt, wahrscheinlich aber weil Gryczinski seinem Füsiliersäbel eine falsche
Tirectivc gegeben, und siehe da, che wir drei zählcn können, steht unser
ganzer Aquariumflur nicht nur handhoch unter Wasser, sondern auch alle
Schrecken der Tiefe zappeln um uns her, und ein großer Hecht umschnopert
Melanies Fußtaille mit allcrsichtlichster Vernachlässigung Tante Rietchens.
Offenbar also ein Kenner. Und in einem Anfalle wahnsinniger Eifersucht
l,ab' ich ihn schlachten lassen und seine Leber höchsteigcnhändig verzehrt".
Anastasia bestätigte die Zutreffcndhcit der Schilderung, und felbst Melanie,
die seit längerer Zeit ähnlichen Excurscn ihres Gatten mit nur zu sichtliche,»
Widerstreben folgte, nahm heute wieder an der allgemeinen Heiterkeit Theil.
Sic hatte sich schon vorher in dem mit Nubehn geführten Gespräche derartig
licraufgcschranbt, daß fie wie geistig trunken und beinahe gleichgiltig gegen
Erwägungen nnd Rücksichten war, die sie noch ganz vor Kurzeni gequält
batten. Sie sah wieder alles von der lachenden Seite, selbst das Gewagteste,
und faßte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, den Entschluß, mit der
ganzen nervösen Feinfühligkeit dieser letzten Wochen ein- für allemal brechen
und wieder tcck und unbefangen in die Welt hinein leben zu wollen.
Van der Straaten aber, überglücklich mit seinem Aquariums-Hccht einen
guten Abgang gefunden zu haben, griff nach Hut und Handschuh und ver-
sprach auf Eile dringen zu wollen, soweit sich, einem Minister gegenüber,
überhaupt auf irgend etwas dringen lasse.
Tas waren seine letzten Worte. Gleich darauf hörte man das Knirfchen
der Räder und empfing von außen her, über das Partgittcr hin, eincn
absichtlich übertriebenen Feicrlichtcits-Gruß, in dem sich die ganze Bedeutung
eines Mannes ausdrücken sollte, der zum Minister fährt. Noch dazu zum
Finanzminister, der eigentlich immer ein Toppelminister ist,
,Schluß folg!.)
"

Friedrich Christoph Schlosser.

Franz tili hl.

— Königsberg. —

ls man sich anschickte, den hundertjährigen Gedenktag der Geburt
Friedrich Christoph Schlossers zu begehen, da mochte die Zeit
wohl als eine wenig günstige erscheinen. Die Geschlechter, die
ihn als Meister, Verathcr und Warner verehrt hatten, waren
dahingegangen, die Masse der Nation folgte Führern, die ganz andere Auf-
gaben, grundverschiedene Ideale auf ihre Fahuen geschrieben, selbst bei der
jüngeren Generation der Gelehrten von Fach schien er vergessen zu sein: es
giebt nicht Wenige, die stolz auf ihre historische Bildung und ihre historische
Forschung sind und wenig mehr von ihm kennen, als den Namen. Hat
doch selbst der Heidelberger Festredner geglaubt, mit einer gewissen Ent-
schuldigung beginnen zu sollen, daß man diesen Mann feiere, der so lange
als eine der ersten Zierden der pfälzischen Hochschule gegolten und der lange
Zeit der gelesenste und einflußreichste Geschichtsschreiber der Deutschen
gewesen ist. Indessen dieselbe Gelegenheit zeigte, daß der Kreis der Ver-
ehrer Schlossers doch großer war als man geglaubt hatte annehmen zu
dürfen. Und was vielleicht am auffallendsten war: nicht nur von den Aelteren
hatten Viele ihm die Gefühle bewahrt, die sie in der Jugend für ihn gehegt,
sondern es fehlte auch nicht an Spuren, die darauf hinwiesen, daß gerade
bei dem ganz jungen Geschlecht, innerhalb und außerhalb der Fachkreise, eine
gewisse Hinneigung zu dem Manne sich bemerkbar machte. Es hängt das
zusammen mit einer merkwürdigen Wandlung in unserer Bildung überhaupt.
Die deutsche Welt von heute ist übersättigt von einer Weltanschauung, die
sich als Realismus ankündigte, und sehnt sich zurück nach dem idealen Schwung,
der die Väter beseelte; hier und da werden Zweifel lant, ob jener vielge-
priesene Realismus uicht am Ende blos auf einer Stimmung beruhe, wie sie

dein Rausche zu folgen pflegt, üb er statt der Ausdruck normalen und gesunden Gebens nicht vielleicht selbst ein Zeichen der Schwäche und des Mißbehagens sei. Man sieht ein, daß auf dem bisherigen Wege nicht weiter zu kommen ist und man lehrt zurück zu den Anfängen. Die Philosophie, so lange mißachtet, fängt wieder an, in den Vordergrund des öffentlichen Interesses zu treten, die Naturforschung, Jahrzehnte lang nur mit der Sammlung uud <3inreihung einzelner Thatsachen beschäftigt, sucht wieder zu allgemeinen -Gesichtspunkten vorzudringen, die Jurisprudenz sogar beginnt die Fesseln der Historischen Schule abzustreifen und stellt die Frage nach dem Zweck und nach der Vernunft im Recht. Sollte die Geschichtswissenschaft von dieser Strömung allein unberührt bleiben? Sollte sie, die in Forschung und Methode, in Darstellung und Auffassung nicht am wenigsten von den Hiclen abgewichen ist, die man sich vordem gesteckt, nicht auch versuchen, sich wieder an ihren Ursprüngen zu orientiren und sich fragen: Woher und Wohin? Und eine derartige Einkehr in sich selbst wird sie mit Nothrocndigkeit zu einer Würdigung von Schlosser führen müssen. In der Thal ist neuerdings von Ottokar Lorenz ein bedeutsamer Versuch in dieser Richtung unternommen worden*), und wenn »vir im Folgenden versuchen, uns selbst und deni Leser das Wesen Schlosserscher Historit klar zu machen, so werden wir mannigfaltige Veranlassung haben, an diefe Erörterungen anzuknüpfen.

Es ist vor Allem die Stellung von Schlosser in der geistigen Bewegung des Jahrhunderts, die Lorenz zuerst genauer bestimmt hat, und in hohem Grade anregend, wenn auch nicht selten zum Widerspruch auffordernd, ist der Nachweis der Fäden, durch welche er mit der vorangegangenen Entwicklung zusammenhangt. Bis dahin, das darf man wohl aussprechen, war Schlosser immer nur als isolirte Erscheinung betrachtet worden, selbst Gervinus hat ihn angestaunt, bewundert und zu ergründen gesucht lediglich als ein Phänomen; bis zu der Genesis dieses Geistes ist er nur an einzelnen Punkten vorgedrungen, wo es galt, individuelle Züge zu erklären, die auch anders hätten sein tonnen, ohne daß der Meister dadurch wesentlich ein Anderer geworden wäre. Schlosser war nach seinem ganzen Denken und Fühlen ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts. Er gehörte zu einer Generation, die im Begriff war zu scheiden, als er zuerst mit größeren Werken vor die Oeffentlichkcit trat. So erscheint er als ein Nachzügler und er hat die nach langen und schweren Kämpfen gewonnene Welt- und Gefchichtsanschauung bis an das Ende eines ungewöhnlich langen Lebens unverbrüchlich bewahrt. Während dessen veränderte sich die Welt, die ihn umgab. Ein philosophisches System, dem er fremd gegenüber stand, errang eine unbedingte Herrschaft und suchte alle Wissenschaften nach feinem Bilde zu gestalten, neue Tendenzen in Staat und Kirche brachen sich Bahn, vor Allem aber begann

*) Friedrich Lhriswpb, Scblusser und über einige Aufgaben nnd Principien der Geschichtsschreibung. Wien 1876,

eine von der seinen grundverschiedene Behandlung und Betrachtung der Geschichte emporzuwachsen, zu der sich allmählich die Mehrzahl der akademischen Lehrer bekannte, vie schließlich auch das große Publikum für sich eroberte.
So war er, wie er bei seinem feinen Gefühl für den Pulsschlag des öffentlichen Lebens vielleicht am frühesten wahrnahm, von der Zeit und die Zeit von ihm abgewichen. Wenn er trotzdem eine so gewaltige und tiefdringende Wirkung ausgeübt hat, so liegt das daran, daß er in seinem weltumfassenden Geiste, in seinen» tiefen Gemüth die Gcsammtheit der Bildimg der Epoche, welcher er von Haus aus angehörte, am vollkommensten zusammenfaßte und daß diese Bildung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwar in ihrer speciellen Erscheinungsform zurückgedrängt werde», aber in ihrem Wesen nie eigentlich veralten kann.
Taß sich Schlosser aber so früh einsam fühlte, liegt nn einem ganz individuellen Umstand. Es ist das die Verspätung, man kann kaum sagen seiner Entwicklung, aber die seines öffentlichen Auftretens. Er ist einer der wenigen unserer großen Geschichtsschreiber, die nicht von Anfang an auf die akademische Laufbahn hingcstrebt haben. Es fehlte ihm damit ein äußerer Gruud, der so häusig zu früher Productiou antreibt. Er scheint aber auch den inneren Antrieb zur Schriftstellerei erst verhältnismäßig spät empfunden zu haben. Man kann vielleicht behaupten: die Productiou machte ihn productiu. Er fah sich durch seine Frankfurter Vurlefungen gezwungen, den ungeheuren geschichtlichen Stoff, den er gesammelt und durchdacht, gestaltend zu durchdringen, und mit dem Werte wuchs die Lust daran.
So ist die Grundlage der „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" entstanden, auf ähnliche Weise sind alle seine Hauptwerke allmählich geworden, aus kleinen Anfängen, die eigentlich nur die Grundzüge und die Grundgedanken enthielten, dann immer weiter und weiter ausgeführt wurden, bis der angewachsene Stoff den alten Nahmen gleichsam zu zersprengen schien.
Streben nach Ruhm uud Ehren lag Schlosser immer fern. Er war zu früh zu der Erkeuntnitz gekommen, was eigentlich an den vielbcwunderten Größen der deutschen Gelehrsamkeit sei, er hatte zu früh eingesehen, wie die Art von Ruhm, dessen sich in seiner Jugend etwa die Göttinger erfreuten, gemacht werde, um dadurch geblendet zu werden, und er war eine zu tiefe Natur, um eine ähnliche Rolle crstrcbeuswerth zu finden. Er geht aus auf die Erkeuntniß, nicht auf die Verkündigung ucucr, möglichst blendender Resultate; aus dem Altbekannten herauszugreifen und durch Verbindung und Zusammenfassung zu wirken, ist die Devise wie von Gervinns so auch von ihm. Es würde ihm, wenigstens in seinen früheren Jahren, kaum viel Ucbcrwindung gekostet haben, wcun er diese Erkeuntniß nur eiuem kleinen Kreise im mündlichen Verkehr hätte mitthcilen sollen; es ist meist ein praktischer Zweck, das Wirken auf die Zeit, das Verlangen in ihre Bewegung einzugreifen, was ihm die Feder in die Hand drückt.
Mit dieser Entstchungswcise seiner Werke hängt ein Fehler seiner

Geschichtsschreibung zusammen, den man ihm oft und mit Recht zum schweren Vorwurf gemacht hat, die Sorglosigkeit hinsichtlich der Form, Er sah immer nur auf die Sache und glaubte, das Uebrige werde sich von selbst finden. Er hatte sogar eine Abneigung gegen die Schönheit der Darstellung in historischen Werken, seit er ihre Hohlheit bei einem Manne wie Johannes Müller durchschaut hatte und zu bemerken glaubte, daß selbst ein Gibbon de» Bedürfnissen des Stils zuweilen das Interesse der Sache opfere. Im Laufe der Jahre muß er dann doch wohl wieder anders darüber denken gelernt haben. Gervinus schiebt es auf die Gleichgültigkeit gegen die Form, daß er sich seinen Stil von Vercht und Kriegk ganz nach ihrem Gutdünken zurechtstutzen ließ; richtiger scheint die Auslegung zn sein, daß er fühlte, wie er mit seiner ungelenken Schreibart der Wirkung dessen schadete, was er vortrug. Mehr wie einmal glaubt man in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aus gelegentlichen Bemerkungen das Bedauern herauszuhören, sich nicht rechtzeitig die Herrschaft über den spröden Stoff der dcutfchen Sprache angeeignet zu haben; für den Fünfziger war es dazu, auch wenn er sonst gewollt hatte, freilich zn spät, und auch die Freunde konnten nur im Einzelnen bessern, während doch der Grundfehler in der ganzen Anlage der Perioden steckte, die Niemand ändern kann, als der Schriftsteller selbst. Was aber den Werten des menschlichen Geistes in der Lcserwelt die Unsterblichkeit sichert, ist nicht der Inhalt, sondern die Form. Ter Gedanke, einmal geboren, lebt fort in tausend Gestalten, und wer ihn in sich aufnimmt, dem pflegt wenig daran zu liegen, wo und in welcher Gestalt er zuerst an's Licht trat. Tic Schönheit der Form aber behält ihren Reiz für immer, sie zieht selbst diejenigen an, denen der Gehalt dieser Form gleichgiltig oder gar antipathisch ist. Daß er die Form so gering geschäht, hat Schlosser büßen müssen bei der Nation; aber auch die Nation muß es büßen, daß er ihr den Zugang zu ihm so erschwert hat.

Man kann nicht sagen, daß Schlosser von Anfang an ein bestimmtes Ziel bei seinen wissenschaftlichen Studien im Auge gehabt hätte. Es hat lange gedauert, bis er in der Geschichte seinen eigentlichen Beruf erkannte. Er war auch in der Richtung seiner Studien ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als unsere Epoche mit ihrem Streben nach Specialisirung, mit ihrer immer schroffer nnd schroffer durchgeführten Arbeitsteilung auch auf wissenschaftlichem Gebiete, nnd jenes Zeitalter der Polymathie. Wenn man die Wissenschaft als ein abstractes Ding betrachtet, als die Gcsammtsumme dessen, was die Menschheit weiß nnd erkannt hat — lein Zweifel, daß unsere Methode der des vorigen Jahrhunderts unendlich voraus ist, denn sie fördert das Anwachsen des Wissens in unvergleichlichen! Maße. Wenn wir dagegen dem Nissen seinen Hauptwcrth in Bezug auf das Individuum anweisen, wenn wir mit den Alten in der möglichst vollständigen nnd allseitigen Ausbildung seiner selbst das höchste Ziel der wissenschaftlichen Beschäftigung des

Einzelnen sehen, so läßt sich ebenso wenig zweifeln, daß die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ein unbeschreiblich Größeres erreichten als wir. Banausisch, meint Erwin Rohde in seinem geistvollen Buch über den griechischen Roman, würde den Zeitgenossen des Platon Vieles in der Thätigkeit der großen Alexandriner erschienen sein; es fragt sich, ob ein Mann wie Schiller, wenn er heute die denkenden Köpfe von den bloßen Brotgelehrten scheiden wollte, nicht eine Auswahl treffen würde, die von dem Urtheil der großen Masse, auch der Fachmänner, himmelweit abwiche.

Und schließlich hat sich doch auch schon Vielen, und nicht den Schlechtesten, die Frage aufgedrängt, ob nicht die Wissenschaft an sich bei dieser Isolirung ihrer einzelnen Zweige in den Köpfen der Forscher Schaden nehmen müsse, ob das. was ihr Wachsthum im Kleinen und Einzelnen so begünstigt, nicht ihrem Fortschritt im Großen und Ganzen als Hemmung diene.

Als Schlosser seine Studien begann, war das gerade Gegentheil aller Specialisirung an der Tagesordnung. Tas Sachinteresse erstreckte sich auf alle Gebiete der Natur wie der menschlichen Thätigkeit, die Studien der Gelehrten nehmen einen Umfang an, vor dem uns heute schwindelt. Und Schlosser war selbst für damalige Begriffe ein ungewöhnlicher Polyhistor. Schon als Gymnasiast hatte er über 4000 Bände durchflogen, seine Studien-Zeit in Göttingen, der Stadt mit dem unermeßlichen Haufen von Büchern, über den er später zu spotten liebte, trug nicht dazu bei, ihn zu concentriren. Was wir von seiner Lcctüre wie von den Vorlesungen, welche er besuchte, wissen, zeigt ein buntes Gemisch scheinbar ganz unzusammenhängendcr Fächer. Mathematik und schöne Literatur. Geschichte und Dogmatil, Philologie und Naturwissenschaften, das Alles zog ihn in gleicher Weise an, wurde, mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft, man kann kaum sagen studirt, aber verschlungen, und dieselbe allumfassende Richtung der Studien behielt Schlosser noch viele Jahre hindurch bei. Zur Theologie, für deren Studium er immatriculirt war, hatte er kein inneres Verhältnis;; sie sollte ihm, wie so vielen jungen Leuten der damaligen Zeit, die Sicherheit der äußeren Eristenz gewährleisten und dabei doch den Uebergaug zu einer anderen Laufbahn offen lassen. Tic Consequcnz des alten dogmatischen Systems zog den jungen Mann zwar an, er hat immer großen Respect davor behalten, aber er leugnete schon damals seine Basis und so konnte er die ganze Theologie nur historisch betrachten und die Beschäftigung mit ihr war zunächst nur eine Uebung des Scharfsinns. Aber ebenso wenig scheinen die berühmten Göttiuger Historiker eine tiefgreifende Anziehungskraft auf ihn ausgeübt zu haben. Er ist keinem von ihnen persönlich nahe getreten. Niemand darf ihn als Schüler in Anspruch nehmen, ja man kann wohl sagen, daß er überhaupt die Mehrzahl der damaligen Göttinger Größen verachtet habe. Wenn man von Planck absieht, weiß er eigentlich nur Spittler und Schlözcr zu rühmen, und die Kritik, welche er au ihnen ausübt, zeigt, daß er ganz unbeirrt von

ihnen seine Wege gegangen ist. Er hat von ihren Ideen eigentlich nichts
aufgenommen, als was sie mit den übrigen Führern der Auftlärungsperiode
gemein hatten. Er haßte sein ganzes Leben lang die Schulen und die von
ihnen ausgehende Tradition, wie er es denn auch spater selbst möglichst ver-
mieden hat, Schüler zu bilden.
Die entscheidende Zeit für seine Entwicklung waren vielmehr die
unstaten Wanderjahre, welche zwischen deni Ende seiner Göttinger Studienzeit
und seiner Ucbersiedelung nach Frankfurt liegen. Damals hat er nicht nur
Gelegenheit gehabt, als aufmerksamer und umsichtiger Beobachter die große
Welt kennen zu lernen, die noch in ganz Europa überall fo ziemlich die
gleiche war, sondern damals begann er auch zuerst seine Studien zu con-
«ntriren und unter einheitliche Gesichtspunkte zu fassen. Vor Allem beginnt
jetzt eine eingehende Beschäftigung mit der deutschen Philosophie, durchgeführt
in der denkbar systematischsten Weise, obwohl er bald erkannte, daß er so
wenig ein speculativer als ein mathematischer Kopf sei. Daneben aber geht
ein fortgesetztes Studium der ganzen Literatur des Jahrhunderts her, die Niemand
in ähnlichem Umfang beherrscht hat, als Schlosser. Schließlich trug es denn doch
die Geschichte davon, obwohl er noch in den Anfängen des Frankfurter
Aufenthalts daran dachte, als Reformator der Theologie aufzutreten. Nicht
unmöglich, daß bei der endlichen entscheidenden Wendung auch der Umstand
noch mitgewirkt hat, daß die Geschichte damals als Wissenschaft mit dem
ganzen Reize der Neuheit auftrat. Erst das achtzehnte Jahrhundert hatte sie
selbständig gemacht, ihr eigene und eigenthümliche Aufgaben gestellt und zugleich
durch die Begründung der historischen Kritik den Weg zu ihrer Lösung
gewiesen. Die kritischen Grundsähe, welche damals aufgestellt wurden, sind
im Wesentlichen noch heute in Geltung und werden es auch immer bleiben.
Denn es gicbt allezeit nur eine einzige Methode der Kritik, es handelt sich
nur darum, sie auf die verschiedenen Gebiete anzuwenden. Gleichzeitig wurde
denn auch, in Teutschland zum ersten Male, versucht, die Geschichte in politischem .
und staatsmännischem Geiste aufzufassen und die Entwicklung der Cultur, der
man bis dahin gar leine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, pragmatisch zu ver-
folgen. Ueberall zeigte sich eine rege Begeisterung für dieses zu einem ganz
ueuen Leben erweckte Studium und auf einen Polyhistor wie Schlosser
mußte es eine doppelte Anziehungskraft ausüben, weil die Geschichte in der
That die große associirende Wissenschaft zu sein schien, deren Betrieb die
Kenntnis; aller Wissenschaften vorausfehte und ihre letzten Ergebnisse ver-
einigte.
Es ist aber auch ein andrer Umstand zu beachten, der für Schlussers
Haltung bestimmend wurde. Der ganze Zug der Zeit ging doch trotz nnd
wegen der PolyHistorie nicht auf das Einzelne, sondern auf das Ganze.
Man war ungeheuer systematisch, weil man ein System stürzen wollte.
Man strebte heraus aus dem Mittelalter, und wie das in solchen Uebergangs-
perioden natürlich ist, man suchte sofort zu einer Lösung der letzten und

höchsten Fragen vorzudringen. Kaum war die Geschichte von ihren Magds-
dicnstcu bei Theologie und Jurisprudenz befreit worden, als man auch schon
mit dem Aufsuchen von Gesetzen begann. Es sind im Grunde nur verschiedene
Stufen eines und desselben Bestrebens, wenn Gattcrcr als gründlicher und
etwas pedantischer Gelehrter bemüht ist, eine Einthcilung der Weltgeschichte
nach immanenten Principicn zu gewinnen, welche an die Stelle der vier
Monarchien des Taniel treten tonnte, wenn Lcssing der Erziehung des
Menschengeschlechts nachsinnt und wenn Herder die Gcsammtentwicklung der
Menschheit umsasscn zu können hofft. Es ist aber keiner von allen diesen,
der sich rühmen kann, Schlosser die Wege gewiesen zu haben: es war ein
ganz anders gearteter Geist: es war Voltaire, Voltaire ist für ihu wie für
Buckle der eigentliche Bahnbrecher der modernen Geschichtswissenschaft, obwohl
er sich zu Voltaires eigenen historischen Werken nur ablehnend verhält.
„Voltaire", so sagt er. „erscheint nie unabhängig von den Vorurthcilen der
Gesellschaft, worin er von Jugend auf gelebt hatte, weil er aber dafür auch
von allen Vorurthcilen der Schulen ganz frei ist, urthcilt er mit der nüchternen
Besonnenheit seiner Zeit über jede andere Zeit. Einer der fleißigsten und
genauesten deutschen Geschichtslchrer, Schlözer, hat dankbar anerkannt, daß er
und alle andere, die, wie er, blos die äußere Größe achten und Miltiades
neben Attila und Tschingisthan einen Torfschulzen, Athen ein kleines Nest
nennen, von Voltaire erleuchtet worden: wir anderen danken ihm, daß er
das Abgeschmackte des Treibens der Sammler, Stopplcr, Foliantcnschrcibcr
durch einen beißenden Spott doch wenigstens iu einige Schranken trieb".
Wer nun den Beziehungen zwischen Schlosser und Voltaire weiter nachgehen
wollte, der würde auch sonst überall Anknüpfungspunkte in Hülle und Fülle
finden. Vielleicht nicht blos Anknüpfungspunkte negativer Art. Aber die
positiven Elemente Schlosscrscher Betrachtungsweise stammen doch aus ganz
andern Quellen, aus Rousseau und Kant und aus der Romantik.
Ter Einfluß der romantischen Schule auf Schlosser, das mystifchc Element
in ihm, sind zwar mehrfach hervorgehoben, aber nur selten genügend gewürdigt
worden. Und doch ist das ein Hauptcrforderniß für das Vcistäudniß seines
Wesens. Welchen gewaltigen Eindruck hat nicht Schclling auf ihn gemacht!
Wie hebt er selbst die Dankbarkeit hcruor, die er den Gebrüdern Schlegel
schulde! Mit welcher Begeisterung hat er sich Dante hingegeben und wie
hat er sich grade auch nach der mystischen Seite hin in ihn versenkt! Tiefe
Entwicklungsphase gehört dem Aufenthalt in Frankfurt an. Schon aus der
Autobiographie tonnte man erfchen, welche gewaltige Umwandlung hier iu
Schlosser vorgegangen sein muß; jetzt besitzen wir iu den Briefen an Frau
Schmidt, wie eine neue Perle unserer Literatur so ein unvergleichliches
Documcnt für die Geschichte seines inneren Lebens. Leider fließen die Quellen
für das äußere zu spärlich, als daß wir uns ein deutliches Bild von der
Gemüthsvcrfafsung machen könnten, in der er nach Frankfurt kam; aus den
Andeutungen, die er selbst gibt, können wir nur ersehen, daß ihn die inneren

und äußeren Erfahrungen, die er gemacht, nahezu zur Verzweiflung an allen
Idealen des Lebens geführt hatten. Im Verlehr mit den Gebrüdern Meyer,
in dem kleinen Kreise, der sich um Frau Schmidt herum bildete, fand er sie
wieder, oder vielmehr erst seht ging ihm das auf, was er das wahre Leben
nennt, ein Leben in Gott und ein Leben in der Liebe, d. h. nicht im
TP««?, sondern in der ^lX>'« und der «7^^. Hier zeigte sich ihm der Adel der
menschlichen Seele, an den er nicht mehr geglaubt hatte, und den er nur in
der Dichtung zu finden wähnte, im äußeren Verkehr. Er gewann „neuen
Muth für den Kampf mit der Gemeinheit". Freilich nicht ohne die furcht-
barsten Scelcntampfe. „Mein Herz", so erzählt er selbst, „war zerrissen
und geheilt, und wenn ich unter einer kleinen Zahl schöner Seelen als Mann
und als Tröster stand, so ward ich am Mehrsten getröstet und mit der
Menschheit, an der ich längst verzweifelt hatte, völlig ausgesöhnt. Daß dies
kein Traum war, hatte mich lange Erfahrung gelehrt, und das Wort vom
Glauben, das mehrentheils nur ein Mittel schien und scheint, womit der
Kecke oder Schlaue den Schwachen und Einfältigen täuscht, erschien mir seitdem
als ein Trost der Seelen, denen das Wissen aus Gnaden von Gott versagt
ward. Ich blickte tief in das menschliche Herz, weil ich Herzen fand, wo
eine Tiefe war, ich sah nebeneinander im Leben und in der Handlung
das gemeiniglich für edel und gut Geltende und das Idealische, ich sah
gewöhnliche Tugend und die Sentimentalität der Welt neben wahrem Seelen-
adel und echtem Gefühl". Der Grundzug dieser Empfindungen hat Schlosser
nie verlassen. Noch 1853 schreibt er nn Helene Souchay: „Meine Gedanken
werden, so viel ich älter werde so viel mystischer uud ich fühle mich alternd
ewiger und himmlischer Liebe voll".

Dieser kleine Frankfurter Kreis war sich völlig genug in seiner Paradieses-
seligkcit und sah, stolz auf den Besitz unermeßlicher geistlicher Güter, mit
einem gewissen Hochmuth auf die Weltkindcr herab, die von dergleichen nichts
wissen. Die Berufung Schlossers nach Heidelberg brachte zunächst fast keine
Veränderung hervor; es ist für seine Anschauungen bezeichnend, daß er seinen
vertrauten Umgang bei Männern wie Creuzer, Sulpiz Boisseröe und Daub
suchte. Auch seine eisten schriftstellerischen Arbeiten, die in die Frankfurter
Zeit fallen, zeigen neben einer ernsten Gelehrsamkeit zugleich die tiefen Spuren
der mystischen Stimmung jener Tage und liegen ganz uud gar auf dem Wege der
Romantik. Der vollendetste Ausdruck von Schlossers damaliger Denkweise aber
ist das herrliche Vuch über Vincenz von Veauvais, das dann auch mit
vollem Recht den beiden Freundinnen Schmidt und Grunelius gewidmet wurde.

Tic Gefahr hat nahe gelegen, daß auch Schlosser, wie mancher seiner
Frankfurter Freunde, zu einem Werkzeug politischer und kirchlicher Neaction
wurde. Allein die Schule Rousseaus und Kants hat ihn davor bewahrt.

Es gibt Naturen, und zu denen hat er gehört, die ein tiefgehendes religiöfes
Vedürfniß, den Hang zu phantastischer Mystik mit schneidender Schärfe des
Verstandes vereinigen und keinen Augenblick anstehen, mit unerbittlicher Logik

die Grundlage ihrer eigenen Schwärmerei zu zerzausen. Aus Rousseau und Kant hatte er gelernt, stets festgehalten und nie aufgehört, seinen Freundinnen einzuprägen, daß aller Glaube nur in soweit Werth habe, als er auf das Praktische, auf die Sittlichkeit bezogen werden tonne. „Wir beide", so spricht er Frau Schmidt gegenüber sein religiöses Glaubensbekenntnis; aus, „bekennen uns zu einem Gott, der die Liebe ist, das wird uns untereinander und mir der Welt in Frieden halten, und wenn wir aus leidenschaftlicher Heftigkeit oder sonst fehlen sollten, auf den Weg des Rechts zurückbringen. Das Uebrige sind Nebensachen. Der Friede, der über mich gegossen, die Ruhe über Gegenwart und Zukunft, Haben und Entbehren, ist nicht mein Frieden, es ist Gottes Frieden; wie der Gott aber aussieht, das mag der Herr Pastor Stein Ihnen sagen. — Daß ich indessen den, der den Frieden nicht heute und gestern, sondern Jahre lang in mir schafft, der mir meine Einsamkeit zur Seligkeit und meine Arbeit zur Beruhigung gedeihen läßt, innig preise, mag er sein wer oder wo er will, das tonnen Sic denken".

Ter Stich auf den Pastor Stein, einen jungen orthodoxen Prediger in Frankfurt, bezeichnet bereits ein neues und letztes Stadium der Entwicklung Schlossers. Es ist die ganze Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in ihm gegen den Rückfall in's Mittelalter auflehnt, der im neunzehnten angestrebt wurde. Frühzeitig hat er hellen Auges die Gefahr erkannt und ist ihr mit männlicher Entschlossenheit entgegengetreten. Heftig und rücksichtslos, wie er von Natur war, ging er vor und scheute sich nicht, deshalb mit alten Freunden zu brechen. Noch vor wenigen Jahren hatte er, vielleicht allerdings nicht unbeeinflußt durch Ereuzers Warnungen vor dem „^,U?L^5^6poz", dem alten Voß sein Auftreten gegen Stolberg auf das Bitterste verdacht, doppelt verdacht, daß er noch als alter Mann so ganz der Zeit angehöre, mit einer Seele voll bitterster Galle; jetzt trat er in die engsten Beziehungen zu ihm und nach seinem Tode hat er ihn in jenem begeisterten Nachruf gefeiert, der ihn als den Mann preist, der Luthers Kreuz aufgenommen und alle Kämpfer für Freiheit der Lehre und des Glaubens unter sein Banner gesammelt habe, der nicht am Wenigsten den edlen Zorn des Greises rühmt, mit dem er den elenden Künsten vorgeblicher Gelehrten entgegengetreten sei. Und derselbe Mann, der sich so lange aus dem Weltgetümmel hincmsgeschnt hatte, griff als Fünfziger zur Feder mit der ausgesprochenen Absicht, auf die politische Haltung der Nation einzuwirken.

Dieser neuen, durchaus weltlichen Richtung ist er dann treu geblieben bis ans Ende. Als der schönste Traum, den man auf Erden träumen kann, erschien zwar noch dem Siebziger das Frankfurter Leben, aber er hatte längst erkannt, daß es auf einer Täuschung, einem Verkennen der Menschen und des auf Erden Möglichen beruht hatte. Er kann freilich auch nie in der Mystik so aufgegangen sein, wie es den Anschein hat. Er war stets ein scharfer Beobachter der Dinge um ihn her geblieben, er hat oft hervorgehoben, daß er in Frankfurt in der bewegtesten Epoche so recht im Mittelpunkte der

Dinge gestanden, und cs ist sehr bedauerlich, daß wir so wenig von seinem Verhältnis; zu dem wissen, wovon er der Frau Schmidt versichert, daß cs sie nichts angehe. Mit der Zeit traten die realen Verhältnisse des Menschcn- und Völterlebens immer mehr für ihn in den Vordergrund der Betrachtung: zu Tante gesellte sich Macchiavelli.

Ein politischer Zug hat immer in ihm gelegen und er tonnte durch die Zeit und die Umgebung, in denen er lebte, nur noch verstärkt weiden. Politischen Sinn verlangte er von den Deutschen; oft und herbe genug hat er sie wegen ihres Mangels daran ausgescholten und die Mahnung, welche Gervinus am Schlüsse seiner Geschichte der deutschen Dichtung aussprach, war ganz nach seinem Sinne. Vielleicht ist cs auch nur für bewußte Resignation zu halten, wenn er nie versucht hat, in die eigentlichen Welthändel ein-zugreifen. In der That war zu seiner Zeit in der großen Ocffentlichkeit für die Nation noch nichts zu thun; stehen wir doch auch heute — wenn wir nicht auf die Vergangenheit zurückblicken, fondein Vorwirts nach dem, was da tonimen soll — noch in den allerersten Anfängen eines wirklichen öffentlichen Lebens. Ihm fiel noch eine vorbereitende Aufgabe zu, einzuwirken auf die Erziehung der Nation zu politischem Denken, zu Selbständigkeit und Schärfe des politischen Urtheils, auf die Zerstörung der sklavischen Befangenheit des Geistes, die jahrhundcitlanger Despotismus erzeugt hatte.

Eine solche Geschichtschreibung zu praktischen Zwecken war damals so neu in Deutschland, wie sie jetzt alltäglich ist. Sie hatte sich bereits in der Geschichte der bildeistürmendcn Kaiser angekündigt, sie trat deutlicher hervor in der Geschichte der alten Welt, ihren höchsten Ausdruck erreichte sie bekannt-lich in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Allein für die Geschichte der Wissenschaft sind die Schlosfer'schen Werke vielleicht noch wichtiger durch ihren uniΒveisalhistorischen Grundzug, und es ist eine Verkennung der Natur und der Anlage des Wertes, wenn man die Geschichte des achtzehnten Jahr-hunderts aussondert und als „Staatengeschichte" bezeichnet. Der Unterschied liegt nur in der detaillirteren Ausführung. Mit Bewußtsein wird auch hier Alles hintangesetzt, was bloß für die Geschichte eines einzelnen Staates von Wichtigkeit ist; hält man die Stellen zusammen, wo Schlosser ausdrücklich motivirt, warum er auf einzelne, oft höchst interessante Punkte nicht näher ein-geht, so ergibt sich, daß sein Verhalten durch die größere oder geringere Be-deutung der Thatsachen für die allgemeine europäische Entwicklung bestimmt wird. EZ ist auch kein Zufall, am Wenigsten durch eine Vuchhäudlcr-spcculation veranlaßt, daß sich Schlosser in seinem hohen Alter entschloß, seine Hauptwerke zusammenziehen und zu einer „Weltgeschichte" redigiren zu lassen, uud die paar Bände, die er für diefes Unternehmen neu schrieb, um die Lücke, welche zwischen dem Ausgange des Mittelalters und dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts geblieben war, auszufüllen, gehören zu feinen charakteristischsten Leistungen. Die meisten Historiker würden es niit Recht als eine Beleidigung betrachten, wenn man ihnen zumutheu wollte,

das, was sie geschrieben, in eineil Auszug zu bringen, und die Bemerkung
hat etwas Wahres, die Lectüre eines Buches, aus deni man einen Auszug
machen tonne, dürfe man sich noch mehr abkürzen, indem man es gar nicht
lese. Bei Schlosser liegt die Sache anders. Seine Hauptwerke sind schon
in ihrem Ursprung als Bruchstücke eines größeren Ganzen gedacht; alles
Tetail ist nur zur Erläuterung und zum Erweise der leitenden Ideen
gegeben, auf die es dem Verfasser allein ankommt: künstlerische Form Hai
keines: so ergibt sich der Gedanke der Iusammenziehung, so zu sagen einer-
Verdichtung fast von selbst. Im Grunde stellt sie doch auch wieder nur die
Synthese in der Entwicklungsgeschichte dieser Schriften dar; sie kehren gleichsam
zu ihrer eisten Gestalt zurück, nur geläutert und vertieft durch die inzwischen
eingetretene Würdigung und Vcrwerthung eines ungeheuren empirischen
Stoffes.

Schlosser ist der letzte deutsche Universalhistoriker im großen Stil
gewesen. Heute herrscht in den Kreisen der Historiker eine bald versteckt,
bald offen ausgesprochene Abneigung gegen Universalgeschichte überhaupt, so
sehr man es auch liebt, bei der Betrachtung allgemeiner Verhältnisse zu
verweilen und ihre Einwirkung auf die Vorgänge, die man jeweilig behandelt,
hervorzuheben. Es ist daher wohl der Mühe werth, der Auffassung, die
Schlosser von der Universalgeschichte hatte, und der Frage nach ihrer inneren
Berechtigung einige Aufmerksamkeit zu schenken. Er fußt hier im Wesent-
lichen auf Schlözer. Schlözer hat den Begriff der Universalgeschichte eigentlich
geschaffen, und Schlosser hat ihn, wie Lorenz mit Recht bemerkt, nur verschärft.
Indem Schlözer mit der alten theologisch-scholastischen Auffassung, mit dem
Begriff der „Hauptnationen" bricht, weist er der Universalgeschichte als
Gegenstand alle Völker der Welt zu. „Ohne Vaterland", heißt es bei ihm.
«ohne Nationalstolz verbreitet sie sich über alle Gegenden, wo gesellschaftliche
Menschen wohnen, und überschaut mit weitem Blick die ganze Bühne, auf
welcher jemals Rollen gespielt worden sind. Jeder Welttheil ist ihr gleich.
Sie weidet ihre Neugier so gut am Hoangho und Nil, als an der Tiber
und Weichsel". Wenn wir dann weiter fragen, welche Lebensäußerungeu
der Völker ihr Interesse in Anspruch nehmen dürfen, so erhalten wir eine
ebenso umfassende Antwort, „Sie ist weder Staats-, noch Religions-, noch
Handels-, noch Kunst-, «och Gelehrten-Geschichte, sondern aus allen zusammen
borgt sie, ihrer Bestimmung getreu, Begebenheiten, die den Grund erheblicher
Revolutionen des menschlichen Geschlechtes enthalten". Nur eine einzige
Beschränkung wird beigefügt: „Eine Zeit ohne verzeichnete Begebenheiten ist
eine unbekannte, folglich für die Geschichte leine Zeit". Man sollte meinen,
das wäre genug, aber Schlosser geht in der Thal noch einen Schritt weiter.
Was Schlözer Universalgeschichte genannt hatte, das nennt er Weltgeschichte
und bezeichnet es als „die Geschichte der einzelnen Völker nach der Zeitfolge
geordnet". Universalhistorie ist ihm dagegen „die Geschichte der Menschheit
als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet". Tamit stürzt denn natürlich

auch die Beschränkung auf die „verzeichnete" Geschichte und wird die
Universalgeschichte an die Anthropologie und die Naturwissenschaften über-
haupt angeknüpft. Schlosser hat bitteren Ernst mit diesen Forderungen zu
nmchcn gesucht, und seine Geschichte der alten Welt beginnt mit einem Abriß
der Geologie. Eine ähnliche Erweiterung erfährt der Inhalt der Universal-
geschichte. Schlözer hat nnter seinen ,Revolutioncn- nur politische Um-
wälzungen verstanden, Schlosser dehnt den Begriff aus auf die Umwandlungen
des Geisteslebens und der Cultur überhaupt.
Bei der Schlosser'schcn Definition der Universalgeschichte aber stehen
wir im Grunde noch heute. Hier und da ist einmal ein Universitätslehrer
noch darüber hinausgegangen; in der Schriftstcllcrwclt ist, soviel wir wissen,
nur ein einziges solches Unternehmen zu verzeichnen, Karl Niels geistreiches
Wert „Natur und Geschichte", und das ist ein Torso geblieben. Unsere Hand-
bücher der Weltgeschichte glauben aber damit, daß sie eine der Schlosscr'schen
nachgebildete Begriffsbestimmung an die Spitze stellen, ihrer Pflicht vollauf
Genüge geleistet zu haben; in Wirklichkeit sind sie mir halb synchronistisch, halb
ethnographisch geordnete Geschichten verschiedener, meist europäischer Staaten,
Sieht man freilich genauer zu, so findet man, daß auch Schlosser sich mit
der von ihm selbst gestellten Aufgabe viel leichter abgefunden hat, als man
nach dem Anlauf, den er nimmt, erwarten sollte. Es ist eine bittere und
scharfe, aber wohlverdiente Kritik, die Lorenz hier ausübt, wenn er ihm
vorwirft, daß er die ungeheure Welt der buddhistischen Volker kaum
berührt habe, daß die Semiten mit einem literarisch-culturhistorischen Raisonne-
inent abgemacht würden, daß sich dann etwa um das Jahr 500 vor Ehristus
der Ton plötzlich ändere, Kraft und Aufmerksamkeit des Historikers sich von
da an auf die staatlichen Vorgänge bis in ihre kleinsten Umstände erstreckten.
Es ist ebenso richtig, daß sich diese Mängel in den mittleren und neueren
Zeiten nicht vermindern, sondern eher noch steigern. Aber es ist nicht
richtig, was Lorenz über das Princip sagt: „Nach wie vor ist alles das,
was die Weltgeschichte für die Vergangenheit der Menschheit zu leisten ver-
spricht, nicht viel mehr als eine Phrase, und muß mit jeder neuen Entdeckung,
welche im Gebiete der Sprachwissenschaften, im Gebiete der Geographie und
Ethnographie gemacht wird, in immer größerem Maßstäbe leere Phrase
bleiben. Eine die Menschheit erschöpfende Universalgeschichte ist für jeden
Einzelnen ein frommer Wunsch seiner Erkenntnis;, eine Befriedigung in
großem Sinne wird hierin ein Sterblicher so wenig zu erlangen fähig sein,
als Jemandem gelingen mag, den gesummten Umfang alles menschlichen Wissens
und aller menschlichen Erfahrung in sich zu vereinigen und aufzunehmen".
Mit dem Einwand der „Phrase" kann man gegen die Aufstellung all-
gemeiner Principicn in jeder nicht rein mathematischen Wissenschaft operircn;
heuristische Hypothesen wären für eine solche Betrachtung unter allen Um-
ständen von Uebcl. Eine „Befriedigung im Großen" kann ein Sterblicher
in keiner Wissenschaft empfinden, wenn er überhaupt weiter zu denken fähig

ist, als daß wir den vergangenen Geschlechtern beträchtlich voraus sind, und eine solche Zumuthung an die Geschichtswissenschaft ist doppelt ungercchtsertigi, weil sie die schwierigste von allen Wissenschaften ist, Denn während alle anderen einen fertigen Stoff besitzen, ein abgeschlossenes Gebiet, auf dem es gilt, die einzelnen Erscheinungen kennen zu lernen und auf ihre Gesetze zurückzuführen, ist die Geschichte die einzige, deren Stoff selbst immerfort wächst, wo der höchsten denkbaren Intelligenz nach vollkommener Erforschung aller vorangegangenen Zeiträume immer nur ein Theil des Materials zu Gebote stände, aus dem sie ihre Schlüsse zu ziehen hätte, da immer der größte Theil der Geschichte »och in der Zukunft liegen wird. Diese Eigenthümlichteit der Geschichte zu verkennen, war der Hauptfehler, an dem Buckles neue Grundlegung der Historik scheitern mußte. Soll aber eine Wissenschaft der Geschichte wirklich bestehen, so muß der Versuch einer universalhiftorischen Uebersicht im Schlosser'schen Sinne immer wieder gemacht werden, auch auf die Gefahr hin, daß er rascher veralte, als die Geisteskraft erwarten ließe, die an ihn gewendet ward.

Und sollte es wirklich unmöglich sein, bei einer solchen Auffassung die Geschichte von anderen Wissenschaften abzusondern? Müßte ihr Stoff wirklich begrenzt, etwa, wie Lorenz ausführt, auf die politischen und gesellschaftlichen Momente beschränkt werden? Es bleibt ein wesentlicher und tief greifender Unterschied zwischen dem Begriff der Geschichte und dem aller übrigen Wissenschaften. Alle anderen Wissenschaften haben es mit dem Sein zu thun, die Geschichte allein mit dem Werden. Nicht alle einzelnen Wisfenfchaften begreift sie in sich, fondern sie zieht ihre Ergebnisse nur soweit heran, als sie auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechts und seiner Cultur ein Licht zu werfen geeignet sind. Daß auch so noch ein Ungeheueres verlangt werde, hat Schlosser trotz der „naiven Zuversicht^, mit der man zu feiner Zeit hoffen konnte, sich mit Hilfe einiger weniger Haupt- und Grundwerte auf dem Gesnmmtgebiet aller Wissenschaften soweit nöthig zu orientiren, leinen Augenblick verkannt, ebenso wenig wie die Unlösbarteit der Aufgabe fclbst für feine so unendlich ausgebreitete Gelehrsamkeit. Ein Unternehmen wie die Universalgeschichte, sagte er ausdrücklich, könne erst nach vielen Versuchen gelingen, und jeder Bescheidene werde, wenn er eine Geschichte der Menschheit schreibe, nichts anderes, als einen Versuch oder einen Beitrag zu einer solchen Geschichte geben wollen.

Indessen die Kritik gegen Schlosser war richtig, haben wir bemerkt, woran liegt der Fehler? Sollte es eine alte Gewohnheit sein, noch aus der Zeit der vier Monarchien her, die ihn bestimmt hätte, erst von den Persern an misführlich auf Staatengeschichte einzugehen und nachher fast bloß die europäischen Völker eingehend zu behandeln? Aber schon Gattner und Schlözcr waren in ihren universalhiftorischen Compendien ganz andere Wege gegangen. War es Mangel an Kenntnissen und die so häufige bequeme Selbsttäuschung, was man nicht wisse, fei auch nicht der Mühe wcrty.

gewußt zu werden? Tas wird man bei Schlosser am wenigsten voraussehen
wollen. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß es ein innerer Grund
gewesen, der Schlosser halb unbewußt von dem ursprünglich aufgestellten
"Plane abweichen ließ? Man braucht sich in der That nur die synchronistischen
Uebcrsichten von Schlözer anzusehen, um inne zu weiden, daß eine Verbindung
beispielsweise der Geschichte von Hinterasicn mit der der klassische» Völker
für die Betrachtung völlig ergebnißlos ausfallt. Gehen wir noch etwas
weiter: wenn wir die Geschichte der amerikanischen Eulturstaaten vor der
Entdeckung der neuen Welt noch so genau kannten, wäre es möglich, sie mit
der Geschichte des europäischen Mittelalters irgendwie in Verbindung zu
setzen? Welche Vorzüge würde hier eine synchronistische Behandlung vor
der rein ethnographischen voraus haben? Es muß doch wohl in dem Begriff
„Geschichte der Menschheit" irgend etwas mangelhaft sein. So ist es in der
That. Es gibt leine „Menschheit" im historischen Sinne, so wenig, wie es
eine „allgemeine Christenheit" gibt. Die „Menschheit" als Ganzes ist erst
im Werden begriffen. Alle Geschichte beginnt mit der Vereinzelung. Die
Horde ist älter, als der Staat, die Staaten sind älter, als die Staatensystemc.
Wer die weltgefchichtliche Entwicklung gleichsam aus der Vogelperspcctive
überschauen könnte, würde zuerst die einzelnen Staaten ganz isolirt für sich
sehen; erst im Laufe der Zeit bilden sich durch ihre gegenseitige Einwirkung
Beziehungen heraus, die zu einer Bedingung der Entwickelung des einen
Staates durch die des anderen führen und somit alle in einen unlösbaren
Zusammenhang bringen. So entstehen gewisse Culturkreise an verschiedenen
Punkten der Erde, ihrerseits gleichfalls zunächst gegen einander abgeschlossen.
Erst ihr Zusammenstoß, das ihnen allen innewohnende Bestreben, sich einander
anzuiihnlichen, vermittelt dann den weiteren Fortschritt. Von einer „Mensch-
heit" als solcher aber kann im Ernst für den Historiker erst die Nede sein,
wenn die sämmtlichen Culturkreise der Erde in eine uud dieselbe geistige Be-
wegung hineingezogen sein werden, wenn man also z. B. den Rückschlag
einer Staatsumwälzung in Paris in Peking ähnlich empfindet wie in
Berlin. Es ist für eine wirkliche Universalgeschichte im Schlosscr'schrn
Sinne mindestens um ein Jahrtausend zu früh.

Bis dahin bleibt nichts übrig, als die Geschichte der einzelnen Eultur-
lreise abgesondert darzustellen und Alle andern nur so weit zu berücksichtigen,
als sie von demjenigen, den man behandelt, Einwirkungen erfahren oder an
ihn «isgeübt haben. Im anderen Falle entsteht doch nichts, als ein Couglo»
merat von Einzelgeschichten, bei dem der Leser nicht bemerken würde, daß
er etwas verlöre, wenn auch die eine oder die andere ganz und gar wegfiele.
Diese Sätze gehören zu den wenigen, welche sich aus dem abgelaufenen
Stück Geschichte empirisch begründen lassen, und es ist bezeichnend, daß de:
erste Universalhistoriter der Griechen auftritt, als man durch die Unter-
nehmungen des Dareios und Xerxes inne geworden war. daß Griechen und
Orientalen zusammengehören wie Pol und Gegenpol, uud daß der größte

auftrat, als durch den Eonsiict Makedoniens mit Nom endlich die vollkommene Einheit dessen hergestellt worden war, was man alte Geschichte nennt.
Die formale Seite, die Definition des Begriffs der Universalgeschichte ist übrigens das Einzige, wodurch sich Schlosser allenfalls als alten Göttinger zu erkennen gibt; sonst hat er mit den tgl. großbritannischen und kurfürstlich hannoverischen Hosräthcn nichts gemein. Man konnte eher bei Herder eine der scinigen verwandte Auffassung suchen. Und doch steht er auch zu diesem in einem so schroffen Gegensatze! Er muß die „Ideen" wiederholt auf das Eingehendste studirt haben, es ist aber kaum möglich, herber darüber zi: urtheilen, als er gcthan. Vielleicht nicht am wenigsten, weil er so tiefe Eindrücke von dem Buche empfangen, wie denn überhaupt feine heftige, oi: ironische und sarkastische Gegnerschaft gegen die weltgeschichtlichen Constructionen philosophischer Systeme gelegentlich darauf hinzudeuten scheint, als sei er selbst einst in solchem Wahn befangen gewesen und erst spät zu der Einsicht gekommen, daß in der Geschichte „ohne vorhergegangene Anschauung be- Einzclncn alles Absprechen hohl und eben darum schief" sei, daß eine vollkommene Kcnntniß des geschichtlichen Stoffs allem Philosophiren darüber vorangehen müsse. Eine gewisse, oft stauncnswerthe Gleichgiltigkeit gegen die Thatsachen an sich hat er immer behalten; unzählige auffallende Fehler hat er glcichmüthig begangen und eingestanden, denn für feinen eigentlichen Zweck tum nach seiner Meinung nichts darauf an, glaubte er doch fogar. daß eine Universalgeschichte möglich sei, welche von allen Einzclnhciten fast völlig absehe. Die Thatsachc selbst ist ihm todt; sie gewinnt nur Leben durch die Ideen, die sich daran aufweifen lassen, und er unterscheidet sich von den theologischen und philosophischen Geschichtsconstructoren im Princip nur dadurch, daß er nicht die Thatsachen aus den Ideen verstehen, sondern die Ideen aus den Thatsachen erkennen will.
Für den Universalhistoriler muß denn natürlich Auswahl und Stellung der Thatsachen die Hauptsache, seine Vehcmdlungsweisc grundverschieden von derjenigen sein, die blos die Dinge erzählen will, „wie sie wirklich gewesen". Denn „wer die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen zeigen, einen Gedanken durch seine ganze Erzählung durchführen will, muß seine eigene Meinung aussreche» uud darauf verzichten, aus Urkunden, Nachrichten, Denkmalen dasjenige enthüllen zu wollen, was seiner Natur nach nur errathcn, nicht bewiesen werden kanu", woraus dann freilich fofort wieder die Beschränkung folgt, daß er sein Urtheil selbst, als nothwendig vielfachem Irrthin» unterworfen, nicht mit der Geschichte selbst verwechseln darf.
Jenen „einen Gedanken" aber entnahm Schlosfcr aus Kant. Kant, veü feiner Theorie ausgehend, daß jedes vernünftige Wesen sich Selbstzweck sei. betrachtete die Geschichte der Mrnschcngattung als die Vollziehung eines vcr borgeucn Plans der Natur, um eine innerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln könne. Schlosser läßt hier, ähnlich wie er sich Schlözcr gegenüber verhielt, die vollkommene Staatsver

fasfung als ein zu enges Ziel falle», und bezeichnet als Aufgabe der Uni-
versalgeschichte, als Resultat aller Erfahrungen durch Darstellung der Ge-
schichte unseres Geschlechts zu beweisen versuchen, daß es unter steten Revo-
lutionen nach und nach weiter zu größerer Vollkommenheit sich entwickelt
habe. Sieht man dann zu, wie er das durchgeführt hat, so begegnet man
beständig einer praktischen Anwendung des gleichfalls aus Kaut abgeleiteten
Schillerschen Satzes, daß der Einzelne vermöge seines freien Willens
zwar den Zwecken der Gefchichte widerstreben tonne, daß aber die Geschichte diese
selbstsüchtigen Zwecke zu vernünftigen Zwecken der ganzen Menschheit umkehre.
In der Theorie freilich weicht Schlaffer hier wieder von Schiller ab, indem er
seinen eigenthümlichen Gottesbcgriff einführt und geradezu an die Spitze stellt,
nicht ohne einen Ausdruck mitleidiger Verachtung gegen diejenigen, welche diese
„Hypothese" für ihre Untersuchung nicht nöthig zu haben glauben. Daß eine
derartige Auffassung im Grunde doch wieder auf eine philosophische Eon-
struction hinausläuft, ist klar, und daß man zu verschiedenen Resultaten kommen
wird, je nachdem man von dem einen oder dem anderen philosophischen
System ausgeht, nicht minder. Wer aber Schlosser einen Vorwurf aus dem
Princip seines Verfahrens machen will, wird nachzuweisen haben, wie man
auf einem andern Wege zu einem vernünftigen Begreifen der Gefchichte
gelangen kann.
Man würde indessen irren, wenn man annehm en wollte, daß Schlosser
die univcrslllhistorische Vehnndlungsweise für die einzig angemessene gehalten
oder auf die anderen Arten der Geschichtsschreibung von oben herabgesehen
habe. Er setzt vielmehr die Bekanntschaft mit andersartigen Darstellungen
bei seinen Lesern überall voraus, da es ihm, wie Ranke, immer widerstrebt
hat, oft Erzähltes auf's Neue zu erzählen; er verfehlt felbst nicht hervorzu-
heben, daß z. V. der Engländer, der praktischen Gebrauch von der Geschichte
seines Landes machen wollte, eine Geschichte verlangen müsse, die von ganz
anderen Gesichtspunkten ausgeht und ganz andere Umstände in den Vorder-
grund rückt; er betont endlich wiederholt, daß, wer politische Geschichte
schreiben wolle, ganz anders verfahren müsse, als er selbst gethan, daß es
für diefen höchstes Gesetz sei „seine eigenen Gedanken so wenig als möglich
einzumischen". Selbst der Geschichtsschreibung „für Diplomaten" läßt er
ihr Recht widerfahren und eigentliche Abneigung zeigt er nur gegen die
fogenannte antiquarische Behandlung. Sie schien ihm den Boden der
eigentlichen Geschichte zu verlassen, die es nicht mit Zuständen, sondern mit
dem Geschehen zu thun habe, und er scheint gefürchtet zu haben, daß sie die
Wissenschaft, die erst zu seiner Zeit zur Selbständigkeit gelangt war, zur
Dienerin der Philologie herabdrücken werde. Vor Allem aber meinte er,
sie führe ab von dem, was die Zeit brauche und wende ihren Fleiß auf
Dinge, die nicht mehr wcrth seien als das, womit sich die Historiker vor
der Auftlärungsepoche herumschlugen.
So wenig wir heute geneigt sein mögen, dem Schlosserschcn System
der Universalgeschichte ein anderes, als ein blos historisches Interesse zu

widmen, so werden wir doch zwei Punkte hervorheben müssen, in denen sein Urheber bleibende Bahnen für die Wissenschaft gebrochen hat' und sein Perdienst wird dadurch nicht geringer, daß seine Neuerungen heute als selbstverständlich erscheinen. Wir haben ihm eine ganz veränderte Auffassung großer Perioden der Geschichte zu verdanken; für die Betrachtung des Mittelalters ist er epochemachend geworden. Byzantiner, Araber und Normannen hat er zuerst an ihren richtigen Platz gestellt und auch die heutige Behandlung der römischen Kaiserzeit kann den Schlosserschen Einfluß nicht verleugnen. Er zuerst hat sie anders, denn als bloße Verfallszeit angesehen und mit Vorliebe sein Augenmerk auf die beginnenden Neubildungen gerichter. In der alten Geschichte stammen überhaupt zahlreiche jetzt gang und gäbe Ideen von ihm her, und es verdient bemerkt zu weiden, daß bereits Schlosser die Begrenzung der alten Geschichte durch die Erhebung des Odoaker hat fallen lassen. Was aber am meisten neu war bei Schlosser, wodurch ei eine wirkliche Revolution in der Geschichtsschreibung hervorgebracht hat, das war die Verbindung, in welche er die Geschichte der Eultur, insbesondere der Literatur, mit der politischen Geschichte setzte. Und doch hat ihm unmittelbar nach seinem Tode schnöde Verunglimpfung auch dicfen Nuhmcstranz rauben wollen. Als wenn es einerlei wäre, Verbindungslos herausgegriffene Größen der Nationalliteratur chronologisch in die Weltbegebcnheiten einzureihen und den Zusammenhang und das gegenseitige Bedingen der politischen und der literarischen Bewegung aufzuweisen! Man wird im Gegentheil gestehen müssen, daß nicht nur Schlosser iu seiner cigcnthümlichen Art keinerlei Vorgänger hatte, sondern daß ihn auch unter den Später« Wenige erreicht haben, Keiner llbeitroffen hat. Er geht freilich einen Weg, den der Literarhistoriker nicht gehen kann und Gervinns, der von den Schlosferfchen Anregungen zur Bcgrüudung der wissenschaftlichen Literaturgeschichte kam, war sich der Notwendigkeit dieses obwaltenden Unterschicds wohl bewußt. Schlosser verfolgt, und mit vollem Recht, die Geschichte der Wissenschaft mit nicht geringerer Aufmerksamkeit, als die der Nationalliteratur; er muß Vieles vernachlässigen, was der Literarhistoriker breit zu behandeln hat, und anderes ausführlich darlegen, was für jenen gleichgiltig ist. Denn nicht die Bedeutung der einzelnen Geisteswerke an sich ist für ihn von Werth, sondern die Wirkung, die sie ausgeübt und die Zcitströmungcn, die sie wiederspiegeln. So vergißt er z. B. nicht bei dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts die Stellung der verschiedenen Schulen hervorzuheben, die sich an den Universitäten gebildet hatten. Hier ist ein Hauptpunkt, wo ihm seine Poly-Historie befruchtend zu Statten kam: welcher Historiker möchte sich heute wohl daran wagen, die Geschichte der exacten Wissenschaften im Nlterthum in seine Darstellung aufzunehmen? Dem gegenüber fällt ein Mangel um so schmerzlicher auf: die gänzliche Vernachlässigung der bildenden Knnst. Daß Schlosser ihre historische Bedeutung ganz entgangen sein sollte, kann man kaum annehmen. Daß er aber empfunden habe, wie sie am allernnbedingtesten den Geist der Zeiten ausspreche, muß man bezweifeln. Es war

eine persönliche Schranke in ihm, die ihm hier hemmend entgegentrat; es
ging ihm alles Kunstverständniß vollständig ab, selbst der Umgang mit
Noisseröe hat es nicht zu wecken vermocht.

Indessen die Hauvtcigenthümlichkeit der Schlosserschen Geschichts-
schreibung liegt, wie oben hervorgehoben, in ihrer praktischen Tendenz und
eben darauf beruht der größte Theil ihrer Wirkung. Er will Propaganda
für seine Ansichten machen, d. h. für die Errungenschaften des Geistes des
achtzehnten Jahrhunderts. Man hat behauptet, er habe diese feine Ansichten
je nach den Ieitbedürfnissen modificirt, scheinbar nicht ohne Grund, denn daß
er dieselben Dinge und Personen zu verschiedenen Zeiten einer ganz ver-
schiedenen Bcurtheilung unterzieht, ist unleugbar. Aber jene Behauptung
zeugt doch von sehr oberflächlicher Bekanntschaft mit seinen Werken. Er setzt
ja immer die Kenntniß, häufig die Vergleichung anderer Darstellungen voraus,
insbesondere übergeht er in der Negel. was er selbst anderswo schon einmal
gesagt hat. Die scheinbaren Widersprüche entstehen dadurch, daß er jedesmal
diejenige Seite herauskehrt, von der er glaubt, daß die obwaltende Zeit-
strömung Nutzen daraus ziehen könnte. Ein so tief gebildeter Geist wie der
seinige konnte unmöglich den wechfelnden und stets einseitigen Stimmungen
des Tages unterliegen, und er sah sich veranlaßt, hielt es sogar vielleicht für
Pflicht, gerade auf das aufmerksam zu machen, was die öffentliche Meinung
überfah. Ein Gesammtbild von Schlossers Meinung über Dinge und Menschen
kann man nur erhalten, wenn man in jedem einzelnen Falle Alles zusammen-
nimmt, was er überhaupt darüber geäußert. Es ist dies ohne Zweifel ein
fchwer wiegender Mangel: dem praktifchen Nutzen für die Gegenwart wurde
der dauernde Werth für die Nachwelt bis zu einem gewissen Grade aufgeopfert.
Es hängt aber auch wohl mit einem anderen Fehler Schlosserfcher Geschichts-
schreibung zusammen, der ungenügenden Berücksichtigung der Individualicit
der geschichtlichen Personen. Nirgends finden wir ein ausgeführtes Charakter-
bild, nirgends jene feinen psychologischen Analysen, durch die uns Ranke
entzückt; es scheint fast, als füllte der Mensch für den Geschichtsschreiber ver-
schwinden und nur die That für sich dastehen.

Wenn sonst die Rede auf die Fehler Schlosserscher Geschichtschreibung
kommt, so pflegt man gewöhnlich von der Forschung zu reden. Daß diese
den heutigen Ansprüchen nicht mehr genügt, ist ohne Weiteres zuzugeben, auch
wenn man von den zahlreichen Ungenauigkeiten im Einzelnen absieht. Daß
sie aber zu ihrer Zeit einen bedeutenden Fortschritt darstellte, wird man doch
auch nicht bestreiten können, insbesondere dann nicht, wenn man bedenkt, welche
Zeiträume seine Werke umspannen und wie wenig auf den meisten Gebieten
vorgearbeitet war. Man wird Respect vor ihm bekommen, wenn man sich
klar macht, in welchem Umfange er z. B. die alte Literatur herangezogen
hat, welche Vorstudien er für nöthig hielt, um die Scholastiker, d. h. den
Geist des Mittelalters, zu verstehen. Auch zu der Methode der Forschung,
die Ranke ausgebildet hat. steht er kaum in einem so principiellen Gegensätze,
wie man vielfach annimmt. Er gehörte zu den ersten unter den neuein

deutscheu Historikern, welche archivalische Studien in größerem Umfang machten :
er war aber freilich nicht in derselben glücklichen Lage, wie Ranke mit seinen
italienischen Relationen. Fast mir das pariser Archiv war damals bis auf
einen gewissen Grad zugänglich, und Schlosser hat cs zwei Mal längere Zeit hin-
durch benutzt. Dann legte er nach Art der Alten den höchsten Werth darauf,
Mitteilungen von Personen zu erlangen, die den Ereignissen selbst nahe
gestanden, wie von Grögoire, Schlabrendorf, Thibaudeau, den Mitgliedern
der napoleonischen Familie. Dies schien ihm fast noch werthvollcr, als das
Actcnmlltcrial, weniger wegen des positiven Wcrthes dieser mündlichen Angaben,
die im Einzelnen vielfach irrig sein mußten, als wegen der Einsicht in den
ganzen Geist und die Auffassungsweise der Zeit und der Handelnden, die
auf diesem Wege in der That sehr viel leichter und sicherer zu gewinnen
ist, als aus den Urkunden. T>aß Andere, mit anderen Zwecken an die Dinge
herangehend, sein Material in ganz anderer Weise genutzt haben würden, ist
natürlich. Leugnen läßt sich aber nicht, daß Schlusser diplomatische Berichte
als Geschichtsquellen überhaupt uicht sehr hoch anschlug. Er hatte zu gründlich
Gelegenheit gehabt, die Diplomaten kenneu zu lernen, um vor ihrer Weisheit
und ihrer Wahrheitsliebe allzu große Achtung zu haben; skeptisch und kühl
steht er auch den zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen der handelnden Staats-
männer gegenüber, auch abgesehen davon, daß er für seine Art von Geschichts-
schreibung nur bedingten Gebrauch davon machen kann. Es ist uicht schwer
von dein Standpunkt moderner „Methode" auf den alten Meister hcrabzufehen,
allein bereits Lorenz hat mit Recht hervorgehoben, wie wenig feste Grund-
sätze doch in der Benutzung archivalischer Urkunden bis jetzt zur Geltung
gelangt seien. Eine gewisse Reaction gegen das heute beliebte Verfahren
thiite Roth und hat auch glücklicherweise schon angefangen, sich Bahn zu
brechen. Es wird eben nicht jeder Wisch zu einer Urkunde, weil er ungedruckt
in einem Archiv liegt, und der Bericht eines Junkers, der eine Gesandtschafts-
stellc erschnappt hat, muß mit anderen Augen angesehen werden, als eine
venetianische Relation.

Die Absicht der Hauptwerke Schlossers geht im Wesentlichen auf die
Belehrung und Warnung der Gegenwart durch die Betrachtung vergangener
Zeiten, aber nicht so, daß er zeigt, wie die Dinge gemacht werden, was der
praktische Staatsmann fordern würde, fondern so, daß er die Weltgeschichte
auftreten läßt als Weltgericht. Rücksichtsloseste Wahrheitsliebe erscheint hier
natürlich als erstes Gesetz und zwar eine Wahrheitsliebe, die nicht nur
nichts Falsches fagt, fundein die vor Allem auch Nichts verschweigt, was zur
Veurtheilung der Menschen gehört, die alle Sachen mit dem richtigen Namen
bezeichnet. Daß er diesem Grundsatz stets treu geblieben, hat nie Jemand
bezweifelt und ebensowenig, daß ihm nirgends mit Bewußtsein Vorliebe oder
Abneigung die Feder geführt haben. Am Allerwenigsten wird man bei ihm
jener Sorte von Patriotismus begegnen, die leider bei allen Völkern so
häufig ist, welche in der Lobpreisung der eigenen Nation mit scheelen Seiten-
blicken auf Fremde ihre Befriedigung sticht. Daß es ihm nicht „an eigentlicher

nationaler Anregung gefehlt", daß Deutschland keineswegs „für den Sühn
der frifischen Erde ein imaginärer Begriff blieb", würde, wenn es dazu
eines Beweises bedürfte, neben zahlreichen Aeußeruugen schon der tiefe
Schmerz bezeugen, den er 1813 gefühlt, daß es ihm wegen des Verlustes
des einen Auges nicht möglich war, selbst zur Waffe zu greifen. Allein seine
Vaterlandsliebe war eine gereifte und geläuterte, die von der Tcutomanic
des zweiten und dritten Jahrzehnts nicht minder weit ablag, wie von der
unklaren Begeisterung des fünften, welche eine Flutte auf Nationalsubscription
bauen wollte.

Das Urtheil Schlossers drängt sich dem Leser überall mit ganzer Ge-
walt auf, nur selten läßt er die Thatsachcn selbst für sich sprechen. Er ist
darum nicht eigentlich subfcctiver, als andere, nnd es ist bei ihm weniger
Gefahr vorhanden, daß er den Leser ohne Weiteres gefangen nehme. Doch
treten die persönlichen Anschauungen des Verfassers in den verschiedenen
Werten in sehr verschiedener Stärke hervor, selbstverständlich am Meisten in
der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die er zum großen Theil mit
erlebt hatte. Der Grundton ist überall ein demotratifcher. Der alt-
einheimische Freiheitssinn seines Stammes, sein angeborener und nie ver-
leugneter Stolz auf seine Persönlichkeit trugen dazu ebensoviel bei, als das
Studium Rousseaus und Kants. Aristokratische Anschauungen, wie sie z. B.
in seinem Frankfurter Freundeskreise vorherrschten, waren ihm gradezu unver-
ständlich, und er tonnte darin nichts sehen, als eine Verfolgung selbstsüchtiger
Zwecke; vor monarchifchen Gefühlen tonnte der sicher sein, der als Knabe
nnd Jüngling den scheußlichsten Mißbrauch der Fürstcngewalt in der Heimath,
die Folgen eines anfgetlärten Despotismus, der für seine Unterthanen denken
zu müssen glaubt, in nächster Nähe zn beobachten Gelegenheit gehabt hatte.
Die Schandthaten der Gru.ßen und Mächtigen werden schonungslos aufgedeckt,
der Glorienschein wird ihnen vom Haupt gerissen und ein besonderes
Behagen scheint Schlosser darin zu finden, die Kunstwerte der Sophisten zu
zerzausen, welche sie als Genien der Menschheit gepriesen haben. Er
bekämpfte den Despotismus in jeder Gestalt, auch da, wo er von den besten
Absichten ausgeht und scheinbar glänzende Resultate erzielt hat, und neben
der Ruchlosigkeit der Regierenden vergißt er nicht, auch die Niederträchtigkeit
der Regierten in das gebührende Licht zu sehen. Mit der populären Auf-
fassung kommt er dabei ebenso oft in Conflict, wie mit der officiellen. Es
mag genügen, auf die Schilderung der inneren Politik Friedrichs des Großen
hinzuweifen, der schon damals anfing, tadu für die Kritik zu sei». Die
Revolution erscheint dann als ein furchtbares, .aber wohlverdientes Straf-
gericht, von sentimentalem Mitleid mit den höchsten und allerhöchsten
Herrschaften findet sich nicht die leiseste Spur. Ueberhaupt aber hat der
Historiker keine Sympathie für das Vornehme, Höfische und Cunventionelle,
insbesondere ist ihm auch der Salon verhaßt. Es ist ihm das Alles ein
rein äußerliches Leben, welches das echte und innere schädigt oder gar nicht

aufkommen läßt, welches nothwendig zur bewußten oder unbewußten Heuchelei führen muß. In> Leben wie in der Wissenschaft aber hat ihm immer das als das höchste Gebot gegolten, welches Iehovah auf dem Sinai vergessen hat: Du follst nicht lügen.

Und doch ist es so leicht, antidemokratische Aussprüche in Menge bei Schlosser zu finden! Das ist aber erst recht demokratisch, wenn anders das höchste Ziel der Demokratie die Gerechtigkeit ist. So ist es nur in der Ordnung, wenn ehrgeizige Voltsführer nicht besser wegkommen, als Tyrannen und Eroberer, wenn die Iefuiten gegen Pombal in Schutz genommen werden, obwohl sie die Finsterniß bedeuten und der Markes die Aufklärung. Daß von einer sophistischen Beschönigung der Greuelthaten der Revolution leine Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Der Standpunkt der Beurlhcilung ist überall in erster Linie der moralische und zwar der einer Moral, die direct von Kant übernommen ist. Das wurde freilich schon damals vielfach verworfen und wird es heute noch mehr, wo die roinantifche Verklärung des „genialen Subjects" sich zur „Heldenverehrung" gesteigert hat. Solchen Angriffen gegenüber bleibt aber der Einwurf bestehen, welchen der Kritiker Schlossers in den deutschen Jahrbüchern von 1842 erhoben hat, daß die Moral, sobald man sie als Gewißheit seiner selbst nehme, ein wesentliches Moment zu dem historischen Urtheil sei. „Lassen wir sie ganz fallen", sagte er, „so ist jede Willkür, Schändlichkeit und Gemeinheit, jeder Macchiavellismus, jede Tyrannei, wenn sie nur kräftig und sieghaft auftritt, historifch gerechtfertigt: Tiberius und Ludwig XI. erscheinen dann als große, tiefblickende, bewunderungswürdige Herrfcher, Heinrich VIII. und Philipp II. als Heroen der Religion und der Kirche; Brutus aber wird zu einem Narren, und die Märtyrer aller Zeiten zu müßigen Phantasten und Schwärmern". Zu solchen Anschauungen ist, wie vordem etliche Althcgelianer, so jetzt ein Theil der neuesten Generation der Historiker wirklich gekommen; wir können ja abwarten, wie lange sich diese Richtung in Gunst zu halten vermögen wird.

Hart genug freilich muß die Beurtheilung der meisten historischen Größen bei Schlosser ausfallen und er klagt selbst einmal, daß große geistige Gaben in der Regel mit sittlicher Verdorbenheit gepaart seien; aber, so führt cr doch anderswo wieder aus, zu Menschenhaß und Menschcnverachtung könne die Geschichte trotzdem nur den führen, dessen Herz ohne Liebe sei. Und bereits Gervinus hat glänzend dargethan, daß der moralische Standpunkt Schlossers Werthbeurtheilung nicht erschöpfe, daß dieser im Gegentheil zu denen gehöre, welche am unbefangensten die realen Kräfte in der Geschichte hervorheben, welche die Scheußlichkeit des Eharalters nicht von der Bewunderung wirklicher Größe und Kraft abhält. Immer und immer wieder predigt der gewaltige Moralist den Satz Macchiavellis, daß Gott nur den Starken und Scrupelloscn helfe; in der Erzählung der Regierung Katharinas II. wie der Thaten Napoleons nicht minder, wie in

der Bcurtheilung Marc Aurels wird man ohne die Berücksichtigung dieses
Moments die größten inneren Widersprüche finden, die sich aber in
Wirklichkeit zu einer vollkommenen Harmonie auflösen. Allein nicht die
äußere Größe, nicht die Genialität hochbegabter und energischer Naturen
erscheint ihm als der eigentlich ausschlaggebende Factor in der Geschichte
und auch vor der bloßen mechanischen Masse hat er keine Achtung. Wir haben oben
eine Stelle angeführt, wo er gegen den Schlözer'schen Realismus eifert;
seine Geschichte des Alterthums ist, wie Vocckhs Staatshaushaltung, eine
bewußte Opposition gegen die Verachtung der Griechen, weil ihrer so wenig
gewesen. Er ist und bleibt ein Vertreter der Vernunft in der Geschichte:
die Stllltsactionen können die Bewegungen des Geistes fördern und hemmen,
aber fie werden schließlich doch durch sie bestimmt. Zugleich aber ist er
derjenige, welcher die Massenwirtung in der Geschichte, im Gegensatz zu den
Anstößen, die von Einzelnen ausgehen, zuerst hervorgehoben hat. Nicht die
Großen und Mächtigen bringen den Fortschritt der Welt, sondern die
Kleinen und Gedrückten. Das hält er auch fest, wo ihn einmal wirkliche
Begeisterung für einen Mann erfaßt, den die Compendicn als Heros preisen.
Alexander von Makedonien ist ihm der einzige Mann, der die Welt hätte
retten und glücklich machen können, aber er fügt gleich hinzu: „wenn anders
das Schicksal es je wollte, daß das Glück der Welt von Reichen und
Mächtigen ausgehe". Und er fahrt mit einem Gedanken fort, der wohl
in lluoe das letzte Resultat seiner Gcschichtsphilosophic zieht: „den Trost gibt
die Geschichte den Armen, den Gedrückten und Leidenden, daß die Gottheit
öfter durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er
für groß hält, Revolutionen herbeiführt. Durch einen Hirten, eines Zimmer-
mannes Sohn, durch einen Fischer, durch verfolgte Misfionarien heilt sie die
Wunden, welche der Stolz und die Pracht der Pharaonen, die Neppigteit
der römischen vornehmen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser, die
Barbarei und Grausamkeit der Riesen des Nordens der Menschheit geschlagen".
Alle Vorzüge und Mängel Schlossers vereinigen sich in seiner Geschichte
des achtzehnten Jahrhunderts; auf ihr beruht seine Wirkung als Volksschrift-
steller. Denn das achtzehnte Jahrhundert ist, wie die deutschen Jahrbücher
richtig ausgeführt haben, zugleich unsere Vergangenheit und unsere Zukunft.
Die beiden Parteien, die sich unter den verschiedensten Formen und Namen
in ganz Europa bekämpfen, haben dort ihre Ideale; wer auf das gebildete
Publikum durch historische Betrachtung politisch einwirken will, wird wohl
thun, dort anzusetzen. Den revolutionären Geist des achtzehnten Jahrhunderts
aber hat Niemand schärfer erfaßt, als Schlosser, und sobald dieser Geist
wieder lebendig wird, muß man zu Schlosser zurückkehren. Vielleicht ist die
Stunde nahe, denn das Zeitalter der Gegenrevolution, in dem wir leben,
scheint wenigstens einen theoretischen Höhepunkt so ziemlich wieder erreicht
zu haben.

Italienische Studien')

van

HanF Srmprr.

— Innsbruck. —

n der Seele des Künstlers treffen die verschiedensten Momente zusammen, um jene Stimmung zu erzeugen, aus der das Kunstwerk hervorquillt. Nicht nur wirken auf des Künstlers schöpferischen Seelenproceß die bereits erworbenen künstlerischen Kennwisse, die Erwägung der ihm zu Gebute stehenden Darstellungsmittcl, es wirken auf ihn auch die ihm gestellte oder die erwählte Aufgabe, die Ideen, welche die Zeit besonders bewegen, sowie endlich seine persönlichen Erlebnisse und daraus hervorgehenden Maximen, Tendenzen, Stimmungen ein. Diese Thatsachc nun, daß ein ganzer Compler von Einflüssen den Künstler im Schaffen bestimmt, deren er sich, selbst wenn er wollte, nicht erwehren könnte, läßt es also nichr nur für das volle Verständnis; eines jeden Kunstwerts werthvoll erscheinen, nach jenen verschiedenen Momenten zu forschen, welche auf den Künstler und damit auf seine Schöpfung einwirkten, sondern zahlreiche Erzeugnisse des Kunsttricbes, die zu keiner vollendeten Form gelangten, besitzen sogar ihren fast einzigen Werth nur iu jcuen Vorbedingungen, deren frappanter Ausdruck fie sind, indem sie durch die sinnliche Unmittelbarkeit, mit der sie vor die Anschauung treten, einen, wir möchten sagen, lebendigen Beitrag zur Charakteristik jener Culturcpoche liefern, der fie ihr Dasein verdanken.

Ein Gelehrter, welcher wie der geistvolle Verfasser der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in so hohem Grade literaturgeschichtliche und tunslhistorische Kenntnisse in sich vereinigt, war denn auch ganz besonders dazu

') Ilalienischc Studien. Zur Geschichlc der Renaiisancc uon Hermann Hcltncr. Mit ? Tafeln in Holzschnitt. Nraunschwcig. Druck und Verlag von Viewcg und Lohn. I87i».

befähigt, uns über den Zusammenhang einer Reihe von Kunst- und Cultur-
erscheinungen aus der Blüthezeit Italiens mit den allgemeinen geistigen
Strömungen der betreffenden Epochen Aufschlüsse zu geben, die meist ebenso
neu und überraschend, als schlagend und überzeugend sind, obwohl sie sich
zum Theil auf oft schon besprochene und beschriebene Gegenstände beziehen.
Den Gesichtspunkt, von dem aus Hettncr diese Forschungen unternahm,
bezeichnet er ausdrücklich durch zwei Aussprüche eines hervorragenden Kunst-
historikers und des berühmten Verfassers der Geschichte Roms, die er an die
Spihe seines Buches stellte und mit meisterhafter Gewandtheit und Eonsequcuz
als rothcn Faden durch den mannigfaltigen Stoff sich durchziehen läßt*).
In steter dramatischer Steigerung gewährt er uns perspectivische Blicke auf
wichtige Phasen und Einzelerscheinungen mehrerer Jahrhunderte, die sich in
unserer Phantasie schließlich zu einem einheitlichen Bilde der ganzen, großen
italienischen Kunstentwickelung vom 13. bis 16. Jahrhundert vereinigen.
Ter gesammte Stoff, den uns Hettner vorführt, ist in sechs Hauptpartien
gegliedert, die theils einzelne, theils Gruppen von Abhandlungen umfassen.
Die erste Partie, aus der Einzclabhandluug: „Zur Streitfrage über
Niccolö Pisano" bestehend, führt uns in jene Epoche zurück, da Italiens
Kunst aus barbarischer Verwilderung einerseits, sowie aus greisenhafter Ver-
tnöchcrung andrerseits zuerst sich wieder zu erheben begann. Hettncr tritt
von Neuem mit Entschiedenheit jener Ansicht entgegen, nach welcher Niccolü
Pisanos Stil aus Apulien nach Pisa verpflanzt worden wäre.
Die Frage ist zu verwickelt, als daß wir an dieser Stelle auf die
Details derselben eingehen könnten; wir wollen blos hervorheben, daß
Hettner die von seinen Parteigenossen in dieser Frage (insbesondere
Dobbert) für ihre Ansicht bisher vorgebrachten Argumente in lichtvoller
Darstellung vereinigt und noch durch einige neue verstärkt. So besonders
erkennt er in den vor einigen Jahren bei einem Brückenkopf von Capua
aufgefundenen drei Marmorbüsten, die als neuer Beweis für die behauptete
Bluthe der süditalische» Plastik vor Niccolö Pisano angeführt wurden, nach
Gypsabgüssen im Dresdner Museum, den spätrömischen Ursprung derselben.
Ferner weist er darauf hin, daß G. Milanesi in seiner neuen Ausgabe des
Vasari ein Hauptargument der Gegner ein für allemal beseitigt hat, welches

') „Ganz wie im Leben, wie in der Natur, ist in der Kunst Nichts schön, was
nur der Schönheit willen schön sein will; die nöthige Wesenheit citheilt aber dem Kunst-
wert dessen unmittelbarer Zusammenhang mit dem gesnmmten Leben der Zeit, aus
deren echtem, tiefgefühltem Verlangen und Bedürfen dasselbe hervorgegangen ist".
Rumohr, Ital. Forschungen, 3, 131.
„Das große Cnpilel, welches die italienische Malerei in der Geschichte der Cultur
einnimmt, ist gerade deshalb von so hohem Reiz, weil sie für d,e ganze Dogmcn-
geschichtc der Menschheit, für die innerlichsten Begriffe und Empfindungen der Zeit-
alter den farbigen Abdruck und Körper geschaffen hat", Gregorovius, Geschichte
der Stadt Rom^ 8, 145.

darin bestand, daß Niccolüs Vater von den Urkunden mehrmals mit dem Zusatz 6s ?ulm bezeichnet wird. Nun wies G. Milanesi schlagend nach, daß dieser Zusatz nicht die Provinz Apulien bedeutet, da sonst nach damaligem Gebrauch 6s iM-ridus oder 6s iii-ovincias H,puUy gesetzt worden wäre, sondern daß das cls ?,ilia vielmehr sich entweder auf eine Vorstadt von Lncca, oder einen Ort bei Arezzo beziehe, welche auf alten Karten Apulia bezeichnet werden. (Siehe: Nspstti, viüionai'ic, 6ooFiÄÜs<) sto. vol I. p. 102). Endlich weist Hettner auf den vorwiegend decorativen Charakter der plastischen Ausstattung der süditalischen Kanzeln hin, wahrend in Toscana sich schon vor Niccolö Pisano durchgehends „der unbeirrbar feste Sinn für das Figürliche, für das Bedeutungsvolle und Gedankentiefe" finde. Tiefer letztere Punkt gewährt dem Verfasser sodann den Uebergang zum 2. Theile seines Aufsatzes, in welchem er die Deutung der Figurensymbolik an Niccob'i Pisanos Kanzel im Vaptisterium zu Pisa unternimmt. Wenn wir nun heute allerdings diese Löwen, welche andere Thiere verschlingen oder aber ihnen nichts thun, diese Adler, Greife, Hunde, Schlangen, fowic die verschiedenen christlichen Tugenden :c. weniger mehr nach ihrer religiös-symbolischen und begrifflichen Bedeutung als nach ihrer decorativen und architektonischen Function auffassen, so mußten sie doch, als sie der Anschauung des Volkes noch unmittelbar verständlich waren, auch als religiöse Symbole zur architektonischen Stimmung des Ganzen in höherem Grade beitragen als jetzt, indem sie die Kanzel in eine Atmosphäre religiöser Weihe tauchten, die wir jetzt nur noch ahnen können. — Es ist das Verdienst einer Exegese, wie sie uns Hettner gicbt, der Thätigkeit unserer Phantasie ' die sicheren Grundlagen zu verschaffen, vermöge deren sie uns ein zugleich plastisches und stimmungswahres Bild vergangener Anschauungs- und Denkweisen neuzuschaffen vermag.

„Was wir in redender Betrachtung und Schilderung nur als ein Nacheinander empfinden, wirkt in der bildenden Kunst als ein lebendiges Neben- und Miteinander, als ein ergreifendes Zusammen. Und was wir, die wir den kirchlichen Anschauungen des Mittelalters entwachsen sind, uns erst auf laugen und mühsamen Umwegen der Forschung erschließen müssen, das war dem mittelalterlichen Christen unmittelbar faßlich, vom Herzeil zum Herzen sprechend".

Wenn uns Hettner in Niccolü Pisano einen der frühesten Vorboten der Renaissance im 13. Jahrhundert vorführt, so werden wir im folgenden Abschnitt: „Der Ursprung der Renaissance", ein Jahrhundert weiter geführt. In» ersten Capitel dieses Abschnittes werden uns die humanistischen Vorläufer der eigentlichen Renaissance, Petrarca und Boccaccio, vorgeführt. Schon bei Dante, wiewohl der Grundgedanke feiner göttlichen Komödie noch durchaus mittelalterlich ist, „erklingen doch bereits überall die stolzen Klänge einer neuen Denkart". Trotz all ihrer theologisirenden Färbung ist „die

göttliche Komödie wieder das erste Gedicht, das von den Idealen des echt
und rein Menschlichen durchglüht ist". — Neben Dante steht Giotto, „der
Begründer und Ahnherr jener großen Monumentalität, die der unterscheidende
Grundzug der italienischen Malerei ist". Neue Ereignisse, der Sturz der
Hohenstauffen. und damit der Idee des römisch-deutschen Kaiserthums, neue
Staatenbildungen in Italien, das avignoncsische Exil der Päpste bringen eine
neue Zeit, ein neues Geschlecht hervor. „Alle Überlieferungen, welche bis
dahin bindende Kraft gehabt hatten, waren erschüttert. Der Mensch sieht
sich lediglich auf sich selbst gestellt". — In Petrarca und Boccaccio kam
dieses stolze Selbstgefühl zuerst zum klaren Bewußtsein. Hettner rückt uns
die Zeit, deren Vertreter sie sind, näher durch eine treffend durchgefühlte
Vergleichung mit der Sturm- und Trangperiode Teutschlands. Hier wie
dort der Kampf gegen veraltete Satzungen, hier wie dort dieselbe Gefühls-
vhantastil und Selbstvcrhätschelung, hier wie dorr das Anklammern an die
Ideale des klassischen Alterthums. „Mitten aus seinem tiefiunersten Gefühls-
leben heraus ist Petrarca der begeisterte Wiedererwecker der Alterthnmsstudien,
der Schöpfer des Humanismus geworden". „Boccaccio ist eine durchaus
anders geartete Natur als Petrarca". Er tritt für „das unveräußerliche
Recht der Leidenschaft" ein, ist aber zugleich „ein eingreifender Begründer
des Humanismus", besonders in seinen späteren Jahren. Ihm ist die
Wiederaufnahme des Studiums der griechischen Sprache und Literatur zu
verdanken.

Im folgenden Aufsatz (desselben zweiten Abschnittes) über „Die
Monumentalität der Kunst" führt Hettner aus, wie die großen Meister
der Rcnaissancctunst dadurch, daß sie sich vom mittelalterlichen engen Handwerks -
geiste befreiten und mit der vom Humanismus vermittelten klastischen Bildung
erfüllten, die Kunst in ihrer wahren Grüße und Weihe auffaßten').
Nach wie vor blieben zwar die kirchlichen Aufgaben die vorwaltenden,
doch die Auffassung derselben wurde von Grund aus verändert. „Die
Bildner und Maler der Renaissance suchen in den Gestalten und Vorgängen
der heiligen Geschichte und Sage nicht blos das Dogma, sondern ebenso
sehr und noch mehr die ihm innewohnende Poesie". „Auch wer mit dem
Dogma zerfallen war, fühlte sich verbunden und versühnt mit einer Kirche,
in welcher so unerschöpfliche Poesie lag". „Die Künstler standen auf der
Höhe der Zeit, darum wurden sie deren monumentaler Ausdruck". Ja, bald
überflügelten sie Wissenschaft nnd Dichtung nicht blos an Formenschönheit,
sondern auch Gedankentiefe. Wenn aber der Verfasser meint, daß diese
Wandlung sich in der Plastik langsamer vollzog als in der Baukunst, so
ist dagegen zu bemerken, daß gerade die ornamentale und figurenbildende

') Nur möchten wir bemerken, daß eigentlich humanistische Bildung nur den ganz
hervorragenden Künstlern eigen war, während die große Masse derselben den Geist
des Alterthums nur ganz nmo au5 dessen Kunstwerken, so wie aus den durch die
Humanisten zum Allgemeingut gewordenen Kenntnissen und Anschauungen schopflc.

Plastik in Florenz die frühesten Erscheinungen des neuen Stiles aufzuweisen
hat, und daß z. B. gerade Douatello nicht nur der erste, sondern auch einer
der ausgeprägtesten Vertreter jener neuen Austastung war, wie sie Hettncr
charalterisirt, und daß sein Beispiel und Vorgang in seinem Gebiet nicht
nur dem ganzen Jahrhundert die Bahnen weist, sondern geradezu den
Ausgangspunkt und die Grundlage der recht eigentlichen Renaissance-Tendenzen
in Tculptur und Malerei bis in ihre letzten Ausläufer bildet.
Sehr feine und neue Bemerkungen giebt fodann der Verfasser über die Um-
wandlung alter christlichciCompositionsmotive in Folge des neuen vermenschlichenden
Geistes der Renaissance. Das Thema, welches hiermit der Verfasser anregt,
verdiente eine systematische Durchführung, wenn auch nur in Bezug auf die
hervorragendsten Compositionsmotive der christlichen Kunst. Besonders dem
Filippino Lippi schreibt Verfasser verschiedene feine, neue Motive in der Dar-
stellung der Madonna mit dem Kinde zu. Wenn aber Hettner in Bezug
hierauf fugt: „Es wäre ein psychologisches Räthscl, wie ein Künstler, besten
Leben so leichtfertig und besten Darstellungsfornicn zuweilen fo unfchön sind,
so feinen Sinn für die Poesie der Bibel und Legende hatte, wenn nicht diese
Erfindungen in Fra Filippos Jugendzeit fielen", so glaube ich, daß solche
psychologische Räthsel gerade charakteristisch für viele Gestalten der Re-
naissance sind. Man betrachte nur die Ruchlosigkeit einerseits, die wahre Liebe
zu Kunst und Wistenfchaft andererseits, die wir an fo vielen Fürsten der
Renaissance wahrnehmen. Auch kann ja ebensogut ein schlechter Mensch ein
guter Musikant sein, wie umgekehrt.
Die höchste Monumentalität erreichte die Rcnaissancekunst, wie Hettncr
zum Schluß hervorhebt, jedoch in einer Rückkehr zur altgeheiligten Ueberlieferung,
die jetz^ eine künstlerische Vollendung findet, wie sie durch die ganze vorher-
gehende Entwickelung der Renaissance vorbereitet und ermöglicht worden war.
Raphaels Bildungsgang umfaßt nach Hettncr die bedeutendsten dieser Phasen,
sowie deren erhabenes Resultat.
Ein drittes Eapitel des zweiten Abschnittes von Hettncrs Buch behandelt
endlich den Kampf um Formensprache und Technik. Hettner weist
auf den Keru der formellen Entwickelung der Rcnaissancekünstler hin, daß sie
nämlich an der Antike sich wieder das Verständnis; für die Ratur erwarben,
durch die Antike also Realisten wurden, ein Prozeß, der jedenfalls die
originelle Begabung derselben darthut. Dem gleichzeitig erwachenden wissen-
schaftlichen Realismus verdaukte es die Kunst sodann, daß sie von Anfang
an fich nicht mit äußerlicher Nachahmung der Einzelcrfcheinungcn be-
gnügte, sondern den Zusammenhang der Naturgesetze in ihren Schöpfungen
zu verfolgen strebte. Das Studium der Anatomie ging Hund in Hand mit
dem Studium der Perspective sowie der Tarstellimgsmittcl, insbefondcrc der
Farbeiitcchnik.
Während Hettner in der zweiten Ab! Heilung seiner Schrift vorzugsweise

die realistischen Tendenzen der Renaissancekunst im Zusammenhang mit
der «allgemeinen Kulturgeschichte darstellt, so wendet er sich im dritten Abschnitt:
„Die Dominicaner in der Kunstgeschichte des vierzehnten und
fünfzehnten Jahrhunderts" (wie aus dem Titel ersichtlich, theilweise
wieder in frühere Zeiten zurückgreifend), der entgegengesetzten, reactio-
nären Strömung zu, welche mit den geschilderten Tendenzen in Kampf trat.
In einer kurzen Einleitung macht Hcttner auf den Unterschied zwischen
dem Mystizismus der Franziscaner, sowie dem Dogmatismus der Dominicaner
aufmerksam und charalterisirt in allgemeineren Zügen den Einfluß des Letzteren
auf die italienische Kunst des 14. nnd 15. Jahrhunderts. — Im 14. Jahr-
hundert seien die von ihnen inspirirten Gemälde Erfindungen gelehrter Mönche,
trockene Bücherphantasien, die hauptsächlich auf die Verherrlichung der Lehren
des heiligen Thomas von Aquino ausgehen. Im 15. Jahrhundert wandle
sich die starre dogmatische Tendenzpredigt zwar in fromme Asletil, aber das
Ziel engster Kirchlichleit bleibe unwandelbar dasselbe.
In dem folgenden Capitel giebt nun der Verfasser zur weiteren Beleuchtung
jener allgemeinen Charakteristik zunächst, mit Hilfe der herangezogenen Sätze
des Thomas von Aquino, die Erklärung zweier Kunstwerke des 14. Jahrhunderts,
eines Altarbildes des Traini in S. Catarina zu Pisa, sowie eines solchen
des Orcagna in S. Croce zu Florenz, die sich beide auf die Verherrlichung
eben jenes Meisters der Scholastik beziehen, — Wenn nun auch der mäßige
Kunstgenuß, den uns diese Werke genialter Scholastik bieten, durch Entzifferung
ihrer Hieroglyphik nicht erhöht wird, so gewährt uns Hettner dadurch doch
einen kulturgeschichtlich hochinteressanten, unmittelbaren Einblick in die geistige
Wertstätte des 14. Jahrhunderts.
Von besonderem Interesse sind aber die beiden folgenden Capitel, die
fich auf einige der hervorragendsten Fresken des 14. Jahrhunderts beziehen,
zu deren in der That ebenso neuer und überraschender, wie nach unserer
Ansicht richtiger Erklärung er ebenfalls die Lehrsätze des Thomas von Aquino
zu Hilfe zieht. — Die Beweisstellen, welche Hettner in's Feld führt, um
darzuthun, daß die auf dem Frescobild der streitenden und triumphirenden
Kirche in der „Capella di Spagna" zu S. Croce in Florenz rechts oben
befindlichen Gruppen in einem Garten sitzender Personen, ebenso wie die
tanzenden und lustwandelnden Paare im Garten, nicht, wie bisher angenommen
wurde, die Weltlust, sondern im Gegentheil die Ueberwindung der Welt-
lnst darstellen sollen, sind so schlagend, daß von jetzt an sich schwerlich noch
eine andere Auslegung behaupten kann. Hettners neue Auslegung gewinnt
aber noch erhöhte Bedeutung dadurch, daß sie die Grundlage zu einer von
der bisherigen ganz abweichenden Erklärung einer Gruppe auf dem großartigen,
als „Triumph des Todes" allgemein bekannten Frescobilde im Camposanto
zu Pifll bildet.
Auch hier sehen wir nämlich wieder den Garten mit sitzenden und
lustwandelnden Figuren, die im Einzelnen so vielfache Uebereinstimmung mit

den Motiven der entsprechenden Gruppe in der Capella di Spagna zeigen,
daß an einer Idendität der unterliegenden, symbolischen Bedeutung beider
nicht gezweifelt werden kann.
Sowohl der unbefangene Beschauer wie die Gelehrten pflegten bisher
allgemein. diese Gruppe als inmitten der Weltlust vom Tod überraschte
Menschen aufzufassen; nach Hettners unzweifelhaft richtiger Deutung illustrirt
sie aber im Gegentheil den Gedanken: „Wer die Weltlust überwunden,
erwartet heiter und gefaßt den Tod".
Von der Dominicanertunst des 14. Jahrhunderts geht Hettner im
4. Capitel dieses Abschnittes zu der des 15. Jahrhunderts über und stellt
als zwei stark contrastirende Vertreter derselben den frommen Dominicaner
Fra Beato Angelico und den ganz ausgeprägt weltlichen Renaissancemaler
Filippino Lippi gegenüber, der nur im Auftrag der Dominikaner ein Gemälde
ausführte, das sich auf deren Lehre bezieht.
„In den Bildern Fiesoles spricht sich das Dominicanerthum des
15. Jahrhunderts mit derselben festen und eindringlichen Monumentalität aus.
wie das Dominicanerthum des 14. Jahrhunderts an den Bildern Trainis
und Orcagnas und in den Fresken der spanischen Capelle in Florenz und
des Camposanto zu Pisa. Es ist nicht mehr trockne Scholastik und düsterer
Fanatismus; es ist jetzt tief innige religiöse Lyrik. Aber nur die Kampf-
weife ist verschieden, das Ziel ist dasselbe; ein stiller Protest kindlicher Gläubig-
keit gegen den rings aufwuchernden Unglauben. — Das Dominicanerthum
Fiesoles ist nicht mehr ein starr dogmatisches, sondern ein fromm ästhetisches —".
Ueber die Fresken Filippino Lippis, die dieser im Auftrag des Eardiuals
Olivieri Caraffa in der Dominicaneikirche S. Maria fopra Minerva zu
Rom zur Verherrlichung des Thomas von Aquin ausführte, äußert sich da-
gegen der Verfasser am Schluß der Besprechung in folgender Weife: „Wo ist
in dieser trocknen Programmmalerei die herzgewinnende eindringliche Herznis-
poesie Fiefoles? Und dies kalte scholastische Wesen wenige Schritte entfernt
von Fiefoles Grabstätte! —"
Bei dieser Vergleichung der beiden Meister vom Gesichtspunkte des '
dargestellten Inhaltes aus scheint uns die besprochene Schöpfung Filippinos
als Kunstwert im Ganzen zu schlecht wegzukommen. — Wenn auch das dem
Filippino vorgeschriebene Thema allerdings Programmmalerei verlangte, so
vergißt man hier doch nahezu den scholastischen Hintergedanken, um den der
Maler selbst im Einzelnen sich wenig kümmerte, und fühlt sich vielmetH reich»
lich für die mangelhafte „Idee" durch die verschwenderische Entfaltung der
blendenden Reize filippinischer Kunst entschädigt. Was ist ihm Heknba?
Man erfreut sich an der herrlichen Architektur, an der Pracht der Ornamentik,
der Leuchtkraft der Farben, den zum Theil großartig schönen Motiven der
einzelnen Gestalten in ihrer reichen Gewandung, sowie besonders an der
mannigfachen Charakteristik der dargestellten Portraitlöpfe. Auch der fymmetrische
Aufbau der ganzen Conipofition ist sehr gelungen, und ist im Verein mit

den vorzüglichen Einzelnheiten vollkommen geeignet, die Seele des Beschauenden
mit jener Harmonie zu erfüllen, die der Genuß eines ächten Kunstwerkes
gewährt, ohne daß man das Bedürfnis) findet, sich dieselbe durch Aquinos
Strafpredigt gegen den niedergeschmetterten Averroes oder gar durch ein
Grübeln über dessen, dem Bild zu Grunde liegende, Dogmatil zu verkümmern.
Das letzte Capitel dieses Abschnittes ist dem Dominicanermönch Fra
Sllvonnrola gewidmet, der ja auch auf die Kunst seiner Zeit durch seine
Stellung zu derselben einen mächtigen Einfluß übte.
Sein Auftreten bildet allerdings einen schrillen, wenn auch begreiflichen
Mißton inmitten des Glanzes und Selbstbewußtseins der Renaissancetunst.
Es ist der Gegensatz zwischen dem religiösen Schein und der weltlichen,
antidogmatischen Tendenz derselben, welcher den Zorn des starren Dominicaners
herausfordert. Und in der That, wenn auch sein barbarisches Eifern
Anfangs manche Verwirrung und Zerstörung in das Kunstlebeu hinein-
tragen mochte, von seinem Anftreten an datirt ein neuer großartiger Auf-
schwung der Plastik und Malerei. Das naive, oft hausbackene Spiel mit
heiligen Stoffen, die svecifisch künstlerische Prahlerei mit der Indifferenz gegen
den Stoff an sich, der blos als Gelegenheit zur Bewältigung formeller und
technischer Probleme, sowie zur Vorführung von Charakterstudien nach dem
Leben angesehen wird, nimmt ab, es erwacht ein vertieftes Streben, die
gewonnene Beherrschung der Natur, Technik und Formensprache zum höchsten
und mächtigsten Ausdruck der christlichen, in ihrer tiefsten Poesie erfaßten
Ideen zu verwerthen.
„Auch Michelangelo stand, wie die Ueberschrift „Christus" auf einem
Briefe vom 2. Juli 1496 (vettere 1875, S. 375 u. 342) beweift, eine
Zeit lang unter demselben bestrickenden Einfluß; sicher hat die tiefe Inner»
lichleit der PietZ, hier ihren Ursprung." —
Den nächsten Abschnitt stV) bildet ein einzelner Aufsatz über das
„Cambio zu Perugia". Die Malereien des Pietro Perugino daselbst,
obwohl als Kunstwerke nicht hervorragend, sind doch vollkommen aus dem
Geiste der Zeit hervorgegangen. „In den Deckenbildern der Einfluß der
Gestirne". . . „in den Wandbildern die geistig sittlichen Mächte". „Es ist
das alte Räthsel von Notwendigkeit und Freiheit". „Wo ist ein würdigerer
und sinnigerer Schmuck eines Gerichtssaales?"
Die wichtigste und interessanteste Partie des Buches ist nach unserer
Ansicht die folgende (V.), welche den Titel: „ReligiöfeWandlungen der
Hochrenaissance", trägt und in die Capitel zerfällt:
1) Das Wiederaufleben des Platonismus.
2) Raffael und die kirchlichen Bewegungen.
3) Michelangelo und die sixtinische Capelle.
Auch in diesem Abschnitt geht also der Verfasser, seinen» Programm
entsprechend, hauptsächlich darauf ans, den inneren Zusammenhang zwischen
den allgemeinen, geistigen Tendenzen des sechszehnten Jahrhunderts und einiger

seiner hervorragendsten Kunstschöpfungen, als besonders prägnanten Cultur-
äußenmgen, nachzuweisen. Im eisten Capitel zeigt er zunächst, wie der durch
Gemisthon Pletho bei Gelegenheit des Florentiner Concils von Neuem ins
Leben gerufene Platonismus mächtig bestimmend auf das geistige und religiöse
Leben Italiens und somit auch auf dessen Kunst einwirkte. — Zugleich
charatterisirt Hettner mit feiner psychologischer und dialektischer Unterscheidung
die verschiedenen Schattiruna.cn, welche sich unter den an Plato anknüpfenden
Systemen geltend machten. Gemisthon Pletho selbst war der Anführer einer
das Christenthum verneinenden Richtung, welche insbesondere an der
römischen Akademie unter Pomponius Letus Wurzel faßte. Die, obwohl von
Plethon ins Leben gerufene, platonische Akademie in Florenz suchte dagegen
Christenthum und platonische Philosophie in Einklang zu bringen. — Sie
theilte sich wiederum in zwei Hauplrichtungen, wovon die eine vorwiegend
dogmatische, die andere moralphilosophische Fragen verfolgte. Nährend
die Togmatiker wie Christoforo Landini in der Erkenntnis; Gottes die
höchste Glückseligkeit suchten, führte den Moralphilosophen zufolge die
Liebe zu dem ersehnten Ziele. (Wie besonders deutlich Lorenzo de Medici
im Gedicht lalteroaxione ausspricht.)

„Die Lebensfreudigkeit und der Schönheitssinn, den die Florentiner mit
ihrem rührend emsigen Erlenntnißstreben verbanden, zeigt uns aber wieder
recht lebendig, wie dieses große Zeitalter der italienischen Renaissance das
Alterthum nicht blos erforschte, sondern in tiefster Sinnesverwandtschast es
frisch und begeistert wieder durchlebte".

„Mehr noch als die Dogmatiker haben diese Moralphilosophen die
platonisirende Denkweise in die weitesten Kreise getragen. Bald wurde sie
die herrschende Zeitlichtung. Sie hatte nicht mit dem Christenthum gebrochen,
aber die Enge und Strenge der mittelalterlichen Kirchlichkeit hatte sie erweitert
und vermenschlicht. Die Kunst der italienischen Hochrenaissance wurzelt
wesentlich in dieser Gesinnung". —

Im folgenden Capitel führt uns der Verfasser zunächst in die mit
Raffaels unsterblichen Fresken geschmückten Stanzen des Vaticans. Jene,
von platonischer Philosophie human erweiterten, christlichen Anschauungen
fanden ihren herrlichsten künstlerischen Ausdruck in den Fresken der ämn?»
dsUll 8eFnawr2. „Es ist eines der denkwürdigsten Ereignisse der Papst»
geschichte, daß der Freskenschmuck desjenigen Gemaches, in welchem die dem
Papste persönlich vorgelegten und mit seiner Unterschrift zu versehenden Ent<
scheidungen verhandelt wurden, nicht die Verherrlichung der Kirche und des
Pavstthums ist, sondern der großartig monumentale Ausdruck des neuen,
freien Mcnschenideals, wie es die neue humanistische Bildung erfaßte und
verwirklichte".

Von Einzelnheiten der Besprechung dieses Saales wollen wir die Er-
klärung hervorheben, die Hettner, entgegen so vielen erkünstelten, christlichen
Deutungen, der Tafel mit Schriftzeichen und Linien giebt, welche in der

Schule von Athen ein Knabe zur Seite des von Hettner eben in Folge
dieser Erklärung mit Bestimmtheit als Pythagoras bezeichneten Philosophen
hält. Im Unterschied von Springer beschränkt sich Hettner nicht darauf,
in den Zeichen dieser Tafel blos eine Hindeutung auf Arithmetik und Musik
zu sehen, noch weniger begnügt er sich mit der ausschließlich musikgeschichtlichen
Deutung von Emil Naumann (Zeitschrift für bildende Kunst. Bd. 14. S. 99 ff.),
sondern er sieht darin vor Allem eine Beziehung auf das philofophische
System des Pythagoras. —

„Tiefe vor ihm aufgestellte Tafel ist die Darstellung der Pythagoräischen
Zahlen- und Harmonielehre, die Darstellung der Pythagoräifchen Grundidee,
daß das All Zahl und Harmonie ist. Es ist bewunderungswürdig, mit
welchem genialen Scharfsinn und zugleich mit welchem unvergleichlichen
Schönheitssinn das Thema dieser Tafel die verwickelte Pythagoräifche Lehre
klar und faßlich zum Ausdruck bringt: die Zahl als den Urgrund und das
Wesen der Dinge, die harmonischen Zahlenverhältnisse als die Gesetze ihrer
Verbindungen und Wechselbeziehungen, als die Ursache ihrer Ordnung und
ihres Bestandes!"

Die Begründung, welche der Verfasser seiner Ansicht durch Herbei-
ziehung einschlägiger Stellen sowohl des Pythagoras nnd anderer griechischer
Philosophen, wie auch nus der Literatur der Renaissance und der modernen
Forschung unternimmt, ist ebcnfo eingehend als überzeugend, möge jedoch
im Buche selbst nachgelesen werden, da hier doch nur Bruchstücke daraus
mitgethcilt werden könnten, die geschlossene Ordnung derselben alfo unter-
brochen werden müßte.

Auch diese Betonung der Lehre des Pythagoras in der Schule von
Athen beweist nach Hettner die Durchdringung der damaligen Bildung mit
der Lehre des Plato. „Die Pythagoreische Harmonielehre ist die Grund-
lage und Vorstufe der platonischen Ideenlehre". —

Während wir in der 8wnx» äolla 8eFN2tuiÄ den Ausdruck freiester
Renllissllncebildung wahrnehmen, fehen wir bereits in der anstoßenden 8wnxa,
<1'Niocloio „die ausdrückliche und absichtliche Verherrlichung der Kirche". —
Diese Wandlung kam nicht aus dem Innern des Künstlers, sondern
aus den veränderten Richtungen und Absichten der päpstlichen Auftraggeber.
Die Ausschmückung dieser Stanza fällt in die Jahre 1512—1514,
das lateranensifche Concil in die Jahre 1512—17. — Die Malereien dieser
sowie der anstoßenden Stanzen sind unter den directen Einwirkungen der
Eoncilbeschlüsse und der gleichzeitigen Ereignisse, auf welche sich diese bezogen,
entstanden. —

Schon andere Autoren, wie insbesondere Passavant, haben im Allgemeinen
darauf hingewiesen, daß die Fresken der Stanzen Anspielungen auf die
Schicksale der Kirche zur Zeit ihrer Entstehung enthalten; es ist aber das
Verdienst Hettners, diese zeitgeschichtliche Bedeutung der Fresken im Ein-

zelnen durch die überraschendsten chronologischen und sachlichen Daten nach-
gewiesen zu haben.
Während nun die Züchtigung Heliodors, die Umkehr Attilas
und die Befreiung Petri auf den Triumph der Kirche über ihre äußeren
Feinde und ihre Rettung vor denselben (d. h. auf ihre Kämpfe mit Ludwig XU.
und die Schlachten von Navenna und Novara) hindeutet, so stellt dagegen
die Messe von Bolsena den Sieg der Kirche über ihre inneren Feinde dar-
Die Reformation hatte ihr Haupt erhoben, zugleich fühlte die Kirche
selbst das Bedürfnis; einer inneren Reform. Es beginnt ein Kampf derselben
sowohl gegen die laxen Sitten der Geistlichkeit, als gegen Abfall oder
Unglaube, also gegen Reformation, Sectenthum, wie humanistische Freigeisterei.
Die Messe von Bolsena ist der monumentale Ausdruck der beginnenden
Gegenreformation.
In Bezug auf den Burgbrand in der nächsten 8WQ2Ä äoU'inesnäia
äußert sich Hettner folgendermaßen:
„Der Ursprung und Zweck des Bildes liegt in der achten Sitzung des
lateranischen Concils vom 18. December 1513, die gegen die Ausschreitung
der Materialisten gerichtet war, denen, wie Pietro Pomponazzi offen aussprach,
der Glaube an das wunderthätige Eingreifen übernatürlicher Gnadenmittel
nur als leerer und thörichter Wahn galt".
Das Grundmotiv, wenigstens im Sinne des Auftraggebers, Leo X., ist
nicht der Brand selbst, sondern der wunderthuende Papst im Hintergrund.
Wenn nun Raffael diesen möglichst pcrspcctivisch zurückdrängte und als
künstlerische Hauptsache „die Gestalten der Bedrängten und Rettenden" hervor-
hebt , so handelt er eben ähnlich wie Filippino Lippi in seinen oben erwähnten
Fresken der Minerva. Dem Werthe auch des Raffaelischen Frcscobildes
wird dadurch kein Eintrag gethan, nur darf nicht die ihm in Auftrag gegebene
„Idee" als Maßstab derBeurtheilung angenommen werden; die künstlerische
Idee liegt vielmehr allerdings in der Dramatik des vorgeführten „historischen
Genrebildes". — Was ist ihm Hekuba? —
Der Sieg Leo IV. über die Sarazenen enthält dagegen eine
unmittelbare Anspielung an die lebhaften Mahnungen des 6.,7,und 8. lateranischen
Concils an Europas Fürsten, den unter Selim I. hereinbrechenden Türken
entgegenzutreten. „In den beiden letzten Bildern aber, deren Entstehung in
die Jahre 1516 und 1517 fällt, in der Krönung Karls des Großen
und im Reinigungseid Leo m<, sehen wir die Verherrlichung der in
ihren Ansprüchen immer mehr sich steigernden Kirchenpolitik, die Verherrlichung
der unumschränkten Gewalt und Machtvollkommenheit des Papstthums, der
unbedingten Ueberordnung der Kirche über die weltliche Macht". — Sie
stehen in directer Beziehung zu der am 19. December 1516 im lateranischen Concil
erfolgten Verkündigung des Eoncordates mit Frankreich, durch welches die
gallicanischen Sonderrechte aufgehoben, die französische Kirche wieder unter
die unbedingte Oberherrlichteit des Papstes zurückgeführt wurde.

„Folgerichtig entstand jetzt auch der Gedanke des Constantinsaales.
Tic Schilderung der Macht der Kirche sollte begründet und erzeugt werden
durch die Schilderung der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion
und der Stiftung des Kirchenstaates".
Nährend in den Aufträgen für die Ausmalung der vaticanischen Stanzen
mehr der äußere Einfluß der Zeitereignisse auf Raffaels Schaffen hervortritt,
so zcigm dagegen die Visionsbilder (heilige Cäcilia, Vision Ezechiel,
sirtinische Madonna, Transfiguration), welche die letzten und herrlichsten seiner
Schöpfungen find, wie der'allmählich sich umwandelnde Zeitgeist auch auf
Raffaels innerstes Seelenleben, dessen Ausdruck jene Gemälde sind, auf's
Tiefste einwirkte. — „Das Pfäffische und herrschsüchtig Hierarchische wies
Raffael unmuthig von sich ab, das bekunden die Bilder der 8wn/.a ckell'
inconäiu unwiderleglich. Aber das erhöht religiöse Leben, wie es seit der
Eröffnung des lateranischen Concils in immer weitere Kreise drang, fand
im Schöpfer der Disput» den lebhaftesten Wiederhall". „Wir stehen vor
einer höchst denkwürdigen Wendung, Das dämonisch Visionäre ist einer der
hervorragendsten Züge in Raffaels letzten Lebensjahren".
Im dritten Capitel des V. Abschnitts bespricht Hettner Michelangelos
Verhältniß zu den geistigen Zeitrichtungen, wie es sich in seinen Fresken in
der sixtinischen Capelle offenbart.
Zunächst giebt er eine kurze Uebersicht der Malereien dieser Capelle, die
noch im 15. Jahrhundert ausgeführt wurden, und betont, daß auch sie nach
einem einheitlichen, kirchlichen Grundgedanken entworfen wurden. — (Wenn
er als Baumeister der im Jahre 1473 unter Sixtus IV. erbauten <ÄpsUa
8i8tin2 den Baccio Pontelli anführt, so scheint diese Annahme nach Milanesis
neuesten Forschungen hinfällig zu sein,)
„Es folgte die zweite gewaltigste Episode in der Geschichte der sixtinischen
Capelle. Es folgten die Deckengemälde Michelangelos. „Sie sind die
eigenste That des Künstlers; auch in ihrem tiefen Ideengehalt". „Liebevoll und feinfinnig suchte sich auch die Erfindung Michelangelos dem Vorhandenen anzuschließen". Trotz der kirchlichen Symbolik stammt aber der
gestaltende Grundgedanke bei ihm aus der platonischen Philosophie.
„Der christliche Begriff des Sündenfalls und der Erbsünde war in den
neuen Florentiner Platonikern erweitert und vertieft worden durch die platonische
Anschauung von der eingebogen Tragik der himmclentstammtcn Menschenseele" . . . Aus dieser platonisirenden Auffassung des Christenthums erklärt
Hettner auch die bisher räthselhaft gebliebenen weiblichen Gestalten inmitten
der Engelschaaren, welche Gottvater bei der Erschaffung von Sonne und
Mond, sowie der Erschaffung Adams umgeben. „Nur Pinto giebt Antwort
auf diese Räthsel". „In jenem eisten Bild ist die Personification der Weltseele, im zweiten die Personification der Menschensecle. Das Vorbild war
die antike Darstellung der Psyche".
Auch bei Michelangelo aber findet Hettner einen analogen Uebcrgang

Vom platonischen zum gegcnrefurmaturischen Christenthum in dessen Werken ausgeprägt, wie bei Raffael. — „Der Meister des Jüngsten Gerichtes ist ein Andrer als der Meister der Deckengemälde". — „Michelangelo, der Schöpfer des Jüngsten Gerichtes, ist nicht mehr der begeisterte Anhänger der platonischen Philosophie; er ist der zornmüthige Parteigänger des wiedererstandenen kirchlichen Eifers".

Der letzte Abschnitt des Buches (VI.) wendet sich einer wieder etwas vorgerückteren Periode, der Spätrenaissance, und zwar hinsichtlich deren Literatur wie Kunst zu. — Im ersten Capitel: „Das Renaissancedraino. und die Vitruvianer und Manieristen", scheint uns das Band, durch welches diese heterogenen Stoffe aneinandergeknüpft sind, etwas locker. — Wenn Hettner den Mangel einer echten Tragödie der Renaissance mit folgenden Worten erklärt: „Tragödie ist nur möglich in Völlern und Zeitaltern, welche Gewissen haben. Deshalb hatten die Römer keine Tragödie. Und deshalb hatte auch das Zeitalter Cesare Vorgias und Machiavellis keine Tragödie", so scheint uns dieser Ausspruch im Ganzen doch etwas zu herbe. Wir glauben eher, der Grund sei in dem Unvermögen des Renaissancezeitalters zu suchen, die verschiedeneu, gleich mächtigen und sich widersprechenden Culturelemente, die auf dasselbe eindrängten, zu einer harmonischen, consequenten Weltanschauung durchzubilden. Christenthum und Alterthum, ästhestische Phantasie, eingewurzelte Tradition und realistischer Forschergeist waren Factoren. die theils einander bekämpften, lheils Compromisse miteinander eingingen, aber nie sich zu einer einheitlichen Gcsammtanschauung verschmelzen konnten. Dazu hätte der eine oder andere dieser einander ausschließenden Factoren geopfert werden müssen. Dasselbe Urtheil wie über die Tragödie fällt Hettner auch über die Komödie der Renaissance, in welcher denn in der That auch die Frivolität der Renaissance (die aber doch nicht deren treibendes Princip, sondern nur ein Ausfluß jener Widersprüche war) besonders nackt hervortritt.

Die antikisirendc Tendenz des Epos der Spätrenaissance, welche Hettner als Ausdruck einer zunehmenden Entseelung der Dichtung auffaßt, bietet ihm endlich die etwas schmale Brücke zum Classicismus der Hochrenaissanccarchitektur. Das zunehmende Studium antiker Architektur scheint uns eine durchaus gesunde und nothwendige Consequcnz des ersten Schrittes gewesen zu sein, welcher im 15. Jahrhundert gethan wurde, wenn auch das trotz allen Forschens und Bemühens lückenhaft bleibende Material von antiken Monumenten und in Folge dessen mangelhafte Verständnis; desselben der Kunst jener Feit nicht in dem Maße zu Gute kommen konnte, als eine vollständige Kenntniß antiker Baukunst dem architektonischen Schaffen ersprießlich sein niuß, ohne dessen Freiheit zu hemmen. — Wenn Hettner von der vitruvianischen Akademie, die sich im Jahre 1542 zu Rom bildete, um die antiken Monumente Roms neu auszumessen und mit VitruvZ Vorschriften zu vergleichen, sagt: „Eiu sichtbares Ergebniß ist nicht aufzuweisen; aber

man sieht, wohin der Zug der Zeit geht und wie äußerliche Regelrichtigkeit
als höchstes Kunstideal gilt", so scheint uns Vignola, der als Zeichner für
diese Akademie seine Studien der römischen Architektur machte, schon durch
seine Schöpfungen ein schönes Ergebnis; jenes Unternehmens geliefert zu haben.
Auch Micchele Sammicheli, dessen Hettncr ganz geschweigt, verdankt dein
Studium der römischen und veronesischen Ruinen seinm Stil. Immerhin
verkennt Hettner nicht ganz die großen Vorzüge der Spätrenaissanccarchitektur,
dagegen bricht er den Stab völlig über Malerei und Plastik aus der zweiten Hälfte
des 16. Jahrhunderts, worin wir ihm auch nicht ganz beistimmen können,
insbesondere was die Plastik betrifft. — Wenn auch auf Bildhauer wie
Vincenzo Rossi, Vincenzo Danti und viele andere Affen Michelangelos
Hettners Worte: „Die Form wird phrasenhaft und naturlos, der Stil wird
Manier" Passen, so möchten wir dieselben doch nicht auf zahlreiche andere
Bildhauer der Zeit, wie'Niccolü Tribolo, Alsonso Lombardo, Pio Clementi,
Vegarelli ?c. angewendet wissen. — Ja selbst Vaccio Bandinelli ist keines-
wegs in allen seinen Werken so manirirt und schwülstig, wie er gemeinhin
wegen seines Herkules und Cacus, sowie wegen seiner Stellung zu Michelangelo
verschrieen ist. Was nun aber gar Benvenuto Cellini und Giovanni da Bologna
betrifft, so verdient ihre Kunst doch gewiß nicht das allzuharte. Urtheil:
„Pathos ohne Inhalt, theatralische empfindungslose Affecthascherei, heraus-
fordernde Dreistigkeit glänzenden Machens ohne Wahrheit, ohne Natur, ohne
Liniengefühl". — Es ist allerdings richtig, daß Cellini wie Gianbologna
die menschliche Figur mehr decorativ verwendeten. Aber, wird man ihnen
Liniengefühl abfprechen können, und gab es größere Meister der architektonischen
Sculptur. als sie? >

Im 2. Capitel dieses Abschnittes, womit das Buch schließt, wird uns
der Dichter Tusso, als das tragische Opfer der Gegenreformation,
nicht des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung, wie er nach Goethes Schauspiel
in Deutfchland meist aufgefaßt wird, vorgeführt. In dramatischen Zügen
schildert uns der Verfasser den allseitigen und trostlosen Weg der kirchlichen
Reaction, sowie er uns an der Hand der Documente die Ursachen der geistigen
Zerrüttung Tassos enthüllt. — Ein Rath von jesuitischen Freunden in Roin,
denen er das Manufeript feiner 6oru8ulomm6 Udcrata zur Beurtheilung vor-
gelegt hatte, tadelt darin die Stellen, die über Liebe und Heidenthum handeln,
er weist ihre Kritik anfangs entrüstet zurück, verfällt dann in Tiefsinn,
unterwirft sich freiwillig einem Inquisitioustribunal nach dem andern, um
stets als frommer Christ entlassen zu werden; er begnügt sich aber nicht
damit, grübelt weiter, schließlich stellen sich die ersten Anfälle von Irrsinn
ein, indem er im Zimmer der Herzogin von Ferrara einen Diener mit einem
Messerstich anfallt.

„Die Tragödie Tassos war die Tragödie Italiens —"

Zum Schluß zeigt Hettncr, wie die durchgeführte, vollständig zur Herrfchaft
in Italien gelangte kirchliche Reaction nun auch der bildenden Kunst wieder

einen Inhalt „und darum auch wieder eine überzeugende Monumentalität"
giebt. Es ist die Zeit des mächtig prunthaften Barockstils und der inbrünstigen
Etstafenmalerei.

In möglichst kurzen Andeutungen haben wir auf den selbst schon so
knapp gehaltenen mannigfachen und höchst anregenden Inhalt dieses glänzend
geschriebenen Buches hingewiesen.

Statt in eine ermüdende, formelle Besprechung der vorgeführten Kunst-
schöpfungen einzugehen, die doch nimniei die Anschauung selbst ersetzen könnte, hat
uns der Verfasser vielmehr das geboten, was wir beim Anschauen von Werken
der Kunst, trotz allen unmittelbaren Genusses derselben, dessen wir nur fähig
fein mögen, doch fo oft zu wissen wünschen, und was nur das Wort und
die Forschung bieten kann, nämlich die Enthüllung des weiteren wie engeren
Zusammenhanges solcher einzelnen Culturerscheinungen mit den allgemeinen
Zeitideen, unter denen sie hervortraten und für welche auch sie Ausdrucks-
weisen bildeten. — Wesentlich wird dieses Streben des Verfassers dadurch
gefördert, daß er neben den politifchen, focialen und religiüfen Strömungen
der verschiedenen Zeiten insbesondere auch deren literarische und wissenschaft-
liche Thätigkeit mit der künstlerischen, der er immerhin den Vordergrund
einräumt, in Parallele stellte. Denn wenn schon das praktische eben sowohl wie
das theoretische Leben und Streben des Menschengeistes immer aus denselben
gemeinsamen Zeit-und Grundideen fließt, so äußern sich letztere doch stets am
reinsten und durch Zufälle und Nebensachen ungetrübtesten in den theoretischen
Gebieten der menschlichen Geistesthätigkeit, welche daher einander das directefte
uud hellste Licht und Verständniß für die Nachwelt zu gewähren geeignet sind.

, Ueber die sprachlichen und formellen Vorzüge von Hettners Schrift
werden die Auszüge, die wir absichtlich möglichst oft selbst reden ließen, dem
Leser, der diesen Meister der Form nicht schon aus seinen früheren Schriften
kennen sollte, schon eine annähernde Vorstellung gegeben haben, die jedoch
erst durch die Lectüre des eleganten Buches selbst dem lctzcren auch in dieser
Hinsicht völlig gerecht werden kann.

Aus Heinrich seutholds Nachlaß.

. von

Mlwb Vacchtold.

— Jülich —

u Neujahr 1879 erschien bei I. Hubcr in Fraucnseld ein Band
Gedichte, die den Namen ihres Urhebers, Heinrich Leuthold, sofort
weit über die Grenzen der Schweiz hinaustrugen. Bis dahin war
die Familie Leuthold hauptsächlich ans dem „Tell" bekannt ge-
wesen; man gestand sich, daß das Talent, die Leute zum Hutabziehen
zu nöthigen, sich von Ahn zu Enkel fortgeerbt habe, und erinnerte sich zugleich,
deni überaus formgewandten Poeten früher schon als Uebersetzer französischer
Lyrik begegnet zu sein. Es wurde zunächst nach den üblichen Personalien
geforfcht, und da bekam man gar trübselige Dinge zu hören: der Dichter all'
dieser schönen Sachen sitze im Züricher Irrenhause, wahnsinnig und von einer
unheilbaren Vrustkrankheit befallen. So war es auch, und ein Kritiker hatte
in einem der angesehensten Blätter Teutschlands sogleich das Wort in Bereit-
schaft: die Trias Hölderlin, Lenau und Leuthold fei nun leider complet.
Der Vergleich mit Waiblingcr wäre paffender gewesen.

Am 1. Juli 1879 ist Heinrich Leuthold gestorben, und die Ocffentlich-
leit hat nun das Recht, das ihr bei Lebzeiten das unglücklichen Dichters
Vorenthaltene zu erfahren.

Es war eine verhängnißvolle Mischung, Edles uud Unedles wie grelle
Farben dicht neben einander: eine Natur von unbändiger Kraft, welche zu Aus-
schreitungen drängte, eine freudlofc Jugend, frühe Verbitterung, stachelnder
Neid auf Glück und Erfolg falscher Größe, auf die mit grimmiger Ver-
achtung herabgesehen wurde, das nagende Gefühl halber Talente, herbes,
verfchlosfenes Manncsalter, oft fclbst vcrfchuldete Noth; — daneben aber,
wenn die Stunde gut war, ein Herz voll Liebefähigkeit, „ein Auge, lechzend
nach allem Schönen und eine Seele voll Wohllaut".

Tic Heimath Lcutholds ist Schöncnberg, unweit vom Züricher Tee
gelegen. Es ist ein wilder Volksschlag, der hier an den Grenzen zum Eanton
Schwyz wächst, und diese StammeZeigenthümlichleit hat Leuthold sein Leben
lang nicht veiläugnct. Es lastete wie das fluchvolle Fatum einer SchicksalZ-
tragüdie auf vier Brüdern: alle haben nach glücklosem Tafein, jeder auf ver»
hängnißvolle Weise, geendet.

Vor fünf Jahren schrieb Leuthold auf Anliegen eines schweizerischen
Schriftstellers feine Selbstbiographie nieder, und da ich mit dein gesmnmtcn
literarischen Nachlaß zur Zeit im Besitz auch dieses Schriftstückes bin, mag
dasselbe in feinem ganzen Umfange hier zum Abdruck gelangen. Es ist in
mehr als einem Punkte charakteristisch, zwar so farblos und ohne jeden warmen
Pulsfchlag, daß man ihm die Masse auf Bestellung ohne Weiteres ansieht.

„Im Iahi 1827 geboren in Wetzilon <L. Zürich), besuchte ich die dortigen Schulen
und verdanke dem damaligen Sccundarschullehrcr und späteren Regierungspräsidenten
K. Sieber die erste Förderung meiner schon in llllersrühestcr Jugend erwachten Neigimg
zur Poesie und die Anregung zu eigenen poetischen Versuchen; besonders lebhaft erinnere
ich mich der zündenden Willung, welche außer der Bekanntschaft mit einzelnen Werten
Goethes, Schillers und Lennus — die erstmalige Lectürc von Herweghs Gedichten
auf mich übte.

Nach wechseluollen Schicksalen und einer unter dem Druck materieller Torgen
mühsam erworbenen Vorbildung für den Universitätsbcsnch bezog ich nach einander
alle drei schweizerischen Hochschulen, indem ich die Jurisprudenz zu meinem Brotstudium
wählte, dabei aber die meisten philosophischen und beinahe alle Collegien über Literatur
horte, welche mir während meiner Studienzeit zugänglich waren. In letzterer Beziehung
wirkte der damals an der Bcrncr Universität angestellte, als Dichter des „Sohn der
Zeit" und Uebersctzer des Aristophanes, Shakespeare, B^rangcr ?c. bekannte Ludwig
Scegcr sehr anregend auf mich: noch entscheidender aber war der Einfluß, den spater
in Basel Wilhelm Wackernagcl und der treffliche, als Lehrer und Freund mir gleich
unvergeßliche Jakob Nnrckhardt durch ihre Vorlesungen sowohl als durch den fregncntm
Privatucrlchr aus mich übten.

Im Jahre 1848 an die Universität Zürich zurückgekehrt, lag ich beinahe ausschließ-
lich den juristischen Studien ob und war eben im Bcgrisf, veranlasst durch das Ver-
trauen und die aufmunternde Unterstützung des damaligen Iustizdirectors Bollier, in
den Staatsdienst einzutreten, als mir das Anerbieten einer pädagogischen Stellung
plötzlich die Aussicht auf Erfüllung des langgehegten Wunsches, Italien zu sehen, er-
öffnete. Ich nahm die Stelle nn, welche mir einen längeren Aufenthalt in der
französischen Schweiz, in Südsrantrcich und Italien ermöglichte, und erwarb mir bei
dieser Gelegenheit eine genauere Vertrautheit mit der neueren französischcn und italienischen
Literatur, Aus dieser Zeit stammen außer meinen Ucbcrsctzungen aus dem Französischen,
von denen ich nur einen Thcil in die seither mit Emanuel Geibel herausgegebene»
„Fünf Nücher französischer Lnrit" aufnahm, verschiedene Uebcrtragungen aus, dem
Italienischen und zahlreiche eigene — vorzugsweise lyrische — Gedichte, welche säst
olle in Genua und an der Niviera entstanden und meist noch unveröffentlicht sind'

Bei einem späteren Anfentbalt in der Schweiz bestärkte mich der inzwischen zum
Projcssor an das neugcgrnndcte Polutechnitnm in Zürich berufene Iatob Burckbcird!
in meinem Entschluß, nach Teutschland überzusiedeln und mich ganz dem literarischen
Beruf zu widmen, nnd bestimmte mich, einstweilen München zum Anfentbaltsort zu
wählen, wo ich im Jahre 185? eintraf.

Von Vurckhardt an feinen Freund Emanncl Gcibcl empfohlen, wurde ich von dem-

selben in den München« Tichtcrlreis eingeführt, der unter dem eigenthümlichcn Namen: „Das Krokodil" eben damals in höchster Vlüthc stand und Mitglieder zählte wie Geibel, Hcyse, Hermann Lingg, Friedrich von Schuck, I. Victor Scheffel u. s. f,
Tic nähere Nclanntschaft mit diesen Männern und ihren Leistungen, und mehr noch der jahrelange freundschaftliche Verkehr in der gastfreundlichen Familie des feinsinnigen und vielfach begabten Paul Hcnse, zumeist aber die intimen literarischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Emanucl Geibel wirkten mannigfach fordernd und bildend auf mich. — Es ist mir bei diesem Anlaß eine angenehme Pflicht, zu erklären, dnß ich während eines langjährigenununtcrbrochenen Umgangs mit Geibel demselben jede Art geistiger Anregung und materieller Hilfe und die mannigfachsten Beweise von Noblesse der Gesinnung und uneigennütziger, aufopfernder und treuer Freundschaft verdanke.
Trotz der vielseitigen Anregung und Aufmunterung, die ich damals erfuhr, entwickelte fich gerade in dicfcr Zeit — vielleicht durch das häufige Anhören und Beurlhcilcn litcrarifcher Leistungen veranlaßt — meine kritische Anlage in einer unuerhältnißniützig raschen, der eigenen productivcn Thätigteit entschieden nachtheiligcn Weise. Es hing dies allerdings auch niit meinen Lebensverhältnissen und meinem ganzen Bildungsgang zusammen. Wie ich in meinen Jugend- und Studentenjahren stets genöthigt war, mit der einen Hand gewissermaßen um's Leben zu kämpfen und mir die Mittel zur Existenz und zu meiner geistigen Entwicklung durch Erthcilung von Unterricht, Bürcauarbcitcn u. dgl. selbst zu erwerben, so konnte ich auch in reiferen Jahren mich — gelähmt und gehemmt durch materielle Sorgen — nie anhaltend und erfolgreich größeren literarischen Aufgaben zuwenden, zu deren Lösung ich Muth und Neigung hatte und mir die entsprechende Begabung zutraute. Dies gilt besonders vom Drama großen Stils. Das Gebiet der Novelle und das der sogenannten Unterhaltungsliteratur habe ich nie betreten, nicht weil ich mir leine Fähigkeit dasiir zugetraut, sondern weil nach meiner Anschauung diese Gattung der Schriftstcllerei — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — am nieistcn zum Verfall der Literatur, zum Dilettantismus und zu jener Verfluchung des Geschmacks beigetragen, welche unsere Zeit kennzeichnet und gegen die ich stets ehrlich nach Kräften gekämpft, so lange ich eine Feder führe. Dieser Anschauung entsprechend, war ich auch zu Erwerbszwcckcn stets vorwiegend kritisch thätig, obwohl dieses Fach in jeder Hinsicht undankbar und namentlich, was den materiellen Ertrag betrifft, viel weniger ergiebig ist, als die seichteste Untcrhaltungsfchriftstellerci. So lebte ich längere Zeit ausschließlich von literarischen Besprechungen, Theater-, Kunstkritiken und dgl., und mein ganzes geistiges Streben und Arbeiten wendete sich — vielleicht im Widerspruch mit meiner ursprünglichen Begabung und sicher gegen meine Neigung — vorzugsweise der kritischen Richtung zu.
Daneben erregte die Gründung des National-Vcrcins und die politische Bewegung in Deutschland mein lebhaftes Interesse, und ich habe — gleich sympathisch angezogen von der Sache selbst, wie von einzelnen leitenden Persönlichkeiten — der nationalgesinnten Partei in Deutschland von Anfang an bis heut mit ausdauernder Treue, Hingebung und Aufopferung gedient, nicht blos weil ich von den Bestrebungen dieser Partei allein die wünschbarc politische Wiedergeburt Deutschlands erwartete, sondern weil nach meiner Ucbcrzcugung mit der gebührenden politischen Machtstellung Deutschlands auch die Anerkennung, der Einfluß und die Weltbedeutung deutscher Eultur —> mit der ich mein eigenes geistiges Sein und Streben gewissermaßen verwachsen fühle — für immer gesichert sind.
Als daher im Jahre 1861 das erste größere süddeutsche Organ dieser Partei, die „Süddeutsche Zeitung", unter der Ehcf-Ncdaction des trefflichen, leider viel zu früh verstorbenen Carl Brater gegründet wurde, belhciligte ich mich an dem Unternehmen durch Beiträge und war an demselben als Rcdacleur des Feuilletons und Mitarbeiter am politischen Theil abwechselnd mit meinem hochbegabten, seither als vielseitiger Schriftsteller rühmlichst bekannt gewordenen Freund Dr. Adolf Nilbrandt thätig. Als Bratcr

durch seine bereits sehr erschütterte Gesundheit zu längeren Heiluersuchen in Kurorten
veranlaßt wurde, leitete ich in seiner Abwesenheit die Redaction der täglich in einer
Murgen- und Abendausgabe erscheinenden Zeitung und zeichnete das Blatt als ver-
antwortlicher Ches-Redacteur, und als dasselbe endlich — mit der „Zeit" verschmolzen
und mit dem ursprünglichen Namen „Süddeutsche Zeitung" unter der Chef-Rcdaction
von Nrater-Lammers in Frankfurt forterschicn, siedelte ich auf den Wunsch Nratcrs
nach Frankfurt über, behielt die Redaktion des Feuilletons und arbeitete am politischen
Theil unter der Rubrik des Auslandes und an der politischen Uebersicht mit.

Im Spätherbst des Jahres 1862 traf mich ein verhüngnißvoller Schlag, nämlich
die Nachricht vom Tode meines in München verunglückten Halbbruders, des jüngsten,
letzten und liebsten von drei Brüdern, die alle, nach einer mehr oder minder viel ver-
sprechenden Jugend, einen frühen und gewissermaßen tragischen Tod fanden. Dieses
Ereigniß, das mich auf's Tiefste und Schmerzlichste erschütterte, bestimmte mich zur
Aufgabe meiner Stelle und mitten im Winter zu einer Fußreise in die Schweiz, auf
welcher «ine heftige Erkältung den Ausbruch einer Lungenlrankheit vcranlaßte, zur
welcher ich die Disposition schon früher entdeckte und von deren anhaltenden und immer
weiter um sich greifenden Folgen ich kaum mehr eine Heilung erwarten darf.

Noch ein Mal nahm ich im Jahre 1864 trotz entschiedener ärztlicher Abmahnung
die Stelle eines Redacteurs der neugegründeten „Schwäbifchcn Zeitung" in Stuttgart
an. Die rafch gewonnene Einsicht in die tiefern Ursachen, aus denen auch seither
alle Versuche, in Schwaben neben dem „Schwäbischen Merkur" ein größeres, auf
cincn Leserkreis in ganz Süddcutschlond berechnetes Organ der nationalgcsinnten
Fortschrittspartei zn gründen, gescheitert sind, und verschiedene, mit dieser Erkcnntniß
zusammenhängende Verdrießlichkeiten verleideten mir diese Stellung schon früh. Dagegen
wirkten während meines einjährigen Aufenthalts in Stuttgart die dortigen llimatifchen
Verhältnisse günstig auf meine Gesundheit, und die Bekanntschaft mit einer Reihe
trefflicher Männer unter den politischen Parteigenossen sowohl, als unter den in
Stuttgart lebenden Schriftstellern, namentlich die intimere Freundschaft mit
Moriz Hartman« und der Verkehr mit Rnabe (Corvinus), Otto Müller, Mörikc,
I, G, Fischer u. s. w,, waren mir vielfach werthvoll und literarisch befruchtend.

Im Winter 1865 nach München zurückgekehrt, gab ich mich längere Zeit — den
literarischen Cotcricn und selbst dem politischen Leben vielleicht allzusehr abgewendet —
in tiefster Zurückgczogcnhcit der längst empfundenen und in meiner Studienzeit nur
mangelhaft befriedigten Neigung nach einer gründlichen Kenntniß der Literatur der
Alten hin und beschäftigte mich in besonders eingehender und erschöpfender Weise mit
Acschylos, Sophokles und Homer. Das genauere Studium dieses Letztem besonders
weckte in mir einen freudigen Trieb zuni Schaffen: «nd ich schrieb unter dem frischen
Eindruck der packendsten, mir fast wörtlich im Gedächtnis; gebliebenen Stellen der
„Ilias" ein episches Gedicht: „Pcnthesilca", eine Arbeit, die für mich ganz Genuß
war, und die mich — wie leine andere — gewissermaßen in einem steten poetischen
Rausch erhielt. Die Sage von dieser Amazunentönigin ist bekanntlich von verschiedenen
älteren und neuen« Dichtern und Schriftstellern — besonders ausführlich von Quintus
von Smyrna — bearbeitet worden. Ich behandelte den Stoff sehr frei und selbständig
und wählte eine durchaus moderne Form mit gereimten Versen und Strophenbau, hielt
mich aber, was Bilder, Locol und Zeitton betrifft — mit möglichsten! Ausschluß der
mythologischen Ausführungen — rückhaltlos an Homer. — Der Beifall, den einzelne
Partien des Gedichts bei Kennern fanden, ucranlahtc mich noch zu einer ähnlichen
Schöpfung: „Hannibal", in Rhapsodien. Ich hatte die Absicht, "diesen beiden großem
Dichtungen auch die epische Bearbeitung eines heimischen Stoffes aus der deutschen
oder Schweizer-Geschichte anzureihen. Die Ungunst der Verhältnisse ließ mich nie dazu
kommen.

In dem Jahre 1866 und während des französisch-deutschen Feldzugs 1870—71

verfolgte ich die Entwicklung der Politischen und kriegerischen Ereignisse mit lebhaftem
Interesse und begrüßte den Ersolg der deutschen Waffen mit aufrichtiger Sympathie
und rückhaltloser Begeisterung in einer Reihe von Gedichten, welche indessen meist
ungedruckt blieben. Auch die wiederholt aufgetauchte Neigung, in diesen Zeiten der
politischen Wiedergeburt Deutschlands nochmals eine publieistischc Thätigtcit anzutreten,
unterdrückte ich in einer vielleicht übertriebenen Zurückhaltung und mit einem wachsenden
Gefühl der Verstimmung über die Art und Weise, wie für viele der einflußreichsten
publicistischen Stellen theils ganz ungeeignete Kräfte, theils gcwohnheits- und berufs-
mäßige Apostaten, die zu jeder Zeit für jede Sache käuflich waren, oder solche ver-
wendet wurden, die mit einer fast chnischcn Feindseligkeit sich der deutschen Sache
entgegengestellt, als dieselbe nuch weniger Aussicht aus Erfolg hatte: während Männer
nnt dem Hermelin um die Seele, die zuerst jener Sache mit freudiger Hingebung
gedient und in aufreibender Thätiglcit Gesundheit und Leben geopfert, gänzlich ver-
schollen und vergessen schienen.
Tiefem Gcsühl der Verbitterung entsprang damals — außer einem rhapsodischen
Gedicht.- „Winkelried" und verschiedenen liederartigen lyrischen Erzeugnissen und einer
grüßern Anzahl saftphischcr und alkäischer Oden politischen Inhalts, die ich in dieser
Zeit vollendete, — eine Fülle von Nistichen, Epigrammen und Ieitgedichten, in welchen
der polemische und epigrammatische Ton vorschlägt.
Was nun endlich die Veröffentlichung meiner Erzeugnisse betrifft, so ist an
Gedichten außer den im Jahr 1862 mit Emonucl Geibel bei Eotta in Stuttgart
herausgegebenen „fünf VUchern französischer Lyrik", einer Arbeit, welche, was Auswahl
und Uebcrtragung der einzelnen Nummern betrifft, znm weitaus größten Theil von
mir herrührt, und die von allen kritischen Stimmen von Veruf mit einmüthigcm und
und ungetheiltcm Beifall ausgenommen wurde, von mir noch keine besondere Sammlung,
wohl aber eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Albums, Almannchen
und Anthologien, wie das „Münchener Dichtcrbuch" (1862», die „Cornelia" (l868),
die „Frcna" (1866) und dergl. mehr erschienen. — An prosaischen Arbeiten habe
ich außer einer Unzahl größerer politischer Aufsähe und Leitartikel über wichtige Zeit-
Fragen, die seit einer langen Reihe von Jahren in verschiedenen größern Blättern
Teutschlands — zeitweise auch im Nerner „Bund" — von mir erschienen und außer
den nur zum kleineren Theil ausgeführten Vorarbeiten zu einer „Geschichte Genuas",
welche ich während meines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt unter Benützung
der dortigen Bibliotheken und Archive und besonders zuverlässiger Privatquellen
begonnen, verschiedene größere Abhandlungen über hervorragende Erscheinungen der
neueren deutschen uns französischen Literatur, kritische Erörterungen, Biographien und
Essays über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich, wie Victor
Hugo, Sainle-Neuve, Alfred de Müsset, über Barbier, Auguste Nrizeuz u. s. w.
sllr das seiner Zeit von Paul Hcyse redigirtc „Literaturblatt", für das Feuilleton der
„Süddeutschen Zeitung", die von Moriz Hartmann herausgegebene „Freya" u. f. w.
und außerdem eine Menge von Bücherbesprcchungen, literarischen, Theater- und Kunst-
kritiken für die verschiedensten politischen und literarischen Zeitschriften geschrieben.
Wenn ich dem Rnth literarischer Freunde — worunter mir derjenige des überaus
fachkundigen Moriz Hartmann von besonderem Werth war —, eine Sammlung oder
wenigstens eine Auswahl dieser prosaischen Arbeiten zusammenzustellen und sie unter
einem geeigneten Titel im Buchhandel herauszugeben, nicht gefolgt bin, fo geschah das
früher, weil ich diefe oft flüchtig hingeworfenen Leistungen nicht sür wichtig genug
erachtete und mir die Fähigkeit zu reiferen und gediegneren, vor Allem aber zu eigenen
selbständigen Schöpfungen zutraute, später weil ich manches Gute darunter sür ver-
altet und von der Zeit überholt hielt.
Unter dem Vorrath an ungednickten poetischen Erzeugnissen liegen in meinem
Pult außer einigen größer« Arbeiten, welche dnrch die Ungunst der Verhältnisse

Fragment blieben, zun» Thcil gesammelt und druckfertig, zum Thcil noch zerstreut
und der Rctouchc bedürftig: das epische Gedicht „Penthesilca", der Rhapsodicn-Cnclus
„Hannibal", das rhapsodische Gedicht „Wintelried", an lyrischen Producten — je nach
mehr oder weniger strenger Auswahl — ein größerer Band oder zwei Ncincrc Bände
Gedichte, ein Bündchen Oden, Epigramme und Zcitgcdichle und eine größere Anzahl
srcicr Nachbildungen und Uebcrlillgungcn aus allen und neuen Sprachen.
Ob ich je Zeit und Stimmung finden werde, diese Sachen, von denen manche nur
mit Vlcistist niedergeworfen sind, vollends in's Reine zu schreiben, z« sichten, zusammen-
zustellen und — wo es nöthig ist — durchzucorrigircn, das wird zunächst von meinen
GcsundheitsUcrhältnisjcn abhängen, welche sich in letzter Zeit so bedenklich gestalteten,
daß ich Wochen lang ganz arbeitsunfähig und kaum im Stande war, mir die noth-
wendigsten Existenzmittel zu erwerben. — Für gänzliche oder wenigstens relative
Heilung meiner Nrustkranlheit in der Weise, daß ihre Fortentwicklung gehemmt würde,
wäre nach dem Urtheil fachkundiger Aerzte nur von einem, längcrn Aufenthalt im
Süden — besonders in Egypten — für mich zu hoffen. Meine Versuche, einen solchen
Aufenthalt zu ermöglichen, blieben bisher erfolglos.
Meine poetischen Arbeiten find fast durchweg aus Vcdürfniß und Neigung, nie
aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu lassen. Ich habe es auch
immer als eine Art Achtung vor dem Publikum und insofern als verdienstlich angesehen,
wenn ein Dichter in diesem Punkt eine gewisse Zurückhaltung beobachtet und der Well
nicht in zudringlicher Weife ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen
Producten feiner Phantasie zumuthet. Dieses Gefühl hat mich vielleicht zu weit geführt,
denn ich bin andcrfcits unbescheiden genug, von manchen meiner poetischen Erzeugnisse
anzunehmen, daß sie eigenartiger und wcrthuoller sind, als die Durchschnittsleistungen
unfrei modernsten Eintagspoctcn. Trotz alledem hat es mir im Leben nicht an Aner-
kennung gefehlt. Ich habe bei Fachlculcn und Kennen', mit denen ich persönlich ver-
kehrt, und nach Maßgabe dessen, was ich veröffentlichte, auch bei einen» größeren Publikum
vielleicht mehr Beifall gefunden, als ich verdient. Und doch habe ich die bei Berufs-
gcnossen vielfach üblich gewordenen Neclamcn und die kleinen Mittel, um öffentlich
vielgenannt und voltsthümlich zu werden, stets verschmäht. Mit einer besonders
tadclnswerthcn Rücksichtslosigkeit habe ich namentlich seit vielen Jahren die frcquenlcn
Aufforderungen zu poetischen Beiträgen für Zcüfchriftcn und Sammelwerke, zur Ein-
sendung von Selbstbiographien u. dgl. gänzlich unbeachtet gelassen und so selbst die von
vielen der achtbarsten Vertreter der Literat«! mit Sorgfalt geübte Pflege des Rufes
vernachlässigt, ohne welche es unter den gegenwärtigen Zciwcrhältnisfen schwer sein
wirb, sich einen geachteten Namen als Dichter oder Schriftsteller zu erwerben oder zu
erhalten.
Neben den angeführten Beweggründen wirkten übrigens zu dieser Handlungsweise
noch wesentlich mit meine erschütterte Gesundheit, eine durch die widerwärtigsten per-
sönlichen und Familienverhältnisse, durch unverdientes Mißgeschick in literarischen und
publicistischcn Unternehmungen, durch Verkcnnung, Undank und die schmerzlichsten
Erfahrungen an Leuten, denen ich im Leben nahe gestanden, erzeugte Verbitterung und
die außerdem durch Krankheiten und hypochondrische Naturanlagc vcranlußtc oder doch
vielfach in ihrer Entwicklung geförderte pessimistische Menschen- und Weltanschauung,
die mir in jüngster Zeit beinahe alle Freude an der Arbeit und am Leben überhaupt
verleidete".
So weit Leuthold selbst. Einzelnes bedarf der Berichtigung. Zunächst
die Angabe über die „fünf Bücher französischer Lyril". Leuthold beab-
sichtigte im Jahre 1859 eine Sammlung von Übersetzungen aus der Lyrik
moderner Literaturen zu veröffentlichen. Diese Versuche, wie er sie bescheiden
nannte, sollten Geibel und Heyse zugeeignet werden. Wie der Nachlaß zeigt,

wäre neben dem Französischen namentlich das Italienische (Petrarca, Ginsti :c,), das Englische (Burns, Byron, Moore ?c.) und das Ungarische in Uebcr-tragungen vertreten gewesen. Die Sache unterblieb, als sich ihm die Aussicht bot, gemeinschaftlich mit Geibel die französischen Lyriker herauszugeben. Was nun die Mittheilung Lentholds betrifft, als rühre die Auswahl und Ueber-tragung der einzelnen Nummern zum größten Theil von ihm her, mag dieselbe im Allgemeinen richtig sein — an dem Anhang: „Die Dichter der französischen Schweiz", hat Geibel keinen wesentlichen Antheil —; aber man muß das Mllnuscript Leutholds mit den gedruckten Übersetzungen verglichen haben, um gerecht urtheilen zu können. Geibel hat, abgesehen von den vielen eigenen Beiträgen, vor Allem die strengere Sichtung vorgenommen und seine Meister-hand macht sich auch sonst durchwegs da, wo sie an die Arbeit des jüngeren Freundes die verbessernde, glättende Feile anlegt, vortheilhaft geltend, so daß eine Ausscheidung des Eigenthums eine Unmöglichkeit ist.

Selbständige Production. Leutholds dichterischer Nachlaß besteht iu dreißig Quartheften, die oft kaum zum vierten Theil befchrieben sind, darunter die Hälfte Uebersehungen (auch solche aus Sophokles, Sappho, Tibulls Sulpicia-Elegicn). Vier Hefte enthalten Oden, zwei: Epigramme, bissige Dinger, deren Veröffentlichung Niemandem frommt. Seine Lieblingsdichtuug „Penthesilea" ist ganz vorhanden und foll auf lautes (fast unbegreifliches) Verlangen in der zweiten Auflage der Gedichte zum Abdruck kommen. Man wird sich bei genauerem Zusehen überzeugen, daß Leuthold eben kein Epiker ist und daß dem Ganzen die glatte Klangfarbe bedeutenden Eintrag thut. Von fünf Rhapsodien „Haunibal" mag es bei der gedruckten dritten sein Bewenden haben. Eine „Schlacht von Sempach" (der erwähnte „Ninkelried") eignet sich durchaus nicht zur Publication. Die meisten mir bekannten Neineren prosaischen Arbeiten, Kunst- und Theaterkritiken, Bücherbesprechungen, Feuilletons über französische Literatur sind lediglich literarische Taglöhnerei, die Leuthold, „gcheugt vom Joche der Nothdurft", schreiben mußte. Von Vorarbeiten zu einer Geschichte Genuas existirt nicht eine Spur. Was den Publicisten Leuthold angeht, war derselbe wohl von gut deutsch-nationaler Gesinnung und scharfem politischen Urthcil, aber daß der Zeitungsschreiber gar oft ein Mensch ist, der seinen Beruf verfehlt hat, straft auch er nicht Lügen. Zur raschen journalistischen Thätigkeit war er ungeeignet: so peinlich er an seinen Gedichten feilte — Beweis die zahllosen handschriftlichen Lesarten und Correcturen —, so sehr quälte er sich mit der Form seiner Artikel, und wenn ihnr dieselbe endlich genügte, sah er nicht selten sein Geschriebenes veraltet. Dieses zweckwidrige Bemühen nach stilistischer Abrundung brachte seine Chefs oft zur hellen Verzweiflung: umgekehrt lauten auch die eigenen Briefe Leutholds, zumal die aus der Stuttgarter Zeit, nicht sehr erbaulich über damalige Umstände.

Eines muß noch gesagt werden, und dtt gute Freund darf es um fo eher aussprechen, als er glücklicherweise nicht zu warm weiden muß, um die

Wage gegen kalte Beurtheiler zu halten. Aus der ganzen Selbstbiographie tönt die Klage über Verkennung, Undank, Ungunst des Schicksals, das allen großen Plänen Leutholds grausam entgegengetreten, ihn z. B. auch verhindert hatte, nach den obersten Gattungen, nach dem Drama grüßern Stils, zu greifen. Man kennt diesen krankhaften Zug aus den Liedern. Was wird dort nicht Alles angeklagt! Das Vaterland, die Menschheit. Wahr ist's, das Leben legte ihm manche Entbehrung auf. Wann aber war Leuthold je über die bloßen Anstalten zur ernstlichen Arbeit hinausgekommen? Warum hielt er seine Gedichte zurück? Bei aller Selbstbesftiegelung, die oft zu grell auf die eigene Persönlichkeit gerichtet ist, wartete er immer auf die große Stunde, bis es zu spät wurde. Was ihm blieb, war Mißmuth und Gram um verlorenes Streben. Es ist die alte Geschichte: „Er wußte sich nicht zu zahmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

Und doch nicht ganz. Zeuge dessen die während seiner letzten Krankheit gesammelten Gedichte, welche Leutholds Namen nicht in der großen Fluth unserer Zeit werden untergehen lassen. Sie reichen zumeist in die fünfziger Jahre zurück, manche auf das Jahr 1848. Die glücklichsten Zeiten seiner Muse waren die Tage im Süden, da die Ghasclen oder der schöne Lieder» cyclus „an der Riviera" entstanden. Der Rest fällt zumeist in den Anfang der siebenziger Jahre. Die Sichtung und Ausgabe der Gedichte lag nur ob, und Gottfried Keller unterstützte mich mit seinem Nach, wie er auch der erste war, der das Büchlein dem Publikum vorstellte. Nachher kamen die Kritiken förmlich geregnet. Ein Formtalent ersten Ranges und ein echter Lyriker, lauteten übereinstimmend die enthusiastischen Urtheile; und dabei wird es auch seine Giltigkeit haben. Die Ghaselen in erster Linie, die Oden, manche Sonette, welche sich allerdings zum großen Theil auf Gefilden bewegen, die Platen abgewandelt hat, werden dem Besten ihrer Art beigesellt bleiben. Aeußere Schönheit ist durchweg der Charakter der Leuthold'schen Poesie. Die Form ist dergestalt bestrickend, einschmeichelnd, daß sie nur zu oft über den innern Gehalt hinwegtäuscht. Denn dieser hat das einförmige Gepräge des „Vimiw8, vaniwwm vaiutas", die, nachdem die Fackel der Leidenschaft ausgeschwungen ist, als trüber Niederschlag bleibt. Es fehlt die Tüchtigkeit und die Ursprünglichlcit.

Mit der zunehmenden Brustkrantheit nahm auch des Herzens Bitleruitz überhand. Die Satire war ein Grundzug seines Wesens. Die Mitglieder des Münchener „Krokodil" erinnern sich, wie Leuthold bei ihren Festmahlen Don Stuhl zu Stuhl ging, um den Fröhlichen iigend einen Dorn in's blühende Fleisch zu sehen. Lauge ließ man sich den Schalk gefallen, das kaustische Originell wirkte oft erfrischend und erheiternd. Aber mehr und mehr überwog der Dämon in ihm, und immer einsamer wurde es um ihn her. Monate lang verhielt er sich völlig zurückgezogen, er arbeitete für des Lebens Nothdurft und brütete über dichterischen Plänen; gegen die wenigen thcilnehmendcn Freunde — die Andern hatte er sich nach und nach entfremdet — verharrte

er in lang anhaltenden, Schweigen. In einein Freundesbriefe, ans dem
Anfang der sechziger Jahre datirt, heißt es z. B: „Sage mir nur das Eine:
wann wirst Du begraben, Leuthold? Denn daß Du todt bist, entnehme ich
Deiner beredten Stummheit, Erfülle mir noch eine letzte Bitte (folgt ein
Auftrag) und nachher beerdige Dich weiter!" Dann kamen plötzlich die
„dithyrambischen Nächte", der halb Verschollene tauchte in seinen alten Wein-
stuben auf und suchte — zu vergessen, — —

Mit dem Jahre 1875 bricht die Selbstbiographie ab. Die Passionszeit
beginnt. Zur Stärkung des zerrütteten Organismus begab sich Leuthold 1876
nach dem südlichen Tyrol, und einer der letzten Lichtpunkte seines Lebens mag
die Goethe-Feier in Klausen, am 28. August, gewesen sein. Dort trug er in
einem auserwcihlten Kreise von Gästen, darunter Steub, Weinhold, I. V.
Iingerle, zur Eröffnung des Festes sein letztes Gedicht vor. Bald darauf nahte die
Katastrophe, und im August des nächsten Jahres bezog er seine traurige Zelle
in der Irrenheilllnstalt Burghölzli bei Zürich. Es war ein langsames Hin-
siechen; die psychische Abgestumftftheit schien das Schmerzvolle der körperlichen
Leiden wohlthätig zu lindern. Die mittlerweile erschienenen Gedichte nahm
er erst mit Ingrimm auf, da der bekannte Stuttgarter Greif, das Verlags-
zeichen der Firma Cotta, auf dem Titelblatt fehlte. Nach und nach .wurde
ihm das Vändchen weither und er trug es. sorgfältig in Zeitungsblatter
gewickelt, mit sich herum. Eine allmähliche Verblödung stellte sich ein; aber
manchmal überfiel ihn das klare Bewußtsein seiner Lage, dann summte er
eines jener rührenden Gedichtchen vor sich hin: und die mächtige Gestalt
brach in krampfhaftem Weinen zusammen:

„Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin:
Er folgt dein blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin.
Bring' meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin: —
Ach, Wollen kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin!"

Dann kam der Tod, und schon hat der menschlich rührende Ausgang
seinen versöhnenden Schimmer auf dieses unglückselige Leben ergossen. Heinrich
Leuthold liegt auf dem weit ausfchauendenZüricher Friedhofe der Nehalp, zu deren
Füßen der Heimathsee blaut. Das unbändige Herz ist zur Ruhe eingezogen; der
Schatten seines Licbliimsdichters grüßt den schicksalsverwandten Fremdling —
— „und brüderlich ist's hier unten",')

') Ich darf auf den Nekrolog in der Beilage zur Mg. Ztg. 1879 (Nro. 215) hinweisen.

Ans Heinrich teutholds Nachlaß.

Eigene Gedichte.*)

waldfrieden.

An einem hellen Frühlingstag,
In einer stillen Morgenstunde
Tönt mir der lerche froher schlag
wie eine süße liebeskunde.
Der Himmel blau, die tust weht lind
Und buhlt um's junge taub der Virken;
Der Frühling sendet sein Gesind.
Den Teppich der Natur zu wirken.
Der Schlehdorn steht in vollem Vlust,
Von duft'gem Harz die Föhren triefen —
Und Vilder steigen aus der Vrust,
Die lang darin begraben fchliefcn.
süß träumt sich's in der Morgenruh
Don einem lenzdurchwchten Haine; . .
Die Wipfel rauschen leis dazu,
wie eine betende Gemeine.

wilde Rosen.

Vb dieses waldbach's lautem Tosen
weit überhängend ragt ein Ast,
Hinstreuend seine duft'ge last
Von aufgeblühten Hagerosen.
Mir ist, vor meiner seele stünde
Die Jugendzeit, da diesem Vach
Mein leben glich, das nun gemach
Hinfließt durch stille Wiesengründe.
Damals war es ein wildes schäumen;
Unstät zerriß ich jedes Vand. . .
Manch stilles Glück sah ich am Strand,
Ach, und vermochte nicht zu säumen!
Und doch zuweilen, sehnsuchtstrunlen
Hinströmend ihren duft'gen Hauch,
sind aufgeblühte Rosen auch
An meine junge Vrust gesunken.

Wanderlied.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,
And wandern möcht ich von f>ol zu Pol;
D'rum, liebliches Kind, vielsüßes lieb,
vielsüßes lieb, leb' wohl!
Noch ein Mal, gestützt auf den Wanderstab,
schau' ich zurück, schau ich zurück;
Duftige Vlüthen fallen herab
Und hemmen meinen Vlick.
Nun folg' ich ohne Reiseziel
Der Vögel Flug, der Wolken Zug;
Des schönen hat die Welt so viel,
Hat auch für mich genug.
Und trag' ich gleich im leichten Kleid
Kein schimmerndes Gold, kein schim-
merndes Gold,
Ist doch manch' Herz, manch' rosige Maid
Dem wandernden Vurschen hold.
Und der Vögel schlag in Vusch und Hag,
Das waldesdnnkel, der sonnenschein,
Und der klingende, singende Frühlingstag
Ist Alles, ist Alles mein!

*> Für die Weite, im 3»use de« Jahres erlcheinende Auflage bestimmt. El sei jenen, die d»
und dort noch Lcmholo'iche Grdichlc „entdecken", ausdrücklich gesaut, daß eine »eitere Ausbeutung dii
Nachlasse« weder in der Absicht de« Herausgeber«, noch in, Interesse des Dichters liegt.

Die deutsche Sprache.

Dich vor Allem, heilige Muttersprache,
Preis' ich hoch; denn was mir an Reiz des lebens
Je gewährt ei» karges Geschick, ich Hab' es
Vir Zu verdanken.

spröde nennt der stümper Dich nur; mir gabst Du
Alles; arm an eigenen schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg' ich
stets in den Deinen,

Mancher Völker sprachen vernahm ich; feine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichthum,
Wucht und Cicfe, keine sogar an Wohllaut
Ist Dir vergleichbar.

Ja, Du bist der griechischen schwester selber
«Ebenbürtig, war st des Gedankcnfiuges
Eines Vindar werth und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche spräche allein genügte,
Ihn zu verkünden.

Abschied.

lebe wohl! hier thcilen sich uns're Vfade
wandle Deine sonnigen Lebensbahnen,
leicht des ernstgesinnten und strengen Freundes
wirst Du vergessen.

selt'ncr Gaben Fülle verlieh ein Gott Dir:
Dieses Auge, lechzend nach allem schönen,
Holde Anmuth, griechisches Maß und eine
seele voll Wohllaut.

Dir gebührt, mit jenen allein den Adel
Deines Herzens, Deiner Geburt zu theilen.
Denen früh der lachende Mund des Glückes
Küßte den scheitel.

Mir geziemt, den strebenden Flug der seele
Nicht zu hemmen; aber, getreu der Fahne,
Vei des Glücks Stiefkindern zu steh'n im herben
Kampfe des lebens.

u ebertrag ungen.
Robert Mnrns.
Die 2Naid von Vallochmyle.
Rings auf den Fluren wob der Thau
Ein diamantenes Gewand;
Durch Vohnenblust zog lind und lau
Verwind und trug denDuft durch's land;
Die Drossel schlug im tiefen Thal,
Die sonne hatte keine Eil,
Die scheidende sah noch ein Mal
Dort auf die Höh'n von Vallochmyle.
Und sinnend irrt ich iiber's Moor
Und durch die blüthenreiche Haid'z
Vis sich im Wald mein schritt verlor,
Da sah ich eine schöne Maid;
Ihr Antlitz war ein Frühlingstag,
Des Auges Vlick ein sonnenpfeil;
Aufjauchzte da mein Herzensschlag:
Das ist die Maid von Vallochmyle!
Maimorgen auf des Hochlands Höhn,
Im Herbst bei Heller Mondennacht
Einsam zu wandeln — ist so schön
In eines Waldes stiller f>racht;
Das schönste aber, was wir schan'n
ward einem holden Weib zu Tlzeil;
Jedoch die lieblichste der Frau'n,
Das ist die Maid von Vallochmyle.
Ach, möcht' sie eine Väu'rin sein.
Und ich ihr seliger schäser, o l
war' nur das kleinste Hüttchen mein,
wie wollt' ich schaffen treu und froh
In Hof und Feld und waldgeheg.
Tobt' stürm und Wetter auch derweil;
Denn Nachts an meinen Vnsen lcig
Die schöne Maid von Vallochmyle!
^Nariechen süß.
Malicchen süß, Mariechen klein,
Marie ist klug und bescheiden;
Marie ist hold, Marie ist sein,
Marie ist schön zum Veneiden.
Ein barfuß Mädchen zog dahin
Die straß' und bot mir Grüße,
Doch viel zu rauh der weg mir schien
Für dieses Mädchens Füße.
Ihr zarter Fuß, so nett und klein,
sollt' seidne schuhe tragen.
Und auch viel besser würd' es sein,
sie sätz' im gold'nen wagen.
schwanweiß durch ihr blondwallend Haar
sieht man den Nacken blinken;
Ihr leuchtend sternenaugenpaar
Erhob' ein schiff im sinken.
Mariechen süß, Mariechen klein,
Marie ist klug und bescheiden;
Marie ist hold, Marie ist fein,
Marie ist schön zum Veneiden I

John Anderson.
^John Anderson, mein lieb, John,
Als wir ein junges Vaar,
IVar «eine Vrau so buschig,
So rabenschwarz deine Haar.
T?un ist die Vraue licht, John,
Aus deinem Scheitel blieb
!?ur Schnee; doch Gottes Segen dir,
John Anderson, mein lieb!
John Anderson, mein lieb, John,
Vergan stiegst du mit mir,
Und manchen frohen Tag, John,
Hab ich verlebt mit dir;
Nun wanken wir bergab, John
Gib mir die Hand, o gib!
Daß drunten wir zusammen ruh'n,
John Anderson, mein lieb!
O war mein lieb ein Fliederbusch!
V war' mein lieb ein Fliederbusch
In lenzdurchwehtcr Vlüthenpracht,
Und flog' ich, als ein vöglein, husch,
Zu ruh'n in seiner Vlätternacht!
wie trauert' ich, wiird' ich ihn bleich
Und welk im Herbst und Winter seh'n,
wie sang' ich, sah' ich bliithenreich
Ihn wiederum im Mai ersteh'»!
(!) war mein lieb die rothe Ros',
Die keck empor am Schloßwall klimmt,
Und würde mir des Tropfens loos,
Der im bethauten Kelche schwimmt!
In ihrer Schönheit lustentflammt »
Durchschwelgt' ich dann die ganze Nacht,
Geschmiegt an ihrer Vlätter Sammt,
Und stürbe, wenn der Tag erwacht.
O wenn um Dich auf kahler Haid'.
V wenn um Dich auf kahler Haid'
Der Sturmwind strich, der Sturmwind
strich,
vor seiner wuth mit meinem Kleid
Vefchirmt' ich Dich, beschirmt' ich Dich.
Und drohte Unheil allerwärts
Dich zu umfah'n, Dich zu umfah'n,
Als Zuflucht war' mein treues Herz
Dir anfgethan, Dir aufgethan!
Und irrt' ich auch in wüstenei'n,
verzweifelnd schier, verzweifelnd schier,
Die Gede würd' ein Lden sein,
wärst Du bei mir, wärst Du bei mir
Und war' ich Fürst, fiel' auf Vefehl
Die Welt mir zu, die Welt mir zu,
Mein allerschönstes Kronjuwel,
Das wärst doch Du, das wärst doch Du!
tebewohl.
Schnell bricht herein die finft're Nacht,
taut rast der Sturm, der Hochwald kracht;
Schwarz, niedrig ob den Eb'nen ziehn
Die regenfchweren Wolken hin.
Nun kehrt der Jäger heim vom Moor,
Das Rebhuhn findet Schutz im Rohr;
Ich aber fchwcife sorgenschwer
Entlang den schönen Strand des Ayr.
Der Herbst beweint die reife Saat,
Auf die der Winter herrisch trat;
An seinem Himmel, sonst so klar,
Vallt nun der Sturm die wolkenschaar
In meiner Vruft gerinnt das Vlut,
Gedenk' ich der empörten Flut,
Und daß ich zieh'n muß über Meer,
Fern von dem schönen Strand des Ayr.

Zwar, ob die Vranduug tobt und brüllt
Und diese» strand in schrecken hüllt,
Dem Tod in's Auge furchtlos schaut,
wer mit der Noch, wie ich, vertraut:
Doch wird manch Herzensband gelöst,
Manch alte Wunde, jäh entblößt,
Vricht klaffend auf und blutet sehr,
scheid' ich vom schönen strand des Ayr.
lebt wohl, Alt-Coila's Verg und Fliih'n,
Ihr Schluchten, Moor und Ginstergrün.
Die ihr von meinem bittern leid
Um todte liebe Zeugen seid!
lebt wohl, ihr Freund' und Feinde mein!
«Luch biet' ich lieb' und euch verzeih'n!
Mein Herz — doch Thränen sagen mehr —
leb' wohl, du schöner strand des Ayr!

Womas Moore.

strahlt unter scherz und tust
Mir Deines tächelns licht,
wie sehr ich Deiner Treu bewußt,
Mein eigen scheint's mir nicht.
Doch immer fühlt ich tief,
wenn Veide wir allein,
so oft Dein Auge überlief,
Daß all sein weinen mein.
D'rum gib, wenn sich gesellt
Ein froher Kreis Zu Dir,
Dein lächeln gib der ganzen Welt,
Dein weinen laß nur mir!
Des Iura schneeig Joch
Wohl auch zu lächeln pflegt,
so lang der winterfroft es noch
In starre Fesseln legt;
Doch löst, wenn strahlenhell
Die sonne fällt darauf,
sich all sein eisig lächeln schnell
In warme Thränen auf.
D'rum gib, wenn sich gesellt
Lin froher Kreis zu Dir,
Dein lächeln gib der ganze» Welt,
Dein weinen laß nur mir!

Zns dem Altdeutschen des Johannes Kadlouß.

was sind der Vögel Töne
Und all' des lenzes schöne,
wen» manch viel schöner Weib,
Den Frühling anzuschauen,
Hinwandelt über die Auen
Mit zart aufblühendem leib?
Da geh'n sie in lichtem Kleide
liebreizend durch das Gras:
Ihre schönheit und die Haide
leuchten zusammen beide
von Wonnen ohne Maß.

II.

sie hat mir die Vrust durchbrochen
Und zog in des Herzens schrei»
Trotz seinem gewaltigen pochen
Mit all ihrem Sauber ein.
sie geht da auf und nieder
Als ein willkomm'ner Gast
Und läßt sich wohnlich nieder; —
Ich aber Hab' keine Rast.

^incenzo Monti.

Auf den Tod.

(5uUa morte.)

wer bist Du, Tod? — Dein denkt mit Furchtgezitter,
wem Schuld und Feigheit das Gcmiith umspannen,
Der Himmel, der allmächt'ge, rächend tritt er
Mit Deinem Fuß den Nacken des Tyrannen,
Doch der Gebeugte, dem das leben bitter,
Dem alle seine Hoffnungen zerrannen,
Ihm bist Du ei» ersehnt willkomm'ner «Schnitter;
<Ll lächelt, wenn Du mild ihn führst von dannen.
Der Krieger brennt, entgegen Dir zu eilen,
Und trotzt im Kampfe Deinen Schreckgewalten;
Der weise steht gelassen Deinen Pfeilen.
wer bist Du, Tod? — ein Schatten nur, gehalten
Für gut, für bös', wie sich Dein Vild jeweilcn
Nach unser'm eig'nen Innern mag gestalten.

Ueber G. G. Lessing.
von
ttuno Fischer.
— licidelberg. —

II. Lessings 2Ninna von Varnhelm.

leit den Tagen der Renaissance galt' in der Lehre und Ausübung
der dramatischen Dichtkunst ein Kanon der Eintheilung, wonach
die Arten des Dramas sich wie die Stände und Rangstufen der
3! menschlichen Gesellschaft verhalten sollten: Fürsten, und Helden
gehören nur in die Tragödie, die bürgerliche Klasse in die Comödie, die
Bauern in das Schäferspiel. Die großen Personen der Welt müssen
nach standesgemäßer Poesie ernst und erhaben, die bürgerlichen Leute spaß-
haft und lächerlich erscheinen; dort enthüllt die dramatische Kunst heroische
Handlungen und Schicksale, hier Thorheiten und Laster. Was in deni Leben
der Fürsten und Helden nach gewöhnlicher oder niederer Menschenart geschieht,
kommt auf der Bühne so wenig zum Vorschein, als in der Etikette der
Hof- und Staatsactionen; was in der bürgerlichen Welt Ergreifendes und
Erschütterndes »erlebt wird, ist für die dramatische Muse nicht vorhanden
und findet im Spiegel ihrer Kunst lein Abbild. Es war nicht schwer zu
entdecken, daß der Inhalt des wirklichen Lebens in den steifen Formen einer
solchen Kunst nicht aufgeht. In dem Dasein der Großen ist nicht Alles
hoher Ernst, wie schon Corneille bemerkt hatte; die Könige sitzen nicht mit
Krone und Scepter am Tisch, wie im „gestiefelten Kater". Noch weniger
besteht das bürgerliche Leben in einer Sammlung typischer Thorheiten und
Laster. So hatten sich zwischen der wirtlichen Welt und der dramatischen
Kunst, die ihr den Spiegel vorhalten soll, traditionelle Schranken auf-
gethürmt, die den ernsten Empfindungen und Begebenheiten den Eingang in
-^

das Lustspiel, und den bürgerlichen Erlebnissen und Schicksalen den Eingang
in die Tragödie sperrten. Niese Schranken müssen im Angesichte der neuen
Zeit, insbesondere dem Selbstgefühl des modernen, reich entwickelten, innerlich
lebensvollen Bürgerthums gegenüber als unnatürliche empfunden werden
und fallen. Die dramatische Poesie war standesgemäß, sie soll menschlich
«erden; der dritte Stand forderte seine Gleichberechtigung erst auf der
Bühne, dann im Staat: die poetische Revolution war eine Vorliiuferin der
politischen!
Durch die Wegräumung jener Schranken bilden sich zwei neue, den
Zeitbedürfnissen entsprechende, darum zeitgemäße Formen des Dramas. Die
Komödie nimmt ernste und ergreifende Begebenheiten, die Tragödie bürger-
liche Erlebnisse und Schicksale in sich auf: so entsteht dort „das rührende
Lustspiel", welches die Gegner das weinerliche (coini^us Imino^Änt),
Gottsched das heulende nannten; hier „das bürgerliche Trauerspiel":
jenes haben die Franzosen, namentlich Nivclle de la Chaussee, dieses die
Engländer, zunächst George Lillo in seinem „Kaufmann von London" (1731)
ausgebildet. Beide Formen hatte Lefsing vor sich, als er seine Abhand-
lungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele schrieb (1754).
Er selbst hielt sich an die Engländer und wollte der deutschen Bühne
das erste bürgerliche Trauerspiel geben. Aber hier war eine Umgestaltung
nothig. Daß die bisherige Tragödie, die sogenannte hohe, ihre Charaktere
auf den Höhen der Gesellschaft, in Fürsten und Helden suchte und ihre
Handlungen in entlegenen Zeiten und Ländern geschehen ließ, damit die
Erhabenheit ihrer Personen nicht durch die Nähe geschwächt werde, hatte
nicht blos die traditionelle Autorität für sich, sondern eine gewisse menschliche
Berechtigung. Um gewaltige Leidenschaften zu haben und auszulassen, muß
man gleichsam mit ungehemmter Kraft ausholen und handeln können, und dazu ist
eiu weiter, unbeengter Spielraum nothwendig, wie ihn die Großen der Welt durch
ihren erhabenen, den gewöhnlichen Gesetzen entrückten und'überlegenen Lebens-
zustand unmittelbar besitzen. Sie sind in der menschlichen Gesellschaft auf
den Kothurn gestellt und erscheinen daher für die Tragödie wie privilegirt.
Anders verhält es sich mit den bürgerlichen Personen, die von allen
Seiten durch Gesetze eingeschränkt, auf Schritt und Tritt Gensdarm und
Polizei in der Nähe haben. Hier werden Ausbrüche der Leidenschaft
und gewaltthätige Handlungen leicht zu gemeinen Verbrechen, die der bürger-
lichen Justiz verfallen und besser in den Pitaval als auf die Bühne gebracht
werden. In jenem englischen Trauerspiel, das Lessing vor sich hatte, wird
ein junger Kaufmann in die Netze einer Buhlerin verstrickt, zu Unthaten
verführt und zuletzt als Dieb und Mörder zum Galgen verurtheilt; das macht
auch seinen Effect, aber nicht die erschütternde und erhebende Wirkung, die
wir tragisch empfinden. Das bürgerliche Trauerspiel bedarf daher eines
Spielraumes, den äußerlich beengte Lebenszustande weniger einschränken
und verkümmern können: Dies sind die Conflicte des Herzens, die ergreifenden

Begebenheiten und Schicksale, die innerhalb des Hauses und der Familie
erlebt werden und uni so mannigfaltiger sind, um so sympathischer berühren, je
reicher und tiefer das Gemüthsleben der Welt sich entwickelt hat. Die
Stürme, die das zurückgezogene Gebiet des Herzens und der Familie bewegen,
brachte der englische Buchdrucker Samuel Richardson in seinen Romanen,
vor allem in der Clarissa, zur Darstellung und, eröffnete damit die Bahn
jener Dichtungen, die in der neuen Heloise und im Werther ihre Vollendung
erreichen sollten.

In der Umgestaltung des bürgerlichen Trauerspiels zur Familien-
tragödie erkannte Lessing seine nächste Aufgabe: er dichtete Miß Sara
Sampson und vereinigte in diesem Stück (wie Danzcl des Näheren nach-
gewiesen) gewissermaßen Lillo und Richardson, den Kaufmann von London
und die Clarissa. Das Werk wurde in den ersten Monaten des Jahres 1755
in einem Gartenhaus«: zu Potsdam vollendet und den 10. Juli in Frankfurt a/'O.
aufgeführt. Es machte den Anfang zur Reform des Dramas. Zum
erstenmal betrat ein bürgerliches Trauerspiel die deutsche Bühne. Aber das
Stück selbst spielte nicht blos mit seinen Figuren und Begebenheiten in
England, sondern blieb auch in der Behandlung und Ausführung des Stoffs,
selbst in der Stilisirung der Charaktere dergestalt von seinen Vorbildern
abhängig, daß ein Engländer, der es sah, wetten wollte, es sei englischen
Ursprungs und nur eine deutsche Übersetzung. Es war noch kein nationales
Drama, auch kein gelungenes Kunstwerk; man hat nicht Charaktere und
wohl motivirte Handlungen vor sich, die den Gang des Schicksals bestimmen,
sondern Situationen und Empfindungsarten, deren Schilderungen auf den
rassinirten Effect des Mitleids berechnet sind. Saras Ermordung durch
Marwood müßte eine That der Rache sein, die aus Her Eifersucht folgt, aber
die Buhlerin ist nicht eifersüchtig, denn sie liebt dm abtrünnigen Mann
nicht, sondern will ihn nur ausbeuten; sie wird auch nicht durch Habsucht
getrieben, denn eine Mörderin, die ihre Unthat rühmend eingesteht, hat nichts
zu gewinnen. Der tragische Ausgang ist unmotiuirt. Eben so unbegründet
erscheint, daß Mellefont die Buhlerin als feine Verwandte der Sara zuführt,
wodurch allein jenes tragische Ende der letzteren ermöglicht wird. Diesen
entscheidenden Schritt zu motiviren, hat der Dichter nicht einmal den Schein
eines Grundes aufgewendet. In eine Lage gebracht, worin sie nur noch in
Demuth zu gehorchen und nichts mehr zu fordern hat, wagt Marwood eine
solche Bitte, und Mellefont gewahrt sie ohne Weiteres, „nachdem er
einen Augenblick nachgedacht". Ich vermuthe den Inhalt seines verschwiegenen
Monologs. Ich muß es thun, denkt er, sonst kommt die Tragödie nicht zu
Stande. So aber macht sich nicht die Handlung, sondern, um mit Lessing
zu reden — der Rummel einer Tragödie!

Die Bedeutung der Sara beschränkt sich auf die neue Art des Dramas,
die Herstellung eines bürgerlichen Trauerspiels durch die Wcgräumung der
Schranke zwischen der tragischen Dichtung und dem bürgerlichen Leben,

zwischen Familie und Bühne. Die Schranke zu durchbrechen, die das deutsche Leben und seine Gegenwart vom Theater trennt, ist die Aufgabe, die sich jetzt erhebt, und in ihrer Lösung liegt die entscheidende That.

II.

Hier aber gab es kein Vorbild, worauf man hinweisen, keines, das man literarisch erwerben konnte, oder bei dem sich eine poetische Anleihe machen ließ. Das Original zu unserem nationalen Drama mußte in Deutschland erlebt werden und gegenwärtig sein, wie der heutige Tag. Man kann der Kunst und Dichtung nationalen Charakter wünschen, aber unmöglich daraus eine Anweisung machen, die in jedem beliebigen Zeitpunkte, wenn man nur ernstlich wolle, auszufuhren sei; nationale Gesinnung und Affectc lassen sich der Poesie so wenig vorschreiben, als man dem Dichter ruthen kann: „Sei originell, sei genial; ich will dir fagcn, wie du die Sache anzufangen hast". Wenn er nach einer solchen Vorschrift handelt, ist er gewiß das Gcgentheil des Originals. Und wenn die Poesie erst belehrt werden oder selbst ergrübcln muß, was zu thun sei, um unsere nationalen Empfindungen zu bewegen, wird sie sicher nicht das Herz des Volkes treffen, sondern auf allerhand Hirngcspinuste gcrathen, wie Klopstock, der Barden erfand, wo nie welche waren.

Deni nationalen Umschwung der deutschen Dichtung mußte eine Umwandlung der deutschen Nation selbst vorausgehen: eine neue gewaltige Zeit, die das morsche, in seinen mittelalterlichen Formen erstarrte, vom dreißigjährigen Kriege niedergeworfene Reich in seinen Grundsesten zerstörte und den deutschen Staat der Zukunft schuf. Diefe Zeit erschien in dem Augenblick, als auch unserer Dichtung kein anderes Thema blieb, als nationale, erlebte, gegenwärtige Schicksale; die Anleihe, die Lcssing zu unserem eisten bürgerlichen Trauerspiel bei den Engländern gemacht hatte, war verbraucht; die neue Dichtung mußten wir mit unseren eigenen Mitteln bestreiten. Die Epoche, von der ich rede, ist der siebenjährige Krieg und der Thatenruhm Friedrichs des Großen.

Die Phantasie, hatten die Schweizer gesagt, bedürfe neuer, ungemeiner, erhabener Vorstellungen von wunderbarer Wirkung; die Tragödie nach alter Art verlangte erhabene Personen, Könige und Helden, die von Natur das Recht und die Kraft gewaltiger Leidenschaften, Handlungen und Schicksale haben. Nun, eine solche bewunderungswürdige Person, ein König und Held, der selbst nach dem Urtheile des Feindes durch seine Einsicht und Thatkrast wie kein Zweiter das Diadem geadelt, steht plötzlich vor den Augen der Welt: er allein gegen eine Welt in Waffen, die feinen Untergang begehrt! Die Tragödie ist da, die gewaltigste, die es giebt: „denn der Krieg läßt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Mnth!" Welche Contraste und Schicksalswcchsel in dem Gange dieses Krieges, in dem Leben dieses Königs: die Siegcsschlachten von

Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen und Zorndorf; die Unglückstage von
Kollin, Hochtirch nnd Kunersdorf! Der Eindruck seiner persönlichen
Erhabenheit und Heldenkraft ist mächtiger nls die politische Parteistinimung.
Wenn man nicht preußisch gesinnt ist, kann man doch „fritzisch"
gesinnt sein.
Dieser König war der deutschen Literatur und Dichtung von Grund
aus abgeneigt und ist es sein Leben lang geblieben. Mag man ihm daraus
einen Vorwurf machen, denn daß er selbst einen Lessing und Goethe nicht zu
schätzen wußte und weniger als einen Wolf und Gellert, war gewiß ein
Mangel an Einsicht und Geschmack. Aber die Liebe zur Poesie wird in
der Jugend entschieden, nicht im Alter. Als Karl August von Sachsen-
Weimar jung war, sah er den Dichter des Götz und Werther vor sich. Als
Friedlich Kronprinz war, blühte Gottsched; er hatte Recht, wenn er
Voltaire vorzog. Doch war er im Innersten ein deutscher Mann. Seine
Bewunderung für Voltaire hat ihn nicht gehindert, bei Gelegenheit einer
nichtswürdigen Handlung dem hochgepriesenen Dichter auf französisch die
Wahrheit nach deutscher Art zu sagen: „Ich schreibe diesen Brief mit dem
derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne
zweideutige Ausdrücke und flaue Beschönigungen, welche die Wahrheit ent-
stellen". Seine Bewunderung für die französische Literatur hat ihn nicht
gehindert, das französische Heer bei Roßbach zu schlagen, und es war doch
besser, daß er die deutsche Literatur verachtet und bei Roßbach gesiegt hat,
als wenn es unigekehrt gegangen wäre. Durch das, was Friedrich war,
ein großer Heldentonig, durch den Eindruck seiner Person und Thaten, hat
er der deutschen Literatur weit mehr genützt, als wenn er sie gepflegt,
bezahlt, selbst statt französischer Gedichte deutsche gemacht und der Karschm
mehr als zwei Thaler geschenkt hätte.
Die Herzen öffneten sich den Eindrücken einer heroischen Gegenwart.
Welche Phantasie hätte auch jenen» Eindruck widerstehen tonnen, den die
Kunde von dem Heldentode Schwerins in der Schlacht bei Prag hervor-
bringen mußte: wie der linke Flügel der Preußen zu weichen beginnt und
der siebzigjährige Feldmarschall die Fahne ergreift, vorangeht und bei den
ersten Schritten von Kartätschen zu Boden gestreckt wird! Hören wir nur,
welchen poetischen Widerhall der siebenjährige Krieg in unsrer Dichtung
hervorrief: „den Schlachtgesang" eines preußischen Grenadiers nach dem
Siege von Lowositz:

Was helfen Waffen und Geschah
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte lici Lowosift,
Und unser war der Sieg!

Und das Siegeslied nach der Schlacht von Prag mit der Ver-
herrlichung Schwerins:

Victoria, mit uns ist Gott,
2« stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!
Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb als Held,
Und sieht nun unser Siegcshccr,
Vom hohen Sternenzelt.
Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.
Mit muntrer jugendlicher Kraft
Ergrifs er eine Fahn'
Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.
Und sagte: „Kinder, Berg hinan!
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir solgten alle Mann für Mann,
Geschwinder, wie der Vlitz.
Ach, aber unser Vater siel,
Die Fahne fiel auf ihn,
O welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Welche natürliche Siegesgewißheit im Vertrauen auf den großen König
erfüllt die letzten Worte des Liedes:

Und weigert sie auf diesen Tag
Ten Frieden vorzuziehn,
So stürme Friedrich erst ihr Prag
Und dann führ' uns nach Wien!

- Der Grenadier, der diese Lieder sang, war Gleim, der Anatreontiter!
die Tändeleien waren, verstummt, die Heldenthaten der Zeit weckten deutschen
Heldengesang. Lessing gab die beiden Lieder in eine Zeitschrift und ließ die
Bemerkung vorausgehen: „sie konnten beide weder poetischer noch kriegerischer
sein, voll der erhabensten Gedanken in dem einfältigsten Ausdruck". Als
er ein Jahr später (1758) den Vorherseht zu den Kriegsliedern des
Grenadier schrieb, wollte er vor allem ihren nationalen Charakter erkannt
und beherzigt wissen: sie sind nicht nach dem Vorbilde römischer oder
griechischer Dichter, sie sind preußisch. Wie hatte man sich früher mit solchen
Vergleichungön gütlich gethan, bald sollte oder wollte einer der deutsche Ovid,
bald der deutsche Horaz, sogar der deutsche Pindar sein. Dieser Grenadier,
so urtheilte Lessing, ist kein deutscher Horaz, kein deutscher Pindar, nicht ein-
mal ein deutscher Tyrtäus, denn die heroischen Gesinnungen sind einem
Preußen eben so natürlich als einem Spartaner!

Mit dem nächsten Jahre begannen die Briefe über die neueste Literatur,
die Nicolai herausgab, und deren wichtigste Lcssing in den Jahren 1759 und
1760 schrieb. In diesen Briefen sollte die deutsche Literatur wahrend des
siebenjährigen Krieges besprochen werden; man dachte sich einen verwundeten:
Offizier im Feldlager, der auf diesem Wege von den geistigen Erlebnissen
der Kriegszcit Kunde erhalten sollte. Es war Lcssings Gedanke. „Wie
leicht", sagte er, „kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an
ihn gerichtet sein". Kleist siel in demselben Jahr bei Kunersdorf und starb
den Heldentod, wie er es gewünscht hatte, denn er konnte sich nicht tapfer
genug fein. „Er wollte sterben", sagte Lessing, von Schmerz erschüttert,
wie er den Tod dieses Mannes erfuhr, der zu feinen liebsten Freunden
gehörte. Als Kleist in Leipzig die Lazarethe verwalten mußte, während er
sich nach der Feldschlacht sehnte, hat ihn Lessing oft mit dem Worte
Xenophons getröstet: „Tie tapfersten Männer sind auch die mitleidigsten".
Wenn ich mir Kleists Gemüthsurt vergegenwärtige, in der sich der Poet mit
dem Helden vereinigte, seine Tapferleit, fein Mitleid, seine Freigebigkeit, die
sich auch gegen Lessing bewies, so zweifle ich nicht, daß dem letzteren das
Bild dicfes Freundes vorschwebte, als er den Charakter Tellhcims
dichtete.

IH.

In dem berühmtesten jener Litern turbriefe, dem siebzehnten, hatte Lessing
das nationale, von aller fremdländischen Renaissance freie, echt deutsche
Drama gefordert und auf den Faust hingewiesen. Aber die Dichtung, welche
diese Aufgabe löfcn sollte, mußte sein wie die schicksalsvolle Zeit selbst und
gegenwärtig wie der Tag. Mitten unter den Eindrücken des siebenjährigen
Krieges, dessen letzte Jahre Lessing in Breslau an der Seite des Generals
Tauenhicn zubrachte, entstand „Minna von Barnhclm"; er dichtete den
Entwurf unmittelbar nach dem Frieden von Hubertsburg (15. Februar 1763)
an einem heiteren Frühlingsmorgcn in einem Breslauer Garten, er hat das
Stück in Berlin unter den Augen seines Freundes Namler ausgeführt und
erst im Jahre 176? veröffentlicht. Wollen wir die ungeheure Umwandlung,
die der siebenjährige Krieg in unserer Literatur und Dichtung hervorgebracht
hat, an Lessings eigenen Weiten erkennen, so ist nichts sprechender und
bemeikcnswcrther, als diese Folge seiner dramatischen Dichtungen: vor dem
Ausbruche des Krieges die empfindsame Sara Scimpson, während desselben
der kriegerische Philotas, nach dem Ausgange Minna von Barnhclm!
Niemand hat den Einfluß jener gewaltigen Zeit auf unsere Dichtung
richtiger und treffender gewürdigt als Goethe im siebenten Buche seiner
Lebcnserinncrungen. „Ter erste wahre und eigentliche Lebensgehnlt kam
durch Friedlich den Großen und die Thatcn des siebenjährigen Krieges in
die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden,
die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker

und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen". „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Thcit entsprungen sind und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mit» streitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden laßt". „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehlllt, muß ich vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von fpecifisch temporärem Inhalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm". „Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete".

Lessing selbst fühlte, daß diefe Dichtung seine entscheidende That sei. „Ich brenne vor Begierde", schrieb er den 20. August 1764 an Ramler, „die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist. Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben". — Zu jenen Kriegsliedern und diesem Lustspiel, die aus der Zeit des siebenjährigen Krieges unmittelbar hervorgegangen sind, möchte ich noch ein Gedicht fügen, eine unserer besten Balladen, deren tragische Erzählung sich von dem Hintergrunde des vollendeten Krieges stimmungsvoll abhebt: „Er war mit König Friedrichs Macht gezogen in, die Piager Schlacht und hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben".

IV.

Die Echicksalswcchsel der Kriege bewegen nicht blos die Loose der Fürsten, Staaten und Völker, sondern erschüttern auch das Dasein der Einzelnen bis in die kleinsten verborgensten und spurlosen Verhältnisse, die der historischen Forschung nicht mehr bemerkensmerth scheinen; aber gerade in dem Genrebild der Privatgeschicke, die mitten unter den großen Weltveränderungcn erlebt werden, erscheinen die Züge der Zeit in einer so greifbaren und eindringlichen Form, daß der Dichter, der diese Gegenwart dramatisch fassen will, hier eine Menge der fruchtbarsten Motive findet. Der siebenjährige Krieg, der die deutschen Völkerzustiinde in einen so gewaltigen Aufruhr brachte, griff auf mannichfaltigste Art umgestaltend in das Dasein der Familien und Individuen, und es gingen jähe Lebenswandlungen aus ihm hervor, deren Kunde von Mund zu Mund lief und sich, sagenhaft verbreitete. Man hörte von einer Menge plötzlich emporgestiegener, plötzlich zerstörter Existenzen. In den preußischen Freibataillonen, die nach dem Frieden entlassen wurden, warm tapfere, durch Kriegsthaten ausgezeichnete

H^o Uuno Fischer in Heidelberg.
Offiziere, deren sich manche aus niederem Stande aufgeschwungen hatten und nun durch ihre Verabschiedung wieder in Dunkelheit und Elend versanken.
Ein solcher Offizier war, wie man sich erzählte, vor den Feldzügen Mühl-tnappe gewefen und hatte sich auf dem Schlachtfeld« dm Orden ^our 1« m6riw verdient; er mußte nach seiner Entlassung den alten Dienst wieder aufsuchen und schickte dem Könige den Orden zurück, damit das glänzende Ding nicht bestaubt werden möge. Ein anderer war zum Schmiedehandwert zurückgekehrt und verleugnete sich dem General, der ihn Pferde beschlagen sah und einen tapferen Rittmeister in ihm wiedererkannte. Eines der merk-würdigsten Schicksale hatte ein ungarischer Husar erlebt, der einst in der Schlacht bei Mollwitz im Begriff stand, den König gefangen zu nehmen; Friedrich rief ihm zu: „Ich bin der König, geh' mit mir!" Der Husar gehorchte, trat in die Dienste des Königs und brachte es m der Folge durch seine Tüchtigkeit bis zum Reiteroberst und General. Sein Name heißt Paul Werner. Wir sehen einen Sagenkreis vor uns, in dem einige der Motive enthalten sind, die Lessing in seiner Dichtung benützt hat. Tellheiin, der Held seines Stückes, ist der verabschiedete Major eines Freibataillons. sein treuester Freund und Kriegskamerad ist der Wachtmeister Paul Werner. Die Mutter des Philosophen Garve wollte von Lessing selbst gehört haben, daß sich etwas Aehnliches als die Geschichte seines Stücks in dem Breslau« Gasthause zur goldenen Gans wirklich zugetragen habe.
Vergegenwärtigen wir uns den Gang, der Begebenheiten oder die Fabel, die Lessing seinem Stück zu Grunde gelegt hat; galt ihm doch die Erfindung der Fabel des Dramas hier, wie überhaupt, für die wesentlichste Aufgabe des Dichters.
Tellheim, ein junger reicher Edelmann kurländischen Geschlechts, tritt unter die Fahnen Friedrichs, nicht aus Liebe zum Kriegshandwerk, dessen Unmenschlichkeiten er verabscheut, sondern aus Begeisterung für die Person und Sache des großen Königs, aus Neigung zur Gefahr, aus hochherziger, tapferer Gesinnung. Er zeichnet sich aus und wird Major. In den sächsisch-thüringischen Winterquartieren erhält er den Befehl, von den Ständen mit aller Strenge eine hohe Kriegssteuer einzutreiben, die auf sein Bitten im äußersten Nothfall auf ein geringeres Maß, dessen Minimum ihm vor-geschrieben wird, soll herabgesetzt werde« dürfen. Da die Stande unver-mögend sind, eine größere Steuerlast zu tragen, gewahrt ihnen Tellheim die niedrigste Forderung; da sie auch diese nicht vollständig leisten tonnen, deckt er aus eigenen Mitteln durch einen Vorschuß von 2000 Pistolen die fehlende Summe. Bei Zeichnung des Friedens will er seine noch aus-stehende Forderung unter die Kriegsschuld aufnehmen lassen. Man anerkennt die Wechsel, aber verdächtigt den Inhaber, als ob dieser sie nicht gegen baaren Vorschuß empfangen, sondern als Belohnung dafür genommen habe, daß er die Kriegssteuer auf das niedrigste Maß herabgesetzt. Er ist der Bestechung verdächtig. Die Generaltriegskasse soll die Sache genau unter-

suchen, und bevor sie im Reinen ist, darf Tellheim, durch schriftliches Ehrenwort gebunden, die Hauptstadt nicht verlassen. Er gehört unier die vielen Offiziere, die nach dem Frieden entbehrlich geworden und verabschiedet sind. Eine Schußwunde hat ihm den rechten Arm gelähmt, sein Vermögen ist verloren, feine Ehre gekränkt, die Dienerfchaar verschwunden, die den reichen Mann früher umgeben: Kammerdiener, Jäger, Kutscher und Läufer: der erste hat sich mit der Garderobe des Herrn aus dem Staube gemacht; der zweite ist mit dem letzten Reitpferde auf und davon geritten; der Jäger karrt in Spandau, weil er Soldaten zur Desertion verleitet hat, und der Läufer ist als Trommelschläger in ein Garnisonregiment gesteckt worden, weil er den Major betrogen und die nichtswürdigsten Streiche begangen. Nur einer, sein Reitknecht Just, ist ihm treu geblieben. Der tapfere Wachtmeister Panl Werner, der im Kriege ihm zweimal das Leben gerettet, lebt jetzt im Besitz eines dörflichen Freiguts in seiner Nähe. Nach so bitteren Erfahrungen erwartet Tellheim in der Verborgenheit eines Berliner Gasthauses den Ausgang seiner Sache, um so stolzer, je größer sein Elend ist; er hat sich auf - seine Art heroisch gefaßt und ohne ein Wort der Klage, ohne ein Zeichen seiner Seelenkämpfe deni höchsten Glücke entfagt: dem Besitz seiner Braut. Jene hochherzige That in Thüringen hatte das Herz eines jungen Mädchens, einer der reichsten Erbinnen des Landes von edler Abkunft, für Tellheim gewonnen, noch bevor sie ihn kannte. Um den Mann zu sehen, der so großmüthig handeln tonnte, geht Minna von Barn Helm uneingeladen in eine Gesellschaft, wo sie ihn findet. Schnell erkennen sich die beiden, durch ihre Denkart verwandten, durch ihre Gemüthsart zur schönsten wechselseitigen Ergänzung bestimmten Naturen. Schicksalsvolle Zeiten steigern die Gefühle und beschleunigen die Entschlüsse. Tellheim ist Minnas Bräutigam, als er die thüringischen Quartiere verläßt; das Zeichen ihrer Verlobung sind zwei einander völlig gleiche Brillantringe, Sehnsüchtig erwarten beide das Ende des Krieges, um sich ganz gehören zu können; endlich schreibt Tellheim: „Es ist Friede, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünsche". Plötzlich verstummen seine Briefe. Monate lang harrt Minna vergebens auf Nachrichten; dann faßt sie den schnellen und kühnen Entschluß, selbst ihn zu suchen. Begleitet von ihrem Kammermädchen Franziska, ihrer Gespielin und Freundin, und unter dem Schutze ihres Oheims, des Grafen Nruchfall, eines fächsischen, preußenfeindlichen Edelmannes, der während des Krieges in Italien gelebt hat und erst nach dem Frieden zurückgekehrt ist, reist sie nach Berlin, wo sie noch vor dem Grafen eintrifft, den ein kleiner Reiseunfall auf der letzten Station zurückgehalten. Hier führt sie der Zufall in dasselbe Gasthaus, wo Tellheim mit seinem Diener Just in ärmlicher Zurückgezogenheit lebt. Der Wirth zum „König von Spanien" schätzt seine Gäste nur nach deni Gelde, und die vornehme Dame mit Kammermädchen und zwei Dienern ist ihm natürlich mehr werth, als der Major, der seit einiger Zeit die Rechnung nicht mehr bezahlt hat. Seine Wohnung wird

sofort der Dame eingeräumt und er selbst, abwesend und ungefragt, in
schlechteren Räumen untergebracht. Nach einer solchen Behandlung will Tellheim
nicht einen Augenblick länger in dem Gasthause bleiben und läßt, um seine
Schuld bezahlen zu tonnen, durch Just sein letztes und theuerftes Gut, den
Verlobungsring, verpfänden, der nun in die Hände des Wirths gelangt und»
dem Fräulein gezeigt wird, die in der Hoffnung, etwas von Tellheim zu
erfahren, sich nach dem Offizier erkundigt, der (freiwillig, wie sie glaubt),
ihr sein Zimmer überlassen. Bei dem Anblick des Ringes erkennt Minna,
daß jener Offizier Tellheim selbst. Der Bräutigam ist wiedergefunden, das
erste Ziel glücklich erreicht, aber bei weitem nicht das letzte.
Jetzt gilt es, den Entschluß Tellheims zu besiegen, der bereit ist, jedes
Glück ihr zu opfern, jedes Unglück mit ihr zu theilen, nur nicht das
seinige: ein Bettler, ein Krüppel, ein bescholtener an seiner Ehre getränkter
Mann, wie er sei, dürfe nicht daran denken, der Gemahl einer Minna
von Barnhelm zu werden! Opfer zu bringen, kostet ihm gar nichts. Opfer
anzunehmen ist ihm unmöglich: dazu ist er zu stolz und zu zartfühlend.
Vergebens bietet Minna alle Überredungskunst ihrer innigen Liebe, ihrer
klaren und heiteren Gemüthsart auf, um seinen Sinn zu ändern, seine
Schwermuth zu verfcheuchen, ihn zu überzeugen, daß ihr ganzes Glück
darin bestehe, sein Unglück zu theilen; daß seine stolze Entsagung ihr
Oualen bereite, daß aus getränktem Ehrgefühl er nicht blos ihr Glück zerstöre,
fondern auch ihre Ehre verletze. Jedes ihrer Worte rührt ihn tief und
läßt ihn seinen Vorsatz bis zur Verzweiflung schmerzlich empfinden, aber
nichts vermag den gefaßten Entschluß zu erschüttern. Nur eine günstige
Wendung seines Schicksals tonnte helfen: nicht die bloße Niederschlagung der
Sache, sondern die ehrenvollste Wiederherstellung.
Aber bevor diese Wendung wirklich eintritt, siegt Minna durch List
über Tellheims stolze, schwermüthige und verkehrte Entsagung; sie kennt ihn
genau und weiß ihn zu lenken. Wäre sie nicht die reiche, vornehme, beneidens-
werthe Erbin, sondern arm und verlassen, so würde keine Macht der Welt
diesen Mann hindern, ihr Schicksal zu theilen und ihren Besitz als höchstes
Gut zu fordern; er würde an der Wahrheit ihrer Liebe irre werden, wenn
sie im Unglück seine Hand ablehnen wollte, weil sie es nicht über sich
bringen tonne, ein so großmüthiges Opfer anzunehmen. Und doch würde
die Geliebte nichts anderes thun, als er fo eben gethan hat; sie würde gegen
ihn nur dieselbe vermeintliche Entsagungspflicht zu übeu scheinen, die sein
Verhalten ihr gegenüber bestimmt. Eine solche Art der Vergeltung wird
zugleich die heilsamste Kur sein. Tellheim kann über seine edel gedachte,
aber falsch empfundene Handlungsweise nicht schneller und gründlicher auf-
geklärt werden, als wenn Minna den weiblichen Tellheim spielt. Sie
ist nicht mehr die gute Partie, sondern ein armes, von ihrem preußenfeind^
lichen Oheim um ihrer Liebe willen enterbtes Mädchen, ein verlaufenes
sächsisches Fräulein, das zu ihrem Bräutigam flieht, um in seinen Armen

Schutz und Heimath zu suchen. Und von diesem Bräutigam muß sie hören: «Z sei nichtswürdig, wenn ein Mann, den das Unglück verfolge, sich nicht schäme, sein ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit einer Frau zu verdauten. Damit ist ihr Urtheil gesprochen: sie müßte ja eine nichtswürdige Creatur sein, wenn sie in ihrem Elende ihr ganzes Glück von der blinden Zärtlichkeit Tellheims annehmen wollte. Jetzt spielt sie die tief getränkte, in ihrer Würde beleidigte Frau, sie giebt ihm den Vcrlobungsring zurück und fordert den seinigen. In Wahrheit ist es der von ihm verpfändete, von ihr eingelöste Ring, den sie ihm wiedergiebt, indeni sie ihn zurückfordert: sie erneuert den Liebesbund, während sie thut, als ob sie ihn auflöse. Seine Bitten und Betheuerungen bleiben fruchtlos. Ein königliches Handschreiben bringt ihm die ehrenvollste Wiederherstellung. Der gerechte König gewährt ihm eine Genugthuung, die nicht größer sein kann, er wünscht auch seine Dienste wieder: „Ich möchte nicht gern einen Mann Eurer Bravour und Dentungsnrt entbehren". Mit Freuden will er die glänzende militärische Laufbahn, die sich vor ihm eröffnet, für die Geliebte aufgeben, aber sie darf, feinem Vorbilde gemäß, kein solches Opfer annehmen und besteht auf der Rückgabe seines Ringes. Tellheim ist so benommen und so geradsinnig, daß er das Spiel mit dem Ringe nicht merkt und keinen der Winke versteht, die ihn auf die Spur bringen wollen. Wie er erfährt, daß der verpfändete und zurückgeforderte Ring bereits durch Minna eingelöst sei, glaubt er, sie habe ein grausames und arglistiges Spiel mit ihm getrieben, den Bruch gewollt und darum deu Ring an sich gebracht. Da meldet man die Ankunft des gräflichen Oheims, den Tellheim noch immer für Minnas Verfolger hält. Seine empörten Empfindungen schweigen und der ritterliche Mann ist sogleich bereit, die verlassene Frau zu beschützen.

Es ist des Spieles genug. Schnell klärt sich Alles auf mit wenigen Worten. Die Liebenden haben sich zum zweiten male und für immer gefunden: der preußische Major und das sächsische Edelfräulein. „O boshafter Engel!" ruft Tellheim, „mich fo zu quälen!" Minnas heitere Antwort erklärt die heilsame Rolle, die sie gespielt, und warm den geliebten Manu vor einer solchen Wiederholung: „Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele. Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?" Und wenn Tellheim entgegnet: „O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen sollen!" so wird mit diesem Wort eines der Motive bezeichnet, die das Stück zu einem „Lustspiel" gemacht haben.

V.

Wir haben den Gang der Begebenheiten erzählend dargestellt, damit im Unterschiede davon der Gang der Handlung in der dramatischen Composition um so besser einleuchte. Daß wider deu Bund der Liebenden sich in den Schicksalen und dem Charakter Tellheims Hindernisse erhoben haben,

die ei nicht überwinden kann und welche durch sie besiegt werden müssen.-
darin liegt der Knoten unseres Dramas. Er ist geschürzt, sobald Minna
ihren Bräutigam wieder gefunden und die Beweggründe entdeckt hat, die ihn
zur stillen Entsagung genüthigt. Damit ist das Problem entwickelt, welches die
weitere Handlung zu lösen hat. In der Auseinandersetzung dieses Problems
besteht die Exposition unseres Dramas; sie bildet das Thema der
beiden eisten Acte; am Ende des zweiten liegt die Sache, um die es sich
handelt, die dramatische Aufgabe offen am Tage, ihre Lösung wird im
dritten vorbereitet, im vierten begonnen und im fünften vollendet. Die Ein«
heit der Handlung ist unterstützt durch die des Orts und der Zeit: der
Ort, wo sie vor sich geht, ist das Berliner Gasthaus zum König von
Spanien, die Zeit der 22. August 1763.
Bekanntlich hat Goethe in den beiden ersten Acten unseres Stückes die
unerreichte Kunst des Motivircns bewundert und darum die Exposition der
Minna von Barnhelm, die er an Meisterschaft nur mit der des Tartuffe
zu vergleichen wußte, sich zum Vorbilde dienen lassen. Wir wollen diese
meisterhafte Expofition zu erleuchten suchen, indem wir zeigen, welche Auf-
gabe hier zu löfen war, und wie Lessing dieselbe gelöst hat.
Minna von Barnhelm sucht ihren Bräutigam, von den» sie seit Monaten
nichts mehr gehört, uud findet ihn in einem Berliner Gasthause wieder:
dies ist die erste zu motivireude Handlung. Da sie ihn sicher zu finden
wissen wird, wo er auch ist, so hat der Zufall, der sie in dasselbe Gasthaus
führt, keine weitere dramatische Bedeutung. Aber es ist eine sehr gewagte
Situation, die an sich den Charakter des Komischen trägt, wenn eine Dame
ihrem abhanden gekommenen Bräutigam nachläuft. Hätte uns Lessing eine
solche lächerliche Begebenheit vorführen wollen, so konnte er sein Lustspiel
damit eröffnen; er hat es nicht gethan, sondern Minna von Barnhelm
erst im zweiten Act auftreten lassen, nachdem wir aus dem Gange des ersten
den Mann ihrer Liebe kennen und dadurch verstehen gelernt, daß sie bis ans
Ende der Welt reisen würde, um ihn wiederzufinden. Jede Art der Untreue
und des Flattergeistes ist von dem Charakter Tcllhcims ausgeschlossen, es
konnte nur Unglück sein, das ihn verstummen ließ, Schicksalsstürmc. die ihn
betroffen haben, und deren Ungemach er allein tragen will. Jene groß-
herzige Gesinnung, die ihn vermocht hat, in den Krieg zu ziehen im Dienste
des ersten Heldenkönigs der Zeit, ist aus den Kämpfen noch gestärkter und
gestählter hervorgegangen. In jeder Art der Selbstverleugnung eisern, in
jedem Mitgefühl für die Leiden Anderer hingebend und zart, vereinigt
Tcllheim die menschlich schönsten Empfindungen und die soldatisch tüchtigsten
Eigenschaften, das weiche menschenfreundliche Herz und die kriegerische Zucht
so ungesucht und eindrucksvoll, daß er auf seine Untergebenen, wenn sie nicht
ganz verdorbene Naturen sind, einen unwillkürlichen Zauber ausübt, der sie
mit schwärmerischer Anhänglichkeit, mit unbedingter Treue und Hingebung
an seine Person fesselt.

Tiefen Mann schildern heißt Minnas Handlungsweise motiuiren. Er
soll uns dramatisch geschildert werden: nicht so, daß wir ihn etwa nur
von Anderen rühmen und loben hören, sondern so, daß wir als Augenzeugen
erfahren, wie er ist und handelt. Und bevor wir ihn selbst sehen, laßt uns
der Nichter den einfachen, gleichfam elementaren Eindruck seiner Person in
der Seele seines letzten Dieners, einer rohen, unverdorbenen Natur erleben.
Dieser Eindruck soll Tellheims dramatischer Vorbote sein und zugleich dem
Zuschauer die Situation enthüllen, womit die Handlung beginnt. Der
Major ist des Abends vorher von einen« Ausgange zurückgekehrt und
während seiner Abwesenheit von dem habgierigen Wirth ausquartiert worden;
sofort verläßt er das Haus und campirt die Nacht, als ob er noch
im Felde wäre, ini Freien. Just wartet im Wirthshaussanle die ganze
Nacht auf seinen Herrn und möchte am liebsten auch nicht schlafen, er ist
außer sich vor Empörung und Mitleid: „Meinen Herrn aus dem Hause
stoßen, auf die Straße werfen! Meinen Herrn! so einen Mann, so einen
Offizier! Einen Offizier, wie meinen Herrn!" Wie ihn der Schlaf über-
mannt, träumt er; sein einziger Gedanke ist Rache an dem niederträchtigen
Wirth. Wenn er ihn nur prügeln könnte! Wie er träumt, prügelt er
ihn, er knurrt förmlich im Schlaf. Mit diesem Traum des Dieners
eröffnet der Dichter fein Stück, mit diesen, Worten des schlafenden Just:
„Schurke vou einem Wirth! Du, uns? Frisch Bruder! Schlage zu
Bruder!" Wie er aufwacht, thut es ihm leid, daß der Traum nicht
Wirklichkeit war. „Ich mache lein Auge zu, so schlage ich mich mit ihm
herum. Hätte er nur erst die Hälfte von allen den Schlägen!" Der Wirth
kann ihn mit nichts begiitigen, er haßt ihn weit mehr, als er selbst mit
nüchternem Magen den besten Danzigcr liebt; bei jedem Glase, das ihm
jener einschenkt, denkt Just nur an seinen Herrn; der Schnaps ist gut, „wenn
ich heucheln könnte, würde ich für so was heucheln, aber ich kann nicht, es
muß raus — er ist doch ein Grobian, Herr Wirth!" Dieser treue Mensch,
roh und plump, wie er ist, fühlt nur für seinen Herrn; er haßt auch die
vornehme Dame, die dem Major das Zimmer genommen hat, er verhält'
sich zu Tellheim, wie der Pudel, dem er das Leben gerettet, zu ihm: er
kann ohne seinen Herrn nicht leben. Drastischer und für die Vorstellung, die
wir von Tellheim gewinnen sollen, wirksamer konnte das Stück nicht beginnen.
Während sich Just mit dem Wirthe herumzankt, kommt der Major.
Wir sind auf feine Erscheinung vorbereitet und finden sie unsrer Erwartung
gemäß.- ein solcher Herr, wie Just gesagt hat, ein solcher Offizier! Er
gebietet dem Diener Schweigen; kurz und ohne jede Erregung erklärt er dem
Wirth, daß er bezahlt werden foll und daß er felbst fuchen werde, wo
anders unterzukommen. Die 500 Thaler, die ihm der Wachtmeister gebracht
mit deni Wunsch, daß er sie brauche, rührt er nicht an; er ist so arm, daß
er auch den letzten einzigen Diener nicht mehr bezahlen kann und ihm befiehlt,
feine Rechnung zu schreiben.

Na erscheint die Wittwe eines seiner Kameraden, des Rittmeisters
Marloff, dem Tellheim 400 Thaler geliehen, lind der sterbend seiner Frau
zur Pflicht gemacht hat, diese Schuld zu tilgen. Die Wittwe hat Alles ver-
lauft und bringt das Geld, um die Handschrift einzulösen. Tellheim, selbst
im Zustande der größten Roth, erläßt nicht nur die Schuld, sondern ver-
leugnet sie, denn er will der Frau den Dank sparen und weiß, daß
Mailoff einen Sohn hinterlassen hat. „Wollen Sie, daß ich die unerzogene
Waise meines Freundes bestehlen soll?" Die Wittwe versteht seine Absicht;
in den Worten, die sie erwidert, reden die ergreifenden Schicksale des Krieges:
„Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten
annehmen muß". Sie kann dem edlen Manne, der das Vatergefühl ,nicht
tennt und in der Seele einer Mutter empfindet, nicht rührender danken:
„Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren
Sohn thut, als sie für ihr eigenes Leben thun würde?" — Wie sie ihn
verlassen hat, nimmt Tellheim den Schuldschein aus seiner Brusttafche, um
ihn zu vernichten. Dies Alles geschieht auf die natürlichste Art, ohne jede
großmüthige Wallung, ohne jedes Aufgebot einer Empfindung, die ihm selbst
edel erschiene; anders zu handeln ist bei seiner Art unmöglich. „Armes braves
Weib! Ich muß nicht vergessen, den Bettel zu vernichten!" Diese tleine
Scene machte auf das Publicum, dem die Schicksale der Soldatenwittwen
tausendfach vor Augen standen, einen erschütternden Eindruck. Als Minna
von Varnhelm zum ersten Mal in Berlin aufgeführt wurde*), brach in dem
vollen Hause ein Sturm des Beifalls aus, wie Tellheim die Worte sagte.-
„Armes braves Weib!"
Durch die Scene mit der Mailoff weicher gestimmt, empfängt Tellheim
die geforderte Rechnung, die Just unter Thronen geschrieben. „Haben Sic
Barmherzigkeit mit mir, mein Herr; ich weih wohl, daß die Menschen mit
Ihnen keine haben, aber ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied
vermuthet". Er soll den Major verlassen, der ihm lauter Wohlthaten er-
wiesen, alle Kosten seiner Krankheit bezahlt, seinem abgebrannten und ge-
plünderten Vater Geld geliehen und zwei Veutepferde geschenkt hat; er
soll Geld von ihm nehmen, während, Alles gerechnet, er vielmehr seinem
Herrn noch 91 Thaler 16 Groschen 3 Pfennige schuldet. Der Herr möge
ihn nur in seiner Nähe dulden, wie er den Pudel, den er aus dem Wasser
gezogen und der ihm nicht mehr vom Leibe geht. „Er springt vor mir her
und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel,
aber ein gar zu guter Hund". Dieses Wort rührt Tellhcims Herz, dieser
Ausdruck der Treue. „Nein, es giebt leine völligen Unmenschen!" sagt er
zu sich und zu dem Diener: „Just, wir bleiben beisammen". Er befiehlt
ihm den Ring zu verpfänden, die Rechnung zu zahlen und seine Sachen in
das wohlfeilste Gasthaus, gleichviel welches, zu schaffen; Tellheim selbst denkt

') Den 21. Würz 1768; sie mußte zehnmal nach einander wiederhol! werden.

nur an zwei Dinge, die nicht vergessen werden sollen: seine Pistolen und
„noch eins, — nimm mir auch deinen Pudel mit, Horst du, Just!"
Der große Schauspieler Schröder erzählt von Ethos: „Es lag eine Welt
von Ausdruck in seiner Rede, wenn er als Tellheim die Worte sprach: „nimm
mir auch deinen Pudel mit, hörst du, Just!"
Es fehlt in dem Bilde Tellheims, das wir in dramatischer Ausprägung
empfangen sollen, bevor Minna von Barnhelm erscheint, noch ein Zug. Wir
glauben dem treuen Just, daß es in der Welt keinen besseren Herrn giebt;
wir empfinden mit der Wittwe Marloff, daß niemand großmüthiger und
zarter handeln kann, als Tellheim; dem Wirth gegenüber ist er stolz und
lurz gebunden 5 auch haben wir nebenbei bemerken können, daß er für das gewöhnliche Leben sehr unpraktisch ist: er läßt seine Habseligkeiten in einen
anderen Gasthof schaffen und kümmert sich weder um das Haus noch die
Sachen, er denkt nur an zwei Dinge, die ihm nachträglich einfallen und für
seine gegenwärtige Lage die unnützesten find: seine Pistolen und Iusts
Pudel! Wir wollen mit dieser Bemerkung die Sorgen beschwichtigen, die sich
wegen der Pistolen einige Erklärer gemacht haben: daß sich der Mann
nur nicht erschießt! Sorgen, die eben so unnütz sind, als für Tellheim selbst
in dieseni Augenblick die Pistolen.
Damit uns nichts von der Kunst des motivirenden Dichters entgehe, möge
auch das kleine Selbstgespräch Iusts, nachdem ihn Tellheim verlassen, wohl
beachtet werden. Wie hat es Lessing verstanden, hier mit ein paar Worten
das Hauptmotiv, welches den Knoten des Dramas bilden soll, anzudeuten
und zugleich de» Fortgang der Handlung vorzubereiten. Just hat von seinem
Herrn den kostbaren Ring erhalten mit dem Befehl, ihn zu verpfänden. Es
muß mit dieser Kostbarkeit eine eigene Bewandtnis; haben, denn Tellheim
sagt: „ich hätte nie geglaubt, einen solchen Gebrauch von ihr zu machen".
Nun wundert sich Just nicht blos, daß der Herr solch einen kostbaren
Ring besitzt, sondern noch über einen andern Umstand: „Und trug ihn
in der Tasche anstatt am Finger!" Es ist der Verlobungsring, den
Tellheim nicht mehr als Zeichen der Verlobung trägt: so fest steht sein
Entschluß der Entsagung! Und was thut Just mit dem Ringe, den er
verpfänden soll? „Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes
Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz
sollst verzehrt werden!" Kann er den Schurken von Wirth nicht prügeln,
so will er ihn doch ärgern. So tomnit der Ring auf die natürlichste Art
zu dem Gastwirth und nimmt seinen Weg in die Hand des Fräuleins, durch
die er in die Hand Tellheims zurückkehren soll.
Aber der Zug in Tellheims Eharakterschilderung, der uns noch fehlt!
Ein solcher Herr, ein solcher Mann, sagt Just, ein solcher Offizier! Von
seiner kriegerischen Tüchtigkeit, von dem heldenmüthigen tapfern Major, dem
Vorbilde seiner Soldaten in der Schlacht, werden wir aus seinem eigenen
Munde leine Silbe hören; diesen Zug kann uns weder sein Diener noch

die Wittwe seines Kameraden, sondern nur ein Soldat schildern, der unter ihm
gedient, ihn gesehenhat und für den Helden Tellheim schwärmt: Paul Werner,
der kriegslustige Wachtmeister! Ich glaube, der Mann weiß, daß sein Namens-
vetter Oberst geworden ist; er konnte es auch noch weiden, wenn der
Hubeitsbuiger Frieden nicht wäre! Jetzt sitzt er auf seinem Bauerngut und
denkt nur an den Krieg und den Major Tellheim; am liebsten erzählt er
die Affaire bei dm Katzenhäusern, die Just schon so oft vou ihm gehört hat,
daß er dem Nachtmeister in die Rede fällt: „soll ich dir die erzählen?"
Seit dem verwünschten Frieden sind die Kriegsaussichteu in der Nähe
geschwunden, aber unser Wachtmeister hat die Zeitungen studirt, natürlich nur
die Kriegsberichte, und gelesen, daß der Fürst von Georgien gegen die
Türken ziehen wird. „Gott sei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt
Krieg ist!" Um die Einzelnheiteu kümmert er sich nicht weiter. „Der
Prinz Heratlius" (Iratli) war schon Herr von Georgien und hatte sich von
Persicn unabhängig gemacht. Das heißt bei unserem Wachtmeister: „er hat
Persien weggenommen!" Jetzt will er die Türken bekriegen, die Pforte,
wie in der Zeitung steht. Damit nimmt es Paul Werner etwas zu buch-
stäblich und etwas zu eilig: „er wird nächster Tage die ottomanische Pforte
einfprengen!" Auch über den Schauplatz ist er nicht genau orientirt; genug
es ist Krieg in weiter Ferne, wo Geographie und Geschichtskunde des Wacht-
meisters aufhören. Krieg ist fein Element, das er in Perfien sucht, wenn
er es in Preußen und der Umgegend nicht mehr findet. Sein Freigütchcn
hat er verkauft und hält sich marfchfcrtig; das Geld bringt er seinem Major,
der damit machen soll, was er will; das Beste wäre, er ginge mit nach Persien.
„Blitz! Der Prinz Heratlius muß ja wohl von dem Major Tellheim
gehört haben, wenn er auch schon feinen gewesenen Wachtmeister Paul
Werner nicht kennt". Diefes eine Wort sagt mehr als alle Lobpreisungen
der Kriegsthaten Tcllhcims. Es ist ein feiner mohlthuendcr Zug unseres
Stücks, daß es gar nichts von soldatischen Prahlereien nach Art der Masten-
tomödie enthält, nicht einmal die Affaire von den Katzenhäusern darf der
Wachtmeister erzählen. Und daß Tellheim einer der tapfersten Helden in der
Schlacht war, glauben wir dem braven Werner auf dieses eine so naiv
empfundene, fo überzcuguugsvolle Wort: „Der Prinz Heratlius muß
ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben!" Jetzt wundert
es mich gar nicht mehr, und ich verstehe es noch besser als zuvor, daß
Tellheim, wie er feine Sachen ausräumen läßt, felbst an nichts denkt als
an die Waffen; mag Just liegen lassen, was er vergißt, aber die Pistolen
soll er mitnehmen!

VI.

Ter Auftritt zwifchcn Just und Werner ist die Schlußscene des ersten
Acts. Wir sind durch die lebendigste dramatische Schilderung über die Lage
und den Charakter Tcllheims völlig im Klaren und wünschen einen Schutz-
'-

engel herbei, der dem guten, hochherzigen, tapferen, unglücklichen, in der Sorge für sein eigenes Wohl nachlässigen und thatlosen Mann die hilfreiche Hand reiche. Jetzt erst erscheint Minna von Barn Helm.

Das Gespräch zwischen ihr und Franziska, womit der zweite Act beginnt, ist das Muster eines Lessing'schen Dialogs. Der Dichter war seiner dialogischen Kunst, wie alles dessen, was er that, sich vollkommen bewußt; er macht einmal die überraschend wahre Bemerkung, daß die unwillkürlichen Bilder und Metaphern, die ein Gespräch hervorruft, auch häufig die ungesuchten Mittel sind, die es leicht und zwanglos fortleiten*). Verweilen wir mit dem Interesse dieser Beobachtung einen Augenblick bei der Composition des Gesprächs, das im Gange unseres Lustspiels uns eben hier begegnet. Wie leicht und natürlich stießt in dieser weiblichen Plauderei eine Wendung aus der anderen, bis sich der Dialog gleichsam in das Element ergießt, von dem die Herzen erfüllt sind! Minna ist nach einer unruhigen Nacht sehr früh aufgestanden: „Die Zeit wird uns lang werden, Franziska!" So beginnt das Gespräch. Was ihr die Ruhe gestört hat, war wohl nicht, wie das Kammermädchen aus eigener Erfahrung meint, der nächtliche Lärm der großen Stadt, denn das Fräulein läßt auch das Frühstück unberührt. Um die Langeweile zu vertreiben, bemerkt neckend Franziska, „werden wir uns putzen müssen und das Kleid versuchen, in welchem wir den eisten Sturm geben wollen". Weiß sie doch, woran ihr Fräulein denkt und worüber sie am liebsten sprechen, möchte, ohne den Anfang zu machen. „Was redest Tu von Stürmen, da ich blos hier bin, die Haltung der Ellpitulation zu fordern". Hier ist das Bild, kriegerisch und militärisch, wie die Zeit.' Unwillkürlich erinnert es an den Offizier, der dem Fräulein sein Zimmer geräumt und dafür einen höflichen Dank empfangen hat. Daß er nicht fo höflich war, seine Aufwartung zu machen, findet die Kainmerstingfer zu tadeln. Wir sind schon an der Stelle, die das Gespräch ungesucht und schnell erreichen muhte, das Bild vom Sturm und der Capitulation hat geholfen; der unhöfliche Offizier erinnert an das Muster des Gegentheils: „Es sind nicht alle Offiziere Teilheims", erwidert Minn», froh, daß sie von ihm sprechen kann. „Mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden werde". Aber das Herz, entgegnet Franziska, redet uns gewaltig gern nach dem Munde, während sich dieser sehr in Acht nehmen muß, nach dem Herzen zu reden und unsere eigenen Gefühle oder gar Vorzüge zu offenherzig darzuthun. Wo sind wir hingcrathen? Von der Hoffnung Minnas auf einen glücklichen Ausgang ihrer Reise in eine wortspielende Plauderei über Herz und Mund, wobei die gescheidte und witzige Franziska eine Reihe Einfälle hat, die mit der Bemerkung enden: „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt". Alle ihre Einfälle stießen aus derselben Wendung,

\>) Vgl. „Nord und Süd" Mmhcft: I. Lcffmgs rcformalorischc Bedeutung, S.217.

ous demfelbm bildlichen AnZdruck, den Minnas frohes Wort: „Mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden werde", hervorrief, ich meine die Entgegnung: „Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Munde". Ohne Bild und Metapher: „man glaubt, was man wiinfcht". Hätte sich Franziska fo ausgedrückt, fo waren alle jene Einfalle, die nur aus dein Bilde und der Metapher entsprungen sind, unmöglich, auch der von der Tugend, die man um fo weniger hat, je mehr man von ihr redet. „Siehst Du, Franziska!" ruft das Fräulein, „da Haft du eine fehr gute Anmerkung gemacht". In der Antwort, die das Kamniermädchen giebt, belehrt uns der Dichter zugleich über dieses fo natürliche und eben gebrauchte Mittel feiner dialogifchen K^unst, worauf wir unfere Leser hinweisen wollten: „Gemacht?" sagt Franziska, „macht man das, was einem so einfällt?"
Die ganze flüchtige Plauderei über Herz und Mund war nur eine fcheinbare Digrefsion, womit das Gefpriich fchnell und spielend von der Erwähnung Tellhcims zur Schilderung seines Charakters gelangt ist. „Und weißt du", fährt das Fräulein fort, „warum ich eigentlich diefe Anmerkung fo gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim. Freund und Feind fagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtschaffenste Herz, aber Rechtfchaffenheit und Ebelmuth sind Worte, die er nie auf die Zunge bringt". Er muß alle Tugenden besitzen, denn er spricht von keiner, eine einzige ausgenommen, die Minna von Barnhelm selbst au ihreni Bräutigam nie bemerkt und, wie mir scheint, nicht ungern vermißt hat: „Er spricht sehr oft von Oetonomie. Im Vertrauen. Franziska, ich glaube der Mann ist ein Verfchwender". Daß es sich aber bei Tellheim mit der Treue ähnlich verhalten könnte wie mit der Sparsamkeit, ist nur der neckende und spielende Einwurf des Kammermädchens, der Minna nicht irre macht. „Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch fehr oft der Treue und Beständigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeist wäre?" Gerade ein solcher Scherz ist der sicherste Beweis, daß Tellheims Treue und Beständigkeit jeden Zweifel ausfchließt. Minnas innere Stimme hat wahr gesprochen: „Mein Herz sagt es mir, daß ich ihn finden werde". Schon der nächste Augenblick erfüllt ihre Hoffnung. Aus dem Munde des Wirths erfährt sie, daß der aus feiner Wohnung verdrängte Offizier abgedankt und verwundet ist; an dem verpfändeten Ring erkennt sie ihren Verlobten. „Von wem haben Sic den Ring?" „Von einem fönst guten Mann", antwortet der bedenklich gemachte Wirth, dem nichts fo nahe liegt, als der Verdacht, das Kleinod könne im Kriege „gerettet" worden fein. „Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinein Eigentümer haben!" Der Bräutigam ist wiedergefunden; sie sucht ihn in der weiten Welt und wohnt in seinem Zimmer! Ihr erstes Gefühl ist unaussprechliches Glück. Trunken vor Freude, möchte sie, daß die ganze Welt mit ihr jubelt. „Es ist so traurig, sich allein zu freuen". „Da, liebe Franziska,

^taufe dir, was du gern hättest. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt.
Aber freue dich nur mit mir". „Nimm — und wenn du dich bedankest!
Warte, gut, daß ich daran denke. Das stecke bei Seite für den eisten
blesfirtcn armen Soldaten, der uns anspricht". Ihre Seele ist von Dank
so erfüllt, daß sie kein Wort des Dantes annehmen, nur selbst davon durch-
drungen fein will und für das eigene Gefühl leinen anderen Ausdruck findet,
als das Opfer des innigsten stummen Gebets. „Ich habe ihn wieder! Bin
ich allein? Ich will nicht umfonst allein sein. Auch bin ich nicht allein",
sagt sie mit gefalteten Händen. „Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel
ist das vollkommenste Gebet! Ich Hab' ihn, ich Hab' ihn! Ich bin glücklich
und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches
Geschöpf!"

Es giebt Naturen, welche die köstliche Gabe besitzen, von Grund aus
glücklich zu sein und zu machen, die durch ihre heitere Gemüthsart wie ein
Heller warmer Frühlingstag in die Welt leuchten, das Leben sich und
Anderen erleichtern und erquicken, ohne daß die Tiefe, Innigkeit und Treue
des Herzens, die Kraft der Hingebung und aufopfernden Liebe den mindesten
Abbruch leidet. Solche Gemüther haben nichts Problematisches, nichts von
dem Leichtsinn, der auf der Oberfläche des Lebens hinflattert, deni Schmetter-
linge gleich, der doch nur von der Raupe herkommt und nicht hoher fliegt
als der Staub. Es ist höchst selten, daß sich die Tiefe und der Ernst der
Empfindung ohne alle Empfindsamkeit mit dem „holden Leichtsinn der
Natur" ohne alle Flatterhaftigkeit in demselben Gemüth vereinigt. Eine
solche feltene, in ihrer Klarheit gegen alles unechte Glück gesicherte, in ihrer
Heiterkeit über alles eingebildete Unglück erhabene Natur ist Minna von
Barnhelm; ich wüßte unter den Frauengestalten unserer Dichtung leine, die
ich darin mit ihr vergleichen möchte. Sie hat, wie Goethe sagt, Lessingschen
Verstand. Und diefer Verstand vertragt sich auf das Beste mit wahrer
Gemüthstiefe. Als Klopstock in einer seiner Oden Gott mit erhabenen Worten
anflehte, ihm die Geliebte zu geben, machte Lessing die treffende und ergötz-
liche Bemerkung: „Welche Verwegenheit, Gott so ernstlich um eine Frau zu
bitten!" Dagegen ist es wahr und natürlich, wenn in Lesfings eigener
Dichtung eine Frau, die den Mann ihres Herzens wiedergefunden hat,
ein so freudiges Gebet wortlosen Dankes emporsendet.

Sobald sie der Nähe Tellheims gewiß ist, erscheint ihr Alles gut; jetzt
fühlt sie fein Schickfal in ihrer Hand, und diefe wird den Knoten zu löfen
wissen. Nur ein Ausbruch von Zorn und Mitleid trifft den Wirth:
„Häßlicher Mann, wie tonnten Sie gegen ihn so unfreundlich, fo hart, fo
grausam fein?" Unglücklich ist Tellheim nicht mehr, denn er hat ja auch
fie wiedergefunden. „Er jammert dich?" ruft sie Franziska zu, „mich
jammert er nicht. Unglück ist auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel
Alles nahm, um ihm in mir Alles wiederzugeben". Und wie Minna ihn
wiedersieht und von ihm felbst hören muß, daß er sich einen „Elenden"

nennt, fragt sie nicht nach seinem Elend, sondern nur nach seiner Liebe.»
„Sie lieben mich noch, genug für mich". „Hören Sie doch, was Ihre
M innn für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich
träumen: Ihr ganzes Glück sei sie. Geschwind kramen sie Ihr Unglück
aus". Schon biefes Wort: „kramen Sie es aus", erleichtert die tragische
Situation, Seine Zurückhaltung: „mein Fräulein, ich bin nicht gewöhnt
zu klagen", ist eine Schanze, die einem so treffenden Einwurf, wie dem ihrigen
nicht Stand hält: „O mein Rechthaber, fo hätten Sie sich auch gar nicht
unglücklich nennen sollen. Ganz geschwiegen oder ganz mit der Sprache
heraus". Jetzt muß er sein Unglück „auskramen", alle die schlimmen
Wechsel seiner Schicksale: er ist nicht mehr der glückliche Tellheim, „der
blühende Mann, boller Ansprüche, voller Ruhmbegierde, der seines ganzen
Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war, vor dem die Schranken der Ehre
und des Glücks eröffnet standen". „Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der
an seiner Ehre getränkte, der Krüppel, der Bettler. Jenem, mein Fräulein
versprachen Sie sich; wollen Sie diesem Wort halten?" In Minnas
Erwiderung liegt ihr ganzes Herz, ihre ganze Gemüthsart: „Das klingt sehr
tragisch! Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde — in die Tellheims
bin ich nun einmal vernarrt — dieser wird mir schon aus der Roth helfen
müssen. Deine Hand, lieber Bettler!" Aber die Sache ist weit ernsthafter,
als sie im Jubel des Glückes meinte. Mit dem höchsten Ausdrucke des
Schmerzes reißt sich Tellheim von ihr los und erklärt mit der Willensstärke,
die sie kennt, daß er gehe, um sie nie, nie wieder zu sehen; daß er fest
entschlossen sei, keine Niederträchtigkeit zu begehen, sie keine Unbesonnenheit
begehen zu lassen.

Der Knoten ist geschürzt und die Exposition unseres Dramas vollendet,
sie konnte Zug für Zug nicht natürlicher motivirt, nicht feiner und meister-
hafter ausgeführt sein. Der letzte Moment macht den erschütternden Ein-
druck einer tragischen Peripetie, eines plötzlichen und schlimmen Umschwungs
der Dinge. Auf dem Gipfel des Glücks, ihres Zieles sicher, erkennt Minna
mit einem Male den furchtbaren Ernst des Schicksals. Alis dem Wieder-
sehen ist Trennung geworden, hoffnungslose, wie es scheint. In diesem
Augenblicke ist sie ihrer selbst nicht mächtig, sie eilt ihm nach und will ihn
nicht lassen, er reißt sich von Neuem los und stürzt fort; sie sieht den
Wirth nicht, der vor ihr steht, und glaubt mit Franziska zu sprechen.
Händeringend, unter Thränen, ruft sie aus, wie verloren im Abgrund des
Elends: „Bin ich nun glücklich? Franziska, wer jammert dich nun?"

Diese Scene läßt der Dichter aus den triftigsten Gründen nicht vor unseren
Augen geschehen, sondern blos durch den Zeugen schildern. Sie ist für den
Charakter Minnas durchaus bezeichnend und darf in dieser ihrer ergreifenden
Bedeutung um keinen Preis durch den Anblick der mit Tellheim vergeblich
ringenden Frau und des Wirths, den sie in der Betäubung für ihre
Kammerjungfer ansieht, geschwächt weiden: Züge, die vor unseren Augen

leicht in's Komische fallen können, aber durch die Erzählung in Schatten
treten. In der Einbildungskraft sehen wir nur die von- fassungslose!»
Schmerz überwältigte Minna, die jene Gabe, im besten Sinne des Wortes
glücklich zu sein und zu machen, nicht besitzen würde, Hütte sie nicht auch
die Fähigkeit, grenzenlos unglücklich zu werden.

VII.

Wir wissen schon, wie Minna die Lage bemeistert und Tellheims Ent-
schlüsse, die zu schmerzlich sind, um für immer unerschütterlich zu sein, durch
eine glückliche, auf seinen Charakter berechnete List besiegt. Soll der Knoten
nicht tragisch zerreißen, so muß er auf heitere Art gelost werden. In der
Gemüthsart Tellheims fehlt eine befreiende Kraft gänzlich, ohne welche das
menschliche Leben in seinen Hemmungen stecken bleibt und den Druck des
Schicksals nie los wird: er hat keinen Humor, er ist völlig verdüstert und
in die Sackgasse feines Unglücks fo verrannt, daß er die freie Gegend nicht
mehr steht, daß ihm sein gutes Gewissen nicht über die gekränkte Ehre,
feine Verachtung des Geldes nicht über das Gefühl der Armuth, das
Bewußtsein, auf dem Schlachtfeldc verwundet zu fein, nicht über den
„Krüppel" hinweghilft; er ist mit seinem Unglück dergestalt zusammen-
gewachsen, daß dieser höchst uneigennützige und aufopferungswillige Mann
thut, was er am wenigsten thun möchte: er denkt eigentlich nur an fich
und will in jener stolzen Isolirung des Unglücks, worin jede Wohlthat
abgelehnt wird, keinem die Freude gönnen, ihm zu helfen. Könnte er seinen
Stolz opfern, wie fein Geld, so wäre Allen geholfen. Aber was nützt
noch seine Großmnth und Freigebigkeit? Wenn sich die Anderen, für die er
Alles thun möchte, ebenso spröde verhalten, wie er, so ist seine ganze Uneigen-
nühigkeit umsonst. Es heißt nicht wohlthätig sein, wenn man es dem
Empfänger versagt, seine Dankbarkeit durch die That zu beweisen; dann
erscheint der letztere nicht als der Freund, sondern als die Ereatur des
Wohlthäters, was lein tüchtiges und dankbares Gennith erträgt. Diese
nothwendigen Folgen seiner Handlungsweise hat Tellheim nicht bedacht, er
muß die Rückwirkung derselben erfahren: dies ist „die Lection", deren er
bedarf und die sicher bei ihm anschlägt. Just ist gegen den Pudel besser
gewesen, als fein Herr gegen ihn sein wollte, er hat das treue Thier
behalten, und Tellheim hat sich die kleine Geschichte zu Herzen genommen.
Aber die erste ernstliche Lection, die ihn erschüttert und für das Spiel
der letzteren vorbereitet, soll er durch den Wachtmeister empfangen, der ver-
gebens sein Geld hingeben möchte, um seinem vergötterten Major aus der
Noth zu helfen. „Es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin".
„Iiemt sich nicht?" anwortet Werner. „Wenn an einem heißen Tage, den
uns die Sonne und der Feind heiß machte, Sie zu mir kamen und sagten:
Werner hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte,
nicht wahr, Sie nahmen und tränten? Ziemte sich das? Bei meiner armen

Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr werth war,
als all der Quart! Nehmen Sie, lieber Major, bilden Sie sich
ein, es ist Nasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen".
Tellheim kann nur entgegnen: „Du marterst mich, du Horst es ja, ich will
dein Schuldner nicht sein?" „Ja, das ist was anderes", erwidert der
Wachtmeister, „Sie wollen mein Schuldner nicht fein? Wenn sie es denn
aber fchon wären, Herr Major? Oder sind Sie den» Manne nichts schuldig,
der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten follte, und ein
ander mal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die
Kugel durch die Brust jagen wollte? Was tonnen Sie diesem Manne mehr
schuldig werden? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen, als
mit meinem Beutel? Wenn das vornehm gedacht ist, bei meiner
armen Seele, fo ist es auch fehr abgeschmackt gedacht". — Was
bleibt dem Major noch übrig zu sagen? Daß ihm nur die Gelegenheit gefehlt
habe, für Werner dasselbe zu thun! Es ist wahr; hat ihn dieser doch
hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen
war, fein Leben wagen fehen. Aber Werner hat für den Major, der auf
seiner Weigerung beharrt, noch ein Wörtchen auf dem Herzen. „Wenn ich
manchmal dachte, wie wird es mit dir aufs Alter weiden? Wenn du
zu Schanden gehauen bist? Nenn du nichts mehr haben wirst? Wenn
du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirft
nicht betteln gehen, du wirst zum Major Tellheim gehen, der wird feinen
letzten Pfennig mit dir theilen, der wird dich zu Tode füttern, bei dem
wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben tonnen. Das denk ich nicht mehr.
Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's
habe, der will mir auch nicht's geben, wenn er's hat und ich s
bedarf. Schon gut". Dieses Wort hat getroffen. Tellheim ist besiegt.
„Mensch mache mich nicht rasend! Ich verspreche dir auf meine Ehre, wenn
ich lein Geld mehr habe, du sollst der Erste und Einzige sein, bei den» ich
mir etwas borgen will".

Diese unübertreffliche Scene, eine der schönsten des ganzen Stücks,
bildet gleichsam die Vorschule Teilheims, die ungesuchte, zu der Lection, die
ihm Minna ertheilen wird. Wenn man dem dritten Acte unseres Dramas
mit Goethe den Vorwurf macht, daß hier die Handlung still zu stehen scheine,
und retardirt werde, so hat man diese eben erwähnte Scene nicht genug und
richtig gewürdigt: sie enthält ein fortbewegendes, die unbeugsame Sprödigteit
Tellheims brechendes Motiv. Er hat an Minna geschrieben und ihr die
Beweggründe seines Entschlusses geschildert; sie will ihn selbst sprechen und
sendet den Brief zurück, als ob sie ihn nicht gelesen; dazwischen fällt sein
Gespräch mit dem Wachtmeister; es hat gewirkt, der Major ist schon nach-
giebiger geworden, jetzt wird er auf die Einladung des Fräuleins kommen,
sogar etwas geputzter, wie Franziska wünscht, in Schuhen und frisirt. „So
sehen Sic mir gar zu brav, gar zu preußisch aus! Sie sehen aus, als ob

Sie die vorige Nacht campirt hätten"., („Tu kannst es erratheu haben", antwortet der Major.)

Seitdem Minna den Brief gelesen, weiß sie, daß Tellheims Entsagung zwar in seiner Absicht den edelsten, aber in Wahrheit einen verkehrten Grund hat, daß sie nicht aus der Kraft, sondern aus einer Schwäche oder einen« Fehler seiner Denkart hervorgeht, „Ein wenig zu viel Stolz scheint mir in seiner Aufführung zu sein. Denn auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz!" Diesen Fehler, der aus Ueberzartheit das wahre Zartgefühl abstumpft und verhärtet, ihm selbst zu erleuchten, ist ihre Aufgabe. „Ich denke der Lection nach, die ich ihm geben will. Nu wirst sehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümcrn verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin". Sie besitzt als natürliche Mitgift, was ihm fehlt: ich meine nicht das Geld, fondein den Humor, der frei um sich blickt, Tellheims Hemmungen durchschaut und die Bande derselben löst.

Ter kluge Plan gelingt vollkommen. Kaum hat Tellheim erfahren, daß sie enterbt, flüchtig, verfolgt ist, so hat er sein Unglück vergessen und fühlt sich frei und wie gerettet. „Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eigenes Unglück schlug mich darnieder, machte mich ärgerlich kurzsichtig, schüchtern, lässig; ihr Unglück hebt mich empor. Ich sehe wieder frei um mich und fühle mich willig und frei, Alles für sie zu unternehmen". Mit einem Male wird es Licht in seiner Seele, und er erkennt, wie verkehrt und thöricht der Liebe gegenüber sein Unglücksstolz war. Wie Minna mit seinen Gründen seine Hilfe, Begleitung und jede Verbindung mit ihr zurückweist: „Wo denken Sie hin, Herr Major? Ich meinte Sie hätten an Ihrem eigenen Unglück genug; Sie müssen hier bleiben, Sie müssen sich die allervollstandigste Genugthuung ertrotzen" — bekennt ihr Tellheim seinen Irrthum: „So dacht, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Aergerniß und verbissene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst in dem vollsten Glänze des Glückes konnte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbsterhaltung erwacht, da ich etwas Kostbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe".

In dieser Uniwandlung Tellheims, in dieser Wiederherstellung seines wahren Charakters und seiner Kraft liegt die eigentliche Lösung des Knotens. Daß sie durch eine Täuschung herbeigeführt wird, mindert nichts an ihrer Bedeutung und ihrem Bestände. Es war, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, eine homöopathische Heilung. Er mußte so, wie Miuna es erdacht und ausgeführt hat, getäuscht werden, um seine Selbsttäuschung und Verblendung zu erkennen, seinen Unglücksstolz und Unglücksegoismus, denn

anders kann man es kaum nennen, wenn jemand sein Unglück nur für sich behalten und selbst der Liebe nicht gönnen will, es zu erleichtern und zu theilen.

Doch würden wir Tellheims Beweggründe, die Minna von Barnhelm zu überwinden hat und überwindet, nicht völlig durchschauen und würdigen, wenn wir Alles darin nur seinem Stolz und überzarten Ehrgefühl zuschrieben. Er vergißt jede Rücksicht auf die ihm ganz ergebenen Menschen, blos weil er sich selbst vergißt. In der Art, wie er sein Unglück empfindet und trägt, in dieser wortlosen Entsagung, in dieser stummen Fassung liegt eine Schlichtheit und Gelassenheit, die von den Schicksalen des Krieges und von der Schule der Schlachten herkommt. Die Unfälle, die ihn betroffen haben, gehören noch zu den Kriegsstürmen; er steht wie unter dem Eommando des Schicksals und läßt, was es verhängt, über sich ergehen, wie der Soldat im Felde, der standhalten muß, wie es der Dienst fordert; er steht, wie der taftfeie Soldat, der die Gefahr für sich allein haben will. Tcllheim sieht seine Ehre gefährdet in Folge einer That, die er im Kriege verübt hat: diese Gefahr muß überstanden sein, bevor in seinem Leben Friede wird. Darum darf auch die königliche Ehrenerklärung nicht ausbleiben. Wer den Charakter Tellheims darstellen will, niuß uns in jedem Zuge den Soldaten erkennen lassen, den der Krieg geschult hat.

Unser Stück ist ein Genrebild, das nicht blos in den Begebenheiten, sondern in den Charakteren und Emftfindungsweisen, die es schildert, unmittelbar auf dem grandiosen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges ruht. In einer Fülle von Zügen, die deshalb so eindringlich sind, weil sie einfach und anspruchslos, ohne Putz und anekdotische Färbung, aus der Handlung hervorgehen, erscheinen uns die Wirlungen jener heroischen, die menschlichen Schicksalsloose stürmisch durcheinander rüttelnden Zeit. Leichter als sonst werden ungewöhnlich starke, großherzige Entschlüsse gefaßt und eine Energie des Heizens an den Tag gelegt, ohne welche im Bilde unserer Dichtung Minna von Barnhelm und Tellheim sich nie gefunden und wiedergefunden hatten. Es gehört zu der erhabenen Zucht des Krieges, daß tüchtige und kraftvolle Naturen allen Eigennutz verlernen und alle Weichlichkeit des Empfindens sich abgewöhnen. Um so reiner zeigt sich das Mitleid, um so einfacher und natürlicher die Großmuth. Von solchen Einbrücken sind wir ergriffen, wenn Tellheim den Schuldschein Marloffs vernichtet und voll tiefen Mitgefühls der Wittwe nachruft: „Armes braves Weib!" Wenn Minna dem Kammermädchen Geld mit vollen Händen giebt: „Für den ersten blessirten, armen Soldaten!" Wenn der Wachtmeister dem Major den Beutel mit seinen Ersparnissen hinhält, als ob es die Feldflasche wäre: „Nehmen sie, lieber Major, bilden sie sich ein. es sei Wasser!" — Was in der menschlichen Natur der Krieg nicht besser macht, das macht er schlechter. Auch Charaktere der niederen und verdorbenen Art durften in unsrem dramatischen Zeitbilde nicht fehlen, wie der habgierige Wirth und der falsche Spieler, der französische Industrie-

ritter, der in der nichtswürdigsten Weise die Kunst versteht und übt, die Tellheim selbst in der besten und ehrlichsten Form verschmäht: eorrisssr la ldrtrme! Es giebt Leute die Menge, die vom Kriege nichts lernen, aber eines gleich nach dem Frieden vergessen: wie sehr sie noch eben im Kriege für Haus und Habe gezittert und jeden Soldaten als erhabenen Beschützer verehrt und als Held bewundert haben. Unser Wirth ist davon ein so einleuchtender Typus, daß Just an seinem Beispiel diese Erfahrung bestätigt: „Warum wart ihr denn im Kriege so geschmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da 'jeder Offizier ein würdiger Mann und jeder Soldat ein ehrlicher braver Kerl? Macht euch das Bischen Friede schon so übermüthig?" Wenn die Welt ihrer Kämpfe satt und müde ist, macht sie ihr „Bischen Friede". Aber die wahre Ausgeburt des Krieges soll der volle und ganze Friede sein, der in den Gemüthcrn der Menschen geschlossen wird und die Grundlagen alles echten Menschenglücks wiederherstellt. Mit dieser Lösung wollte Lessing seine Dichtung vollenden. In Tellheims Leben war noch Krieg trotz des Hubertsburger Friedens; hat er doch mitten in der Hauptstadt noch so eben die letzte Nacht durch campiren müssen! Jetzt ist Friede geworden, nachdem seine Minna ihn besiegt und sein König ihm die vollste Genugthuung gewährt hat; jetzt hat er sich und das Ideal seines Lebens wiedergefunden: „Nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein ein ruhiger, zufriedener Mensch sein; der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, unfehlbar werden, der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben". — Was kann man Besseres fein wollen und sein? Dies ist echtes, wahres Menfchenglück! Daß es der preußische Major mit dem sächsischen Edelfräulein gewinnt, darf in unfrei« Stück nach Goethes Auslegung als ein poetisches Sinnbild des Hubertsburger Friedens erscheinen. Nehmen wir es in seiner rein menschlichen Form, wie uns der Dichter seine Entstehung und Vollendung geschildert hat: dieses Glück wird in den Stürmen des Krieges gesäet, im Frieden geerntet, durch zwei herrliche soldatische Tugenden, Tapferkeit und Mitleid, verdient — «denn die tapfersten Männer sind auch die mitleidigsten!" — durch die weibliche Liebe erhalten und neu begründet. Darum nannte Lessing sein Luftspiel: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück".

Bibliographie.

Tylva <f«rmen. Hammcrstein. Gedicht. 8. 10t T. (Als Manuscript gedruckt). Leipzig, 1880, F. A. Nrockhaus. 2Mk.

— Sappho. Ein Gedicht. 8. 73 S. «Als Manuscript gedruckt). Leipzig, 1880, F. A. BrockhauS. 2 Mk.

llnter dem romantisch angehauchten, , nicht eben gefälligen Pseudonym, welches diese beiden Dichtungen als den Namen ihres Verfassers auf dem Titelblatt tragen, verbirgt sich schüchtern, die hehe poetische Begabung einer Fürstin von 'deutschem Stamm, deren Wiege am Rhein gestanden, deren Fürstenschloß unten an der Donau steht. Die beiden poetischen Schifflcin, mit denen die hohe Dame sich auf die weite, unergründliche See der Literatur hinausbegiebt, hätte!« es ruhig wagen dürfen, unter den Namen ihres Eigners zu segeln. Die anspruchsvolle Kritik hätte für die Fürstin nicht ermutigendere, anerkennendere Worte finden können, als sie für SYlva Carmcn übrig bat. Aus einer Reihe vortrefflicher, zum Thcil in der „Gegenwart" (unter den Namen E. Wcdi erschienenen) Uebcrsctzungen rumänischer Poesien, war die Vcrsasscrin eingeweihten Kreisen als form- und sprachgewandt in bester Erinnerung. Diese formale Begabung macht sich auch in den jetzt vorliegenden beiden Bündchen und in weniger unverkennbarer Weife geltend. Der fünffüßige Daktylus in „Tappho" ist mit überraschender Sicherheit gchandhobt; in breitem ungehindertem Fluß gleiten die Verse hin, nirgends wird der Sprache Gewalt angcthan um des Verses willen; nur selten begegnet man was man „gereimte Prosa" nennt. Zu diesen Vorzügen der Form gesellt sich ein größeren Vorzug: der echter unverfälschter poetischer Empfindung, die sich für ihren Ausdruck oft sinniger, farbenreicher Bilder und anmuthigcr, niemals auf der Oberfläche llufgclcfcncr Gedanken bedient. In „Sappho" werden die Schicksale der berühmtesten griechischen Dichterin in neuer Weise dichterisch zusammcngcsaßt, durchaus abweichend von den bisherigen Formen der Behandlung des gleichen Stoffes. Leider gestatten es die Aufgaben der Monatsschrift nicht, dein Gedankengange der Dichtung bis ins Einzelne nachzugehen. Das Schcidclied Sapphos möge hier eine Stelle finden:

Leise erreichte und ungesehen dm Fels sie.
Der aus dem Meere emporstieg, tiefer als Memnons
Haus; dort erhob sie die Stimme, als wolle sie ihm noch
Geistcrglcich Grüße empor in die Einsamkeit senden,
Sang sie erst leise; dann klang's wie gewaltiges, fernes
Brausen der brechenden Brandung; dann sank es verhallend:

Weine nicht, weil dich die Götter gesendet.
Weil sich mein Schicksal, mein Leben vollendet. —
Was man besingen kann, durfte ich sagen.
Was nllln crtiagen kann, Hab' ich getragen,
Tante den Göttern: ich habe gccnV«!

Weine nicht! Staub ist das Leben und Kleinheit,
Laß mich vergehn in der ewigen Einheit,
Alles, was mein war, das hat mich verlassen,
Laß mich das Ganze im Fluge ersahen.
Daß ich es schaue in leuchtender Reinheit!

Weine nicht! Singst Du dereinst meine Lieder,
Weht Dir mein Geist durch die Ewigkeit wieder.
Dein will ich bleiben, in schwingenden Tönen,
Nun bin ich müde — will ruh'n, — in der schönen
Lockenden Mccrfluth leg' ich mich nieder!

In „Hammerstein" wird eine
Episode nus der Zeit der Kämpfe zwischen
Heiniich IV. nnd seinem Sohne behandelt.
Die unvergängliche Schönheit der Rhcin-
landschaft bildet den leuchtenden Hinter-
grund für die aus freundlichen Anfängen
zu düster-tragischem Ausgange sich ent-
wickelnde Handlung. Der ewige Reiz
des deutschen Stroms hat es auch dem
Kinde seiner Ufer angethnn: wo es feinem
Prcife gilt, wo da« Lied, wie es an
seinen Gestaden wohnt «nd wächst, zu
tönen ansängt, dort findet die Dichterin
ihre fchönsten, nicht selten hinreißenden
Wirkungen. Sprache und Rhythmen
fordern dort zum Singen, fordern den
Eomponisten auf. Die Lieder erinnern
die schönen frühlingsfrischen Gesänge aus
an „Waldmeisters Vrnutfahrt". Hier zwei
Proben, zuvörderst das Werbelicd des
Sängers:

Es rieselt im Rheine,
Es wiegt in den Wellen,
Vom Riedgras zum Steine
Ein Plätschern, ein Quellen.
Es lachte die Schöne
Vom Felsen so heiter
Nun wirbeln die Töne
Die Wellen schon weiter.
Die Glocken die tragen
Es weit durch die Gauen
> Und singen und sagen
Die Lust meiner Frauen.
Es ahnt nicht die Traute
Mein liebend Verlangen,
Nun hat meine Laute
Ihr Lachen gefangen!

Und hier ein anderes:

Durch den Wald, durch den Wald kam ein
fröhlich Lied
Auf luftigen Schwingen gezogen,
Wie der Westwind säuselnd durch Buch-
wcild zieht
Ist's um die Harfe geflogen,
Die singt es weiter, den« grünen Rhein,
Drum Wissens die Bäume, die Vögclcin,
Tic ewig flüsternden Wogen.
Durch den Wald, durch den Wald zog
die Liebe dahin,
Das war ein Knospen, ein Schwellen,
Es weckte die Vöglein die Sängerin,
Sie küßte die Blumen, die Quellen,
Die sangen «nd sagten's dem grünen Rhein,
Drum wissen's die Bäume, der Sonnenschein,
Die heimlich flüsternden Wellen.
Durch den Wald, durch den Wald kam der
Sturm daher,
Hat Lied und Liebe gefangen.
Er trug sie fort »uf das weite Meer,
Im Hain ist's Blühen vergangen,
Nun wartet träumend der tiefe Rhein,
Es harren die Harfe, die Vögclcin
Und flüstern von Sehnen, Verlangen,

Das sind echte Aeußerungen starten
lyrischen Empfindens.

Rudolf Goecke, das Großhcrzogthum
Berg unter, Joachim Mural, Napoleon I.
u. Louis Napoleon 1806—1813. Ein
Beitrag zur Geschichte der sronzösifchen
Fremdherrschast auf dem rechten Rhcin-
ufer. Meist nach den Acten des Düssel-
dorfer Staatsarchivs. Köln, 1880.
Du Mont-Schaubcrg.

Die Quellen in Betreff der Zeit der
frcmzüsifchen Frcmdhcrrfchaft in Deutsch-
land fließen nicht reichlich. Einzelne
deutsche Regierungen, welche sich in jenen
unglücklichen Zeiten über die Grenzen der
Nothwcndlglcit hinaus compromittirt,
haben sich sogar bemüht, das Material
der Kcnntnißnahmc nach Möglichkeit zu
entziehen. Uni so dankenswcrther ist eine
so fleißige, gewissenhafte und cychöpfende
Arbeit, wie die obige. Sie giebt uns ein
vollständiges und anschauliches Bild aus
der Franzosenzeit. Einzelne Züge daraus
habe ich in meiner culturhistorischen Er-
zählung „Nur ein Schneider" (in „Nord

und Süd" 1879, Octobcr bis Tcccmbcr) vcrwerthet. Ich halte mich deshalb um so mehr verpflichtet, auf diefes schählmre Auch aufmerksam zu machen, da eine Erwähnung desselben mir in dem Munde meines Schneiders nicht passend erschien X. 2. V.

Mszartiana. Von Mozart herrührende und ihn bctresscnde, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schrift- stücke. Nach aufgefundenen Hand- schriften herausgegeben pon Gustav Nottcbohm. 8. XII und 139 S, Leipzig, 1880, Nrcittopf und HNrtel.

Den für das große Publikum werth- vollsten Bestllndthcil der Veröffentlichung, bilden zweiundvierzig bisher ungedruckle Briefe Mozarts: fünfundzwanzig sind an seine Frau, fünfzehn an Puschberg und zwei an's „Näsle" gerichtet. Die Mehr- zahl von diesen Briefen nthmet jenen liebenswürdigen Humor, jene fast kindliche Herzlichkeit und Ursprünglichtcit der Em-

pfindung, durch welche Mozavts Briefe
cinc so eigenartige Stelle unter allen be-
kannten Künstler-Corrcspondcnzcn ein-
nehmen. Für den Geschichtsschreiber
Mozarts wird der von seiner Schwester
seiner Zeit an Schlichtcgroll gelieferte
biographische Aussah — in elf Abschnitten
die Antworten auf ebensovicle Fragen —
oon großer Wichtigkeit sein. In der
Form und Vollständigkeit, in der er von
Marianne Mozart geschrieben ist, ist der
Aufsatz noch nicht gedruckt worden. —
In» Ucbrigcn enthält Noltcbohms
Sammlung u. A. eine Reihe sehr
interessanter Auszüge aus Vriefen der
Wittwe und Schwester Mozarts an
Breittopf und Hiirtcl, in deren
Besitz sich auch die Vorlagen zu dem hier
Veröffenilichten befinden. Das Ganze ist
dem Material entnommen, welches
Friedrich Rochlitz für die von ihm beab-
sichtigte Biographie Mozarts aus den
Händen der Wittwe und Schwester des
unsterblichen Tonmeisters seiner Zeit er-
halten hatte. — Die Arbeit Noltcbohms
als Herausgeber ist mit der an dem be-
währten Manne geschätzten Sauberkeit
und Gründlichkeil gcthan: sie wie
die Ausstattung des Buches verdient
alles Lob.

G. I. V«gr«W. Memoiren eines
Juden. Zwei Thcilc. Aus dem
Russischen überseht von M. Ascharin.
8. 1772 S. Petersburg, 1880,
A. E. Landau. »«.9-

Ein sehr originelles Buch, welches
nicht verfehlen wird Aufmerksamkeit zu
erregen und dem Verfasser Thcilnahme
zuzuwenden. Es ist ein merthnoller
Beitrag nicht nur zur Eulturgcschichte
der Juden, sondern auch zu der Rußlands
und seiner halbasiatischen Zustände, von
denen man ein anscheinend sehr treues
Bild gewinnt. Alle Mitteilungen des
Vcrsassers machen den Eindruck des
Selbstcrlcbten, der Unmittelbarkeit,»und
darin beruht zu einem nicht geringen
Theil die ost ergreifende Wirkung des
Buches. Heber seine Absichten und Ziele
äußert sich der Verfasser ungefähr mit
folgenden Worten:

„Ich zähle bereits vierzig Jahre.
Mein Leben ist nicht voll von jenen
romantischen Abenteuern, bei welchen es den
Leser heiß und kllltübcrläuft. ImGe^enlheil,
es ist sehr einfach und bescheiden. Und
doch, besäße ich die Gabe eines guten Er-
zählers, es tonnte, wenn auch nicht bei
icdem, so doch im jüdischen, lesenden
Publicum Thcilnahme erwecken. Wie ein
Tropfen Wasser dem bewaffneten Auge
des Naturforschers cinc ganzc Welt voll
Leben enthält, fo birgt auch der enge Pfad,
auf dem ich die Blülhczeit meines Wechsel-
vollen Lebens durchwondclt, die bcmcckns-
werlhcsten Seiten des öffentlichen, religiösen
und ötunomifchcn Lebens der Juden in
den letzten vier Jahrzehnten, mit feinen
dircctcn und indirectcn Einflüssen auf
das Dafcin jcdcs einzelnen Juden. Wenn
es nlir gclänge, alles das, was ich irn
Laufe der Jahre gefehen und erfahren,
in die entsprechenden Worte zu kleiden, so
würden meine Glaubcnsbrüdcr deutlich
den cigenthümlichen Alp erkennen, welcher
so schwer auf dem Geiste unseres Volkes
geruht, — jenen Alp, unter dessen
lähmendem Druck sich die gequälte Brust
nicht einmal durch einen Schrei Er-
leichterung zu schaffen vermochte. Aber
ich wiederhole: ich halte diesen meinen
Versuch für den ersten, vielleicht schwachen
Schritt auf dem Wege der Eclbsterlcnnt-
niß, welcher dic Iudcn einem neuen, der
vernünftigen Natur des Mcnfchen cnt«
fprcchcndcn Lcbcn entgcgcnführcn soll".
Tic Übersetzung tonnte besser sein. Dic Auf-
stauung ist — sür cin im Ausland ge-

drucktes, deutsches Buch — angemessen.

Martin Greif. Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. 12. 128 S. u. 4 S. Nachtrag. Casscl. 188U, Theodor Kay.

Tic zierliche Buchausgabe des kürzlich im Wiener Burgtheatcr mit großem Erfolge zur erst«, Aufführung gelangten dramatischen Wcrkcs cincs unserer anerkanntesten Lyriker.

Rellgilt unter veranrworllichlei! des Herausgebers.
Vruck und Verlag von 5. Zchottlaender in Vrezlan.
Unberechügler Nachdruck an» dem Inhal! blel« Zeitschrift unterlagt. UeberleHnng«echl r,,rl>«I,»l»in.